Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,463,272

Digitized by Google

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

P
94
33
1

Süddeutsche Monatshefte

Rassenpflege und Volksgesundheit

Mit einem Vorwort von

Reichsminister Dr. Frick

Arthur Gütt, Maßnahmen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses / Friedrich Burgdörfer, Ausgleich der Familienlasten / Bruno Kurt Schultz, Anthropologische Forderungen / Paul Nitsche, Zur rassenhygienischen Umgestaltung des Eherechts / Ernst Rüdin, Über rassenhygienische Forschung / Alfred Ploetz, Zum Verhältnis von Rassenhygiene und Anthropologie / Kurt Lydtin, Ist die Tuberkulose ein rassenhygienisches Problem? / Alfred Ploetz, Rassenhygiene und Krieg

3. JAHRGANG HEFT 1 OKTOBER 1935

erteljährlich RM. 4.05 Einzelheft RM

Digitized by Google

In 4. Auflage liegt vor:

Mahnruf an das deutsche Volk
von Richard Korherr

Mit einem Geleitwort von
Reichsführer SS Himmler

„Und deshalb ist uns heute noch die Schrift Korherrs und ist uns das Vorwort Himmlers ein SOS-Ruf, der in alle deutschen Ohren gellen soll, aufzuwecken, aufzurütteln, bevor es zu spät ist."

Völkischer Wille (Berlin), 16. V. 1935

„Das Buch von Korherr gehört mit zu den wichtigsten auf diesem Gebiete, weil es den Geburtenrückgang nicht nur zahlenmäßig, sondern in seiner Totalität, in seiner historischen Erscheinung und seinen Auswirkungen in früheren Kulturen behandelt. Es ist ein eindringlicher Mahnruf zu einer grundsätzlichen Aenderung der seelischen Haltung des ganzen Volkes und des Einzelnen gegenüber dieser Frage. Der Geburtenrückgang ist heute eine Frage der Politik, der Wissenschaft, der Wirtschaft, des allgemeinen Interesses; alle diese Kreise werden aus dieser bedeutsamen Schrift neue Erkenntnisse und Anregungen schöpfen."

Deutsches Statistisches Zentralblatt, 1935, Heft 4.

Preis geheftet RM. 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE MÜNCHEN
Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Rasse

Monatsschrift der Nordischen Bewegung

Herausgegeben von R. v. Hoff
in Verbindung mit L. F. Clauß und H. F. K. Günther.

Verlag von B. G. Teubner-Leipzig und Berlin

Probenummern unter Bezugnahme auf diese Anzeige kostenlos

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Dies ist die Zeitschrift für Sie,
die Sie laufend in rassenseelischer wie rassenkörperlicher Betrachtung über sämtliche Fragen der Rassenkunde und Erbforschung auf allen Gebieten der Geistes- und Naturwissenschaften, des Staatslebens und der Gesittung unterrichtet.

Hervorragender Bilderteil auf vielen Kunstdrucktafeln

Jährlich 12 Hefte im Gesamtumfang von 30 Bogen Text und 3–5 Bogen Bildtafeln. Vierteljährl. RM. 3.–, Einzelheft RM. 1.20

Neuerscheinung

Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre

Von Dr. med. Johannes Schottky,
Abteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers.

In Verbindung mit H. Bürger-Punz / O. Graf / E. Hefter / G. Kloos / F. Panse / F. Stumpfl.

Preis geh. etwa RM. 4.–, geb. etwa RM. 5.–.

Die Gesamtheit der seelischen Persönlichkeit steht im Mittelpunkt dieses Buches, das ein möglichst geschlossenes Bild über den augenblicklichen Stand unserer Kenntnisse der erblichen Grundlagen von Begabung und Charakter geben will.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Im toten Winkel

Gebirgsschützen-Anekdoten

zusammengestellt von

HELMUT SCHITTENHELM
UND HELMUT SCHWARZ

78 Seiten, illustriert RM. 1.20

Dieses Buch ist mit einem Minimum an literarischem Aufwand geschrieben. Aber die knappen, kaum angedeuteten Striche der köstlich humorvollen Darstellung ergeben ein so anschauliches Bild, wie es nur die engste Vertrautheit mit dem Gegenstande durch eigenes Miterleben schaffen konnte. Und dieses Bild zeigt eine Truppe, die sich durch Können und Gesinnung in den Augen eines jeden, der die Front erlebt hat, selbst aus den Formationen eines in seiner Gesamtheit so einzigartigen Heeres wie des deutschen heraushebt als etwas wiederum schlechthin Einzigartiges und Vorbildliches. Dies spürbar gemacht zu haben, ohne auch nur einen einzigen der heldenhaften Kämpfe des Bataillons zu schildern — einfach aus der Stimmung der Truppe heraus — ist ein Meisterstück, würdig seines Gegenstandes. Ganz im gleichen Geiste ist das Büchlein bildlich ausgestattet.

W. KOHLHAMMER VERLAG
STUTTGART U. BERLIN

Deutsche Ausgrabungen auf deutschem Boden

Von W. Petzsch

Darstellung vorgeschichtl. Siedlungen im Weg und Ergebnis der Forschung.

Mit Abbildungen. Klein. RM. 2.40, kt. RM. 1.80

Deutsche Ausgrabungen in den Ländern des klassischen Altertums

Von E. Pernice

2. Aufl. Mit Abbildungen. Klein. RM. 2.40, kt. RM. 1.80

Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B.

DIE KOLONIALE SCHULDLUEGE

VON HEINRICH SCHNEE

Ehem. Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

„Eines der schönsten Bücher, die uns die Nachkriegszeit beschert hat" — so begrüßte Prof. J. Loserth in der „Tagespost" Graz (13. II. 1927) die deutsche Ausgabe dieses Standwerkes deutschen Kolonialkampfes.

Fünfte Buchauflage / Geheftet RM. 2.70, Halbleinen RM. 3.75

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE
München, Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Oktober 1935 / Rassenpflege und Volksgesundheit

Seite

Vorwort. Von Dr. Wilhelm Frick, Reichs- u. Preuß. Minister des Innern, in Berlin 1

Maßnahmen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Von Dr. med. Arthur Gütt, Ministerialdirektor im Reichs- u. Preuß. Ministerium des Innern, Leiter des Reichsausschusses für Volksgesundheitsdienst e. V. und der Staatsmedizinischen Akademie, in Berlin 3

Ausgleich der Familienlasten. Von Dr. Friedrich Burgdörfer, Direktor beim Statistischen Reichsamt, in Berlin . . 8

Anthropologische Forderungen. Von Dr. Bruno Kurt Schultz, Privatdozent für Anthropologie an der Universität München, Stabsabteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers, in Berlin 14

Zur rassenhygienischen Umgestaltung des Eherechts. Von Prof. Dr. med. Paul Ritsche, Direktor der Landesanstalt Sonnenstein, in Pirna a. d. Elbe 17

Ueber rassenhygienische Forschung. Von Dr. Ernst Rüdi Professor für Psychiatrie an der Universität München, Direk der genealogisch-demographischen Abteilung der deutsch Forschungsanstalt für Psychiatrie (Kaiser-Wilhelm-Institu in München . . . . . .

Zum Verhältnis von Rassenhygiene und Anthrop Logie. Von Dr. med., Dr. phil h. c. Alfred Ploetz Herrsching bei München . . . . . .

Ist die Tuberkulose ein rassenhygienisches Proble Von Dr. Kurt Lydtin, Professor für innere Medizin an Universität München . . . . . .

Rassenhygiene und Krieg. Von Dr. med., Dr. phil. h. Alfred Ploetz in Herrsching bei München . . . . . .

Bauerngeschichte. Von Karl Heinrich Waggerl 44

Elsässische Nachklänge . . . . . .

Bücherschau

Rasse und Völkerschicksal. Von Dr. Walter S. Förtner in München 60

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Braun burg am Inn . . . . . .

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger S
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 8. Oktober 1935

RASSENHYGIENE

Lenz, Prof. Dr. Fr.
Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik).
4. Auflage. Geheftet RM. 13.50, Leinwand RM. 15.30.

Tirala, Prof. Dr. L. G., München
Rasse, Geist und Seele. Mit 16 Bildtafeln. Geh. RM. 6.80, Lwd. RM. 8.—.

Darré, Reichsminister R. Walther
Neuadel aus Blut und Boden.
24.—28. Tsd. Geheftet RM. 5.20, Leinwand RM. 6.30.

Rüdin, Prof. Dr. med. E.
Erblehre und Rassenhygiene im völkischen Staat.
I. Rassenhygiene im völkischen Staat. Tatsachen und Richtlinien. Geh. RM. 2.80, Lwd
II. Erblehre, Rassenhygiene und Psychiatrie im völkischen Staat. 16 Vorträge.
Teil II ist nicht einzeln lieferbar. Preis des Gesamtwerkes (mit 63 Abbildur
Geheftet RM. 14.—, Leinwand RM. 16.—.

Günther, Prof. Dr. Hans F. K.
Der Nordische Gedanke unter den Deutschen.
7.—9. Tausend. Geheftet RM. 4.—, Leinwand RM. 5.40.
Rassenkunde des deutschen Volkes.
85.—91. Tsd. Geheftet RM. 10.—, Leinwand RM. 12.—.

Staemmler, Prof. Dr. M.
Rassenpflege im völkischen Staat.
31.—35 Tsd. 1935. Kartoniert RM. 2.20, Leinwand RM. 3.20.

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN 2 S

Digitized by Google

W 7155

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Heimarbeit vergibt P. Holfter Breslau Hb.

Heidelberg Pädagogium Neuenheim Dr. Volz. Gymn. und Real-Klass. Sexta-Abitur. Mittlere Reife. Umschulung. Verpflegung d. eigene Landwirtschaft.

Nicht sind unsere Freunde!

KALODERMA-RASIER-SEIFE ist *glyzerinhaltig* — daher kein Brennen und Spannen nach dem Rasieren!

Ueber Wesen, Aufgaben und Ziele der Rassenpolitik des neuen deutschen Staates unterrichtet das Sonderheft:

Deutsche Rassenpolitik

Mit einem Geleitwort des Rasse- u. Siedlungsamtes der SS von Horst Rechenbach

Aus dem Inhalt:

Rassisches Denken im neuen Staat
Von Hein Schröder

Unsere Zuchtaufgabe
Von Horst Rechenbach

Rassische Grundlagen von Bildung, Kunst und Kultur
Von Lothar Stengel-von Rutkowski

Das Rassenbild der deutschen Frau
Von Franziska von Poremsky

Sterilisation und persönliche Freiheit
Von Wilhelm Pfannenstiel

Bücher zur Rassenfrage

★

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte
G. m. b. H.
München, Sendlinger Straße 80

Deutsches Kolleg
Bad Godesberg a. Rhein

Paritätische Stiftungsschule, Gymnasium und Realgymnasium von U III bis O I. Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familien-Internats. 12 (12) Klassen zu 10 bis 15 Schülern. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch-Geschichte, Kunstgeschichte. — Illustr. Prospekte durch den Direktor Dr. Berendt.

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegen Prospekte folgender Firmen bei:

Duncker & Humblot, Verlagsbuchhandlung, München
„Viktoria zu Berlin", Lebensversicherungs-A. G., Berlin
Verlag F. Bruckmann A.-G., München

Für Lichtbild-Vorträge

Seestern-Lichtbilder

in Diapositiven oder Stehfilmstreifen

Deutsche Rassenkunde
34 Bilder mit Text von Dr. Hesch
In Glasbildern RM. 43.50, als Bildband 4.40

Erbgesundheitslehre
37 Bilder mit Text von Prof. Dr. Steche
In Glasbildern RM. 46.25, als Bildband 4.20

Beide Serien sind von bekannten Forschern bearbeitet und auch von der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm für die Verwendung in der Schule anerkannt worden.

Verlangen Sie Verzeichnis SM 1035 von

E. A. Seemann, Leipzig C 1, Postfach 172

Digitized by Google

MODERNE HYGIENE

Geheimrat Prof. Dr. Karl Kißkalt, Zur Einführung / Dr. Arno Arnold, Hygiene der Körperpflege und Körperübung / Prof. Dr. Werner Bachmann, Hygiene der Kleidung / Prof. Dr. Wilhelm H. Jansen, Ernährungshygiene / Geheimrat Prof. Dr. Oswald Bumke, Seelische Hygiene / Dr. E. Wintergerst, Lärmschutz / Prof. Dr. Rud. Hecker, Soziale Hygiene / Prof. Dr. Franz Koelsch, Gewerbehygiene / Stadtbaurat Fr. Beblo, Stadthygiene / Präsident Dr. Hans Holler, Wasserversorgung auf dem Lande / Prof. Dr. Willi Rimpau, Infektionskrankheiten / Prof. Dr. E. Martini, Tropenhygiene

„Da die Mitarbeiter dieses Heftes auf ihrem Gebiet wirklich Bedeutungsvolles zu sagen haben, kommt der umfassenden Aufsatzsammlung großer Wert zu, denn sie unterrichtet zuverlässig und allgemeinverständlich über alle Probleme, die der modernen Gesundheitspflege und -fürsorge gestellt sind." Kasseler Neueste Nachrichten, 10. Mai 1935

Preis des Heftes RM. 1.50 / Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte München Sendlinger Straße 80

Soeben erscheint

FRIEDRICH NIETZSCHE

und die deutsche Zukunft

Von Professor Dr. Richard Oehler

IV und 132 Seiten, gebunden RM. 3.—

Inhalt: Die Reinigung der Luft — Die gesunden Werte — Führer und Geführte — Die natürliche Rangordnung — Die Herren der Erde

Zu dieser aus tiefstem Erleben erwachsenen gläubigen Schrift des bekannten Nietzsche-Forschers, die Nietzsches Gedankenwelt in Beziehung setzt zu den neu zu schaffenden Lebensformen der deutschen Zukunft, schreibt die Schwester des Philosophen: „Mit großer Freude höre ich, daß das Buch von Professor Oehler in Ihrem Verlag jetzt erscheint. Das ist sehr wichtig, da es zum erstenmal die großen Zusammenhänge zwischen der Kulturphilosophie Friedrich Nietzsches und der nationalsozialistischen Weltanschauung aufweist, weshalb es so bald wie möglich gelesen werden muß."

gez. Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche

Armanen-Verlag / Leipzig und Frankfurt am Main

Digitized by Google

67 D17A A 30

Vorwort

Während die ärztliche Wissenschaft bis vor kurzem ihre Hauptaufgabe darin sah, die Gesundheit des einzelnen Menschen zu fördern, ist das Bestreben der Rassenhygiene bewußt darauf gerichtet, die allgemeine Volkskraft nicht nur durch Hebung der Gesundheit des einzelnen Individuums, sondern durch eine Verbesserung der Gesamterbmasse des Volkes zu heben. Die Rassenhygiene verlangt daher von dem Einzelnen gegebenenfalls ein Opfer, dessen Zweck nicht mit einer Besserung der gegenwärtigen Lage, sondern erst der zukünftigen begründet wird. Daß bei einer liberalistischen Auffassung von Volk und Staat derartige Maßnahmen auf Ablehnung stoßen müssen, ist klar. Deshalb hat auch die Rassenhygiene bis zur Machtergreifung durch den Nationalsozialismus einen Einfluß auf Gesetzgebung, Staat und Volksmeinung nicht gewinnen können. Erst als der Nationalsozialismus seine Lehre dahingehend in das Volk trug, daß es nicht allein auf das Wohl des Einzelnen, sondern darauf ankomme, daß das Volk in seiner Gesamtheit frei, gesund und glücklich werde, und daß als Volk nicht nur die gegenwärtig lebenden Menschen, sondern auch die kommenden Geschlechter aufzufassen seien, konnte die Rassenhygiene den ihr zukommenden Einfluß im Staatsleben ausüben. Die Volksgemeinschaft wurde durch den Aufbau der einzelnen Stände gesichert. Gewaltige Anstrengungen zur Arbeitsbeschaffung beseitigten die Arbeitslosigkeit bis zu einem kaum für möglich gehaltenen Grade und schufen Vertrauen auf die Zukunft. Das Bauerntum als Lebensquell des deutschen Volkes wurde vor dem Untergang gerettet und auf seiner Scholle verankert. Durch Siedlungsmaßnahmen wurde neues Bauerntum geschaffen. Die Frau wurde ihrem eigentlichen Beruf als Hausfrau und Mutter nach Möglichkeit wieder zugeführt, das Heiraten wurde durch Gewähren von Ehestandsdarlehen erleichtert, die kinderreiche Familie durch den bevölkerungspolitischen Ausbau der Steuergesetzgebung in gewissem Maße entlastet.

Wenn auch die Schaffung einer Reichsfamilienausgleichskasse bisher nicht möglich war, so wurde doch versucht, der Notlage der kinderreichen Familien zu steuern.

Neben diesen Maßnahmen, die auf eine Sicherung des Volksbestandes als solchen hinauslaufen, wurden auch Maßnahmen gegen eine Verschlechterung des Erbgutes durch Rassenvermischung oder zu starke Vermehrung krankhafter Erbanlagen ergriffen. Der zu starken Vermehrung erbkranker Anlagen wurde durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses gesteuert. Durch Errichtung von Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege ist die Möglichkeit

Digitized by Google

gegeben, auf dem Wege der Eheberatung sowohl erbkranken Nachwuchs zu verhüten, als auch hochwertigen Nachwuchs zu fördern.

Durch zahlreiche Gesetze und Verordnungen und insbesondere durch dauernde Aufklärungsarbeit wurde die Bedeutung der Reinheit der Rasse dem deutschen Volk wieder nahegebracht.

Durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und die daraufhin ergangenen Bestimmungen wurde der jüdische Einfluß in der Verwaltung und im Volksleben zurückgedrängt, vor allen Dingen aber eine Gesundung des rassischen Empfindens unseres Volkes erreicht. Diese vorbereitende Arbeit wurde nunmehr ergänzt und vervollständigt durch das Gesetz zur Reinerhaltung des deutschen Blutes und der deutschen Ehre, wie durch das Reichsbürgergesetz, deren Ausführungsbestimmungen unser Volks- und Familienleben schützen, Rechte und Pflichten der deutschen Reichsbürger regeln werden.

Dieser kurze Überblick genügt, um zu zeigen, welchen Einfluß die Rassenhygiene heute auf unser ganzes Staatsleben bereits besitzt. Es ist nicht so, daß die Rassenhygiene dem Gesetzgeber diese oder jene Anregung gibt, die er gegebenenfalls einmal aufgreift, vielmehr ist es so, daß der Gesetzgeber seine ganze Gesetzgebungsarbeit daraufhin ansieht, ob sie auch den Anforderungen der Rassenhygiene nicht widerspricht. Selbstverständlich konnten noch nicht alle von ihr aufgestellten Forderungen restlos erfüllt werden, vieles wird zu diesem Zweck noch ausgeräumt werden müssen, was sich der biologischen Entwicklung unseres Volkes entgegenstellt, aber unser Ziel steht unverrückbar fest:

„Deutschland den Deutschen unter deutscher Führung, das Volk aber soll frei, stark und gesund einer besseren Zukunft entgegengehen!“

Frick

Digitized by Google

Maßnahmen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses[1])

Von Arthur Gütt in Berlin

Schon seit Jahrzehnten haben Vererbungswissenschaftler Deutschlands und anderer Länder ihre warnende Stimme erhoben und darauf hingewiesen, daß der fortschreitende Verlust wertvoller Erbmasse durch die dauernde Abnahme der Geburtenzahl und andererseits die Zunahme der erbkranken Personen eine schwere Entartung unserer Kulturvölker zur Folge haben müsse. Es sind dies Erkenntnisse, die auch in Deutschland zur Erörterung von Maßnahmen geführt haben, die diesem drohenden Verfall vorbeugen sollten.

Die nationalsozialistische Bewegung betrachtet die geschichtlichen Vorgänge nach rassischen Gesichtspunkten; sie vertritt die Anschauung, daß das Auf- und Niedergehen der einzelnen Völker nicht von wirtschaftlichen oder sonstigen äußeren Ursachen abhänge, sondern davon, ob das einzelne Volk in seiner rassischen Beschaffenheit noch gesund und kraftvoll ist, oder ob diese Kraft von innen heraus unterhöhlt und zerbrochen ist. Drei biologische Vorgänge sind es, die den rassischen Wert eines Volkes vermindern:

1. der Rückgang der Zahl,
2. das Anschwellen der untauglichen Erbanlagen und
3. die wahllose Rassenvermischung.

Es ist Aufgabe einer auf lange Sicht abgestellten Politik, diesen Gefahren vorzubeugen und durch Förderung der wertvollen Erbanlagen die Volkskraft immer mehr zu steigern. In diesem Sinne ist die Gesundheitspolitik des Staates, die früher, von der Seuchenbekämpfung abgesehen, sich allein mit dem Wohle des Einzelmenschen beschäftigte, dazu übergegangen, nicht mehr das Einzelwesen, sondern das Volk in seiner Gesamtheit in den Mittelpunkt ihrer Fürsorge zu stellen.

Zur Abwehr des Überwucherns Erbkranker in unserem Volkskörper dient das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, das am 1. Januar 1934 in Kraft getreten ist.

Zunächst für die Leser aus nichtärztlichen Kreisen einige Worte über den Eingriff selbst: Es handelt sich dabei um geringfügige operative Maßnahmen, die weder beim Manne noch bei der Frau das Wesen oder das Geschlechtsempfinden der betreffenden Person beeinträchtigen. Während man beim Manne nur einen äußerlichen Einschnitt in der Gegend der Leistenbeuge zu machen braucht, ist die Operation bei der Frau etwas schwieriger. Die Zeugungsunfähigkeit wird beim Manne mittels einer Durchtrennung oder Unwegsammachung der Samenstränge erreicht, die bei örtlicher Betäubung geschehen kann. Bei der Frau muß man die Eileiter, durch welche das weibliche Ei in die Gebärmutterhöhle gelangt, durchschneiden und unterbinden oder sonst unwegsam machen, um auf diesem Wege eine Befruchtung unmöglich zu machen. Da dieser Eingriff nach den Regeln der ärztlichen Wissenschaft unter Beachtung größtmöglicher Sorgfalt und Schonung ausgeführt werden muß, hat der Gesetzgeber angeordnet, daß diese Operationen nur in besonders dafür zu bestimmenden Krankenanstalten durchgeführt werden sollen.

Unter keinen Umständen darf diese Operation mit der Entfernung der Keimdrüsen, der sogenannten Kastration, verwechselt werden. Die Kastration ist ein

[1]) Vgl. Gütt, Rüdin, Ruttke: „Kommentar zum Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" (Verlag J. F. Lehmann, München).

Digitized by Google

schwerer Eingriff, nach welchem nicht nur die Zeugungsfähigkeit aufhört, sondern auch eine Umwandlung der Persönlichkeit und des Geschlechtsempfindens eintritt.

Das Gesetz geht bewußt von der Erkenntnis aus, daß es nicht alle Erbkranken, vor allen Dingen nicht alle leichteren Fälle von Geistesstörungen und auch nicht die gesunden Erbträger einer Krankheit erfassen kann; es will zunächst in weiser Beschränkung nur die Krankheitsgruppen einbeziehen, bei denen die Regeln der Vererbung mit großer Wahrscheinlichkeit einen erbkranken Nachwuchs erwarten lassen. Dies trifft bei den im § 1 genannten Krankheiten, z. B. angeborenem Schwachsinn, den aufgeführten Geisteskrankheiten, erblicher Fallsucht und den erblichen Mißbildungen zu. Bei der Sterilisierung entarteter Trunksüchtiger wird man sich auf die schweren Formen von Alkoholismus beschränken, da dann auch eine geistige und ethische Minderwertigkeit vorliegt, so daß Nachwuchs von diesen Personen aus mehrfachen Gründen nicht erwünscht ist. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die von dem Gesetz nicht erfaßten Erbkranken und vor allen Dingen die gesunden einsichtigen Erbträger solcher Krankheiten auch auf andere Weise von der Fortpflanzung abgehalten werden können. Es wird Aufgabe der dazu berufenen Stellen sein, durch Aufklärung und Eheberatung die Wirksamkeit dieses Gesetzes zu vervollständigen. Andererseits ist das Gesetz ein beachtlicher Anfang auf dem Wege der Vorsorge für das kommende Geschlecht. Beim Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntnisse kann dann die Liste der im § 1 erwähnten Krankheiten stets erweitert und ergänzt werden.

Die im Gesetz vorgesehenen Erbgesundheitsgerichte, die aus einem Richter, einem Amtsarzt und einem erfahrenen Arzt bestehen, werden bei allen erbkranken Personen die Vererbungswahrscheinlichkeit von Fall zu Fall nachzuprüfen haben und nur dann die Einwilligung zum Eingriff geben, wenn nach den Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, daß die Nachkommen an schweren körperlichen oder geistigen Erbschäden leiden werden. Eine ernsthafte Prüfung ist also in jedem Fall gesichert.

Im übrigen geht das Gesetz davon aus, daß derjenige, dessen Unfruchtbarmachung zum Nutzen der Volksgesundheit notwendig ist, in vielen Fällen selbst die nötige Einsicht aufbringen wird, um die Sterilisierung freiwillig zu beantragen. Die Bestimmungen über die Mitwirkung des gesetzlichen Vertreters, des Pflegers und des Vormundschaftsgerichts sind den allgemeinen Vorschriften des Vormundschaftsrechts angepaßt. Da in weiten Kreisen eine ausreichende Kenntnis von dem Wesen und den Auswirkungen der Unfruchtbarmachung nicht vorausgesetzt werden kann, erscheint es gerechtfertigt, daß der Antrag erst nach entsprechender ärztlicher Aufklärung zulässig sein soll. Im Hinblick darauf, daß die Allgemeinheit ein erhebliches Interesse an der Sterilisierung haben kann, sollen auch der beamtete Arzt und bei Insassen von geschlossenen Anstalten der Anstaltsleiter antragsberechtigt sein.

So soll die Unfruchtbarmachung eine der Allgemeinheit dienende fürsorgerische Maßnahme nach Art der Entmündigung sein. Die Entscheidung ist jedoch nicht in die Hand eines Einzelrichters gelegt, sondern mit Rücksicht auf die große Tragweite der zu fassenden Beschlüsse einem Kollegium übertragen. Als Vorsitzender ist möglichst ein Amtsrichter zu berufen, der Entmündigungssachen bearbeitet oder sonst über besondere Erfahrungen in familienrechtlichen Fragen verfügt. Große Sorgfalt hat namentlich auch bei der Auswahl der ärztlichen Mitglieder zu walten.

Die zur Entscheidung über die Beschwerde berufenen Erbgesundheitsobergerichte werden am Sitze eines jeden Oberlandesgerichts für dessen Bezirk eingerichtet. Auch hier muß bei der Ernennung der Mitglieder mit besonderer Sorgfalt verfahren werden.

Digitized by Google

Um eine zuverlässige und sachgemäße Ausübung zu sichern, soll der sterilisierende Eingriff nur in den staatlich hierfür zugelassenen Krankenanstalten ausgeführt werden, und zwar, um jeden Verdacht eines nicht ganz unparteiischen Verhaltens von vornherein auszuschließen, nur durch einen solchen Arzt, der in dem Verfahren weder als Antragsteller aufgetreten ist, noch als Beisitzer mitgewirkt hat.

Bei der Beurteilung des Einzelfalles muß ja der Arzt immer von zwei Voraussetzungen ausgehen, wonach die Sterilisierung nur zulässig ist,

1. wenn die Krankheit ärztlich einwandfrei festgestellt worden ist, und
2. wenn das Erbgesundheitsgericht zu dem Ergebnis kommt, daß nach der Erfahrung der ärztlichen Wissenschaft die Nachkommen des betreffenden Menschen mit großer Wahrscheinlichkeit an Erbschäden leiden werden.

Außerdem ist der Sinn des Gesetzes eindeutig und klar:

1. soll in Zukunft die Geburt erbkranker Menschen verhindert werden,
2. will das Gesetz die Familie und Angehörigen vor dem unendlichen Leid und den Opfern bewahren, die die Wartung und Pflege solcher Personen erfordern.

Schließlich soll der Arzt den erbkranken Personen selbst wie bisher auch weiterhin die unbedingt notwendige Pflege ohne Übertreibung zubilligen.

Wie sehr der Gesetzgeber aber bemüht gewesen ist, lediglich den Sinn des Gesetzes zu erfüllen, unnötige Operationen, Kosten und Härten zu vermeiden, geht aus den Bestimmungen des Artikels 1 der 1. Verordnung hervor, nach welchen der Antrag zur Sterilisierung überhaupt nicht gestellt werden soll bei Personen, bei denen infolge hohen Alters oder aus anderen Gründen eine Fortpflanzung nicht mehr in Frage kommt, desgleichen nicht bei Personen, die aus anderen Gründen dauernd anstaltsbedürftig sind oder bei denen der zuständige Amtsarzt bescheinigt, daß die Operation mit Lebensgefahr verbunden ist. Letzteres dürfte praktisch nur in Ausnahmefällen bei schwerer Erkrankung, insonderheit bei Frauen, in Frage kommen. Ferner soll die Unfruchtbarmachung nicht vor dem zehnten Lebensjahr vorgenommen werden.

Für die Ausführung des chirurgischen Eingriffs sollen staatliche und kommunale Kranken-, Heil- und Pflegeanstalten in Frage kommen, oder nur solche privaten oder charitativen Anstalten, die sich dazu bereit erklären und die andererseits die volle Gewähr dafür bieten, daß der Eingriff von einem chirurgisch geschulten Arzt sorgfältig ausgeführt wird. Die Kosten des gerichtlichen Verfahrens trägt nach § 13 des Gesetzes die Staatskasse, die Kosten des Eingriffs bei versicherten Personen die Krankenkasse, bei Hilfsbedürftigkeit der Fürsorgeverband, bei allen übrigen wieder die Staatskasse.

Nach Artikel 6 der Verordnung ist der Eingriff binnen 2 Wochen vorzunehmen, wenn das Gericht die Unfruchtbarmachung endgültig beschlossen hat. Da es dem Gesetzgeber nur darauf ankommt, erbkranken Nachwuchs zu verhindern, hat der Gesetzgeber keine Bedenken dagegen, das entscheidende Gericht zu ermächtigen, die Vornahme des Eingriffs auszusetzen, wenn der Unfruchtbarzumachende sich freiwillig auf seine Kosten in eine geschlossene Anstalt zur Asylierung hat aufnehmen lassen. Allerdings darf der so in freiwilliger Verwahrung befindliche Erbkranke aus der Anstalt nur dann entlassen oder beurlaubt werden, wenn er unfruchtbar gemacht worden ist, oder wenn die Gründe, die zu dem Urteil führten, nicht mehr bestehen. Ist aber bei Ablauf der Frist der Eingriff noch nicht erfolgt, oder hat sich der Unfruchtbarzumachende noch nicht in eine geschlossene Anstalt begeben oder ist er daraus wieder entwichen, so ist der Eingriff mit Hilfe der Polizeibehörde notwendigenfalls unter Anwendung unmittelbaren Zwanges in der vom beamteten Arzt zu bezeichnenden Anstalt auszuführen.

Digitized by Google

Wenn nun das Gesetz und die Verordnung einerseits erbkranken Nachwuchs verhüten wollen, so liegt es andererseits im Interesse des Staates, umgekehrt aber die Gebärfähigkeit der deutschen Frau unter allen Umständen zu erhalten und den Willen zum Kinde bei den Erbgesunden wieder zu wecken. Aus diesem Grunde hat der Gesetzgeber es für notwendig gehalten, den Ärzten, die eine Unfruchtbarmachtung oder eine Entfernung der Keimdrüsen zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben oder die Gesundheit vornehmen, die Meldepflicht aufzuerlegen, während der Eingriff aus anderen Gründen, z. B. auch aus der sozialen Indikation heraus, verboten ist. Nach Anlage 7 ist daher dem zuständigen Amtsarzt binnen 3 Tagen nach Vornahme des Eingriffs ein schriftlicher Bericht zu erstatten.

Die Amtsärzte haben auch, abgesehen von der Pflicht zur Antragstellung, an der Durchführung des Gesetzes den Hauptanteil zu tragen. Um ihnen die Durchführung der großen Aufgaben der Erb- und Rassenpflege zu ermöglichen, sind nach dem Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens[2]) vom 3. Juli 1934 am 1. April 1935 in allen Stadt- und Landkreisen Gesundheitsämter errichtet worden. Nach §§ 51 und 53 der 3. Verordnung zu diesem Gesetz sind bei den Gesundheitsämtern Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege zu errichten, denen die Beurteilung der Erbgesundheit der zu untersuchenden Personen obliegt.

Wenn die deutsche Regierung jetzt ein Gesetz zur Änderung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses verabschiedet hat, so ist damit nicht etwa eine Änderung der Grundlinien des Gesetzes in Angriff genommen, die sich in der Praxis bestens bewährt haben, sondern das Gesetz ist in seiner Zielsetzung erweitert und einige Fragen, deren Lösung immer dringender wurde, sind dadurch einer Klärung und Entscheidung zugeführt worden.

Es ist vielfach vorgekommen, daß erbkranke Frauen, deren Unfruchtbarmachung beschlossen worden war, den Wunsch äußerten, die Schwangerschaft möge unterbrochen werden, da sie ein wahrscheinlich doch erbkrankes Kind nicht austragen wollten. Dieses Verlangen erschien umso berechtigter, als einzelne Gerichte in der Annahme eines übergesetzlichen Notstandes die Unterbrechung der Schwangerschaft zugelassen haben. Infolgedessen war es erforderlich, diese Frage gesetzlich zu regeln.

Durch die Neuschaffung des § 14 des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses wird unzweideutig festgelegt, daß eine Schwangerschaftsunterbrechung nur erfolgen darf, wenn sie ein Arzt nach den Regeln der ärztlichen Kunst zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben und die Gesundheit der Schwangeren und mit deren Einwilligung vornimmt. Das alte Recht hat die Unterbrechung der Schwangerschaft ganz allgemein unter Strafe gestellt. Es war aber durch die Rechtsprechung eindeutig festgelegt worden, daß die ärztlich angezeigte Schwangerschaftsunterbrechung, wenn sie das einzige Mittel darstellte, um die Schwangere aus ernster Lebensgefahr zu befreien, nicht strafbar sein sollte.

Wir erinnern uns alle noch an die Bemühungen des Marxismus, diese Straffreiheit auch für die soziale Indikation in Anspruch zu nehmen, d. h. für die Fälle, in denen die Schwangerschaft unterbrochen wird, um eine Belastung der Familie mit der Aufzucht eines weiteren Kindes zu vermeiden. Der Nationalsozialismus hat die Mutterschaft unter seinen besonderen Schutz gestellt. Für ihn konnte gegenüber der Wahrung des Lebensrechts des neugeborenen Kindes eine Rücksichtnahme auf wirtschaftliche Erwägungen nicht in Frage kommen. Wo die eigenen Kräfte zur Aufzucht des Kindes nicht ausreichen, wird die Gemeinschaft,

[2]) Vgl. Dr. Arthur Gütt: „Der öffentliche Gesundheitsdienst" (Carl Heymanns Verlag, Berlin; Handbücherei für den öffentlichen Gesundheitsdienst).

Digitized by Google

deren Glied ja das Kind später sein soll, für die Sicherung der Lebenserhaltung eintreten müssen. Nicht umsonst hat die NSV. ihr großzügiges Hilfswerk „Mutter und Kind" neben dem Winterhilfswerk in den Mittelpunkt ihrer Arbeit gestellt. Eine Ausnahme davon, daß nur eine nicht sonst zu beseitigende Lebensgefahr die Unterbrechung der Schwangerschaft rechtfertigt, wird nur dann zugelassen, wenn es sich um die Unterbrechung der Schwangerschaft bei einer Frau handelt, gegen die ein Beschluß auf Unfruchtbarmachung vorliegt. Es erschien hier als besondere Härte, die Schwangere zur Austragung eines unter Umständen erbkranken Kindes zu zwingen. Dadurch, daß der Staat die Unterbrechung nur zuläßt, wenn sie mit Einwilligung der Schwangeren erfolgt und die Frucht noch nicht lebensfähig ist, wird allen moralischen und ethischen Einwänden vollauf Rechnung getragen.

Gegenüber einer Kritik, die trotzdem hier von gewissen Stellen des politischen Katholizismus einsetzen wird, die der Weltanschauung des Nationalsozialismus bewußt entgegenarbeiten, muß betont werden, daß in keinem anderen Lande die Frage der Schwangerschaftsunterbrechung in einer das Lebensrecht des ungeborenen Kindes stärker herausstellenden Art geregelt ist, als sie das neue Gesetz vorsieht. Es wird nämlich nicht nur die Unterbrechung der Schwangerschaft, sondern auch die Unfruchtbarmachung und die Entfernung der Keimdrüsen nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen zugelassen. Die Unfruchtbarmachung ist nur zulässig, wenn sie zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von einem Erbgesundheitsgericht nach den gesetzlichen Vorschriften rechtsgültig angeordnet worden ist, oder wenn ärztlich festgestellt ist, daß die Unfruchtbarmachung zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben und die Gesundheit des Betroffenen erforderlich ist.

Die Entfernung der Keimdrüsen (Entmannung, Kastration), die im Gegensatz zur Unfruchtbarmachung weitgehenden Einfluß auf das Geschlechtsempfinden dessen, an dem sie vorgenommen worden ist, ausübt, wird künftig zulässig sein:

1. wenn sie nach den gesetzlichen Vorschriften als Maßnahme zur Sicherung und Besserung bei einem schweren Sittlichkeitsverbrecher vom Gericht angeordnet worden ist,
2. wenn die Voraussetzungen für eine zwangsweise Entmannung nach 1. noch nicht vorliegen, aber der Sittlichkeitsverbrecher zur Abwendung weiterer sittlicher Verfehlungen die Entmannung selbst wünscht, und
3. wenn die Entfernung der Keimdrüsen zur Abwendung einer ernsten Gefahr für das Leben oder die Gesundheit des Betroffenen erforderlich ist.

Damit sind auch für die Unfruchtbarmachung und die Entfernung der Keimdrüsen klare Verhältnisse geschaffen. Die von böswilliger Seite immer wieder vorgebrachten Behauptungen, in Deutschland könne man sich zur Befriedigung seiner ausschweifenden Geschlechtsneigungen unfruchtbar machen lassen, sind demnach haltlose Lügen und scheinen nach den zahlreichen Sterilisierungsskandalen vielmehr auf solche Länder zuzutreffen, die an eine Klarstellung der Indikationen aus Rücksicht auf überholte mittelalterliche Dogmen noch nicht herangegangen sind.

Im Gegenteil, man weiß in Deutschland sehr wohl, daß die Unfruchtbarmachung nicht das A und O einer zielbewußten Erb- und Rassenpflege ist. Diese muß vielmehr ihr Hauptbestreben auf dem Gebiete der positiven Bevölkerungspolitik, d. h. in der Förderung der Erbgesunden und in einem Verhindern des Auftretens von Erbkrankheiten durch eine zielbewußte Eheberatung zur Anwendung bringen. Durch die Einrichtung von Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege bei den Gesundheitsämtern, wie sie in dem Erlaß des Herrn Reichsministers des Innern vom 11. Mai 1935 angeordnet worden ist, wird eine solche aufbauende bevölkerungspolitische Arbeit bereits eingeleitet.

Digitized by Google

Die Beratungsstelle für Erb- und Rassenpflege soll der Bevölkerung für die Beratung in allen einschlägigen Fragen zur Verfügung stehen. Im Gegensatz zu den bisher bestehenden Beratungsstellen z. B. für Tuberkulöse, Geschlechtskranke usw. hat die Beratungsstelle für Erb- und Rassenpflege neben dem augenblicklichen Gesundheitszustand des zu Beratenden vor allem seine Erbbeschaffenheit und Rassenreinheit zu erforschen und Eheberatung zu treiben. Damit soll der Weg für die Forderungen des Führers geebnet werden, der in seinem Buch „Mein Kampf" (S. 444) verlangt:

„Nein, es gibt nur ein heiligstes Menschenrecht, und dieses Recht ist zugleich die heiligste Verpflichtung, nämlich: dafür zu sorgen, daß das Blut rein erhalten bleibt, um durch die Bewahrung des besten Menschentums die Möglichkeit einer edleren Entwicklung dieser Wesen zu geben.

Ein völkischer Staat wird damit in erster Linie die Ehe aus dem Niveau einer dauernden Rassenschande herauszuheben haben, um ihr die Weihe jener Institution zu geben, die berufen ist, Ebenbilder des Herrn zu zeugen und nicht Mißgeburten zwischen Mensch und Affe."

Ausgleich der Familienlasten

Von Friedrich Burgdörfer in Berlin

Das Ziel und die Lage

Im allgemeinen dürfte Übereinstimmung darüber bestehen, daß die Erhaltung des Volksbestandes nach Zahl und Art als Mindestziel aller Bevölkerungspolitik zu gelten hat. Die Zielsetzung muß also quantitativer und qualitativer Art sein. Die Zahl allein genügt nicht und auch die Qualität allein kann ein Volk, das zahlenmäßig zurückgeht, nicht retten.

Dieses Doppelziel erscheint, wie ich in meinem Buch „Volk ohne Jugend" nachgewiesen habe, in vielen Völkern des abendländischen Kulturkreises, im besonderen auch in unserem deutschen Volk, nicht mehr gesichert. Die jetzigen Gebärleistungen reichen nicht mehr aus, um auch nur den zahlenmäßigen Bestand jener Völker zu erhalten, und die Betrachtungen über die differenzierte Fortpflanzung zeigen, daß auch ein Rückgang des qualitativen Standes der Völker auf die Dauer unvermeidbar wäre, wenn es nicht gelänge, einerseits die zum Teil noch recht große Fortpflanzung der Minderwertigen (Unterdurchschnittlichen) einzudämmen und andererseits die vielfach sehr geringe und zahlenmäßig unzulängliche Fortpflanzung der Hochwertigen (Überdurchschnittlichen) zu heben.

Das neue Deutschland hat sich die Erreichung dieses Doppelzieles als Mindestziel seiner Bevölkerungspolitik zur Aufgabe gemacht. Durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses sucht es die Fortpflanzung der schwerstbelasteten Erbkranken nach Möglichkeit einzudämmen. Andererseits sollen durch das Gesetz über die Gewährung von Ehestandsdarlehen, durch eine unter bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten durchgeführte Steuerreform, durch Siedlungs- und Bauernpolitik und insbesondere auch durch weitere noch zu erwartende Maßnahmen zum Ausgleich der Familienlasten die Voraussetzungen für ein Gedeihen der erbgesunden Familie und damit die Voraussetzungen für eine ausreichende Fortpflanzung der Erbgesunden verbessert und gesichert werden.

Die bisher erzielten Erfolge sind außerordentlich beachtlich. Sie sind, wie ich in meinem Vortrag auf der ersten Vollsitzung des Internationalen Kongresses für Bevölkerungswissenschaft in Berlin (27. August 1935) näher ausgeführt habe,

Digitized by Google

sowohl in der Geschichte der deutschen Bevölkerungsstatistik als auch der ausländischen ohne Beispiel[1]).

Die Zahl der Eheschließungen, die in der Zeit der schweren Wirtschafts- und Staatskrisis stark zurückgegangen war, stieg

von 510 000 im Jahre 1932
auf 631 000 im Jahre 1933 oder um 121 000 oder 24 v. H.,
auf 731 000 im Jahre 1934 oder um weitere 100 000 oder 16 v. H.

Die Zahl der Lebendgeborenen, die um die letzte Jahrhundertwende im Deutschen Reich noch über 2 Millionen jährlich betrug und die bis zum Jahre 1933 in unaufhaltsamem Absturz bis auf 957 000 oder 14,7 aufs Tausend der Bevölkerung zurückgegangen war, ist im Jahre 1934 erstmals wieder angestiegen, und zwar auf 1 181 000, d. h. um 224 000 oder 23 v. H. Der Anstieg ist bedingt einerseits durch einen starken Rückgang der Abtreibungen, andererseits durch eine erhebliche Zunahme der Zeugungen und des Zeugungswillens.

Ist Bevölkerungspolitik noch notwendig?

Diese Ergebnisse deuten auf einen grundsätzlichen Umschwung in der deutschen Bevölkerungsentwicklung hin, wie er bis jetzt in keinem anderen Land der Erde und auch in der Geschichte kaum seinesgleichen hat. Auch das beachtenswerte Beispiel Japans, über das Karl Haushofer im „Archiv für Bevölkerungswissenschaft" 1935, Nr. 4, berichtet hat, kann mit diesem deutschen Umschwung nicht auf gleiche Stufe gestellt werden. Zum Teil ist dieser Umschwung zweifellos durch die bevölkerungspolitischen Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung bewirkt worden; so hat namentlich die Gewährung von sogenannten Ehestandsdarlehen, die bis zum März 1935 in rund 400 000 Fällen erfolgt ist, zur Erhöhung der Heiratsfreudigkeit und auch zur Erhöhung der Geburtenzahl beigetragen. Von der Zunahme der Geburten entfallen etwa 50 bis 60 v. H. auf Ehen, die mit Hilfe von Ehestandsdarlehen geschlossen sind.

Aus diesen äußeren Maßnahmen allein aber kann der Umschwung nicht erklärt werden. Entscheidend ist der durch die nationalsozialistische Revolution angebahnte Wandel der Gesinnung, die grundlegende Veränderung der politischen und geistigen Atmosphäre, die Besserung der allgemeinen Wirtschaftslage, wie sie deutlich sichtbar in dem Rückgang der Zahl der Arbeitslosen von über 6 Millionen auf 1,7 Millionen zum Ausdruck kommt, kurz: die Wiederkehr des Vertrauens des Volkes in die politische und wirtschaftliche Staatsführung.

Freilich reicht der bisher erzielte Wiederanstieg der Geburtenzahl noch nicht aus, um den Bestand des Volkes zahlenmäßig zu sichern; wir hatten 1934 — trotz der erfreulichen Geburtenzunahme — noch einen Geburtenfehlbetrag von 15—20 v. H. Aus der Tatsache aber, daß es nach dem vorausgegangenen beispiellos scharfen Geburtenrückgang, wie er sich in den letzten Jahren in Deutschland vollzogen hat, überhaupt noch möglich war, einen grundsätzlichen Umschwung herbeizuführen, dürfte der Schluß zu ziehen sein, daß unser Volk im Kern noch gesund ist, und daß es noch bereit ist, auf eine zielbewußte Bevölkerungspolitik in entsprechender Weise einzugehen. Der bisher erzielte, aber noch keineswegs ausreichende Erfolg läßt darum nicht, wie man gelegentlich hören kann, die Fortführung und den Ausbau der Bevölkerungspolitik überflüssig erscheinen, sondern er berechtigt und verpflichtet vielmehr zu der Forderung: Nun erst recht Bevölkerungspolitik!

Der Grundgedanke des Familienlasten-Ausgleichs

Den Kernpunkt der Bevölkerungspolitik sehe ich nach wie vor in der Schaffung eines wirksamen Ausgleichs der Familienlasten.

Tausendfach lehrt die tägliche Erfahrung den rechenhaften Menschen von heute,

[1]) Vgl. hierzu meine Schrift: „Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich. Tatsachen und Kritik." Verlag K. Vowinckel, Heidelberg und Berlin, 1935.

Digitized by Google

daß es sich ohne Kinder oder mit weniger Kindern bequemer und besser leben läßt als mit einer größeren Kinderzahl, und daß man ein oder zwei Kinder materiell besser für das Leben ausrüsten kann als eine größere Anzahl von Kindern. Der eigene soziale Aufstieg erscheint bei kleiner Familie besser gewährleistet als bei großer. Diese Einstellung ist verständlich und bis zu einem gewissen Grade auch berechtigt. Jedenfalls muß man mit ihr rechnen. Die extreme Folgerung aber, zu der immer weitere Kreise unseres Volkes offenbar entschlossen sind: das Zweikinder-, das Einkind- und das Keinkindsystem, gefährdet den Bestand von Familie, Volk und Staat. Ein Staat, der diesen Zustand nicht ändert, gefährdet den Volksbestand und gibt sich selbst auf.

Der kinderreiche Familienvater — und selbstverständlich auch die kinderreiche Mutter — ist unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen zweifellos gegenüber dem kinderarmen und kinderlosen im Nachteil, und zwar in jeder Bevölkerungsschicht. An diesem Punkt muß eine zielbewußte Bevölkerungspolitik, die in erster Linie Familienpolitik sein und die wirtschaftliche Grundlage der Familie stärken muß, einsetzen. Es handelt sich darum, eine Art bevölkerungspolitischen Finanzausgleichs innerhalb jeder Bevölkerungsschicht unseres Volkes durchzuführen mit dem Ziele, daß einerseits die jetzt bestehenden wirtschaftlichen Vorteile der Kinderarmut und Kinderlosigkeit, die ja geradezu zur Nachahmung des üblen Beispiels anreizen, zugunsten der mit Kindern gesegneten Familien weitgehend beschnitten werden. Es darf sich — um ein Wort Staemmlers zu gebrauchen — einfach nicht mehr lohnen, keine Kinder zu haben. Anderseits müssen mit den hierdurch zu gewinnenden Mitteln die schweren wirtschaftlichen Nachteile, die mit einer größeren Kinderzahl heute in jeder Bevölkerungsschicht verbunden sind, soweit ausgeglichen werden, daß ein Absinken der kinderreichen Familien aus der überkommenen sozialen Schicht und Lebenshaltung, wie es ja bis heute noch als Folge einer größeren Kinderzahl leider nur zu oft eintritt, künftig vermieden wird.

Die völkische Begründung des Ausgleichs der Familienlasten

Der Ausgleich kann praktisch auf verschiedenen Wegen angestrebt werden. Es dürfte sich auch aus grundsätzlichen und psychologischen Erwägungen empfehlen, die Maßnahmen auf die besonderen Verhältnisse der verschiedenen Bevölkerungsschichten abzustellen; doch müssen die verschiedenen Maßnahmen sorgfältig aufeinander abgestimmt werden, sodaß grundsätzlich jede Bevölkerungsschicht in der ihr angemessenen Weise bevölkerungspolitisch erfaßt wird.

Vorweg möchte ich bemerken, daß die Gewährung von Ehestandsdarlehen, so bedeutsam und wirkungsvoll sie vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus ist, nicht als Maßnahme eines Familienlastenausgleichs gelten kann; sie hat vielmehr die Wirkung einer Heirats- und Geburtenprämie und ist darum in diesem Zusammenhang nicht weiter zu behandeln[1]). Auch die Beihilfen, die aus dem Sondervermögen des Reichs für Ehestandsdarlehen auf Grund der Verordnung des Reichsfinanzministers vom 15. September 1935 (RGBl. I S. 1160) auf Antrag an bedürftige kinderreiche Familien gewährt werden können, können nicht als Familienlastenausgleich in dem hier angestrebten Sinn gelten; denn jene einmaligen Beihilfen, die zweifellos manche Not in kinderreichen Familien lindern können und deshalb dankbar zu begrüßen sind, haben zu sehr den Charakter einer Notstands- und Unterstützungsmaßnahme, während im Interesse des bevölkerungspolitischen (auch qualitativen) Dauererfolgs von einem gesetzlich geregelten Ausgleich der Familienlasten zu verlangen ist, daß ihm jeder Beigeschmack einer irgendwie gearteten Wohlfahrtsmaßnahme von vornherein genommen ist. Der

[1]) Näheres hierüber in meinem soeben (bei Joh. Ambr. Barth, Leipzig) erschienenen Buch: „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung. Ein Führer durch die deutsche Bevölkerungsstatistik und Bevölkerungspolitik", S. 185 ff.

Digitized by Google

geringste Verdacht, daß es sich bei diesen Ausgleichsmaßnahmen etwa um eine Fürsorge- oder Unterstützungsmaßnahme handeln könnte, würde sie gerade in den Augen der verantwortungsbewußten Eltern in Mißkredit bringen und mindestens die propagandistische Wirkung einer solchen Maßnahme ernstlich beeinträchtigen.

Bei dem hier angestrebten Ausgleich der Familienlasten soll es sich nicht um irgendein Geschenk des Staates an notleidende arme Kinderreiche handeln, sondern es muß sich um einen gerechten Ausgleich eines Teiles jener Vorausbelastungen des kinderreichen Familienvaters handeln, die er durch Aufzucht und Erziehung einer für die Volkserhaltung ausreichenden Kinderzahl, d. h. durch Erfüllung einer völkischen Pflicht, auf sich genommen hat. Da von der Erfüllung dieser völkischen Pflicht das Leben und die Zukunft von Volk und Staat unmittelbar abhängt, anderseits aber viele Volksgenossen aus irgendwelchen, zum Teil sehr ehrenwerten Gründen an dieser Aufgabe nicht teilnehmen oder teilnehmen können, muß die im Staat vereinte Volksgemeinschaft — um ihrer selbst willen — die wirtschaftliche Vorausbelastung der kinderreichen Familien (durch Heranziehung der Kinderlosen und Kinderarmen zu den Gesamtkosten der Aufzucht und Erziehung des Nachwuchses der Nation) insoweit ausgleichen, daß die von den kinderreichen Eltern zu übernehmenden wirtschaftlichen Opfer wenigstens spürbar erleichtert werden, daß sie tragbar gemacht werden. Die im Staat vereinte Volksgemeinschaft muß gewissermaßen die erbgesunden Eltern bitten, das Volk, von dessen Bestand alle abhängen, am Leben zu erhalten, und die Volksgemeinschaft muß in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Ordnung die praktischen Voraussetzungen hierfür schaffen.

Das allein kann Sinn und Rechtsgrundlage eines wirklichen Ausgleichs der Familienlasten sein, und, so verstanden, können die Ausgleichslasten von den kinderreichen Eltern stolzen Hauptes als eine ihnen nach völkischem Recht zustehende Leistung und Anerkennung der Volksgemeinschaft entgegengenommen werden und, so verstanden, können anderseits die erforderlichen Mittel von den Kinderlosen und Kinderarmen aus ihrer völkischen Gesinnung und ihrer Volksverbundenheit heraus — nicht als Bestrafung, sondern als eine andere Form völkischer Leistung — mit Fug und Recht gefordert werden.

Wege zum gleich der Familienlas

Der nächstliegende Weg zur Herbeiführung eines Ausgleichs der Familienlasten ist die Steuerreform. Hier hat es der Staat in der Hand, durch Verteilung der Steuerlasten unter Berücksichtigung des Familienstandes und der Familiengröße die Kinderreichen zu entlasten und die Kinderlosen und Kinderarmen stärker heranzuziehen. Wir haben ja schon in der Vergangenheit bei der Einkommensteuer ein sogenanntes Kinderprivileg oder Familienprivileg gehabt, oder besser gesagt, unsere Parlamentarier glaubten, ein solches Familienprivileg geschaffen zu haben. In Wirklichkeit war es weder ein Kinderprivileg, noch ein Familienprivileg, sondern, wie ich auf Grund einer rechnerischen Nachprüfung nachgewiesen habe, wir hatten ein Junggesellenprivileg in unserer Einkommensteuer.

Das ist nun inzwischen durch die Reinhardt'sche Steuerreform vom 16. Oktober 1934, die bewußt unter bevölkerungspolitische Gesichtspunkte gestellt ist, anders geworden. Die Sätze der Einkommensteuer wurden für die kinderreichen Familien z. T. etwas gesenkt, und in der Vermögensteuer, die früher überhaupt keine Rücksicht auf Familiengröße nahm, ist erstmals bei Bemessung der Freigrenze die Familiengröße berücksichtigt. So erfreulich diese Verbesserungen sind, so scheinen mir doch vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus noch nicht alle Möglichkeiten, die in der Gestaltung der Steuertarife zur Erreichung eines Ausgleichs der Familienlasten liegen, erschöpft zu sein. Ich darf dieserhalb auf mein Buch „Aufbau und Bewegung der Bevölkerung", S. 192 ff., insbesondere auch auf meine Vorschläge

Digitized by Google

hinsichtlich einer weiteren bevölkerungspolitischen Umgestaltung der Einkommensteuer, der Erbschaftsteuer, der Hauszinssteuer, Grundvermögensteuer usw. hinweisen. Hier bleibt noch vieles zu tun, um wenigstens das eine, schon vom Standpunkt steuerlicher Gerechtigkeit anzustrebende Ziel zu erreichen, daß die starke steuerliche Vorausbelastung der kinderreichen Familienväter, die sich aus der (unvermeidlichen) Erhebung der kopfsteuerartig wirkenden indirekten Steuern, Verbrauchssteuern, Umsatzsteuern und Zölle auf lebenswichtige Bedarfsgegenstände zwangsläufig ergibt, durch Steuernachlässe bei den direkten Steuern einigermaßen ausgeglichen wird.

Im übrigen muß man sich aber darüber klar sein, daß mit steuerlichen Maßnahmen allein ein Ausgleich der Familienlasten nur innerhalb der wirtschaftlichen Oberschicht und vielleicht noch des gehobenen Mittelstandes möglich ist. Steuernachlässe oder auch Mehrbesteuerungen verfehlen ihre bevölkerungspolitische Wirkung, wenn das Einkommen oder das Vermögen eine gewisse Grenze unterschreitet, wenn also die Grundlage für die Auswirkung solcher Maßnahmen nicht breit genug ist. Deswegen erscheint es mir notwendig, daß man vor allem für den Mittelstand, für die Arbeiterschaft und Angestelltenschaft noch Ergänzungsmaßnahmen durchführt. Ich habe verschiedene derartige Ergänzungsmaßnahmen in meinen Schriften vorgeschlagen, so die Gewährung von Reichsfamiliendarlehen an die Kinder aus erbgesunden kinderreichen Bauernfamilien und Familien des selbständigen Mittelstandes (a. a. O. S. 199), eine bevölkerungspolitisch betonte Neuregelung der Beamtenbesoldung u. a. Vor allem aber scheint mir die bevölkerungspolitische Erfassung der breiten Schicht der Arbeiter- und Angestelltenschaft im Wege der Schaffung einer Reichsfamilienkasse dringend geboten und erfolgversprechend.

affung einer ichsfamilien-kasse

Für die große Masse der Lohn- und Gehaltsempfänger könnte theoretisch ein Familienlastenausgleich am einfachsten im Wege der Lohnpolitik durchgeführt werden. Man könnte in den Tarifen den Familienvätern in Aussicht stellen, daß sie je nach der Zahl der Kinder Familienzulagen bekommen. Wir hatten ja in der Inflationszeit und auch noch einige Zeit nachher, z. T. auch heute noch in gewissen Gewerbegruppen diese sogenannten Familienzulagen, und in Frankreich und Belgien ist dieses System auch jetzt noch verbreitet und wird dort weiter ausgebaut.

Dieses System hat allerdings gewisse Mängel, die man nicht übersehen darf. Zunächst ist festzustellen: in der freien Wirtschaft kann man es nur dann anwenden, wenn bestimmte Einrichtungen gegen Mißbrauch gegeben sind. Der wirtschaftlich rechnende Unternehmer wird oft nicht geneigt sein, Familienväter einzustellen, weil sie teurer wären als ledige oder kinderlose Arbeiter. Man müßte deshalb Sicherungen schaffen, die an sich etwa durch Bildung von Ausgleichskassen für die einzelnen Berufsgruppen oder Industriegruppen — ähnliche Einrichtungen bestehen beispielsweise in Frankreich — möglich wären.

Aber auch dagegen bestehen gewisse Bedenken, namentlich wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Kinderreichtum in den einzelnen Bevölkerungsschichten außerordentlich verschieden ist. Die Bergarbeiter z. B. sind verhältnismäßig kinderreich, andere Industriearbeiter kinderarm. Wenn nun die Bergarbeiter auf sich selbst angewiesen sind und gewissermaßen unter sich in Form einer Ausgleichskasse auf berufsständischer Basis den Familienlastenausgleich schaffen sollen, dann ist das eine Zumutung, die über ihre Kräfte gehen wird, während auf der andern Seite wieder der in erster Linie notwendige Ausgleich zwischen den kinderreichen und kinderarmen Bevölkerungsschichten fehlt.

Digitized by Google

Man wird darum für die Gesamtheit der in der freien Wirtschaft tätigen Volksgenossen den Ausgleich der Familienlasten besser nicht auf berufsständischer Grundlage, sondern auf höherer Ebene, auf der Ebene der Volksgemeinschaft durchführen. Ich habe deshalb vorgeschlagen[1]), für die der Sozialversicherung unterliegenden Bevölkerungsschichten (Arbeiter und Angestellte) eine sogenannte Reichsfamilienkasse einzuführen, und zwar für die Arbeiterschaft in Anlehnung an die Invalidenversicherung, für die Angestelltenschaft in Anlehnung an die Angestelltenversicherung. Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß manches dagegen spricht, und auch manche Erfahrungen unserer Sozialversicherung ermutigen nicht ohne weiteres dazu, dieses Verfahren anzuwenden. Ich sehe aber keinen besseren Weg und halte ihn für praktisch gangbar und erfolgversprechend.

Die Reichsfamilienkasse würde etwa so aufzubauen sein, daß die ganze Schicht der Arbeiterschaft und Angestelltenschaft, die ja ohnehin schon in der Sozialversicherung zusammengefaßt ist, künftig, soweit sie ledig, kinderlos oder vielleicht auch noch soweit sie kinderarm ist, zu Ausgleichsbeiträgen herangezogen wird. Dagegen würden den Familien mit mehr als 2 Kindern laufend monatliche Erziehungsbeihilfen zu gewähren sein. Diese Erziehungsbeihilfen wären zu bestreiten aus den Einnahmen an Ausgleichsbeiträgen, die erforderlichenfalls durch einen Reichszuschuß, insbesondere durch die Einnahmen aus der unter bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten reformierten Erbschaftsteuer zu verstärken wären. Insgesamt würde es sich um eine Einkommensverlagerung von den Kinderarmen, Kinderlosen und Ledigen zugunsten der Kinderreichen innerhalb der Gesamtschicht der Arbeiter- und Angestelltenschaft handeln. Natürlich darf diese Einkommensverlagerung, wenn sie wirksam sein soll, nicht etwa in der Sphäre von Almosen u. dergl. stecken bleiben.

Wie ich in meinem Buche „Volk ohne Jugend" näher begründet habe, komme ich zu dem Ergebnis, daß in der Schicht, die in der Sozialversicherung zusammengefaßt ist, insgesamt ein Betrag von etwa einer Milliarde Mark jährlich erforderlich wäre, nicht in der Gestalt einer neuen Steuer, sondern einer Einkommensverlagerung, einer Art bevölkerungspolitischen Finanzausgleichs zugunsten der Kinderreichen. Dieser Betrag erscheint natürlich auf den ersten Blick außerordentlich hoch. Wir sind ja aber von früher her an hohe Zahlen gewöhnt, und ich darf auch hier daran erinnern, daß wir auf manchen anderen Gebieten Ausgaben leisten müssen, gegen die diese Ausgaben verhältnismäßig bescheiden wären. Wenn ich daran erinnere, daß wir beispielsweise, wie ich an anderer Stelle dargelegt habe, für den Unterhalt der Erbkranken, Asozialen und Kriminellen, also für minderwertige oder unerwünschte Bevölkerungsschichten, jährlich im Volkshaushalt insgesamt ungefähr eine Milliarde aufwenden müssen, dann möchte ich glauben, daß für die Förderung erbgesunden Nachwuchses eine Milliarde nicht allzuviel verlangt wäre. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß selbst in den letzten Krisenjahren das Volkseinkommen in Deutschland immerhin noch 50—60 Milliarden betrug gegenüber 70—75 Milliarden in normalen Jahren, und daß es sich hier um die Sicherung der Lebensgrundlage von Volk und Staat handelt, wie ja auch der Führer immer wieder betont hat: um die Erhaltung dieses Volkes für dieses Land und die Sicherung des Nachwuchses dieses Volkes.

Im übrigen sollen weder die Beiträge auf der einen Seite eine Strafe, noch die Erziehungsbeihilfen auf der andern Seite eine Belohnung sein. Was wir anstreben wollen und müssen, ist lediglich ein gerechter Ausgleich der Familienlasten.

[1]) Vgl. „Volk ohne Jugend", 3. Aufl., S. 483. — Ferner mein Referat über den Umbau der Sozialversicherung im Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, 1933/34 Nr. 5, S. 318 ff.

Digitized by Google

Anthropologische Forderungen

Von Bruno Kurt Schultz in Berlin

Die rassenkundliche Forschung hat mit wissenschaftlichen Methoden die Beschaffenheit und Verschiedenartigkeit der einzelnen Menschenrassen festgestellt und bewiesen, daß diese Verschiedenheiten nicht etwa auf Besonderheiten der Umwelt zurückzuführen sind, sondern daß sie zutiefst in der Erbanlage beruhen. Diese Ungleichartigkeit der Menschenrassen bezieht sich nicht etwa nur auf äußere körperliche Eigenschaften, sondern in demselben Ausmaße auf die gesamte Psyche, die in Charakter, Temperament und Leistung ihren Ausdruck findet. Es hat sich ferner gezeigt, daß jede Rasse als ein Zuchtergebnis anzusehen ist, das bald in größerem, bald in geringerem Maße seinen Höhepunkt erreicht hat. Man kann grob ausgedrückt sagen, die eine Rasse sei mehr auf Jägerinstinkte, eine andere mehr auf bäuerliche Lebensweise, eine dritte wieder mehr auf den Händlertypus hin gezüchtet. In jedem dieser Fälle, von denen man noch eine ganze Reihe anführen könnte und die man in Wirklichkeit nie so ausgesprochen nur mit einem Begriffe kennzeichnen kann, stehen die einzelnen Erbanlagen der betreffenden Rasse in einem durch die Jahrtausende währende Auslese ausgeglichenen und gesicherten Gleichgewicht — in einer Harmonie. Wird eine dieser Erbanlagen oder vielleicht sogar ein größerer Teil von ihnen verändert oder ausgewechselt, dann ist mit höchster Wahrscheinlichkeit diese Harmonie zerstört, und das Gleichgewicht könnte nur wieder im Laufe einer neuen, durch unzählige Geschlechterfolgen wirkenden Auslese hergestellt werden. Mit einer derartigen Zerstörung des Gleichklanges und der gleichgerichteten Wirkung der Erbanlagen haben wir es bei der Rassenmischung zu tun. Es leuchtet ein, daß diese Zerstörung eine um so größere sein wird, je entfernter die beiden Ausgangsrassen sind und je widersprechendere Erbanlagen die eine und die andere Ausgangsrasse besitzen.

Die Rassenhygiene muß daher, abgesehen von der Bekämpfung erblich minderwertiger Mutanten und der Förderung erblich besonders Hochwertiger innerhalb einer Rasse oder eines einheitlichen Rassengemisches, vor allem fordern, daß die rassische Einheitlichkeit und die Harmonie der Erbanlagen nicht durch Rassenmischung gestört werden und daß etwa schon eingetretene Rassenmischungen kein weiteres Unheil im Volkskörper anrichten.

Die Gefahr der Schädigung durch Rassenmischung ist für ein Volk um so größer, je häufiger eine derartige Mischung mit bestimmten fremdrassigen Elementen stattfindet. Bei uns im deutschen Volke haben wir es vor allem mit den verhältnismäßig recht zahlreichen Mischungen mit Angehörigen des jüdischen Volkes zu tun. Andere Rassenmischungen, wie z. B. die durch französische Besatzungstruppen im Rheinland hinterlassenen Negermischlinge, sind zwar höchst unerfreulich, sie sind aber zahlenmäßig nicht so bedeutend wie gerade die Judenmischlinge.

Das jüdische Volk stellt bekanntlich ein Rassengemisch dar, an dem ausgesprochen europafremde Rassen vorwiegend beteiligt sind, nämlich die vorderasiatische, die orientalische und teilweise auch die Negerrasse. Es hat im Laufe seiner jahrtausendelangen Geschichte eine Züchtung in einer Richtung erfahren, die dem deutschen Volke und den Völkern des Abendlandes in jeder Hinsicht entgegenläuft. Wenn wir daher heute rassenpflegerische Forderungen stellen und die Abwehrmaßnahmen veranlassen, dann richten sich diese in erster Linie gegen das Judentum, weil es die größte und unmittelbar vor uns stehende Gefahr darstellt.

Digitized by Google

Die rassenpflegerischen Forderungen lassen sich auf drei Punkte zusammenfassen:

1. Reinigung, d. h. vollkommene Ausscheidung Fremdrassiger und ihrer Mischlinge aus dem Volkskörper;
2. Reinerhaltung des Volkes von Fremdrassigen und fremdartigen Mischlingen;
3. Aufartung, d. h. Vermehrung und Förderung der hochwertigen Rassenbestandteile.

Die Reinigung des Volkskörpers hätte in der Weise zu erfolgen, daß gleichzeitig auf eine soziale und auf eine räumliche Trennung hingearbeitet wird. Es müßte also die Auswanderung Fremdartiger und ihrer Mischlinge aus deutschen Landen möglichst unterstützt werden, es müßte verhindert werden, daß die Fremdrassigen mit Angehörigen des deutschen Volkes sozial auf derselben Stufe stehen.

Durch die gesetzlichen Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung konnte diese erste Forderung in vieler Hinsicht bereits erfüllt werden, so z. B. durch die Bestimmung, daß kein Fremdrassiger oder Rassenmischling Bauer, Beamter, Offizier, Arbeitsdienstführer, Arzt, Rechtsanwalt und Lehrer sein darf. Die zweite Forderung verlangt, daß der Zustand nach der Reinigung erhalten bleibt und vor allem daß die Eheschließung und der außereheliche Verkehr mit Fremdrassigen oder Rassenmischlingen unmöglich gemacht wird. Sie verbietet ferner eine neue Einwanderung von Fremdrassigen oder Rassenmischlingen und hält eine Nachprüfung der im Laufe der letzten 15 Jahre erfolgten Einbürgerungen für notwendig.

Die Forderungen 1 und 2 sind durch das nationalsozialistische Gesetzeswerk in weitem Umfange einer Erfüllung durch die gesetzliche Regelung näher gebracht worden, ganz besonders durch die letzten Gesetze vom 15. September 1935, vor allem durch das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Von den vorher erlassenen Gesetzen sind vor allem hervorzuheben, das zum Schutze des Berufsbeamtentums, das Reichserbhofgesetz, das in besonders klarer Form den Forderungen der Rassenpflege gerecht wird; es heißt dort in § 13:

„Bauer kann nur sein, wer deutschen oder stammesgleichen Blutes ist; deutschen oder stammesgleichen Blutes ist nicht, wer unter seinen Vorfahren väterlicher- oder mütterlicherseits jüdisches oder farbiges Blut hat. Stichtag für das Vorhandensein der Voraussetzung des Absatz 1 ist der 1. 1. 1800."

Das Gesetz zum Schutz des Berufsbeamtentums, das zunächst Verwaltungsbeamte, Richter und Lehrer betraf, wurde später noch auf Krankenkassenärzte, auf Rechtsanwälte und Patentanwälte ausgedehnt. Auch das Arbeitsdienstgesetz und das Reichswehrgesetz hat den rassenpflegerischen Forderungen Rechnung getragen. Die Ausscheidung aus dem kulturellen Leben, auf das Juden und Judenmischlinge einen großen und besonders verhängnisvollen Einfluß ausübten, wurde durch den Arierparagraphen im Schriftleitergesetz, Pressegesetz, Lichtspiel- und Theatergesetz energisch in Angriff genommen. Die Nachprüfung der Einbürgerungen von Fremdrassigen kann von nun an auf Grund des Gesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit erfolgen. Ebenso wird sich das neue Reichsbürgergesetz segensreich für unser Volk und seine rassische Beschaffenheit auswirken können. Von großer Bedeutung ist die für die allernächste Zeit in den Volksschulen geplante Trennung der Juden und Halbjuden von den deutschen Schulkindern. Auf den Hochschulen besteht schon seit 2 Jahren der numerus clausus, der nur einem beschränkten Teil jüdischer Hörer das Hochschulstudium gestattet. In derselben Richtung wirkt sich auch die Verfassung der Deutschen Studentenschaft und die der Mehrzahl studentischer Verbindungen aus, die Juden oder Mischblütigen verschlossen sind.

Wir können so im nationalsozialistischen Deutschland auf der ganzen Linie einen

Digitized by Google

großen Reinigungsprozeß feststellen, der natürlich heute noch im Anfang steht und dessen durchgreifende Wirkung wir erst im Laufe der Zeit tatsächlich erkennen werden. Dabei wird es von ganz besonderer Bedeutung sein, daß auch die Geburtenrate des deutschen Volkes weiterhin ansteigend bleibt.

Die dritte Forderung, die die Aufartung zum Inhalt hat, verlangt, daß den rassisch hochwertigen Familien ein besonderes Augenmerk zugewendet wird, und daß durch Ansiedelung auf eigener Scholle, durch Arbeitsvermittlung, durch Ausgleich der Familienlasten, Befreiung der Kinderreichen von den indirekten Steuern usw. die Kinderfreudigkeit in diesen Familien besonders gefördert wird, daß Eheschließungen zwischen Angehörigen solcher Familien begünstigt werden, und daß vor allem das gesunde Rassenempfinden geweckt und Richtschnur des ganzen Volkes wird. Auch in dieser Richtung ist durch die nationalsozialistische Regierung Ungewöhnliches geleistet worden und hat Gesetzesform angenommen. So sind hier vor allem zu nennen das Reichsheimstättengesetz und das Gesetz zur Neubildung deutschen Bauerntums, sowie die Einrichtung der Ehestandsdarlehen und Ehrenpatenschaften.

Für die aufgezählten rassenpflegerischen Forderungen und Maßnahmen, die die Sicherung vor rassefremden Elementen und deren Ausscheidung zum Inhalt haben, ist vor allem wichtig, was unter Deutschstämmigen und Fremdrassigen und unter Rassenmischlingen zu verstehen ist.

Als deutschstämmig bezeichnen wir jene Personen, die aus der Blutsgemeinschaft des deutschen Volkes stammen, d. h. aus einer Rassenmischung entsprossen sind, wie sie sich im germanischen Lebensraum (England, Holland, Flandern, Deutschland mit Österreich, Schweiz, Dänemark, Schweden, Norwegen, Island) ergeben hat. Der eigene Geburtsort und der Geburtsort und Aufenthalt der Eltern ist dabei nicht von Bedeutung. Das Gesetz zum Schutze deutschen Blutes und der deutschen Ehre und das Reichsbürgergesetz sprechen von Menschen deutschen oder artverwandten Blutes, was sich mit unserem eben festgelegten Begriff „deutschstämmig" decken dürfte. Außer Deutschstämmigen hätten wir dann noch Nachbarstämmige zu unterscheiden, das sind solche Personen, die aus Ländern stammen, welche an die eben genannten Kernlande des Germanentums angrenzen und die mit dem deutschen Volke eine, wenn auch weit zurückliegende, so doch merkliche Bluts- und Kulturgemeinschaft verbindet, z. B. slawische und romanische Völker.

Als fremdrassig oder fremdstämmig wären alle die Personen zu verstehen, die blutsmäßig mit dem deutschen Volke nichts mehr zu tun haben.

Wegen ihrer besonderen Wichtigkeit wäre davon besonders die jüdische Rassengruppe zu trennen und gesondert als eine judenstämmige Gruppe aufzuführen. Die genannten Abwehrmaßnahmen gegen fremdrassige Blutsbeimischung richten sich zunächst gegen alle Fremdrassigen; in erhöhtem Ausmaße aber gerade gegen Juden und Judenmischlinge, da diese zahlenmäßig und ihrer ganzen Beschaffenheit nach die größte Gefahr für das deutsche Volk bedeuten.

Die Abwehrmaßnahmen müssen sich selbstverständlich auch auf Mischlinge erstrecken und grundsätzlich zunächst auf Mischlinge jeden Grades. Zweckmäßigerweise wird man aber, wie das in einer Reihe von Gesetzesvorschriften auch der Fall ist, mit den um 1800 lebenden Ahnen einen Abschluß finden.

Die Entscheidung, wer artfremd bzw. jüdisch ist oder einen Einschlag artfremden Blutes hat, kann selbstverständlich nur von ersten Fachleuten getroffen werden. Die Feststellung hat am besten zwei Wege zu gehen, einen biologisch-rassenkundlichen und einen geschichtlichen. Diese beiden Wege der wissenschaftlichen Erhebung sollten nie allein, sondern stets gleichzeitig angewandt werden. Die bio-

Digitized by Google

logisch-rassenkundliche Prüfung untersucht den lebenden Menschen und seine Sippe in ihrem körperlichen und seelischen Erscheinungsbild. Sie kann rassenfremde Merkmale erkennen und werten, sie kann über genealogisch unklare Punkte unter lebenden Menschen Aufklärung bringen, so z. B. bei ungesicherter Vaterschaft.

Die geschichtliche Methode prüft dagegen die Urkunden, vor allem Kirchenbücher, Personalpapiere usw. und trachtet auf Grund dieser Eintragungen einen lückenlosen Nachweis über die Abstammung zu erbringen. Daß man bei der geschichtlichen Methode zuweilen sehr auf den Zufall angewiesen ist und daß hier menschliche Unzulänglichkeiten, Irrtümer usw. mit in Rechnung gezogen werden müssen, ist jedem klar; darum sollen sich eben die biologisch-rassenkundliche Prüfung und die geschichtlich-genealogische gegenseitig stützen. Die rassenkundliche Prüfung wird durch die geschichtliche viele wertvolle Fingerzeige bei ihrer Arbeit erhalten.

In der bisherigen Gesetzgebung und den dazugehörigen Ausführungsbestimmungen wird nur die geschichtliche Methode berücksichtigt und daher bis auf Ausnahmefälle die Entscheidung nur auf Grund der so erarbeiteten Ergebnisse getroffen. Aus den genannten Gründen wäre hier eine Vertiefung der Methode nach der rassenkundlich-biologischen Seite hin dringend notwendig.

Die Erfolge der bisher getroffenen Maßnahmen zum Schutze der rassischen Gesundheit unseres Volkes lassen sich, so versprechend sie sind, heute noch nicht übersehen. Wir werden sie abwarten müssen und stets ein wachsames Auge auf die Entwicklung der Rassen und Bevölkerungsverhältnisse haben, um durch Ergänzungen und bessere Anpassung an die gegebenen Umstände die Wirkung zu steigern.

Zur rassenhygienischen Umgestaltung des Eherechts

Von Paul Nitsche in Pirna a. d. E.

Der völkische Staat erkennt seine Grundbedingungen in den ewigen Gesetzen des Lebens. War es bisher das Verhängnis aller großen, Staat und Kultur bildenden Völker, daß sie sich von diesen Gesetzen entfernten, für deren Verleugnung die Natur Lebendes unerbittlich mit Entartung und Tod bestraft, so findet ein völkisch gerichteter Staat die Mittel, diesem Schicksal zu entgehen, mit Hilfe der Erkenntnisse der modernen Wissenschaft vom Leben und der Rassenhygiene. Auf die Bedingungen, unter denen Leben gedeiht und aufsteigt, insbesondere auf die Bedingungen, unter denen ein Volk sich gesund und tüchtig erhält und seine wertvollen rassischen Eigenschaften bewahrt, — auf sie gründet sich zum erstenmal in der Geschichte bewußt der nationalsozialistische Staat.

Volk ist nicht nur der Inbegriff aller gleichzeitig lebenden, nach Blut, Rasse und Geschichte zusammengehörigen Menschen; es ist vor allem auch die Blutsgemeinschaft von auseinander hervorgehenden Geschlechterfolgen. Mit viel stärkerer und bewußterer Betonung als je ein Staat muß der nationalsozialistische in der gesunden, namentlich erbgesunden Familie seine Grundlage erblicken. Wenn sich für völkisches Denken der Begriff der Familie auf der einen Seite zu dem der Sippe erweitert, so engt er sich auf der anderen ein zu dem des eigentlichen völkischen Elementarorganismus, der die Eltern und die noch unter unmittelbarer elterlicher Obhut und Fürsorge befindlichen Kinder umfaßt. Die Grundlage solcher Elementargemeinschaft aber bildet die Ehe, als die allein in Frage kommende und daher rechtlich zu schützende Form der Vereinigung beider Geschlechter zur Erzeugung und Erziehung der kommenden Generation.

Digitized by Google

Dieser rechtliche Schutz von Familie und Ehe, wie ihn der neue Staat gewähren muß, kann nur verwirklicht werden im Rahmen vollständig neuer völkischer Rechtsgestaltung. Der Familie den Schutz zu gewähren und diejenigen rechtlichen Grundlagen zu geben, die ihr bei ihrer grundlegenden Bedeutung zukommen, wird also dabei eine der wichtigsten Aufgaben sein, und die Grundeinstellung des nationalsozialistischen Staates in rassischer, rassenhygienischer und bevölkerungspolitischer Hinsicht wird dabei wegweisend sein.

Wir haben uns hier vorwiegend mit dem Eherecht zu beschäftigen, weil eben im Familienrecht die Frage der Ehe bei weitem überwiegt.

Das geltende deutsche Eherecht stellt die persönlichen Interessen der Gatten einseitig in den Vordergrund. Es baut zudem die Regelung der Ehelösung auf dem Gesichtspunkt des Verschuldens auf. Ein völkisches Familien- und Eherecht muß im Gegensatz dazu das Wohl der Gemeinschaft, des Volkes in den Mittelpunkt rücken. Es wird neben den Gesichtspunkt des gegenseitigen Verhältnisses, der Lebensgemeinschaft beider Gatten, den der Erzeugung gesunder Kinder und ihrer Erziehung zu tüchtigen Menschen stellen, die ihrerseits wieder die Gewähr bieten, nach Gesundheitszustand, erblicher Veranlagung und Leistung Bürgen für Gedeihen, Gesunderhaltung und Aufartung des Volkes zu werden.

Wenn der Nationalsozialismus im Gegensatz zum Liberalismus in der Ehe nach den Worten Heinrich Langes eine Einheit sieht, die sich selbst und der Allgemeinheit dient, so kann er sie folgerichtig nur als grundsätzlich unlösbare Verbindung anerkennen, muß jedenfalls zur Tendenz möglichster Erschwerung der Ehelösung kommen. Der nationalsozialistische Staat wird daher eine Lösung der Ehe nur dann zulassen wollen, wenn ihre Fortdauer mit den an diese Verbindungsform zu stellenden grundsätzlichen Anforderungen nicht vereinbar ist.

Will man die Bestimmung der Ehe im völkischen Staat ganz kurz bezeichnen, so wird man sagen dürfen, sie diene der Erzeugung gesunder, besonders erbgesunder Kinder, der Erziehung der Kinder zu tüchtigen Menschen und der Lebensgemeinschaft der Gatten. Nur scheinbar sind, genau betrachtet, allein die beiden ersten dieser drei Zweckbestimmungen auf überindividuelle, gemeinschaftsdienstliche Ziele gerichtet. Auch der Gesichtspunkt der persönlichen Lebensgemeinschaft der Gatten weist tatsächlich über deren rein persönliche Interessensphäre hinaus. Denn die Eltern vermögen ihre Erzieherpflicht nur zu erfüllen, wenn sie in der rechten Lebensgemeinschaft innerlich verbunden sind. Nur unter dieser Voraussetzung werden die Kinder im rechten Geiste erzogen werden können.

Von diesen Betrachtungen ausgehend wird man durch einen Blick auf das geltende Eherecht ohne weiteres belehrt, daß es weit davon entfernt ist, solchen Zielen zu dienen. Einen breiten Raum nehmen darin besitz- und vermögensrechtliche Fragen ein. Die Rücksicht auf die Kinder und auf das Wohl des Volksganzen spielt keine Rolle. In dem einzigen Falle, in dem Krankheit, nämlich Geisteskrankheit, die Grundlage eherechtlicher Regelung bildet, wird einseitig das Interesse des unheilbar Kranken gewahrt. Vorbeugende Maßnahmen kennt das geltende Eherecht so gut wie gar nicht.

Und doch wird gerade auf vorbeugende Maßnahmen in einem völkischen Eherecht besonderes Gewicht gelegt werden müssen. Denn hier gilt mehr als anderswo, daß es besser ist, Unheil zu verhüten, als im Unglück zu helfen, soll doch die Entstehung erbkranker unglücklicher Menschen und auch all das Leid nach Kräften verhindert werden, das die Auflösung einer Ehe für Gatten und Kinder mit sich bringt. Aber auch schon in Anbetracht seines grundsätzlichen Bestrebens, aus ethischen Gründen die Ehelösung möglichst zu erschweren, wird der nationalsozialistische Staat der Verhütung unerwünschter Eheschließungen seine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Digitized by Google

Freilich ist da noch eins zu bedenken: Unter den Erbkrankheiten überwiegen an Zahl und Bedeutung die seelischen bei weitem; sie stellen die schwerstwiegenden und verhängnisvollsten Erscheinungsformen der Entartung dar. Soweit es sich dabei um Geisteskrankheiten handelt, die die betreffenden Individuen erst im Laufe ihres Lebens, in der Regel als Erwachsene befallen, treten diese Erbkrankheiten vielfach erst in einem Lebensalter in Erscheinung, in dem die Eheschließung bereits erfolgt ist. Dabei ist noch besonders zu beachten, daß der völkische Staat die Frühehe möglichst fördern muß und will. Solange wir, wie das noch heute gilt, nicht imstande sind, sicher zu erkennen, ob ein zur Zeit noch Gesunder später von erblicher Geisteskrankheit befallen werden wird, werden wir demnach verhältnismäßig häufig mit der Notwendigkeit einer Auflösung der Ehe in solchen Fällen rechnen müssen. Dies gilt aber glücklicherweise nicht für die große Zahl der an angeborenem Schwachsinn Leidenden, welche sowohl zahlenmäßig als auch nach ihrer Fortpflanzungsgefährlichkeit besonders ins Gewicht fallen. Hier können wir schon heute im großen Umfange Heiratsverhütung treiben, da der angeborene Schwachsinn bereits in der Kindheit deutlich erkennbar ist. Auch für viele epileptische Erbkranke gilt das.

Als Mittel zur Verhütung ungeeigneter Ehen sind Eheberatung, Ehetauglichkeitszeugnisse, gesetzliche Eheerlaubnis und Eheverbot zu nennen.

Die Eheberatung ist bereits durch die 3. Durchführungsverordnung zum Reichsgesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens vom 3. Juli 1934 gesetzlich eingeführt. Soll Eheberatung den wünschenswerten Erfolg haben, so ist nicht nur Einsatz von Ärzten nötig, die hinsichtlich ihrer Persönlichkeit und wissenschaftlichen Durchbildung den hohen Anforderungen entsprechen, sondern vor allem auch eine viel eingehendere und vollständigere Erfassung und Kenntnis von den Gesundheits- und Erblichkeitsverhältnissen der einzelnen Individuen und der Sippen, als wir sie heute haben. Hier ist im Staate noch bedeutende Arbeit zu leisten. Auch drängt sich hier das wichtige und schwer zu lösende Problem der Ehevermittlung auf. Denn auch das gehört vor allem zu den Vorbedingungen wirklich wirksamer Eheberatung, daß sie nicht zu spät kommt und erst in einem Zeitpunkt einsetzt, da die Heiratskandidaten sich schon fest innerlich zusammengefunden haben.

Besonders betont sei aber, daß Eheberatung sich keineswegs erschöpft in negativrassenhygienischer Betätigung, also in der möglichsten Fernhaltung Fortpflanzungs- und Eheuntauglicher von der Heirat. Vielmehr ist ihre positive Betätigung im Sinne einer Förderung und Unterstützung rassenhygienisch und ethisch richtiger Gattenwahl von der allergrößten, ja entscheidenden Bedeutung. Auch werden die Eheberatungsstellen sich nicht auf Beratung der Heiratswilligen beschränken dürfen, sondern auch den bereits Verheirateten zur Seite stehen müssen. So werden sie z. B. darüber zu wachen haben, ob erbkranke Kinder in einer Ehe geboren werden, und welche Maßnahmen etwa dann im Volksinteresse zu ergreifen sind.

Wenn man sich bei der oben geschilderten Sachlage nicht verhehlen kann, daß der erfolgreichen Wirksamkeit der Eheberatung heute noch enge Grenzen gezogen sind, so soll sie doch schon energisch gefördert werden, zumal ihr auch ein erheblicher aufklärender und erzieherischer Wert beizumessen ist. Um aber ihre Wirksamkeit zu erhöhen, kann der Staat nicht länger zögern, die gesetzlich zulässige Eheschließung von der Beibringung eines Ehetauglichkeitszeugnisses abhängig zu machen. Soweit in diesen Zeugnissen bedenkliche Krankheitszustände, namentlich Erbkrankheiten festgestellt werden und unser heutiges Wissen bereits die nötigen Unterlagen bietet, wären Eheverbote auszusprechen. Bei vorübergehender gesundheitlicher Untauglichkeit könnten diese Eheverbote eine zeitlich begrenzte Geltung haben (z. B. bei heilbaren tuberkulösen Erkrankungen). Aber auch insofern nach Lage der Dinge Eheverbote nach dem Willen des Gesetzgebers heute noch nicht gerechtfertigt

Digitized by Google

erschienen, wäre aus den Zeugnissen doch zu erkennen, welche Heiraten vom Standpunkt der Volksgesundheit und der Rassenhygiene unerwünscht sind. Solchen Ehen wird der Staat, wenn er sie nicht verhindern kann, alle die Förderungsmaßnahmen versagen, die er auf Grund bevölkerungspolitischer und rassenhygienischer Erwägungen (z. B. hinsichtlich des Ausgleichs der Familienlasten) gesundheitlich und nach ihrer ganzen Persönlichkeit erbbiologisch wertvollen Eheleuten und ihren Kindern angedeihen lassen will. So wird die Einrichtung solcher Zeugnisse auch erzieherisch auf die Bevölkerung wirken und mit der Zeit immer stärker unmittelbar die Gattenwahl beeinflussen.

Folgende allgemeine Forderungen sind als Leitgedanken aufzustellen: Gesunde und gar hochwertige Erbträger sollen sich nur mit gesunden Erbträgern fortpflanzen. Sie sollen nicht durch eheliche Verbindung mit einem zeugungsunberechtigten, vor allem mit einem unter das Sterilisierungsgesetz fallenden Partner von der Fortpflanzung ausgeschaltet werden. Sie sollen sich auch nicht vereinigen mit erbbiologisch Bedenklichen, mit solchen, die hinsichtlich ihrer Erbbeschaffenheit nicht einwandfrei erscheinen. Die Heirat zwischen unfruchtbar gemachten Erbkranken aber ist zu erlauben, ja zu begünstigen, soweit deren Gesundheitszustand eine Ehe ethisch und wirtschaftlich überhaupt möglich und ratsam erscheinen läßt. Sterilisierten Erbkranken ist unter der gleichen Voraussetzung die Heirat zu gestatten mit erbbiologisch nicht einwandfreien, aber noch nicht unter das Sterilisierungsgesetz fallenden Individuen.

Der Gedanke, erbbiologisch gefährdete und bedenkliche Familien durch Einheirat Erbgesunder „aufzufrischen", ist rassenhygienisch grundsätzlich zu verwerfen. Nur unter besonderen Bedingungen kann ein solcher Gesichtspunkt einmal Berechtigung haben. Die Frage der praktischen Anwendung der erwähnten Grundanforderungen bei einer Neugestaltung des Familienrechts kann hier nur kurz berührt werden. Am besten geht man dabei aus von den praktisch wichtigsten Erbkrankheiten, den seelischen. Das sind also die erworbenen Erbpsychosen Schizophrenie und manisch-depressives Irresein, die erbliche Fallsucht und der angeborene Schwachsinn. Hier sind unsere Kenntnisse heute schon so fest begründet, daß für alle an diesen Krankheiten Leidenden ein Eheverbot gefordert werden muß. Voraussetzung ist natürlich, daß die erst im Laufe des Lebens auftretenden Erkrankungen dieser Art bereits im Zeitpunkt der beabsichtigten Eheschließung erkennbar sind. Was die Abkömmlinge solcher Erbkranken anlangt, so ist erwartungsgemäß deren Krankheitsgefährdung derart erheblich, daß der Gesetzgeber nach seinem im Sterilisierungsgesetz zum Ausdruck kommenden Willen Nachkommen von ihnen grundsätzlich nicht wünscht. Für die bereits lebenden Kinder solcher Kranken aber wird man bei gesetzlicher Regelung zu berücksichtigen haben, daß ihre gesundheitliche Beschaffenheit bis zu einem gewissen Grade ja schon beurteilt werden kann. Sind sie ihrer psychischen Beschaffenheit nach einwandfrei, so wird man die Annahme zu Grunde legen müssen, daß sie auch gesund bleiben werden, und einer Eheschließung und Fortpflanzung keine Hindernisse in den Weg legen. Sind solche persönlich krankheitsfreien Kinder Erbkranker aber seelisch doch in einer Weise abnorm veranlagt, daß der Verdacht begründet ist, sie seien krankhafte Erbträger, so ist ihre Eheschließung und Fortpflanzung rassenhygienisch unerwünscht. Dasselbe gilt für Geschwister, Neffen und Nichten Erbkranker. Unerwünscht ist auch, daß persönlich von der Erbkrankheit freie und seelisch nicht abnorm veranlagte Angehörige von Erbkranken in Familien heiraten, in denen gleichfalls die betreffende Erbkrankheit vorgekommen ist.

Wenn das geltende Gesetz Menschen, die wegen Geistesschwäche, Trunksucht oder Verschwendung entmündigt sind, mit Zustimmung des Vormundes die Heirat ge-

Digitized by Google

stattet, ja dem Vormundschaftsgericht bei Versagen der Zustimmung seitens des Vormundes die Heiratserlaubnis nahelegt, sofern die Verheiratung im Interesse des Mündels liegt, so ist diese Vorschrift rassenhygienisch zu mißbilligen. Bei der Neuregelung wird man derartigen Entmündigten die Eheerlaubnis versagen, da psychische Anomalien, die eine Entmündigung rechtfertigen, in der Regel die Patienten mindestens ungeeignet zur Erfüllung der Eltern- und Erzieherpflicht machen werden. Allenfalls wäre für gewisse Fälle dieser Art zu erwägen, ob den Betreffenden nicht die Ehe mit einem sterilisierten Partner gestattet werden sollte. Durch staatliche Förderungsmaßnahmen dürfen solche Ehen natürlich nicht gestützt werden. Zu bedenken ist aber doch, daß z. B. mancher Schwachsinnige und zu einfacher Erwerbstätigkeit Fähige in kinderloser Ehe einen gewissen Halt finden und daß auch die so ermöglichte Regelung des Sexuallebens im Interesse der Allgemeinheit liegen kann.

Über das Gesagte hinaus ist zu bedenken, daß eine Anzahl von Krankheitszuständen, auch wenn es sich nicht um nachweisbar erbliche Leiden handelt, eine Eheschließung und Fortpflanzung im Interesse der Volksgemeinschaft, im Interesse auch der zu erwartenden Kinder durchaus unerwünscht macht. Am deutlichsten ist das hier wieder bei psychischen Krankheiten und angeborenen abnormen Veranlagungen (sogenannten Psychopathien). In vielen derartigen Fällen macht das bestehende Leiden oder die bestehende Anomalie ihre Träger unfähig, die Eltern- und Erzieherpflichten in wünschenswertem Maße auszuüben. Auch wenn die Ehe kinderlos bleibt, müssen solche Menschen nicht selten durch ihre krankhafte Eigenart unfähig erscheinen, einem Gatten seelisch das zu sein, was die Ehe erfordert. Wenn wir wieder bei den seelischen Anomalien bleiben wollen, so handelt es sich um die Folge abnormer Charakterveranlagung, schwierige unsoziale und antisoziale, erregbare, haltlose, unverträgliche Psychopathen, um Alkoholiker und andere Rauschgiftsüchtige, um abnorme Menschen also, die oft genug einem Ehepartner das Leben zur Hölle machen, ihren Kindern ein schlechtes Beispiel geben und sie nicht zu erziehen vermögen. Solche Menschen an der Gründung einer Familie zu verhindern, liegt ersichtlich aus verschiedensten Gründen im Interesse der Volksgemeinschaft, zumal die Familien derartiger Individuen häufig der allgemeinen Fürsorge zur Last fallen und das Volk durch asoziales oder gesellschaftsfeindliches Verhalten gefährden.

Alle diese wichtigsten rassenhygienischen Gesichtspunkte werden auch richtunggebend sein für die Lösung von Ehen in Krankheitsfällen. Schon weil in zahlreichen Fällen eheuntauglich und fortpflanzungsunwert machende Krankheiten erst nach der Eheschließung auftreten oder zu erkennen sein werden, muß das Scheidungsrecht rassenhygienischen Gesichtspunkten angepaßt werden. Eine Ehescheidung muß künftig grundsätzlich möglich sein bei Erkrankung eines Gatten an einem Erbleiden, welches die gesetzliche Unfruchtbarmachung zur Folge hat. Erbbiologisch und hinsichtlich ihrer gesundheitlichen und seelischen Veranlagung hochwertigen Ehepartnern solcher Kranken muß die Möglichkeit zur Fortpflanzung mit Gesunden erhalten bleiben. Auch die Erkrankung eines Kindes der Eheleute an einer Erbkrankheit muß grundsätzlich einen Ehelösungsgrund abgeben. Nach dem Gesagten wird das gleichfalls gelten müssen von solchen Krankheiten und Anomalien, welche Erfüllung der Eltern- und Erzieherpflicht sowie der gegenseitigen Gattenpflicht ernstlich erschweren oder unmöglich machen. Auch das Auftreten von Erbkrankheiten bei nächsten Blutsverwandten des Gatten muß im gleichen Sinne bewertet werden können, sofern nach Lage der Dinge die Nachkommenschaft aus der betreffenden Ehe als schwer gefährdet zu gelten hat.

Insofern es sich in diesen Fällen um Ehescheidung handelt, wird das Gesetz

Digitized by Google

natürlich keinen Zwang vorsehen, sondern nur eben die Möglichkeit einer Scheidung auf Antrag des gesunden Gatten.

Bezüglich der Eheanfechtung wird das Gesetz gleichfalls all den erwähnten Gesichtspunkten Beachtung schenken müssen.

Dabei wird der Gesetzgeber aber Wert darauf legen, gewisse Vorsichtsmaßnahmen festzusetzen, welche einen Mißbrauch der neuen gesetzlichen Bestimmungen ausschließen. Es darf nicht möglich sein, daß ein gesunder Gatte sich aus sittlich verwerflichen Gründen unter rassenhygienischem Vorwand freimacht und von Verpflichtungen löst. Gerade auch weil der völkische Staat die ethische Seite des gegenseitigen Verhältnisses der Ehegatten hoch bewertet, ihre Treuepflicht und ihr Zusammenstehen in Glück und Unglück, wird Mißbrauch verhütet werden müssen. Wenn eine vorübergehende erbliche Geisteskrankheit an einem Ehegatten bereits in Erscheinung getreten ist, kann nach eingetretener Heilung der Betreffende wieder seelisch hochwertig und ein guter Gatte und Vater sein. Das gilt namentlich für viele Fälle des sogenannten manisch-depressiven Irreseins, bei dem ja die einzelnen vorübergehenden Krankheitsanfälle sehr leicht, kurz und selten sein können. Bekanntlich kommt dieses Leiden gar nicht so selten auch in besonders begabten und tüchtigen Familien vor. Bei solcher Sachlage würde nicht nur der vorübergehend erkrankt gewesene Gatte von einer Ehescheidung oft außerordentlich schwer betroffen werden, sondern auch subjektiv und objektiv die Kinder. Hier und in ähnlichen Fällen wird der Gesetzgeber für die Möglichkeit eines angemessenen Ausgleichs der widerstrebenden Interessen sorgen müssen. Freilich wird häufig gerade durch Geisteskrankheit der kranke Gatte so verändert sein, daß Schwierigkeiten wie die erwähnten nicht hervortreten. Zu beachten ist natürlich auch, ob der gesunde Gatte rassenhygienisch wertvoll genug ist, um ihm anderweitig die Möglichkeit der Kinderzeugung zu gewähren. Dabei wird u. a. das Lebensalter zu berücksichtigen sein.

Schließlich werden wirtschaftliche Maßnahmen im Zusammenhang mit der ganzen Regelung dazu dienen können, Mißbrauch zu verhüten und nur den rassenhygienisch Wertvollen die fraglichen Vorteile zu gewähren. Bezüglich der Unterhaltspflicht z. B., die nach dem geltenden Gesetz dem gesunden Gatten bei Scheidung der Ehe wegen unheilbarer Geisteskrankheit auferlegt ist, könnten, je nach dem Interesse der Volksgemeinschaft an der Ehelösung und Wiederverheiratung, je nachdem, ob in einer neuen Ehe Kinder geboren werden und wie diese rassenhygienisch zu bewerten sind, Erleichterungen Platz greifen zu Lasten der Allgemeinheit.

Nur die allgemeinsten Gesichtspunkte und Tatsachen konnten im Vorstehenden erwähnt und dargelegt werden. Den untersuchenden und begutachtenden Ärzten werden vielfach sehr schwierige Aufgaben gestellt, deren Lösung besondere Schulung, persönlichen Weitblick und ein hohes Verständnis für menschliche Dinge voraussetzt. Besonders sei nochmals betont, daß die notwendige breite Grundlage für volle Auswirkung solcher Tätigkeit erst zu schaffen ist durch Feststellung und Erfassung aller Volksgenossen und ihrer Sippen nach Gesundheits- und Erblichkeitsverhältnissen, nach Begabung und Leistungsfähigkeit, nach sittlichem und charakterlichem Wert. Das ist eine weitreichende, umfängliche Arbeit, die aber bereits vorbereitet wird und deren Durchführung die eigentliche Grundlage für die Erneuerung unseres Volkes bedeuten wird. Daß endlich bei der gesetzlichen Formulierung eines neuen, rassedienstlichen Familien- und Eherechts schwere Probleme zu lösen sein werden und daß die Rechtsprechung vor wichtige Aufgaben gestellt werden wird, wird dem Leser klar, der das hier Angedeutete weiter durchdenkt.

Die Durchführung rassenhygienischer Forderungen kann nicht allein durch wissenschaftliche Formulierungen, durch Gebote und Gesetze erzwungen werden. Das Wichtigste ist rassenhygienische Gesinnung.

Digitized by Google

Über rassenhygienische Forschung

Von Ernst Rüdin in München

Die wissenschaftlichen Grundlagen für eine Verhütung erbkranken Nachwuchses mußten erst in jahrelanger Vorarbeit aufgebaut werden, ehe der Führer durch seine geniale, die politischen Widerstände überwindende Tat den Ideen der rassenhygienischen Forschung in einem besonderen Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses Bahn brechen konnte.

Diese Forschungen hatten mit der Wiederentdeckung der Mendelschen Erbregeln im Anfang dieses Jahrhunderts einen neuen und gewaltigen Anstoß erhalten. Sie waren aber besonders schwierig, weil beim Menschen die Möglichkeit eines sinnvoll vorausbedachten und darnach fehlerfrei gestalteten Versuches fehlt. Man muß mit dem Experiment, das die Natur am Menschen bereits gemacht hat, vorliebnehmen und so die verschlungenen und verschleierten Wege der Vererbung aufzudecken suchen. Aus bisher meist mangelhaften Stammbäumen und Krankheitsbeschreibungen mußte Brauchbares herausgeholt und zusammengestellt, mußten die Störungen einseitiger Auslese, der Sterblichkeit, der vielfachen Kleinheit der menschlichen Familie vermieden, Unwissenheit über die eigene Familie der Befragten, aber auch absichtliche Verheimlichung und Täuschung überwunden werden. Es mußten die Diagnosen in den verschiedenen Generationen gesichert, die hauptsächlich durch Umwelteinflüsse entstandenen Störungen ausgeschaltet und das ganze wissenschaftliche Material auf eine Größe gebracht werden, die allgemein verbindliche Schlußfolgerungen hinsichtlich der Art und Stärke der Vererbung bestimmter Krankheiten und Defekte beim Menschen zuließ. Lagen auch schon viele Erfahrungstatsachen und viele Stammbäume vor, die für manche Anomalien — trotz gewisser Lücken für einen restlosen mathematischen Beweis — jedem Unterrichteten und Unvoreingenommenen doch klar zeigten, daß auch beim Menschen die Mendelschen Vererbungsgesetze gelten, so waren sie doch im einzelnen gerade für die praktisch so einschneidenden Geisteskrankheiten, für den angeborenen Schwachsinn sowie für die erbliche Epilepsie besonders schwer bis zu den letzten wissenschaftlichen Erfordernissen eines erbgesetzlichen Nachweises aufzudecken.

Aber in der Methode der empirischen Erbprognose und der Zwillingsforschung wurde ein vorläufiger, praktisch vollgültiger Ersatz für den Versuch und für ein nach jeder Richtung tadelloses und bis zum letzten Tüpfelchen des Beweises Mendelscher Vererbung ausreichendes Stammbaummaterial geschaffen. Bei der Zwillingsmethode wird die Erfahrung verwendet, daß eineiige Zwillinge erbgleich sind und daher, wenn es sich um absolut durchschlagende Erbkrankheiten handelt, grundsätzlich beide Zwillinge befallen werden müssen, während zweieiige Zwillinge davon nur so häufig oder so selten befallen werden dürfen, wie Geschwister erkranken. Und die empirische Erbprognoseforschung stellt auf dem Wege der Erfahrung für eine große Zahl von Menschen, die an einer bestimmten gleichen Krankheit, z. B. an den im Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses genannten Erbkrankheiten leiden, fest, wie groß die Erkrankungshäufigkeit und -wahrscheinlichkeit unter den Kindern dieser Kranken ist, um die Ziffern dann mit den entsprechenden Erkrankungswahrscheinlichkeiten in der Durchschnittsbevölkerung zu vergleichen.

Digitized by Google

So hat denn die Zwillingsforschung gefunden, daß die im Gesetz genannten Geisteskrankheiten, Schizophrenie und manisch-depressives Irresein sowie der angeborene Schwachsinn, sofern dieser nicht klar auf offenkundige äußere Schäden, wie Syphilis oder wirklich schwere, ärztlich nachgewiesene Gehirnverletzung oder Gehirn- oder Hirnhautentzündung u. dgl. zurückzuführen ist, im Befallen von eineiigen und zweieiigen Zwillingen tatsächlich die erwarteten Größenunterschiede zeigen. Es ist zwar nicht so, daß beide eineiigen Zwillinge in jedem Falle ganz genau gleich erkranken müssen, ja es ist nicht einmal so, daß in jedem Falle beide Eineiigen überhaupt in irgendeiner Form erkranken. Es kann einer ganz gesund bleiben, wenn er auch die gleiche Veranlagung zur Erkrankung hat wie sein kranker Partner und seine krankhafte Anlage auch weiter vererbt. Dies alles hängt damit zusammen, daß bei der Entwicklung einer zu Krankheit an und für sich notwendigen und ausreichenden erblichen Veranlagung stets in gewissem Maße äußere Umstände mitwirken, die wir im einzelnen leider noch nicht kennen. Dadurch wird bedingt, daß nicht immer alle an und für sich zu Erbkrankheit veranlagten Eineiigen erkranken (Manifestationsschwankungen), und daß nicht immer alle Eineiigen absolut gleich erkranken. Auf alle Fälle aber sind die Ausschläge so überwältigend, daß an der verhängnisvollen Erbkraft der eben genannten und im Gesetz namentlich aufgeführten Störungen nicht zu zweifeln ist.

So ergaben sich folgende Ziffern:

Für die Schizophrenie: übereinstimmende Erkrankung (Konkordanz) bei Eineiigen 54 v. H. gegen rund 14 v. H. bei Zweieiigen.

Für das manisch-depressive Irresein: Konkordanz bei Eineiigen zwischen 60 und 70 v. H. gegen, nach vorläufigen Ergebnissen, rund 12 v. H. bei Zweieiigen.

Für den angeborenen erblichen Schwachsinn: Konkordanz bei Eineiigen 85 v. H. gegen 6,2 v. H. bei Zweieiigen.

Für die erbliche Epilepsie, soweit es sich um rein genuine Symptomenbilder handelt, fand sich Konkordanz zu 86,3 v. H. bei Eineiigen gegen 4,3 v. H. bei Zweieiigen.

Gerade diese neuesten erbbiologischen Epilepsieforschungen zeigen, wie unrecht jene haben, welche glaubten, auf Grund ihres engen, rein klinischen Erfahrungskreises die Annahme der Erblichkeit der Epilepsie ablehnen zu müssen. Denn gerade bei der Form der Epilepsie, die das Gesetz besonders im Auge hat und die jeder Psychiater als genuines Symptomenbild kennt, ist nach neuester Forschung an über 250 Zwillingspaaren die starke Erblichkeit heute über allen Zweifel nachgewiesen.

Ergebnisse im gleichen, für die Erblichkeit der genannten Störungen sprechenden Sinne liefert die Feststellung der geistigen Gesundheit der Kinder der obengenannten Erbkranken, eben die empirische Erbprognoseforschung.

Die aus einer Reihe von Arbeiten gewonnene Durchschnittsziffer der Erkrankungswahrscheinlichkeit der Kinder von Epileptikern beträgt rund 10 v. H. gegen eine Erkrankungswahrscheinlichkeit der Epilepsie in der Durchschnittsbevölkerung von nur 3 v. T.

Die Kinder von Manisch-depressiven erkranken zu rund 32,3 v. H., also rund ein Drittel, wieder an manisch-depressivem Irresein, gegen eine Wahrscheinlichkeit dieser Krankheit von nur 4 v. T. in der Bevölkerung.

Die Kinder der angeboren Schwachsinnigen erkranken, je nach Art und Schwere des Schwachsinns der Ausgangsfälle zu rund 32—60 v. H. gegen rund 1 v. H. in der Bevölkerung.

Digitized by Google

Die Kinder der Schizophrenen sind nach der bisherigen Annahme zu rund 10 v. H. als krank ermittelt worden. Nach neuesten Forschungen an bedeutend größerem Material steigen sie aber auf 16,4 v. H. Erkrankungswahrscheinlichkeit der Kinder von Schizophrenen gegen nur 8,5 v. T. Erkrankungswahrscheinlichkeit in der Durchschnittsbevölkerung.

Zu diesen Ziffern gleicher Erkrankung bei den Kindern wie bei den Eltern kommen aber in all diesen Kinderschaften teils noch andere erblich bedenkliche Geistesstörungen vor, teils verschiedene Arten von Minderwertigkeit geistiger Art, insbesondere Psychopathien, die charakteristisch für die betreffenden Erbkreise sind, sowie auch noch Psychopathien, die in andere Erbkreise gehören. So bei den Kindern der Schizophrenen noch rund 32 v. H. erbkreis-verwandte psychopathisch minderwertige, geistig abnorme Menschen, bei denen der Manisch-depressiven 17,3 v. H. und bei denen der Epileptiker schätzungsweise mindestens ebensoviele erbkreisverwandte psychopathisch Minderwertige, wie Epileptiker im engeren Sinne des Wortes. Unter den Kindern der angeboren Schwachsinnigen finden sich außerdem noch 9,8 v. H. Geistesstörungen und 17,7 v. H. psychopathisch Minderwertige aus verschiedenen Erbkreisen.

Dies alles sind schlagende Beweise für die starke Erbkraft und Erbgefährlichkeit der im Gesetz genannten geistigen Störungen.

Die Mendelsche, einfach dominante Erblichkeit der im Gesetz auch genannten Huntingtonschen Chorea, des erblichen Veitstanzes, ist heute bewiesen. Durchschnittlich die Hälfte der Kinder solcher Kranken leiden wieder an derselben Krankheit. Die Krankheit hat aber weniger praktische Bedeutung, weil sie im Verhältnis zur Häufigkeit der obengenannten Volkskrankheiten selten ist. Sie ist auch durch Unfruchtbarmachung viel schwieriger zu erfassen, weil sie durchschnittlich erst um das 40. Altersjahr ausbricht, wo also Kinder vielfach schon da sind, wenn auch einzelne Krankheiten schon vom 20. Altersjahr feststellbar sind.

Zum Beweise der Erblichkeit einer großen Zahl von Krankheiten und Defekten, die zu den weiterhin im Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses genannten Zuständen erblicher Blindheit und erblicher Taubheit führen, haben Augen- und Ohrenärzte uns zahlreiche, seit langem bekannte Stammbäume und Statistiken vorzulegen. Ich erinnere u. a. an die erbliche Taubstummheit, die durch das Studium der Abstammungsverhältnisse (Blutsverwandtschaft) und des Vorkommens ähnlicher Erkrankungen in der Blutsverwandtschaft von den durch Umwelteinflüsse entstandenen Taubheiten und Schwerhörigkeiten unterschieden werden kann. Ich erinnere an die erbliche Innenohr-Schwerhörigkeit und -Taubheit, an schwere erbliche Otosklerose, ferner auf dem Gebiete der Augenkrankheiten an die durch Stammbaumforschung teils als rezessiv, teils als dominant erwiesene Erblichkeit bei zahlreichen angeborenen Starformen, bei der Netzhautverödung und bei vielen erblichen Mißbildungen der verschiedenen sehwichtigen Teile des Auges, bei Sehnervenschwund, bei gewissen Augengeschwülsten (Gliomen) usw., welche Krankheiten und Mißbildungen erfahrungsgemäß in einem erschreckenden Hundertsatz zur Erblindung führen.

Daß die eingefleischten chronischen Alkoholisten, die allerdings meist zu spät, nämlich wenn sie schon Kinder haben, zum Antrag auf Unfruchtbarmachung kommen, auf Grund einer zwar der Art nach verschieden zu erwartenden, aber in der Auswirkung gleich verhängnisvollen erblichen Veranlagung zum unmäßigen Trinken kommen und daher diese ihre Anlage wieder vererben, ist eine von seiten all derer, die die chronischen, unverbesserlichen Alkoholisten und deren Blutsverwandten wirklich kennen, allgemein anerkannte Tatsache.

Digitized by Google

Auch die Träger erblicher körperlicher Mißbildungen unterliegen, wenn diese schwer sind, der Unfruchtbarmachung. Diese Erblichkeit ist für viele solcher Anomalien teils schon generell an größerem Material nachgewiesen, teils kann und muß sie im Einzelfall durch den Nachweis weiterer gleicher oder ähnlicher Fälle in der Blutsverwandtschaft der Betreffenden mit Sicherheit festgestellt werden (schwere Hasenscharte und Wolfsrachen, erbliche Fehlanlagen von Armen und Beinen, Fingern und Zehen, erbliche Klumpfüße, angeborene Hüftverrenkung und viele andere).

Zusammenfassend können wir sagen, daß die dem Spruch der Erbgesundheitsgerichte und Erbgesundheitsobergerichte zugrunde liegenden und für jeden Einzelfall genau geprüften Unterlagen der Diagnostik, ferner die schon seit Jahrzehnten von der Wissenschaft beigebrachten generellen Beweise für die Erblichkeit gewisser im Gesetz genannter Störungen (angeborener Schwachsinn, Schizophrenie, manisch-depressives Irresein, Huntingtonsche Chorea, erbliche Epilepsie, schwerer chronischer Alkoholismus und erbliche Blindheit), sowie endlich die Schlußfolgerungen aus der speziellen Stammbaumlage (erbliche Belastung) für gewisse andere im Gesetz genannten Krankheiten und Defekte (schwere körperliche Mißbildung, erbliche Taubheit) heute wissenschaftlich einwandfrei erbracht und gut gefestigt sind.

Allein das Gesetz soll nur der Weiterverbreitung und Zunahme solcher schwerer Leiden entgegenarbeiten, deren Erblichkeit heute schon einwandfrei feststeht. Es kann daher nur einen Anfang bedeuten. Insbesondere auf neurologischem Gebiete gibt es noch einige schwere Erbleiden, die an und für sich erbbiologisch so geklärt sind, daß sie für eine Einbeziehung in das Unfruchtbarmachungsgesetz reif wären. Man hat aber die Unfruchtbarmachung anderer schwerer Erbkranker bis auf einen späteren Zeitpunkt vertagt, in der Absicht, zuerst für die hauptsächlichsten und schwersten erblichen Volksleiden zu sorgen, und in der weisen Voraussicht, nicht zu viele Erbleiden auf einmal in die Gesetzgebung einzuschließen, weil der völlig neue und ungeheuer große und sorgfältig auszuwählende und zu überwachende Apparat des Gesetzesvollzuges sich zuerst genügend eingespielt haben muß, ehe er für weitere Belastungen kräftig genug ist. Dieser Anfang, den die deutsche Regierung gewagt hat, um der Gegenauslese entgegenzuwirken, bedeutet, wenn er auch vielen Kreisen zu wenig weit geht, an und für sich schon eine Riesenaufgabe und wird, auf die Dauer und folgerichtig mit allen Hilfsmitteln moderner Diagnostik und Familienforschung fortgeführt, mit Sicherheit nach Jahren zu merklichen Ergebnissen der Erbgesundung des Volkes führen.

Allein für andere, ebenfalls schwere und verbreitete Krankheiten und Defektzustände ist die Erblichkeitsforschung noch nicht so weit gediehen, um deren erbliche Natur mit Sicherheit als so gefährlich für das Volkswohl zu beweisen, daß mit Unfruchtbarmachung dagegen vorgegangen werden muß.

Zwar halte ich dafür, daß für verschiedene Zustände, Defekte und Krankheiten in manchen Einzelfamilien nachweislich die Belastung so beschaffen ist, daß man schon jetzt mit Sicherheit auf die Erbgefährlichkeit der Träger solcher Krankheiten und Defekte schließen und ihre Unfruchtbarmachung befürworten könnte, und zwar gilt das für Defekte und Krankheiten sowohl auf körperlichem als auch auf geistigem Gebiet. Schon dem intelligenten, gut beobachtenden Laien fallen ja solche Familien auf, wo Krankheiten erblich sind und wo man mit Sicherheit sagen kann, daß Nachkommenschaft von den aus solchen Familien stammenden Kranken selbst nicht erwünscht ist.

Allein es fehlen hier doch noch die nötigen Typenuntersuchungen, d. h. es fehlt noch eine befriedigende Antwort auf die Frage: Wie können wir die mannig-

Digitized by Google

sachen Zustandbilder von Krankheit, die dem Arzt im Leben entgegentreten, in einwandfrei jederzeit diagnostizierbare Erbtypen auseinander halten, ohne daß die Erblage in der Familie ganz genau bekannt ist oder erforscht werden kann (z. b. bei unehelicher Abstammung), und wie stark ist die Erbkraft dieser diagnostisch verschiedenen Erbtypen (Zwillingsforschung) und welchen Mendelschen Regeln folgen die verschiedenen Erbtypen, bzw. mit welchen abnormen Erkrankungshäufigkeits-Ziffern unter den Kindern und Enkeln usw. dieser Erbtypen hat man zu rechnen (empirische Erbprognose)?

Sowohl Zwillings- als auch empirische Erbprognoseforschung sind also auf diese noch nicht genau erbbestimmten Krankheiten auszudehnen. Dabei kann es vorkommen, daß zunächst erbverdächtige Leiden sich als nicht erblich herausstellen. Das scheint uns z. B. bei der multiplen Sklerose der Fall zu sein, die bisher von einem Teile der Neurologen für stark erblich bedingt angesehen wurde, sich aber nach den neuesten Zwillingsforschungen, die freilich fortzusetzen sind, als nicht erblich erwies, da unter 50 Zwillingspaaren kein einziges konkordantes, also gleichkrankes eineiiges Zwillingspaar gefunden wurde, was gegen Erblichkeit spricht.

Hingegen wird sich so mancher starke Verdacht der Erblichkeit bei anderen Störungen noch in Sicherheit verwandeln.

So müssen wir mit den geschilderten wissenschaftlichen Methoden noch ins Klare kommen über die Rolle der Erblichkeit bei allen im Gesetz nicht aufgeführten Geistesstörungen, z. B. den sogen. symptomatischen Psychosen, wo sicher auch ein äußerer Anlaß wenigstens stark mitspielt, bei den Basedow-Psychosen usw. Vielleicht ist auch, wie die weitere Forschung ergeben wird, die eine oder andere Geistesstörung, die in ihrem Bilde einer Erbkrankheit ähnelt, in Wirklichkeit durch die Forschung auf vorwiegend äußere Schäden zurückzuführen. Wir müssen klar sehen über Vererbungsart und -kraft bei all den verschiedenen schweren Formen sogen. Psychopathie, die so viel Unheil in der Welt anrichtet und die ja auch die Grundlage unverbesserlichen Verbrechertums ist, ferner bei Hysterie, bei manchen schweren Neurosen, bei sogen. Nervenzusammenbrüchen aller Art, bei vielen Nervenkrankheiten (neurologischen Erkrankungen) im engeren Sinne, bei Hirngeschwülsten usw.; sodann über die Vererbung bei vielen inneren Krankheiten, wie schwerer krankhafter Fettsucht, Zuckerkrankheit und anderen Stoffwechselerkrankungen, schweren Blutarmutsformen, Basedowerkrankung, schweren erblichen Gelenksleiden, Nieren-, Herz- und Lungenleiden; über die zuletzt genannten sind wir ja durch neuere Forschungen schon weitgehend unterrichtet.

Endlich leidet unser systematisches Wissen noch an vielen Lücken in der Frage der Vererbbarkeit zahlreicher krüppelhafter Zustände.

Alle diese Fragen werden jetzt mit vereinten Kräften an verschiedenen Mittelpunkten klinischer und erbbiologischer Forschung in Angriff genommen und im Verein mit allen deutschen Ärzten, die gute, diagnostisch einwandfreie Krankenbeobachtungen und zusammen mit den Angehörigen gute Stammbäume zu liefern imstande sind, einer Lösung zugeführt. Später, wenn die staatlich geforderte, erbbiologische Bestandsaufnahme des deutschen Volkes erst weiter fortgeschritten sein wird, wird auch diese zur Ausfüllung der Lücken unseres erbbiologischen Wissens Maßgebendes beitragen.

Das Endziel der rassenhygienischen Forschung ist, für jeden Menschen durch dessen persönliche Untersuchung und diejenige seiner Blutsverwandten zu ergründen, welches und wie viel krankes und gesundes Erbgut in ihm steckt. Wir müssen das genau wissen, um Träger guter Erbmasse in der Fortpflanzung fördern, Träger schlechter Erbeigenschaften darin hemmen zu können. Die praktische

Digitized by Google

Durchführung dieses Planes hängt von dem Gelingen der Aufstellung einer möglichst lückenlosen Stufenleiter der Erbgesundheitswertigkeit der Menschen ab, mit welcher übrigens auch der Versuch eines Ausbaues der Stufenleiter der Erbbegabungswertigkeit verbunden werden kann. Zu unterst an der Stufenleiter kämen, nach Erbtypen geordnet, die erbschlechtesten, zu oberst die erbbesten zu stehen, und auf der Verbindungslinie zwischen schlechtester und bester Erbwertigkeit alle Übergänge. Schon kennen wir die untersten, schlechtesten Erbtypen, die wir folgerichtig durch das Unfruchtbarmachungsgesetz an einer unseligen Verewigung ihres Zustandes in kommenden Geschlechtern verhindern werden. Wir können auch, durch gewissenhafte ärztliche Untersuchung bestimmter Menschen und die Durchforschung von deren Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnissen die Erbtypen herausfinden, die in gesundheitlicher Beziehung höchstwertig sind. In der breiten Mitte unserer Erbwertigkeitsskala aber bleibt noch alles zu erforschen und zu ordnen.

Wir brauchen diese Stufenleiter der Erbwertigkeit, nicht bloß um zu wissen, welche Erbtypen die allerschlechtesten und welche die allerbesten sind, sondern auch um zu wissen, wie weit und wie schnell wir denn im Unfruchtbarmachungstempo oder in den Ratschlägen einer sonstigen Fruchtbarkeitsbeschränkung von unten gegen die Mitte (den Durchschnitt) zu im Interesse des Wohles des Gesamtvolkes und Staates vorgehen können. Denn Rassenhygiene geht nicht bloß die Qualität, sondern auch die Quantität eines Volkes an. Beide sind gleich lebenswichtig zur Erhaltung und Steigerung der Kulturleistungen im Inneren eines Landes und für einen ausreichenden Wettbewerb im Bestehen gegen andere Völker. Die Schraube der Fortpflanzungsbeschränkung der Erbschlechten — die für Mensch, wie Tier und Pflanze, für alle Zeiten immerfort tätig sein muß, soll eine Gruppe von Lebewesen an Anpassungsfähigkeit gegenüber den Bedürfnissen des Kampfes ums Dasein im weitesten Sinne des Wortes nicht verlieren, — kann um so fester angezogen werden, je mehr die Erbgesundheitsbesten, guten und durchschnittlich veranlagten Typen ihre Pflicht hinsichtlich der Fortpflanzung tun. Ein Volk mit einer guten Geburtengröße bei niedriger Sterbeziffer wird sich strengere Ausmerzungsmaßnahmen leisten können, — es wird auf der Stufenleiter der Erbgesundheitswertigkeit auch die mehr von unten her nach der Mitte zu von der Erbforschung hingestellten schlechten Erbtypen von der Fortpflanzung ausschalten können, — als ein Volk, bei dem überhaupt kein Geburtenüberschuß vorhanden ist oder das sogar in der Bevölkerungszahl absolut zurückgeht, das also in Fruchtbarkeitsbeschränkungen überhaupt vorsichtig sein muß. Dieses Tempo der Ausmerze unerwünschter Erbtypen wird aber durch den weiteren Ausbau der Stufenleiter der Gesundheitserbwertigkeit durch die erb- und rassenhygienische Forschung einerseitts und durch die Feststellungen einer Erbminderwertigen-Zählung, der Fruchtbarkeit und Sterblichkeitsbewegung eines Volkes andererseits leicht zu bestimmen sein.

So wird die rassenhygienische Forschung nicht bloß der Einschränkung der Fortpflanzung der Erbunglücklichen, sondern auch der kräftigen Vermehrung der Erbguten und Besten und des gesunden Durchschnitts und so einer gesunden Vermehrung des Gesamtvolkes dienen. Erbgesundheitsforschung ist also mit allen Mitteln zu unterstützen, da sie, neben den anderen Zielen der Rassenhygiene, dem Schutz unseres Volkes vor fremdrassischen Beimischungen und der Fortpflanzungsbegünstigung der begabten Volks- und Rassenelemente, eine unerläßliche Voraussetzung für die Lösung der Frage ist, welche kranken Erbtypen man vor der Familiengründung warnen und daran verhindern und welche gesunden Erbtypen man in der Familiengründung ermuntern und mit allen geeigneten Mitteln zu fördern hat.

Digitized by Google

Zum Verhältnis von Rassenhygiene und Anthropologie

Von Alfred Ploetz in Herrsching bei München

Zuerst einige Begriffsbestimmungen: Das Wort Rasse wird in doppelter Bedeutung gebraucht. Einmal im mehr gestaltlichen (morphologischen) und physiologischen Sinne als Rasse des zoologischen und botanischen Systems, als Systemrasse, d. h. als ein Kreis von Individuen innerhalb einer Art oder Spezies, die sich im selben Alter und Geschlecht durch den Besitz einer Anzahl gleicher Eigenschaften von den übrigen Artgenossen unterscheiden. Sodann wird das Wort Rasse in mehr biologischem Sinne gebraucht zur Bezeichnung einer Vitalrasse, d. h. einer Erhaltungs- und Entwicklungseinheit des über das Individuum fortdauernden Lebens als eines Kreises von ähnlichen Lebewesen, die durch Vererbung ähnliche oder leicht abgeänderte Nachkommen liefern, die wegen ihrer Ähnlichkeit gegen dieselben Einflüsse in ähnlicher Weise reagiern, ausgelesen werden und sich ersetzen können und die wegen ihrer erblichen Abänderungen (Mutationen) sich zu neuen Lebensformen entwickeln können. Die Individuen der Vitalrasse wirken durch alles das dahin zusammen, den gesonderten Lebensstrom, den sie miteinander bilden, dauernd zu erhalten und weiter zu entwickeln.

Der Begriff der Anthropologie wird verschieden weit gefaßt; meist wird unter ihr verstanden die Lehre von den Verschiedenheiten der leiblichen und geistigen Eigenschaften und erblichen Anlagen der Menschen und ihrer natürlichen Gruppen. Einige Anthropologen, wie z. B. Rudolf Martin, wollen die Betrachtung der geistigen Eigenschaften aus dem Gebiet der Anthropologie ausschalten, mit Unrecht, dieser Teil der Anthropologie fordert einen ständig breiteren Ausbau. — Die Menschheit und ihre Gruppen werden in bezug auf ihre Stellung im zoologischen System — nach der absteigenden Größe der Gruppen: Familie, Gattung, Art, Rasse oder Varietät, Unterrasse oder Schlag — von den Anthropologen verschieden bewertet. Manche nehmen nur 1 Art und 2 Rassen an wie Virey, spätere Forscher allmählich mehr, so Cuvier 1 Art und 3 Rassen, Geoffroy Saint-Hilaire 4 Arten und 13 Rassen, Blumenbach 1 Art und 5 Rassen, Huxley 5 Arten und 14 Rassen, Topinard 1 Art und 16—19 Rassen; Ernst Haeckel gab 1902 der Menschheit den Wert einer Familie des zoologischen Systems mit 4 Gattungen, die er in 12 Arten und 36 Rassen zerfallen läßt, 1908 unterscheidet er nur noch 5 Arten mit 12 Unterarten und vielen Varietäten. Giuffrida-Ruggeri (1913) betrachtet die Menschheit als ein Mittelding zwischen Gattung und Art, als eine „Sammelart" oder „große Art" und die heutigen besser charakterisierten Menschengruppen als 8 „Elementararten". Eugen Fischer (1923) nimmt etwa 24 Gruppen oder Rassen an, von denen er 5 als eine europäide Obergruppe, 6 andere als eine mongoloide zusammenfaßt. Deniker (1926) teilt die Art Homo sapiens in 29 Rassen.

Der Grund dieser Verschiedenheiten liegt hauptsächlich darin, daß Jahrhunderte hindurch bis nahe an die neueste Zeit die Abgrenzung der beschriebenen Pflanzen- und Tiergruppen fast ausschließlich nach morphologischen Gesichtspunkten erfolgte, wobei der Willkür der einzelnen Forscher ziemlich freier Spielraum blieb. Haeckel sagte in seiner Natürlichen Schöpfungsgeschichte (1902):

„Vielmehr bedienten sich die Zoologen als auch die Botaniker in ihrer systematischen Praxis ausschließlich der Formähnlichkeit, um die verschiedenen Arten zu unterscheiden und zu benennen."

Weiter sagt er in demselben Buch:

„Was eigentlich eine ‚echte oder gute Art' (bona species) sei, diese Frage vermag kein Naturforscher zu beantworten, obgleich jeder Systematiker täglich diese Ausdrücke gebraucht,

Digitized by Google

und trotzdem ganze Bibliotheken über die Frage geschrieben worden sind, ob diese oder jene beobachtete Form eine Spezies oder Varietät, eine wirklich gute oder schlechte Art sei."

Rudolf Martin schreibt 1914 in seinem Lehrbuch der Anthropologie:

„Es ist aber nicht zu leugnen, daß diese Einteilungen durchaus ungenügend sind, da Homo sapiens ohne Zweifel zu den formenreichsten Arten der Mammalia gehört. Von den jetzt vorgeschlagenen Klassifikationen, die ausschließlich morphologische Merkmale berücksichtigen, seien die von Haeckel und diejenige von Deniker angeführt, obwohl auch sie noch manche Umgestaltung erfahren müssen usw."

Eugen Fischer schreibt 1923 in dem Sammelwerk „Kultur der Gegenwart" (Band Anthropologie):

„Es ist, wie angedeutet, willkürlich, wieviele Merkmale man fordert, um die Grenze ‚Rasse' zu ziehen; so kommt es, daß man die Gruppen mit den relativ geringen und wenigen Unterschieden, wie etwa zwischen einem typischen Nordeuropäer und einem Südeuropäer, als ‚Rassen', aber die Gruppen Neger und Mongolen ebenfalls als Rassen bezeichnet, deren jede wieder in viele Einzelgruppen, ‚Rassen', zerfällt. Schaden und Mißverständnis entsteht dabei nicht. Mit dieser Willkür in der Wahl der ‚Merkmale' nach Zahl oder Gewicht ist auch ungenaue Abgrenzung der Begriffe Rasse, Unterart, Art (species), ja Gattung gegeben — und das muß so sein. Auch die genannten anderen Begriffe haben das, man kann ‚Art' und ‚Gattung' nur praktisch (und manchmal auch hier nicht), nicht aber theoretisch und per definitionem trennen. Und die Anthropologie muß auch den Begriff Rasse als Systembegriff benützen."

Aus all den angeführten Meinungen ist ersichtlich, daß vom anthropologischen Standpunkt aus sowohl die systematischen Begriffe Gattung, Art und Rasse noch nicht fest umrissen sind, als auch infolgedessen die Umfänge der menschlichen Gruppen nicht feststehen.

So ungefähr lagen die Dinge, als ich vor etwa 40 Jahren versuchte, die über das Individuum dauernde Erhaltungseinheit des Lebens festzustellen. Ich sah bald, daß alles, was bis dahin Art und Rasse genannt wurde, wegen der großen Verschiedenheit der Begriffsbestimmungen und der allzu großen Verwaschenheit der Grenzen nicht dazu verwandt werden konnte, daß dagegen außer den bisher überwiegend benutzten morphologischen und einigen physiologischen Eigenschaften hauptsächlich biologische herangezogen werden müßten, wie vor allem die dauernde Fruchtbarkeit der Individuen untereinander und ihre gegenseitige Ersetzbarkeit gegenüber der gleichen Umwelt, sei es die äußere (extrale), sei es die innere (soziale) Umwelt. Erst wenn diese beiden Forderungen erfüllt wären, sah ich die Bedingungen der vollen Erhaltung der betreffenden Wesen — in unserem Falle Menschengruppe — gesichert.

Die so umrissene Gruppe von Lebewesen nannte ich Vitalrasse — auch beim Menschen — wie im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes. Deren tatsächliche Erhaltungs- und Entwicklungserscheinungen machen den Inhalt der Biologie der Vitalrasse, der Rassenbiologie, aus, deren optimale Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen den Inhalt der Rassenhygiene. Ich möchte den Begriff der Vitalrasse, der mir geeignet erschien, einen verhältnismäßig sicheren Ariadnefaden in dem Gewirr der systematischen Arten zu bilden, noch durch den der Vitalart ergänzen. Eine Vitalart, als der der Vitalrasse übergeordnete Begriff, sollte schon dann gegeben sein, wenn alle Individuen miteinander dauernd fruchtbar sind, während bei den zu ihr gehörenden Vitalrassen gemäß ihrer bisherigen Begriffsbestimmung außer dieser Forderung noch die der gegenseitigen Ersetzbarkeit der Individuen gegenüber der gleichen Umwelt hinzukäme. Vitalart wäre demnach der weitere, Vitalrasse der engere Begriff. Bei den allerwenigsten systematischen Arten und Rassen des Pflanzen- und Tierreichs hat die Forschung genügend Tatsachen herangeschafft, um Fruchtbarkeit und Ersetzbarkeit festzustellen, so daß es im Interesse der Her-

Digitized by Google

stellung der Identität der Vitalart und -rasse mit der Systemart und -rasse sehr zu wünschen wäre, daß die biologische Forschung der Abgrenzung der Fruchtbarkeits- und Ersetzbarkeitskreise in der ganzen Lebewelt nachginge. Die Systematiker der neuesten Zeit nehmen schon mehrfach zur Abgrenzung der Systemart die volle Fruchtbarkeit aller Individuen miteinander als notwendig an, die grundsätzliche Abgrenzung der Systemrasse aber nach der hinzukommenden Ersatzmöglichkeit der Individuen noch nicht.

Es erhebt sich nun die Frage: wie steht es bei der Menschheit mit der Einteilung in Vitalarten und -rassen? Entsprechen z. B. die 4 Arten Geoffrey Saint-Hilaires, die 5 Arten Huxleys und Haeckels wirklich 4—5 Kreisen von Individuen, von denen jeder Kreis sich mit jedem anderen Kreise auf die Dauer nicht fruchtbar kreuzt, so daß wir ebensoviele Vitalarten annehmen müssen? Oder kreuzen sich etwa alle die verschiedenen Menschengeschlechter der Erde dauernd fruchtbar untereinander, so daß die einzige Art, die z. B. Topinard und Deniker für den Homo sapiens annehmen, einer Vitalart entspräche? Ich glaube, daß die Hypothetiker der Vielartigkeit, die ich soeben erwähnte, die Frage der Fruchtbarkeit ihrer „Arten" gar nicht untersucht, sondern ihre Einteilung wohl fast nur nach morphologischen Gesichtspunkten vorgenommen haben. Es ist jetzt so ziemlich sichergestellt, daß sich die verschiedensten Menschen aller möglichen Formkreise fruchtbar untereinander kreuzen, so daß die Identifizierung der Menschheit mit einer Vitalart der gegenwärtigen Kenntnis der menschlichen Fortpflanzungsverhältnisse entspricht. Möglicherweise stellt sich im Laufe weiterer Forschungen heraus, daß bei einigen Kreuzungen sehr verschiedener Varietäten, z. B. zwischen Nordrassigen und afrikanischen Pygmäen, eine dauernde Fruchtbarkeit nicht gefunden wird, allein das könnte nur sehr kleine Kreise betreffen, die großen Rassen jedenfalls nicht, dafür zeugt seit Jahrhunderten die Millionenzahl der Mischlinge zwischen Weißen und Negern, Mongolen, Indianern u. a. Nebenbei gesagt, läßt sich bei der Annahme einer einzigen Vitalart für die Menschheit die Hypothese eines polyphyletischen (mehrstämmigen) Ursprungs des Menschengeschlechts nicht mehr aufrechterhalten.

Die zweite wichtige Frage betrifft die Einteilung dieser einen menschlichen oder biologischen Vitalart in Gruppen, die außer der dauernden Fruchtbarkeit auch noch die gegenseitige Ersetzbarkeit der Gruppenmitglieder untereinander gegenüber einer gleichen Umwelt besitzen. Eine wichtige Frage deshalb, weil erst bei Erfüllung beider Bedingungen die dauernde Lebens- und Entwicklungseinheit, die Vitalrasse, zustande kommt, die Trägerin des dauernden Lebens schlechtweg und das Substrat, an das die rassenhygienischen Forderungen der Ethik und der sonstigen Lebensgestaltung unlösbar geknüpft sind.

Die Ersetzbarkeitsforderung kann man leidlich brauchbar trennen in eine, die sich auf die äußere Umwelt der Individuen bezieht, wie auf das Klima, auf Krankheits-Endemien, und in eine innere oder soziale, die sich z. B. auf Gattenwahl, auf die Vorgänge der Erhaltung der Gruppen, Völker u. ä. bezieht. Natürlich kann es sich bei der Ersetzbarkeit nur um gleiches Alter und gleiches Geschlecht handeln. Ferner muß berücksichtigt werden, daß die biologischen Begriffe keine festen, glatten Grenzen haben, sondern flüssige, so daß das alte Wort des Heraklit: „Alles fließt" hier besondere Geltung hat.

Ob alle menschlichen Geschlechter in allen Klimaten ausdauern, ist nach dem Stande der heutigen Forschung nicht mit Sicherheit zu behaupten. Die Mongoliden und Negriden leben seit vielen Jahrtausenden in den Tropen, sie sind ihnen angepaßt. Ob die Weißen Europas sich in diesen Klimaten auf die Dauer behaupten können, wird m. E. mit Erfolg stark bestritten. Die Weißen, die dorthin in vorgeschichtlichen Zeiten aus nördlichen Gegenden eingewandert sind, sind da, wo sie

Digitized by Google

sich infolge von gesetzlichen Absperrungen mit den Eingeborenen nicht vermischt haben, gegenwärtig bis auf kleine Reste verschwunden, so z. B. die indogermanischen Volksscharen, die aus Europa nach Vorderasien und Indien und wohl noch weiter gewandert waren, trotzdem sie durch Kastenbildungen und Vermischungsverbote ihre Eigenart zu bewahren versuchten. Ähnlich erging es den indogermanischen Einwanderungen der alten Hellenen, die ganz überwiegend nordischen Typus aufgewiesen haben sollen, in dem nicht einmal tropischen Griechenland und den von ihnen gebildeten Kolonien. Die dort heute lebende Bevölkerung weist nur noch wenig reine nordische Elemente auf. Ohne neuen Zufluß solcher Elemente werden die Vermischungen weitergehen und durch Auslesevorgänge die dem Klima besser angepaßten und in den fortdauernden Kriegen nicht so stark mitgenommenen dunklen, mehr vorderasiatischen Elemente die nordischen Reste absorbieren.

Ähnliche Vorgänge sind auch in anderen heißen Ländern beobachtet worden, so bei den rein skandinavischen Siedlern in Texas. Nur, wo die aus den gemäßigten Zonen kommenden hellen Elemente sich mit den dunklen vermischen, erhalten sich Bruchteile nordischen Blutes in den Mischrassen. Welche Faktoren es sind, die hauptsächlich den Untergang der nördlichen Elemente bewirken, ist vorläufig nur zu vermuten. Höchst wahrscheinlich ist ihre Widerstandskraft gegen die Epidemien und Endemien der heißen Länder geringer als die der dunklen Eingeborenen. So wissen wir z. B., daß zu Perikles' Zeiten in Hellas eine furchtbare Epidemie massenhaft die hellenische Bevölkerung dahinraffte, eine Epidemie, durch die auch Perikles zugrunde ging. Die Geschichte der Medizin nimmt mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß diese „Pest" eine höchst bösartige Malaria war, ähnlich wie sie in jüngster Zeit auf Ceylon herrschte, wo sie in kürzester Zeit nahezu 100 000 Menschen dahingerafft haben soll und noch mehr Opfer gefordert hätte, wenn nicht die heutige Medizin mit Chinin und mit dem neuen deutschen Heilmittel Atrebin die Seuche tatkräftig und mit Erfolg bekämpft hätte, Mittel, die man im alten Griechenland ja noch nicht kannte. Welche rassischen Elemente von der Malaria in Ceylon hauptsächlich betroffen wurden, darüber fehlen noch oder überhaupt die Angaben, aber nach Analogien aus anderen heißen Gegenden werden die hellen Elemente bedeutend mehr ergriffen, so daß auch hierbei die Ausmerzung als ein stark richtunggebender Faktor im Schicksal der Rassenvermengungen und -vermischungen anzusehen ist.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß eine Ersetzung der dunklen Rassen (Negride und Mongolide, auch wohl die afrikanischen Mediterranen) durch die europäischen Weißen in bezug auf die äußere Umwelt nicht überall eintreten kann, wenigstens nicht bei dem Stande der heutigen Technik, so daß die Weißen Europas hierin zum Ersatz der tropenfähigen Menschengruppen nicht geeignet sind, also nicht mit ihnen in derselben Vitalrasse sein können. Daß die Negriden und Mongoliden sich in bezug auf äußere Umwelt überall ersetzen können, ist wohl mit Recht anzunehmen, da beide Gruppen in großen Menschenmassen auch in den Tropen und Subtropen heimisch sind und überall, selbst in der kalten Zone dunkle Pigmentierung aufweisen. Die Negriden können in Bezug auf die kalten Klimate weder die Weißen noch die Mongoliden ersetzen, da sie in diesen Klimaten besonders durch Lungenkrankheiten und Tuberkulose stark angegriffen werden. Die Mongoliden dagegen halten, wie Sibirien, Nordkanada und Grönland zeigen, die Kälte vorzüglich aus, sollen aber auch in heißeren Gegenden gut fortkommen. Man müßte also nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse in grober Weise 3 Vitalrassen der Menschheit annehmen, soweit die äußere Umwelt in Frage kommt, eine weiße, eine gelbe und eine schwarze. Dies ändert sich durch das Einbeziehen der inneren Umwelt.

Digitized by Google

Betrachten wir die Umwelt, die innerhalb der einzelnen Menschengruppen die Individuen selbst füreinander vorstellen, so sehen wir, daß die daraus entspringenden Beziehungen sich hauptsächlich auf geistigem Gebiet abspielen, einem Gebiet, das im allgemeinen viel wichtigere Maßstäbe der Entwicklung liefert als das der körperlichen Eigenschaften. Das wichtigste Element der inneren oder sozialen Umwelt ist die Bedeutung, die die geschlechtsreifen Männer und Frauen füreinander in bezug auf die sexuelle Zuchtwahl haben, weil davon der Grad von Vermischung der verschiedenen Gruppen abhängt. Da sind einige Feststellungen möglich: Wir sehen, daß fast jede Varietäten-Gruppe mit jeder anderen sexuellen Verkehr ausübt, sich heiratet, Kinder erzeugt, daß aber der Umfang dieser Vermischung sehr verschieden ist. Bereits bei den Völkern, die aus dem indogermanischen Urvolk hervorgingen, suchten die hochrassigen Oberschichten sich durch Verbot der Vermischungen und Kastenabsperrungen rein zu erhalten, auch die alten Germanen verfolgten dasselbe Ziel, der Sprößling aus der Vermischung zwischen Freien und Unfreien folgte der ärgeren Hand, wurde unfrei. Die alten Juden, die sich als das von Gott auserwählte Volk ansahen, verboten viele Jahrhunderte hindurch die Heirat mit Nichtjuden. Aber es ist auch früher und heute bei vielen Völkern ihrerseits eine starke Abneigung gegen die Heirat mit Juden vorhanden, diese Heiraten waren oft direkt verboten, wie nunmehr auf Grund gesetzlicher Regelung im Deutschen Reich. Ferner sperren sich auch heute Weiße, besonders die der nordischen Gruppe, meist gegen Farbige, besonders der negriden Varietät ab, die Mischehen und die Erzeugung von Mulatten gelten als verpönt. Das geht soweit, daß in vielen Städten der Union den Farbigen bestimmte Hotels verboten sind, daß sie in den Eisen- und Straßenbahnen nur bestimmte Abteile benutzen dürfen u. ä. Auch in Argentinien und Uruguay schließen Mischheiraten zwischen Negern und Indianern mit den Weißen diese aus der guten Gesellschaft aus. Erst kürzlich ordnete die chinesische Regierung für ihre Beamten an, daß sie nur Chinesinnen heiraten dürften. Fast überall bei den höher gearteten Menschengruppen sind die Vermischungen mit niedriger gearteten gering geachtet, selbst bei Franzosen und Holländern, die aus Politik so manche Mischlinge mit Nordafrikanern und Negern bzw. mit Malayen in ihre Gesellschaft aufnehmen. Neben den durch religiöse und rassenpolitische Maßnahmen mehr oder minder erzwungenen sexuellen Schranken gab und gibt es auch solche durch ein bei verschiedenen Gruppen anders geartetes Schönheitsideal, das früher und auch heute eine geschlechtliche Verbindung, wenn nicht sexuelle Not, starke Verführung oder ökonomische Interessen mitspielten, von selbst unmöglich machte.

Es bleiben noch einige andere Arten der sozialen Ersetzbarkeitsmöglichkeit zu betrachten. Sehr verschieden sind diese Möglichkeiten bei den menschlichen Gruppen in bezug auf das politische Bürgertum. In Gemeinwesen mit durchschnittlich tüchtigeren Bürgern, wie die Individuen der weißen Gruppe sie liefern, können weder die Negriden, noch die Mongoliden, noch die heutigen Inder, Indianer die Weißen ersetzen. Dabei müssen von den Weißen die Juden, also hauptsächlich Mitglieder der vorderasiatischen Systemrasse, ausgenommen werden. Sie haben im Laufe ihrer Jahrtausende dauernden Geschichte bewiesen, daß ihnen wohl infolge ihrer starken Veranlagung zum abstrakten und ihrer geringen zum organischen Denken die Fähigkeit mangelt, die Bedingungen der Erhaltung eines Staatswesens zu erkennen und durchzuführen, und weil ihnen außerdem bei ihrem starken Individualismus und ihrem Handelsgeist das Menschenmaterial für die notwendigen, staatserhaltenden Stände der Bauern, Handwerker u. ä. fehlt. Eine weitere Ausnahme nach entgegengesetzter Richtung müssen wir bei den Japanern machen, die ihre Fähigkeit bewiesen haben, ein kraftvolles Staatswesen aufzubauen. — Man

Digitized by Google

stelle sich einmal vor, die Bürger der Vereinigten Staaten, die heute etwa 12 Millionen Farbige zählen, bestünden nur aus Negern oder das Deutsche Reich nur aus Juden, dann springt die Unmöglichkeit, diese Staatswesen aufrechtzuerhalten und vor dem Zusammenbruch zu bewahren, sofort in die Augen. Das gleiche gilt für die Kultur innerhalb eines Gemeinwesens. In den Völkern mit hoher Kultur können die Träger derselben nicht ersetzt werden durch beliebige Systemrassen. Das gilt für Musik ebenso wie für die bildenden Künste. Man denke die hochstehenden europäiden Individuen aus dem Kunstwesen heraus, dann wird man nicht fähig sein, sie aus den anderen menschlichen Gruppen vollgültig zu ersetzen.

Wenn wir die bisherige Darstellung überblicken, so scheint sich zu ergeben, daß, so absolut scharf die menschliche Vitalart von den anderen, verwandten Vitalarten der Affen getrennt ist, die untergeordneten menschlichen Vitalrassen bedeutend weniger scharf voneinander zu trennen sind. Immerhin will ich versuchen, diejenigen, die uns Deutsche besonders angehen, herauszuschälen. Die europäische Menschengruppe scheint mir vor allem den Rang einer Vitalrasse beanspruchen zu können, wenn man die Grenze gegen Osten etwa von der Mündung der Dwina zu der des Don zieht und dabei die Juden und das kleine Häuflein der Lappen ausschließt. Jenseits davon häuft sich das mongolide und im Süden das vorderasiatische Element so stark an, daß es zum geschlossenen Gebiet der europäischen Vitalrasse organisch nicht mehr hinzugerechnet werden kann. Die Systemrassen, die in dieses Gebiet gehörten, wären dann die nordische Rasse, die mediterrane (westische) Rasse ohne ihre afrikanischen Zweige, die alpine (ostische), die dinarische und ostbaltische. Der speziell in Deutschland lebende Teil der europäischen Vitalrasse müßte in folgende Vitalunterrassen geteilt werden, die den gleichlautenden Systemrassen entsprechen: 1) die weitaus überwiegende nordische, 2) die alpine oder ostische, 3) die dinarische, 4) die ostbaltische. Die jüdischen Volksteile würden aus diesen Rassen auszuschließen sein, da sie überwiegend der vorderasiatischen und orientalischen Rasse angehören und somit nicht in den Bereich der europäischen Vitalrasse fallen. Die Rangordnung der europäischen Vitalunterrassen in bezug auf die gegenwärtigen Erhaltungsnotwendigkeiten des Reiches ist mit Ausnahme der nordischen, die von der Mehrzahl der Anthropologen und Rassenhygieniker als die hochwertigste anerkannt wird, schwer zu bestimmen und muß weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. Bei dem starken Anwachsen der Bewußtheit der nordischen Rasse und ihrem infolge davon weiteren rassischen Selbstschutz, sowie Abschnürungs- und Entwicklungsbestrebungen kann es zweifelhaft sein, ob man ihr nicht angesichts der zahlreichen Nichtersetzbarkeiten ihrer Individuen und ihrer einzigartigen morphologischen Qualitäten, die sie zur Spitzenrasse der Menschheit machen, den Wert einer eigenen oder werdenden Vitalrasse zuerkennen muß, die sich zu einem stärker gesonderten Lebensstrom zu entwickeln im Begriff ist. Die Nordrassischen bedürfen besonderer rassenhygienischer Pflege, weil sie durch Geburtenarmut und Dezimierung im Kriege im Rückgang begriffen sind und doch infolge ihrer hohen, vorwärtsdrängenden, schaffenden Intelligenz, ihrer Aktivität, ihrer Hingabefähigkeit und ihrem hohen kriegerischen Mut einen unentbehrlichen, staatserhaltenden Faktor bilden. Daneben müssen in Rücksicht auf die Volksgemeinschaft vom Staat die vorhandenen wertvollen Eigenschaften der anderen deutschen Systemrassen oder Vitalunterrassen hervorgehoben und unterstützt werden, so daß im Deutschen Reich außer der Pflege der Volksgemeinschaft auch die Pflege einer „deutschen Rassengemeinschaft" (das glücklich gewählte Wort „Volks- und Rassengemeinschaft" stammt von Ministerialdirektor Walther Schultze) den ihr gebührenden Platz eingeräumt erhält.

Digitized by Google

Ist die Tuberkulose ein rassenhygienisches Problem?

Von Kurt Lydtin in München

Die Tuberkulose ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Volkskrankheit. An ihr sterben jährlich auch heute noch in Deutschland rund 40—45 000 Menschen. Ihre Sonderstellung unter den sogenannten Infektionskrankheiten erhellt aus wenigen Zahlen: In den Großstädten Deutschlands starben jährlich auf 100 000 Lebende

im Jahre	1900	1933
an Scharlach	24	1
an Masern	23	1
an Typhus	11	1
an Diphterie	28	8
an Tuberkulose	223	75

Nehmen wir dazu, daß die angeführten akuten Infektionskrankheiten meist nur bestimmte Altersgruppen ergreifen, daß die Krankheitsdauer bei ihnen Tage, Wochen vielleicht einmal Monate beträgt, daß aber die Tuberkulose sämtliche Altersklassen und gerade die leistungsfähigsten Lebensalter vermindert, daß diese Krankheit oft viele Jahre dauert, — dann wird es verständlich, warum die öffentliche Gesundheitsfürsorge der Bekämpfung der Tuberkulose ihre besondere Aufmerksamkeit schenkt, dann wird auch klar, wie dringend die Frage ist, ob wir zu rassenhygienischen Maßnahmen gegen diese Krankheit berechtigt und verpflichtet sind.

Ist die Tuberkulose überhaupt ein rassenhygienisches Problem? Beim derzeitigen Stand unseres Wissens erscheint es mir zweckmäßig, klar und deutlich vorauszuschicken, daß diese Frage noch nicht hinreichend geklärt ist. Der Gesetzgeber hält den Zeitpunkt für einschneidende Maßnahmen in dieser Richtung nicht für gekommen. Ich habe mich deshalb nur schwer entschlossen, diese Frage vor einem Kreis von Nichtärzten zu erörtern. Eine kurze Darstellung der Verhältnisse ist nur dann berechtigt, wenn sie zeigt, wie außerordentlich schwierig die Dinge bei der Tuberkulose zu beurteilen sind, mit welchem Verantwortungsgefühl wir hier um die Wahrheit, um den richtigen Weg zu ringen haben. Auf der andern Seite lohnt wohl auch für den Nichtarzt die Betrachtung, da sie das Wirken einer natürlichen Auslese in besonderer Weise vor Augen zu führen vermag, und weil sie damit zeigt, wie auch die Rassenhygiene als echte Naturwissenschaft der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen hat.

Es ist heute wohl allgemein bekannt, daß die tuberkulöse Erkrankung durch das Eindringen eines lebenden, außerordentlich kleinen Erregers, des Koch'schen Bazillus in den menschlichen Körper, also durch eine Infektion hervorgerufen wird. Ohne weiteres ergibt sich für jeden Laien die Frage: Wie kann eine Krankheit, bei der eine äußere Ursache eine Rolle spielt, ein rassenhygienisches Problem sein? Die Dinge liegen bei der Tuberkulose nun so, daß es zwar sicher ohne Infektion zu keiner Erkrankung kommen kann, daß aber auf der andern Seite doch nur ein ganz kleiner Teil der Infizierten erkrankt. Wir wissen, daß in Deutschland und auch im übrigen Mitteleuropa etwa mit dem 20. Lebensjahr die Mehrzahl aller Lebenden mit dem Tuberkuloseerreger schon einmal in Berührung gekommen, also infiziert ist. Die meisten dieser Infizierten haben hiervon nie etwas gemerkt und tragen trotzdem als Zeichen der Infektion eine kleine belanglose Narbe in ihrem Körper, meist in ihrer Lunge. Wir wissen von der Infektion weiter, daß sie unter

Digitized by Google

bestimmten Bedingungen besonders häufig von Krankheit gefolgt ist; sie ist besonders gefährlich im Säuglingsalter und im ersten Lebensjahr. Auch solche Menschen sind mehr als andere gefährdet, die einer dauernden Infektion, also einem immer wieder vorkommenden Eindringen von Koch'schen Bazillen ausgesetzt sind. Auf diesen und anderen Erfahrungen beruht ein sinnvoll aufgebautes System der Infektionsbekämpfung, das auch heute noch seine volle Berechtigung hat. So bleibt die Infektion also wohl eine unerläßliche Voraussetzung für die Erkrankung, aber keineswegs die einzige. Neben der Infektion müssen noch andere Faktoren auf Entstehung und Verlauf der Tuberkulose Einfluß haben.

Welches sind diese Faktoren? Am eindrucksvollsten treten sie an Massenbeobachtungen in Erscheinung. Wir erkennen sie z. B. am deutlichsten an dem Verlauf der Tuberkulosesterblichkeitskurve während der Kriegszeit. So zeigt Abb. 1, wie diese Sterblichkeitskurve seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts abfällt.

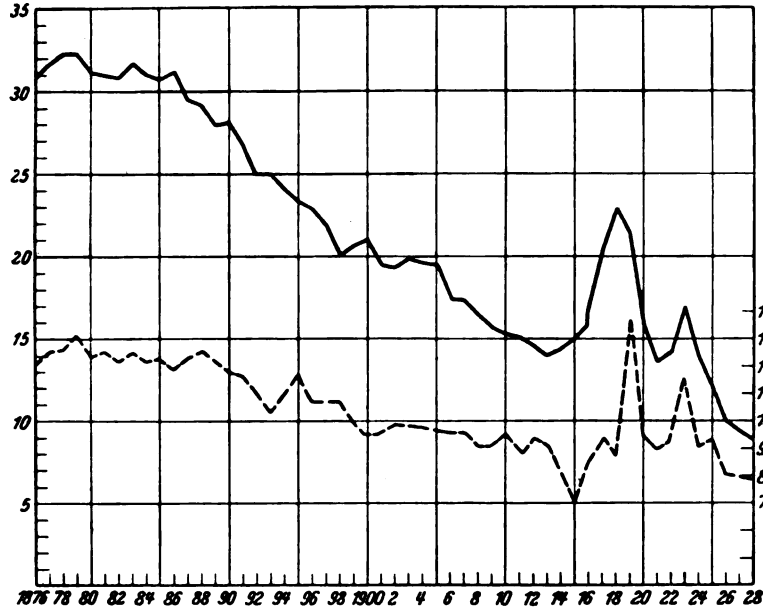


Abbildung 1: Todesfälle an Tuberkulose in Preußen. Ausgezogene Linie auf 10000 Lebende. Gestrichelte Linie auf 100 Todesfälle.

Dieser dauernde Abfall wird durch einen steilen Gipfel in der Kriegszeit unterbrochen, der sich in den Kurven aller europäischen Länder findet. Was diesen Sterblichkeitsanstieg, also diese Mehrerkrankungen an Tuberkulose bedingt hat, läßt die Tatsache erkennen, daß der Anstieg bei den blockierten Mittelmächten außerordentlich viel steiler verlief als in allen anderen Ländern. Ihnen gemeinsam aber waren Hunger, Not, Entbehrungen jeder Art bei gleichzeitiger höchster körperlicher und seelischer Beanspruchung. Ganz allgemein entnehmen wir hieraus, daß neben der Infektion die Umweltbedingungen von Bedeutung dafür sind, ob der tuberkulös Infizierte krank wird oder ob er gesund bleibt. Wir dürfen weiter daraus entnehmen, daß wir durch Schaffung günstiger Umweltbedingungen Tuberkuloseerkrankungen verhüten können. Aus tausendfältiger ärztlicher Erfahrung wissen wir, daß selbst beim tuberkulös Erkrankten wenigstens im Frühstadium durch Besserung der Umweltbedingungen die Krankheit geheilt werden kann.

Digitized by Google

So erscheinen die Dinge sehr einfach. Die Infektion ist die unerläßliche Voraussetzung zur Erkrankung, Umweltbedingungen bestimmen das Schicksal des Infizierten; die Tuberkulose scheint zu einem sozialen Problem zu werden. Ist bei dieser Sachlage denn überhaupt noch Platz für das Wirken eines Erbfaktors?

Diese Frage ist seit vielen Jahrzehnten immer wieder gestellt worden. Selbst in der Zeit der Hochkonjunktur der Infektionslehre, als der Tuberkelbazillus im Jahre 1882 entdeckt wurde, ist sie nie verstummt. In den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat der praktische Arzt Riffel, Privatdozent der Gesundheitspflege an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, sehr beachtliche Familienuntersuchungen in dem kleinen badischen Orte Karlsdorf angestellt. Er sah die Häufung von Tuberkuloseerkrankungen in der Geschlechterfolge einzelner Familien. Er sah aber auch, daß die Krankheitsfälle zeitlich so weit auseinanderlagen, daß eine gegenseitige Infektion durch die Familienmitglieder nicht in Frage kam. Er glaubte,

„die Übertragung der Lungenschwindsucht von Person zu Person durch Wohnungen und Mobilien in Abrede stellen und sie für eine Krankheit halten zu müssen, welche durch den Mechanismus der Vererbung von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen wird, begünstigt durch vorausgegangene Krankheiten oder sonstige Bedingungen, welche geeignet sind, eine Konstitution zu untergraben".

Er war nach der anderen Seite über das Ziel geschossen. Wir wissen heute, daß die Tuberkulose nicht eine Erbkrankheit an und für sich ist. Sie wird ja durch eine Infektion hervorgerufen. Die Häufung von Tuberkuloseerkrankungen in der Geschlechterfolge einzelner Familien kann allenfalls durch eine erbmäßig bedingte Anlage zur Erkrankung, durch eine erbmäßig bedingte Hinfälligkeit gegen die Infektion verursacht sein. Ob und welche Bedeutung einer solchen Erbanlage zukommt, konnte durch noch so zahlreiche genealogische Untersuchungen lange Zeit nicht geklärt werden. Am eindrucksvollsten werden auch dem Nichtarzt die tatsächlichen Verhältnisse durch folgende Betrachtung klar: Nehmen wir einmal an, daß für die Art, wie der Einzelne auf die Infektion antwortet, ob er krank wird oder gesund bleibt, eine innere erbmäßig überkommene Anlage verantwortlich ist, und daß die Menschheit aus erbmäßig verschieden widerstandsfähigen Menschen zusammengesetzt ist, welche Folgen müssen dann in einem Lande eintreten, in dem die Tuberkulose stark verbreitet ist? Dann nimmt schon von der frühen Kindheit an die Zahl der Infizierten dauernd zu, so daß mit dem Eintritt ins Erwachsenenalter die Mehrzahl der Menschen infiziert ist. Dann sterben aber auch die erbmäßig Widerstandslosen bald nach der Infektion, also schon verhältnismäßig früh im Kindesalter weg. Sie erreichen überhaupt nicht mehr das fortpflanzungsfähige Alter, sie geben ihre Anlage nicht weiter, und die Zahl der erbmäßig Widerstandslosen muß in der folgenden Generation geringer sein. Da wo die Tuberkulose heimisch ist, muß im Gang der Geschlechterfolge durch eine natürliche Auslese die Zahl der Widerstandslosen zurückgehen; die Bevölkerung muß im Kampf mit der Tuberkulose widerstandsfähiger werden, die Tuberkulosesterblichkeit muß sinken.

Einen derartigen Rückgang der Tuberkulosesterblichkeit erleben wir seit vielen Jahrzehnten in allen Kulturländern Europas. Sie ist in den letzten 65 Jahren in Deutschland von 35 bis 45 je 10 000 gesunken auf 7,5 je 10 000 (siehe Abb. 1). Betrachtet man nur den Abschnitt dieser Kurve von etwa 1870 ab, so kann man auf den Gedanken kommen, das Absinken mit der Entdeckung des Tuberkelbazillus und der damit verbundenen Infektionsbekämpfung, mit der ärztlich besseren Betreuung der Bevölkerung oder mit der Sozialversicherung in Zusammenhang zu bringen. Daß diese Erklärung ungenügend ist, zeigt die Tuberkulosesterblichkeitskurve einzelner Großstädte, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine außer-

Digitized by Google

ordentlich hohe Sterblichkeitsziffer hatten. Bei ihnen hat der Abfall schon lange vor allen planmäßigen Bekämpfungsmaßnahmen begonnen. So ist in Hamburg (siehe Abb. 2) die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts außerordentlich hohe Sterblichkeit von rund 80 je 10 000 gesunken auf 7,5 je 10 000. Hier muß etwas wirksam gewesen sein, was mit unseren menschlichen Maßnahmen nichts zu tun hat.

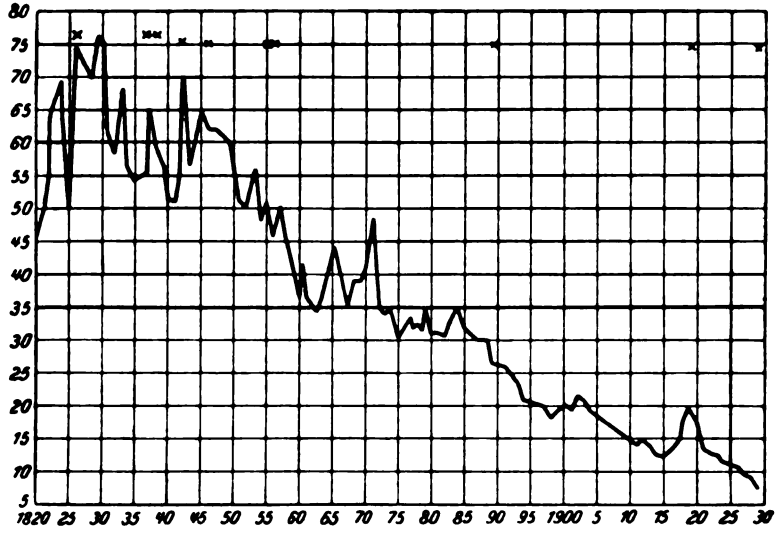


Abbildung 2

Aufschluß über die Ursache dieses Rückganges gibt nun die Beobachtung, daß dieses Absinken der Sterblichkeit in bezug auf Zeit und Ausmaß regionär verschieden ist. Dieser Sterblichkeitsabfall geht in Europa von Westen nach Osten. Er beginnt, wenn wir von einzelnen Großstädten absehen, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Industrieländern England, Schottland, Wales, Preußen und Sachsen. Verhältnismäßig spät und langsam, erst etwa um 1900, folgen die Agrarstaaten nach, wie im Osten Ungarn und im Norden Norwegen. Zwischen diese Extreme fügt sich die Tuberkulosesterblichkeitskurve Frankreichs ein, entsprechend seiner Zwischenstellung zwischen einem Industriestaat und einem Agrarland.

Wie kommt dieses verschiedene Verhalten zustande? Nun, wo Industrialisierung auftritt, strömen Menschen aus dem dünn besiedelten flachen Lande in Städten zusammen. Industrialisierung führt zu Bevölkerungs- und Wohndichte und damit zu vermehrter Infektion. So kommt es in den wachsenden Großstädten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, etwas später in den aufschießenden Industriegebieten zu einer außergewöhnlichen Tuberkulosesterblichkeit, es kommt geradezu zu einer Tuberkuloseepidemie. „Die Seuche kommt." Je höher die Sterblichkeit war, um so rascher sinkt sie aber auch ab, weil eben bei dieser Infektionsdichte die Infektion schon früh verwirklicht, in das Kindesalter gerückt wird, und weil so viele erbmäßig Widerstandslose vor dem fortpflanzungsfähigen Alter ausgemerzt werden. Durch ihr Wegsterben wird die Zahl der Widerstandslosen in der folgenden Generation geringer; der Krankheit wird der Boden entzogen, sie drosselt sich selbst. „Die Seuche geht."

Digitized by Google

Wo Menschen in Agrarstaaten im weiten Raume leben, wird die Infektion viel seltener und zeitlich auch später verwirklicht. Die hohen Sterblichkeitszahlen der Industriegebiete werden hier nicht erreicht, und dementsprechend kann auch die Auslese nicht so wirksam sein. So ist auch heute in Deutschland die Tuberkulosesterblichkeit im Industriegebiet trotz seiner Wohn- und Infektionsdichte der des flachen Landes mit seiner wesentlich geringeren Infektionsgelegenheit gleichgekommen bzw. hat sie unterschritten. Der Verlauf der Tuberkulosesterblichkeitskurve in ihrer Verschiedenheit ist überhaupt nicht anders als mit einer Auslese zu erklären. Eine derartige Auslese gibt es aber nur bei solchen Krankheiten, bei denen der Erbfaktor für Entstehung und Verlauf der Erkrankung eine wesentliche Rolle wenigstens mitspielt.

Man hat früher in der Tuberkulose immer ein soziales Problem gesehen, man hat die hohe Sterblichkeit in Industriegebieten mit den anfänglichen Schäden jeder Industrialisierung, also mit ungünstigen Umweltbedingungen, in Zusammenhang gebracht. Man nahm an, daß schließlich aber die Industrialisierung den Wohlstand und damit den Hygienestand hebt, und hat auf diesen veränderten Hygienestand die Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit zurückgeführt. Niemand, der sich an den Verlauf der Sterblichkeitskurve während der Kriegszeit erinnert, wird bezweifeln, daß dem allgemeinen Hygienestand eine gewisse Bedeutung zukommen kann. Umweltbedingungen spielen ohne Zweifel eine Rolle. Es lassen sich aber mannigfache Gründe anführen, die zeigen, daß die Besserung des Hygienestandes den dauernden Abfall der Tuberkulosesterblichkeit nicht zu erklären vermag. Ich will nur anführen, daß die Tuberkulosesterblichkeit auch stetig seit 1920 abfiel, und zwar auf einen Tiefpunkt, der ganz beträchtlich unterhalb des Standes von 1913 liegt, obwohl seither der Wohlstand zerfiel, Wohnungsnot, Erwerbsnot und Arbeitslosigkeit einsetzten, wie wir sie vor 1914 nicht kannten.

So zeigt uns die nüchterne Betrachtung der Epidemiologie der Tuberkulose, daß dem Erbfaktor für Entstehung und Verlauf der Tuberkulose eine wesentliche Rolle zukommen muß. Die Natur macht uns hier einen rassenhygienischen Versuch vor, wie wir ihn uns gewaltiger gar nicht vorstellen können, und den wir in seinen Einzelheiten bei weitem noch nicht ganz verstanden haben. Eine Ergänzung dieser Erkenntnisse ist inzwischen eingetreten durch die Zwillingsforschung. Es liegen bereits heute durch die Arbeiten deutscher Forscher beachtliche Beobachtungen an ein- und zweieiigen Zwillingen vor, die von ihrer Seite die Bedeutung des Erbfaktors für die Entstehung und den Verlauf der Tuberkulose nahelegen. Gerade hier ist für die Forschung ein breites Arbeitsfeld eröffnet, wenn auch noch manches Jahr verrinnen wird, bis wir ein ganz sicheres Wissen haben. Einstweilen bleibt uns nur das Ergebnis, daß neben Art und Häufigkeit der Infektion, neben den Umweltbedingungen auch der Erbanlage ein wesentlicher Einfluß auf Entstehung und Verlauf der Tuberkulose zukommt.

Von dieser Tatsache haben wir auszugehen, wenn wir prüfen wollen, ob und wie weit wir zu rassenhygienischen Maßnahmen berechtigt sind. Hier sind wir von klarer Einsicht noch weit entfernt. Offenbar gibt es zwischen den erbmäßig höchst widerstandsfähigen und dem erbmäßig ganz widerstandslosen Menschen alle Übergänge. Auf diesem Boden gestaltet sich abhängig von Art und Häufigkeit der Infektion und von Umweltbedingungen die Erkrankung. Wie die Dinge im Einzelfall liegen, ob die Erkrankung mehr umwelt- oder mehr erbmäßig bedingt ist, vermögen wir nur selten zu beurteilen. Weder die erbmäßige Widerstandsfähigkeit noch die Hinfälligkeit geht mit äußerlich erkennbaren Merkmalen einher. Die Familienforschung kann uns einmal weiterhelfen. Die Stammbaumforschung ist aber noch in ihren Anfängen. Die familiäre Belastung ist auch heute noch schwierig

Digitized by Google

zu berechnen, und noch schwieriger ist es, zu sagen, von welchem Grade der Belastung ab rassenhygienische Maßnahmen z. B. in Form der Eheberatung angezeigt sind. Nur ganz krasse Fälle können wir auch heute schon beurteilen. Daß wir z. B. aus der Ehe zweier Tuberkulosekranker keine Nachkommenschaft wünschen können, erscheint mir selbstverständlich. Wir brauchen also eine Verbreiterung unserer sachlichen Unterlagen; wir brauchen mehr Stammbaumforschung, die uns sagt, wie wir die verschiedenen Erkrankungsformen, wie wir geheilte Tuberkuloseerkrankungen einzelner Familienmitglieder hinsichtlich der Belastung einzuschätzen haben. Mit anderen Worten, unser Wissen ist hier noch ungenügend. Wir müssen sogar noch weiterdenken. Setzen wir den Fall, daß wir aus einer gründlichen Stammbaumforschung einmal sichere Anzeichen für die Belastung gewonnen haben, dann haben wir erst zu prüfen, ob sich durchgreifende rassenhygienische Maßnahmen nicht allgemein bevölkerungspolitisch nachteilig auswirken. Was nützt es uns, wenn wir damit die bereits stark gefallene Tuberkulosesterblichkeit vielleicht etwas rascher herabdrücken, wenn wir aber bei der weiten Verbreitung dieser Volkskrankheit dafür auch einen starken Geburtenrückgang in Kauf nehmen müssen?

Wir werden uns immer das Beispiel der Natur vor Augen halten müssen: sie arbeitet langsam aber auch sicher. Die natürliche Auslese hat letzten Endes auch den schweren Erschütterungen der Kriegszeit standgehalten, die den Abfall der Sterblichkeitskurve doch nur ganz vorübergehend beeinflußt haben. Wer die Dinge übersieht, dem wird klar, daß hier ungemein verwickelte Zusammenhänge vorliegen, in die nur der wird aktiv eingreifen dürfen, der die Dinge nach allen Seiten abgewogen hat, und soweit sind wir heute noch nicht. Es ist ein Zeichen weisester Staatsführung, daß der Gesetzgeber bei allem Willen zur Rassenhygiene die Frage der Tuberkulose einstweilen zurückgestellt hat. Aufgabe der Forschung wird es sein, daß sie mit allen Mitteln zu erfahren sich bemüht, ob und wie wir uns dem Walten der Natur, der natürlichen Auslese bei der Tuberkulose, mit unseren menschlichen Mitteln sinngemäß und damit zum Wohle unseres Volkes einfügen können.

Rassenhygiene und Krieg[1]

Von Alfred Ploetz in Herrsching bei München

In einer Zeit, in der wir am Rande eines Krieges zwischen Italien und Abessinien stehen und in der bedeutende militärische und politische Führer den Ausbruch eines neuen großen Krieges fürchten, ist es am Platze, sich des rassenbiologischen Wesens und Wirkens des Krieges sowie seiner Folgen wieder einmal bewußt zu werden.

Dazu zuerst ein paar notwendige einleitende Worte über Rassenbiologie und Rassenhygiene. Rassenbiologie ist die Lehre von den Erhaltungs- und Entwicklungs-Erscheinungen und -Bedingungen eines über das kurze individuelle Leben fortdauernden Kreises von Individuen, die durch Fortpflanzung untereinander und gegenseitige Ersetzbarkeit gegenüber der Umwelt eine zusammengehörende Gesamtheit

[1]) Vortrag, gehalten am Internationalen Kongreß für Bevölkerungs-Wissenschaft in Berlin 26. August bis 1. September 1935.

Digitized by Google

ähnlicher Individuen, einen gesonderten Lebensstrom bilden, eine sogenannte Vitalrasse mit ihren Unterabteilungen, auch ihren anthropologischen, und mit ihren Nebenbildungen. Die Hygiene ist die Wissenschaft und Praxis von den optimalen Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen des Lebendigen. Die Individualhygiene betrifft das zeitlich begrenzte Leben des Individuums, die Rassenhygiene das der durchdauernden Lebens- und Entwicklungseinheit, das der Rasse. Wir schwelgen zwar seit ein paar Jahrzehnten in Individualhygiene, die die Erhaltungswahrscheinlichkeit auch der Schwachen beträchtlich hinaufgeschraubt hat, aber erst vor kurzem begannen einige Staaten ernstlich mit der Arbeit der Rassenhygiene, von einem Schwelgen darin sind wir jedoch noch weit entfernt. Selbst in Deutschland, wo wir uns in den Anfängen verhältnismäßig am weitesten vorgewagt haben, sorgt die Wühlarbeit mehrerer Weltzentralen für offene und geheime Widerstände.

Der Erhaltungsmechanismus der Rasse besteht darin, daß ihre Mitglieder ausreichende Kinder erzeugen, die ihren Eltern durch Vererbung zwar ähnlich, aber auch durch Mutation von ihnen leicht abgeändert sind. Ein Teil der Kinder ist in Bezug auf Lebenshaltung und Fortpflanzung günstiger veranlagt, ein anderer ungünstiger. Umweltfaktoren, die übermächtiger sind als auch die günstigst veranlagten Varianten, schalten wahllos einen Teil der Nachkommen von Leben und Fortpflanzung aus ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Lebenstüchtigkeit. Das bezeichnen wir als wahllose Ausschaltung, nonselektorische Elimination, z. B. bei Erdbeben. Andere, weniger mächtige Umweltsfaktoren schalten nur die schwächer veranlagten Varianten aus, die ihnen nicht gewachsen sind, diese bilden die Ausmerze, die negative Selektion. Die Varianten, die diesen Umweltsfaktoren gewachsen sind, und deshalb erhalten bleiben, bilden die Auslese, die positive Selektion. Sie sind es, die zur vollen Fortpflanzung kommen, die die Rasse erhalten und mit Hilfe etwaiger, allerdings selten vorkommender fortschreitender Mutationen eine innigere Anpassung der Rasse an ihre soziale und extrale Umgebung, einen Fortschritt in der Entwicklung bewirken.

Dieser Lebensprozeß der Rasse wird gestört durch die Kontraselektion, die Gegenauslese, d. h. auf der einen Seite durch die Erhaltung von Individuen, trotzdem sie schwächer veranlagt sind als die Starken; dazu gehört so mancher humanitäre Schutz von Erbschwachen durch besondere Pflege bis zur Fortpflanzungsermöglichung, z. B. bei gewissen chronisch Kranken, Schwachsinnigen, Krüppeln, Blinden oder Taubstummen. Dies bildet die Gegenauslese im engeren Sinne. Die andere Seite der Kontraselektion besteht in der Ausschaltung von Individuen, trotzdem sie stärker veranlagt sind als die Schwachen, das ist die Gegenausmerze. Dazu gehören z. B. die gewollte Geburtenarmut der Höherbegabten und als wohl der schlimmste Rassenfeind: der Krieg.

Hier interessiert uns der moderne Krieg oder besser gesagt die modernen Kriege, denn ihre Herrschaft scheint noch nicht abgelaufen. Die rassenbiologischen Wirkungen des modernen Krieges bestehen in einer oft starken Verminderung des Teils der Bevölkerung, der kriegerische Rüstigkeit, Mut, Hingabefähigkeit an eine Idee, Intelligenz, Unternehmungsgeist, Abenteuerlust, Draufgängertum, ja Raufluft in höherem Durchschnittsmaße darstellt als der nicht in den Krieg ziehende Teil.

Von diesen Eigenschaften ist wohl nur das Raufboldentum der Söldner wertlos, die andern dagegen sind nützlich, auch die Abenteuerlust, die uns fremde Erdteile erschlossen hat, die neuen Lebensraum für Millionen gewähren. Besonders schwere Verluste erleiden die Führer der mittleren und niederen Grade. Im Weltkriege verloren die Deutschen etwa 2 Millionen ihrer Soldaten und hatten infolge der Nahrungsmittelblockade ihrer Feinde eine Mehrsterblichkeit ihrer Frauen und Kinder in Höhe von achthunderttausend. Die Gesamtverluste der am Weltkrieg beteiligten Mächte werden auf etwa 10 Millionen Soldaten geschätzt. Was die Ver-

Digitized by Google

luste der Führer anlangt, so war bei den Deutschen der Hundertsatz der Verluste an aktiven Offizieren etwa doppelt so hoch wie der an Unteroffizieren und Mannschaften. Zur Zahl der Vernichteten kommt die der Krüppel, die im Kampf ums Dasein oft stark benachteiligt sind. Hinzu kommt ferner die Verminderung der Nachkommen der Gefallenen und die häufige Verarmung der zurückgebliebenen Familien, deren Fortpflanzungserfolge dadurch beeinträchtigt werden.

Ein Teil der Verminderung dieses tüchtigen Erbgutes fällt in die wahllose Ausschaltung, der weitaus größte jedoch in die Gegenausmerze, ist also ein starker Schädiger der Rasse. Aber auch rein ausmerzende Faktoren sind während der Kriege tätig, wie z. T. die Kriegsseuchen. Dies zu verfolgen würde zu weit führen. Jedoch kann die Ausmerzungsquote, wenn sie auch die schwächeren Konstitutionen unter den Soldaten mehr trifft, — die immerhin doch noch zu den in den Völkern Ausgelesenen gehören, — die Gegenausmerzung der Tüchtigen nicht wettmachen, besonders nicht die des tüchtigen seelischen Erbgutes, das gerade die fortschreitenden Mutationen des Menschen nach einer höheren Entwicklung enthalten hat. Da diese, die Weiterentwicklung über den bisherigen Typus darstellenden Mutationen nur sehr, sehr langsam in einer Bevölkerung entstehen — sie haben viele Hunderttausende, vielleicht eine Million von Jahren gebraucht für die Entwicklung menschenaffenähnlicher Wesen zu den höchst stehenden Menschen — und da wir ihr Auftreten noch nicht beeinflussen können, ist ihre Verminderung besonders verhängnisvoll und kann höchst wahrscheinlich erst in Jahrtausenden wieder ausgeglichen werden.

Die Gegenauslese durch den Krieg trifft nicht nur bestimmte Individuen, sondern durch sie auch bestimmte anthropologische Rassen mehr als andere, so vor allem die nordischen Bestandteile, weil sie bereitwilliger sind, für eine Idee kriegerisch einzutreten, und weil sie bei den Offizieren stärker vertreten sind. Auch werden sie durch ihre höhere Körpergestalt öfter zum Kriegsdienst ausgehoben als die Kleinen, die durchschnittlich in Europa in anderen Rassen häufiger vorkommen. Am wenigsten betroffen durch den Krieg werden die Juden, teils wegen ihrer durchschnittlich geringeren Körpergröße und schwächeren Körperkonstitution, teils wegen ihrer Abneigung gegen das Soldatentum, teils auch wegen ihrer öfteren mangelhaften Begeisterungsfähigkeit für ihr Wirtsvolk und dessen Staat. Sie lassen sich fast gar nicht als Söldner anwerben und werden bei den modernen Volksheeren bedeutend weniger oft in das eigentliche Heer eingestellt — für den Weltkrieg in Deutschland nur etwa halb so oft —, und da sie im Kriege wiederum bedeutend weniger oft fallen — im deutschen Heere des Weltkrieges etwa halb so oft —, so beträgt ihr Blutzoll etwa ein Viertel desjenigen der übrigen Bevölkerung.

Die Verminderung der nordischen Rassenelemente durch den Krieg trifft zusammen mit ihrer Geburtenarmut und bewirkt ein Verarmen der Kulturvölker an Eigenschaften, die für deren Blüte und späteres Standhalten gegen farbige Rassen und gegen den Bolschewismus notwendig sind. Die kontraselektorischen Wirkungen der künftigen Kriege werden auch deshalb so furchtbar sein, weil sie alles, was eine angewandte Rassenhygiene an Bekämpfung des Geburtenrückganges der Begabten und an Ausmerzung minderwertiger Anlagen im Volke schafft und mit heißem Bemühen aufbaut, sofort hundert- und tausendfach wieder vernichten würden, und weil sie dadurch unsere Rasse von ihrem Wege aufwärts tief herabzerren und der abendländischen Kultur bei Siegern und Besiegten gleich verhängnisvolle Schläge versetzen würden.

Was kann nun die praktische Rassenhygiene gegen den Krieg, diesen ihren furchtbarsten Feind tun? Selbstverständlich zunächst für den Frieden werben, soweit es die Ehre erlaubt, und mit Mitteln, die mit der Ehre des Volkes verträglich sind. Das hat nichts mit dem landläufigen Pazifismus zu tun, der den Völkern womöglich

Digitized by Google

die Wehrfähigkeit nehmen möchte. Im Gegenteil, es muß jedes große Volk so wehrfähig bleiben, daß es nicht von ländergierigen und imperiumsüchtigen Nachbarn geschädigt oder gar angefallen werden kann. Der Geist dieses Werbens um den Frieden wird auch nicht die Freude eines Volkes an seiner Wehrmacht und an der Hochhaltung seiner früheren Kämpfer unterdrücken, wie manche Pazifisten es gern sähen, sondern muß sie pflegen als die Freude an der gerafften, sichtbar gemachten, zum Schutz des Vaterlandes bereiten Kraft des Volkes.

Direkt rassenhygienisch müßten wir uns bestreben, die kontraselektorische Wirkung eines Krieges durch Erhöhung der Ausmerzungsquote und vor allem durch Erhöhung der Auslesequote wettzumachen. Eine durch kein Widerstreben der politischen Kirchenkreise sich stören lassende energische obligatorische Sterilisation von Erbkranken und Erbkrüppeln sowie fakultative Sterilisation von erblich Minderwertigen müßte in dieser Richtung ebenso arbeiten wie eine positiv rassenhygienisch nach Erhöhung der Geburtenrate der Begabten orientierte Steuer-, Wirtschafts-, Bauern- und Siedlungspolitik. Der Wissenschaft der Rassenbiologie einschließlich der Rassenhygiene und Genetik ist alle mögliche Förderung angedeihen zu lassen.

Was die äußere Politik anlangt, so wird vom Völkerbund nicht viel zu erwarten sein. Er hat sich bisher als unfähig erwiesen und steht gerade im Begriff, sich wieder als unfähig zu erweisen. So werden auf die Dauer die Staaten nicht umhin können, ihre Friedenspolitik selbst zu besorgen. Angesichts der Unhaltbarkeit mancher heutigen Grenzen würde die Friedensforderung verlangen, daß die daraus entstehenden Streitigkeiten durch friedliche Vereinbarung geschlichtet werden. Es würde ferner der Sache des Friedens in ganz entscheidendem Maße dienen, wenn ein großer Staatenbund in Sprache und auch Rasse verwandter Völker sich bilden könnte, der durch den Einfluß seiner großen entscheidenden Macht Kriege am Entstehen oder Umsichgreifen verhindern könnte. Mussolini empfahl dafür eine Vereinigung aller romanischen Völker. Cecil Rhodes und manche anderen Engländer empfahlen einen Staatenbund aller Völker germanischer Zunge (germanic, not only german). Ein solcher scheint mir mehr Aussichten zu haben, den Frieden zu bewahren.

Ich komme zum zusammenfassenden Schluß und wiederhole: Rassenhygiene will den bisherigen Aufgang des Lebens bis zum hochentwickelten Menschen nicht nur auf der erreichten Stufe halten, sondern womöglich fortführen zu bisher ungeahnten Höhen. So wie die natürliche Entwicklung des Menschen aus niederen Primatenstufen wohl eine Million Jahre gedauert hat, so muß auch die heute von ihm bewußt als Rassenhygiene in die Hand genommene weitere Erhaltung und Entwicklung mit sehr, sehr großen Zeiträumen rechnen, um große Erfolge zu erzielen. Riesige Zeiträume verdämmerten in der Vergangenheit, ehe die bewußte Rassenhygiene auftrat — vielleicht der entscheidendste Schritt der biologischen Menschheitsgeschichte — und riesige Zeiträume liegen vor ihm in der Zukunft, voll von Möglichkeiten zu hebender echter Schätze.

Einer der furchtbarsten Störer der rassenhygienischen Arbeit ist der Krieg. Diese rassenhygienische Arbeit ist eine viel Kraft erfordernde, viele Köpfe beschäftigende, in bezug auf rasch sichtbare Erfolge entsagungsvolle und doch bei dem gegenwärtigen Stande der durchschnittlichen Tüchtigkeit bereits heute eine so notwendige, daß unser deutscher Führer Adolf Hitler erklärte, der nationalsozialistische Staat müsse sie in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens setzen. Eine solche Arbeit kann durchaus nur im Frieden gedeihen! Da jeder moderne Krieg wie eine zermalmende Dampfwalze über die junge Saat neuen Lebens hinweggeht, bleiben Rassenhygiene und Krieg unversöhnliche Gegensätze und wir Rassenhygieniker müssen den Frieden aufrichtig und mit tiefem Ernst zu schaffen und zu schützen suchen.

Digitized by Google

Bauerngeschichte

Von Karl Heinrich Waggerl

Im Frühjahr, eines Abends im März, wurde Peter geboren. Seine Mutter hatte, schon in den ersten Angsten, noch einen Gang in das Dorf gewagt. Unterwegs überfielen sie plötzlich Wehen, sie flüchtete ungesehen in die Waschküche des Mesnerhauses, und dort, zwischen Sargdeckeln und Waschzubern, halb erstickt von der dampfigen Luft, in einer Totentruhe, die mit schmutziger Wäsche gefüllt war, gebar sie aus eigener Kraft Peter, den Sohn eines Geschäftsreisenden. Sie selbst war Viehmagd bei einem Bergbauern in der Einöde.

Als man das Kind aus Blut und Nässe hob, war es wie tot. Man goß ihm das Wasser der Nottaufe über den spitzigen Schädel, da wurde Peter lebendig und fing mit aller Macht zu schreien an. Schließlich legte man ihn wieder zu seiner Mutter, die so schwach und müde war und dennoch dankbar lächelte, weil man ihr das Kind nicht nahm, die Frucht ihrer Schmerzen. Dann trug man die beiden samt dem Sarge hinüber in die leere Sommerstube des Mesnerhauses.

Leute kamen aus dem Dorf, die Weiber wuschen das Kind und stärkten die Mutter mit Wein und heißer Brühe. Peter schrie die ganze Nacht, er war ein bösartiges kleines Tier, wilder Hunger brüllte aus ihm. Am Morgen biß er sich an seiner Mutter fest und blieb so bis zum dritten Tage. Da hatte er sie ausgetrunken, sie weinte noch ein wenig und dann starb sie.

Dadurch kam Peter um seine Wiege, denn die Mutter wurde darin begraben. Man hätte auch den kleinen Peter gern zu ihr gelegt. Aber Peter war nicht tot, er schrie. Peter wußte so wenig von toten und gottverlassenen Müttern wie sein Vater, der im Lande herumreiste und gestärkte Manschetten trug und die Kunst des Lebens verstand.

Nein, Peter ließ sich nicht verleugnen. Er lag noch immer in der Mesnerstube, ein großer Wäschekorb war sein Bett. Zuweilen traten die Dorfweiber bei ihm ein, sie hoben das Kind aus Schmutz und Nässe und fütterten es, und einige boten ihm die Brust. Niemand wollte den kleinen Peter zu sich nehmen, es war ausgemacht, daß er sterben werde.

Warum starb er nicht? Allmählich wurde man es überdrüssig, sich Tag für Tag um diesen Balgen zu kümmern. Es war Frühling, ein Frühjahr mit hohen Saaten und dem Segen der Gärten.

Peter lag allein in der Stille, allein in der weiten Welt, und in dieser ganzen geräumigen Welt war doch kein Platz für ihn. Aber davon wußte Peter nichts, er hat erst eine Wurzel im Dasein verankert, eine Wurzel, die standhielt und die ihn nicht mehr vergehen ließ: Hunger. Ja, die Qualen des Hungers erfüllten seine lichtlose Seele zuerst, sie rissen ihn aus dem tötlichen Schlummer der Erschöpfung und verließen ihn niemals ganz. Peter schrie, das weitete seine Lungen und machte ihn fähig, noch mehr zu schreien. Seine helle Stimme erfüllte das Haus, drang durch Mauern und Fenster und hemmte die Schritte der Vorübergehenden. Oh, Peter wehrte sich seiner Haut; er war nicht geradezu darauf aus, sich in der Welt festzukrallen, er hatte nur Hunger, das war wahr.

Sein kleiner Körper wand sich vor Verlangen nach einem Trunk, nach warmer süßer Milch, sein winziger Mund schmatzte und floß über und schwieg sogleich, wenn er sich zufällig irgendwo festsaugen konnte, an einem Leinenlappen oder an Peters eigenen kleinen Fäusten.

Digitized by Google

Allmählich begriff er auf dunkle Weise, daß es fruchtlos blieb, wenn er schrie, solange es dunkel war. Allmählich verstand er auch, daß die Seligkeit des Saugens und Schluckens irgendwie mit dem summenden Ton der Glocken zusammenhing, der morgens und abends wiederkehrte. Dieser große brausende Klang brach über ihn herein und überschwemmte sein kleines Hirn, sein einsames blindes Seelchen. Peter lag still und horchte. Er hatte seit einer Stunde vergeblich geschrien, vielleicht seit dem grauenden Morgen. Die Nacht war kalt gewesen, und auch die Kälte war eine von den unabwendbaren Plagen Peters. Kälte in der Nacht, grelles Sonnenlicht zur Mittagszeit, Fliegen und Gestank, so vieles bedrängte seine hilflose Nacktheit, und er hatte doch nur diese einzige armselige Waffe gegen alles, dieses erbitterte tränenlose Geschrei.

Seine dünne Haut wurde wund vom Liegen und von der beizenden Schärfe des Unrates, sein Schädel war kahlgescheuert bis auf eine schwarze Locke über der Stirn. Allein er lebte hartnäckig weiter, o ja, Peter überlebte die Nacht und auch den Tag, er brüllte oder lag still in einer Wolke summender Fliegen, schlief und wimmerte. Dann aber geschah es doch wieder, daß jemand zu ihm kam, ein Mädchen, vielleicht eine Frau, die durch das Fenster sah, und die ihn nun für eine Weile aus dem Korbe hob.

Peter regte sich nicht, nur seine Augen waren ganz dunkelblau und groß vor Erwartung. Oh, und dann trank Peter, er drückte das Gesicht tief in die schwere Brust der fremden Frau, die für ihn nichts war als Nahrung, Wärme, duftende Milch. Peter trank bis zur Erschöpfung, — „nein, du Scheusal", sagte wohl die Frau, „ist es denn möglich? Willst du mich rein ausleeren?"

Trotzdem, Peter wäre wohl doch schließlich verhungert oder im Schmutz erstickt, wenn nicht der alte Mesner eines Abends betrunken nach Hause gekommen wäre, um seinen Rausch auszuschlafen.

Der alte Mesner kam sehr selten nach Hause. Er tat seine Pflicht, aber untertags soff er bei den Bauern und nachts schlief er in Hausgängen und Heuböden. Er war immer betrunken und schweigsam und kümmerte sich um nichts.

Aber nun kam er heim, der kleine Peter erfüllte das ganze Haus mit seinem Geschrei, und der alte Mesner konnte nicht einschlafen. Darum nahm er den eisernen Schürhaken vom Herd und stieg hinunter, um das stillzumachen, was da schrie.

Peter schwieg augenblicklich, als sich der Alte über ihn beugte. Der Mesner verstand von den Dingen dieser Welt nicht viel mehr als der kleine Peter selbst, etwas Derartiges war ihm noch nicht begegnet in seinem Leben. Nach einer Weile ging er brummend aus der Stube und begab sich ins Dorf zur Hebamme. Heraus mit ihr, es galt da etwas ausfindig zu machen, ein Mittel gegen einen brüllenden Wäschekorb!

Seit diesem Abend schlief der alte Mesner nicht mehr in Hausgängen und Heuböden, sondern, wenngleich betrunken, in seinem Bett neben Peters Wäschekorb, der jetzt mit Stroh gefüllt und mit Linnen ausgelegt war. Er fütterte ihn aus einer Milchflasche, trocknete die Windeln und sah kopfschüttelnd, wie der kleine Peter gedieh, diese elende Kreatur. Peter weinte nun nicht mehr so viel, langsam kam Ordnung und Bestand in sein armseliges Dasein. Peter gewöhnte sich daran, viele Stunden hindurch still zu liegen und an den Fingern zu nagen, er krähte auch auf eine besondere Art und vergnügte sich sehr damit. Man konnte ihm nicht klar machen, daß er ungebeten in diese Welt gekommen war. Es war richtig, ein frischer Grabhügel wartete auf ihn, aber auch dieser Hügel begrünte sich schon mit jungem Gras. Peter wollte nicht gewiegt und in den Schlaf gesungen sein, niemand küßte ihn, niemand sagte ihm zärtliche Namen ins Ohr. Und doch erlernte Peter auf rätselhafte Weise das Lachen. Ja, so unverwüstlich ist das Leben, so

Digitized by Google

königlich fühlte sich der kleine Peter in seiner Armut, daß wirklich einmal am Morgen der erste Schein eines Lächelns über sein Greisengesicht flog.

Ein kleiner Hund lief ins Haus und mietete sich in Peters Wäschekorb ein. Der alte Mesner war zu stumpfsinnig, das Tier zu verjagen, er hätte vielleicht auch Krokodile in seinem Hause groß werden lassen. Er nannte den Hund Peter, weil er ja gleichfalls eines Abends im Korbe lag. So wuchs Peter der Hund mit seinem Milchbruder, Peter dem Kinde, stattlich heran.

Peter der Hund war von Natur aus glücklicher veranlagt als Peter das Kind. Nur in einem glichen sich die beiden Brüder. Sie waren von einem unstillbaren Hunger besessen, ja, das vor allem.

Peter der Hund besaß Phantasie, er erdachte die wunderbarsten Spiele. Es kam vor, daß Klein-Peter arglos durch die Stube kroch, er hatte da etwas Buntes im Auge, eine Streichholzschachtel in der Ecke. Nun aber schlüpfte Peter der Hund unter die Bank und lag dort regungslos auf der Lauer, er war jetzt ein Räuber, ein Wolf im Busch, die Augen funkelten wie Messer aus seinem Lammsgesicht. Wenn Klein-Peter näherkam, dann stürzte also Peter der Werwolf mit Mordgeheul auf ihn los.

Aber Peter das Kind verstand ihn nicht und fing jedesmal zu schreien an. Er war vielleicht überhaupt kein Hund, zweifellos aber ganz unbeschreiblich dumm und zu nichts zu gebrauchen. Peter der Hund rollte ihn bekümmert auf den Rücken und leckte sein Gesicht, bis die Tränen versiegt waren. Peter der Hund war schon erwachsen, als Peter eben erst anfing zu stehen und zu laufen. Dann aber begann ein neues großartiges Leben für die beiden Brüder. Das ganze Dorf war ein einziger gedeckter Tisch für sie, es machte nichts mehr aus, daß der alte Mesner wieder anfing, in den Scheunen zu schlafen. Peter der Hund war ein stattliches Tier geworden mit seiner breiten krausen Brust und den dunklen Streifen auf dem Rücken. Peter das Kind legte den Arm um den Hals des Gefährten und schwankte auf seinen krummen Beinchen neben ihm her durch die Gassen, den ganzen Tag waren sie so unterwegs in Küchen und Stuben.

Es war ein gesegneter Bund, gesegnet mit Krapfen und Milch und süßem Rosinenbrot, man setzte wahrhaftig Fett an bei diesem Leben. Und im Winter wurde Peter von mildtätigen Händen vollends in eine Kugel verwandelt, in ein buntes Paket von allerlei Tüchern und Lumpen. Peter hatte einen erfahrenen und geduldigen Lehrmeister in allen Künsten der Landstreicherei, er lernte, daß man Augen und Nase offenhalten mußte, wenn man über die Straße lief, weil besonders die Rinnsteine unerschöpflich an eßbaren oder sonst erfreulichen Dingen sind. Er begriff, daß es gefährlich war, den Pferden zwischen die Hufe zu kriechen, und daß er überhaupt allem ausweichen mußte, was größer war als er selbst, während man Hühner und ganz kleine Mädchen ungestraft jagen durfte, Peter sah, wie es der Gefährte mit seinen Feinden hielt. Er war mutig und griff blitzschnell an, wenn er den Gegner nahe genug hatte, aber er wandte sich sofort bedingungslos zur Flucht, wenn er von weitem etwas Drohendes entdeckte. Das Unabwendbare ertrug er geduldig und behielt es fest in seinem Gedächtnis. Nie mehr vergaß er einen Stein, der ihn traf, und nie mehr den Mann, der den Stein geworfen hatte. Ja, Peter das Kind war ein gelehriger Schüler, schweigsam und ernst saß er an allen Tischen zu Gast. Ihm wurde es nicht leicht, sich in der Welt zurechtzufinden, von Anfang an mußte er mit dem doppelten Wesen aller Dinge kämpfen. Immerfort gab es rätselhafte Schwierigkeiten zu überwinden, etwa mit seinem Rock, dieser seltsamen Wirrnis von Löchern und Gängen und Taschen im Futter seines Rockes, oder mit seinen Schuhen. Ach ja, er mußte diese Schuhe wohl tragen, wenn sie ihm nun einmal festgebunden wurden, darein fügte er sich willig. Aber es war

Digitized by Google

schwierig, sie so weit zu bändigen, daß er wenigstens ungefähr dort hingeriet, wo er gerade ankommen wollte. Aus diesem Grunde bewegte sich Peter in unberechenbaren Kurven, wenn er allein ging. Mitunter blieb er plötzlich stehen und besann sich eine Weile, seufzte und betrachtete sein Schuhwerk in tiefer Versunkenheit. Um diese Zeit lernte er auch ein paar Worte sprechen. Anfangs waren es nur die Rufe und die zotigen Flüche der Fuhrleute. Die Weiber bekreuzten sich entsetzt, wenn Peter ruhig vor der Schüssel saß und plötzlich etwas Saftiges zum Besten gab. Sie machten sich eilig daran, ihn das Ave zu lehren, und Peter war auch damit zufrieden. Ein Spruch klang so gut wie der andere, wenn es darauf ankam, dem Herzen Luft zu machen, dem Zorn oder der Freude an diesem köstlichen Leben.

Alles aber teilte er mit seinem Freund, und dieser liebte ihn wiederum mit der ganzen Kraft seiner guten Köterseele. An Sonntagen, wenn der Chor zur Messe sang, saßen die beiden zuweilen im Friedhof zwischen den Gräbern, da hielten sie sich umschlungen und heulten miteinander aus der Tiefe ihres Gemütes. So wurde Peter sechs Jahre alt. Eines Morgens ging der Pfarrer zu ihm, nicht anders, als er zum Sägemeister oder zum Krämer ging.

„Guten Tag, Peter!" sagte er. „Höre einmal, du mußt jetzt zur Schule gehen."

„Ja richtig!" sagte Peter das Kind. Er pfiff nach Peter dem Hunde und dann liefen sie die zwei Stunden Weges ins Nachbardorf zur Schule. Die beiden Peter wußten nicht recht, was das sei, Schule und Gelehrsamkeit, sie traten mit andern Leuten in das staubdurchwölkte Klassenzimmer und setzten sich in eine Bank. Es gab ein wenig Aufregung und Lärm, zuletzt biß Peter der Hund den Lehrer in die Hand und wurde hinausgetreten. Peter das Kind aber saß verblüfft in der Bank und knurrte seinerseits wie ein gereiztes Tier.

Allmählich aber gewöhnte er sich an die Stunden der Trennung, die anfangs so bitter waren. Er lernte rasch und leicht in seiner Art, obwohl er auf alle Fragen des Lehrers hartnäckig schwieg und zuletzt, als ein hoffnungsloser Dummkopf, vollständig vergessen wurde. Der Lehrer war ein alter Mann, schon gleichgültig in seinem Beruf, und Peter, den die Dorfleute zu Hause fast wie ihresgleichen zählten, haßte ihn mit der ganzen Leidenschaft seines ehrgeizigen Herzens. Unter den Kameraden hatte Peter keine Freunde, er war kräftiger als sie und auch beim Spiel benahm er sich so, wie es ihm sein Gefährte beigebracht hatte, ernst und grob. Aber selbst an seinem Freunde Peter erlebte er eine tiefe Enttäuschung, als er daran ging, ihm etwas von Schulweisheit beizubringen, wenigstens ein i oder ein a. Peter der Hund begriff gar nichts, er blinzelte nur und schielte gelangweilt nach den Spatzen.

In den letzten Wochen der Schulzeit kam ein neuer Inspektor aus der Stadt. Dieser Mann war anders als der Lehrer, das fühlte Peter sofort, er war ruhiger, freundlicher, saß eine Stunde lang bei den Kindern und lachte mit ihnen, und zuletzt legte er den älteren Schülern ein schwierige Frage vor. Peter, der Schandfleck in der letzten Bank, stand hingerissen auf und gab selbstbewußt Antwort. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen den beiden Schulmännern, und das konnte der Lehrer dem kleinen Peter nicht verzeihen. Er nahm ihn zu sich in die Wohnung und strafte ihn hart. Peter verbiß die Tränen, er wartete stundenlang vor dem Haus des Lehrers, und als sein Feind endlich herauskam, warf er ihm einen Stein an den Kopf. Er wurde von neuem erbärmlich geprügelt und aus der Schule gejagt.

Ja, so war der Knabe Peter, ehrgeizig und geduldig im Leben, treu und unwandelbar in der Liebe, zäh und unversöhnlich im Haß. Peter der Hund war schon ein Greis, als Peter das Kind eben anfing, ein Mann zu werden. Die beiden

Digitized by Google

wohnten noch immer in der Stube des Mesnerhauses. Dann und wann in den Nächten kam der Alte zurück, stand eine Weile vor seinem Bett und betrachtete erstaunt die zwei Schläfer, und dann ging er weiter.

Es war ein Elend mit dem Mesner, er soff und versäumte das Geläute, und das Haus Gottes roch nach Schnaps, wo er ging und stand. Nach und nach übernahm Peter alle seine Pflichten, er versorgte das ewige Licht mit Öl und diente bei der Messe, nachts ging er mit der Laterne vor dem Pfarrer her und sang das „Erbarme dich unser", wenn ein Sterbender nach dem letzten Trost verlangte.

Einmal aber, im späten Winter, brachte man den alten Mesner erfroren ins Haus. Da lag er nun, still und steif mit seinem gesträubten Bart, und er stank nach Schnaps wie immer, als sei er auch im Tode noch betrunken.

Peter trat sein Erbe an und wurde Mesner. Er bezahlte das Bier nach dem Begräbnis und ein gesungenes Amt für die abgeschiedene Seele. So arm war er längst nicht mehr, daß er seinem Pflegevater die letzte Ehre schuldig bleiben mußte. Peter ging den ganzen Tag im Haus umher und befühlte alles mit seiner Hand, Truhen und Kästen. Er machte sie so zu seinem Eigentum, Truhen und Kästen waren nicht mehr wie früher, sie bekamen plötzlich ein neues Ansehen. Peter fühlte sich stark und mutig und bereit, die Last des Lebens aufzunehmen, fast über Nacht dehnten sich seine Schultern in die Breite.

Der Alte hinterließ freilich nicht viel, es fanden sich keine verborgenen Schätze auf dem Dachboden und hinter der Stiege, nur zerbrochener Hausrat und muffige Röcke und irgendwo eine alte schwarze Geige mit abgebrochenem Hals. Peter trug allen unnützen Kram hinter dem Haus zusammen und brannte ein mächtiges Feuer ab. Dann kaufte er Farbe für die Türstöcke und Läden, Schindeln für das Dach und zuletzt ein starkes Schloß, von nun an sollte Tür und Tor nicht mehr offen stehen.

Peter ließ keinen Tag ungenützt verstreichen und es zeigte sich, daß er einen guten Blick für alles hatte, was Geld einbrachte, wenn er auch in Altväterröcken herumlief und nach muffigen Kästen roch. Er legte seine Groschen zusammen und begann einen kleinen Handel mit Särgen und Grabkreuzen. Anfangs wollte das nicht recht einschlagen, es kam nicht etwa so, daß die Leute Peter zuliebe nun wie Fliegen hinstarben. Sie starben wie von jeher der Reihe nach, ein paar lahme Grauköpfe, die der Maiwind auslöschte, hie und da ein Kind an den Fraisen. Aber daran war nichts zu verdienen, nein, Peter mußte etwas wagen. Und darum setzte er seiner Mutter, der Stallmagd, ein Grabmal an der Kirchenmauer, ein gewaltiges Monument aus künstlichem Marmor mit Kugeln und Ketten und mit einem Licht in der Laterne, das in den Nächten unheimlich glomm und flackerte wie eine verdammte Seele.

Wer im Dorf konnte es da noch auf sich nehmen, den ehrwürdigen Vatersnamen von einem gewöhnlichen Holzkreuz zu lesen? Einige Wochen später starrte der Friedhof von vergoldetem Gußeisen. Peter grub und wühlte wie ein Maulwurf, er arbeitete mit Kunststein und Beton, und als Peter der Hund, schon schäbig und halb erblindet, unter einen kippenden Grabstein geriet, blieb ihm gerade genug Zeit, den alten Kameraden im Garten zu verscharren. Nicht einmal das Fell konnte er behalten, es ließ Haare und taugte nicht mehr zum Gerben.

Peter dehnte seinen Handel immer weiter aus, er vertrieb Milchmaschinen und wasserfesten Leim und Blumensamen, die Welt war unerschöpflich an Möglichkeiten für einen tüchtigen Burschen. Mitunter kam es vor, daß der Wachtmeister bei ihm eintrat — ja, wie stand es mit diesem patentierten Mauerhaken, hatte Peter eine Lizenz dafür? Peter lachte und bezahlte die Strafe aus der Hosentasche, es wußte ja niemand, wieviel Nickel da mit Silber zusammenklang.

Digitized by Google

Ach ja, und nun war Peter zweiundzwanzig Jahre alt, und es gab auch in diesem Jahr einen Frühling, steigende Säfte, Blüten und trächtige Luft. Peter hatte Land gekauft, einen Riesenfleck hinter dem Haus, er wollte da eine Obstbaumschule einrichten. Nun grub er also an seinen Baumscheiben und warf die Erde heraus, es wurde warm an diesem Tage. Überall in den Gärten standen die Mägde, sie setzten Kartoffeln und sangen dabei, und wenn sie sich bückten, so zeigten sie allerlei unter den aufgesteckten Röcken, verteufelt braune Waden.

Peter hatte mit diesem Grundstück keinen guten Kauf gemacht, die Erde war tückig und viel zu feucht für seinen Zweck. Aber er mochte wohl besondere Gründe haben, wenn er gerade hier anfing, jedenfalls grenzte das Feld mit der schmalen Seite an den Garten des Krämerhauses. Der Krämer wiederum hatte eine leere Stube im ersten Stock und dort wohnte Fräulein Marianne seit einigen Wochen, Marianne von Dorn, eine Fremde. An schönen Tagen saß sie stundenlang im Garten und nähte.

Stundenlang arbeitete und grub auch Peter in seinem Wiesenfleck, er pflanzte die Bäume alle am Zaun entlang, und das Ganze war eigentlich eher eine Anlage für Kohlrüben. Einerlei, Fräulein Marianne hatte nichts dagegen einzuwenden. Nur, wenn Peter gar zu vernehmlich seufzte oder fluchte, hob sie den Kopf und betrachtete ihn erstaunt. Peter hätte um dieser Blicke willen gern sein ganzes Anrecht auf die himmlische Seligkeit in Flüchen ausgegeben. Oh, Fräulein Marianne war über die Massen fein und zart in ihrem dunklen Kleid, es gab niemand ihresgleichen in der ganzen Gegend. Anfangs versuchte es Peter bei den Dorfweibern und fragte weit herum, aber nein, sie wußten nichts von Fräulein Marianne. Eines Abends sah man sie vom Postwagen steigen, und seither lebte sie da in ihrem Stübchen, saß im Garten und stickte, das war alles. „Frag sie selbst", sagte der Krämer, „mit Engelszungen wird sie ja nicht reden!"

Nun, so sprach ein ungebildeter Mensch, Peter wußte, daß es nicht anging, einer fremden Dame sozusagen mit der Tür um den Hals zu fallen. Aber niemand konnte es ihm verwehren, Obstbäume in sein Feld zu pflanzen, ob sie nun gediehen oder nicht. Manchmal ließ Fräulein Marianne ja doch die Arbeit sinken und schaute über ihn weg nach den Feldern hin, nach den blauen Bergen in der Ferne. Es war nicht zu erkennen, was Fräulein Marianne stickte, — ein Spinngewebe, vielleicht eine Decke für den Teetisch, mit Vögeln darin und feingeaderten Blüten. Zuweilen hob der Wind das weiße Zeug wie ein Wölkchen über sie, und dann glich Fräulein Marianne unserer lieben Frau, so blaß und ernst war ihr Gesichtchen unter dem gesenkten Scheitel.

An Sonntagen ging Fräulein Marianne zur Messe. Sie verschwand beinahe zwischen den weiten Röcken der Bäuerinnen, aber Peter der Mesner entdeckte sie doch sofort, er tat, was er konnte, und zündete fünfundzwanzig neue Wachslichter an.

„Höre", sagte der Pfarrer, „Gott immer in Ehren, aber du verschwendest meine Kerzen!"

„Ich bezahle sie dir!" sagte Peter großartig.

Und nun mußte Peter der Gärtner Mist in seine Gruben bringen, es dampfte und stank zum Himmel. Peter wußte, daß Mist stinken muß, aber Fräulein Marianne wußte das nicht.

„Wird es lange dauern?" sagte sie plötzlich, und es war nicht eben freundlich gefragt.

„Nein", antwortete Peter überrumpelt, „nicht lange. Nächstes Jahr tragen vielleicht schon einige!"

Nun, das war ein Mißverständnis. Fräulein Marianne lachte dazu, und auf diese Weise kamen die beiden ins Gespräch. Peter fing von seinen Plänen zu reden

Digitized by Google

an, ja, er wollte hier eine Baumschule einrichten. Dies und jenes hatte er schon unternommen, aber nun verlegte er sich auf die Obstkultur. Äpfel gediehen sicher in der Gegend, auch Birnen und Pflaumen, diese dickköpfigen Bauern wollten nur nichts wagen. „Und wissen Sie", sagte Peter glückselig, „diesen Stamm hier, den pflanze ich für Sie. Das ist Ihr Apfelbaum, Fräulein Marianne!"

„So!" sagte Marianne erstaunt und streifte ihn mit einem Blick. „Nein, was denn? Was fällt Ihnen ein?"

Und dann ging sie plötzlich ins Haus.

Das begriff nun Peter nicht. Hatte er etwas Unpassendes gesagt, mochte das Fräulein keine Apfelbäume? Kein Mensch wurde klar daraus, wenn ein Frauenzimmer eben noch dagestanden und gelächelt hatte und plötzlich verschwand, mit einer kleinen Falte zwischen den Brauen. Peter nahm betrübt sein Werkzeug zusammen, an diesem Abend war nichts mehr zu hoffen. Für den nächsten Sonntag aber kaufte Peter auch noch neue Leuchter zu den Kerzen, der Pfarrer gab es auf, gegen so viel Glaubenseifer zu kämpfen, und die Bauern blinzelten wie Fledermäuse in diesem überirdischen Glanz. Nach der Messe wartete Peter vor dem Tor und dann zeigte er Fräulein Marianne den Friedhof. Er führte sie weit umher durch die Gräberreihen, ja, die Gemeinde der Toten war größer als die der Lebenden. Man konnte die Geschichte des ganzen Dorfes von den Kreuztafeln ablesen, alle merkwürdigen Geschichten aus langer Zeit. Hier lag der Mann, der zweimal starb, beim erstenmal lief er aus der Truhe wieder davon. Der dort starb an der Eifersucht, die Liebe brachte ihn um, und in dieser Grube lagen eigentlich zwei, man fischte sie eines Morgens aus dem Mühlwasser, Katharina und ihr Ungeborenes. „Und da", bemerkte Peter beiläufig, „da ist mein Stein. Meine Mutter liegt hier."

Sehr schön, jawohl, der Marmor und die Ketten. „Das macht Ihnen Ehre", sagte Fräulein Marianne. „Wer war Ihre Mutter?"

Peter schwieg, diese Frage traf eine alte Wunde, die niemals gänzlich heilen konnte. Er kam sich mit einem Male wieder arm und erbärmlich vor. Prunk und Glanz eines Grabmals konnten sein Herkommen nicht verbergen, auch ein zentnerschwerer Block deckte diese Schande nicht zu. Er blieb was er war, der Sohn einer Viehmagd, Vater und Vaters Erbe hatte er nicht. Peter sah plötzlich, daß der Regen den künstlichen Marmor und das Gold der Kreuze abgewaschen hatte, rostiges Eisen stand da herum, gemeiner Zement, und so war es wohl mit allem, was er unternahm, schließlich kam die alte Armseligkeit an den Tag.

Eine Weile gingen die beiden so nebeneinander her, auch Fräulein Marianne sagte nichts mehr, und dann trennten sie sich an der Mauer.

Peter handelte nicht mehr mit Grabsteinen, aber nach ein paar Wochen war er wieder obenauf, mochte doch alles, was tot war, begraben und vergessen sein! Er versuchte es jetzt mit Fellen, das gelang ebenso gut. Seine Geschäfte waren vielleicht nicht immer ganz sauber, es war merkwürdig, wieviel Hirsche plötzlich in die Reviere der Bauern wechselten. Aber man sah es einer Rehdecke ja nicht an, ob sie bei Tag oder bei Nacht in Peters Haus gebracht worden war. Mitunter trug Peter am hellen Tag ein paar Fuchsbälge durch das Dorf und am Forsthaus vorüber, er traf den Wachtmeister und sprach mit ihm und war offenkundig ein rechtschaffener Handelsmann.

Peter traf auch das Fräulein wieder, er nahm seine Bälge von der Schulter und zeigte sie ihr. Marianne betrachtete die Felle und strich mit der Hand hin, — was kostete wohl so ein Pelz wie dieser?

Fräulein Marianne sagte „Pelz", nun konnte sich Peter also ein wenig aufspielen und eine runde Summe nennen. Das Fräulein sollte nicht glauben, daß er einen

Digitized by Google

gewöhnlichen Haustierhandel betrieb, er trug ein kleines Vermögen hier unter dem Arm. „Ach", sagte Marianne und lächelte, „so viel". Nein, das wäre wohl zu teuer für sie.

Zu teuer! Ach Gott, wie sehr bereute nun Peter seine prahlerischen Worte! Wenn es so stand, daß sie ein Fuchsfell haben wollte, ein paar Bälge — nein wirklich, es lag nichts daran, er bekam jeden Tag ein Dutzend ins Haus.

Aber Fräulein Marianne wollte nicht, sie wurde sogar böse. „Bitte", sagte sie, „lassen Sie das!"

Und dann stand Peter wieder allein auf dem Dorfplatz mit seinen lächerlichen Fuchsbälgen auf der Schulter. Wie konnte es ihm auch einfallen, dem Fräulein so ein Fell anzubieten, das eine Handvoll kleiner Münzen wert war. Für sie paßte anderes Pelzwerk, Silberfuchs, dunkelhaarig mit weißen Spitzen und seideweich. In diesem Augenblick faßte Peter einen kühnen Gedanken, einen Plan für die Zukunft. Ihn warf das Mißgeschick nie um, es machte ihn nur noch zäher und findiger, so war es.

Übrigens müßte sich Peter jetzt ein wenig mehr Ansehn geben, es schickte sich schlecht, mit Röhrenhosen und geflickten Ärmeln vor Fräulein Marianne zu stehen, während sie ihrerseits noch immer das gleiche vornehme Kleid aus dunklem Tuche trug. Peter beriet die Sache mit dem Schneider, allein es zeigte sich, daß er an einen Pfuscher geraten war. Der Mann verstand es nicht, für bessere Zeiten zu arbeiten, es fehlte am richtigen Schnitt und überdies hielt das modische Zeug auch kein Wetter aus.

Es regnete tagelang. Was tat Fräulein Marianne in dieser trostlosen Zeit? Sie sang in ihrem Stübchen und spielte Geige.

Nun mußte Peter in die Stadt fahren, um sich einen Regenmantel zu kaufen, einen Schutz gegen die Dachtraufe des Krämers. Vielleicht kam das Fräulein doch einmal des Abends herunter, und dann wollte Peter nicht so vor ihr stehen, naß und triefend wie ein Hund. Er nahm auch die Geige mit, die schwarze Zigeunergeige des alten Mesners. Man konnte sie zusammenleimen, es war nicht ausgeschlossen, daß sich Peter selbst in seinen Mannestagen noch auf ihr versuchte, wenn er einen passenden Lehrer fand. Aber als Peter aus der Stadt zurückkam, da steckte diese Geige in einem ledernen Kasten, sie war in Samt gebettet, und der Händler hatte Tränen vergossen, weil Peter sie nicht verkaufen wollte, nicht für ein halbes Dorf. Oh, hier trug er etwas unter dem Arm, das war mehr wert als ein elender Fuchsbalg, Fräulein Marianne würde nicht mehr fragen, was ihm eingefallen sei.

Er packte den Kasten sauber in blaues Papier und legte auch einen Zettel dazu: „Zum Dank für genußreiche Stunden!"

Schrieb man nicht so?

Peter liebte eben in seiner Art, auf Orakelblumen und Verse verstand er sich nicht. Aber sein Herz war dennoch übervoll, sein starkes treues Herz, das wußte wohl auch Fräulein Marianne. Sie lehnte an manchem Abend beim Fenster und hörte den Schritt des Mannes und wußte das. Allein, es verbarg sich noch ein anderer Zug in seinem Wesen, etwas Schiefes und Leichtfertiges. Im Grunde achtete Peter nichts, er vergaß seine tote und gottesverlassene Mutter zwar nicht, aber er verleugnete sie, wenn es darauf ankam, und vielleicht war das schlimmer.

Nein, Peter erhielt das blaue Paket zurück, den Zettel und alles. Und Fräulein Marianne spielte nicht mehr Geige, so sehr es auch regnen mochte. Seit diesem Tage streifte Peter ruhelos umher, zum ersten Male empfand er wirklichen Kummer, eine tiefe hilflose Traurigkeit in seinem Gemüt. Er war gewohnt, im Leben nur immer einen Weg zu wählen, den kürzesten, und nun versagte diese Regel

Digitized by Google

plötzlich. Peter fand keinen Grund für sein Unglück außer dem einen, der ihn am bittersten schmerzte: daß ihn das Fräulein verachtete. Dann aber war sein Dasein sinnlos, dann konnte er doch gleich die Kugelbüchse nehmen und ein Ende machen.

Gut, das konnte Peter. Allein, gab es nicht noch andere Möglichkeiten, mit dem Leben abzuschließen, löste man eine Rechnung, indem man sie zerriß?

Im Herbst kaufte Peter ein Stück Ödland hoch oben auf der Lehne des Berges. Es gab dort nichts als Geröll und magere Schafweide, was wollte also Peter mit diesem elenden Stück Land, wollte er Weizen in der Wildnis bauen?

Peter kümmerte sich nicht um das Geschwätz der Dorfleute. Er nahm Taglöhner auf, wochenlang arbeitete er mit ihnen im Hochwald, und das richtete sein Gemüt wieder auf. Ja, das paßte zu ihm, ein hartes Tagwerk im sonnverbrannten Schlag, Schweiß und Pechgeruch, ein Bärenschlaf in der einsamen Sennhütte. Abends hockten die Leute am Feuer beisammen und aßen das Mus aus der Pfanne, Peter hob seine Stimme und sang, es war ein Lied von der Jägertreue, ein Reim auf die Liebe und ein falsches Herz... Dann war das Holz geschlagen und zusammengelegt. Peter schickte seine Leute um Bretter zur Säge. Er selbst ging nicht mehr ins Dorf, er machte sich jetzt daran, einen Platz auf der Heide zu ebnen und nach einer sicheren Quelle zu graben. Wahrhaftig, es war sein Ernst, hier wollte er sich festsetzen und eine Hütte bauen. Und als das Blockhaus fertig stand, da war es noch nicht genug, Peter umschloß das ganze Grundstück mit einem weiten doppelten Gehege aus Pfählen und stachligem Drahtgeflecht. Der Mann baute eine Festung auf den Berg, ein unüberwindliches Bollwerk gegen alle Anfechtungen der Welt.

Peter entließ die Leute und behielt nur einen jungen Burschen bei sich, der sollte sein Gehilfe werden. Es gab noch allerlei zu tun, Ställe für das Kleinvieh mußten gezimmert werden, rätselhafte Verschläge auf der eingefriedeten Halde, und abends saß Peter noch lange vor der Lampe, zeichnete und schrieb mit seiner ungelenken Hand.

Dann endlich konnte Peter der Einsiedler sich aufmachen und der Welt einen letzten Besuch abstatten. Vor dem Krämerhaus stieg er auf den Postwagen, ein Waldmensch, hager und bärtig. Ja, es mochte sein, daß sich der Vorhang im Oberstock ein wenig bewegte, aber Peter sah nicht hin, er reiste in die Stadt.

Eine Woche später kam er mit einer weitläufigen Fracht großer Gitterkisten zurück. Fremdländische Tiere kauerten darin, kleine Wollkugeln mit spitzigen Schnauzen. Silberfüchse!

Peter wollte Pelztiere züchten, das war sein Geheimnis. Gefährlich sahen diese mageren Füchse ja nicht aus. Aber Peter trug dennoch blanke Schaftstiefel und eine Peitsche wie ein Farmer im wilden Amerika. Es steckten freilich auch gewisse Papiere in seiner Brieftasche, Schuldbrief und Wechsel. Allein das wußten die Dorfleute nicht, für sie war Peter ein Mann, der alles vermochte, ein großartiger Waghals und Spieler. Sie selbst pflanzten ihre Rüben ein Jahr ums andere und zogen zur guten Zeit ein Schweinchen auf, kein Mensch hatte jemals an Silberfüchse gedacht.

Peter saß in der Einöde und rechnete wieder. Es kam ein langer schwerer Winter, ein hartes Jahr. Er verlor ein Tier und noch ein zweites, ehe er sich auf das Futter und die richtige Pflege verstand. Peter mußte seine Schaftstiefel ausziehen und den Burschen damit ins Dorf schicken. „Gib sie dem Hausierer", sagte er, „wenn du ihn triffst. Er soll sie auswärts verkaufen." Ein anderes Mal wurde der Regenmantel zum Krämer gebracht oder der gute Anzug, ehe Motten das teure Zeug fraßen. Ja, aber der Krämer wollte nicht viel dafür geben, er hatte ohnehin sein Ladenfenster voll mit allerlei Kram, mit Spitzen und gestickten Decken, niemand

Digitized by Google

bezahlte mit barem Geld. So stand es im Dorf. Das fremde Fräulein sang zwar zur Messe und spielte die Orgel, aber das alles hatte dennoch kein rechtes Ansehen mehr. Und was den neuen Mesner betraf, der soff genau so wie der frühere.

So, sang also Marianne jetzt auf dem Chor? Peter schwieg dazu und tat seine Arbeit wie immer, fütterte morgens die Füchse und briet am Abend seinen Speck in der Pfanne. Aber die Wochen gingen so hin, schließlich konnte es einem Christenmenschen nicht schaden, wenn er sich einmal wusch und kleidete und am Sonntag zur Messe lief. Man konnte bei dieser Gelegenheit auch mit dem Krämer reden, nicht in Unfrieden natürlich, und man würde allerlei besorgen, was die Stube hier oben freundlicher machte, Vorhänge vielleicht, eine Decke für den Tisch.

Peter hockte wieder auf seinem Platz im Kirchenstuhl, er bekreuzte sich zum Segen und nickte dem Pfarrer zu. Nachher besuchte er das Grab an der Mauer, da fand er Weihwasser im Kessel und die Astern waren merkwürdig lange frisch geblieben in diesem Jahr.

Dann trat Fräulein Marianne aus dem Tor. Es schickte sich, daß man ein paar Worte mit ihr wechselte, — ach ja, es war wieder Herbst geworden, so verrann die Zeit! Und das Fräulein hatte schön gesungen und gespielt, durchaus im Ernst. Sogar der Pfarrer traf jetzt den richtigen Ton, wenn er das Credo anstimmte, und das war seit Menschengedenken nie vorgekommen. „Und Sie", fragte Marianne, „Sie wohnen wohl nicht mehr im Dorf?"

Nein. Es ging hier auch ohne ihn, so viel er sehen konnte. Peter blieb auf seiner Farm, er hatte jetzt diese Silberfuchsfarm auf dem Berg. Sorgen, Arbeit in Fülle für einen einzelnen Mann.

Ja, Marianne konnte sich das gut vorstellen, so ein freies Leben über aller Welt. Sonne und Stille, und dann die Beeren, und der Wind im Sommer — schön! Und einmal ganz einsam sein, wirklich allein, nicht so wie hier im Dorf. Hier war das nicht schön.

Freilich, im Sommer. Aber Peter wollte gern auf dieses Köhlerglück verzichten, das Jahr wurde einem lang da oben, wenn er die Wahrheit gestehen wollte. Jetzt kam die kalte Zeit, Schnee bis über das Dach, Finsternis und Sturm und Kälte, trostlos mit einem Wort. Und hier gab es doch wenigstens Leben, eine Handvoll Menschen, ein paar vertraute Gesichter jeden Tag. Hier stand das Fräulein vor ihm, blaß und fast schon ein bißchen welk, sie trug noch immer das gleiche Kleid, und nur der glänzende Ring fehlte an ihrer Hand. Warum, Marianne, war es so schwer, allein zu leben? Und blieben nicht ihre Finger eine Weile, einen winzigen Augenblick länger in Peters Hand liegen, als zum Abschied nötig war?

Peter sprach mit dem Krämer, er führte eine lange Unterredung hinter dem Ladentisch. „Du bist nicht mehr der Jüngste", sagte Peter, „überlege dir das, Kind und Kindeskinder hast du nicht!" Nein, es wurde Zeit für den Krämer, an einen sicheren Lebensabend zu denken, Peter riet ihm das aus alter Freundschaft.

Der Krämer besann sich eine Woche und noch eine zweite, und dann war es so weit, Peter konnte die Treppe hinaufsteigen und an Fräulein Mariannes Tür klopfen. Er bekam einen Stuhl, und das Fräulein setzte sich indessen auf den Bettrand, für Besuche war sie nicht eingerichtet. Peter hängte seinen Hut auf das Knie und lächelte und sah sich ein wenig um. Klein war das Stübchen, du lieber Gott, eine windige Kammer bei aller Sauberkeit. Da mußte man eine Wand durchbrechen, vor allem die Fenster größer machen und vielleicht einen Balkon aufzimmern, — nur Geduld! Das Fräulein schüttelte den Kopf, ach, was denn! Man hatte es hier gut und warm, sie war zufrieden. Ja, aber dennoch, Peter trug sich mit einem besonderen Plan, bis zum Frühjahr mochte sich manches

Digitized by Google

ändern. Das war kein bloßes Gerede, wirklich, er hatte das Räuberleben in der Wildnis satt. Hier konnte man sich einrichten und den Handel ein bißchen vergrößern, Spitzen dazu nehmen, feinere Handarbeit. Der Krämer war zu alt, dem faulte noch das Dach über dem Kopf weg. Rund herausgesagt, Peter wollte seine Farm verkaufen, das Grundstück und alles, und dann wollte er Krämer werden.

So? Nun, wenn das sein Ernst war, erklärte Fräulein Marianne, dann traf es sich ja gut, dann sollte er gleich wissen, daß sie kündigen und wegziehen wolle. „Verstehen Sie mich", sagte sie erregt. „Lassen Sie mich in Frieden mit Ihren Plänen!" Warum er sie denn überfort verfolge, fragte das Fräulein, und ob er sich nicht schäme, so zudringlich zu sein, sie hätte doch niemand, sie sei ein schutzloser Mensch in der Fremde.

Ach, alles war verdorben und zu Ende für immer. „Leben Sie wohl!" rief Marianne noch durch das Fenster, aber es war zu leise gerufen, Peter hörte es nicht mehr.

Der Winter kam und begrub die Hütte auf dem Berg, begrub auch den Mann mit seinem Kummer. Die Farm gedieh, aber das tröstete ihn nicht. Er wollte nicht getröstet sein, finster und trübselig vergingen die Tage und so war es recht. Peter schrie den Gefährten an, wenn er pfiff und sang, er wollte Ruhe haben, Grabesstille, kein verliebtes Gewinsel hier herum. „Wie ist es mit der deinen", fragte er, „bist du sie losgeworden?"

Nein, wenn Peter die neue meinte, die Rosa. Die war wie Gold so treu, wie Wachs in seiner Hand.

„Scher dich zum Teufel", sagte Peter.

Aber die Tage wuchsen, der Frühling eroberte den Wald und die Festung auf der Halde. Es wurde schwierig, seiner drängenden Qual zu widerstehen, die Sonne brach schon am frühen Morgen in die Kammer, und die Meisen sangen im Holz. Peter nahm die Büchse, um den Schildhähnen nachzuspüren, aber er schoß keinen Hahn. Er saß im Krummholz und sah ihnen zu, ihrem wunderlichen Liebestanz im Zwielicht.

Nein, es war sinnlos, das Leben so zu vertrauern, die besten Jahre, Peter fühlte sich noch jung genug, bitter war die Liebe, aber groß war die Welt. Er hatte schon vieles hinter sich gebracht und immer war er zuletzt obenauf gekommen, und es würde ihm wieder glücken, o ja!

Allein es glückte ihm nicht, in diesem Jahr hatte Peter keinen guten Stern über sich. Zur Osterzeit kam der Winter zurück, es fiel eine ungeheure Masse Schnee auf den Berg. Am fünften Tag wurden die Vorräte knapp, die beiden Männer mußten zuletzt die Tür aufbrechen und sich auf den Weg machen. Erst am Abend erreichten sie das Dorf.

Es lag eine seltsame Unruhe in der Luft, ein säuerlicher Geruch und eine drückende Schwüle. In der Nacht fand Peter keinen Schlaf. Er hörte den warmen, saugenden Wind über sich im Gebälk und zuweilen ein drohendes Geräusch in der Ferne, das Murren und Rollen der Lawinen. Im Morgengrauen weckte er den Gehilfen, es war keine Zeit zu verlieren.

Aber Peter kam zu spät, oder eben spät genug für das Heil seines Lebens.

Er fand seine Hütte nicht mehr, plötzlich stand er vor einer schwarzen, kahlgefegten Rinne, und da war nichts als Geröll und zersplittertes Holz, hier und dort ein Fetzen Zeug oder ein Knäuel Draht auf der Halde. Peter suchte die Rinne ab und trug auf einen Haufen zusammen, was er so fand, Scherben und Geschirr und Werkzeug und ein totes Jungtier im Gestrüpp. Er konnte nicht einfach den Rücken wenden, einmal mit der Hand winken und gehen. Das Schicksal hatte alles ausgelöscht, ihn und die ganze Arbeit seines Lebens. Peter schickte den Bur-

Digitized by Google

schen fort, am anderen Tag auch die Leute, die vom Dorf heraufkamen und ihre Hilfe anboten. Es gab keine Hilfe mehr. Unter den Fichten am Waldrand richtete sich Peter ein. Er flocht Reisig für ein Dach, zündete ein Feuer an und lebte von dem, was er zuletzt heraufgebracht hatte. Auf irgendeine Weise mochte wohl alles ein Ende nehmen, es hatte keinen Sinn, sich dagegen zu wehren.

Etliche Tage später kam ein Bote herauf, er brachte Büchsenfleisch und Milch. Peter möchte doch ins Dorf kommen, meinte er, und mit sich reden lassen. „Geh heim", sagte Peter, „grüße den Krämer! Bei mir ist nichts mehr zu holen, sag ihm das."

Ja, aber die Sonne schien wieder, die Spechte lärmten von neuem im Holz und der Kuckuck rief. Es wurde einem nicht leicht gemacht, zu sterben und aus der Welt zu scheiden. Peter war sogar für den Tod zu arm, wenn man es nahm, er besaß keinen Strick, um sich rechtschaffen an einen Ast zu hängen.

Einmal gegen Mittag stieg wieder jemand durch den Wald herauf, und das war Marianne selbst, das Fräulein. Da stand sie vor dem Feuer, rot und erhitzt von dem weiten Weg, und was hatte sie nun zu sagen?

„Guten Tag, Peter!" sagte sie.

Einen Stuhl für die Dame, eine Verbeugung vor ihr! Peter stand auf und warf Holz in die Glut, — ja, gleichfalls, guten Tag!

„Ich höre", sagte Fräulein Marianne unsicher, „Sie haben Unglück gehabt?" Peter schöpfte das ganze Unheil mit einer einzigen Handbewegung aus. Unglück, ja, das konnte man wohl sagen. Aber Peter endete nur wieder dort, von wo er herkam, so war es recht und gerecht. Wer für die Jacke geboren war, brachte es eben zu keinem Rock. Überflüssiges Gerede — außerdem sollte das Fräulein nicht da herumstehen, sie bekam nur nasse Füße in ihrem feinen Schuhzeug!

Aber diesmal antwortete Fräulein Marianne nicht hochfahrend und stolz, setzte sich sogar und sprach verständig mit dem Mann. Freilich, hier ist nichts mehr zu retten. Allein Peter hatte doch ein Grundstück im Dorfe.

Obstbäume in seiner Wiese?

Ach, lächerlich, diese paar Stämme, diese Handvoll saurer Birnen und Äpfel in jedem Jahr!

So? Hatte Peter Säuerlinge gepflanzt? Das wußte jedenfalls Marianne nicht, als er ihr den Apfelbaum an der Hecke schenkte. Aber gleichviel. Wenn es damit nichts war, so besaß er doch sonst noch allerlei, eine Geige zum Beispiel.

Ja, natürlich. Sie lag im Pfarrhaus auf der Tenne.

Auf der Tenne, gut. Peter hatte ihr diese Geige einmal gezeigt, Marianne spielte damals auch darauf, oh gewiß, es war ein wundervolles Instrument, viel zu kostbar für ihre Kunst. Und nun konnte man dieses Stück doch verkaufen, ging das nicht? „Verkaufen, Peter und dann...."

Peter schwieg. Er würgte an einer heißen Kugel in seinem Hals, darum konnte er nicht reden.

„Komm!" sagte Marianne nach einer Weile. „Tritt dein Feuer aus und komm!" Sie nahm ihn einfach an der Hand, Marianne, das Fräulein, und führte ihn ins Tal und durch das ganze Dorf. Bei Gott, es sah aus, als habe sie einen Bären gefangen.

Digitized by Google

Elsässische Nachklänge

Die Kolmarer Totenbeschwörung

Wem galt der Glockenschlag von Sankt Martin zu Kolmar, der von der Frühmesse über den sonntäglichen Gottesdienst des 15. Septembers 1935 bis in den Nachmittag kaum aussetzte? Und was wollte das altertümliche Fußvolk und was die vielfarbene Reiterei, die über das Marsfeld und weiter durch die winkligen Gassen zogen?

Zwischen bunten Elsässer Bauerntrachten und weißen Flügelhauben marschierte dann wieder horizontblaue Infanterie der 162. Division. Aber aus offiziellen Fenstern hingen Wappentücher, die aus samtenem Dunkel die silbernen Lilien der Bourbonischen Könige glänzen ließen. Weit sichtbare Plakate vereinigten unter dem Morgenstern der alten deutschen Reichsstadt die längst zu Grabe getragenen Königsblumen mit den Zeichen der Dritten Republik, und über dem verwirrenden Gemenge der Zeiten, Trachten und Uniformen flatterte ihre Trikolore. Denn einem doppelten Zweck galten Glockenklang und geschichtliches Gepränge: der Feier zwiefacher „Befreiung" Kolmars. Hat sich doch die Stadt nach Ansicht der Festregie im Herbste 1635 der Krone Frankreichs anheimgegeben, und im Herbste 1918 den „siegreichen" Regimentern der Republik.

Schade nur, daß diese „Historie" ebenso unecht ist, wie die maskierten Hellebardiere Achille de Longuevals und die Dragoner Montausiers vergessenen Angedenkens. Die große Not des Dreißigjährigen Krieges hat einst dies welsche Soldatenvolk nach Kolmar hineingeweht, soviel ist richtig. Aber weder geben die Umstände, unter denen solches geschah, der elsässischen Stadt viel Anlaß zu fröhlichen Feiern, noch bietet die Geschichte die Handhabe zur Rechtfertigung eines „dreihundertjährigen französischen Jubiläums". Seit 1635 sind zehn Menschenalter ins Land gegangen, und so mochten sich Legenden bilden. Das damals in Kolmar lebende Geschlecht schweigt. Aber was es schrieb, ist geblieben, und es genügt zum Beweise, daß es auch heute, lebte es, in diesem Festestrubel schweigen würde.

Fragen wir also die Geschichte, und vergessen wir nicht, daß der große Krieg in Deutschland als Glaubenskrieg begann, geführt wurde und endete. Gleich nach dem Siege Tillys über Christian von Dänemark und die deutschen Protestanten machte sich Habsburg, wo immer es die Macht hatte, an die Verfolgung der neuen Lehre. Erzherzog Leopold von Österreich war Bischof von Straßburg und Oberlandvogt im Elsaß. Dieser „Reichskommissarius" sandte 1627 seine Delegierten, den Dr. Lindner und den Grafen Hans Fugger, nach Kolmar. Wer in der evangelischen Reichsstadt nicht zum Katholizismus zurückkehren wollte, sollte auswandern. Im herzzerreißenden Widerstreit zwischen Glaube und Heimat fügten sich manche zum Schein dem Zwange, andere schnürten ihr Ränzel und gingen.

So erschien die im November 1632 vor Kolmars Mauern auftauchende schwedische Reiterei des Rheingrafen der gequälten Stadt wie eine Erlösung. Der kaiserliche General Wilhelm von Baden wurde zur Übergabe gezwungen, die Bürgerschaft setzte auf dem Münsterturm die weiße Flagge, und am 21. Dezember ritt Feldmarschall Horn unter ihrem Jubel in Kolmar ein.

Bald aber begann sich der unheilvolle Knoten zu schürzen. Die Schweden begannen ebenso lästig und verhaßt zu werden wie eben die Kaiserlichen. Aber ihre begeisterte Aufnahme war Felonie an Kaiser und Reich, und es gab kein Zurück. 1633 trat Kolmar der Heilbronner Union bei, was den offenen Krieg mit dem Kaiser bedeutete. Und die Schweden, die in der Stadt lagen, waren, ebenso wie die Union, Verbündete der Franzosen.

Die Nördlinger Schlacht zwang die Schweden zur Räumung ihrer süddeutschen Stellungen. Der Augenblick, auf den die französische Politik lange gelauert hatte, war gekommen. Am 9. Oktober 1634 gelang es dem außerordentlich gewandten französischen Residenten in Straßburg, Melchior de l'Isle, mit dem dortigen schwedischen Gesandten Mockel zu einem militärischen Abkommen zu gelangen. Es sollte von ungeheurer Tragweite werden. Es unterstellte die bisher von den Schweden im Elsaß besetzten Städte und Plätze dem Schutze des „Allerchristlichsten Königs". Im folgenden Frühjahr rückte Verstärkung unter dem Grafen Manicamp nach. Der neue Kommandant von Kolmar war Lutheraner, — ein ganz besonders geschickter Schachzug Richelieus. Noch aber besaß der Aufenthalt der Franzosen keinerlei anderen Charakter als den einer militärischen Be-

Digitized by Google

setzung. Nach schwierigen Verhandlungen setzte Kolmar es auch durch, daß die Maßnahme als nur kriegsmäßig bedingt und politisch bedeutungslos von Frankreich anerkannt wurde. Am 1. August 1635 schloß der Kolmarer Syndikus Mogg mit dem französischen Bevollmächtigten de Bouthilier den Vertrag von Rueil. Rueil ist eine kleine Landstadt westlich von Paris, berühmt durch Richelieus Schloß La Malmaison, das später Bonaparte als Konsul der Josephine schenkte, und das heute noch wegen seiner zahlreichen Erinnerungen an Konsulat und Empire viel besucht wird.

Der entscheidende Passus in diesem Abkommen lautet: „Die Freie Kaiserliche Stadt Kolmar wird in den Schutz des Allerchristlichsten Königs aufgenommen, um darin zu verbleiben bis zur Befriedung des Krieges in Deutschland. Worauf genannte Stadt gänzlich in den Zustand zurückversetzt wird, in dem sie sich vor dem Beginn der Kriegswirren 1618 befand." Ludwig XIII. bestätigte am 3. August. Auf klare und feierliche Weise kommt also hier zum Ausdruck, daß Kolmar unbeschadet einer nur für den Krieg aufgenommenen französischen Garnison bei Kaiser und Reich zu verharren gedachte und auch nach französischer Auffassung verharren sollte. Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn Kolmar auf einem Kupferstich von 1643, also während der Besetzung, sich als des „Heyligen Römischen Reychs Statt Colmar im oberen Elsaß" bezeichnet, und 1666 Münze mit der Aufschrift Moneta Liberae Civitatis Imperialis Colmariensis prägen ließ.

Dem trug der Westfälische Friede Rechnung, der nur den habsburgischen Besitz im Oberelsaß an Frankreich schlug, die reichsfreien Städte und Territorien aber ausdrücklich beim Reiche beließ. Und wirklich räumten auch die Franzosen Kolmar. „Am 2. Octobris 1649, Dienstag, marschierte die französische Besatzung wieder ab. Sie bestand aus zween Compagnieen, der Commandant hieß Jacques Clausier." So berichtet die „Kleine Colmarer Chronik", und ein anderer Chronist, der Inhaber des Kolmarer Zolls, fügt gleichzeitig hinzu: „Gott sei gepriesen und bedankt!"

Will man das Jahr „feiern", das Frankreichs bis 1870 ununterbrochene Herrschaft über Kolmar begründete, muß man schon 1673 wählen. Damals allerdings konnte von irgend einem freiwilligen Einlaß hier keine Rede sein. Überlegene französische Streitkräfte erschienen vor Kolmar, Schlettstadt, Hagenau und den übrigen Städten des elsässischen Zehnstädtebundes, und verlangten unter Drohung mit Belagerung und Sturm das Schleifen der Mauern, die Aufnahme von Truppen und die Leistung des Treueides. Vor Schlettstadt hatte der Maréchal de Châtillon im Auftrage Louvois' gedroht „keines Menschen zu verschonen und die Magistrats-Personen aufhencken zu lassen". Ähnlich in Hagenau und anderswo. Und aus Kolmar weiß der Chronist zu melden: „Anno 1673 hat uns Gott doch gestrafft mit den frantzosen, daß mancher gestorben und verdorben ist." Oder: „Die Bürger starben größtenteils vor Kummer, Elend und Angst, ja etzliche brachten sich selbst ums Leben." Und etwas später: „Fremde Mücken, wie Heuschrecken lang, ließen sich zu Colmar sehen, da schon alles voller frantzosen lag." Das war die Begeisterung, mit der Kolmar und die anderen elsässischen Städte französisch wurden, und das war die Freiwilligkeit. Wir haben absichtlich aus sehr verschiedenen Chroniken geschöpft und könnten die Beispiele beliebig mehren.

Lassen wir es aber damit bewenden und erwähnen wir nur noch, daß nach dem Ryswyker Frieden von 1697, der endlich den Anfall des gesamten Elsaß an Frankreich vertraglich sanktionierte, der greise Kolmarer Gelehrte Nikolaus Klein in sein Tagebuch notierte: „Es fällt uns schwer, aus einem freyen Reichsstand uns in einen Knechtischen Stand unter fremmder Obrigkeyt versetzt zu sehen. Wir haben das Te Deum für den Frieden öffentlich gesungen, zu hauß aber das: An Wasserflüssen Babylons intonieret." Das hier gemeinte fromme Lied war eine Nachbildung des 137. Psalms durch den Straßburger Organisten Wolfgang Dachstein.

Stimmungen dieser Art lassen sich im Elsaß bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, ja noch weiter verfolgen. Die Unterstellung, als habe sich das Elsaß den Franzosen angeboten oder auch nur gern anheimgegeben, richtet sich um so mehr, als selbst in der französischsprachigen Franche-Comté und im überwiegend französischen Lothringen der Kampf gegen die reichsfranzösische Eroberung hart und zähe geführt wurde. 1652 erwogen die elsässischen Freien Städte, den Anschluß an die Eidgenossenschaft zu vollziehen, um so einen Schutz zu erlangen, den sie bei Kaiser und Reich vergeblich suchten.

Digitized by Google

Früh indessen war es den Franzosen darauf angekommen, das Einvernehmen der Elsässer „nachzuweisen", um so ihren Raub zu rechtfertigen. Die dabei angewandten Methoden erhellen am schlagendsten aus einer Instruktion, die Kriegsminister Louvois am 3. Oktober 1681, also kurz nach dem Überfall auf Straßburg, den französischen Botschaftern in Frankfurt, Herren von Saint-Romain und von Harlay, zukommen ließ: „Sie haben so zu sprechen, daß bei den Vertretern der deutschen Stände in Frankfurt der Verdacht entsteht, als sei der (Straßburger) Magistrat mit unserem Angriff einverstanden gewesen, um so das geringe Volk zur Huldigung für S. Majestät zu nötigen."

Man kann es kaum besser sagen, als der gänzlich französisch orientierte elsässische Historiker Rudolf Reuß am Anfang seiner Alsace au Dix-Septième Siècle: „Deutsch durch Sitte, Sprache und politische Einrichtungen, dachte das Elsaß gar nicht daran, seine Nationalität aufzugeben... Die ganze politische Unfähigkeit, der ganze verbohrte Fanatismus der Nachfolger Karls V. waren notwendig, und all ihr militärisches Unglück, um zu diesem Ergebnis zu gelangen." Französische Spezialisten der Nachkriegszeit, wie Louis Batiffol, haben es nicht verschmäht, Untersuchungen über die „Schwierigkeiten Ludwigs XIV. mit den Elsässern" anzustellen. Mit erfrischender Deutlichkeit drückt sich der an der Faculté des Lettres von Clermont-Ferrand lehrende Professor Gaston Zeller aus, und, da die betreffende Zeitschrift, die Revue d'Alsace (November 1929, S. 774) im Reiche kaum gelesen wird, mag seine Ansicht den Beschluß machen: „Man höre doch endlich mit dieser Mystik, dieser sentimentalen Ideologie auf. Das war gute Propaganda für die Dauer des Krieges. Aber jetzt verzichte man wirklich darauf, uns zu erzählen, daß alle diese französischen Generäle und Beamten im Elsaß nur an das Glück dieses Ländchens gedacht hätten. Sie haben ganz einfach daran gedacht, die Grenzen Frankreichs auf Kosten Deutschlands nach Osten zu tragen."

Wenn unsere Ausführungen etwas reichlich mit Zitaten ausgestattet wurden, so aus einem homöopathischen Grunde: Besser als gelehrte Gegengründe widerlegen sie die Zitate aus den Kolmarer Festreden vom 15. September 1935, die zu einer rührenden Legende umdichten wollen, was vor 300 Jahren nur Not und Zwang zu Wege gebracht haben. So etwa, wenn der französische Unterstaatssekretär für die elsässischen und lothringischen Angelegenheiten, Blaisot, davon sprach, daß die „Republik" Kolmar sich durch einen „wohl überlegten Akt ihres souveränen Willens Frankreich geschenkt" habe, oder gar der Elsässer Spittler das „tiefe Sehnen seiner Vorfahren nach Frankreich" anrief, das Sehnen der Vorfahren, die dereinst unter französischem Druck starben, auswanderten oder höchstens gute Miene zu bösem Spiele machten.

Wenn überhaupt bleibende Wirkungen von jener ersten Besetzung elsässischer Städte durch ausländische Truppen ausgingen, dann sicherlich keine segensreichen. Sie haben einem kleinen Volk und Land das Glück seiner gradlinigen deutschen Entwicklung geraubt. Und große Nationen haben für diese Unnatur des Schicksals auf ungezählten Schlachtfeldern mit ihrem Blute bezahlt.

Politische Schattenrisse: Peirotes und Ricklin †.

Vor wenigen Jahren schrieb Rudolf Crämer unter dem Motto „Menschentum auf der Grenze" eine kleine Abhandlung, die dem elsässischen Problem auf klug einfühlende Weise gerecht wurde (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 1930, S. 233 ff.). Sie war dem Andenken zweier elsässischer Autonomisten aus der ersten Zeit nach dem Heimfall an das Deutsche Reich, des Grafen Ferdinand von Eckbrecht-Dürckheim und August Schneegans' gewidmet. Zu Beginn fallen die Worte: „Die Frage wurde schon immer gestellt, ob die Elsässer Deutsche seien oder Franzosen, Zwitternaturen oder Wetterfahnen. Kenner haben gezeigt, wie deutsches Volkstum durch französische Staatlichkeit entfremdet wurde, wie bodenständige Eigenart unter dem Verhängnis, Kampfgegenstand und Kriegsbeute zu sein, sich vertrotzte."

Nur wenige Tage vor den Kolmarer Feiern, die in der Tat als Feier des Vorspieles dieses aufziehenden Verhängnisses für einen deutschen Stamm zu bewerten sind, hat es dem großen Gleichmacher Tod beliebt, zwei Elsässer zu sich zu nehmen, die auf sehr verschiedene Art im Leben die Rolle tragierten, die elsässischer Zwiespalt jedem Politiker auferlegte.

Digitized by Google

Jacques Peirotes und Eugen Ricklin, die am 4. September starben, waren beide dem äußerlichen, aber tief nach innen greifenden Gesetz elsässischer Bedingtheit unterworfen, sonst freilich schroffe Gegensätze. Man wird diese einst bekannten, aber schon bei Lebzeiten kaum noch genannten Namen der jüngeren deutschen Generation erklären müssen. Die Zeit ihrer Bedeutung ist lange vorbei. Es war die Zeit, wo die Mitglieder des kleinen elsaß-lothringischen Landtages, des Parlamentes eines mittleren und nicht einmal vollgültigen deutschen Bundesstaates sich einer Berühmtheit erfreuten, der weder ihr Amt noch oft auch ihre Persönlichkeit recht entsprachen. Wer weiß heute noch viel von württembergischen, bayerischen oder selbst preußischen Landtagsabgeordneten der wilhelminischen Zeit? Und doch lagen die Dinge im kleinen Reichsland anders. Hier standen die „Helden" der politischen Bühne im Widerschein eines Rampenlichtes, das nicht nur aus der provinziellen Nähe gespeist wurde. Waren doch die großen Lichtkegel aus dem übrigen Deutschland und von Frankreich her auf sie gerichtet. Zweifellos eine ungesunde Übersteigerung. Aber es gab eben eine Zeit, in der das Fühlen am Straßburger Puls zu den Mitteln gehörte, den europäischen Blutdruck zu überprüfen. Und fraglos liefert auch der Lebensgang von Peirotes und Ricklin Beiträge zum Verständnis dieser vergangenen Reichslandepoche mit all ihrer Undurchsichtigkeit.

Jacques Peirotes ist als sozialistischer Abgeordneter im elsaß-lothringischen Landtag und später im Reichstag vor dem Kriege kaum allzu störend hervorgetreten, jedenfalls nicht im Sinne betonter Frankophilie. Die elsaß-lothringische Sozialdemokratie war Einfuhr aus dem Reiche und bis zu einem gewissen Grade reichswillig. Das hinderte freilich nicht, daß sie auch auf dem doppelt schwierigen Boden des Reichslandes ihre undeutschen Klassenkampfgefühle nur allzuoft in die Waagschale des einheimischen, französisch gefärbten Nörglertums warf. Im Kriege machte sich dann der niemals zuverlässige Peirotes mißliebig, sei es aus marxistischen, sei es aus elsässisch-separatistischen Gründen, sei es, und das kam natürlich nicht selten vor, aus einer Verbindung zwischen beidem.

Martin Spahn hat im Dezemberheft 1931 der S.M. (S. 224) die letzten Tage des Zusammenbruchs in Straßburg geschildert. Er erzählt anschaulich, wie Peirotes ihm in den ersten Oktobertagen 1918 im Straßburger Rathause dafür gedankt hat, daß er, Peirotes, durch den Wechsel des Kriegsglücks nicht überrascht worden sei, und „als Führer seiner Partei alle Vorkehrungen für die Wiederkehr der Franzosen getroffen habe"; nach dem Mißlingen der deutschen Frühjahrsoffensive von 1918 habe er aus Spahns verdüstertem Gesicht das Kommende abgelesen und sich umgestellt. Der Dank traf Spahn wie ein Peitschenhieb. Im Nachruf schreiben freilich die „Straßburger Neuesten Nachrichten", Peirotes habe schon 1915 verstohlen geäußert, er hoffe nicht nur auf den Sieg Frankreichs, sondern rechne auch damit. Es ist gleichgültig, wann Peirotes die Witterung bekam und sich „umstellte". Er war der Typ des politischen Opportunisten.

Nach dem Kriege hat ihm dann seine Begabung für Zeitkonjunkturen den Bürgermeisterposten von Straßburg eingetragen. Er wurde Ritter und Offizier der Ehrenlegion. Damit verlor der einstige „Sozialist" und neugebackene Chauvinist langsam aber sicher seinen Einfluß im eigenen Volk. 1929 mußte er sein Amt als Bürgermeister dem Heimatrechtler Hueber abgeben. In seinen letzten Jahren war er ebenso vergessen, wie all die Laugel, Blumenthal, Bucher usw., die das Elsaß an Frankreich verraten haben. Die Spitzen der französischen Behörden folgten seinem Leichenbegängnis, das Volk aber hielt sich fern.

Hinter Eugen Ricklins Sarge schritt das heimattreue Elsaß. Um 1900 trat er als Bürgermeister seines oberelsässischen Heimatstädtchens Dammerkirch hervor, wurde dann in den elsaß-lothringischen Landesausschuß und schließlich in den Reichstag gewählt. 1911 wurde er Präsident der zweiten Kammer des neu geschaffenen Landtages. Er gehörte dem Zentrum an, das alle Spielarten vom heimat- und reichstreuen Standpunkt bis zu den mehr als verdächtigen Abbés à la Wetterlé in seinem Schoße beherbergte. Ricklin war kein Mann, der der Regierung zu Worte war, er war ein elsässischer Dickschädel, aber alles andere als ein Saboteur des Reichsgedankens oder gar Verräter an seinem Volkstum.

Bei der Landtagseröffnung vom April 1915 hielt er als Vorsitzender der zweiten Kammer jene schöne vaterländische Ansprache, in der noch alle Kriegsbegeisterung des Augusts 1914 zitterte. Am 5. August 1917 verlas er dann die geschichtlich gewordene Erklärung, in der es heißt, das elsaß-lothringische Volk habe keinen Krieg um seiner „Befreiung" willen

Digitized by Google

gewollt, sondern nur den Ausbau seiner staatsrechtlichen Stellung im Reiche, und auch der Krieg habe an diesem Zugehörigkeitsgefühl nichts geändert. Die Sitzung von 1918 klang am 30. April zum letzten Male in ein Kaiserhoch aus.

Immer drohender aber ballten sich die Wolken über dem Reich, und nachtschwarz hingen sie über dem Wasgau. In der Reichstagssitzung vom 23. Oktober kamen die Feinde des Reiches zu Worte. Hanssen rief das Selbstbestimmungsrecht für Nordschleswig an, der Pole Stychel sprach vom freien Polen, und für Eugen Ricklin schlug die schwerste Stunde seines Lebens. Er erklärte es als seine Gewissenspflicht, dem deutschen Volke die Wahrheit zu sagen, und erklärte die eben vom Reiche zugestandene volle Autonomie für Elsaß-Lothringen im deutschen Verbande als durch das hereinbrechende Schicksal überholt. Aber — der letzte Kanzler des Kaiserreiches berichtet es — „der Elsässer triumphierte nicht, wie die anderen, seine Stimme klang traurig".

Nein, der Elsässer triumphierte nicht. Als er diese letzten Worte sprach, wurde schon in manchen Häusern des Landes das Schwarz der Reichsflagge abgetrennt und durch hastig beschafftes Blau ersetzt. Ricklin hatte, anders als Peirotes, das Kommen der Franzosen weder erhofft noch erwartet. So versuchte er es, da das Reichsschwarz wich, sich an die beiden zurückbleibenden Farben seiner engeren Heimat zu halten.

Im kurzen Leerraum zwischen zwei Schicksalen bildete sich aus den Kreisen des alten elsaß-lothringischen Landtages unter Ricklins Führung ein „Nationalrat", der eine Verfassung im neuen Rahmen anstrebte. Äußerungen französischer Staatsmänner und Heerführer, im Augenblick der Wiedersehensfreude gemacht, mochten dazu ermutigen. Aber die Welle des wilden Geschehens spülte solche Anwandlungen hinweg. Die „befreiten Provinzen" wurden zu drei Departements auseinandergerissen und Eugen Ricklin, der sich mißliebig gemacht hatte, im badischen Teil des Straßburger Fortbereichs interniert. Es wurde still um ihn, aber im Herzen trug er seine rotweiße Elsässer Fahne.

Die Enttäuschung kam, wurde allgemein, der Heimatkampf entbrannte. Eugen Ricklin stand auf und trug seine Fahne vor. 1925 stellte er sich vor die autonomistische „Zukunft". Der Kampf ging weiter und forderte Opfer. 1927 wurde er als „Hochverräter" eingekerkert. Und einmal noch hat er sich hoch aufgereckt und über das lauschende Volk des Elsaß das Ohr der Welt gefunden. Das war im Mai 1928, im Kolmarer Autonomistenprozeß. Es war im selben Kolmar, dessen französische Befreiungsfeier eben inszeniert wurde, daß unter Aufgebot von Stahlhelmen und Bajonetten fremdsprachige Richter dem elsässischen Volke verboten, zu sein, was es ist. Die Führer wurden verurteilt, und unter ihnen natürlich auch Ricklin. Aber das Volk wählte ihn in die Kammer. Es hielt Ricklin die Treue, wie Ricklin sie ihm gehalten hatte. Es war dasselbe Volk, das Peirotes um die gleiche Zeit fallen ließ, weil Peirotes den Volksgedanken verraten hatte.

Im Januar 1929 richtete Ricklin einen Brief an Poincaré, in dem er noch einmal das autonomistische Programm entwickelte. Nicht daß er sich Erfolg davon versprochen hätte, aber um einer gleichsam letzten Pflicht zu genügen. Dann kamen Alter, Krankheit und Tod. „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem."

Seltsame Gesichte entsteigen dem Schoße der neueren elsässischen Vergangenheit. Viel Gewissensnot, Herzeleid und Verwirrung folgten dem Einbruch fremden Schicksals in ein zum Glück geborenes Land. Man sollte das nicht feiern, wie man in Kolmar tat. F. J.

Bücherschau

Rasse und Völkerschicksal. Neuerscheinungen zur Rassenkunde

Es wird oft behauptet, unsere ganze Rassenkunde stamme teils aus der Botanik (Mendelsche Gesetze), teils aus der Psychiatrie (Erbkrankheiten usw.). Unsere moderne Forschung ist allerdings zum Teil von diesen beiden Polen ausgegangen; wer aber glaubt, ihr damit etwas anhängen zu können, irrt doch sehr. Denn das Gefühl für Reinhaltung der Rasse ist instinktmäßig den meisten jugendlichen Völkern angeboren; daß wir uns dieses Gefühl nach Jahrhunderten stärkster Vermischungsgefahr auf dem Umweg über die

Digitized by Google

Wissenschaft wieder allgemein aneignen mußten, beweist nicht, daß einzelne wache Geister es nicht dauernd besessen hätten. Im Volk war es nie erloschen.

Geschichtlich gesehen ist aber die moderne Rassenkunde von ganz anderer Seite hergekommen. Während in Ostasien Völker wie Chinesen (und z. T. auch Japaner) auf eine vieltausendjährige Geschichte zurückblicken können, ohne irgendwelche Alterserscheinungen aufzuweisen — es sind dort mindestens im Laufe der letzten zwei Jahrtausende auch keine tiefgreifenden Änderungen des Erbgefüges eingetreten — beobachten wir in Europa, in den Randländern des Mittelmeers und in Vorderasien einen überraschend schnellen „Verbrauch" von Kulturen und den sie tragenden Völkern. Das ist nicht erst uns Heutigen aufgefallen, schon die Antike, z. B. die Hellenen zur Zeit ihres Niedergangs und ebenso die Römer des Kaiserreichs haben diesen Vorgang gefühlt und sich selbst davon bedroht gehalten, mit Recht, denn von keinem der beiden Völker ist rassisch noch etwas übriggeblieben: die heutigen Griechen und Italiener sind in ihrer Erbstruktur und damit in ihrem Volkscharakter etwas durchaus anderes als die antiken Herrenvölker.

Doch hat die Antike für den Verfall von Kulturen und Völkern ganz andere Ursachen angenommen als wir heute. Luxus, Sittenverderbnis, Religionslosigkeit, also in der Hauptsache moralische, wenn man will, auch ethische Gründe galten den Alten als Verfallsursachen. Verfallserscheinungen sind es auch zweifellos. Aber — und damit kommen wir zu dem Mann, der als der eigentliche Vater unserer heutigen Anschauungen von Rasse angesprochen werden kann — sie müssen nicht unbedingt zum Verfall, zum Tode führen. Graf Gobineau war es, der zum erstenmal klar die Erkenntnis aussprach, all diese sogenannten Entartungserscheinungen hätten „sich manchmal vereinzelt, manchmal gleichzeitig sehr stark bei Nationen gezeigt, die sich dabei sehr wohl befanden oder denen es deshalb nicht schlechter ging." Und an anderer Stelle sagt er, Verweichlichung und Luxus, ja sogar die furchtbarste Geißel, die Sittenverderbnis, bringen nicht unbedingt den Untergang. Also gibt er sie als gelegentliche Ursache zu. Auch die Glaubenslosigkeit scheidet er aus, mit der Begründung, daß der religiöse Glaube bei keinem Volk je eine Unterbrechung erfahren habe, „mochten sich auch Form und innerstes Wesen des Glaubens ändern." Man wird hier skeptisch sein müssen, denn schließlich ist die volkserhaltende Wirkung eines Glaubens doch von seinem Inhalt abhängig, und eine „Änderung seines innersten Wesens" mußte wohl schwere Folgen für das betreffende Volk haben. Aber schließlich ist nicht die Ablehnung all dieser Entartungserscheinungen als Ursachen des Volkstodes bei Gobineau entscheidend, sondern, was er denn nun an deren Stelle setzt. Und das ist bei ihm „Degeneration und Blutmischung", man würde in seinem Sinn noch prägnanter sagen „Degeneration durch Blutmischung". Mit anderen Worten: Ihm ist das Problem des Volkstodes ein biologisches, den antiken Völkern war es ein ethisches.

Es genügt, diese Grundeinstellung zum Rassenproblem bei Gobineau festzuhalten, um das Buch „Der arische Mensch", das nun im Verlag von Niels Kampmann (Kampen auf Sylt 1935; 108 S.) in stark gekürzter, teilweise geradezu aphoristischer Form als Auswahl aus seinem großen Werke „Über die Ungleichheit der Menschenrassen" herausgekommen ist, in seiner geschichtlichen Bedeutung richtig zu würdigen. (Mit der Schrift von Richard Wagner „Über den Grafen Gobineau" als Vorwort und einer biographischen Einleitung; die sehr freie Übersetzung ist von J. P. Horn). Denn in seiner Definition der Rassen, im geschichtlichen Teil, den Wanderungen der arischen Völker und in manchem andern, vor allem in der durchaus pessimistischen Einstellung der Zukunft der arischen Rassen gegenüber sind seine Anschauungen großenteils überholt durch die tiefere Einsicht in das Erbgeschehen, die unsere heutige Wissenschaft errungen hat. Mit all diesen Feststellungen wird Gobineaus Werk als ein genialer erster Wurf, als eine unmittelbare, in ihren Grundlagen noch heute gültige Intuition in keiner Weise beeinträchtigt. Ohne Gobineau, das dürfen wir heute bestimmt sagen, wäre die Erkenntnis der Bedeutung rassischen Geschehens wohl noch weit zurück, denn alle späteren Rassenforscher sind irgendwie von seinen Gedanken angeregt worden.

Darum sei hier auch seines „Vervolkstümlichers", seines begeisterten Anwalts gerade bei uns Deutschen, Ludwig Schemanns in neuer Auflage herausgekommener Schrift „Gobineau und die deutsche Kultur" ausführlicher gedacht (Verlag Teubner Leipzig; 80 S.). Schemann geht hier mehr auf den „Allgemeindenker" und Dichter Gobineau als auf den Entdecker der Bedeutung der Rassen ein, wohl weil er — und das

Digitized by Google

mit einem gewissen Recht — annimmt, daß der Rassenforscher bekannt genug sei. Es erscheint uns aber fraglich, ob gerade unsere aufgewühlte, durchaus auf etwas Neues zustrebende Zeit, ob unsere geistig dem völkischen Gemeinschaftserleben hingegebene Jugend gerade für den Dichter der „Renaissance" oder des „Amadis" oder gar für den über den Völkern stehenden Denker viel übrig haben wird: für sie wird der Weg zu Gobineau immer über den Rassendenker führen. Schemann hat seine im Jahre 1906 erschienene, also für eine ganz anders gestimmte Leserschaft bestimmte Schrift nur wenig umgearbeitet; alles in allem doch wohl ein Zeichen, daß er die Zeichen der Zeit nicht ganz verstanden hat oder innerlich von seiner rein persönlich gefärbten Stellung zu seinem Meister nicht lassen kann. Immerhin ist, was das kleine Buch an Tatsachen bringt, auch für die heutige Generation wissenswert und wird ihr Anregung und Stoff zum Nachdenken geben. Daß Gobineau noch heute von den Deutschen besser verstanden wird als von seinen eigenen Landsleuten, ja daß er in Frankreich niemals wirklich volkstümlich werden konnte, ist freilich nicht seiner dichterischen Eigenart, sondern seiner tiefen und echten Freundschaft für Deutschland und sein Volk zuzuschreiben. Auch seine Lebensfreundschaften zogen ihn zu deutscher Lebensart; Ary Scheffer, A. v. Keller, Prokesch-Osten und als Krönung Richard Wagner sind lebenslang ihm näher gestanden als irgend ein Franzose, ja der Essay „Über die Ungleichheit der Menschenrassen" ist nur durch seine Schulung an deutscher Wissenschaft nach Methode und Art der Fragestellung überhaupt denkbar. Erwähnt muß leider werden, daß Schemann auch hier auf seinen berüchtigten Grenzbotenartikel von 1914 „Bismarck und Prokesch-Osten" hinweist, also die Unhaltbarkeit und Schiefe dieser Schmähschrift gegen den Altreichskanzler trotz A. O. Meyers völliger Aufklärung des Tatbestandes („Bismarcks Kampf mit Österreich") noch immer nicht eingesehen hat. Daß Gobineaus geistige Verwandtschaft mit dem Deutschtum auf Blutsverwandtschaft beruhte (normannische oder fränkische Abstammung, wahrscheinlich beides) und daß gerade die Revolution von 1848 ihn dazu brachte, „bewußt Germane sein und für germanischen Geist wirken" zu wollen, gibt einen tiefen psychologischen Einblick in sein Leben. Das alles ist zwar schon bekannt, doch schadet es nichts, daß gerade jetzt wieder daran erinnert wird. Wirklich wichtig für die Zeit ist Gobineaus Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Ausgleichs zwischen Christentum und Germanentum.

Wie weit aber die Erkenntnis der Beziehungen zwischen „Rasse, Geist und Seele" seit Gobineau gediehen sind, und wie weit wir heute von Gobineaus pessimistischer Zukunftsschau entfernt sind, zeigt das soeben erschienene Werk von Lothar Gottlieb Tirala, das unter dem angeführten Titel soeben bei J. F. Lehmann (München 1935; 256 S.) erschienen ist. Tirala geht noch unmittelbarer als Gobineau von den Naturwissenschaften, Medizin, Vererbungslehre usw. aus, aber er begnügt sich nicht mit materialistischen Beweisen, geht vielmehr über solche Gedankengänge weit hinaus in das Seelische als Rassenmerkmal und Rassenausdruck. Das umfangreiche Buch geht von den Wurzeln der Rassenhygiene über die „Allmacht oder Ohnmacht der Naturzüchtung", wobei die Kulturvorgänge der Naturzüchtung entgegenarbeiteten, ja sie teilweise aufhoben („Gegenauslese"), zu der grundsätzlichen Frage der Entartung über. Mag Tirala hier, z. T. auf Grund eigener Forschungen (geschlechtliche Zuchtwahl), zu neuen und anders klingenden Formulierungen gelangen, seine biologische Erfassung des Untergangs der Kulturvölker deckt sich grundsätzlich mit Gobineau. Nur daß dieser „Zivilisation" sagt, wo wir heute meist Kultur sagen; übrigens sind viele Entartungsvorgänge tatsächlich auf der Zivilisation, nicht auf der Kultur begründet, was auch Tirala an mehreren Orten nachweist. Der Abstand von jener ersten Rassenlehre ist, wie schon gesagt, durch die ungeheure Bereicherung unseres Wissens vom Ablauf der Vererbung bei Rassenmischung entstanden. Dem Problem der Bastardierung widmet Tirala eingehende Untersuchungen, wobei auch die „Intersexe", die männlich-weiblichen Zwischentypen, erörtert werden, denn all diese Kreuzungsvorgänge spielen bei der Frage der Entartung eine wichtige Rolle: so einfach wie Gobineau, ja wie Mendel und die ersten Forscher, die Mendels Gedanken aufnahmen, die Sache sahen, ist sie nicht; denn selbst Homosexualität und andere krankhafte Veranlagungen scheinen auf Vermischung von einander zu entfernter, fremder Rassen zu beruhen. Mit „Rasse und Recht" werden die Komplexe der seelischen Rassenmerkmale, bezw. der seelischen Auswirkung sowohl verhältnismäßig reiner oder aus günstigen (naheverwandten) Komponenten gemischter Rassen, als auch unerwünschter Rassenmischungen ein-

Digitized by Google

geleitet; auch die Krise der modernen Medizin, insofern sie vom rassenhygienischen Standpunkt falsch handelte, wird vorwiegend von der seelischen Seite gesehen; ein großer Vorzug des Buches, da es endlich mit der rein körperlich-materialistischen Auffassung aufräumt und die starken Einwirkungsmöglichkeiten der Seele aufzeigt. In dem Schlußkapitel „Rasse und Weltanschauung" warnt Tirala mit Recht davor, die seelischen Eigenschaften der germanisch-nordischen Rasse zu einfach zu fassen; sie sind „eben nicht auf einen einzigen Nenner zu bringen". So faßt Tirala den Gott Dionysos als arisch, indogermanisch auf, wie schon sein Name beweise. Wenn er behauptet, die andern griechischen Götter könnten ihre Namen vom indogermanischen Sprachstamm nicht ableiten, so scheint das zuviel gesagt (Zeus, divus, Ziu usw.; dies nur ein Beispiel für den arischen Sprachstamm). Mit dem Herausstellen des Ehrbegriffs als eines Grundwerts nordischer Weltanschauung berührt er sich wieder durchaus mit Gobineau; sehr anregend ist, was er über Ästhetik sagt. Nicht das ist schön, was „interesselos" angeschaut wird, sondern Mann, Frau und Kinder sollen höchste biologische Anteilnahme an einem den Menschen darstellenden Kunstwerk nehmen, also auch und gerade an der nackten Figur. Überhaupt werden fast alle Fragen, die irgend mit der Rasse zusammenhängen, auch die Fehlleistungen früherer Wissenschaft, eingehend behandelt; entscheidend für die Zukunftsschau ist, daß Tirala durchaus an die Möglichkeit glaubt, aus der Rassenvermischung, in der heute das deutsche Volk steckt, allmählich wieder zu einer verhältnismäßig einheitlichen Rasse zu gelangen, wie sie dem arischen Idealbegriff entspricht.

Neben diesem bedeutsamen Werk, das gewissermaßen einen Querschnitt durch unser heutiges Verständnis und Wissen von der Rasse legt, können Schriften wie die von Hilde Schmidt-Heinze: „Du, Deine Eigenschaften und Dein Kind" (Verlag der Laube Druck G. m. b. H. Dresden; 93 S.) hier nur als lesenswert erwähnt werden. Wilhelm Müller-Waldbaums Buch: „Judentum und Führertum" behandelt die heute aktuellen Maßnahmen des Nationalsozialismus, bezw. hat sie z. T. vorausgesehen; der Verfasser geht auf die verschiedenen „Kulturseelen" der arischen Völker und des jüdischen ein. Wir müssen uns hier mit einer Inhaltsangabe begnügen: Judentum und Charakter, Gestalten der jüdischen Magie, Magie und Zersetzung, Deutsches Schicksal und Judentum, Der Weg Adolf Hitlers, Die deutsche Abhebung vom Judentum, Der Imperativ des Blutes. Manche der angeschnittenen Fragen sind noch nicht spruchreif, und wir müssen es hier dem neuen Staate überlassen, die Wege zu finden, die er für richtig hält (Verlag Kurt Stenger, Erfurt; 75 S.).

Wir haben im ersten modernen Rassenwerk „Über die Ungleichheit der Menschenrassen" und in Tiralas „Rasse, Geist und Seele" gewissermaßen die Enden jenes gewaltigen Bogens, der sich über Anfang und Mitte unseres rassischen Denkens spannt. Denn daß wir hier irgendwo schon am Ende wären, darf niemand glauben; letztlich kommt man in solchen Fragen nie an ein Ende.

München. Walter S. Förtner.

Neuerscheinungen

Dramatische Neuerscheinungen im Theaterverlag Albert Langen/Georg Müller, Berlin: „Das Opfer der Notburga" (30 S.) und „Anno 1627" (37 S.) von Bruno Nowak, „Krieg am Galgenturm", ein „Spiel von Banditen und Spießbürgern" (60 S.) von Georg Basner, und „Zeitenwende" (24 S.) von Müller-Schnick. So schwungvoll und kräftig hier überall das Wesentliche der nationalen Erneuerung: die Rückkehr zum Heimatboden, die treue, mannhafte Gesinnung herausgestellt ist — ich kann doch nicht glauben, daß man mit diesen Versuchen auf dem rechten Weg ist. Es fehlt vor allem zu sehr an jedem ernsthaften Gegenspiel, aus dem doch allein eine dramatische Spannung hervorgehen kann. Wenn man einen Arbeitsdienstchor sprechen läßt: „Zweihundertfünfzigtausend / Junge deutsche Männer / Haben den Spaten ergriffen / Arbeiter, Bauern, Studenten", so ist zwar damit etwas Wichtiges gesagt, aber eigentlich der ganze Gehalt des Spiels auch schon ausgeschöpft. Aus den bloßen Verkündungen guter Lehren entsteht kein Drama und entsteht auch kein Volksspiel — „Volksspiel" soll ja doch wohl nicht etwa geringere Verpflichtung bedeuten? — es wird kein Spiel daraus, das man einer

Digitized by Google

Hörerschaft vorsetzen kann. Sie wird zu den guten Rednern gehn, wenn sie Lehren, Grundsätze, Richtweisungen erwartet. Will sie aber Theater sehen, so darf sie das große dramatische Gegeneinander fordern, einen wirklichen Kampf — nicht nur die Gebärden und Gesinnungen einer kampfentschlossenen Schar.

Bei Ludwig Voggenreiter in Potsdam erscheint ein „Führer durch die deutschen jahreszeitlichen Volksfeste": „Deutsches Brauchtum" (80 S., mit Bildern), herausgegeben von Kurt Böhme. Eine kurzgefaßte Darstellung deutscher Volksfeste, Sitten und Bräuche.

„Oberbayerische Volkslieder", herausgegeben von Kurt Huber und Paul Kiem, mit Bildern von Thöny (Knorr & Hirth, München 1935; 82 S.). Das ist die zweite Ausgabe dieser hübschen Sammlung lustiger und ernster Sachen, die von Noten zum Singen begleitet sind. Karl Alexander von Müller hat dem Heft ein Begleitwort mitgegeben.

Heinz Rusch legt eine Sammlung: „Rufende Landschaft" vor (Kulturpolitischer Verlag, Berlin 1934; 31 S.). Er ist nicht sicher im Gebrauch seiner Mittel, oft holt er, um etwas Bildliches zu sagen, die Formel aus dem abstrakten Begriff. Aber weil er die Notwendigkeit der Form ahnt, weil er weiß, daß lyrische Musik nicht im Hinplappern entsteht — darum ist doch Hoffnung, daß aus diesem Talent einmal etwas wird. Wenn er sich in Zucht hält, wenn er wenig veröffentlicht, unter einem Dutzend Gedichte immer nur eines zum Druck gibt, dann könnte er zu einem Dichter werden. Bisher ist alles noch zu leicht — zu wenig Gewicht, zu schönes Gerede. — Auch Richard Zeltner („Der fremde Gesang", Schmidt-Dengler-Verlag, Graz 1935; 160 S.) ist Talent nicht ganz abzusprechen. Unter den vielen, recht vielen Versen des Buches sind manche gute, aber ich habe nichts ganz Überzeugendes gefunden. — In Wolfram Brockmeiers „Einkehr und Wandlung" (Propyläen-Verlag, Berlin 1935; 104 S.) finden sich Strophen, die man gern mehr als einmal liest: „Wieder wirst du nun zum Kinde / Noch ist alles unverstellt; / Freundlich rauschen Fluß und Linde / Und schon biegen sich im Winde / Deine Segel in die Welt." Es ist aber auch hier, wie in vielen anderen neuen Erscheinungen unserer Lyrik, eine seltsame „Verbiedermeierung" zu beobachten. Der Irrtum, als könne man durch kraftmeierisches Auftrumpfen eine kämpferisch-volkstümliche Lyrik hervorbringen, scheint allmählich dem anderen Irrtum zu weichen: als wäre durch die „Flucht ins Enge" etwas getan. Man begnügt sich mit dem engsten Kreise des Gefühls und vermag ihn doch nicht, wie Mörike, wie Jean Paul, mit dem Hauch des Unendlichen zu erfüllen. Sicherlich läßt sich in diesen Dingen kein Gesetz aufstellen und kein Rat geben. Das wahre Dichterische ist immer plötzlich da, unerwartet über Nacht, und die bloße Begabung hilft nicht immer dazu.

Ludwig Friedrich Barthel hat eine zusammenhängende Reihe deutscher Gedichte unter dem Titel „Tannenberg" herausgegeben (Diederichs, Jena). Es ist die Sprache ernster Leidenschaft, die hier gesprochen wird, die Sprache einer überzeugenden Wahrhaftigkeit, die nicht heute deutsch und morgen anders sein will, sondern die auf Leben und Tod zu ihrem Land gehört.

Robert Walter, der sich mit seinen Dramen („Die große Hebammenkunst") bemerkenswert einführte, hat keine gute Entwicklung durchgemacht. Er veröffentlicht ein Buch „Merkwürdige Begebenheiten" (Verlagsbuchhandlung Broschek & Co., Hamburg 1935; 236 S.), in dem er Episoden aus dem Leben berühmter und unberühmter Leute erzählt, die aber so schlecht geschrieben sind, so in der fatalen Manier des Feuilletonismus, daß man sich wundern und betrüben muß. Aber freilich, Kritik bleibt immer eine Sache der schwer überprüfbaren persönlichen Meinungen. Ich könnte mir schon denken, daß Menschen das Buch mit Genuß lesen — dann sind es aber solche, denen mit dem nur Stofflichen schon gedient ist und die nicht empfindlich sind gegen eine so dünnflüssige Sprache, der es, wie einem unfruchtbaren Boden, an Kalk und Salz fehlt.

„Fische und Fischer, Erlebnisse im Reiche St. Petri" von Karl Rühmer (Knorr & Hirth, München 1935; 175 S.). Ein hübsches Buch vom fischerischen Leben, sehr lebendig beobachtet und erzählt.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 30. September 1935

Hauptschriftleiter: Leo Friedrich Hausleiter in München. — Stellvertreter: Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. in München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 3. Vj. 35: 3881. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Böhnenberger & Cie. in Riesern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

„Neue Lebenskräfte

ist der Gesamttitel des Septemberheftes der „Süddeutschen Monatshefte" und zugleich der des ersten Aufsatzes von Prof. W. Stepp-München. Stepp führt den Leser in die Wunderwelt der Hormone und Vitamine ein. In zwei weiteren Aufsätzen beschäftigen sich W. Putschar-Göttingen und F. Micheel-Göttingen eingehender mit den Hormondrüsen bezw. den Vitaminen. In das schwierige und erfolgreiche Gebiet der chemischen Erforschung der Hormone leuchtet H. Dannenbaum-Danzig hinein. Der Verlag (München, Sendlinger Str. 80) hat die Reihe seiner ‚wissenschaftlichen' Hefte um ein sehr wertvolles bereichert" — so urteilt die Fachpresse (Münchener Medizinische Wochenschrift vom 13. September 1935)! Das Heft ist zum Preis von RM. 1.50 durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Süddeutsche Monatshefte
München Sendlinger Straße 80

Wo und wann und wie, wann

Sie in den „Süddeutschen Monatsheften" oder in der Zeitung oder in einem Buch einen Namen lesen oder ein Ereignis der Weltgeschichte – oder wenn Sie in einer Unterhaltung von historischen Begebenheiten hören, von denen Sie nichts wissen? – Es ist doch wunderbar, daß Sie in einem einzigen handlichen Buch schnell und zuverlässig alle Namen und Daten der Weltgeschichte finden können, – eine übersichtliche Geschichte der Menschheit, der Erfindungen, Entdeckungen, Wanderungen, Kriege, Eroberungen, Untergänge usw. – eine Deutung der inneren Zusammenhänge der geschichtlichen, politischen, kulturgeschichtlichen Ereignisse. – Die „Weltgeschichte" von Heinar Schilling erzählt in chronologischer Folge die Geschichte der Welt von 600000 v. Chr. bis heute. (Zweite Auflage! 832 Seiten, 70 Kartentafeln, 10000 Namen und über 100000 Hinweise.) **RM. 4.80.** Verlangen Sie bitte ausdrücklich die zweite Auflage!

Weidmannsche Buchhandlung
Berlin SW 68

Digitized by Google

Karte der deutschen Volkstrachten

Aus dem Werk **„Volkslied, Tracht und Rasse“.** Von Prof. R. N. Wegner. Mit vielen prächtigen Fotos und einer eigens dafür angefertigten Schallplatte mit alten Liedern deutscher Bauern. Großformat. Leinen RM. 8.70. (Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H., München).

Der **Völkische Beobachter** urteilt: „Der Verfasser versteht es, in diesem wunderschönen, neuartigen Rassenbuch nicht nur in das reizvolle und für uns Deutsche besonders wichtige Gebiet der Rassenkunde einzuführen und dessen Verbundenheit mit Volkslied und Tracht darzutun, sondern auch durch die glückliche Einheit von Text, Bild und Ton dem Auge und dem Ohr einen hohen ästhetischen Genuß zu bereiten.“

Westermanns Monatshefte schr
„Wir können uns kein reizvoller
glücklicheres Unternehmen als
tönende Buch zur Einführung
Rassenkunde denken.“ Prospekte
los durch jede Buchhandlung.

Digitized by Google

Lesesaal

30
S94
V. 33
Nr 2

Süddeutsche Monatshefte

Eroberung der Wüsten

Abessinien / Die Sahara
Südafrika / Der Ferne Osten
Eurasien / Südamerika

3. JAHRGANG HEFT 2 NOVEMBER 1935

Digitized by Google

Vierteljährlich RM 4.05 Einzelheft RM 1.50

Hochschule und Ausland

Die deutsche Monatsschrift für Kulturpolitik und zwischenvölk. geistige Zusammenarbeit

Hochschule und Ausland dient
der wechselseitigen Kenntnis der Nationen und dem Verstehen zwischen den Völkern.

Hochschule und Ausland unterrichtet
über die weltanschaulichen Wandlungen und Probleme im Bereich von Politik, Wirtschaft und Geistesleben in Deutschland.

Hochschule und Ausland beobachtet
die geistigen Strömungen in der Welt und berichtet laufend über die kulturellen Beziehungen der Völker zueinander.

Mit dem Dezemberheft 1935 wurde der 13. Jahrgang abgeschlossen. Die gesammelten Hefte stehen in schönem Ganzleinen gebunden zum Preise von RM. 8.— zur Verfügung. Der Jahrgang enthält u. a. Abhandlungen von Reichsminister Rust und Prof. Dr. Ernst Krieck über das deutsche Erziehungswesen der Gegenwart, eine Reihe von Artikeln über deutsche Kulturphilosophie sowie ferner Beiträge über aktuelle politische und geistesgeschichtliche Probleme. — Die geistige Problematik des Auslandes findet weitgehend Berücksichtigung in Beiträgen französischer, englischer, amerikanischer, polnischer, bulgarischer, norwegischer und dänischer Autoren. — Heinrich Koitz schrieb eine Folge von Aufsätzen zur polnischen Zeitgeschichte. — Die politische Strukturwandlung der Welt wurde durch völkerrechtliche Glossen des bekannten Theoretikers der Friedenspolitik, Dr. jur. Heinrich Rogge, verfolgt. — Probleme der deutschen Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart wurden eingehend behandelt. Der abgeschlossene Jahrgang birgt somit eine Fülle interessanten Wissensstoffes aus allen Gebieten.

„Hochschule und Ausland" **stellt sich in den Dienst der Aufgabe, geistige Brücken zwischen Deutschland und der Welt zu bauen.**

Der gebundene Jahrgang ist unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

Der Bezugspreis der Monatsschrift beträgt vierteljährl. RM. 2.50. — Probehefte kostenlos. Bestellungen durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag:

Kulturpolitische Gesellschaft m. b. H., Berlin NW 40, Kronprinzen-Ufer 13

Junge, deutsch
Dichter

H. Anacker
L. Fr. Barthe
J. M. Bauer
Max F. Bever
Herb. Böhme
W. Brockmeier
Fritz Diettrich
W. J. Hartmann
Joh. Linke
J. Mühlberger
K. N. Nicolaus
W. Schumann
Georg Schwar
Heinrich Zillic

kommen in dem Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte zu Wort, das ein eindrucksvolles Bild vom Schaffen und Wollen der jüngsten deutschen Dichtergeneration vermittelt.

Preis RM. 1.5

Durch jede Buchhandl

Süddeutsch
Monatshefte
München

Was für jedermann zum Verständnis der deutschen Ehegesundheitsgesetze, der Rassengesetzgebung usw. unentbehrlich ist, enthält das Sonderheft:

Rassenpflege und Volksgesundheit

Mit einem Vorwort von
Reichsminister Dr. Frick

Ministerialdirektor Dr. Arthur Gütt: Maßnahmen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses / Direktor Dr. Friedrich Burgdörfer: Ausgleich der Familienlasten / Dr. Bruno Kurt Schultz: Anthropologische Forderungen / Prof. Dr. Paul Nitsche: Zur rassenhygienischen Umgestaltung des Eherechts / Prof. Dr. Ernst Rüdin: Über rassenhygienische Forschung / Dr. Alfred Ploetz: Zum Verhältnis von Rassenhygiene und Anthropologie / Prof. Dr. Kurt Lydtin: Ist die Tuberkulose ein rassenhygienisches Problem? / Dr. Alfred Ploetz: Rassenhygiene und Krieg.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.
München, Sendlinger Str. 80

Soeben erschien:

Die deutschen Kolonien

Von Privatdozent Dr. Karl H. Dietzel
48 Seit. Text u. 45 Abb. a. Kunstdrucktafeln

Die unter landschaftskundlichen, kolonialpolitischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten sorgfältig ausgewählten Bilder vermitteln eine ausgezeichnete Vorstellung von unseren ehemaligen, widerrechtlich geraubten Kolonien. Der Text schildert die kolonisatorischen Leistungen unseres Volkes von der Zeit Karls des Großen bis zum Weltkrieg.

Preis nur **90** Pfg. gebunden

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Digitized by Google

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Reimarbeit vergibt P. Holster Breslau Hb.

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

KALODERMA-RASIER-SEIFE ist glyzerinhaltig – daher besonders geeignet für harten Bart und empfindliche Haut!

Deutsches Kolleg
Bad Godesberg a. Rhein

Paritätische Stiftungsschule, Gymnasium und Realgymnasium von U III bis O I. Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familien-Internats. 12 (12) Klassen zu 10 bis 15 Schülern. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch-Geschichte, Kunstgeschichte. — Illustr. Prospekte durch den Direktor Dr. Berendt.

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegen Prospekte folgender Firmen bei:
Verlag Deutschkirche G.m.b.H., Berlin-Schlachtensee
Fa. B. Königsmarck'sche Weinkellerei, Koblenz/Rhein
Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin
Verlag R. Voigtländer, Leipzig
Verlag Ernst & Hirth G.m.b.H., München
Der Teilauflage ein Prospekt des Verlages Herder & Co., Freiburg/Breisgau.

Für jung und alt!
Die Großtaten deutscher geographischer Forscher:
Der deutsche Anteil an der Entdeckung und Erforschung der Erdteile von A. Köhler
1. Teil: Afrika. Halbleinen RM. 2.—.
2. Teil: Amerika. Halbleinen RM. 3.50, kart. RM. 3.—
Mit mehrfarbigen Karten
Reiche Literaturangabe ermöglicht Weiterbeschäftigung mit einzelnen Forschern.
Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B.

Kjellén-Haushofer / Macht und Erde

In Neuauflage erscheint Mitte November:
Bd. I: Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege
25. Auflage der „Großmächte". 4. Auflage der Neubearbeitung in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten. Geh. RM. 9.20., geb. RM. 10.80
„Das Buch mag allen denen warm empfohlen sein, die sich bestreben, aus der unübersichtlichen Fülle politischen Geschehens das Wesentliche und Bleibende zu erfassen und die leidenschaftslos das Weltbild betrachten wollen, in dessen Mitte wir und unser deutsches Volk leben."
(Prof. E. Fels in Mittell. d. Geograph. Gesellsch. in München.)
Es liegen weiter vor: **Bd. II: Jenseits der Großmächte.** RM. 11.80, geb. RM. 13.50. **Bd. III: Raumüberwindende Mächte.** RM. 9.40, geb. RM. 10.80. Alle 3 Bände in Geschenkkassette RM. 32.—.
Sämtliche Bände mit zahlreichen Kartenskizzen.

Nur in geopolitischer Betrachtungsweise ist es möglich, die tieferen Hintergründe des italienisch-abessinischen Konflikts zu verstehen. *Darum lesen Sie:*

Abessinien / Raum als Schicksal
Von Dr. Gerhard Herrmann. Mit 4 Karten. Kart. RM. —.80.
In der vorliegenden Schrift wird gezeigt wie die Eigenart des abessinischen Raums und seines Volkstums zusammengewirkt haben, die Unabhängigkeit des Landes gegenüber den eifersüchtigen benachbarten drei Kolonialmächten durch Jahrzehnte zu bewahren, wie andererseits **Rohstoffmangel und Bevölkerungsdruck Italien zu einer expansiven Kolonialpolitik treiben,** auf die Gefahr hin, damit in tiefen **Gegensatz zu dem britischen Imperium** zu geraten. — Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

November 1935 / Eroberung der Wüsten

Seite

Die Ueberwindung des Raumes in Eurasien. Von Dr. Juri Semjonow in Berlin 65

Pazifik-Randräume und japanische Großgliederung. Von Generalmajor a. D. Dr. Karl Haushofer, Professor für Geographie an der Universität München 78

Die innere Front Südamerikas. Von Dr. Otto Maull, Professor für Geographie an der Universität Graz . . . 79

Sei

Die Sahara einmal politisch betrachtet. Von Ewald Banse, Professor für Geographie und Wehrwissenschaft an der Technischen Hochschule Hannover, in Braunschweig . 8

Der südafrikanische Raum. Von Dr. Karl H. Dietzel, Privatdozent an der Universität, Assistent am Kolonialgeographischen Seminar in Leipzig 9

Im Vorfeld der abessinischen Festung. Von Dr. Fritz Jaffé in München 10

Langemark. Von Wolf Justin Hartmann 107

Der auffliegende Schwan. Eine Mozartnovelle von Johannes Roll 11

Bücherschau

Wandlungen unseres Kampfes. Von Eberhard de Barde in München 118

Aus Politik und Geschichte. Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität München 119

Talleyrand. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 121

Länder und Völker. Von Dr. Tim Klein in München . 12

Der hörende Mensch. Von Siegfried Kallenberg in München 12

Neue Buchliteratur. Von Siegfried Kallenberg in München 12

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 12

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 8
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 13. November 1935

Zwei wichtige Ergänzungen zum vorliegenden Heft:

Kontinentbildungen in der Weltpolitik

Severus: Tendenzen der südosteuropäischen Entwicklung / Dr. Fritz Jaffé: Der französisch-afrikanische Kontinent / Dr. Ernst Wilhelm Eschmann: Kontinentbildung über See / Dr. Klaus Mehnert: Die Sowjetunion / Dr. Joachim Klopp vom Hofe: Persien und Afghanistan als Grundpfeiler eines islamischen Blocks / Dr. Gustav Fochler-Hauke: Selbstbesinnung und Selbstbestimmung in Ostasien und Indien / Ferdinand Fr. Zimmermann: Amerikas Werden zum Kontinent.

Preis des Heftes RM. 1.50

Verkehrsfragen

Mit einem Geleitwort von Reichsminister Freiherrn von Eltz-Rübenach

Staatssekretär Gustav Koenigs: Verkehrspolitik / Staatssekretär Dr. Wilhelm Ohnesorge: Der Nachrichtenverkehr der Deutschen Reichspost / Reichsbahndirektor Rudolf Meyer: Die Deutsche Reichsbahn im Dienste von Volk und Wirtschaft / Ministerialrat Erich Leopold: Wasserstraßen / Verbandsdirektor Erich Schreiber: Die deutsche Binnenschiffahrt / Ministerialrat Dr. Othmar Fessler: Die deutschen Schiffahrtslinien / Ministerialdirektor Dr. Ing. e. h. Ernst Brandenburg: Kraftverkehrspolitik im Dritten Reich / Dr. Otto Reismann: Deutschlands neue Autostraßen / Direktor Martin Wronsky: Probleme des deutschen Luftverkehrs

Prof. Dr. Karl Haushofer: Verkehrsfragen in Ostasien / Dr. Fritz Jaffé: Die Erschließung Afrikas / Prof. Dr. Hermann Rüdiger: Luftverkehr über der Arktis / Geheimrat Prof. Dr. G. H. de Thierry: Wasserstraßen in der Weltpolitik.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. / München

Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Der große Wurf in Werner Bergengruens literarischem Schaffen:

Der Großtyrann und das Gericht

Leinen RM. 5,80

Dieser Roman verbindet in außerordentlicher und seltener Weise das Dichterische mit einem ungewöhnlich spannenden Handlungsablauf. Bergengruen hat seit Jahren an diesem Roman gearbeitet, und man kann heute schon voraussagen, daß sein Buch einen Aufsehen erregenden Erfolg haben wird. Der Mord, der in der italienischen Stadt Cassano begangen worden ist, stellt den Leiter der Sicherheitsbehörde vor eine Aufgabe, bei der er seinen ganzen Spürsinn entfalten muß — denn es geht auch um seinen eigenen Kopf. Der Stadtregent — der Roman spielt in der italienischen Renaissance — ist eine Persönlichkeit von ungewöhnlichem Format. In ihm erkennt man bald die eigentlich treibende Kraft der Handlung; die Geschehnisse überstürzen sich, die ganze Stadtgemeinde scheint aus den Fugen zu kommen, bis zum Schluß das Geheimnis eine überraschende Aufklärung erfährt und zugleich menschliche Größe über alle Versuchungen triumphiert. In diesem äußeren Rahmen eines aufregenden Geschehens behandelt Bergengruen in meisterhaften, scharf geschliffenen Dialogen die tiefsten Fragen allen menschlichen Daseins: die Frage nach der Herrschaft, der Gerechtigkeit, des Opfers und der Sünde.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Gegr. 1869

Bayerische Vereinsbank

Kredit- und Hypothekenbank

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns rechts des Rheins

Sorgfältige und entgegenkommende Erledigung
von Bankgeschäften aller Art

Sparverkehr

Verkauf von Gold-Pfandbriefen

Sachgemäße Beratung in Hypotheken-Angelegenheiten

Zwei wichtige Neuerscheinungen!

Verkehrsgeographie von Russisch-Asien

von Dr. Erich Thiel

Gr.-8°, XII u. 324 Seiten mit 7 Karten u. 32 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Kart. RM. 12.-

Die ungeheuren Boden- und Rohstoff-Reichtümer Sibiriens rücken das asiatische Rußland immer mehr in den Blic punkt der Welt. Das große Interesse amerikanischer, englischer und japanischer Kreise ist nicht unbegründe

„In einer sehr gründlichen Einleitung werden die geographischen Grundlagen des sibirischen Verkehrs untersuc Bevölkerungs- und Wirtschaftsverhältnisse finden besondere Beachtung. Im speziellen Teil behandelt der Verfasser jede einzel wichtigere Wasserstraße, Bahnlinie, Straße und Fluglinie nach geographischen, geschichtlichen, politischen und wirtscha lichen Gesichtspunkten mit besonderer Berücksichtigung der technischen und organischen Momente. Karten, Bilder und 20 Seiten starkes Literaturverzeichnis ergänzen die Arbeit, die unseres Wissens überhaupt die erste über dies Thema in dieser Ausführlichkeit ist. Der Geopolitiker findet in diesem Buch fast durchwegs brauchbares und höch nötiges Material." „Zeitschrift für Geopolitik

Russisch-Turkestan gestern und heute

von Professor Dr. Karl Stählin

8°, XII und 72 Seiten mit 32 Abbildungen und einer Karte. Kart. RM. 4.50.

Asiatische Überlieferung und Technik der Sowjetzivilisation prallen heute in Turkestan aufeinander. E interessante Studie über Vergangenheit und Gegenwart des wirtschaftlich bedeutenden Landes nach Reisebu aufzeichnungen.

Ausführliche Prospekte über Rußland- und Asienliteratur kostenl

Ost-Europa-Verlag, Königsberg Pr. / Berlin W. 3

Die Pfalz unter französische Besatzung 1918–1930

Kalendarische Darstellung der Ereignisse vom Einmarsch im November 1918 bis zur Räumung 1. Juli 1930. Herausgegeben vom bayerischen Staatskommissar für die Pfalz. 453 Seiten nebst ei topographischen Karte der Pfalz ● Preis in Halbleinen gebunden RM. 9.60 ● Zu beziehen du jede Buchhandlung ● Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Sendlinger Straße

Digitized by Google

Die Überwindung des Raumes in Eurasien

Von Juri Semjonow in Berlin

Wenn zwischen dem geographischen Raum und dem Charakter eines Volkes tatsächlich eine Wechselwirkung besteht, so kann die vielgenannte „russische Seele" die beste Erläuterung dazu abgeben. Den Widersprüchen in dieser „Seele", die sich so lebhaft in der russischen Literatur widerspiegeln, entsprechen die Widersprüche des eurasischen Raumes vollauf. Rußland war ein Land, das gleichzeitig reich und arm war, stark — und schwach, weiträumig — und eng. Eine Reihe seiner Gebiete im zentralen Schwarzerde-Streifen und in der Ukraine leidet an Übervölkerung, Sibirien an Bevölkerungsmangel; die Entfernungen sind ungeheuer, zum Bau von Straßen aber findet sich weder in den Steppen der Schwarzerde noch in den Wüsten Material; die Flüsse sind vier Monate des Jahres vereist, im fünften überfluten sie alles ringsumher in einem Umkreis von Hunderten von Kilometern. Eine Ironie der Natur: der einzige Fluß von sozusagen internationaler Bedeutung, der ins offene Meer mündet, die Nördliche Dwina, fließt von Süden nach Norden. Wenn im Frühling ihr Ober- und Mittellauf schon schiffbar ist, ist ihre Mündung noch mit Eis bedeckt. Kann man im Herbst den ganzen Fluß befahren, so ist sein Austritt ins Meer schon wieder mit dem eisigen Schlüssel des Frostes zugesperrt.

Tundren und jungfräuliche Taiga, unbewohnte Steppen und Sandwüsten bedecken die Hälfte des eurasiatischen Gebietes. Wenn man auf der Karte die der Besiedelung zugänglichen Gegenden heraushebt, so erscheint das russische Reich nicht in der gewohnten, massiven, den alten Kontinent überschattenden Blockgestalt, sondern in einem wunderlichen Muster, als wäre Öl über den Boden ausgegossen worden.

Natürlich hatten auch die toten Gebiete ihre wirtschaftliche Bedeutung: die Tundra und die Taiga lieferten Pelze, die Steppen Erzeugnisse der Viehzucht. Die Wüsten allerdings lieferten nichts, und die winzigen wirtschaftlichen Vorteile der unbesiedelten Gebiete wurden hundertfach durch die Last der toten Räume und der über sie dahinfließenden toten Zeit aufgewogen. Hätte sich dieser tote Ballast an einem Fleck angesammelt und läge dort abseits vom lebendigen Verkehr, so wäre er nicht ganz so schädlich. Das „tote Herz" Australiens hindert die Entwicklung Großbritanniens keineswegs, hindert nicht einmal die Entwicklung von Australien selber, insoweit seine Siedlungsgebiete, wenn sie gleich ihr Antlitz der Wüste zukehren, im Rücken den Hauch des Ozeans verspüren. Jedoch das kontinentale Massiv von Eurasien wird an den verschiedensten Stellen von toten Räumen durchschnitten, sie trennen Gebiete, die wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, sie schaffen ein Staatsterritorium, das schwer zu entwickeln, und Grenzen, die fast nicht zu schützen sind.

Diese toten Räume waren stets eine Quelle der Schwäche für Rußland. Das wird schon in den ersten wirtschaftlichen und politischen russischen Schriften hervorgehoben. Es war eine ganz besondere Schwäche: die Schwäche eines Riesen, der seine eigene Kraft nicht zu gebrauchen versteht. Je weiter sich die Technik der Verkehrswege zu Wasser und zu Land in der Welt entwickelte, um so stärker wurde Rußland von seinen toten Räumen bedrängt. Um zwischen seinem wirtschaftlichen „Blutkreislauf" und seinen materiellen Hilfsquellen, Raum und Bevölkerung das Gleichgewicht herzustellen, mußte Rußland sich im Vergleich mit Europa um das Doppelte und Dreifache anstrengen. Insoweit das Agrarland dieses Gleichgewicht aus Mangel an Kapital nicht zu erreichen vermochte, wurde es in neuer Zeit da-

Digitized by Google

durch verhältnismäßig geschwächt und nicht gestärkt, trotz ununterbrochener Gebietserweiterungen auf Kosten der asiatischen Wüsten. Im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts war Rußland ein starker Staat. Jedoch der Krimkrieg enthüllte seine innere Schwäche; es war weit leichter, die Truppen auf der Krim-Halbinsel aus Frankreich und England zu verproviantieren als aus den russischen Provinzen.

Ein starker Staat bedeutet nicht unbedingt eine starke Wehrmacht. Die Stärke eines Staates bedeutet eine gewisse Harmonie zwischen seinen einzelnen Teilen, ihre Einheit und Wechselwirkung im allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Kreislauf. Daß für jede Staatsgewalt die Heeresmacht von unmittelbarer Wichtigkeit ist, versteht sich von selbst; jedoch diese Macht selber erscheint als eine Folge des allgemeinen öko- und geopolitischen Gleichgewichts eines Landes. Wir wissen, daß die Zeiten einer gesteigerten Wehrhaftigkeit auch stets Zeiten des allerenergischsten wirtschaftlichen Aufbaus waren. Peter der Große, Friedrich der Große, Napoleon mobilisierten ihre Wirtschaft ebenso, wie alle Staaten dieses zur Zeit des Weltkrieges taten, und wie sie sie auch heute mobilisieren. Der oberste Grundsatz indessen bleibt stets die Harmonie zwischen den wirtschaftlichen Kräften eines Landes und seinem militärischen Apparat. Diese Harmonie bestand in Rußland nicht: Rußland konnte z. B. im Weltkrieg ein Heer aufstellen, das zahlenmäßig seinem Territorium und seiner Bevölkerung entsprach, das Territorium selber aber, das hinter der Front lag, war nicht „aus einem Guß" wie das Territorium von Deutschland oder Frankreich, sondern zerfiel in Gebiete, die durch tote Räume getrennt waren. Die Wirkung glich denn auch dem Anprall eines stählernen Blockes gegen schwammiges Eisen.

Die Schwäche, die dieser Schwammigkeit des eurasischen Raumes entsprang, war ein Problem für Rußland seit der Zeit, da es über die Grenzen des Moskauer Großfürstentums hinausgetreten war. Schon im 16. Jahrhundert bildete die Überwindung der toten Räume eine Aufgabe des Staates. Sie wuchs mit der Bildung des Reiches durch Peter den Großen zu ihrer vollen Größe an. Die Schwierigkeit bestand darin, daß Überwindung des Raumes für Eurasien nicht einfach, wie in den dichtbevölkerten Gegenden Europas, den Bau von Straßen bedeutete. Kein Staat ist in der Lage, auf Tausende von Kilometern Straßen zu bauen, nur um irgendwelche zwei Punkte oder sogar zwei räumlich getrennte Gebiete zu verbinden. Damit die Straße wirtschaftlich gerechtfertigt sei, muß sie in ihrer ganzen Ausdehnung gleichmäßig mit Frachten gesättigt sein, sie muß in den dazwischen liegenden Gebieten Nahrung und Zufahrtsstraßen erhalten. Die eurasiatischen Räume erforderten Straßen, Kolonisierung und Pionierunternehmungen. Das alles geschah von selbst, wider Willen und mit jener Langsamkeit, die der eurasischen Zeitauffassung entspricht. Es würde zu weit führen, die Ursachen hier aufzuzählen. Unter anderm spielte der sozialökonomische Aufbau Rußlands hiebei eine verhängnisvolle Rolle. Die russischen Gutsbesitzer leisteten lange Widerstand gegen eine Kolonisierung der Randgebiete, weil das für sie den Verlust billiger Arbeitskräfte bedeutet hätte; als die Kolonisierung dennoch Tatsache wurde, und die Regierung selber sie um der Befestigung der östlichen Grenzen willen fördern mußte, sabotierten die Gutsbesitzer, so sehr sie konnten, den Bau von Eisenbahnen nach Osten, besonders die Ausführung der großen sibirischen Linie, da sie das Eindringen des billigen sibirischen Kornes auf den russischen Markt fürchteten.

Die russische Regierung war zwei Jahrhunderte lang die Gefangene ihrer eigenen Gutsbesitzer. Perioden des Schaffens setzten nur ein, wenn sie sich wenigstens vorübergehend aus dieser Gefangenschaft befreite. Eine solche Schaffenszeit war das erste Viertel des 18. Jahrhunderts, die Regierungszeit Peters des Großen. Die Zeit der größten sichtbaren Macht des Reiches unter der Herrschaft Nikolais I. zeichnet sich durch die größte geo- und ökopolitische Ohnmacht aus. Nikolai nannte

Digitized by Google

sich selbst den „ersten Gutsbesitzer des russischen Reiches", und seine Regierung hatte nur strategische Ideen, mit andern Worten überhaupt keine. Seine Strategie ohne Raumempfindung und wirtschaftliche Intuition fand in der Krim ihr Ende.

Eine neue Epoche brach erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, als der sich entfaltende russische Kapitalismus seine Forderungen an den eurasischen Raum anmeldete. Um diese Zeit wurde Mittelasien erobert. Verhältnismäßig rasch vollzog sich seine Einbeziehung in den Wirtschaftsumlauf des Reiches. Jedoch es war schon zu spät. Anfang des 20. Jahrhunderts brach das Reich unter der Last der toten Räume und verlorenen Zeit zusammen.

Auf seinen Trümmern entstand ein völlig neues Staatswesen: die Sowjetunion. Es gleicht in nichts dem alten, sein Territorium jedoch und seine toten Räume sind die gleichen geblieben. Ihre verhältnismäßige Bedeutung hat sich obendrein noch erhöht, da gerade die lebendigsten westlichen Teile sich als verloren erwiesen. Und wenn wir die Fünfjahrespläne betrachten und das, was mit ihnen und ohne sie geschaffen worden ist, — dann sehen wir die alte Raum- und Grenzproblematik des Reiches. Nur wenn wir diese alten Probleme kennen, vermögen wir den Sinn der neuen Entschließungen und Lösungen zu verstehen.

Die erste Aufgabe bestand darin, aus dem Europäischen Rußland einen einheitlichen wirtschaftlichen und politischen Organismus zu machen. Dieses Kerngebiet des Reiches allein ist weit größer als das ganze übrige Europa. Vor dem Bau von Eisenbahnen bildeten die Flüsse die natürlichen Verbindungslinien des Handels und der Kolonisation. Für die Lösung der Reichsaufgaben genügen sie nicht; ihre Verbindung durch Kanäle indessen gestattete, vier Meere zu vereinigen: das Kaspische, das Schwarze, das Baltische und das Weiße Meer, d. h. einen Anschluß der zerstreuten Gebiete an die großrussische Mitte herzustellen. Diese Aufgabe war durch Peter den Großen in Angriff genommen worden. Er hatte mit dem Bau der Kanäle begonnen, die den Don mit der Oka und die Wolga mit dem Don verbinden, d. h. den mittleren und östlichen Gebieten einen Ausgang zum Schwarzen Meer (durch das Asowsche) verschaffen sollten. Diese Arbeiten wurden durch den Verlust von Asow, das im Jahr 1811 von den Türken eingenommen wurde, und durch die Kriege mit den Schweden aufgehalten; jedoch ihre Spuren blieben bestehen. Über zwei Jahrhunderte lang interessierten sie niemanden als die Geschichtsforscher. Heute läßt die Sowjetregierung auf den gleichen Spuren die Vorbereitungsarbeiten zum Bau derselben Kanäle ausführen.

Seinen zweiten Gedanken: das Kaspische Meer durch die Wolga mit der Ostsee zu verbinden, vermochte Peter zu verwirklichen. Die ursprüngliche Trasse wurde in der Folge abgeändert und ein anderes Kanalsystem geschaffen, das geschah erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts; im Jahr 1823 unterhielt sich Goethe lange mit einem russischen General über einen Kanal, „der den Norden des russischen Reiches mit dem Süden verbinden sollte", — diese Unterhaltung drehte sich um das Marien-System, das damals umgebaut wurde, wie es heute abermals umgebaut wird.

Die Verbindung der Ostsee mit dem Weißen Meer vermochte Peter nicht herzustellen. Die Trasse für diese Verbindung war schon von den Nowgorodern aufgezeichnet worden. Peter versuchte, diesen Weg — über den Ladoga-, den Onega-See und andere kleine Seen, — so zu gestalten, daß er seine Fregatten auf diese Weise den Schweden in den Rücken führen könnte. Später wurde der Gedanke fallen gelassen, er tauchte im 19. Jahrhundert wieder auf, ein Projekt verdrängte das andere, doch alle blieben sie auf dem Papier stehen. Erst vor zwei Jahren wurde der Kanal zwischen der Ostsee und dem Weißen Meer beendet. Wir sehen also: selbst um den Raum des Europäischen Rußlands zu überwinden, das am dichtesten bevölkert ist und sich um das Zentrum schließt, waren zwei Jahrhunderte nötig.

Digitized by Google

In dieser Zeit wurden durch das natürliche Anwachsen der Bevölkerung und die dadurch hervorgerufene wirtschaftliche Tätigkeit neue Aufgaben in den Vordergrund geschoben, z. B. die Umwandlung des Dnjepr in einen schiffbaren Fluß durch die Beseitigung der Stromschnellen in seinem Mittellauf. Auch dieser Gedanke besitzt ein ehrwürdiges Alter, er kam unter der Regierung Katharinas II. auf. Im Jahr 1925 fand er durch den Damm von Dnjeprostroi seine Verwirklichung. Der Vorschlag, das Bassin des Ob mit dem der Kama durch einen Kanal zu verbinden, stammt schon aus dem 18. Jahrhundert, und zwar von dem Deutschen Pallas, einem Mitglied der Petersburger Akademie. Vor dem Krieg war beschlossen worden, diesen Plan auszuführen, aber es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht geschehen. Alle diese Projekte und noch viele andere waren in einem Plan zur Entwicklung der inneren Wasserwege Rußlands zusammengefaßt, den eine besondere Regierungskommission im Jahr 1909 in Vorschlag gebracht hatte. Schließlich wurde auch noch der Bewässerungsplan für das Hinterwolgagebiet, für den die vorbereitenden Arbeiten zur Zeit im Gange sind, von den bedeutendsten russischen Wirtschaftlern und Landwirten seit den siebziger Jahren gefordert. Das ist der jüngste unter den Sowjetplänen: er ist noch keine hundert Jahre alt.

Die Räume des Europäischen Rußlands wurden durch das Wasser nicht bezwungen. Sie wurden zu Anfang des 20. Jahrhunderts mehr oder weniger erst durch das Eisen überwunden. Eisenbahnen durchschnitten Rußland in den hauptsächlichsten Richtungen. Aber wie unzureichend und wie spärlich! In den friedlichsten Zeiten vermochten sie niemals die Zufuhr des Korns aus der Ukraine nach den Häfen des Schwarzen Meeres und seine Ausfuhr aus Sibirien richtig zu bewältigen, sie vermochten Ost- und Nordrußland nicht mit Kohle zu versorgen, zur Ausfuhr des Holzes aus dem Nordosten gab es fast gar keine Bahnen. Das reichste Gebiet mit seinen ungeheuren Hilfsquellen und seinen 6 Millionen Menschen, der Kaukasus, war mit dem Europäischen Rußland durch den dünnen Faden einer einspurigen Bahn verbunden. Ganz Sibirien hing an den zwei dünnen und schwachen Schienensträngen seiner berühmten Magistrale... Über die Wolga, diese geopolitische Achse des ganzen Reiches, vermochte die zaristische Regierung bis ans Ende ihrer Tage nur drei Eisenbahnbrücken in Richtung auf den Ural zu schlagen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann das Turkestano-Sibirische Problem endgültig Gestalt. Das Reichsgebiet war in Mittelasien an seine „natürliche" Grenze gelangt, die zu überschreiten politisch und beinahe auch physisch nicht möglich war. Ein riesiger Raum fügte sich in den Bestand des Reiches ein, „lebendige" Teile aber waren nur eingeschmolzen und verstreut in den unabsehbaren Sandwüsten, den „toten" Meeren und Salzseen. Das westliche Sibirien fließt im breiten Strom der Kirgisischen Steppen in die Turkestaner Tiefebene hinunter. Sich im Westen immer mehr verengend geht dieser Strom in einen Streifen von Vorgebirgen, Tälern und Oasen über, umsäumt als schmales Band von Süden die transkaspische Niederung und verliert sich im Sand, ohne bis zum Kaspischen Meer zu gelangen. Die elementare russische Kolonisation schob sich durch diesen Steppenkorridor vom 16. Jahrhundert an vom Ural und von Sibirien aus vor. Unter Peter dem Großen setzte die kriegerische Bezwingung des Kaspischen Meeres ein und der Drang nach Persien. Peter schickte zwei Militärexpeditionen nach Turkestan, die beide mißglückten. Im 19. Jahrhundert fügte sich Turkestan in den russischen Ring ein, der im Jahre 1884 mit der Einnahme von Merw durch Skobeljew geschlossen wurde. Der Kampf mit den turko-tatarischen und mongolischen Stämmen war hier beendet; es begann der Kampf mit dem Raum.

Die russischen Heere rückten vom Kaspischen Meer weiter vor und führten die Eisenbahn mit. Ihr Bau wurde gegen Ende des Jahres 1880 begonnen, und die

Digitized by Google

erste Strecke von 250 km wurde in acht Monaten fertiggestellt. Die schwierigste Strecke von 800 km Länge durch die Kara-Kum-Wüste wurde in genau einem Jahr gebaut; zur Fertigstellung der 2,5 km langen Holzbrücke über den Syr-Darja — den alten Oxus — wurden vier Monate gebraucht, vierzehn Jahre später wurde sie durch eine eiserne ersetzt. Mit Unterbrechungen wurde die Bahn ständig weitergeführt. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts reichte sie bis Taschkent, und nun — im Jahr 1900 — wurde mit dem Bau einer zweiten Linie begonnen, die Taschkent mit Orenburg verband. Im Jahr 1905 setzte der Durchgangsverkehr auf dem gewaltigen Ring von Krasnowodsk bis Orenburg ein, die Strecke beträgt ohne Seitenlinien etwa 4000 km.

Das russische Handelskapital interessierte sich von altersher wie für Persien, so auch für Mittelasien nicht nur als unmittelbaren Absatzmarkt, sondern auch als Durchgangsstation für den Handel mit China. Jetzt tauchte ein neuer Interessent in Gestalt der sich entwickelnden Industrie, besonders der Textilindustrie auf. Sie stellt im 20. Jahrhundert bereits eine große Macht dar, sie stand nach dem Wert ihrer Erzeugung in Rußland an erster Stelle, und die Zahl der Baumwollspindeln vermehrte sich vor dem Krieg jedes Jahr um 200 000 Stück. Dieser Umstand verlieh der zaristischen Regierung in Mittelasien viel Energie. Einen nicht minder starken Einfluß hatten auch rein politische Motive. Da sie einmal in Mittelasien Fuß gefaßt hatte, mußte die Regierung auch alle politischen Folgen davon auf sich nehmen. Die asiatische Grenze wurde zu einem Gebiet ständiger Reibung mit dem britischen Reich. Die Einnahme von Kuldscha durch die Russen im Jahr 1871, der afghanische Konflikt im Jahr 1885, die Annexion von Pamir, das alles wurde in London niemals vergessen. Die Aufgabe bestand in einer Befestigung der asiatischen Grenze, d. h. in der Überwindung der toten Räume, die zwischen dieser und Rußland lagen.

Die bestehenden zwei Eisenbahnlinien wurden dieser Aufgabe weder strategisch noch wirtschaftlich gerecht. Ein Streifen Sandwüste zwischen dem Kaspischen und dem Aral-Meer blieb unbezwungen liegen, desgleichen ein Steppengürtel, der Turkestan von Westsibirien trennte. Die Lösung ergab sich von selbst. Die Oase von Merw mußte durch eine gerade Linie über Saratow mit Moskau verbunden werden, d. h. zwischen dem Kaspischen und dem Aral-Meer hindurchführen, die fruchtbare Choresm-Oase (Chiwa) durchschneiden und am Amu-Darja entlang bis zur transkaspischen Bahn gehen.

Vor dem Weltkrieg stand der Bau dieser Linie auf der Tagesordnung. Jedoch bis heute ist sie noch nicht gebaut. Die Sowjetregierung richtete ihre Aufmerksamkeit auf das Problem der Verbindung Turkestans mit Sibirien. Der Bau der turkestano-sibirischen Bahn, der berühmten „Turk-Sib", hat vor einigen Jahren in Europa Aufsehen hervorgerufen. Die einen priesen sie als eine „Errungenschaft des Sozialismus", die andern sahen in ihr eine Äußerung des „roten Imperialismus". Tatsächlich war der Plan der „Turk-Sib" schon vor dem Kriege ausgearbeitet, und mit einigen unbeträchtlichen Abweichungen läuft die Strecke in der gleichen Richtung, die schon dreißig Jahre vor ihrem Bau in Vorschlag gebracht worden war. „Die Notwendigkeit schnellster Ausführung dieser Linie, die eine außerordentlich große wirtschaftliche, kolonisatorische und strategische Bedeutung hat, wird jetzt von allen Seiten anerkannt, und in allerkürzester Zeit wird ihr Bau in Angriff genommen werden", schrieb im Jahr 1913 der „rote Imperialist" Fürst Massalski in seiner Arbeit über Turkestan, die von einem andern „roten Imperialisten", dem Vizepräsidenten der kaiserlich-russischen geographischen Gesellschaft, W. P. Semjonow-Tjanschanski, herausgegeben wurde.

Die Richtung der „Turk-Sib" war durch die dreihundertjährige Bewegung der

Digitized by Google

russischen Siedler gegeben, die in dieser Gegend sich ihre primitive Straße gebahnt und Befestigungen und Blockhäuser errichtet hatten. In jüngster Zeit haben einfache wirtschaftliche Erwägungen gezeigt, worum es sich handelt. Turkestan nährt sich von seinem eigenen Reis, aber es fehlt ihm an Korn. Je mehr Baumwolle erzeugt wurde, desto mehr Korn wurde eingeführt. Dieses Korn aus Rußland einzuführen, wohin es erst aus Sibirien kam, war sinnlos, wenn doch dieses Sibirien daneben lag. Von dem riesigen Turkestaner Territorium in Mittelasien war nur ein winziger Teil produktiv. Um ihn zu erweitern, war Bewässerung nötig, für die Bewässerungsarbeiten brauchte man Holz, auch dieses wuchs im benachbarten Sibirien. Und die strategische Bedeutung einer solchen Verbindung schließlich ist nur allzu klar.

Die Probleme der turkestano-sibirischen toten Zone waren in der Form, die sie heute für die Sowjetregierung angenommen haben, der alten Regierung allerdings nicht bekannt. Heute handelt es sich nicht nur um den Grenzschutz als solchen, sondern um die „Belebung" des ganzen Hinterlandes an der Grenze. In dieser Beziehung entspricht die Sowjetpolitik jener Auffassung der Grenze, die die ganze heutige Theorie und Praxis kennzeichnet. Keine Grenzlinie, sondern Grenzland! Die Grenze muß sich auf irgend etwas stützen können. Als Stütze kann ihr nur ein wirtschaftlich widerstandsfähiges, mit dem übrigen Land zusammengeschweißtes Hinterland dienen. Für Eurasien heißt das: das Hinterland der bezwungenen toten Räume. Durch das Verrücken der europäischen Grenze Rußlands nach Osten erwies sich das Dreieck zwischen Ural, Fergana-Tal und Altai als totes Herz des Reiches. Und das Grundproblem beider Fünfjahrespläne — das sogenannte Ural-Kusnjetzki-Kombinat — ist der Belebung dieses toten Herzens durch Schaffung einer stattlichen Industrie auf seinem Gebiet gewidmet. Die Grundlage dafür bieten die daselbst unlängst entdeckten gewaltigen Lager der verschiedensten Erze und Minerale, das Vorkommen von Erdöl und Kohle. Mit weniger Lärm als die „Turk-Sib" wird hier eine indessen nicht weniger wichtige Eisenbahn gebaut, die die kirgisische Steppe von Norden nach Süden durchquert, von der sibirischen Bahn nach dem Balchasch-See und der Turk-Sib. Gleichzeitig wird der Bau einer zweiten sibirischen „Magistrale" vorbereitet, die jenes gleiche turkestano-sibirische Dreieck von Orenburg aus in Richtung des Baikalsees durchschneidet.

Der Sinn dieser Bauten und dieser Pläne liegt auf der Hand. Der wirtschaftliche Aufschwung der turkestano-sibirischen Zone wird durch den ganzen neuen geopolitischen Aufbau des Reiches vorgeschrieben. Gleichzeitig aber zeigt sich hier eine neue, rein sowjetistische Methode der Grenzbefestigung. Die Sowjetregierung baut nirgends Bahnen, ohne sie gleichzeitig durch industrielle Stützpunkte zu stärken. Diese Methode ist bezeichnend für die sowjetische Grenzschutzpolitik. Wenn sie nach einigen Jahren der Vergessenheit auch zum Gedanken der landwirtschaftlichen Siedelung zurückgekehrt ist (im Fernen Osten; ferner durch die Überführung der nomadisierenden Stämme in Mittelasien zur Seßhaftigkeit), so stellt sie die industrielle Kolonisierung unweigerlich in den Vordergrund. Sie befestigt die Grenzmarken durch „proletarische Garnisonen", dadurch schafft sie für den Grenzschutz sowohl menschlichen Nachschub wie technische Stützpunkte. Wo die Grenzen nicht durch tote Räume von der Mitte abgetrennt sind, braucht sie das nicht zu tun, wie z. B. im Westen des Europäischen Rußlands; wo aber die Grenzen von der Mitte durch einen Ozean von toten Räumen getrennt sind, da schafft sie sich ihr Gibraltar und ihr Singapur in Gestalt neuer „Industriekombinate".

Ein anderes Beispiel dieser Politik ist die Schaffung des neuen Industriemittelpunkts am Fluß Bureja im Fernen Osten und der Bau der Eisenbahn vom Baikal-

Digitized by Google

see nach der Amurmündung. Irgendeine unmittelbare strategische Bedeutung im technischen Sinn hat dieses Unternehmen in keiner Weise, man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um das zu begreifen. Jedoch seinen Sinn erhält das Unternehmen im Plan der Strategie der toten Räume als technische und wirtschaftliche Befestigung der fernen Grenzmark. Neben der Politik der nationalen Autonomien ist dieses das Neue, was die Sowjetregierung in die dem alten Rußland bekannten Methoden des Grenzschutzes hineingetragen hat. Die geographischen Linien sind dabei die gleichen geblieben.

In dieser Politik tritt ganz deutlich nicht nur eine neue Grenzauffassung, sondern auch ein neues Grenzgefühl Sowjetrußlands hervor. Die russische Geschichte ist stets durch die Schwäche dessen, was Karl Haushofer den „Grenzinstinkt" nennt, gekennzeichnet. Seine Schwäche hatte geschichtliche und geographische Ursachen. Die Räume Eurasiens sind uferlos. Die Sonne ging über dem Zarenreich niemals unter, und infolgedessen vergaß der Russe, wenn er die Moskauer Kirchenkuppeln in ihren Strahlen glänzen sah, daß sich auf Wladiwostok schon die Nacht herniedersenkte... Wenn wir gar nicht selten über die Schwäche dieses Instinktes bei den Deutschen klagen hören, was soll man dann von den Russen verlangen, deren Kerngebiet nirgends Berührung mit der äußeren Grenze hatte?

Ein anderer Faktor dieser Einschläferung des Grenzinstinktes war jener anökumenische Gürtel, der alle asiatischen Gebiete des Reiches umschloß und das Gefühl der Gefahrlosigkeit und der Kraft verlieh. An den asiatischen Grenzen wurde beständig gekämpft, aber wem konnte es in den Sinn kommen, daß von dorther irgendwelche lebenswichtigen Interessen des Reiches verletzt werden könnten?

In heutiger Zeit hat sich die Lage vollkommen verändert. Großrußland stößt an einer Seite schon unmittelbar mit der äußeren Grenze zusammen. An der andern Seite ist die asiatische Grenze in noch nie dagewesenem Maße lebendig geworden. Die Linie, die sich vom Japanischen nach dem Kaspischen Meer zieht, stellt einen einzigen casus belli dar. Die moderne Technik hat den anökumenischen Gürtel um die Sowjetunion zerrissen. Der Druck von außen hat den Grenzinstinkt in unerhörter Weise geweckt. Daß sich hier ein tiefer innerer Vorgang vollzieht, beweist z. B. der Kampf um die Arktis.

Ich kann hier nicht die Geschichte des Vordringens Rußlands in die Polargebiete Sibiriens erzählen. Wer sich dafür interessiert, mag sie in der interessanten Arbeit von F. Golder: Russian Expansion on the Pacific, nachlesen, die sich auf umfangreiches Material aus russischen Archiven gründet. Der russische Historiker Platonow hat in einer seiner letzten Arbeiten die Bedeutung des Nordens in der russischen Geschichte klar dargetan. In allen diesen Werken wird von vielen verwegenen Versuchen und kühnen Taten erzählt, die hinter den Wikingerzügen wahrlich nicht zurückstehen. Wichtig indessen ist das Folgende: Ein Vordringen in die Arktis fand statt, ein systematischer Kampf um die Arktis indessen unterblieb. Rußland gehört die längste Polarküstenlinie der Welt, aber an der Eroberung des Nordpols nahmen die Russen nur mit den drei Expeditionen von Ssjedow, Russanow und Brussilow teil, die alle tragisch endeten und keine besonderen Ergebnisse zeitigten. Die Suche eines nordöstlichen Seewegs nach Asien wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Engländern unternommen. Ihr Ergebnis war die Eröffnung des Handelsverkehrs mit Moskowien über das weiße Meer.

Der nächste Versuch wurde noch im selben Jahrhundert von den Holländern gemacht. Danach hörten die Versuche auf. Die Russen drangen auf dem Landweg in Sibirien vor, sie durchschifften auch einige Strecken am Ufer, aber den nördlichen Seeweg nach Indien suchten sie nicht. Erst hundert Jahre später zeigte Peter der Große Interesse dafür, seiner Initiative hat die geographische Welt die

Digitized by Google

Entdeckungen von Bering zu verdanken, wenngleich dessen Expedition erst nach Peters Tod stattfand. Erst anderthalb Jahrhunderte später legte der Schwede Nordenskjöld, den der russische Kaufmann Sibirow finanzierte, mit einer Überwinterung den ganzen nördlichen Weg zurück und gelangte mit seiner „Vega" in die Beringbucht. Genau 325 Jahre waren zur Erreichung dieses Zieles nötig.

Erst nach dem russisch-japanischen Krieg wurde abermals versucht, den nördlichen Seeweg vom Weißen Meer nach Wladiwostok zu finden. Besondere große Eisbrecher wurden gebaut. Im Jahr 1914/15 legte Wilkitzki den Weg auf zwei Schiffen mit einer Überwinterung von Osten nach Westen zurück, und in den Jahren 1918 bis 1920 fuhr Amundsen mit zwei Überwinterungen von Vardö nach Alaska. Erst im Jahr 1932 schließlich, 379 Jahre nach dem ersten englischen Versuch, legte O. J. Schmidt auf dem „Sibiriakow" die ganze Reise von Westen nach Osten in einer Navigationsperiode ohne Überwinterung zurück. Damit war die geschichtliche Aufgabe gelöst.

Ebenfalls mit Schmidt an der Spitze machte dann der „Tscheljuskin" den gleichen Weg. Das Ende dieser Expedition ist bekannt; jedoch der „Tscheljuskin" ging zu Grunde, nachdem er immerhin seine Aufgabe erfüllt hatte. Nach ihm fuhr der „Liedke" in einer Navigationsperiode von Wladiwostok nach Archangelsk.

In diesem Sommer legten schon zwei Frachtdampfer die Fahrt von Archangelsk nach Wladiwostok und umgekehrt von Wladiwostok nach Archangelsk zurück.

In diesen Erfolgen spiegelt sich natürlich die moderne Technik, über die das zaristische Rußland nicht verfügte. Mit Hilfe von Eisbrechern, Radio und Flugzeugen wird heute der Angriff auf das nördliche Eismeer geführt. Die Hauptverwaltung des nördlichen Seeweges, die 1933 unter der Leitung von Schmidt gegründet wurde, verfügt heute über die stärkste Eisbrecherflotte der Welt, dazu sollen noch einige „Supereisbrecher" kommen, die sich zur Zeit im Bau befinden. Dieser Verwaltung untersteht das ganze Landgebiet der Arktis, das nördlich des 62. Breitengrades liegt, mit allen seinen Inseln, mit 137 radio- und hydro-meteorologischen Stationen, von denen ungefähr zwei Dutzend mit eigenen Flugzeugen ausgerüstet sind. Außerdem gibt es bereits einige reguläre Luftlinien, deren Endpunkte jenseits des Polarkreises liegen.

Die sogenannten „Karischen Expeditionen" fahren alljährlich von Archangelsk und von Hamburg mit Dutzenden von Schiffen nach der Mündung des Ob und des Jenissei, nehmen Ladung mit, und kehren mit Ladung — vorwiegend Holz und Fischen — von dort zurück. Auch nach der Lenamündung fahren schon die Schiffe aus Archangelsk. Die Schiffahrt auf den Flüssen entwickelt sich, jenseits des Polarkreises werden Häfen gebaut und Erze gefördert, von der Insel Waigatsch werden z. B. schon welche ausgeführt. Die Kohle, die in den Becken der Petschora, des Jenissei, der Chatanga und der Lena gefunden wurde, soll die nördlichen Kohlestationen speisen. Hydrographische Skizzen werden aufgenommen. Das ist die Überwindung des Polarraumes, des leblosesten aller toten Räume Eurasiens.

Und in dieser Überwindung spiegelt sich die neue Strategie in der Lösung der alten Aufgaben wider. Eine neue Grenzempfindung! Die zaristische Regierung sandte die ersten größeren Expeditionen auf die Suche nach dem nördlichen Seeweg nach der Lehre des japanischen Krieges aus. Die Japaner sorgten dafür, daß man von diesem Beginnen nicht wieder abließ. Ich weiß nicht, welche Bedeutung dem Seeweg nach Wladiwostok über das nördliche Eis vom Standpunkt der Kriegsmarine zukommt. Aber seine geopolitische Bedeutung ist klar. Eurasien beginnt, Raum und Zeit auf neue Art zu empfinden. Das ist die Revolution in Eurasien.

Digitized by Google

Pazifik-Randräume und japanische Großgliederung

Von Karl Haushofer in München

Das große weltpolitische Wirbelsturmfeld am Nord-West-Pazifik neben dem mitteleuropäischen, das scheinbar beruhigter wogt, und dem aethiopischen, das künstlich hochgepeitscht ist, war noch zu Beginn des Jahrhunderts einer der größten und belebungsfähigsten toten Landräume, der nach Belebung schrie, in den von allen Seiten Kraftströme einzufluten begannen. Die Mitte des Sturmfelds war die größte, bisher noch unüberwundene, unerschlossene, ja künstlich gegen Einwanderung versperrte Randlandschaft des Pazifik: die Mandschurei. Unüberwunden war sie geblieben, weil sie ja nicht, wie so vielfach die Vorstellung bestand, ein „Außenland", ein Anhängsel des damals noch bestehenden Kaisertums der Mitte, des großen China war, sondern dessen Herrenland, der Raumrückhalt, aus dem 1643 die Erobererwelle hervorgebrochen war, die sich den ganzen sonstigen, weiten Raumbestand von China zu Füßen legte und zunächst einige großartige Herrschergestalten mit raumüberwindender Kraft hervorbrachte.

Aber sie wandten sich nach Westen und nach Süden; ihr Ahnenland erweiterten sie nicht wesentlich, wie den sonstigen Rahmen ihres Reiches, der bis Nepal und Turkestan, bis Birma und Annam reichte und einen Küstenzutritt von über 17 000 km besaß. Sie schützten es nur mit sicherem Instinkt gegen die über Land herangetragene dünnmaschige russische Besiedelung und gegen Vergewaltigung, warfen die Kosaken zurück und zwangen ihnen einen der schimpflichsten Frieden auf, die je von der Zarenkrone geschlossen worden sind; sie hielten die Kosaken zunächst fern vom Amur, während diese Vorhut der Verrussung den Pazifik weiter nördlich ebenfalls zur Zeit des endenden Dreißigjährigen Krieges erreicht hatte.

Aber die große Mandschuren-Dynastie der Tatsing erlahmte, die Russen nicht. Während sich Japan — von 1636 bis 1854 außenpolitisch so gut wie abgeschlossen — trotzdem der mit Ferngefühl begriffenen russischen Gefahr hastig in seine nördlichen, bis dahin nur zum Fischfang genutzten Inselkränze, nach Sachalin und den Kurilen über Yezo, dem heutigen Hokkaido, entgegenschob und -warf, entglitt den Chinesen das Recht auf den Amur und das alte Küstenland der hohen Tatarei, das heutige russische Küstengebiet, das Hinterland von Wladiwostok, eine der abenteuerlichsten politischen Lebensformen der Gegenwart, aber von etwa 300 000 ausgesuchten Kriegern der roten Armee mit allem technischen Zubehör bewacht.

An den eigentlichen Landkörper der Mandschurei aber hatte sich bis zum letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts niemand gewagt. China, das durch seinen Volksdruck immer noch den Schein einer gewaltigen Macht bewahrte, die mindestens für einen Räuber allein ein zu großer Bissen war, den ihm nach der Lehre von den Einflußsphären die andern Räuber nicht gönnten, war von Süden her, zuerst durch den Opiumkrieg von 1842—45, dann durch den britisch-französischen gegen Nordchina 1858 aufgebrochen worden, während im Innern die Taiping-Revolution tobte und Rußland ihm 1849 den Amur und den Küstensaum der Mandschurei zu entreißen begann. Die Wirtschaft der gewaltigen, menschenarmen mandschurischen Strommulde zwischen Amur und Sungari, Liauho und Yalu strömte in bescheidenstem Umfang nach Süden durch die Liauho-Mündung und die Halbinsel Liautung aus, auf der sich der zuständige chinesische Vizekönig in Port Arthur durch den Deutschen Hanneken vorsorglich einen Kriegshafen erbauen ließ, um von dort aus die Hände zum festeren Ergreifen Koreas auszustrecken, das sich in einem losen Abhängigkeitsverhältnis zu China befand.

Digitized by Google

Dort erkannte Japan, um die Mitte des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts zum Abschütteln der ihm aufgezwungenen Verträge und zur Raumerweiterung, zu höherer Geltung entschlossen, die Linie des schwächsten Widerstandes, nachdem es vorsichtig durch einen sehr schmerzlich empfundenen Löwenvertrag mit Rußland, Sachalin gegen die Kurilen hingebend, durch ein erstes Handlegen auf Formosa, Besitznahme der Riukiu-Inseln, des Bonin- und Vulkanbogens seinen ozeanischen Umzug im Bestande gesichert hatte.

Wie klug und planmäßig das Inselreich bei allen diesen Verfestigungen und Vorbereitungen zur Raumerweiterung vorging, ist selbst der pazifischen Umwelt erst zwischen 1904 und 1909 zum Bewußtsein gekommen. Heute steht dort eine Großraumwirtschaft von seltener Planmäßigkeit und Umsicht vor uns, die aber zugleich mit einer Großgliederung um Japan- und Nord-China-See eine ozeanische Belebung von einem umfaßten Randmeer aus bedeutet und sich scharf von der andersartigen, kontinentalen russischen Ausdehnung abgrenzt. Beiden ist vorläufig noch je ein Ausgangsraum mit Werbekraft in chinesische Außen- und Stammländer frei gelassen, freilich — entsprechend den japanischen Anfangserfolgen von 1905 — festlandwärts verschoben, und durch die innere Mongolei (Jehol, Chahar, Ninghsia) zunehmender japanischer Abriegelung ausgesetzt. Nur die Kansu-Sinkiang-Pforte, die alte Seidenstraße, ist noch offen.

Was sich heute auf dem linken und rechten Amurufer gegeneinander bewegt, in der Japanisierung der inneren Mongolei, der Sowjetisierung der äußeren Mongolei, was von Tannutuwa und bereits Sinkiang (Chinesisch Turkestan) wider einander strebt, was England in Indien zur vorsorglichen Abtrennung der westtibetischen oberen Induslandschaften von Kaschmir unter unmittelbare Obhut bewegt, das alles sind nur die Auswirkungen jenes großartigen Belebungsvorganges toter Landräume, der — nach jahrhundertelangen Erstarrungszuständen — festländisch von Rußland aus, meerbestimmt von Japan aus zunächst die Mandschurei aus ihrem durch Leerwanderung entstandenen Trägheitszustand herausgedrängt und herausgewirbelt hat.

Die Bewegung begann in langsamem Tempo gewiß mit dem Durchstoßen der Russenherrschaft binnen 80 Jahren längs der nordischen Anökumene zum Großen Ozean, den sie um 57 Jahre früher erreichte als die Ostsee; sie wurde beschleunigt, als die Russen unter Murawjew und Newelski den Zutritt zum Amur erzwangen und in Wladiwostok Fuß faßten, gegen Sachalin und Yezo, zuletzt nach Hakodate und Tsushima überzugreifen versuchten, wo ihnen Japan zu Beginn des 19. Jahrhunderts kriegerische und wissenschaftliche Expeditionen entgegenstellte, als es geheime Küstenvermessungen begann, deren Auswertung Siebold seine Tätigkeit in Japan kostete. Aber so unbekannt war zur Zeit des Krimkriegs noch der mandschurische Erdraum, daß eine russische Küstenflotte durch die Tatarenstraße den Briten nordwärts entschlüpfen konnte, weil man Sachalin noch für festlandverbunden hielt.

Man vergißt auch heute leicht, daß es in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben der festländischen eine ozeanische russische Ausdehnungspolitik im Pazifik gab, die daran denken konnte, sich in der Gegend der Bucht von San Franzisko mit der spanischen Umrandung des Pazifik aneinander zu legen und das keilförmige Andringen der Angelsachsen — Westward ho — südlich und nördlich des 49. Breitegrads abzuschnüren. Heute vor hundert Jahren besaßen die Vereinigten Staaten noch kein Zutrittsrecht zum Pazifischen Ozean; sie erhoben zweifelhafte Ansprüche auf einzelne Inseln und wandten den Grundsatz: „Hände weg!" gegenüber anderen auf Hawaii an; diese Tatsache war aber so wenig zum Bewußtsein der Welt gekommen, daß Japan noch um 1885 die Hoffnung hegen konnte, die

Digitized by Google

heißbegehrte, seiner Landschaft wesensverwandte Inselgruppe durch Unterwanderung zu erwerben.

Erst 1898 haben die Vereinigten Staaten durch die Besitzergreifung von Hawaii, den Philippinen, von Guam und Tutuila auf Samoa den malaio-polynesisch-mongolischen Besitzträumen ein rauhes Ende bereitet. Aber in dem Rassenmischkessel der 16 701 qkm Landraum umfassenden, seestrategisch unschätzbaren Inselgruppe Hawaii befinden sich zur Zeit unter 380 000 Einwohnern 147 000 Japaner, 60 000 Philippinos, 27 000 Chinesen; mit allen Mischlingen, darunter 30 000 Portugiesen, höchstens 76 000 Weiße; während die am Ende des 18. Jahrhunderts noch etwa 300 000 Köpfe zählenden polynesischen Ureinwohner (Kanaken) auf etwa 18 000 gesunken sind, nur wenn man ihnen alle halbwegs verwandten Mischlinge zuzählt auf rund 55 000 kommen, ursprünglich auch sie asiatischer Herkunft.

Aus einem Bevölkerungsverhältnis von fast 290 000 Köpfen asiatischer Abstammung zu höchstens einem Fünftel weißem Bevölkerungsanteil in asiatischer Landschaft zieht Asien seine Zugehörigkeitsschlüsse; es empfindet Hawaii ebenso als Raub, wie die Philippinen, die angeblich 1945 in seinen kulturpolitischen Rahmen zurückkehren sollen, und einstweilen wenigstens ihre Präsidentenwahl im asiatischen Sinne — Manuel Quezon, nicht Aguinaldo — vollzogen haben.

So weit also muß der Rahmen gespannt werden, wenn man nur den Antrieben und Hemmungen der heutigen japanischen Großgliederung am Pazifik-Ufer und festlandeinwärts in Ostasien gerecht werden will, wobei man den transpazifischen Wanderdruck, die Hemmungen gegenüber der chinesischen, indischen und japanischen Einwanderung in Amerika und Australien außer Betracht läßt, obwohl sie natürliche Rückwirkungen auf die Verfolgung der Linie geringeren Widerstandes durch die an sich südvölkischen, meergeneigten Japaner gehabt haben.

Aber kennzeichnend ist ja überhaupt, daß der Stoß gegen das damals noch bevölkerungspolitisch und raum- wie zahlenmäßig weit überlegene China 1894, der Stoß gegen die größte Landmacht der Erde des 1904 noch unerschüttert scheinenden Zarentums der japanischen Raumpolitik als die Linie des geringeren Widerstandes erschien, der sie beide Male über die Landbrücke von Korea hinweg folgte, um sich 1895 in einem ersten Anlauf zur Versicherung des südmandschurischen Küstenauslasses zurückgedrängt, 1905 des südmandschurischen Bahnnetzes mit einer Gleichgewichtslage in der Nähe des heutigen Hsinking und dann langsam des mandschurischen und innermongolischen Raumes zu versichern.

Bei diesem jähen Aufwachen unbändiger Bewegungswucht in weiten, scheinbar bis gegen das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verkehrspolitisch toten, mindestens rückständigen Räumen wird also eine Zerrung offenbar, die, grob gefaßt, auf den Gegensatz der See- und Landmächte und ihrer Methoden der Raumerschließung zurückgeführt werden kann. Dabei wird die ursprüngliche ostasiatische ozeanisch-kontinentale Zerrungszone am besten durch eine Verbindung zwischen den einzelnen, von China wie Japan als Schandflecke, Denkmäler ungleicher, aufgezwungener Verträge empfundenen fremden Hafenkolonien umrissen, deren Fremdrecht Japan freilich viel früher abgeschüttelt hat als China, das ja die ganze Tatsing-Dynastie als Fremdherrschaft empfand. Unmittelbar zu Land, mit Spitzen einer vielleicht später zur Massenbewegung zu steigernden Wanderung war über Eurasien hinweg der Ferne Osten freilich nur durch die Russen erreichbar. Bis zu den Tonnagesprüngen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Überbrückung des Pazifik durch feste Linienschiffahrt (1857) konnten die ohnehin an Volksdruck ärmeren Übersee-Kolonialmächte nicht daran denken, gegenüber dem ostasiatischen Menschendruck flächenhaft, anders als durch wohlgewählte Küsten-

Digitized by Google

oder Stromstützpunkte räumlich Macht auszuüben. Die große Schwierigkeit der Bewältigung des Indischen, durch die Schlacht von Plassey gewonnenen, aber ein Jahrhundert später durch die erste indische Aufstandsbewegung großen Stils schwer gefährdeten Festlandraumes, die Krisen der Birma-Kriege, die Unfähigkeit zur Füllung Australiens und Neuseelands hatten der kräftigsten unter ihnen, der britischen, bestimmte raumpolitische Grenzen gezeigt; auch von Frankreich aus kam es in Asien und Ozeanien nur zu Randbewältigungen und Anläufen (Annam; Yünnan-Bahn). Nur Rußland unternahm Durchdringungsversuche. Sie zu tragen, erwies sich die Landverbindung des Sibirski-Trakt als zu schwach und ihre Verstärkung durch den Eisenbahnbau der sibirischen Magistrale (1891) als notwendig. Im Gegensatz zu der wilden Energie, mit der Nordamerika seine Pazifikbahnen schuf, hat der einzige transasiatische Bahnbau Europas nur langsam vorgeschoben werden können und wurde früh an seinem pazifischen Ausmündungsgebiet mit Raumbewältigungsaufgaben im Verhältnis zu seiner Leistungsfähigkeit überlastet, noch ehe die Baikal-Lücke geschlossen war. Dem Handlegen auf eine dreifache Ausgangsstellung zum Pazifik: Amurmündung, Wladiwostok, Liautung mit Dairen und Port Arthur war der schmale Strang nicht gewachsen.

Der riesige tote, noch nicht genügend belebte und überwundene Raum zehrte die Zubringefähigkeit des überforderten Verkehrsmittels auf; und der zweite russische Zusammenbruch aus demselben verkehrs-geopolitischen Grunde wie der im Krimkrieg — wo es einfach aus verkehrspolitischer Rückständigkeit nicht gelang, die lebenden Streitmittel des Riesenreichs trotz offener Landverbindung rechtzeitig an den weit entfernten lebenswichtigen Küstenpunkt am warmen, offenen Meer, Sebastopol, zu schaffen — vollzog sich in der Mandschurei als Strafe für die unzulängliche Vorbereitung der Raumbewältigung zu Lande und zur See.

Die Sowjetbünde ziehen nur die Folgerung aus zwei furchtbar teuer bezahlten gesamtrussischen Erfahrungen, wenn sie nun die Fernostverteidigung vorwiegend als verkehrspolitische Aufgabe der Raumbelebung auffassen, die Zubringerlinien doppelgleisig ausbauen, in Mittelasien und Ostasien ergänzende Eisen-Kohle-Wehrlandschaften aufbauen, die Nord-Amurbahn verdoppeln, leiterartig durch drei Zwischenbahnen mit einem nördlicheren Begleitstrang verbinden, den Baikal nördlich und südlich umfahren und so jene Durchblutung ihres Besitzes in Fernost mit Verkehrsadern herbeiführen, die Voraussetzung einer Behauptung der einstigen russischen, in scheinbar so leichtem Anlauf von 1897—1904 gewonnenen mandschurischen Stellung gewesen wäre.

Kaum hatte Japan darin 1905 als Erbe der russischen Rechte Fuß gefaßt, so nahm es, obwohl an eine großzügige Eisenbahn-Wehrpolitik aus den Erfahrungen im Inselreich nicht gewöhnt und deshalb viel Lehrgeld zahlend, diese Verkehrsdurchblutung Koreas und der Südmandschurei mit zäher Entschlossenheit auf. Zunächst gewann die Bewältigung des toten Raumes in der Mandschurei als östlichster Ausläufer und Vorplatz des ganzen eisenbahnarmen skytho-sarmatischen Wandergürtels ungemein durch den wirtschaftspolitischen Eisenbahnkrieg, der — mit der japanischen Eisenbahnleiter von Dairen und Fusan her auf Mukden, dem angelsächsisch-chinesischen Strang Peking—Tientsin—Liauho—Mukden und dem russischen Restnetz um Charbin als Ausgangsstellungen — von 1905 bis 1934 in allen erdenklichen Formen geführt wurde und 1935 mit dem Endsieg des japanischen Systems in der Gesamtmandschurei sein Ende fand. Endziel war eine völlige Durchblutung in drei Längs- und drei Queradersträngen und ein Doppelweg zum mandschurischen Aufmarschgebiet neben dem Landstrang durch Korea, über Dairen und die nordkoreanischen neuen Häfen, je nachdem Japan mit einem Ozean- oder Festlandgegner oder beiden zu tun bekam.

Digitized by Google

Nach seiner im Jahre 1935 wohl als gesichert anzunehmenden Erreichung offenbart sich der wehr-geopolitische Grundgedanke der nordost-chinesischen Raumbelebung: es ist der Grundgedanke, durch verkehrspolitische Erschließungsmaßregeln ein Gebiet japanischer Großraumwirtschaft in Nordostasien, mit Rohstoffgrundlagen in der Mandschurei, mit arbeitsteiliger Kolonialwirtschaft in den meisten Außengebieten selbst im schweren Fall eines — für unwahrscheinlich gehaltenen — gemeinsamen angelsächsisch-russischen Druckes lebens- und widerstandsfähig zu erhalten: also der ursprüngliche autarkische Gedanke des alten Stammreiches um die Inlandsee im Inselbogen mit seinen rund 30 Millionen auf das Hundert-Millionen-Reich von heute im organischen Wachstum übertragen.

Erst wenn wir den Vorgang der Belebung eines toten Raumes unter ursprünglich angelsächsischem und russischem Einfluß, die Rückgewinnung der Führung dabei durch den kräftigsten Staat der darin aufgeweckten Rasse in Nordostasien, Japan, in diesem Lichte sehen, kommt uns die prophetische Kraft des Wortes von Richthofen zum vollen Bewußtsein: „Nie ist in einem Volk so unvermittelt latente Energie in kinetische verwandelt worden" — das er in „Meer und die Kunde vom Meer" über Japan aussprach. Gewiß lassen sich vom physikalischen Standpunkt Einwände gegen diese Formprägung erheben; ganz gewiß ist aber selten vom geopolitischen Standpunkt eine zutreffendere Schicksalskündung ausgesprochen worden. Dabei war Richthofen, der Verfasser eines klassischen Standwerks über China, ein gründlicher Kenner aller tüchtigen und liebenswürdigen Eigenschaften des chinesischen Volkes, sicher mit seinen inneren Gefühlen bei dem Ringen um die Führung für die Belebung toter Räume in Ostasien nicht auf der japanischen Seite, die wahrscheinlich auch ihm schon 1900 als geneigt erschien, diese Führung auch mit Gewalt den 480 Millionen rassenverwandter Chinesen durch die wilde Entschlußkraft eines Siebentels ihrer Zahl aufzuzwingen.

Er sah nur die geopolitische Unvermeidlichkeit der Entwicklung, wenn es nicht gelang, China aus dem trägen Hinlagern auf den früher einmal erworbenen, aber verkehrstot gelassenen Räumen aufzuschrecken, etwa im Sinn jener rührenden, rechtzeitig ausgestoßenen Warnung des großen Vizekönigs im Yangtsetal, Tschang Tschitung: „Lernt! Lernt! Lernt!" — des Gründers der Hanyang-Werke, der ersten eigenwüchsigen Waffenschmiede Chinas.

Welche strahlende Kraft zur Belebung der verkehrstoten altchinesischen Räume, durch die 1935 ungestraft kommunistische Heerzüge auf 3800 km weiten Strecken hinzogen, hätte Wuhan haben können, als es von den Kuomintang zur Hauptstadt erhoben wurde, wenn dort auch nur im Geiste Tschang Tschitungs weitergearbeitet worden wäre, wenn das durch den rücksichtslosen Provinzialtrotz Szechuans vereitelte chinesische Staatsbahnsystem zu der küstenfernen Lebensader Mongolei—Peking—Hankau—Changsha—Hongkong die Yangtse-Längsbahn gefügt hätte, um so das rettende Eisenbahnkreuz über dem chinesischen Kulturboden zu schaffen, den zwar aushilfsweise im Süden ein vielverzweigter Binnenwasserverkehr erschloß, im Norden aber nur die verfallende Straßenkultur Altchinas, und den jetzt vielleicht nur noch eine rasche Flugverkehrsentwicklung zu retten vermag.

Vergegenwärtigen wir uns doch die belebende Kraft gegenüber toten Räumen, die Hankau im Gegensatz zu Nanking und Shanghai gehabt hätte! Fast unerreichbar für Einflüsse einer Seemacht, wenn auch dem Seedampferverkehr mehr als 1000 km landeinwärts zugänglich, für russischen Festlanddruck fast unerreichbar, wenn nicht die eigene chinesische Torheit Borodin und Galen die Zügel in die Hand gab, mit heute — trotz allen Bevölkerungszusammenbrüchen (Katastrophen, Hochflut und Wegzug der Ausländer) — immer noch etwa 1,6 Millionen Menschen ringsum, an zwei natürlichen Wasserwegen ersten Ranges, Yangtse und Han-Fluß; Handels-,

Digitized by Google

Industrie- und Hochschulstadt zugleich, Vermittlerin zwischen reichen Landbaugegenden und Verstädterungsräumen, allerdings einer schwer zu zügelnden, volkspolitisch flüssigen und gleitenden Bevölkerung. Das war eine Belebungsaufgabe ersten Ranges gegenüber schlafenden aber lebenskräftigen, nur für den Verkehr unserer Tage noch weitum wie scheintot daliegenden Räumen; eine Aufgabe, wie sie in kleinerem Umfang für die Mandschurei jetzt die Neugründung von Hsinking aufgenommen hat, nachdem die Japaner schnell erkannten, daß die Traditionsbindung von Mukden die gleiche Aufgabe dort unmöglich machen würde.

Hier spiegelt sich eine Erinnerung an einen schmerzlichen Verzicht aus Japans eigener Erschließungs- und Raumbelebungsgeschichte: die entschlußfrohe Wegverlegung der Hauptstadt von dem überlieferungsreichen, verträumten Kyoto mit all seiner wundervollen alten Kultur in das dynamische Yedo-Tokyo, zu der der Reformkaiser Meiji so schwer zu bringen war, und die er doch vollzog, weil er sie zur Neubelebung des japanischen Gesamtraums als unvermeidlich erkannte.

Kulturpolitische Opfer, oft schmerzlichster Art, mutet jede Belebung toter, scheintoter oder auch nur im Zauberschlaf liegender Räume einem Teil der Insassen, oft auch den Anliegern und den Erschließern zu, wenn es sich nicht um Erweckung noch ganz unberührter, aus dem Naturzustand herauszuführender Räume handelt. Das war in Nord- und Ostasien nur in den heute unter Sowjetherrschaft stehenden nordischen Räumen der Fall. Es galt in keiner Weise für irgendeinen Teil der sogenannten chinesischen Außenländer, gar für die alte chinesische oder japanische Kulturlandschaft selbst, und nicht für die ehedem vom Islam erfaßten Länder des mittleren und nahen Ostens.

In allen diesen Ländern, ob sie nun zentralasiatische Bahnen erschlossen oder die Turksib, ob sie sich zunächst dem Kraftwagenverkehr öffneten, wie Iran und Afghanistan, ob sie nach großzügigen Gesamtplänen eisenbahntechnisch erschlossen wurden, wie Indien durch Lord Dalhousie, oder von Stichbahnen und einander bekämpfenden Eisenbahngesellschaften, wie die Mandschurei, Teile Chinas, Annam und Yünnan: in allen standen ältere Kulturwerte auf dem Spiel, und wenn sie nur mehr an Ausgrabungsstellen, aus Gräbern und Ruinen emportauchten.

Jeder Verkehrsausgleich vernichtet bodenständige Werte, wie er andere zur höheren Geltung und Ausfuhrmöglichkeit steigert. Darin liegt die Kehrseite des bekannten Philosophenwortes: All human progress resolves itself into the building of new roads! Sehr oft gehen die neuen Wege über Gräber und andere Kulturdenkmale hinweg, weshalb sich die chinesische Ahnenverehrung ja auch so ablehnend gegen die ersten Eisenbahnen stemmte. Auch das japanische Großwirtschaftsgebiet ist bis zu seinem Einspielen über viele Leichen gegangen: zuerst im eigenen Lande über die Selbstauflösung des japanischen Feudalbaues, des Länder- und Gaugefüges, die Entmachtung der buddhistischen Staatskirche, die ein so starker Träger der Kultur, Kunst und Volksbildung gewesen war, über viele Loyalties, die in Jahrtausenden aufgebaut worden waren; dann über die Königsüberlieferung der Riukiu, die Kaiserwürde und Unabhängigkeit von Korea, die nordischen Schutzgürtel: ozeanwärts, wie landeinwärts Kampfgrenzen an Stelle von Puffergürteln aus toten Räumen suchend, wie Japan heute den innermongolischen Keil zwischen Sowjetrussen und das grollende China hineinführt, weitab von den ursprünglichen Lebensbedingungen seiner Daseinsberechtigung, in gewagtem, kühnem Spiel um eine raumweite Zukunft.

Das ist die Kehrseite jenes Ratzelschen Gesetzes über das räumliche Wachstum der Staaten, das erklärt, der Siegespreis der Raumerschließung sei der unterworfene Raum. So, wie die Erde heute verteilt ist, muß jeder neu zu erschließende

Digitized by Google

Raum irgendwie älterem Recht weggenommen oder entfremdet werden, dessen Werte damit gefährdet sind oder zu Grunde gehen.

Und es ist schwer, einmal entfachter Kampfbelebung aus Eigenem Grenzen zu ziehen. Überschauen wir nur als Raumfrage, was durch das russisch-japanische Ringen um Abgrenzung der beiderseitigen Lebensräume gegeneinander aus scheinbarem Verkehrstod belebt worden ist, so sehen wir aus formalem chinesischem Anspruchs- oder Besitzrecht allein 5 792 578 qkm in japanische (2 386 024 qkm) und sowjetrussische (3 106 554 qkm) Großraumwirtschaft seit 1900 übergegangen, wobei eine Nebenwirkung dieses Überganges zweifellos auch noch die Ablösung der gleichfalls verkehrspolitisch unterwertigen 905 000 qkm von Tibet gewesen ist.

Darunter befinden sich natürlich Millionen qkm, die mit den in der gleichen Zeit ihren Besitzern in Europa abhanden gekommenen qkm keinen Vergleich aushalten. Die Volksdichten von Korea und der Südmandschurei, die großen Namen der in diesen Räumen befindlichen Hauptstädte von einstigen Weltreichen, von Priesterstaaten, von in der Weltgeschichte berühmten oder berüchtigten Pfortenlandschaften, Schlüsselpunkten vergangener Kulturen, Ausgangsgaue welterfüllender Rassen beweisen, was alles mitgehen kann, wenn solche Wirbel sich in Bewegung setzen. Ihre scheinbare Eigengesetzlichkeit lehrt erkennen, wie schwer es ist, dann ihrer Auswirkung Ziele und Grenzen entgegenzustellen, wie weit sich die von solcher Bewegungswucht ausgelösten Wellenringe erstrecken, und welche Fähigkeit ostasiatische, persische, fern- oder nahöstliche Ausgleiche in sich tragen, auch in Europa Raumgewinn und Raumverlust zum Verbuchen zu bringen. Was muß in dieser Richtung der italienische Antrieb von 1935 notwendig bringen!

Können sich Japan und die Sowjetbünde auf Kosten Chinas und gewiß auch der pazifischen und mittelöstlichen Sicherheit der Angelsachsen abschließend, etwa nach vorwiegend meerbestimmten und festlandbestimmten Belangen ausgleichen, so werden pazifikwärts und europawärts große Kräfte frei, die sich zunächst gewiß mit dem Ausbau der eigenen Großraumwirtschaft befassen, aber auch störend mit benachbarten großen und kleinen Räumen bemengen können. Daß Völkerbunds- und Menschheitsorganisationen, trotz allen Pakten, dagegen wenig Schutz für tote oder lebenerfüllte Räume gewähren, dafür liefert der Herbst 1935 greifbaren Beweis.

Die innere Front Südamerikas

Von Otto Maull in Graz

Seitdem es geschichtlich verfolgbares Leben gibt, herrscht in Südamerika ein Lebensraumdualismus. Dank der im Antlitz des Kontinents vorwaltenden meridionalen Züge scheidet sich der andine Hochgebirgswesten von dem Rumpf- und Tieflandosten. Nur in dem schmächtigeren chilenisch-argentinisch-patagonischen Endglied zeigt sich von früh an innigere Bindung zwischen den beiden Flügeln. Doch hat die Gebirgsnatur der Anden mit ihren streckenweise kettenumwallten Hochlandinseln von jeher in ihrem Gesamtbereich gegenüber dem übrigen Südamerika besondere Lebensformen entwickelt. Lehrreich ist das Bild der Rassenverbreitung, wie es auf Grund von allerlei Ansätzen niemand klarer in seiner Raumverbundenheit entworfen hat als v. Eickstedt. Es darf in dem Erdteil, der biodynamisch als „Sackgasse" gilt, in der die großen Wanderungen verklingen, als ein in geschichtlicher Zeit bis heute wenig verändertes angesehen werden, soweit es sich auf reine Eingeborene bezieht. In dem andinen Gürtel leben Zentralide (von Mittelamerika herübergreifend) und vor allem Andide noch in beträchtlicher Zahl, im Osten hausen

Digitized by Google

Brasilide, Lagide (genannt nach der alten Rasse von Lagôa Santa, Minas Geraes) und Pampide schwach an Zahl und ganz vorwiegend in Rückzugsstellungen. Dieser Unterschied in der Volksdichte und der Gesamtzahl der eingeborenen Bevölkerung ist aber in seinem Wesen nicht erst durch die Europäisierung des Kontinents geworden, sondern er hat schon in der vorkolumbischen Zeit bestanden. Sich auf die natürlichen Lebensbedingungen gründend, schimmert er noch heute durch. Die Möglichkeit der Volksverdichtung im Westen war die notwendige Voraussetzung für die andine Altkultur, die, staatlich zusammengefaßt im Inkareich, fast so weit reicht, wie sich die entsprechenden Lebensbedingungen bieten, von Chile bis Ecuador. In Kolumbien hatte sich auf gleicher Grundlage die von Mittelamerika beeinflußte Chibchakultur ausgebreitet. Zwar hat es an Vorstößen dieser Andenkultur und -herrschaft in den tieferen Osten nicht gefehlt; doch sie versackten im ganzen wirkungslos in dem riesigen Wald Brasiliens, und auch die Savannen der Tropen und die Steppen der Subtropen waren und blieben Armutsgebiete, in denen das Naturvolkstadium ihrer Bewohner scharf abstach von der andinen Hochentwicklung.

Kaum weniger eindeutig ist die völkische Entwicklung. Hat eine Vielzahl der Kammern innerhalb des Hochgebirgswalls zu einer völkischen Aufsplitterung geführt, wie sie nur noch den ausgesprochensten und verkehrsfeindlichsten Teilen des Waldlandes eigen ist, so dehnt das einförmigere Ostland die Verbreitungsgebiete der Völker (Ges und Tupi, Aruak und Karaiben, dazu die Völker des südlichen Endlandes) mächtig aus; es bedingt freilich auch sonderbare Verzahnung.

Die sich mit der Entdeckung und Conquista entwickelnde, weit bekanntere politische Gliederung Südamerikas folgt im Grunde denselben Leitlinien. Sie hat im kolonialen Stadium die Anden, freilich jetzt samt den La-Plata-Ländern, dem spanischen, Brasilien dem portugiesischen Weltreich eingefügt und Guayana weiterer europäischer Kolonienbildung überlassen. Die kulturelle Einordnung, nicht zuletzt in Sprachenbereiche, war damit bis heute gegeben. Die politische Verselbständigung der Peripherie jener beiden Großreiche hat diese Scheidung in Ost und West genau wiederholt, sie auch auf das südliche Endland (Chile — Argentinien) ausgedehnt und zudem die übrigen Andenländer in Abschnittsstaaten aufgelöst. Die weitere Entwicklung des Erdteils hat eine politische Gewichtsverlagerung nach der Europa am unmittelbarsten zugekehrten Osthälfte eintreten lassen. Brasilien ist der bevölkerungsreichste, Argentinien der handelskräftigste Staat geworden.

Dieses auf jeder Staatenkarte klar zum Ausdruck kommende, durch die natürlichen Bedingungen nachhaltig bestimmte und durch den ostwestlichen Lebensraumdualismus beherrschte Bild täuscht eine tatsächlich nicht bestehende Sauberkeit der inneren Abgrenzung vor. Denn die Grenze der Andenstaaten von Venezuela bis Chile mit Brasilien und Argentinien — nur Ecuador ist durch Peru gegen den politischen Osten vollkommen abgeriegelt, was auf den allerwenigsten Karten unserer Atlanten richtig dargestellt wird — zieht zwar in einer Zone, die schon im Laufe der Kolonialzeit behelfsmäßig aufgeteilt wurde, die aber auch heute noch auf weiteste Strecken in diesem Zustand verharrt. In einem nördlichen Riesenabschnitt bis zum Einbiegen in die argentinische Westgrenze, die der Andenwall selbst übernimmt, herrscht menschenarmer, kulturfeindlicher tropischer Regenwald und mehr untergeordnet Savanne. Fast allein die Flüsse sind die oft schwierig genug befahrbaren natürlichen Verkehrswege. Außer der kurzen Wasserfallbahn am Madeira besteht kein Schienenweg. Kunststraßen sind selten, und ihre Länge zählt nach wenigen Kilometern. Noch große Landschaften liegen abseits von jeder Beeinflussung durch die moderne Kultur, und wo diese eingesetzt hat, sind nur inselhafte Vorposten, manchmal etwas regere Handelsstätten, meist jedoch nur Militär- und Polizeistationen oder Missionen unter den Indianern entstanden, nicht immer

Digitized by Google

gerade für diese zum Besten. Aller „moderne" Einbau ist also punkthaft entwickelt, und der Verkehr zwischen diesen Stellen ist spärlich und mühselig, vielfach auch gefährlich. So verharrt hier eine ungeheure Länderzone etwa vom Südende der venezolanischen Llanos bis hinein in den Gran Chaco in einem Zustand, wie er von dem vorkolumbischen nur rein örtlich abweicht; sie bildet ein Dorado der Forschungsreisenden, die hier am besten Bescheid wissen, während der Horizont der weißen Siedler, Beamten und Missionare meist nicht allzuweit über die nachbarliche Regenwaldmauer hinausreicht und sich fast allein auf die Kenntnis der Zugangswege erstreckt. Diese gewaltigsten, vornehmlich waldgebundenen inneren Grenzräume Südamerikas haben in erster Linie jene auf allen Gebieten des Lebens zu beobachtende Scheide zwischen Ost und West verursacht. Sie werden jedoch in Wirkung nachhaltig verstärkt durch den bis hoch hinauf waldbedeckten und von der Waldgrenze an hochgebirgigen, darum nicht minder verkehrsfeindlichen Andenaufschwung, der, zwar nicht ganz so arm an Bevölkerung und Raststationen, nicht anders als auf z. T. schwierigen Gebirgspfaden und Saumwegen zu queren ist. Nur in den von schmaleren Waldvorlagen auf der chilenischen Seite begleiteten Südanden übernimmt das Gebirge selbst die hier auch am frühesten geregelte Grenzführung zwischen Chile und Argentinien.

Abgesehen von diesen etwas anderen Verhältnissen des zudem schon subtropischen chilenisch-argentinischen Endlandes zeigt die politische Beherrschung und Verwaltung des mehr oder minder breiten Ländergürtels östlich unter den Anden fast durchgängig eine noch nicht voll entwickelte Staatlichkeit. In ihrer Naturraumgliederung zerfallen alle Andenstaaten von Venezuela bis Bolivien in zwei Zonen ihrer Kerngebiete, in die des pazifischen bzw. karibischen Vorlandes und in den Hochlandraum — nur Bolivien hat jene im Pazifischen Krieg verloren — und in einen Tieflandosten (Oriente). Die Ostgebiete Venezuelas (diese nur teilweise), Kolumbiens, Ecuadors und Boliviens entbehren der souveränen Staatsgewalt. Mit gleich geminderter Geltung schließen sich das brasilianische Acreterritorium, der Gran Chaco Paraguays und argentinische Norddistrikte an, so daß sich schon hinsichtlich der Verbreitung der Herrschaftsformen ein nahezu geschlossener Gürtel kolonienhaften Landes von den Llanos bis Nordargentinien verfolgen ließe, der dann weiter südlich im argentinischen Ostpatagonien und im chilenischen Magallanesterritorium seine Fortsetzung findet. Nur Peru verwaltet seinen ganzen Staatsraum gleichmäßig.

Allein auch diese mangelnde Geschlossenheit des Ländersaums täuscht. In Wirklichkeit sind diese Räume an der inneren Peripherie der südamerikanischen Staaten von den Kernzellen derselben so abgelegen, daß sie, gleichgültig ob ihnen die politische Natur von Territorium oder von zentralverwalteten Provinzen oder gar Eigenstaatlichkeit (wie Amazonas) eigen ist, eine nahezu unentwickelte Rückzone darstellen von durch lange Zeiten hindurch wenig beachteter Geltung. Ein Durchschnittsbewohner aus dem südlichsten Staate Brasiliens, Rio Grande do Sul, weiß darum von dem brasilianischen Acreterritorium nicht viel mehr als ein Europäer, und kaum anders steht es mit einem Paulistaner; denn der Weg von seinem Staate nach Acre ist fast so lang wie der — ungleich bequemere — nach Europa (Portugal). Der Mittelbrasilianer kennt die Verhältnisse des Territoriums, genau wie der Europäer, im allgemeinen bestenfalls aus dem Kino. Noch viel grotesker war es um die Beziehungen zwischen der peruanischen Hauptstadt Lima und den peruanischen Staatsteilen am Amazonas vor der Eröffnung der Transandenbahn Buenos-Aires—Valparaiso (1909) und des Panamakanals (1914 bzw. 1920; Bahn allerdings seit 1855 mit sehr hohen Tarifen) bestellt. Wenn damals ein Beamter einigermaßen bequem und sicher von der peruanischen Küste nach Iquitos reisen

Digitized by Google

wollte, tat er gut, nicht die Anden zu überqueren, um nach dem Oriente hinabzusteigen, sondern den Seeweg längs der pazifischen Küste zur Magalhaensstraße und zum Atlantischen Ozean zu wählen, um den Flußweg auf dem Amazonas aufwärts benutzen zu können, obgleich diese Route wesentlich länger ist als die heutige Fahrt von seinem Lande durch den Panamakanal nach Europa. Nichts kann die weltferne Abgelegenheit dieses inneren Saumes besser kennzeichnen als diese Beispiele aus einer nicht allzuweit zurückliegenden Zeit.

Trotzdem war er nie ganz des Interesses der Staaten bar, die sich in ihn teilen. Mit der Absteckung ihrer Gebiete war aus der Kolonialzeit die volle Unsicherheit der Grenzführung übernommen. Erst in einer Kette von Grenzstreitigkeiten, die gerade wiederum diese Zone besonders kennzeichnen, und Grenzverträgen ist die heutige Linienführung festgelegt worden. Es ist aber außerordentlich bezeichnend, daß trotz solcher zeitweiliger Unstimmigkeiten zwischen den Ost- und Weststaaten bis vor kurzem kein kriegerischer Zusammenprall großen Ausmaßes erfolgt ist. Das eine blutige Treffen auf südamerikanischem Boden, der Pazifische oder Salpeterkrieg (1879—1884), beschränkt sich auf die Andenhälfte; Chile kämpft gegen Peru und Bolivien. Der Ostteil des Kontinents verzeichnet dagegen seine eigenen schweren Erschütterungen in dem Krieg zwischen Argentinien und Brasilien (1825 bis 1827) um Uruguay, das nicht zuletzt der Vermittlung Englands seinen Bestand verdankt, in dem Kampf Paraguays, Uruguays, Brasiliens, Englands und Frankreichs zur Zurückweisung der Einmischung des argentinischen Diktators de Rosas in die Angelegenheiten der La-Plata-Pufferstaaten (1845—1852) und schließlich in dem fürchterlichen Ringen Argentiniens, Uruguays und Brasiliens gegen Paraguay und seinen Tyrannen Lopez (Paraguaykrieg 1864—1870).

Nicht allzu überraschend für die, die die Raumtendenzen südamerikanischer Staaten kennen, aber viel zu wenig in seiner grundsätzlichen Bedeutung erkannt, hat der Gran-Chaco-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay die bis dahin in hohem Grade neutral scheidende Wirkung der Grenzzone aufgehoben und die Frage aufgeworfen, wo in diesem Abschnitt die künftige innere Front zwischen der West- und Osthälfte des Erdteils verlaufen solle. Der Streit ist darum auch nicht jungen Datums, sondern geht bis auf das Jahr 1852 zurück. Aber erst die Abriegelung Boliviens vom Meer durch den Pazifischen Krieg hat eine besondere Blickwendung des Andenstaates gegen Osten ausgelöst, um brauchbare Ersatzausgänge an dem großen schiffbaren Paraguay zu gewinnen. Zwar besitzt Bolivien in Puerto Suarez an seichter Lagune, von deren Unbrauchbarkeit als Hafen für größere Schiffe der Verfasser sich selbst überzeugen konnte, und vor allem noch weiter unterhalb Anschluß an den Fluß, doch fehlen die kräftigeren Zubringerwege von Westen her, die eigentlich erst am unteren Pilcomayo geboten werden. Paraguay dagegen betrachtet das westliche Gegenufer seines Kerngebietes (nördlich vom Pilcomayo) als günstigsten Ausdehnungsraum, den es randlich schon ziemlich besiedelt und in dem es die Vorposten auch schon bis 250 km landeinwärts vorgetrieben hat. Damit überschneiden sich die Ansprüche und zielen grundsätzlich auf ein Gebiet von 298 000 qkm zwischen dem Paraguay im Osten, der Sierra Chiriguana und dem Parapiti im Westen, dem Pilcomayo im Süden und den Bergen von El Chochi und dem Rio Negro im Norden. Nachdem Dutzende von Lösungsversuchen mißglückt sind und Zwischenfälle als Beweis für das Sich-Nähern der beiden Fronten eingetreten sind, liegt die Entscheidung seit 1928/29 bei der Waffengewalt. In diesem Kampf hat sich Paraguay auf die nahe und breite Grundlage seiner Fluß- und Siedlungsfront und auf die von da westwärts vorstoßenden Stichbahnen stützen können, die eine verhältnismäßig günstige Verbindung zu den in das Innere des Chaco vorgetriebenen Vorposten vermitteln, während Bolivien nicht nur unter den

Digitized by Google

Digitized by Google

ungleich weiteren Wegstrecken, sondern auch unter der nach wie vor mangelhaften Verknüpfung mit dem andinen Kernland leidet. Sowohl die meisten Andenfußstationen wie seine von Villamontes am Pilcomayo weit abwärts vorgetriebenen Forts liegen in arger Isolierung, weil der Verkehr über den östlichen Andenwall durch keine moderne Straße erleichtert wird, sondern nach wie vor auf die Benutzung der Saumpfade angewiesen ist. Allein der Lloyd Aereo Boliviano hat versucht, dieses Hemmungsgebiet durch Luftlinien zu überwinden, die in Cochabamba wurzeln, sich in der Richtung auf den Gran Chaco in Santa Cruz am Andenfuß nach Puerto Suarez und nach Yacuiba und Nordargentinien verzweigen und abermals von Cochabamba aus gegen Norden Trinidad und Riberalta im Benitiefland erreichen. Der langwierige Gran-Chaco-Krieg, der anfänglich Erfolge der zahlenmäßig stärkeren und durch den nordamerikanischen Hintermann (Ölzone am Andenfuß!) besser ausgerüsteten Bolivianer gegenüber den Paraguayern aufzuweisen hatte, hat schließlich doch das wahre Machtverhältnis von Bolivien und Paraguay, speziell in diesem Gebiet, unter Beweis gestellt. Die mit dem Tiefland vertrauten und vor allem seinem Klima angepaßten Paraguayer haben die bolivianischen Hochlandindios bis zum Andenfuß zurückgedrängt. Die Front schob sich stürmisch gegen Santa Cruz vor, mußte aber bei einem Gegenstoß der Bolivianer bei Villamontes zurückgenommen werden und steht heute dort. Die vorausgegangenen paraguayischen Siedlungserfolge und der Krieg haben darum gelehrt, daß es nur von Paraguay aus möglich ist, den leeren Raum des Gran Chaco nachhaltig zu durchdringen und zu bevölkern. Sie lassen aber auch die Grenze dieses Macht- und Kolonisationsbereiches in der Nachbarschaft der Andenbasis erkennen.

Nördlich vom Gran Chaco weiten sich diese bisher verharrenden und nur punktmäßig entwickelten Räume allmählich wieder mächtiger aus, in Oberamazonien auf die drei- bis vierfache Breite, bis fast 2000 km, um gegen die Llanos hin wieder zusammenzuschrumpfen. Bolivien (Mamoré-Beni-Gebiet), Brasilien, Peru, Ecuador, Kolumbien und zum geringeren Teil Venezuela teilen sich in das riesige Regenwaldland. Die Schwierigkeit seiner Erreichung, Beherrschung und vornehmlich Entwicklung von den Kerngebieten dieser Staaten aus sind verschieden groß und verschiedenartig. Brasilien verfügt zwar über das bis zu den Wasserfallinien außerordentlich leistungsfähige Amazonas-Stromsystem. Seeschiffe gehen bis zu dem peruanischen Flußhafen Iquitos aufwärts. Kleinere Dampfer, Motorboote (Lanchen), Flöße, Einbäume und Kanus auf dem Amazonas selbst und auf den Nebenflüssen noch viel weiter, und auch jenseits der Wasserfallstrecken ruht der allerdings oft recht primitive Flußverkehr nicht. Dieses Flußsystem führt aber gleichsam an dem übrigen Brasilien vorbei, hinaus in die Weite des Atlantischen Ozeans. Es liegt offen gegenüber jeder fremden Beeinflussung, ohne daß Brasilien über Mittel verfügte, diese ernstlich zu verhindern.

Dagegen fehlen die inneren Verbindungen zwischen dem brasilianischen Zentralland an der Ostküste und Oberamazonien, ja Amazonien überhaupt, wo zudem wenig abseits der Flußstraßen jeder normale Verkehr aufhört. Der Überwindung für den Nachrichtendienst galt schon die Legung des Überlandtelegraphen von Corumba am Paraguay über Cuyaba nach Santo Antonio an der Madeirafallbahn durch Rondon. Sie wird aber, wie in dem ganzen Raum schließlich, dem Flugzeug bzw. dem Luftschiff vorbehalten sein. Auf brasilianischem Gebiet besteht nur die 1500 km lange Fluglinie Belem (Pará)—Manaos mit wöchentlichem Dienst, die in elf Stunden geflogen wird und dort den Anschluß nach Iquitos findet. Sie stellt, weil vollkommen mit der Amazonaslinie zusammenfallend, aber nur eine Kürzung der Reisedauer und keine Neuerschließung einer Route dar. Um so mehr verdient der großzügige Plan einer Zeppelinerpedition Beachtung, die für Ende 1935 in

Digitized by Google

Aussicht genommen war und unter der Leitung des brasilianischen Generals Rondon, Eckeners, Vagelers und Hammers im Sinne einer praktisch-wissenschaftlichen Erkundungsfahrt durchgeführt werden soll. Wird zwar auch sie nicht die großen weißen Flecke auf der Karte Amazoniens restlos zu füllen vermögen, so kommt ihr doch die Aufgabe einer Pionierleistung zu, die für die Überwindung dieser toten Räume fruchtbar werden kann.

Die Westfront des amazonischen Brasilien berührt sich in zwei Zonen mit dem weiteren Westen: am Madeira mit Bolivien, an den sich seitlich die an den Amazonasnebenflüssen vorgetriebene Besiedlung des Acreterritoriums anschließt, und am Amazonas selbst bei Tabatinga mit Peru und Kolumbien. Hier ist eine deutliche Stelle des freilich nicht ungehemmten Zusammenströmens der Einflüsse. Tabatinga gegenüber liegt das kolumbische Leticia. Ein gutes Stück weiter flußaufwärts hat sich das peruanische Iquitos früher wirtschaftlich reger als in jüngerer Zeit entwickelt. Wenn jedoch ein Punkt die Geltung eines inneren Mittelpunkts errungen hat, so ist es dieser. Vor kurzem ist er aus seiner Weltabgeschiedenheit (von Peru aus betrachtet) gelöst worden. Erst in den Jahren 1901 bis 1904 wurden die sämtlichen Flüsse des peruanischen Montañagebiets systematisch befahren und ihr Lauf und ihre Ufer durch Routenaufnahmen festgelegt. Wo die Boote versagten, setzte Fußmarsch ein. Die Karten dieser Erkundung sind noch jetzt das genaueste Material des Waldlandes. Doch immer noch verlangte die Reise von Lima bis Iquitos Wochen (15—17 Tage auf der Talfahrt, 19—21 Tage auf der Bergfahrt). Sie ist unter Benutzung der Verkehrsverbindungen auf dem Hochland — Cerro-de-Pasco-Bahn, Autolinie bis San Ramon — seit der wöchentlichen Flugverbindung von hier nach Iquitos auf einen Tag zusammengeschrumpft, und ihre Strecke stellt dank der vierzehntägigen Luftverbindung von Iquitos nach Manaos einen Abschnitt des Luftweges quer durch Südamerika dar, der theoretisch in wenigen Tagen zurückgelegt werden kann. Eine Luftverbindung zum Andenland führt von Iquitos nach Yurimaguas am Endpunkt der Schiffahrt auf dem Huallaga und nach Moyabamba in einem reichen Siedlungsgebiet. Eine zweite Linie ins Madre-de-Dios-Tiefland ist von San Ramon nach Puerto Maldonado geplant.

Mit den Verknüpfungen vom Hochland nach Iquitos hat Peru am eindeutigsten seine Macht bis dorthin ostwärts vorgeschoben. Von hier aus hat es Ecuador im Rücken umfaßt, und im Vorstoß auf Leticia hat es den 1922 Kolumbien zugesicherten Korridor zum Amazonas wirkungslos zu machen versucht. Ist gleichwohl der Streit um den Zugang aus dem noch größeren kolumbischen Hinterland zu dem Riesenstrom geschlichtet (1934), so wird man schon im Hinblick auf die allzu künstlich gezogenen Grenzen das Ringen um die Gebiete am oberen Amazonas und Putumayo (Grenze zwischen der peruanischen, Ecuador umklammernden Zone und Kolumbien) nicht als abgeschlossen erachten können. Noch schieben sich Wachstumsspitzen gegeneinander.

Während das kleine Ecuador kaum etwas zur Erschließung seines amazonischen Hinterlandes tun konnte, ist Kolumbien, das zunächst mit der Verkehrserschließung seiner Kerngebiete in den Anden und vor diesen gegen die Meere hin voll beschäftigt war, seit jüngerer Zeit an seinem Regenwaldland voll interessiert. Diesem Ziel gilt eine Fahrstraße aus dem oberen Magdalenental nach Florencia, die zum schiffbaren Caquetá und Putumayo weitergeführt werden soll. Freilich ist auch dann Leticia unter Benutzung kolumbischen Territoriums noch nicht zu erreichen. Schwer zu durchdringender Urwald trennt Putumayo und Amazonas, und nur auf dem ersten abwärts und auf dem Amazonas aufwärts über brasilianisches Gebiet führt heute der Weg zu dem Flußhafen in der Südostecke Kolumbiens. Das sind Anzeichen eines völlig unausgeglichenen Zustandes, der sich

Digitized by Google

aus der Ungunst der Fernlage des kolumbischen Kerngebiets gegenüber der Nahlage des peruanischen erklärt. Allein es besteht gerade hier kein Zweifel, daß die regsame Sociedad Colombo-Alemana de Transportes Aéreos (Scadta), die in der Bewältigung der Hochlandstrecken so Großartiges geleistet hat, und ihr wissenschaftlicher Leiter, Peter Paul von Bauer, dem Kolumbisch-Amazonien eine vorzügliche Monographie verdankt, Mittel und Wege finden werden, um eine wirkliche Festigung der kolumbischen Front in Oberamazonien herbeizuführen.

Im ganzen vollzieht sich diese Bildung der inneren Front in Südamerika in einer Durchdringung und Festigung der bestehenden politischen Territorien, wobei jedoch die Entscheidung über die Grenzzone zwischen Osten und Westen während des Vorgangs selbst fällt. Das ist schon vor Zeiten am Madeira und im Acrebezirk geschehen. Der Abschluß der Entwicklung steht im Gran Chaco bevor, während um die Achse des Amazonas selbst, im Bereich der größten Tiefe der zu überwindenden Räume, die noch nicht voll entwickelten Kräfte am Werke sind. Doch noch immer lagert die Urwaldruhe verharrend auf riesigen Zwischengebieten, so daß die Zeit noch fern ist, bis es möglich sein wird, einen klaren, durchgängigen Grenzverlauf anzugeben. Wie alles Leben im Wald, so ist auch diese Entwicklung zunächst an die Herausbildung inselhafter Raumgestalten gebunden, die zwar durch Fluß- und Luftwege verbunden sein mögen, aber trotzdem ihre Abhängigkeit von dem Naturmilieu nicht verleugnen.

Die Sahara einmal politisch betrachtet

Von Ewald Banse in Braunschweig

Von der westlichen Sahara bis zur Gobi, d. h. durch einhunderfünfunddreißig Breitengrade erstreckt sich der größte Gürtel von Wüsten und Steppen, den die Erde besitzt. Während seine östliche Hälfte der gelben Rassengruppe gehört, wird die westliche, die vor Zeiten die weiße von der schwarzen Rassengruppe getrennt hat, heute von südlichen Ausläufern der weißen und von nördlichen der schwarzen bewohnt, die hier an denselben Orten in zahllosen Abstufungen von Schwarz über Braun bis Hell vereinigt und durchmischt sitzen. Und selbst noch in unseren Tagen wirkt dieser Ödgürtel, namentlich in seinem westlichsten afrikanischen Abschnitte, der Sahara, als eine breite, aber nichtsdestoweniger scharfe und nachdrückliche Scheide auf Klima und Landschaft, auf Völker und Kulturen, auf Staaten und Wirtschaftskreise ein. Diese Scheide stellt der mit der Entdeckung der Seewege nach Amerika und Indien sowie mit der Erschließung Sibiriens eingeleiteten Ausbreitung der weißen Rasse noch eine Fülle von Problemen, die sowohl im Kulturlichen wie im Wirtschaftlichen und auch Politischen liegen.

Die Problemstellung liegt vorzugsweise in der Trockenheit des Klimas und in dem seelischen Verhalten der Bewohner. Hinter diesen beiden Begriffen treten alle anderen zurück; sowohl die Weite wie das Relief des Raumes, sowohl die Zahl der eingeborenen Bevölkerung wie die gegenseitige Mißgunst der europäischen Kolonialmächte.

Die Natur der Sahara wird gekennzeichnet durch ausgesprochene Lufttrockenheit und Niederschlagsarmut, die eine außergewöhnliche Armut, wenn nicht gar ein völliges Fehlen von Pflanzenwuchs und damit die Unmöglichkeit ausgebreiteten Siedelns bedingen. Nicht die hohe Sommer- und Tageshitze, nicht die Kühle der Sommer- und die empfindliche Kälte der Winternächte sind es, die der Sahara ihre Schrecken verleihen, sondern das Fehlen des Niederschlages, das auch durch

Digitized by Google

etwas größere Mengen desselben in den höchsten, bis 3400 m aufsteigenden Gebirgslagen, ja durch etwas Winterschnee auf ihnen nicht gemildert wird. Nur daher kommt es, daß ungefähr 61 v. H. der Fläche kahle, pflanzenleere Wüste und etwa 37 v. H. Steppe von freilich meist sehr dürftiger Bewachsung sind, während nur 2 v. H. als Oasenland von sehr zerstreuter, punkthafter Verteilung in Erscheinung treten. Und in diesem Riesengebiete hat nur der schmale Streifen des von Felsrändern eingeschlossenen Niltales dauernden Abfluß zum Meere, was die Bedeutung hat, daß aller Verkehr, vom Niltale abgesehen, auf billige Schiffahrt verzichten muß.

Wüste heißt die völlige Unmöglichkeit menschlichen Siedelns, sei es in Gestalt von festen Orten, sei es selbst in Form nomadischer Zeltlager; in ihr kann der Mensch sich nur als Durchreisender bewegen. Steppe bedeutet die Möglichkeit menschlichen Lebens in der Weise nomadischen Umherziehens kleiner Zeltgemeinschaften, deren Wirtschaft auf Herden und den Verkauf derselben oder ihrer Erzeugnisse gestellt ist. Die Steppe der Sahara ist so dürftig und den größten Teil des Jahres hindurch so wüstenartig, daß man die Zahl der Nomaden auf nicht viel mehr als 150 000, allerhöchstens auf 200 000 Köpfe wird veranschlagen dürfen, die sich auf ein Steppengebiet von 3.3 Millionen qkm verteilen. Ebensowenig wie die Wüste bildet die Steppe ein zusammenhängendes Gebiet, sondern zerfällt in große und kleine Bereiche, die sich von den Rändern des Gesamtraumes zungenartig in die Wüste hinein vorschieben. Die größten Steppenflächen liegen im Tuariglande, im atlantnahen Westen, in Tibesti und den angrenzenden Teilen der Libyschen Wüste, im libyschen Syrtenhinterlande, vor dem Fuße des Atlasgebirges und entlang dem ganzen Südrande der Sahara, wo sie dann in die Savannen des Sudans übergehen. Hierdurch wird es erklärlich, daß die Nomaden der Sahara keine geschlossene Einheit darstellen und, abgesehen von ihrer verschiedenen völkischen Artung, auch niemals werden bilden können. Die größte und stärkste Einheit sind die zwischen der algerischen Sahara und dem Niger hausenden Tuarig, die aber in sich wieder in vier Gruppen zerfallen. Nach ihnen kommen die in der Hauptsache berberischen Stämme der Nordwestsahara und die freilich viel kopfärmeren Tibbus Tibestis in Frage. Aber jedes dieser Völker kämpft seinen Kampf um Selbsterhaltung gegenüber den Franzosen für sich und muß irgendwann einmal völlig unterliegen.

Mit den Oasen nun ist es folgendermaßen bestellt. Sie liegen als winzige Splitter über die ungeheure Weite des Raumes verstreut. Ihre Daseinsfrage ist dauerndes Wasser, das allermeist aus dem Grundwasser gehoben, seltener aus Quellen entnommen wird. Mit seiner Hilfe werden gewisse Pflanzen berieselt und angebaut, vor allem Dattelpalme, Hirse, Weizen, Gerste, Melone und Zwiebel. Günstig gelegene Oasen ziehen auch Nutzen vom Durchgangsverkehr, durch dessen Beherrschung sie früher gelegentlich zu politischer Bedeutung gelangen konnten, wie z. B. Mursuk und die Oasen von Fesan oder die Oasen von Nubien noch vor mehr als hundert Jahren eigene Reiche bildeten. Die einzelne Oase aber liegt einsam und verlassen in der Weite und ist allermeist dem Zugriffe der Steppennomaden ausgesetzt. Deshalb besteht oder bestand doch vor der Besetzung durch die Kolonialmächte ein enges Wechselverhältnis, indem die Oasen an die Nomaden einen Zins zahlten, um nicht von ihnen geplündert zu werden.

So besteht der Gesamtraum der Sahara aus einer ganzen Anzahl von Einzelräumen, die nach Natur und Lage sich von einander absondern. Bestimmend wirken sich besonders drei Hauptwüstengebiete aus, die von Süden her durch breite Steppenkeile abgesondert werden, im Norden aber doch zusammenhängen: die westliche Sahara zwischen Marokko und dem Niger, die mittlere zwischen Tunisien-Tripoli-

Digitized by Google

tanien und dem Mittelsudan, die östliche zwischen dem Mittelmeer und dem Ostsudan. Die einzige von der Natur gegebene Querverbindung liegt ganz weit im Osten, es ist das Niltal, in dem übrigen Gebiete findet sich nur ein gutes Halbdutzend von alten Karawanenstraßen, die zeitweise, aber nur noch spärlich begangen werden, da der Sudanhandel seit Ende vorigen Jahrhunderts mehr und mehr nach Süd und Ost abgelenkt worden ist. Heutzutage dürften kaum noch Karawanen zwischen dem Mittelmeer und dem Sudan verkehren. Die Durchgrenzung der Sahara durch die europäischen Kolonialgebiete hat den uralten saharischen Durchgangshandel endgültig vernichtet.

Neben der Landesnatur ist es die seelische Veranlagung und der Charakter der Bevölkerung, welche die Durchdringung der Sahara erschweren. Die Bewohner sind im Norden vorwiegend Berber, im Süden vornehmlich Neger, doch findet sich Negerblut auch im Norden unterschichtet und Berberblut reicht in den Steppen der Westhälfte bis an den Sudan heran. Helle Haut und schwarze Haut begegnen sich also und gehen unauflösbare Mischungen von reicher Abstufung der Mitteltöne ein, so daß sich in der gleichen Familie schwarzbraune und weizenhelle Geschwister finden können; Haare und Augen sind fast immer brünett. Das was wir Berber nennen, ist in Wirklichkeit ein ziemlich verwickeltes Nebeneinander und Gemisch von kromagnider, mittelländischer und orientalider Rasse mit negerischem Einschlage. Außer Berbern und Negern kommen auch Araber vor, die seit dem 11. Jahrhundert einwanderten und sowohl die alte Berbersprache wie einzelne Negersprachen zurückdrängten; doch ist ihre Zahl nicht groß, und sie leben vorwiegend als Nomaden in der Steppe.

Gewiß ist die seelische Veranlagung dieser Rassen und Völker sehr mannigfaltig. Neben gelassener Würde und Ruhe des großgewachsenen, wuchtigen Kromagniden findet sich die zierliche Beweglichkeit und Posenhaftigkeit des Mittelländers, neben dem Feuer des hageren Orientaliden lebt die sexuell bestimmte, von Pausen dumpfer Trägheit abgelöste Leidenschaftlichkeit des Negers. Außerdem unterscheidet sich der Körper des Steppenmenschen von dem des Oasenbauers durch sehnigeren Bau und windhundartige Schlankheit, was unbeschadet der rassischen Bestimmtheit auf Unterschiede in der Ernährung und Lebensbewegung zurückgehen dürfte.

Aber eins ist doch der ganzen Saharabevölkerung gemeinsam: die Eingezogenheit des Lebens, die Abkapselung der Einstellung zur Welt, das Gefühl einer Abgesondertheit von allen übrigen Menschen. Jedes Völkchen lebt sein Dasein für sich, jeder Stamm weiß sich auf sich selbst gestellt, jede Oase empfindet sich als eine kleine Welt für sich, deren Kimmung durch Ödland umgrenzt wird, aus welchem allermeist Tod und Verderben drohen. Hier gibt es kein Gemeinschaftsgefühl, das über Sippe oder Ort oder Zelthorde hinausgeht. Einzig dem Europäer gegenüber besteht ein Empfinden gemeinsamer Verbundenheit des Lebensstiles. Dieses geht zwar nicht so weit, daß es jemals zu großangelegten Willensaufschwüngen militärischer und politischer Abwehr führen könnte, aber es besteht Bewußtheit des Andersseins, der Abneigung, der inneren Feindseligkeit. Der Europäer, der in eine saharische Gemeinschaft eintritt, bleibt ewig fremd, es gibt keine seelische Brücke, die er in das fremde Seelenleben hinüberzuschlagen vermöchte. Er fühlt sich ringsum von Argwohn und Mißtrauen, von Abneigung und Gegnerschaft umgeben, allimmer steht er vor einer unsichtbaren Mauer. Die Menschen entweichen seinem seelischen Zugriffe, die einen, indem sie sich hinter den Kaktushecken ihrer Oasengärten verschanzen, die anderen, indem sie zu Kamel steigen und in ihre öde Steppe verreiten. Der Europäer und Saharier gehen nebeneinander her, ohne sich zu verstehen, der Eingeborene und der Eingedrungene, das Landeskind und der Fremde.

In eine derartige Sinnesart einzudringen, muß von vornherein für die abend-

Digitized by Google

ländische Kultur aussichtslos erscheinen. Nicht daß die Eingeborenen nicht fähig wären, Rundfunk mitanzuhören oder Kraftwagen zu steuern oder am Alkohol Geschmack zu bekommen, o nein, das lernen sie alles. Aber fremd bleibt ihnen die Erfassung einer Ganzheit, das Aufgehen in einem weitergespannten Lebensgefühl, die seelische Aufgeschlossenheit für europäisches Denken und Trachten. Der saharische Mensch will keine innere Berührung mit dem Europäer; wer aber nicht will, der kann auch nicht, dem ist es von seiner innersten Natur her versagt. Alle Ideen und Einrichtungen, die der Abendländer in die Sahara einführt, werden von deren Bevölkerung entweder abgelehnt oder sie werden nach ihrem eigenen Verstehen umgewandelt und damit umgefälscht. Ein der Obhut eines Targi oder Fesaners oder Tibbu anvertrauter Kraftwagen würde sehr bald unbrauchbar werden und unbeachtet am Wege liegen bleiben.

So also sieht die Natur des Landes, so sieht es in der Seele der Bewohner aus.

Und aus diesen ewigen, unvermischbaren Gegensätzen ergibt sich der Gegensatz in der heutigen Lage. Während die bodenständige Bevölkerung auf Beharrung in ihrem kleinen Raume und auf dessen Behauptung gegen fremden Zugriff gestellt ist, strebt der Europäer nach einer Aufteilung der Sahara und innerhalb seines Teiles nach Verbindung von Stücken, die vorher scharf voneinander getrennt waren. Die durch die Kolonialaufteilung verursachte Verkehrsverschiebung hat die alten Verbindungen zerrissen, die jahrhundertelang zwischen Nord und Süd bestanden, indem sie das Handelsgesicht der nördlichen Striche ausschließlich nach Norden, das der südlichen nach Süden richtete und die mittelgelegenen Gegenden in eine völlig abgesonderte Lage brachte. Die alten Handelsplätze büßten ihren Karawanenhandel ein und verloren ihren Ruhmesglanz als Stätten des Austausch- und Wechselhandels sowie einer rauschenden Lust, welcher sich die Wanderer nach wochen- oder mondelanger Wüstenqual hingaben.

So bildeten sich im Laufe etlicher Jahre oder ganz weniger Jahrzehnte völlig neue Wirtschafts- und Belangseinheiten heraus. Wenn diejenigen der alten Zeit, die also bis gegen 1900 reichten, mit kleinen Staatswesen oder wenigstens Oasengruppen zusammenfielen und ihre Bedeutung in sich selber hatten, so sind die heutigen nur mehr nebensächliche Anhängsel europäischer Kolonialgebiete, innerhalb deren sie mehr die Rolle lästiger, kostspielig zu sichernder Entlegenheiten bilden. Die alte Sahara, die durch Karawanenhandel und Mekkapilgerfahrt eine gewisse höhere Art von Verkehrseinheit bildete, ist durch die europäische Kolonialpolitik in mehrere große Gruppen aufgeteilt, die durch Zollgrenzen gegeneinander abgeschottet werden. Zu der altertümlichen Schottenbildung der natürlichen Einzelräume und Menschengruppen trat eine zweite Schottenbildung durch Kolonialgrenzen.

Das Hauptgebiet der Sahara gehört den Franzosen. Ihr Bereich lehnt sich im Nordwesten an die von ihnen schon gut erschlossenen Atlasländer Marokko-Algerien-Tunisien, im Südwesten an die noch ältere Senegalkolonie, im Süden an die Hinterländer der Guineakolonien und im Südosten an die weniger gut erschlossene Kolonie Äquatorialafrika, die vom Tschad ostwärts in die Sahara übergeht. Den ganz wasserarmen und fast verkehrsleeren Wüsten des Westens stehen die etwas besser durchgängigen Berg- und Flachsteppen der Tuariglänber in der Mitte und die wieder ganz öden Striche im Tibbugebiete gegenüber. Die Tuarigländer trennen den Osten vom Westen so vollkommen ab, daß jeder von beiden und dazwischen das Tuariggebiet selber wieder einen gesonderten Verkehrsraum darstellt. Auch verwaltungsmäßig bilden die einzelnen Teile der französischen Sahara keine Einheiten, sondern der Norden wird von Algerien her verwaltet, und der Süden zerfällt in drei gesonderte Verwaltungseinheiten.

Digitized by Google

Diesen gewaltigen Raum zu erschließen, bereitet die größten Schwierigkeiten. Eine einheitliche Verwaltung besteht nicht, da ein einheitlicher Mittelpunkt für den Riesenraum fehlt, dessen Entfernungen zu groß, dessen Länder zu verschieden gestaltet, dessen örtliche Verkehrsbeziehungen gar zu viele Sonderbelange einschließen, als daß eine zentral gelegene Hauptstadt denkbar wäre. Sollte man Timbuktu oder einen Tuarigort etwa in Ahaggar oder in Air dazu erheben, so würde sein Verkehr mit den Strichen im Nordwesten oder in Tibesti viel zu umständlich sein. Der schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entstandene Plan einer von Algerien nach Timbuktu führenden Übersaharabahn ist immer noch nicht verwirklicht worden, die erste Durchfahrung der Tuariglänber mit Raupenkraftwagen im Jahre 1923 hat ebenfalls noch keine praktischen Dauerergebnisse gezeitigt. Das Kamel ist immer noch das zuverlässigste Verkehrsmittel, dem freilich das Flugzeug an Schnelligkeit überlegen bleibt. Neuerdings sucht man durch Erbohrung von Brunnen und Anlage von Dattelpalmoasen die bisher fehlenden oder doch zu geringzähligen Stützpunkte anzulegen, über welche dann moderne Verkehrsmittel durch die Ödeneien geführt werden können. Durch Einrichtung kleiner Standorte von Fremdenlegionären, Senegalschützen und Kamelreitern wird dieses im Entstehen begriffene Verkehrsnetz militärisch gesichert. Dieserart müßten zuerst die Linien Marrakesch-Timbuktu und Tuggurt-Timbuktu (Sinder) ausgebaut oder besser gesagt eingerichtet werden, woran sich dann im Osten die Einrichtung der Linie Tschad-Kauar anschließen würde. Die von Tuggurt nach Timbuktu und Sinder zu führenden Linien sind die wichtigsten, da sie die verhältnismäßig besten Gegenden erschließen und da sie das sehr unruhige und freiheitsstolze Reitervolk der Tuarig in Schach halten. Das ebenfalls sehr fremdenfeindliche Völkchen der Tibbu ist zu klein und wohnt zu abgelegen, um eine ernstliche Gefahr für das Kolonialgebiet zu bilden, und die Berber des Nordwestens lassen sich von Marokko her unschwer anpacken, wenn erst einmal der feste Wille dazu vorhanden ist.

Der ganze Osten der Sahara ist im Besitze der Engländer. Er ist ein fast reines Wüstenland mit nur ganz wenigen Oasen, unter denen freilich die größte Oase der ganzen Erde ist, das ägyptische Niltal, dessen Bewohnerzahl von 12 Millionen die Zahl der übrigen Sahara um das Achtfache übertrifft. Die Gesamtheit dieses Raumes, dessen nördlicher Teil die Scheinselbständigkeit Ägyptens bildet, während der südliche unter unmittelbarer englischer Verwaltung steht, spielt deshalb für das Niltal nur die Rolle einer Schutzfläche, welche es gegen die Außenwelt sichert. Die Arabische Wüste sperrt die Niltaloase mit ihren Baumwollfeldern gegen das Rote Meer ab, und die Libysche Wüste übernimmt die gleiche Rolle gegen italienischen und französischen Besitz. Gerade die Libysche Wüste ist fast menschenleer und wird in ihrem östlichen Abschnitte dicht vor dem Oasengürtel von nordsüdlich verlaufenden Ketten riesiger Sanddünen durchzogen, als welche Ägypten hier luftdicht abschließen. Da auch das seitliche Begleitland der Niloase vorwiegend nackte Wüste ist, so spielen auch die Nomaden keine sonderliche Gefahrenrolle für die werktätige Bevölkerung, und es besteht keinerlei Schwierigkeit, jene im Zaume zu halten. Das Niltal stellt also ein vom Mittelmeere bis zum Sudan reichendes, von der Natur in die Wüstenscholle eingegrabenes Querschott dar, das beste und gesichertste, das es in der Sahara gibt und das sich leicht selber nach rechts und links zu schützen vermag. Dampfer-, Motorboot- und Segelschifffahrt, Eisenbahn und Kraftwagen sowie Luftverkehr bringen alle Talteile in enge Verbindung zueinander und stellen sie unter ständige Aufsicht. Die Aufgabe ist also in der englischen Sahara sehr viel leichter als in der französischen, alles ist hübsch beisammen und von vornherein zum Querschott bestimmt. Gerade die Anlegung eines solchen durch die französische Sahara macht dort seit Jahrzehnten so

Digitized by Google

viel Kopfzerbrechen und bildet das noch ungelöste Problem. Und genau vor der Westfront des ägyptischen Niltales zieht eine Bogenreihe von Oasen entlang, welche die gegebenen Stützpunkte gegen einen so leicht zwar nicht ausführbaren Angriff von Westen, also aus der italienischen Libia her, darstellen. Sie sind ein Sicherungsschott der Nilbevölkerung gegen Wüste und Feind und können die zwischen ihnen vorhandenen Lücken leicht sperren und decken.

Der italienische Mittelnorden der Sahara besteht aus dem getreppten Abfall der Wüstentafel zum Syrtenbusen des Mittelmeeres und aus den angrenzenden Teilen der Tafel selber. Während diese Teile kahle Wüste sind, ist der Abfall vorwiegend Steppe, die freilich allermeist aus dürrem Halfagrase gebildet wird. Palmoasen sind strichweise verhältnismäßig viel eingestreut. An Hauptverkehrslinien sind zwei vorhanden, die von Hafenplätzen tief landein reichen und dort in Oasen enden. Die wichtigste ist die Straße Tripolis-Mursuk, welche die Italiener mit Kraftwagen befahren und durch Stützpunkte gesichert haben. Die andere liegt weit im Osten und verbindet Benghasi über Audschila mit Kufra, einem von Wüsten umgebenen Oasengebiete; dieser Weg hat keinerlei größere Verkehrsbedeutung. Dazu kommen kürzere Wege wie der von Tripolis nach Ghadames, von Mursuk nach Ghat, von Sirte nach Sokna, die ihrerseits zur Abgrenzung kleinerer Schotten beitragen, so daß der Raum in eine Anzahl von Steppen- und Wüsten-, Bergland- und Oasenabschnitten zerfällt, deren jeder von z. T. ausgebauten Straßen und von befestigten Stützpunkten aus beaufsichtigt werden kann. Das dünn bevölkerte Gebiet ist im großen und ganzen befriedet worden, und vereinzelte Freiheitsscharen lassen sich durch militärische Machtmittel, namentlich durch Bombenflieger, in Schach halten und zerstreuen.

Fern im Westen liegt noch ein viertes europäisches Kolonialgebiet, die spanische Westsahara, auch Rio de Oro genannt, die aber gegenüber den drei großen Kolonialräumen Nordafrikas völlig zurücktritt, denn sie ist nur dünn bevölkert und von den Spaniern noch nicht recht durchdrungen.

Überblickt man die Gesamtheit der Lage in der Sahara, so ergibt sich die Gegensätzlichkeit des Eindringens der Europäer auf schmalen Einmarschlinien und des Verharrens der Eingeborenen, die sich nach einer kurzen Zeit von Abwehrkämpfen in den meisten Gegenden in das Unabwendbare fügten. Gewiß sind die Stämme des mauretanischen Nordwestens noch frei, und auch die Tuarig, die Tibbu sind noch nicht völlig bezwungen, aber ihre Überwältigung ist nicht mehr eine Frage der Möglichkeit überhaupt, sondern nur noch eine solche des zweckmäßigen Zeitpunktes. Mit Bombenfliegern, Kraftwagen, Maschinengewehren und Kamelreitertruppen ist schießlich auch der letzte Widerstand verzweifelter Freiheitshelden zu brechen. Und sollten sich, wenn die Kolonialmacht in einen großen europäischen Krieg verwickelt wird, Teile der unterworfenen Bevölkerung erheben, so würde es sich für sie in dem riesigen Wüsten- und Steppengebiete nur darum handeln, ihre alte Heimat zu befreien, während sie an angriffsweises Vorgehen gegen andere Gebiete nicht denken würden. Die Kolonialmacht brauchte den gefährdeten Abschnitt nur zu räumen, um ihn später wieder unschwer zurückzugewinnen. Einzig die Behauptung des Niltales ist aus Gründen der reichen Baumwollernte und der Weltlage am Sueskanal und am Wege nach Indien für England eine ernste Angelegenheit, die den Einsatz starker Schiffseinheiten und Truppenmassen erfordert und rechtfertigt.

Dies alles hat nichts zu bedeuten. Wichtiger dagegen erscheint uns die seelische Gegenwehr der Eingeborenen gegen das Eindringen der abendländischen Idee.

Zuerst ist da der Kulturzustand. Dieser ist bei den einzelnen Völkern zwar sehr verschieden, aber in der Masse der Bevölkerung doch einheitlicher als die Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit der Tracht, der Bewaffnung und des Hausbaus erwarten läßt. Ob die Masse der Eingeborenen in Erdwürfelhäuschen oder in Ziegenhaarzelten oder in Lederzelten oder in Mattenbuden oder in Kegelhütten oder in Höhlen lebt, die Einrichtung und der Hausrat sind stets ganz einfach, das tägliche Denken ist auf Fristung des Lebensnotwendigsten, auf Befriedigung bescheidenster Bedürfnisse und auf bequemes Nichtstun gerichtet. Ein Bauer aus Tripolitanien oder Ägypten, ein Beduine aus der algerischen Sahara oder ein Targi, ein Tibbu oder ein Kleinbürger von Mursuk können sich um die gleiche Weizenschrotschüssel herumhockend sofort heimisch fühlen. Sie alle kennen nur eine ganz bestimmte gleichartige Lebensweise und sind zufrieden, wenn sie diese überall antreffen, auch wenn sie sich sprachlich nicht sollten verständigen können.

Dieses unbewußte Gemeinschaftsgefühl aller Saharier, gegenüber welchem der Europäer stets außerhalb bleibt, auch wenn er stundenlang mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen versteht, wird noch verstärkt durch das allgemeine Bekenntnis zur islamischen Religion und durch den Gebrauch der arabischen Sprache als durchgehendes Verständigungsmittel. Beim Islam kommt es in diesem Zusammenhange nicht so sehr auf das Abweichen seiner Satzungen von denen des Christentums an, sondern darauf, daß er das gesamte Kulturniveau zu einer unabänderlichen Größe macht, von der auch nur ein Teilchen abzugeben einem Verrate an der Religion gleicherachtet wird. Hier sind wir bei dem Punkt angelangt, wo es um Sein und Nichtsein geht, wo jenseits aller Rationalität das dunkle Bereich des Irrationalen beginnt. Daß fremde Truppen an dem und dem Punkte sitzen, das mag noch angehen, denn man braucht sie ja nicht weiter zu beachten; daß aber der heilige Islam gefährdet ist, daß also in Wirklichkeit die uralt überkommene Kultur beeinträchtigt werden kann, das ist Sünde und Verbrechen der Welt an den Gläubigen, dagegen muß man sich zur Wehr setzen. Und es gibt eine Anzahl frommer Bruderschaften, voran die Senussi, die von Saujaklöstern aus und durch Wanderprediger den Geist des inneren Widerstandes gegen die abendländische Kultur wachhalten und schüren.

Eine andere Macht, die sich innerlich den Fremden entgegenstemmt, sind die alten herrschenden oder herrschend gewesenen Familien mit ihrer stolzen Herrenüberlieferung. Solche gibt es unter den Arabern und unter den Tuarig sowie auch unter den Bewohnern der größern Oasengruppen. Mögen sie auch durch die Europäer ihrer alten Vorrechte entkleidet werden, so wird doch ihre Geschichte dadurch nicht ohne weiteres ausgelöscht, und gerade die oft in ganzem oder halbem Sklavenzustande gehaltenen Teile der Bevölkerung kommen gefühlsmäßig nicht so leicht von ihnen los. In Ägypten ist das Herrscherhaus nie vergessen worden und spielt heute wieder eine sehr wichtige Rolle, die schon bis zur Erklärung einer gewissen Unabhängigkeit des Staates geführt hat, gegenüber welcher England eine sichtbare Besetzung des Landes nicht mehr für richtig hält.

Alles in allem betrachtet, steht somit die europäische Kolonialherrschaft in der Sahara vor ganz eigenartigen und nicht leichten Aufgaben, wenn sie sich auf die Dauer und restlos durchsetzen will. Die Weite des Raumes, seine Unwirtlichkeit, sein mit Ausnahme Ägyptens verschwindend geringer Wirtschaftswert, sein heißes Klima und seiner Bevölkerung innere Feindseligkeit — das alles sind Erscheinungen, die nicht leicht zu überwinden sind. Die Kosten ihrer Überwindung übersteigen nur gar zu oft den Gewinn. Die Eroberung kann nicht flächenhaft vorgehen, sondern muß sich auf schmale Linien beschränken, und deshalb bleibt stets die Gefahr der Absonderung feindseliger Zellen bestehen, deren Überwachung und Befriedung immer wieder militärischen und geldlichen Einsatz verlangt.

Digitized by Google

Der südafrikanische Raum

Von Karl H. Dietzel in Leipzig

Im Laufe der Europäisierung der Erde durch die überseeische Kolonisation ist das Raumschicksal Südafrikas ein merkwürdig zwiespältiges gewesen. Weit vorgeschoben in die Unendlichkeit der Wasserflächen, bot sich die Südspitze Afrikas dar als ein Stütz- und zugleich Beherrschungspunkt an der neu eröffneten Welthandelsstraße nach Indien, ausgezeichnet durch eine doppelte und darum früh erkannte Lagegunst: die gesamte Indienfahrt flutete am Kap vorbei, und sie konnte von hier aus um so leichter kontrolliert werden, als die Station, sehr im Gegensatz zur übergroßen Mehrzahl der strategischen Stellungen in der frühkolonialen Epoche, außerhalb der Tropen und an einem Gestade gelegen war, das den Kolonisatoren ein dem europäischen ähnliches Leben und Wirtschaften ohne weiteres gestattete.

Der Wert der Südspitze Afrikas war also für die, die von ihr Besitz nahmen, zunächst ein rein maritimer, und der Platz konnte, ja durfte bei der durchaus von außen — von Indien und von Europa aus — bestimmten Art der Zielsetzung, die der Besitzergreifung durch die Holländer im Jahre 1652 das Gepräge gab, auch keinen anderen haben. Wenn die Holländisch-Ostindische Kompagnie sich hier, die Gunst der außertropischen Lage nutzend, neben den üblichen militärischen und Faktoreianlagen noch einen „Küchengarten" schuf, so wollte sie sich damit lediglich die Versorgung ihrer Schiffe mit Frischfleisch, Backwaren und Gemüse erleichtern, eine Erweiterung dieses „Gartens" über diesen seinen unmittelbaren Zweck hinaus lag ihr völlig fern, und sie hat sie zu verhindern gesucht. Zwar wurde, zur Verbilligung des Betriebes, die Erzeugung der erforderlichen Nahrungsmittel schon 1657 selbständigen Siedlern überlassen, und der Gouverneur van der Stel hat seit 1678, weil sich die Weidegründe auf der eigentlichen Kaphalbinsel für den Bedarf an Schlachtvieh als zu klein erwiesen, die Ansetzung von Viehfarmern jenseits der Cape Flats, in den Vorbergen des Kapgebirges von der Falsebay an über Stellenbosch nordwärts, gefördert und sich dazu Siedler aus der Heimat, darunter in den Jahren 1678—89 auch Hugenotten verschrieben, aber diesen Kolonisten, die nur selten Eigentümer, meist nur Pächter ihrer Betriebe waren, wurde der Verkehr mit den anlaufenden Schiffen ganz, der Handel mit den Eingeborenen fast ganz unterbunden, und es wurde ihnen jeder Ankauf von Vieh und Eingeborenenland, vor allem aber jede Ausbreitung ins Land hinein immer und immer wieder untersagt.

Gleichwohl ist der „Küchengarten" der Kapstation von Anfang an der Ausgangspunkt einer Entwicklung geworden, der gegenüber die widerstrebende Kolonialverwaltung, sowohl die holländische wie, seit Beginn des 19. Jahrhunderts, die englische, je länger je mehr machtlos war: hinter der maritimen Station, auf die man sich krampfhaft zu beschränken suchte, entstand trotz der beweglichen Klagen der Heimatministerien, die noch 1835 seufzend fanden, daß „das Hauptübel des Landes seine Größe sei", eine Siedlungskolonie mit dem unbezähmbaren Drang, sich immer weiter auszudehnen, und die kurzsichtigen Bremsmaßnahmen der Londoner Regierung lösten in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts nur den unter dem Namen der großen Trekks bekannten revolutionären Akt aus, in dem sich ein wesentlicher Teil der Siedler durch die Abwanderung ins Innerste des Landes den englischen Kolonialbehörden vorerst überhaupt entzog. An der Eigengesetzlichkeit des südafrikanischen Raumes scheiterte, wie einst in Nordamerika, die anfänglich über ein nur maritimes Denken sich nicht erhebende englische Kolonialpolitik, und

Digitized by Google

sie hat, als sie später unter den Eindrücken einer grundlegenden Umgestaltung der Verhältnisse umlernte und das Versäumte nachzuholen versuchte, den einmal begangenen Fehler schwer büßen müssen.

Es ist freilich, will man diesen eigentümlichen Raumcharakter Südafrikas genauer fassen, den Engländern zugute zu halten, daß er sich von dem für sie zunächst wichtigsten Gestade aus, von der Südspitze Afrikas am Kap, dem Betrachter am wenigsten erschließt. Vor dem Reisenden, der in Kapstadt an Land geht, breitet sich ein Landschaftsbild aus, das ihn, zumal im Südwinter, an mittelmeerische Verhältnisse gemahnt: farbenprächtige, dufterfüllte Fluren zwischen mächtigen Sandsteinklötzen, reich blühende Büsche an den Hängen, Pinien zwischen den Felsen, prächtige Eichenalleen, Obsthaine und Weingärten, eine Kulturlandschaft von behäbigem Reiz mit gepflegten Gehöften und Landsitzen, mit anheimelnden Ackerstädtchen, wohlhabend, bürgerlich und nur durch die Allgegenwart der Farbigen, der coloureds wie natives, daran erinnernd, daß dies Ganze eine verhältnismäßig junge koloniale Schöpfung in einer einst ganz anders gearteten Umgebung darstellt. Geht man der Küste entlang nach Osten, so werden die Züge des Bildes zwar kolonialer, aber im Gesamtcharakter sind sie doch ähnlich. Zwischen Mosselbai und East London entfaltet sich eine immergrüne Vegetation, Wald, allerdings in stark verwüsteten Parzellen, tritt auf, eine ausgesprochen bäuerliche Bevölkerung, um Port Elizabeth rein englisch, um East London zu guten Teilen deutsch, bestellt die Äcker. Sie tritt in den Transkeiterritorien zwar vorübergehend zugunsten eingeborener Wirtschaft zurück, prägt aber in Natal, obwohl an Zahl weit in der Minderheit, den Fluren mit ihren Plantagen um so mehr den Stempel auf, und ohne scharfe Grenzen geht die Landschaft allmählich in das Aussehen der feuchten Tropen über.

Dies alles ist die Folge günstiger Niederschlagsverhältnisse, der Winterregen im Südwesten, der Regen zu allen Jahreszeiten im Süden, reichlicher Sommerregen an der ganzen Ostküste; aber das eigentliche Südafrika ist dies nicht, sondern nur ein schmaler, glücklicher Saum, der sich ihm vorlagert. Er endet im Süden und im Südwesten schon an den Kapiden, jenen merkwürdigen Faltenzügen, die sich in mehreren Stämmen an den eigentlichen Kontinentalrumpf anschmiegen, überall sonst an der großartigen Rogersstufe, die als hoher Wulst, in den Drakensbergen zu mehr als 3000 Meter sich erhebend, den südafrikanischen Schild schroff gegen das Vorland absetzt, meerwärts eine gewaltige Gebirgsmauer mit jähen, steilen Hängen, gegen das Binnenland ein niedriger Bergzug, von dem das Land langsam und eintönig gegen das Innere absinkt.

Diese weiten, ganz flachwelligen Landschaften, in denen gesellig stehende Spitzkopjes oder niedrige, langgezogene Kämme herausgearbeiteter Schichtköpfe die einzigen, im Burenkriege immer wieder genutzten Landmarken bilden, in denen die Flüsse ganz flach eingeschnitten, spärlich und träge dahinfließen, in denen das Firmament, in wundervoll blauer Klarheit am Tage, in kalt funkelnder Sternenpracht des Nachts, in den Fernen allseitig sich messerscharf vom Boden absetzt, sie sind die Umwelt, die Südafrikas Schicksal gestaltete. Eintönig und großzügig wie ihre Formgebung ist auch ihre Pflanzenwelt. Schon in den tiefen Ausräumungsfurchen zwischen den Faltenzügen des Kapgebirges und zwischen diesem und der Rogersstufe, in der kleinen und großen Karru, schreitet der Wanderer über ödes Land, auf dem der Wind den Staub um tupfenhaft über den Boden verteilte niedrige Futterbüsche zusammenwirbelt, und jenseits des Hochlandrands tritt er hinaus in Grassteppen ohne Baum und Strauch, endlos in ihrer Weite, ohne Abwechslung und ohne örtliche Prägung, in das Hoogeveldt des Oranjefreistaats und des südlichen Transvaal. Erst nördlich des Witwaterandes gehen diese Gras-

Digitized by Google

steppen mit abnehmender Breite in Parksteppe mehr und mehr zentralafrikanischer Prägung mit Trockenbüschen, Schirmakazien und Baobabs, in das Buschveldt über. Nach Westen verlieren sie sich im Nordabschnitt in die Buschsteppenöden der Kalahari, weiter südlich schalten sich zunehmend Sanddünen und Sandstreifen ein, die Grassteppe löst sich in einzelne freistehende Büschel auf, Zwergstrauchwerk tritt an ihre Stelle, Aloe, Euphorbien, Weiß- und Kameldorn bilden dürftige Streifen längs der wenigen Trockenbette, die in weiten Salzpfannen enden: es ist die Wildnis des Buschmann- und Namalandes, die sich über den Oranje hinweg nach Deutsch-Südwestafrika fortsetzt und nach Norden zu, im Herero-, im Otaviberglan und im Amboland, allmählich wieder freundlichere Züge annimmt. Vollwüste, in ausgeprägtester Form freilich, ist aber nur der schmale Streifen der Namib, die sich zwischen Westküste und Hochlandsrand einschaltet.

Das alles deutet auf Trockenheit im Ganzen, die allerdings nach Grad, Ort und auch Zeit Abstufungen erfährt. Können die Burenhochländer, das mittlere und nördliche Deutsch-Südwestafrika noch auf 500 mm Niederschlag im Jahr rechnen, so regnet es in der Kalahari, im Buschmann- und Namaland bedeutend weniger, in der Namib so gut wie nie. Aber es ist nicht dieser verhältnismäßige Mangel an Niederschlägen allein, es ist vor allem die Regellosigkeit seines Fallens, der unberechenbare Wechsel von Dürre und Überfluß über das ganze Land hin und innerhalb kleinster Teile (denn die Regen fallen in Form heftiger Gewittergüsse nur strichweise), womit der wirtschaftende Mensch sich abzufinden hat. Wie die orographischen Formen und die Bodenbedeckung, so verfließen auch die Lebensmöglichkeiten ineinander. Die Scholle, die heute ihren Mann reichlich ernährt, muß vielleicht morgen verlassen werden. Sie fest zu begrenzen ist deshalb schwierig und gewagt. Die Grenzenlosigkeit, die nur eine ganz konventionelle Ausgliederung von Landschaftstypen erlaubt, ist ein Hauptmerkmal des inneren Südafrika, sie gilt auch nach außen, denn unmerklich wandelt sich das Land nach Norden, nach Angola und nach Rhodesien hinein. Immerhin sind einige Abschnitte von Bedeutung: der tiefe cañonartige Durchbruch des unteren Oranjetales und die breite sumpfige Niederung des oberen Limpopo, die nur weitausholend gegen Westen auf einem schmalen Streifen Landes zwischen der Kalahari und den Burenhochländern, der missionaries road — Cecil Rhodes erkannte mit genialem Scharfblick als erster ihre ungeheure Wichtigkeit — umgangen werden kann. Für die politische Geschichte Südafrikas sind diese Kerben des Reliefs von einschneidender Bedeutung gewesen.

Als die Buren im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts tiefer in diese weiten Räume eindrangen, lagen sie praktisch leer vor ihnen. In einem selbstmörderischen Ringen gegeneinander, in blutigen Raubzügen ohnegleichen hatte sich die eingeborene Bevölkerung selbst aufgerieben, und ihre Reste hatten sich in die randlichen Rückzugsgebiete, in die Berge der Rogersstufe, in die Randzonen der Kalahari, nach Deutsch-Südwestafrika geflüchtet. Was den Buren entgegentrat, waren schweifende Räuberhorden, die mit den überlegenen Waffen der Einwanderer leicht geworfen werden konnten. Die Buren haben sich der Eingeborenen auch in der Folge nur randlich zu erwehren gehabt. Das umfangreiche Kapitel der Kaffernkriege ist ein Stück Geschichte der Küstenlandschaften, es hat sich zum kleinsten Teile im Hochlande abgespielt. Für den Gang der Erschließung Südafrikas kann diese Tatsache kaum überschätzt werden, sie ist zugleich die glänzendste Rechtfertigung für die Besetzung selbst, der der Neger alles dankt, was er heute an Zahl und Bedeutung darstellt, weil erst durch die Gegenwart der Weißen seine Wiedervermehrung möglich wurde. Zunächst aber konnte sich die weiße Siedlung, frei von jeder Einengung, in den dem Raum vorerst allein gemäßen Formen hemmungslos entfalten.

Digitized by Google

An sich waren diese Formen, die einer sehr extensiven Viehzucht, bereits vorgebildet, ehe die Burenemigranten das eigentliche Hochland erreichten. Sie waren schon seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in den Ausräumungsfurchen hinter den äußeren Kapfalten die gegebenen gewesen, nunmehr, in der Abgeschlossenheit und Verkehrsferne der Hochländer, wurden sie die einzig möglichen. In der Gestalt des Trekkens erlangten sie ihre Ausbildung zu einer Art Halbnomadismus und verloren so mehr und mehr jede Beziehung zur Außenwelt. Die Ausbreitung, aus der Gegnerschaft zur englischen Herrschaft geboren, ging in den Charakter der Wirtschaft ein, die Landnahme wurde, bei der Einförmigkeit des Veldts, bei der Spärlichkeit des Wassers, bei der Kargheit des Bodens zur Wirtschaftsform. Eine politische Note hatte sie zunächst nicht, im Gegenteil, dieses unstete Leben in der Einsamkeit, dieses Ziehen von Platz zu Platz, diese Ablehnung aller Begrenzung in jeder Form, die das Land zunächst nahelegte und schließlich erzwang, widerstrebte jeder politischen Bindung. Daß die Auswanderer sich ihr schließlich gleichwohl unterwerfen mußten, bewirkte erst der Widerstand der Engländer, die den Trekkern durch die unerbittliche Abschnürung aller Verbindungen zur Küste und schließlich durch die Entlassung aus dem britischen Staatsverband eine straffere Festigung aufzwangen.

Der Engländer wahrte damit zwar den maritimen Charakter seiner Kolonie, aber ihre weitere Behauptung mit maritimen Machtmitteln allein machte er dadurch gleichzeitig auf die Dauer unmöglich.

Denn die neuen Burenrepubliken, die nun nach mancherlei Hin und Her entstanden, waren nur lebensfähig durch Expansion, weil die Neigung zur Ausbreitung ihrer Wirtschaft notwendig in ihr Wesen eingehen mußte. Den Begriff der Grenze kannten sie denn auch bezeichnenderweise zunächst nicht. In der ersten Verfassung, die sich die Emigranten gaben, in den Winburger 9 Artikeln vom Jahre 1837, ist von ihm überhaupt nicht die Rede, und noch dem Transvaaler „Grondwet“ von 1858 ist er eine Sache, die nicht durch zwischenstaatliche Hoheitsakte, sondern durch Regierungsproklamationen von Fall zu Fall zu erledigen ist. Der Streit mit England wurde unter diesen Umständen mit den Staaten selber geboren, und er wurde um so unlösbarer, als die britische Weltmacht eine Ausdehnung gegen das Meer von Anfang an nicht, eine uferlose Ausdehnung nach dem Innern sehr bald nicht mehr dulden konnte. Der Außenring an der Küste wurde seit 1870, besonders aber seit Anfang der 80er Jahre, nachdem der erste Versuch, sich der Burenstaaten durch Annexion wieder zu bemächtigen, kläglich gescheitert war, durch eine systematische Umfassung von innen her ergänzt, und die Versuche, sich der fortschreitenden Umklammerung zu entziehen, bilden den einzigen Inhalt von Krügers Außenpolitik. Sein Streben nach der Küste und nach einem Hafen, erst nach dem Sululand mit der Luciabai, dann nach dem Swasiland mit der Kosibai, die über zwei Jahrzehnte sich erstreckenden Bemühungen, den Bahnanschluß an die Delagoabai zu erreichen, gehören dahin, und ebenso im Westen der Kampf um die missionaries road, den einzigen Zugang nach dem Inneren jenseits des Limpopo, und um die Kalahari, über die der Weg nach den südwestlichen Hochländern und nach der Küste führt. Cecil Rhodes hat in einem erbitterten diplomatischen Ringen den Republiken diese Ausfallstore und schließlich den Norden überhaupt verschlossen, und Bismarck hat sich dieses Strebens der Buren in genialer Weise bedient, um von den Engländern die Anerkennung der Erwerbung Deutsch-Südwestafrikas zu erzwingen. Seine viel weitergehenden Pläne, mit Hilfe des burischen Unabhängigkeitswillens eine großzügige deutsche Südafrikapolitik aufzubauen, scheiterten freilich an Krügers Unverstand.

Digitized by Google

Gleichwohl sind die vergeblichen Anstrengungen Englands, des Aufstandes gegen die Annexion von 1877 — sie war überhastet erfolgt, um das burische Delagoabahnprojekt im Keime zu ersticken — Herr zu werden, ungemein lehrreich, weil sie zeigen, wie wenig die Raumweite des Subkontinents trotz seiner Erschließung durch die burischen Siedler noch bezwungen war. Das über 280 000 qkm große Transvaal bewohnten damals, neben einer Handvoll englischer Händler und Digger, nur 8000 waffenfähige und wahlberechtigte Buren, sie verteilten sich, zudem nur beschränkt seßhaft, hauchdünn über das Land. Die wenigen Ortschaften, Pretoria eingeschlossen, waren mehr Dörfchen als Städte, sie waren untereinander kaum anders als durch schwer gangbare Pads verbunden, und selbst vom Regierungssitz Pretoria führte nicht einmal ein Telegraph, geschweige denn eine Bahn zur Küste. Waren diese Verkehrsverhältnisse bis 1877 von den Engländern bewußt auf solchem Stande gehalten worden, so erwiesen sie sich jetzt als das schwerste Hemmnis zur Aufrechterhaltung der englischen Besetzung. Die britischen Beamten saßen abgeschnitten in ihren Bezirken, die Zahl der ihnen zugeteilten Truppen hatte wegen der Zufuhrschwierigkeiten so klein wie möglich gehalten werden müssen. Eben dieser Schwäche wegen konnten sie aber nunmehr weder Verbindung untereinander noch mit der Küste aufnehmen, und es war für die Buren ein Leichtes, sie einzukreisen und auszuhungern. Angesichts der Unmöglichkeit, das Versäumte in kürzester Frist nachzuholen und die fehlenden Verkehrswege sozusagen über Nacht zu schaffen, mußte eine Weltmacht wie England vor 8000 entschlossenen Bauern kapitulieren. Die Lehre aus diesem Mißerfolg ist freilich bald um so nachdrücklicher gezogen worden.

Hatten somit die Burenstaaten ihr Dasein noch einmal erfolgreich behauptet, die Tatsache, daß sie nunmehr in feste Grenzen eingeschlossen waren, an denen sie zwar in der Folge mehrfach, aber vergeblich gerüttelt haben, blieb bestehen, und damit zerfiel zugleich die wichtigste Grundlage ihres Wirtschaftsaufbaues, die ständige Möglichkeit einer ungehinderten Ausbreitung. Es ergab sich der Zwang, umzulernen, den mit der ständig wachsenden Bevölkerung wachsenden Bodenbedarf durch Aufteilung und Verdichtung, statt durch Landnahme zu gewinnen und den Boden dementsprechend intensiver zu nutzen. Seinen Bauern diese ihre neue nationale Verpflichtung, von deren Erfüllung das Schicksal des Staates abhing, nahezubringen und sie zur Lösung dieser Aufgabe fähig zu machen, ist neben der Abwehr englischen Druckes der zweite Teil von Krügers Lebenswerk gewesen. Daß es ihm nicht gelang, ja daß es in vielem bis heute noch nicht gelungen ist, darin lag nicht zuletzt der Zusammenbruch der Burenstaaten beschlossen, und darin ist es auch begründet, daß die politischen und die Raumprobleme Südafrikas bis zu einem gewissen Grade noch heute einer Lösung harren.

Die Lösung dieser Aufgabe wurde aber schon damals gleichsam über Nacht um so dringlicher, als mit der Entdeckung der Goldlagerstätten des Witwatersrandes 1885 ein neues Wirtschaftselement das bis dahin im ganzen einträchtige, patriarchalisch-bäuerliche Gefüge der Staaten zu zersprengen drohte: eine bergbauliche Industrie größten Ausmaßes und eine englische Industrie dazu. Sie schuf ein riesiges englisches Bevölkerungszentrum mitten im Lande, das schon um 1890 zahlenmäßig der alteingesessenen Bauernbevölkerung fast gleichkam, von seiner wirtschaftlichen Kraft ganz zu schweigen, und das dementsprechend auch seine politischen, von England nur zu gern unterstützten Forderungen erhob. Wohin sie notwendig führen mußten, das hatte das Schicksal des Diamantengebietes um Kimberley ein Jahrzehnt früher gezeigt, und in der Tat konnte England der nun einsetzenden Entwicklung nicht mehr wie bisher in verhältnismäßiger Passivität zusehen. Ein an der Mineninduſtrie materiell und politisch erstarkendes Transvaal, das eines

Digitized by Google

Auslasses zur Küste nunmehr unbedingt bedurfte, war eine ungeheure Gefahr für die englische Stellung am Kap; schon um der dortigen maritimen Belange willen war man gezwungen, endgültig zu einer südafrikanischen Kontinentalpolitik überzugehen. Die ansaugende Kraft des durch die Goldfunde plötzlich in höchstem Maße aktivierten Binnenraumes war nur dadurch zu überwinden, daß man sich seiner, im Guten oder im Bösen bemächtigte, im Guten durch die Wiederbelebung des Dominialgedankens, für den Lord Carnarvon schon 1875 geworben hatte und den jetzt Rhodes und der High Commissioner Sir Robinson vertraten — der Jameson-Putsch des Jahres 1896 ist der letzte verzweifelte Versuch gewesen, ihn durch eine Umwälzung von innen heraus durchzusetzen —, im Bösen durch eine Politik nackter Gewalt, die Chamberlain und Lord Milner im Burenkriege zum Siege geführt haben, nachdem Deutschlands Widerspruch durch die Zusicherung von Entschädigungen in anderen Kolonialgebieten zum Schweigen gebracht war.

Die Vorbedingung für die Erreichung dieses Zieles in Südafrika selber war, nach den Erfahrungen des Jahres 1881, die Überwindung der Raumweiten durch den Bau von Verkehrswegen. Seit Mitte der 80er Jahre sind, dank Rhodes unermüdlicher Tatkraft, die Schienenstränge vom Kap und von Natal bis an die Grenzen der Burenstaaten heran und trotz Krügers heftigem Widerstand auch durch den Oranjefreistaat hindurch bis zum Vaal gelegt worden, und im Westen schuf Rhodes überdies längs der missionaries road seine große Umfassungsbahn bis nach Rhodesien und von dort wieder bis nach Beira an der Ostküste. Es blieb Krüger, angesichts der Bedürfnisse der Mineninduſtrie, schließlich nichts übrig, als in die Fortsetzung der Netze nach Transvaal hinein einzuwilligen, und die Genugtuung, daß er die Delagoabahn und damit einen Anschluß an einen neutralen Hafen verwirklichen konnte, war ein schwacher Trost. Die Hauptstärke der Burenstaaten, ihre aus Siedlungsleere, wirtschaftlicher Autarkie, Verkehrsferne und Verkehrslosigkeit sich ergebende Kraft der Verteidigung, war jedenfalls infolge der Bevölkerungsverdichtung und der Bahnnetze dahin, das Land war für den andrängenden Gegner erreichbar geworden und zugleich geschwächt durch die Auflockerung seines noch 1881 völlig einheitlichen gesellschaftlichen Aufbaus, durch den Hemmschuh einer gegnerischen Minenbevölkerung und durch die Erschütterung seines Bauerntums, das der von ihm verlangten Betriebsumstellung nicht gewachsen war und daher in seinen Grundeigentümern teils (wenigstens verhältnismäßig) verarmte, teils überhaupt (vor allem im landlosen Nachwuchs) in einem vorerst noch ländlichen Proletariat, den „Armen Blanken", versank.

Im Burenkrieg sind diese einschneidenden Wandlungen der Raumerfüllung, der Raumbewältigung, der Zusammensetzung und der Sinnesart der Bevölkerung grell zutage getreten. Die Anfangserfolge der Buren waren ein die Welt zunächst blendender Schein, möglich nur infolge des anfänglichen Versagens der englischen militärischen Organisation. Sobald diese Mängel behoben waren, schwanden die Erfolgsaussichten für die kleinen Republiken mit einem Schlage dahin, die Machtmittel des Weltreiches vermochten sich voll zur Geltung zu bringen. Die Schwerfälligkeit der burischen Milizen bei Kampfhandlungen in größeren Verbänden, ihre Unlust zu energischem Angriff, nicht zuletzt ihre moralische Haltlosigkeit nach den ersten Schlappen taten das übrige. Daß eine kleine Schar mutiger Kämpfer über den Zusammenbruch hinaus im Guerillakrieg aushielt, war für die Engländer lästig, aber militärisch bedeutungslos. Es ist für die Umkehrung der Lage innerhalb von 20 Jahren bezeichnend, daß die burischen Kommandos schließlich den gleichen Verhältnissen erlagen wie die Engländer im Jahre 1881, nämlich der Leere des Raumes, die nunmehr von der britischen Heeresleitung durch die Überführung der Landbevölkerung in Konzentrationslager künstlich hergestellt wurde.

Digitized by Google

Den Engländern, denen die neuen Verkehrsmittel es jetzt gestatteten, ihre Verbindungen innerhalb des Landes und nach außen gleichwohl aufrechtzuerhalten, konnte sie nichts anhaben, aber den burischen Freischaren schnitt sie die Lebensmöglichkeiten ab.

Die gewaltsame Zusammenfassung des burischen Lebensraumes durch den Frieden von Vereeniging ist, obwohl der Krieg die materiellen Grundlagen der burischen Agrarwirtschaft so gut wie vernichtete, für diese doch insofern ein Segen gewesen, als sie die Einengung in verhältnismäßig enge Grenzen vorerst wieder aufhob. Den Buren stand der ganze Siedlungsraum wieder um so mehr zur Verfügung, als die englischen Siedlungspläne, infolge des durchweg ungeeigneten Siedlermaterials und infolge bedenklicher organisatorischer Mißgriffe, fast restlos scheiterten. Die Nationalitätenverteilung — dem Engländer die Stadt, dem Buren das offene Land — blieb daher im Wesentlichen die gleiche, und die ländliche Bevölkerung hat sich, nach einigen schweren Jahren, von den Kriegsfolgen sehr rasch erholt. Verhältnismäßig schnell milderten sich auch, unter dem Eindruck der entschiedenen Bevorzugung mutterländischer Wirtschaftsbelange durch die Regierungspolitik, wodurch die städtische Bevölkerung vor den Kopf gestoßen wurde, die Nationalitätengegensätze. Als der im Frieden von Vereeniging versprochene Dominialstatus 1910 verwirklicht wurde, erfolgte das bereits unter entschieden burischer Führung. Die Belange der Landbevölkerung standen dabei im Vordergrund, — und sie waren die gleichen wie stets: die Frage neuer Landnahme war nach einer kurzen Spanne wieder aufholender Entwicklung von neuem brennend geworden. In ihrem Zeichen ist die Südafrikanische Union 1910 ins Leben getreten, sie hat, in Gestalt des immer dringender werdenden Problems der „Armen Blanken", gleichzeitig aber auch als Eingeborenenfrage, den jungen Staat von Anfang an und in ständig wachsendem Maße belastet.

Die Union hat sich gewiß Mühe gegeben, diese ihre Lebensfragen von innen heraus zu lösen. Eine Intensivierung der agrarischen Betriebsmethoden ist zweifellos eingetreten. Es ist gelungen, die zur Viehzucht verwendete Bodenfläche verhältnismäßig einzuschränken und gleichwohl eine beträchtliche Steigerung der Stückzahlen, in der Schaf- wie in der Rinderhaltung, zu erzielen; riesige Flächen sind für den Getreide-, vor allem für den Maisbau bereitgestellt worden; und die Ausdehnung der Obstkulturen, die Anwendung künstlicher Bewässerung in Verbindung mit einer systematischen Siedlungspolitik schuf Raum für eine Anzahl neuer bäuerlicher Existenzen. Das Ziel jedoch, die Flächengröße der südafrikanischen Durchschnittsfarm wesentlich zu verkleinern, ist bisher nur unvollkommen erreicht worden, und vor allem vermag sie in der Gegenwart weniger Weiße zu ernähren denn je. Konnte doch die dank der Intensivierung sich stark hebende Erzeugung ihren Absatz nur im Ausland finden, und der nun auf dem Weltmarkt zu bestehende Wettbewerb zwang zur Rationalisierung, d. h. zur Einstellung billiger, in Südafrika also farbiger Arbeitskräfte. In dem Maße, in dem sich die Agrarwirtschaft modernisierte, verminderte sich auch die weiße Landbevölkerung, trat das Gegenteil dessen ein, was man sich von der Modernisierung und Aufschließung erhofft hatte. Der Eingeborene, freilich nur als Proletariat, bestimmt wieder, wie seit einem Jahrhundert nicht mehr, das Bevölkerungsbild des offenen Landes, die weiße Herrenschicht wird, verhältnismäßig wenigstens, dünner und dünner.

Den Maßnahmen aber, die so von der Scholle sich lösenden und nach der Stadt strömenden Weißen in einer neu zu schaffenden Industrie unterzubringen, stellen sich womöglich noch größere Schwierigkeiten entgegen. Der Bergbau vermag sie nicht aufzunehmen, weil er nur durch billige schwarze Arbeitskräfte überhaupt einträglich gestaltet werden kann, und die hohe Lohnstufe, die der Weiße für sich

Digitized by Google

fordern zu müssen glaubt, um den Abstand vom Eingeborenen zu wahren, seine Weigerung, mit ihm an gleicher Arbeitsstätte tätig zu sein oder auch nur Verrichtungen auszuführen, die durch Überlieferung ihm als entehrend gelten und allein dem Farbigen vorbehalten sind — es ist der Großteil ungelernter Berufe —, belastet die südafrikanische Industrieschöpfung mit Problemen, die in Europa ganz unbekannt sind. Durch ein strenges Schutzzollsystem hat man sie dennoch lebensfähig zu machen versucht, aber ihrer Ausdehnung sind wiederum durch die Absatzverhältnisse enge Grenzen gesetzt. Der innere Markt ist bei der verhältnismäßig geringen Anzahl der Weißen, bei der sehr schwachen Kaufkraft der absichtlich auf sehr niederem Kulturstand gehaltenen Farbigen sehr klein, ein äußerer nur zu erobern, wenn die durch die Lohnhöhe und die Herrenansprüche der weißen Arbeiter ins Ungeheuerliche gesteigerten Gestehungskosten gesenkt, d. h. wenn wiederum die weiße Arbeiterschaft durch die sich reichlich darbietende farbige ersetzt wird. Da dies, um den Sinn der ganzen Maßnahme nicht ins Gegenteil zu verkehren, verhindert werden muß, gerät das südafrikanische Industrialisierungsstreben mehr und mehr in eine Sackgasse.

So liegt der Gedanke nahe, diese den Staat immer schwerer belastenden Probleme durch Rückkehr auf den überlieferungsgemäßen Weg der Ausbreitung zu lösen. Er bietet sich jetzt nicht nur an für die Unterbringung landlos gewordener weißer Bevölkerung, sondern er scheint nunmehr auch die einzige Möglichkeit, die Absatzgrundlage der jungen Industrie durch Erweiterung des in die Schutzzölle einbezogenen Raums zu verbreitern. Die Grenzen des südafrikanischen Naturraumes werden deshalb, um dieses Wunschbild zu begründen, unmerklich immer weiter im Norden gezogen, der Begriff des Greater South Africa stellt sich ein. Über die ein Jahrhundert lang wirksame Scheide des oberen Limpopo im Norden greift er hinaus nach Rhodesien, den Südsaum der Kalahari erkennt er nicht mehr als Naturgrenze an, und über den Cañon des unteren Oranjetales und die ihn beiderseits begleitenden Halbwüsten hinweg ist Deutsch-Südwestafrika bereits auch politisch einbezogen worden. Als toter, noch mit Leben zu erfüllender Raum bietet sich davon freilich, und auch nur in ganz beschränktem Maße, die Kalahari dar. Deutsch-Südwestafrika, auf das man die größten Hoffnungen setzte und das man deshalb 1914 unter den gesuchtesten Vorwänden an sich brachte — mit den Vorbereitungen zu dieser Annexion hatte man schon 1911, ein Jahr nach der Gründung der Union, begonnen —, hat diese Erwartungen nicht erfüllt. Die unter großen (freilich in der Hauptsache vom Mandat selbst aufgebrachten) Kosten angesetzten burischen Neusiedler sind, der von der Landesnatur geforderten harten und umsichtigen Arbeit entwöhnt, nicht vorwärts gekommen; die Einbeziehung des Mandats in das südafrikanische Schutzzollsystem hat, weil gleichzeitig der innere Markt durch die allmähliche Stillegung der Bergbaubetriebe zerstört wurde und die Union selber mit ihren gleichen Erzeugnissen kein Abnehmer sein konnte, die Kaufkraft der Bevölkerung vernichtet; eine Reihe von Dürrejahren haben nach scheinbar glücklichen Anfängen das Ihrige getan. Nur die eingesessenen Deutschen haben sich auch wirtschaftlich einigermaßen zu behaupten vermocht. Zwar ist die bereits an Aufstand grenzende Aufsässigkeit der burischen Farmerschaft gegenwärtig, unter dem Eindruck des deutschen Umbruchs, von dem man für sich Rückwirkungen befürchtete, wieder einer kapfreundlicheren Stimmung gewichen, aber von Dauer kann dies nicht sein. Die Naturschranke des unteren Oranjetales hat sich als stärker erwiesen, sie stellt Südwestafrika auf sich selber und weist ihm eine eigene Entwicklung zu.

Diese Überzeugung, etwas Eigenes zu sein, herrscht im Norden, in den beiden Rhodesien, schon seit langer Zeit. Aus ihr heraus ist Südrhodesien mit dem Tage

Digitized by Google

der Dominialwerdung Südafrikas aus der bereits bestehenden Zollunion mit dem Süden ausgeschieden, und das Mutterland hat, um ein Gegengewicht gegen den neuen Staat zu schaffen, diese Selbständigkeitsregungen durch die Gewährung des Self-Government im Jahre 1923 klugerweise gestützt. Das Angebot der Union, die Kolonie unter sehr günstigen Bedingungen in den südafrikanischen Staatsverband aufzunehmen, wurde von der weißen Bevölkerung einmütig abgelehnt. Diese Einstellung hat sich, obwohl im letzten Jahrzehnt über 3000 Buren aus dem Süden eingewandert sind, bisher nicht geändert und wird sich auch kaum je ändern. Der Wirtschaftsaufbau weist das Land auf möglichst umfangreichen Güteraustausch mit Europa hin, und das südafrikanische Schutzzollsystem würde ihn nur erschweren. Wie einst in der Burenstaaten Tagen ist von Südwestafrika bis nach Rhodesien ein neuer Außenring um die Union in Bildung begriffen, der sich, dieses Mal aus Gründen der Selbsterhaltung, dem Ausbreitungsstreben von Süden her entgegenstemmen muß, ja unter Umständen selbst sehr bald expansiv werden kann.

Nur in diesem Zusammenhang vorerst hat der einzig noch wirklich tote Raum im Rahmen des Größeren Südafrika, die Kalahari, ihre Bedeutung, ihre Bedeutung deshalb, weil sie, immerhin ein Gebiet von der doppelten Größe des Deutschen Reiches, zum natürlichen Verbindungsglied zwischen den beiden, nun durch gemeinsame Interessen verbundenen Flügeln des neuen Außenringes, zwischen Südwestafrika und Rhodesien, geworden ist. Noch ist sie, abgesehen von einigen dürftigen Anfängen im Chanseveldt des Nordwestens, im Inneren durch die europäische Kolonisation kaum erschlossen, aber ihre Erschließung liegt, da sie nirgends eigentliche Wüste ist, mindestens strichweise durchaus im Bereich des Möglichen. An das schon ausgearbeitete Projekt einer Bahnverbindung zwischen Wankie in Südrhodesien und Gobabis in Südwestafrika (die Unionsregierung hatte an diesen Vorbereitungen begreiflicherweise keinen Anteil) knüpfen sich die Hoffnungen der Rhodesier wie der Südwestafrikaner, und die Rhodesier erstreben darüber hinaus, in eigentümlicher, aber notwendiger Parallele zum Wollen der einstigen Burenrepubliken, im Norden einen Streifen staatseigenen Landes bis zur Kunenemündung an der Westküste. Die Südafrikanische Union, die ihre Durchdringung vom Süden, vom trockensten Teile des Raumes her ansetzen muß, ist demgegenüber sehr im Nachteil: die Befarmung des ihr unterstehenden Teiles von Betschuanaland ist bisher noch wenig vorwärts gekommen, und auf mutterländische Unterstützung darf sie nicht rechnen. Hat doch England kürzlich die ihm noch unmittelbar unterstellten Teile Südafrikas dem High Commissioner für den Subkontinent entzogen und einen besonderen Commissioner-Posten dafür geschaffen.

Eine Betrachtung Südafrikas vom Standpunkt der Überwindung und Durchdringung großer, politisch und wirtschaftlich hemmender Räume kann damit abschließen. Sie mußte, von den Naturgegebenheiten ausgehend, im wesentlichen geschichtlich sein, weil der Subkontinent in dieser Beziehung als so gut wie bezwungen gelten kann. Die dabei gemachten Erfahrungen zu verallgemeinern wäre freilich bedenklich. Südafrika ist unter den ariden und semiariden Räumen der Erde ein ausgesprochener Sonderfall. Immerhin kann vielleicht soviel gesagt werden, daß eine in solchen Gebieten einmal ins Rollen gekommene Ausbreitung schwer aufzuhalten ist und sich immer weitere Ziele stecken wird, auch wenn vielleicht besondere Wirtschaftsformen wie etwa die künstliche Bewässerung schließlich einige Festigkeit, wenigstens örtlich, erzwingen. In dieser Richtung, allerdings wohl noch in weiter Ferne, liegen auch, abgesehen von der Rassenfrage, die nur z. T. von dieser Ebene aus betrachtet werden darf, die Zukunftsprobleme Südafrikas, mögliche Streitfälle, die unter Umständen sehr ernste Formen annehmen könnten. Wie und ob sie überhaupt ausgetragen werden, läßt sich freilich nicht voraussehen.

Digitized by Google

Im Vorfeld der abessinischen Festung

Von Fritz Jaffé in München

Wenn dieses Heft es sich zur Aufgabe gemacht hat, die organische Bewältigung toter Räume zur Darstellung zu bringen, so ergibt sich schon daraus, daß die Ereignisse in Abessinien nur unter starkem Vorbehalt in diesen Zusammenhang gehören. Es ist ein Unterschied, ob Kontinente die wüsten Zonen zwischen ihren Siedlungsgebieten in friedlicher Arbeit durchdringen und aneinanderfügen, oder ob Armeen sich ihren Weg durch schwierige Gebiete im Kampf nicht nur mit geographischen Hindernissen zu bahnen suchen.

Der Unterschied liegt nicht nur im Tempo, wie er zwischen der raschen Tat und der planmäßigen Entwicklung immer bestehen wird. Er liegt auch im wirklichen Sinne, in der Wahl der eingesetzten Mittel, im Vorgehen selber wie in seiner Zweckbestimmung. Konzentrisch dringen die italienischen Truppen durch das Vorgelände des Hochlandes von Habesch gegen diesen Mittelpunkt vor. Das eigentliche, ideelle Ziel heißt Addis Abeba, aber noch weiß niemand zu sagen, ob es durch die Gewalt der Waffen oder sonstige Einwirkungen je erreicht werden wird. Die strategische Vorbedingung verlangt die Bewältigung der vorgelagerten Raumgürtel. Das hat die Anlage neuer Straßen oder den Ausbau vorhandener Wege zur Folge. Aber erst ein naher oder auch ferner Friede wird darüber entscheiden, ob und in welchem Maß die aus dem Bedarf des Angriffs erwachsenen Verbindungen einem friedlichen Verkehr dienen werden, und wer ihn in der Hand hat. Von den verschollenen portugiesischen und türkischen Streifen abgesehen, wurde in der Neuzeit zweimal aus dem Küstensaum gegen das abessinische Innere vorgestoßen. Aber weder Sir Robert Napiers Einmarsch von der Zulabay nach Süden, der 1868 mit dem Siege bei Magdala endete, noch gar 18 Jahre später General Baratieris Katastrophe in den eben jetzt „entsühnten" Gefilden von Adua ließen verkehrstechnische Spuren im Lande zurück. Wenn es überhaupt gestattet ist, das italienische Vorgehen in oder gegen Abessinien einem anderen hier abgehandelten Vorgang zu vergleichen, dann höchstens der japanischen Einkreisung des chinesischen Festlandes. Aber Zeitablauf, Raumgestaltung und Methoden schließen irgendeine Vertiefung dieser nur sehr oberflächlichen Verwandtschaft aus.

Will man die Bewältigung des abessinischen Vorlandes von der Küste her betrachten, so liegt es einstweilen näher, darauf zu verweisen, daß sie in dem bescheidenen Maßstab, den der Handel des afrikanischen Reiches erheischte, längst erfolgt ist. Von Massaua und von Dschibuti, von Berbera und Mogadisk führen von altersher Karawanenwege dem Inneren zu. 1883 eröffnete der später verhängnisvolle Italiener Antonelli eine neue Strecke von Assab über das Aussagebiet nach Schoa, und noch manches entsprechende geschah seither. Besonders gehört die Dschibutibahn in diese Reihe. Aber schon dieser erste Finger Europas im alten Habesch erschien dem verhältnismäßig fortschrittlichen Menelik II. gefährlich. Schon diese Erschließung überstieg den von ihm angestrebten Zeitrhythmus so erheblich, daß er die Vollendung jahrzehntelang hintanhielt. Im Augenblick aber erweist sich die Bahn von Addis Abeba zum Meere als nützlich. Noch ist die Binnenstrecke in der Gewalt des Negus, das kurze Küstenstück aber im Besitze einer neutralen Großmacht, die wenn auch widerwillig, durch eine merkwürdige Laune des Schicksals gezwungen ist, dem befreundeten Italien die Waffeneinfuhr zu sperren, während Abessinien durch den Dschibutihafen beliefert werden darf und beliefert wird.

Digitized by Google

Was jetzt geschieht, ist also eine militärische Bezwingung der abessinischen Randzone, eine reine Kampfhandlung. Da aber in diesem Zusammenhang eine strategische Abhandlung über den italienischen Feldzug nicht verlangt wird, da andererseits die geopolitischen Ergebnisse dieser akuten Raumüberwindung als Dauererscheinung vom Ausgang des militärischen wie des politischen Ringens abhängen werden, sind den folgenden Ausführungen enge Grenzen gewiesen. Eine von außen kommende, eine gelandete Macht, sucht sich den Weg in das Herz einer immer noch selbständigen anderen Macht zu erzwingen. Noch ist nicht abzusehen, ob und mit welchem Erfolg. Auf jeden Fall aber fehlt diesem Angehen über Ödräume das korrespondierende Gegenstück, das Ziel einer „Verbindung". Würde — und dies Angebot tauchte ja in der Zeit der Vorbeugungsversuche auf — den Italienern die Verbindung zwischen ihrer Eritreakolonie und ihrer Somalikküste über die Gebiete von Danakil, Aussa und Ogaden zugestanden werden, so wäre allerdings ein Raum zwischen zwei kolonialen Bezirken unter der gleichen Hoheit überwunden. Eritrea und Somaliland würden sich freilich gegenseitig wenig oder nichts zu bieten haben. Aber das Zwischenstück würde die völlige Abschnürung Abessiniens nicht nur vom Meere, sondern auch von seinen nichtitalienischen Anrainern bedeuten. Es würde, rittlings der Dschibutibahn, den gesamten abessinischen Handel, soweit er nach Osten abfließt, unter italienische Vormundschaft bringen. Jedoch selbst das bleibt vorläufig Phantasie, solange weder das Kriegsglück, noch die große Politik ihr letztes Wort gesprochen haben.

Zur eigentlichen Sache werden wenige, wenn auch wahrscheinlich allgemein bekannte Vorbemerkungen notwendig. Das auf jeder der jetzt zahlreich gedruckten Karten von Abessinien sich deutlich abhebende Hochplateau entfernt sich, von Norden nach Süden mehr und mehr, von der Küste. Hier in der Herzkammer des Landes, auf jener Hochebene, die von den allzu erschlaffenden Einflüssen der Tropensonne insofern frei bleibt, als sich die mörderische Bestrahlung durch größere Kühle der Höhenlage teilweise ausgleicht, vollzog sich die Reichswerdung Abessiniens. Aber gehemmt durch die langwierigen Kämpfe zwischen den Teilfürsten des Hochlandes, insonderheit zwischen den Ansprüchen von Schoa und Tigré, vollzog sie sich, wenigstens in ihrer heute gültigen Gestalt, erst spät.

Erst zu einer Zeit wurde das Reich von Schoa in seiner Eigenschaft als souveräner Sammelpunkt Gesamtabessiniens einigermaßen gesichert, als schon die schwere Hand der europäischen Kolonisatoren auf allen Gebieten am Meere lag. Nirgends erlaubte es sein Aggregatzustand diesem gänzlich inwendigen Gebirgslande, sich den Küstenzutritt zu verschaffen. Im gewaltigen Umspannungsraume von Italienisch-Eritrea über das französische Dschibuti und das britische Somaliland bis zur italienischen Somalkolonie nisten die überseeischen Eroberer. Der Bogen führt erst in ungefähr südöstlicher Richtung längs des Roten Meeres und des Golfes von Aden bis zum Kap Guardafui, um dann nach diesem großartigen Knie längs des Indischen Ozeans nach Südwesten abzubiegen. Auf der ersten wie auf der letzten Strecke ist er von italienischem Kolonialgebiet gesäumt, im Somaliland neuerdings über den Djubafluß bis zur britischen Kenyagrenze. Der vorspringende, nach Osten vorspringende Raum also, liegt in der Zange zweier italienischer Kolonien, oder, heute besser gesagt, Angriffszentren.

Diese dem abessinischen Reich sowohl als handeltreibende Meeresküste wie als Wall am Meere verlorengegangene dreieckig-halbkreisförmige Küstenniederung besteht durchweg aus der sogenannten Kolla. Unter Kolla versteht der Abessinier die mehr oder weniger heiß-feuchte und meist ungesunde Ebene, die sich längs der unwirtlichen Küsten breitet.

Im Norden, in der Eritreakolonie, tritt das beherrschende und gesunde Hochland

Digitized by Google

verhältnismäßig dicht an das Gestade heran. Asmara, der Ausgangspunkt der großen, vom General de Bono nach Süden teils ausgebauten, teils neuerbauten Höhenstraße, liegt an sich schon etwa 2500 m hoch. Die von dort mit allen Mitteln moderner Baukunst und italienischer bewährter Technik nach Süden geführte Heerstraße führt über Adi Ugri und Adi Quala zur Grenze, und dann weiter zum ersterreichten und lange gehaltenen Kampfabschnitt der Linie Aksum—Adua—Adigrat. Die neuen Bewegungen der Italiener lassen bisher erraten, daß sie über Makalle hinaus auf den Vormarsch über die Höhengrate Gewicht legen und die unangenehme Niederung der Danakilwüste vermeiden wollen.

Natürlich kann diese Annahme morgen durch Tatsachen widerlegt sein. Während aber diese Zeilen in Druck gehen, herrscht folgendes Bild vor: Der italienische Vormarsch drückt mit dem linken Flügel seiner Nordfront auf die äußersten, von Adigrat über Makalle am Rande des Höhengebietes nach Süden führenden Gratwege. Auf dem rechten Flügel der Nordgruppe zeichnet sich der abessinische Widerstand schärfer ab. Er kämpft hier, im Nordwestwinkel des Reiches, an der Dreiländerecke zwischen Eritrea, Abessinien und dem angloägyptischen Sudan, an den Ufern des Setit, ganz offensichtlich um die Anlehnung an das quasibefreundete angloägyptische Reich. Die Abessinier wissen genau, daß Erwägungen, die mit den geruhsamen Patrouillen-Fahrten der Big Fleet zwischen Gibraltar und Haifa und mit der Neugestaltung des angloägyptischen Verteidigungswesens eng zusammenhängen, den Italienern eine irgendwie vermeidbare Kundgebung in Richtung auf das amharische Land nördlich vom für Ägypten so schicksalsträchtigen Tanasee untersagen. Im übrigen steht dem linken Flügel des italienischen Vormarsches jenseits des Takazzeeinschnittes das mit Höhen bis zu 4600 m in den Himmel ragende semische Gebirgsmassiv gegenüber. Das dürfte selbst so sorgsamer Einrichtungen spotten, wie sie dem italienischen Angriff die Gunst langer Vorbereitung und glühender Ehrgeiz ermöglichten.

Gehen wir heute recht, und ist es erlaubt, für uns schicksalsschwere Kampfentwicklungen mit uns nichts angehenden zu vergleichen, so dürfte der italienische Vormarsch von Norden her es zunächst mit einer ähnlichen Nordsüd-Westost-Nordsüd-Winkelung zu tun bekommen, wie unser Vormarsch zu Beginn des Weltkriegs im Westen, und zwar zufälliger-, aber doch erwähnenswerterweise, wiederum durch englische Einwirkung im Nordwesten und am rechten Flügel.

Nur hier besteht eine Art von zusammenhängender Stellung, nur hier darf auch von einem wochenlangen „Stellungskrieg" gesprochen werden. Und es sieht so aus, als sei die Straßenbaukunst in großem und gründlichem Ausmaß bisher vorwiegend in diesem Höhengelände zur Anwendung gelangt. Die Anmarsch- und jetzige Etappenstraße von Asmara her wurde schon im Frühjahr in Angriff genommen und seit der Grenzüberschreitung bis Adua fortgeführt. Querstraßen, die bei den starken Höhenunterschieden mehr Mühe verursachten, als sich von der Karte ohne weiteres ablesen läßt, verbinden die Fronten von Aksum über Adua nach Adigrat und neuerdings weiter südöstlich in Richtung auf die Makalle vorgelagerten Berge. Hier mögen den Italienern ihre Erfahrungen aus dem Karst und dem sonstigen Alpenvorgelände zugutekommen. Außerdem aber verfolgen sie mit großer Aufmerksamkeit den Präzedenzfall des marokkanischen Feldzuges. Manche Franzosen bestreiten zwar die Möglichkeit der Nutzanwendung und sprechen vom Überwiegen der Verschiedenheiten.

Indessen besteht jedenfalls die Tatsache, daß der italienische Anmarsch hier im Norden zuerst den Höhenrand erklommen hat. Der Umstand, daß die Vorberge des abessinischen Hauptplateaus im Nordosten bis nach Eritrea hereinragen und sich also schon vor dem Beginn der Kriegshandlungen in italienischer Gewalt befanden, erleichterte ihnen diesen Sieg über das Gelände. Hinzu kamen später die be-

Digitized by Google

sonderen politischen Verhältnisse des Landes Tigré, die — selbst einigen italienischen Zweckoptimismus gebührend in Rechnung gestellt — den eindringenden Feind des aethiopischen Reiches an dieser scheinbar stärksten Stelle der natürlichen Festung zum Anklopfen ermunterten. So wurde der äußere Mauernkranz im Nordosten erstiegen. Und doch steht der Angriff auch hier noch im Vorgelände, denn vor der geschlagenen Bresche drängen und wuchten sich in gewaltigen Gebirgsringen die Verteidigungslinien. Aber es scheint, als wolle General de Bono den Weg auf der einmal erkämpften Höhe anderen Vormarschrichtungen vorziehen, als gedenke er, sich auf der Höhe den Weg nach Süden gegen das Hawaschtal und die Dschibutibahn zu erstreiten.

Dies Verfahren würde die Meidung des sich zwischen Süderitrea und Dschibuti im Osten und der abessinischen Hochfläche im Osten breitenden Wüstengeländes von Afar und Danakil in sich schließen. Zwar wurden die Feindseligkeiten von Eritrea her am 2. Oktober durch die Besetzung der einsam im Grenzwinkel zwischen Französisch-Dschibuti, italienischem und abessinischem Gebiet emporragenden Berggruppe des Mussa-Ali eröffnet. Damals naheliegende Vermutungen, daß die Italiener längs der Dschibutigrenze nach Süden zur Oase Hadele-Gubo am Hawasch und weiter zur Dschibutibahn vorstoßen würden, sind bisher nicht eingetroffen.

Nicht ganz sicher beglaubigte Meldungen sprechen indessen von einer italienischen Schlappe in den letzten Oktobertagen beim Versuch, in der ungefähren Richtung auf die Aduafront vom Mussa-Ali aus in die Danakilwüste vorzudringen. Außer durch Flieger, besteht zwischen beiden Fronten keine Fühlung. Hier kann auch noch von keinerlei Bewältigung des Zwischengeländes gesprochen werden. Kommt es dazu, so wäre abzuwarten, ob in diesen außerordentlich unwirtlichen, aber verhältnismäßig ebenen Gegenden nicht weniger umfangreiche Straßenbauten, als vielmehr die nicht an Wege gebundenen Kampf- und Transportmittel wie die kleinen Zweimännertanks und die bewährten Raupenautos den Ausschlag geben.

So nähern wir uns der zweiten, der ausgesprochen ungebirgigen Front, der von Italienisch-Somaliland aus vorgetragenen. Hier ist ein wichtiges, aber im wesentlichen nicht landeinwärts orientiertes Straßensystem entstanden, und zwar mit dem Rückgrat innerhalb der Kolonie. Die besonders in Monsunzeiten bekannte Unzuverlässigkeit des zudem sehr abseits gelegenen Hafens von Mogadisk im Süden der Somalküste legte dem Oberkommando den Ausbau des kleinen Küstenortes von Kassim im Norden, an der britischen Somalgrenze, nahe. Dieser Hafen hat außerdem den Vorzug, Massaua und Assab, also der eritreischen Küste und damit der eigentlichen italienischen Operationsbasis, erheblich näher zu liegen, als Mogadisk. Von hier aus bauten die Italiener zwischen Meeresküste und Hoheitsgrenze zunächst eine Rochadelinie über Badwein, Galacaio, Sinadogo, Belet-Uen, die von dort über den Unterlauf des Schebeli Mogadisk erreicht. Sie treibt feindwärts, also nach Nordwesten, ihre Stichstraßen gegen Fort Damot, Wardair-Ual-Ual und Mustahil vor. Englische Sachkenner vermuten schon lange, daß das Schwergewicht eines dort vorgeführten Angriffs auf dem rechten Flügel ruhen müßte, weil der linke, etwa im Raume Mogadisk-Dolo, etappenmäßig allzuschwer zu nähren wäre.

Und in der Tat scheinen die letzten, uns am 30. Oktober zu Gesichte kommenden Meldungen von der abessinischen Südwestfront diese in den „Times" vom 9. September erschienene Voraussage zu bestätigen. Danach wäre General Graziani mit dem rechten Flügel über Ual-Ual, mit der Mitte längs des Schebeli und mit dem linken Flügel, dem dann freilich nur die Rolle der Flankendeckung zukäme, längs des Djubaflusses vorgegangen. Bisher verlautet, daß diese Kolonnen sich bei Gorrahei, also noch mitten in Ogaden, vereinen sollen, um von dort gemeinsam gegen das immer noch ferne Hochland der Somaliplatte anzugehen.

Digitized by Google

Ogaden ist der Schauplatz dieser Operationen. Dieser Innenbezirk des Somalilandes erscheint nicht nur in der großen Weltpresse, sondern auch in manchen neuen Büchern über Abessinien als öde und unfruchtbare Wüste. Mag sein, daß Mussolinis Wort, er sei „kein Wüstensammler", das sich, gewollt oder ungewollt, auch auf diesen ihm einst angebotenen Raum bezog, bei diesem Irrtum Pate stand. Auf jeden Fall bedarf er der Berichtigung. Jede der älteren, so gediegenen und zuverlässigen Quellen widerlegt ihn. Galt doch dies Hinterland von Somali, zwischen den ungesunden Strandzonen und dem Hochland, immer als eine geradezu paradiesische Gegend. So bezeichnet es auch der englische Forscher F. L. James, der nach langen Reisen 1885 sein Buch The unknown Horn of Africa erscheinen ließ. Aber wir können uns auf einen vielleicht noch gewichtigeren Gewährsmann beschränken.

Es ist dies der Schweizer Alfred Ilg, jahrzehntelang Ingenieur in Abessinien und Minister Meneliks II., der an der Eroberung Südabessiniens von Schoa her um 1880 tätigen Anteil nahm. Die Aufzeichnungen, die dieser ebenso tüchtige wie selbstlose Mann hinterließ, wurden 1918 von seinem engeren Landsmann Conrad Keller veröffentlicht. Keller hat außerdem selber seit 1891 Ogaden durchstreift. Er nennt es eine Strauchsteppe, die oft in schöne Parklandschaft übergeht. Längs der Flußläufe ziehen sich terrassenförmig ansteigende Galeriewälder aus Akazien, Sykomoren und Euphorbien. Auch Ackerbau wird getrieben. Durra (Hirse), Mais und Gemüse gedeihen in sonst ungewohntem Maße. Nur der August und September sind völlig regenlos, und nur während dieser Zeit nimmt das Land einen wüsten, abgestorbenen Ausdruck an. Dann beginnt die Regenzeit, und mit einem Schlag blühen Steppe, Wald und Feld. Man hat so viel vom Ende der abessinischen Regenzeit Anfang Oktober gesprochen und sich dann gewundert, wenn in den Berichten aus dem Südwesten immer von ihrer Fortdauer die Rede war. Aber ein Blick in ältere Landesbeschreibungen, z. B. James oder Keller, klärt darüber auf, daß hier, in Südsomaliland und Ogaden, die Regenzeit erst im Oktober einsetzt und bis zum Dezember oder länger anhält. Eine absolute Regelmäßigkeit gibt es auch für diese Gezeiten freilich nicht. Jedenfalls ist Ogaden weder eine Wüste, noch eine öde Steppe, wenigstens den größten Teil des Jahres hindurch nicht. Auch die vortreffliche Nordsudankarte des britischen War Office von 1925 zeigt Ogaden mit einem ziemlich reichen Wasser- und Wegenetz bedeckt. Nur für den nördlichen Saum des Haud und des Nogal, ebenso für einen bei Ual-Ual schon überwundenen Streifen längs der italienischen Somaligrenze gilt der Wüstencharakter. Schon Ual-Ual ist die Oase der „hundert Brunnen", und von dort an nach Nordwesten wird die Provinz immer reicher. Sie ist auch keineswegs unbewohnt oder auch nur verhältnismäßig dünn bevölkert.

Als am 3. Juli 1935 das Giornale d'Italia Ogaden als den „ödesten Wüstenraum Äthiopiens" hinstellte, handelte es im Sinne eines ausgegebenen Stichwortes. Damals kam es darauf an, ein als ungenügend erachtetes Angebot herunterzusetzen. Außerdem ist der Begriff „Wüste" sehr dehnbar. Der Winter des europäischen Rußland wies den Armeen Bonapartes ein grimmigeres Gesicht als den Söhnen des Landes. Auch die Sonne des 5. Grades nördlicher Breite dürfte dem Ankömmling ungnädiger sein als dem Afrikaner.

Unwegsam im Sinne eines europäischen Angriffes wird dieses Gebiet also sein. So erscheint es den eigenen Bewohnern und den friedlichen Besuchern als irdisches Paradies, den fremden Eroberern jedoch als unheilvolle Wüste. Eine auffällige Verkehrung der Bezeichnungen, die zum raumpolitischen Nachdenken unter mehr als raumpolitischen Gesichtspunkten Anreiz bieten könnte.

Digitized by Google

Langemarck

Von Wolf Justin Hartmann

Langemarck! — ein kleines, belangloses Städtchen, fast noch ein Dorf, nicht anders als tausend und abermals tausend jener schüchtern geduckten Dörfer, die durch den Sturm des Krieges aus ihrem friedlichen Schlaf, aus Versunkenheit und Verträumtheit jählings gerissen wurden, — ein kaum erkennbarer Punkt in der bunten Weite der Länder, über die das Schicksal in den Jahren der Schlachten schritt, Langemarck — das aus der Menge schon langsam verwehender Geschehnisse und Gestalten wie fernherbrausendes Singen durch die Zeiten hallt. Niemand wußte ehedem von ihm; niemand kannte den Namen. Versteckt im sicheren Dunkel seiner Verschollenheit lag es im Norden, irgendwo, nahe am Meer, in der flandrischen Ebene. Der leichte, bläuliche Rauch kräuselte sich aus den Schornsteinen über die Dächer, die Bauern sprachen mit Wichtigkeit über das, was sie für wichtig hielten, zwischen den schwarzwässerigen, schnurgeraden Kanälen weidete das Vieh auf den grünen, saftigen Wiesen.

Nichts deutete darauf, daß hier eine Stätte der Bewunderung und Verehrung ihrer Geburt heimlich entgegenharrte, daß hier eine letzte Weihe geoffenbart und empfangen werden sollte.

Da schwoll der Lärm der sich umfassenden, im Kampf um den Flügel sich aufstaffelnden Heere, wie aus einer gewitterigen Wolke fiel Feuer auf den Ort und seine gewöhnliche Stille, auf Häuser, Hecken, Blumenbeete und Felder, ein grelles, flackriges Licht erhellte ringsum die Landschaft mit einem blutroten Schein, und entfesselt schlugen die Flammen in Langemarck empor; gegen den grauen Himmel, diesen müden Himmel des Herbstes, verhängt und beschwert vom Dunst der See, traurig und erdrückend. Aber es waren nicht nur die Flammen aus Balken und aus Sparren, es war nicht nur das verheerende Element blindwütiger Detonationen — aus Qualm und berstenden Wänden, aus dem Gedröhn der Granaten, aus Schutthaufen, Trichtern, Massensturz menschlicher Leiber erhob sich eine Lohe der Hingabe und Bereitschaft, sichtbar der Welt wie ein überallhin leuchtendes Fanal! Und Langemarck hieß es damals! Langemarck heißt es noch heute, als sei der Name des Dorfes in uns eingebrannt mit einer stets schmerzenden Glut. Seit jenem Tag, da er zum erstenmal aus seinem verborgenen Dasein sich entschälte, auftauchte mit gespenstischer Gewalt vor den gebannten Augen unseres ganzen Volkes und für eine unvergeßliche Schar von Jünglingen dieses Volkes zum Symbol der Erfüllung und zum geöffneten Tor ihres heldischen Untergangs wurde.

Es ist jedoch nicht immer derselbe Klang in den Stimmen, die mit der Namensnennung jenes Tages ihren Meinungen und Gefühlen Ausdruck zu geben versuchen. Heute so wenig wie je zuvor. Und die Betonung des Wortes ist verschieden, wie die Menschen verschieden sind und stets verschieden sein werden, die von Langemarck und seinen Streitern sprechen.

Bei Langemarck erwies sich wie noch nie und ein für allemal die Überlegenheit der Technik über noch so tapfere, opferfähige Herzen, die Mechanik triumphierte, Kanonen und Maschinengewehre, ein stählernes Material war stärker als die Kraft entfachter, begeisterter Seelen, der Geist unterlag, der Stoff gewann den Sieg: so hört man die einen reden, und in ihrer Rede ist oft ein giftiger Stachel — eine hämische Freude, die Genugtuung jener Hörigen der Niedrigkeit und

Digitized by Google

Wohlfeilheit, die ohne Schwingen sind für den Flug zu einer Idee und aus der dumpfen Enge ihrer erdgebundenen Ohnmacht nach jeder kühnen Tat und jedem höheren Streben mit neidischen Blicken schaun.

Bei Langemarck scheiterte der notwendige und verzweifelte Versuch Deutschlands im ersten Kriegsjahr, die Erstarrung der Westfront zu lösen und mit neugewonnener Bewegungsfreiheit eine schnelle und voraussichtlich siegreiche Entscheidung zu erzwingen: stellt die Wissenschaft strategischer Führung fest, nüchtern, trocken, mit sorgsam gezogenen, unanfechtbaren Schlüssen — und die Mahnung der Toten ist nur ein Gedankenstrich in einem dicken Buch der Untersuchungen und der Lehren.

Sie ließen sich verscharren für unser gediegenes Geld, für Prozente und Dividenden, für Renten, Aktien und Zinsen, sie waren unsere brävsten, tüchtigsten Marionetten und tanzten in das Grab, wie unser Draht es befahl: lacht eine dritte Sorte, verstohlen und gemein, und macht ihre Bilanzen nach dem Brauch honoriger Leute bei honorigen Geschäften — und zwinkert sich zu wie Verbrecher in düsteren Höfen oder in Sälen voll Gold.

Gefallen bei Langemarck: schluchzt eine alte Stimme, noch heute nach Jahr und Tag, ein weißer Scheitel beugt sich zu dem verblaßten Bild, ein mütterlicher Kuß, ein Streicheln der welken Hand — dann duftet die Rose im Glas inniger, heftiger, wilder, in leidenschaftlichem Drang, einen einsamen Lebensabend mit einem vagen Hauch von Gottes Gunst und Freundschaft zu beglücken.

Gefallen bei Langemarck für das heilige Recht seines Volkes: gibt leise einer zur Antwort, in die Ruhe der Dämmerung, ein Vaterloser von schmalen, kargen Jahren, und sein Gesicht wird hart, als sei ein Meißel am Werk, ein unnachgiebiger, unerbittlicher Meißel, der Schlag auf Schlag aus Knaben Männer formt. Es dunkelt schwarz schon die Falte zwischen den Brauen auf der sonst so reinen Stirn, und die Knöchel seiner Hand blinken mit hellen Kanten in eine zeitlose Stunde.

Gefallen bei Langemarck...

Verschieden ist der Klang, der durch menschliche Stimmen schwingt.

Verschieden wie Gut und Böse, die um das Geschlecht der Irdischen von Anbeginn an ringen. Und nicht ein Bekenntnis ist wichtig, sondern allein eine Haltung.

Jene, die heute schweigen, sangen, als sie starben.

Sie traten an im fahlen Licht des Morgens; die Nebel krochen träg und tückisch über die Fläche ihres frühen Endes, feucht war das Gras, feucht, wie benetzt von Tränen, waren alle Blumen. Von Westen her, der Wind blies sacht um Wangen und Schläfen und strich durch die vollen Scheitel, bevor sie den Helm festbanden zu ihrem letzten Dienst; vom Meere ein kühler Wind. Sie nahmen fröstelnd ihre Waffen auf, schräg voraus wiesen die Gewehre in das verhüllte Geschick. Und brachen auf aus den Bezirken ihrer Sicherheit, aus lieblichen Gefilden, aus einem Garten der Märchen und der Spiele. Sie waren ja alle so jung! Und so wenige kannten das Leben, den Zwang einer Wirklichkeit, die sich ohne Schminke und Maske erbarmungslos entschleiert. Die wenigsten von ihnen hatten das strenge Gesetz eines Einsatzes aller Kraft, den erbitterten Kampf um das Heute und um das Morgen und um jede Zukunft erfahren. Sie standen ja erst auf der Schwelle zu jenem nur geahnten, rätselvollen Raum, darin ein jeder gemessen und gewogen wird, um seiner Bewährung willen. Und was wußten sie denn vom Tode und seinem endgültigen, einmaligen Spruch?

Seht an! Das Dasein der meisten war bisher behütet und bewahrt, ihr Leben war bisher der Mütter Sorgen und Pflegen, der Väter Trachten und Schaffen.

Digitized by Google

Sie kamen aus der Heiterkeit der unbekümmerten Freuden, sie hatten gelacht und gescherzt, hatten den bunten Ball ihrer lustvollen Jahre jubelnd hinaufgeschleudert in eine fröhliche Sonne und mit geschwellter Brust den Kopf im Nacken getragen. Und dieser oder jener hatte wohl gar nur getändelt und seine wunscherfüllten, müheloſen Tage mit Nichtigkeiten verbracht. Denn um sie breitete sich wie ein schützender Mantel des allzu schillernden Glanzes das mächtige Vaterland, das Land des gehäuften Reichtums und der Behaglichkeit, der Arbeit und des Verdienens. Es ließ sich herrlich leben nach der Ansicht ihrer Einfalt und ihrer Unkenntnis der Drohungen und Gefahren für eine so lockere Gemeinschaft in dieser bequemen Welt gesättigter Bürgerlichkeit, der selbstverständlichen und gewohnten Genüsse, der vielen Rechte und der geringen Pflichten. Es ließ sich wohl sein dabei. Sie hatten sich eingerichtet, sie hatten nicht die Muße, noch weniger das Verlangen, Verantwortungswecker, Gewissensschärfer zu sein und nach Krankheitsherden zu suchen, die am Bestand des Volkes zehrten, das Werden der Nation in Frage stellten und vom Gipfel und allen Hängen des Reiches den Niederbruch gesammelten Gerölls in eine grause Tiefe mit unleugbaren Zeichen kündeten. Sie hörten kaum das unterirdische Grollen. Sie achteten nicht dieser Zeichen; es mag sogar sein: sie bemerkten sie nicht einmal. Ihr Sinn war nicht auf die Abgründe und Schluchten menschlichen Daseins gestellt. Ihr Sinn war ihre Jugend, der sie sich widmeten nach einem natürlichen Recht und mit derselben Inbrunst, mit der sie sich dem Tod zur Weihe gaben, als er sie gleichsam zur Buße für allzufernen Ernst in seine Schranken rief.

Ein wenig flüchtig vielleicht, ein wenig allzulaut und überzeugt von der Ordnung aller Dinge wie von ihrem eigenen unantastbaren Wert, aber geliebt, gewürdigt und geachtet, bald bestaunt und bald beneidet, so liefen sie ihre Wege durch die deutschen Gaue — und schritten jetzt einen Weg, flüsternd und ohne Zögern, etwas geneigt und mit Entschlossenheit, gegen den lauernden Feind, und sprangen über finster gähnende Gräben, wie sie fast alle bisher über Nöte, Zweifel und Ängste leichtfüßig gesprungen waren.

Die ersten Kugeln sirrten zu ihren Häuptern hin; zuweilen schien es ihnen, als zwitscherten nur Vögel über den wogenden Nebeln. Wie sie gezwitschert hatten zu Hause im Buchenwald, wo jetzt von allen Zweigen die Blätter niederfallen auf den verschlungenen Pfad und auf die Bank mit den eingeschnittenen Herzen und in den Bach, an dem die knorrigen Weiden so silbern im Mondlicht gleißten. Der Bach floß in die Heide, dort, wo jenseits der Brücke auf einem sanften Hügel die Burgruine steht, in der die Käuzchen schrien. Der Wald, der Bach, die Heide und das Moor, Kirchturm und Schule, ihr Zimmer, Werkstatt und Stall und Laden, die Täler und die Berge! Das Bild der Heimat stieg vor ihnen auf, ein gnadengesegnetes, kraftspendendes Bild aus unverlöschlichen, untilgbaren Farben, und schwebte ihnen voran in den brauenden Dunst hinein. Und Stimmen wurden vernehmlich, liebe, vertraute Stimmen raunten ihnen zu, mit Worten, die sie verstanden, die sie wie oft schon gehört, Gestalten begleiteten sie mit geheimnisvollen Schritten, blieben ihnen zur Seite auf diesem Opfergang und hatten ihre Gesten nach altbekannter Weise und altgebrauchter Gewohnheit, hatten ihr Mienenspiel, in dem jeder Ausdruck und jede Veränderung deutbar wie das Klopfen der eigenen Pulse, wie ihrer eigenen Herzen selbstloser, erhabener Drang. Durch das Bild der Heimat, durch Mienen und Gebärden fielen die rostbraunen Blätter aus einem Buchenwald — wie diese und jene fielen, vereinzelt zuerst, dann in Haufen, durch Flüstern und Geraune — stöhnte und ächzte es, gellten qualvolle Schreie, die Lücken klafften wie aufgerissene Wunden, sie wechselten stumme Blicke,

Digitized by Google

sekundenlang, forschend, prüfend, erwacht aus einer Zeit, die nun schon wie ein Traum weit hinter ihnen lag.

Denn seht sie an, diese Jünglinge auf einer vernichtungsumheulten und von allen heiligen Schauern der Selbstüberwindung, der Aufgabe und eines lauteren Glaubens geisterhaft regen Flur: sie sprangen in die Lücken, sie sprangen über die Wunden, Sterbenden und Toten wie bisher nur über Kanäle und vordem — wie lang ist es her! — über die schlimmen Nöte in Gesellschaft und Volk und Staat, sie schlossen sich zusammen, Studenten, Arbeiter, Bauern, Kaufmannsgehilfen und Handwerker und Künstler, sie schmolzen ineinander im glutheißen Keuchen der Schlacht, in einer einzigen Flamme, die lodernd aus ihnen brach, sprengten die alten Krusten der Klasse und des Standes, der Konfession, der Titel und des Besitzes, sprengten den Bann, den die Vorurteile des Stumpfsinns und des Dünkels, den Geldgier, Machthunger, Haß und Neid, den alle Mängel und Laster menschlichen Empfindens durch nichtsnutzige, gedankenlose Jahre wie eine starre Lähmung über sie geworfen, sprengten das deutsche Unheil und wurden eine Einheit, eine unlösbare Gemeinschaft auf Gedeih und Verderb! Dasselbe Schicksal wölkte über sie, dasselbe Schicksal fuhr in ihre zuckenden, vorwärtsgeschleuderten Reihen, ob arm, ob reich, ob bei Gebet oder Fluch, ob mit zusammengebissenen Zähnen oder seltsam lachenden Mundes: der große, greise Tod im müden Herbst von Flandern schwang seine Sense ohne Unterschied und mähte eine Jugend, die sich mähen ließ aus freiem Willen, Dienerin des ganzen Volkes zu sein. Da dachten sie kaum mehr an Bücher, an Pflug und Pinsel, an ein Gesellenstück, an Werkzeug und Fabrik, ein unvollendetes Drama, zertrümmert wurde ihr Alltag wie morsche Barrikaden, die sie bisher getrennt, da dachten sie nur noch Sturm und dachten Sieg, auch um den äußersten Preis ihres wunderbar jungen Lebens, und daß sie diesen so entscheidungsvollen und schon schier unmöglichen Sieg nur als Brüder erkämpfen könnten, da halfen sie sich und stützten sie sich und fingen sich auf im Sturz, im Hagel der prasselnden Garben, Hände der Hämmer faßten Hände der Feder in einem letzten Druck, zum Abschied und zum Gelöbnis und einem neuen, köstlichen Beginn!

Das Wunder der Verwandlung hatte sich vollzogen!

Im Untergang der Blüte einer ob ihrer Unzulänglichkeit zerklüfteten Generation keimte und sproßte die Schöpfung für die Zukunft!

Das neue Wesen, der neue deutsche Mensch, geboren aus dem Blut der Kameradschaft, erstanden im Inferno eines ungeheuren Ernstes, emporgebaut aus der Sittlichkeit des Opfers, wuchs aus dem Tod in das Leben!

Seht an! Sie erkannten sich als Wanderer gleicher Art aus einer versinkenden Zeit, allzu lässig vertan, in eine Epoche des Aufbruchs der Nation, des Umbruchs zur Gemeinschaft, um der Gemeinschaft willen, erkannten sich bei den Feuern ihrer Verzehrung als Glieder *eines* Volkes, als Tropfen in *einem* Strom, der aus der Tiefe ihrer Adern rauschte, aus dem Gebein der Ahnen in der Scholle der Heimat, aus Vätergräbern und aus Mutterschoß.

Wellen um Wellen dieses ewigen Stroms brandeten gegen das Dorf.

Und zerschellten und vergischteten vor dem Wall der Kolonials.

Welle auf Welle floß zu in das rote Geschäume.

Da wurde es eine Woge, die durch die Nebel von Langemarck gegen den Himmel schlug, hinan, gegen einen Himmel, der im ersten Schein einer neuen Verheißung erglomm. Da sangen sie auf der Woge, es schimmerten ihre Stirnen, sangen mit strahlenden Augen, Mann neben Mann, wie sie das Blei in die Knie und auf die Erde zwang. Und starben mit dem Lied von Deutschland auf den Lippen.

So waren sie berufen. So waren sie auserwählt.

Digitized by Google

Und ihre Berufung war, als ein Denkstein an der Straße unseres Volkes zu stehen, durch alle Zeiten, wohin uns das Schicksal auch führe. Ein Denkstein für die Stunde der Gefahr, auf daß sich Deutschland entsinne, daß Stunden der Gefahr auch Stunden der Größe sein müssen, wenn wir sie bestehen wollen.

Langemarck hieß es damals.

Langemarck heißt es noch heute.

Langemarck wird es heißen, solang eine deutsche Jugend bereit und fähig ist, diejenigen zu lieben, die sich verschwenden und vergeuden können im heiligen Überschwang — um dieser Größe willen!

Der auffliegende Schwan

Eine Mozartnovelle von Johannes Roll

Unter der Feuerfackel des Vesuvs fuhr die Karosse der Fürstin Palacivini vor. Die beiden Mozarts, der Vater und der noch nicht fünfzehnjährige Sohn, stiegen die Stufen des Landhauses hinan. Ein Diener in gelber Livree öffnete die Tür zum Saale und rief laut in den Kerzenglanz: „Die Herren Mozart."

Das Fest begann mit einer Akademie. Der junge Mozart spielte Sonaten von Scarlatti und Martini. Dann phantasierte er über ein eigenes Thema. Die Salviati, Prima Donna der Oper, war nicht erschienen. Aber an ihrer Stelle sang die Delphina, die Freundin des Fürsten Monteverde, süß und mild wie der Maraschino, den die Gastgeberin reichen ließ.

Kurz nach Mitternacht, als Signore Ettore, erster Sänger der Oper, geendigt hatte, wurde der junge Mozart von einer leichten Müdigkeit befallen. Er bat den Vater, hinausgehen zu dürfen in die warmen Gärten. In der Tiefe des Parks, da, wo sich schon der Fels türmte, war eine natürliche Grotte mit einer Quelle in wolligem Moos, und im Dunkel der Höhlung schlief der dicke Abbate Bertoni mit der Flöte in der Hand auf einer Steinbank.

Die Sprünge des jungen Mozart hatten den Alten geweckt. Freundlich hob er seine Arme, so daß der Vater vermeinte, ein gutmütiger Faun, der dort die Nacht verträume, rufe den Knaben, um ihn die Lieder zu lehren, mit denen das gehörnte Volk die Stille des Mittags und die Wunder der Nacht beschwört.

„Sagt, Abbate", fragte der Knabe, seine Hände in das träufelnde Wasser tauchend und Mund und Schläfen benetzend, „ist's wahr, daß hier früher die Nymphen am Quell gesungen und mit schimmernden Gliedern getanzt haben?"

„Gewiß", grunzte Bertoni, „da Vergil selbst es uns erzählt."

„Und kann man sie heute nicht mehr sehen, die schönen Mädchen und Frauen, nicht einmal in dieser Nacht? Wie schön ist es hier! Nur die Mama müßte noch her und das Nannerl! Das Bäschen auch! Und ein Zauberer! Ach, Herr Abbate, gibt's auch keine Zauberer mehr?"

„Doch", erwiderte Bertoni, der sich aufrichtete und seine Füße von der Bank zog, „nur suchen müßte man sie, mein junger Herr, am Ende fände sich schon einer."

„Schau'n S', Herr Abbate", beklagte sich Mozart, „da ist's schon wieder: ‚Mein kleiner Herr! Mein junger Herr!' So geht's in einem fort. Ich weiß schon, daß ich nur klein bin. Deswegen müßte ja der Zauberer her. Mit seinem Stäbchen: schnick, schnack, schon wär ich so groß und schön wie der Antinous, den wir in den Gärten des Papstes sahen. Schnick, schnack, schon wär ich stark und schnell wie Mercurius, der himmlische Gassenläufer. Schnick, schnack, und das Nannerl wäre da und die Mama und wir könnten den ganzen Tag eine gute Musik machen."

Digitized by Google

„Beruhigt Euch, Signore Mozartini", erwiderte der Abbate, „hier in Neapel wächst alles dreimal so schnell als sonstwo, und das Wort ‚Mein kleiner Herr! Mein junger Herr!' das soll nicht mehr über meine Lippen. Die Musik aber, die schafft Ihr schon allein, da brauchts keinen Zauberer und keine Fee."

Während der Knabe sich seinen Träumen überließ und der Vater ausrechnete, daß sie wohl mit Ehre, aber ohne Überschuß von der teuren Reise wieder nach Hause zurückkehren würden, blies der Abbate mißmutig auf seiner Flöte. Plötzlich setzte er das Instrument ab und knurrte zwischen den Zähnen: „Verfluchtes Fest!" Und als ihn der Vater Mozart fragte, fuhr er scheltend fort: „Der Fürst kommt, um die Salviati zu sehen, denn er braucht sie schon bald für eine Aufführung, die er zur Krönungsfeier des Königs geben will. Die Salviati aber hat sich in ihrem Hotel verschanzt wie ein Kommandeur und ist nicht herauszulocken."

„Ist sie immer noch schön, Herr Abbate, die Salviati?"

„Schön? Praxiteles selbst wäre glücklich gewesen, nach ihr die Venus zu bilden."

„Und nicht wahr, Papa", wandte sich der Junge an den Vater, „die Salviati hat mich geküßt, in Paris, als ich bei den Fräulein St. Hilaire spielte. Damals aber war ich noch ein Kind ..."

Der Vater unterbrach ihn. „Verzeihen Sie, Herr Bertoni", sagte er, „wir wollten morgen der Signora unsere Aufwartung machen. Sie ist also schlechter Laune und es empfiehlt sich nicht, zu ihr zu gehen?"

„Im Gegenteil! Sie ist in bester Stimmung, und ich will selbst den Cicerone machen."

In die laute Fröhlichkeit des Festes kam eine Stille, als die beiden Mozarts mit Bertoni wieder eintraten. Die Gäste umgaben das Sofa des Fürsten Monteverde, der einen Streich erzählte, den die Seeräuber ihm als Admiral vor Catania gespielt hatten. Die Herren lauschten gespannt, die Damen erschreckt. Dem Knaben aber, der die Hand der Delphina auf seiner Schulter und ihren Atem neben seiner Wange fühlte, schwankte das Herz zwischen den Verheißungen der Liebe und den Fanfaren des Ruhmes. Da sprangen die Tänzerinnen von San Carlo laut und wirbelnd herein. Und der Knabe atmete auf und sagte: „Musik."

Die Sängerin und Tänzerin Maria Salviati, die ehemalige Freundin des Fürsten Monteverde, hatte sich, wie Bertoni richtig gesagt hatte, in ihrer Wohnung, im Hotel San Spiritu, eingeschanzt und war für niemanden zu sprechen. Durch die Sorge des Fürsten verwöhnt, führte sie ein fast bürgerliches Leben. Aber von Zeit zu Zeit überfiel sie das ungebändigte Blut ihrer Jugend. So war sie noch im Dezember, mitten in der Spielzeit, mit ihren Papageien plötzlich nach Sizilien abgebraust, gegen den Willen des Fürsten und ohne Rücksicht auf ihren Vertrag. Sie hatte sich in Palermo feiern lassen und dabei in alle Welt hinausgeschrien, daß sie nie wieder einen Fuß nach Neapel setzen werde.

Der Fürst, der eigentlich Freundschaft meinte, wenn er Liebe sagte, und deshalb ungern wechselte, begann nach diesem Affront offenkundig die Delphina zu begünstigen, die erst kürzlich von Bologna gekommen war. Als aber ihre jugendliche Koketterie ihn ernstlicher zu fesseln begann, kehrte die Salviati schneller zurück, als sie abgefahren war. Doch der Fürst schien sie nicht mehr zu bemerken, und die Delphina hatte sie vor allen Leuten auf dem Korso ausgelacht.

„Ich muß zu neuen Mitteln greifen", sagte sich die Salviati und schloß sich zunächst in ihr Zimmer ein. Zugleich ließ sie das Gerücht ausstreuen, als begünstige sie den ersten Sänger der Oper, Herrn Ettore, und werde demnächst mit ihm nach Paris gehen.

Auf den Fürsten machte das Gerede keinen Eindruck. Er begann sich seiner alten Freundin erst wieder zu erinnern, als sich bei den Proben herausstellte, daß die

Digitized by Google

Delphina zwar in der Lage war, die Rolle der Lelia zu singen, aber nicht zu tanzen.

Der „Scipione", den der Fürst anläßlich der Krönungsfeier in seinem Hause zur Aufführung bringen wollte, und zu der er schon eingeladen hatte, war das Werk des Maestro Venuzzi, der den Fürsten in der Musik unterwiesen hatte, und der Fürst hatte eine besondere Vorliebe für diese Oper, weil er die Salviati zum ersten Male in der Rolle der Lelia gesehen hatte.

Die Salviati wußte von der Verlegenheit des Fürsten und baute darauf ihren Plan. Auf die Bitte Monteverdes, die Rolle zu übernehmen, antwortete sie ausweichend. Aber die Zeit drängte, und der Fürst hatte sich nur deshalb auf die Gesellschaft der Fürstin Palacivini begeben, um die Salviati zu sprechen und die Sache ins Reine zu bringen. In seiner Hoffnung enttäuscht, ließ er sich am folgenden Morgen doch bei seiner früheren Freundin melden. Er wurde aber nicht empfangen.

Madame würde die Partie übernehmen, hatte die Zofe gesagt. Der Fürst wisse, daß er sich auf ein Wort von Madame verlassen könne. Da aber Madame wichtige Geschäfte vorhabe, könne sie an keiner Probe teilnehmen.

Der Fürst hatte darauf gebeten, ihr wenigstens den Schneider ins Haus schicken zu dürfen, um die Kostüme anzumessen. Das hatte sie angenommen, und der Fürst stieg, wenn auch nicht ganz befriedigt, so doch einigermaßen beruhigt wieder in seinen Wagen.

Dieser erste Erfolg gab der Gewalttätigen ihre Laune wieder. Mit einem Mundwinkel flüchtig lächelnd, stand sie in ihrem Zimmer, noch im Negligé, vor den blauen Vorhängen ihres Bettes, das sie eben erst verlassen hatte, als die beiden Mozarts und Bertoni eintraten.

„Hochberühmte Frau", begann der Abbate, nicht ohne Seitenblick auf den steifen Cavaliere Ettore, der seitwärts am Fenster stand, „die beiden Mozarts aus dem Norden fliehen in die Sonne Ihrer Gunst und Gnade."

Vater und Sohn verbeugten sich, und die Signora nahm die Huldigung gern an. Mit einer ihrer unnachahmlichen Bewegungen wandte sie sich zu ihrem Toilettentisch, um sich das Haar aufstecken und pudern zu lassen. Wohl nur aus Freundlichkeit behauptete sie, sich des Zusammentreffens in Paris noch zu erinnern; denn erst nachdem ihr Mozart und Bertoni Haus und Stadtteil näher geschildert, begann sie zögernd sich der Damen Lavalette und St. Hilaire zu entsinnen. Um so mehr aber sprach sie von dem, was sie selbst in Paris erlebt hatte, und besonders von den letzten Wochen in Sizilien.

Während das Mädchen ihr das Haar zurechtlegte und mit den Scheren hantierte, führte die Signora das Gespräch mit den hinter ihr stehenden Herren durch den Spiegel, und den jungen Mozart entzückte und verwirrte das reizende Spiel ihrer Augen und Lippen, das er vor sich im Glase sah. Sie sprach schnell und gewandt, bald leicht und tändelnd, bald bestimmt und voll Leidenschaft wie Phädra oder die Witwe des Pompejus.

Doch trotz der freundlichen Aufnahme fühlte der Vater Mozart, daß die Salviati etwas plane und gerne allein sei. Als daher das Mädchen mit der Morgenfrisur fertig war und einen roten Papagei in einem vergoldeten Vogelbauer heranschob, trat er näher, um sich zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen, meine Herren, — in Paris", sagte sie, geschickt ihren Handrücken hebend, so daß der Ärmel zurückfiel und das Gelenk freigab. „Man erwartet mich in Versailles, und vielleicht hätte unser junger Freund besser getan, dorthin zu gehen."

Kaum waren die beiden Mozarts gegangen, als die Salviati sich erregt an Bertoni wandte: „Bertoni, der Cavaliere billigt meinen Plan. Nehmen Sie

Digitized by Google

diese Rolle und springen Sie damit zu Venuzzi. Er muß sie mir heute noch komponieren und morgen hereinreichen."

Bertoni schlug die Rolle auf, die sie aus einer Lade ihres Tisches herausgezogen hatte. Sie enthielt den Text zu einer Arie, und Bertoni summte:

„Einem neuen, schönen Leben
Hat sich gern mein Herz ergeben..."

Aber die Salviati nahm ihm die Rolle aus der Hand und steckte sie ihm in die Tasche. „Springen Sie, Bertoni! Suchen Sie Venuzzi und weichen Sie nicht, bis er die letzte Note geschrieben hat." —

Der Abbate Bertoni wohnte im dritten Stock eines hohen und schmalen Hauses, das zwischen den Palästen Novarro und Pamphili eingeklemmt war. Im Erdgeschoß und auf halber Straße trieb ein Kerzenzieher mit nackten Lehrjungen sein Gewerbe.

Mozart, dem Bertoni eine Kopie von Vittoria versprochen hatte, schritt durch die gebündelten Kerzen leicht hindurch und nahm gern den Duft des Wachses auf, der ihm die Erinnerung an erleuchtete Kirchen und stimmenerfüllte Säle gab. Eine Treppe führte unmittelbar aus der Werkstatt nach oben. In der Dunkelheit klopfte Mozart an eine Tür. Als er die Stimme Bertonis hörte, öffnete er und machte sein Kompliment, in dem er den Dreispitz schwang und schon im Türrahmen zu singen begann: „Ich liebe! Ja, ich liebe. Ich liebe, ich liebe. Doch ratet wen?"

Der Schatten Bertonis erhob sich schwer vor dem lichten Fenster und antwortete, auf den Scherz eingehend, im tiefen Baß:

„Wen? Das ist zu raten schwer!
Der Herr ist jung, der Herr ist schön.
Da gibts der Mädchen wohl genug,
Die hinter seinem Herzen her."

Und Mozart fuhr fort:

„Ach geht! Nur eine ist's, die mich gewann,
Der ich in Liebe zugetan:
Die schönste Frau Neapels ist's."

„Wie? Die Salviati?"

„Ja. — Die Salviati."

„Ach, Herr Bertoni", unterbrach Mozart das Spiel und warf Dreispitz und Degen auf das Bett, „ich liebe, ja, ich liebe! Zum erstenmal. Gott, wie soll das werden!"

Bertoni ging auf den Jungen zu und ließ ihn auf den einzigen Stuhl niedersitzen, der in der Kammer war. „Sie lieben, mein Herr? Nun, Sie beginnen früh und werden spät damit enden."

„Nie", schrie Mozart, „nie. Überhaupt habe ich es satt, wie eine dressierte Katze von Ort zu Ort geschleppt zu werden! ‚So klein und schon so berühmt! So jung und schon so geschickt!' Ein Musiker will ich sein, kein Wundertier!"

Über dem Eifer des Knaben war selbst Bertoni ernst geworden. „Amor ist ein harter Gott", sagte er, „und Sie werden ihn nie zwingen ohne die Liebe der Musen." Mit zusammengekniffenen Augen fuhr er fort: „Ich habe hier einen Text, den ich heute morgen der Salviati vom Tische stahl. Er ist Ihrer Situation angemessen."

Damit überreichte er dem Knaben das Blatt. Der nahm es mit Erstaunen, und während er las, sang er schon:

„Holde Götter lächelnd schweben
Über uns in mildem Schein.
Venus stillt des Herzens Beben,

Digitized by Google

Bacchus spendet Licht den Reben
Und Apoll Klang den Schalmei'n ..."

Mozart besann sich und blickte auf Bertoni.

Da begann draußen vor der Türe ein zartes Miauen. Der Abbate öffnete, und junge, braune Kätzchen drückten sich ins Zimmer. Mozart war außer sich vor Freude. Er hob sie an ihren dünnen Hälschen empor, bis sein Arm voll war von schreienden Stimmchen und bekrallten Füßchen. Dann tanzte er mit ihnen durchs Zimmer, immer wieder mit seinen Händen zugreifend, wenn eines ihm zu entschlüpfen drohte, und hielt sie dem prustenden Bertoni unter die Nase: „Lachen Sie doch Bertoni! Wie schön sie sind!"

Schließlich kam die alte Katze, die dem Spiel vom Bett aus erstaunt zugesehen hatte, und kratzte schreiend an den Silberschnallen von Mozarts Schuhen. Da ließ er lachend die Tierchen entweichen und ergriff halb bewußt, halb unbewußt, noch immer nach den Kätzchen schauend, aber doch schon mit innerer Kraft und Sammlung den Federkiel, so daß Bertoni ihm fast demütig das Tintenfaß zurechtrückte.

Mozart schrieb, singend und pfeifend und dabei mit seinen Füßen wippend, so eifrig und selbstvergessen, daß die Kätzchen vergebens um ihn herumsprangen, um ihn zu neuem Spiel zu gewinnen. Er schrieb im Stehen, den Kopf mit den zierlichen Fingern stützend. Und als er fertig war, übergab er das Blatt dem Abbate: „Behalten Sie eine Erinnerung an den, der Sie zum Vertrauten seines ersten Glücks machte."

An dem Abend, an dem die Aufführung des „Scipione" stattfinden sollte, durchschritt der junge Mozart mit Bertoni die Vorzimmer, die der Fürst den Sängern und Tänzerinnen zum Ankleiden und Schminken überlassen hatte. Die Oper hatte schon begonnen. Da standen im Halbdunkel der Kerzen braune Phönizier mit spitzen Mützen zwischen Römern in kupfernen Panzern. Das Kreischen der Geigen und das Summen der Bässe drang vernehmlich vom Saale herüber, und wenn eine Tür geöffnet und geschlossen wurde, fuhr das volle Orchester mit lachenden Flöten und prunkenden Posaunen machtvoll zwischen die wartenden Akteure und Aktricen.

Das Boudoir der Salviati, die ihr Versprechen gehalten und die Rolle der Lelia übernommen hatte, und das Zimmer des Cavaliere Ettore, des Vitellio der Oper, waren für Bertoni nicht zugänglich. Deshalb stiegen er und Mozart in eine Halbloge, oben unter der Decke des Saales, wo sonst die Angehörigen der fürstlichen Familie den Festen im Saale zuschauten.

Es war ein großer, hellerleuchteter und klangdurchrauschter Saal, in den die beiden, schon erregt vom bunten Wirbel des Vorzimmers, hinabsahen. Auf Halbsäulen lastete die stukkatierte Decke mit bunten Putten zwischen blauen Wölkchen, so daß Mozart, wie er sagte, nur die Hand auszustrecken brauchte, um den Himmel auf Erden herabzuziehen.

Man wartete auf den zweiten Aufzug. Der Vorhang sprang auf, und ein Wunderland leuchtete Mozart entgegen: unter Palmen die Tempel und Gärten des belagerten Karthago, erfüllt von den Reigen schöner und leichtfüßiger Mädchen, die dem Jungen alle, alle gefielen. Der Knabe ließ kein Auge von den Mädchen auf der Bühne und kein Ohr von den schwirrenden Geigen.

Da plötzlich stand die Salviati unter den Mädchen vor dem Tempel der Astarte. Mozart wußte nicht, wie sie gekommen. Plötzlich war sie da und wirkte. Als habe Venus sie selbst mit schwirrenden Tauben umgeben, so stand sie holdselig und erhaben, die Geraubte, und klagte um die verlorene Heimat und um den Geliebten vor der Stadt im Lager des Scipio. In ihr bezauberndes Leid tritt Hamilcar. Um Liebe bettelt der Greis. Lelia aber flieht in einer glutvollen Arie zum Bilde der Göttin. Hamilcars Zorn lebt von neuem auf, und Lelias süße Stimme über dem

Digitized by Google

Baß des Hamilcar findet Gelegenheit, Angst und Festigkeit in hinreißenden Tönen auszuströmen.

In der Pause erfuhr Bertoni schon, daß die List der Salviati geglückt war. Der Fürst stand wieder ganz im Bann seiner Freundin. Aber er war verzweifelt. Denn die Salviati hatte ihm das Kostüm, das er für ihre Rolle neu hatte anfertigen lassen, im letzten Augenblick zurückgesandt und war in ihrer eigenen Garderobe aufgetreten.

Der dritte Akt beginnt: Schreckensszenen vor dem Eindringen der Römer, karthagisches Volk flieht zu den Tempeln. Lelia mit den Priesterinnen tanzt singend dem Vitellio entgegen: das große Ballett hebt an.

Die Salviati trägt weißgepudertes Haar, mit Perlen durchflochten und mit Agraffen hochgehalten. Über ihre weiße Robe ist Gold gehaucht. Die Gefährtinnen umgeben sie in roter und gelber Seide wie eine Wolke von Glut und Glück. So schwebt sie dem Sieger entgegen.

Da setzen die Celli zu dem großen Adagio ein. Scipio hebt den Arm und winkt Gnade. Zögernd, noch zwischen Angst und Glaube, nähern sich die Punierinnen, die römischen Soldaten weigern sich nicht, ein ausgelassener, kriegerisch-bacchantischer Strudel beginnt, dessen Ende die große Aufstellung um den römischen Feldherrn mit Vitellio und Lelia zu seinen Füßen ergibt.

Der Fürst und die Gäste sprangen auf, um Beifall zu rufen; denn die Oper war zu Ende. Aber das Orchester spielte noch eine Überleitung, die der Fürst nicht kannte, und nach einigen Passagen von milden Geigen und jubilierenden Flöten begann die Lelia, ihre Finger in den Locken des Cavaliere Ettore, mit einer stolzen und herausfordernden Arie, die noch einmal Bühne und Saal zusammenriß:

„Einem neuen, schönen Leben
Hat sich gern mein Herz ergeben
Und auf ewig ist es dein!
Holde Götter lächelnd schweben
Über uns in mildem Schein.
Venus stillt des Herzens Beben,
Bacchus spendet Licht den Reben
Und Apoll Klang den Schalmei'n ..."

Mozart wußte später nicht, wie lange das erkennende Ohr gebraucht hatte, um sein ungläubiges Herz zu überzeugen, daß es sein Geist war, dem ihre warme Körperlichkeit Gestalt gab zu unerhörtem Sein, zu einem Sein, das nur noch Ton war, Ton der kommt, schwingt und ist, Übermaß, Seligkeit und Ende aller Gedanken.

Die Gäste applaudierten und schrien Dacapo. Der Fürst war so erschüttert, daß er seine Haltung wiedergefunden hatte und sich am Dank beteiligte. Die Salviati aber nahm wohl den Goldregen des Beifalls glücklich wie Danae in ihren Schoß, doch die Arie wiederholte sie nicht.

Als der Vorhang fiel und die Gäste sich zerstreuten, wischte Mozart sich mit seinem seidenen Rockärmel den Schweiß von der Stirne: „Abbate, Abbate", schrie er zum Schrecken der fürstlichen Dienstboten, die um ihn standen, „einen Kontrabaß möchte ich auf Ihrem Kopf in Stücke schlagen, so lieb ich Sie."

Aus ihrer Loge unter der Decke des Theatersaales gelangten Mozart und Bertoni dann über verschwiegene Gänge und Treppen in die Festsäle. Eine frohe Menge schob sich summend hin und her. Diener reichten Früchte, Kuchen und Wein. Bertoni erwischte endlich einen Stuhl neben dem Büffet und drückte seinen jungen Freund, der sich nur mit Mühe aufrecht hielt, auf das Polster. Er brachte ihm den

Digitized by Google

Flügel eines Fasans und ein Glas Wein. Dann ging er weg, um sich selbst zu versorgen.

An dem Knaben zog die Menge vorbei, laut und rauschend. Er aber, ermüdet und hungrig, aß gierig von dem Fleisch und zog den Duft des Syrakusaners ein, ohne daß einer aus dem Strom seiner geachtet hätte.

Endlich stand er in seiner Verlassenheit auf, Bertoni zu suchen. Noch immer hielt er den abgenagten Knochen und das geleerte Glas in der Hand, bis ihm ein Diener endlich den Rest seines Mahles abnahm und das Glas wieder füllte. Und von Neuem ging er durch die stoßenden Menschen, den Wein wie eine Blume vor sich hertragend. Aber er vermochte nicht durchzudringen und war froh, als er sich zu seinem Stuhl zurückfand. Ermattet betrachtete er seine kleinen Hände und seine schmale Brust. Um ihn herum aber wogte es von lebensstarken Stimmen.

„Und doch", sagte er sich mit einem plötzlichen Gefühl des Triumphes, „habe ich diese Starken heute alle überwunden. Meine Töne haben ihnen Rot auf die Wangen gezaubert und Anmut in die Glieder, so daß sie sich selber zum Feste sind. Ist das der Ruhm, der mit Fanfarenton das Herz erbeben läßt? Als ich in Rom an den Lorbeerkranz des Brutus faßte, war er kalt und zerbrechlich."

Als der Knabe noch so dachte, ging eine Bewegung durch den Saal. Die Salviati trat ein im Kleid der Lelia. Sicheren Schrittes näherte sie sich dem Büffet und nahm eine große Schale mit Früchten. Damit ging sie geradenwegs auf den Fürsten zu, der sich an den Spieltisch seiner Schwester lehnte und mit der Delphina plauderte.

„Exzellenz", sagte die Salviati, „diese schönen, vergänglichen Früchte mahnen uns ebenso wie die Stunden, die wir Eurer Hoheit verdanken, daß wir gut tun, zu genießen und nicht zu zürnen."

Damit reichte sie eine große violette Traube aus der Schale dem Fürsten, und ehe der Überraschte ihr noch die Schwere der Schale aus den Händen nehmen konnte, hatte die Salviati sich schon an die bestürzte Delphina gewandt.

„Nehmen auch Sie, verehrte Freundin, und versuchen Sie selbst, ob nicht die reifen Pfirsiche Neapels besser sind als die grünen aus Bologna."

Die Delphina hatte Kraft genug, die Beleidigung zu überhören und sich nach einem Rückzug umzusehen.

Inzwischen war das Feuerwerk abgebrannt. Die Gäste zogen sich aus den kühlen Gärten und den draußen gelegenen Balkonen in den Saal zurück.

„Wo ist Venuzzi?" fragte plötzlich der Fürst. „Ich will mit ihm anstoßen."

Aber Venuzzi mußte erst geholt werden; denn er hatte sich nach der Aufführung schimpfend auf sein Zimmer zurückgezogen, weil ihm, wie er sagte, durch die angehängte Arie, die er nicht gesetzt habe und die dazu noch im neuen Stil geschrieben sei, die ganze Oper verdorben wäre.

Indessen kam er bald, denn er hatte die ganze Nacht gewartet, daß man ihn hole. Der Fürst und die Salviati gingen ihm entgegen und bedankten sich. Venuzzi aber schalt die Salviati und beklagte sich beim Fürsten. Die verstanden ihn nicht, bis die Salviati den Abbate holen ließ, der ein wenig umständlich, aber nach einigen Querzügen doch mit der Wahrheit herausrückte.

„Wozu der Streit, verehrter Meister", unterbrach die Salviati lachend Venuzzis Klagen. „Hat die Arie unseres jungen Freundes Ihnen nicht gefallen?"

„Wie könnte eine Arie der Salviati nicht gefallen", erwiderte Venuzzi, als er sah, daß der Fürst ungeduldig wurde.

„Nun denn", schloß die Signora, „so versöhnen Sie sich mit Herrn Mozartini. Wir wollen froh sein, daß auch die, die nach uns kommen, zum Ruhme der Kunst etwas beitragen. Heute will ich keine traurigen Köpfe sehen."

Digitized by Google

Bertoni lief, Mozart zu holen. Aber der Knabe kam ihm schon entgegen. Die Freunde des Fürsten hatten das Gespräch gehört und ihn herbeigeführt. Schon schallten ihm die Rufe: „Evviva il maestro!“ entgegen. Als er in den Kreis des Fürsten trat, war auch Venuzzi versöhnt und reichte ihm die Hand. Die Gäste aber klatschten und riefen: „La fine di Scipione! La fine di Scipione, Signora!“

Der Fürst nickte. Die Salviati schöpfte tief Atem, und sich an den ganzen Saal wendend begann sie, die Hand auf der Schulter ihres versöhnten Freundes:

„Holde Götter lächelnd schweben
Über uns in mildem Schein.
Venus stillt des Herzens Beben,
Bacchus spendet Licht den Reben
Und Apoll Klang den Schalmei'n.
Hell jauchzet mein Herz vor Lust, vor Lust!“

Und als der Saal sein: „Evviva il Duce! Evviva la Signora!“ schrie, beugte sie sich nieder und küßte den Knaben mit ihren großen und warmen Lippen mitten auf den Mund, daß ihm das Herz überlief und die Füße bebten.

Bücherschau

Wandlungen unseres Kampfes

Nationalsozialismus bedeutet Kampf: Kampf um die Seele jedes ehrlichen Volksgenossen, der den Weg zu unserer Zeit noch nicht gefunden hat; Kampf gegen die, die die deutsche Wirklichkeit, die sich in unseren Tagen bildet, nicht verstehen oder verstehen wollen. So bedeutet Nationalsozialismus Bewegung, die keine Erstarrung kennt, sondern die Notwendigkeiten erkennt, die durch sich wandelnde Verhältnisse bedingt sind. Der Kampf um die einen und der Kampf gegen die anderen ist heute auf einer anderen Ebene zu führen als in den Zeiten des Zwischenreiches. Warum und wie wird in der kleinen Schrift, die der Chef des Sicherheitshauptamtes des Reichsführers SS, Gruppenführer Reinhard Heydrich unter dem Titel: „Wandlungen unseres Kampfes“ im Franz-Eher-Verlag herausgab, eindringlich ausgeführt. Auf gedrängtem Raum (21 Seiten) ist hier eine durchdringende und umfassende Darstellung der neuen Kampflage gegeben worden. Heydrich zeigt uns die Gegner, die offen und versteckt, aus egoistischen oder anderen Motiven der Idee zu schaden versuchen, um sie zu vernichten: das Judentum, die politisierende Geistlichkeit, das Freimaurertum, die vielen mehr als „Hundertprozentigen“, die sich gleichgeschaltet haben und glauben, unter diesem Deckmantel ihre Angriffe fortsetzen zu können. Die Versuche dieser Gruppen, den zur Staatsform gewordenen Nationalsozialismus durch ihre Mimikry von innen auszuhöhlen und ihren Zwecken zu assimilieren, kennzeichnet Heydrich durch seine fast klassische Formulierung: „Die Lage in Deutschland steht im Zeichen des Versuches der Gleichschaltung der NSDAP.“. Mit unerbittlicher Logik sieht Heydrich als bestes Kampfmittel nicht allein das Erkennen und Aufspüren der Gegner an, sondern mit nicht minderer Betonung die Arbeit am eigenen Ich. Er sagt, daß die Voraussetzungen zur erfolgreichen Weiterführung und Vollendung des Kampfes zwei Dinge sind: „Das richtige Erkennen des Gegners in seinem tiefsten Wesen und das einheitliche Sehen der eigenen Aufgaben, aber auch der eigenen Fehler mit allen Voraussetzungen und Folgerungen.“ Die jungen Truppen des Nationalsozialismus müssen auf allen Gebieten der Leistung, in Beruf, Geistesleben und Sport sich so vervollkommnen, daß sie allmählich jedes lebensfremde und hohle Spezialistentum der Vergangenheit entbehrlich machen und in seinen Stellungen ablösen können. Auch den Weg hierzu zeigt die Schrift Heydrichs auf. Sie ist als politische Felddienstordnung des neuen Kampfes für die SS gedacht. Sie gilt aber auch für die SA, die Partei und darüber hinaus für alle Volksgenossen, denen der Kampf mit Adolf Hitler und für sein Werk mehr als ein Lippenbekenntnis bedeutet.

München. Eberhard de Barde.

Digitized by Google

Aus Politik und Geschichte

Die Erinnerungen von Graf Harry Keßler: „Gesichter und Zeiten", deren erster Band mit dem Untertitel „Völker und Vaterländer" (bei S. Fischer, Berlin 1935; 296 S.) erschienen ist, werden ihre Leser finden, da der Verfasser zu schreiben versteht und zu verschiedensten Ländern, Persönlichkeiten und Verhältnissen Beziehungen unterhalten hat. Aber durchaus erfreulich sind die Erinnerungen nicht. Die Betrachtungsweise zeigt zu viel Ichbezogenheit, die Darlegung der eigenen geistigen Entwicklung steht allzusehr im Mittelpunkt; gewonnenen Einsichten und Erkenntnissen wird eine Bedeutung beigemessen, die sie nicht besitzen, da auch andere ähnlich dachten und urteilten, ohne daß darin ein willensmäßiger Umbruch lag; sehr persönliche Erlebnisse werden in einer Form verwertet, über deren Geschmack man streiten kann. Geschichtlich nicht unwichtig sind Begegnungen mit Kaiser Wilhelm I., auch mit Bismarck; am aufschlußreichsten ist die Schilderung der Erziehung in der englischen Schule von Ascott: was hier aus eigener Anschauung über die Formung zum Gentleman gesagt wird, ist beachtenswert.

Carl Lange: „Generalfeldmarschall von Mackensen. Ein Bild seines Lebens" (Schlieffen-Verlag, Berlin 1935; 167 S.). Der Verfasser hat mehr Wert darauf gelegt, den Charakter des letzten nicht fürstlichen Feldmarschalls nach eigenen Briefen und Aufzeichnungen anderer zu zeichnen, als die Verdienste des Heerführers zu würdigen. Als Lebensbild, das auf eine breite Öffentlichkeit anregend und anspornend einwirken soll, erfüllt das Buch seinen Zweck; als Biographie einer geschichtlichen Persönlichkeit vermag es nicht zu genügen. Dafür ist es auch noch zu früh.

Der bekannte Publizist Josef Sonntag liefert einen interessanten Beitrag zur Bülowliteratur durch seine Erinnerungen: „Begegnungen mit Bülow und anderen" (Verlag Grüne Briefe, Berlin-Lichterfelde, und Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig 1935; 230 S.). Die darin versuchte Ehrenrettung für den Staatsmann Bülow halten wir für mißglückt; auch Sonntag vermag keinen überzeugenden Beweis für die Ansicht beizubringen, daß Bülow bei aller Virtuosität in Behandlung von Menschen und Augenblickssituationen Deutschland vor dem Kriege in eine günstigere Gesamtlage hereinmanövriert hat als seine Vorgänger und Nachfolger.

Wer eine kurze und gut geschriebene Lebensbeschreibung Pilsudskis sucht, der greife nach dem Buch von Dr. Waclaw Lipinski: „Josef Pilsudski. Der große Marschall" (Essener Verlagsanstalt, Essen 1935; 79 S.). Das Wesentliche über Pilsudskis dramatische Laufbahn und seine außerordentlichen Verdienste um Polen ist hier gesagt.

Die Übersetzung des Buches von Ferdinand de Brinon: „Frankreich/Deutschland 1918—34" (Essener Verlagsanstalt, Essen 1935; 172 S.) ist schon deshalb gerechtfertigt, weil hier ein französischer Frontkämpfer seinem festen Glauben Ausdruck gibt, daß über alle Schwierigkeiten hinweg eine Verständigung mit Deutschland möglich sei. Abgesehen davon ist das Buch eine recht bedeutsame Quelle zur neuesten deutschen Geschichte, da Brinon seit dem Zusammenbruch mit einer Reihe von deutschen Staatsmännern in Berührung gekommen ist und über die geführten Gespräche ziemlich ausführlich berichtet. Auch mit dem Führer hat sich Brinon im vorigen Jahr unterhalten und einen starken Eindruck von der Verständigungsbereitschaft des Reichskanzlers mitgenommen.

„Die nationalsozialistische Revolution", bearbeitet von Karl Baustaedt und Erich Chudzinski (Oldenbourgs Geschichtliches Quellenwerk, Teil IX a. — Berlin und München 1935; 151 S.). Ähnlich wie in der bereits besprochenen Sammlung von Forsthoff, wenn auch verschieden in Auswahl und Anordnung des Stoffes, werden die geistigen und politischen Grundlagen der nationalsozialistischen Revolution durch Urkunden belegt.

„Historisches Jahrbuch", 43. Jahrgang, 2. 3. Heft: Heinrich Finke zum achtzigsten Geburtstag gewidmet (Verlag J. P. Bachem, Köln 1935; 480 S.). Von den wertvollen Beiträgen zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Geschichte heben wir für unsere Leser den Aufsatz von Götz Freiherrn von Pölnitz: „Deutsches Volkstum und österreichische Geschichte" hervor, der einen ausgezeichneten Einblick in diese Zusammenhänge gibt.

Emil Ritter will mit seinem Buch: „Der Weg des politischen Katholizismus" (Bergstadt-Verlag, Wilhelm Gottl. Korn, Breslau 1935; 312 S.) keinen wissen-

Digitized by Google

schaftlichen, sondern einen nationalpolitischen Zweck erreichen. Die Verwendung neuer oder wenigstens so gut wie unbekannter Tatsachen macht das Buch auch für die Geschichtsforschung wertvoll. Ritter geht ausführlich und gründlich den Ursachen nach, die schließlich zum inneren Verfall, zur Auflösung der politischen Organisation des deutschen Katholizismus führen mußten. Freilich ist die von ihm verfochtene These nicht annehmbar, daß die Begründung einer katholischen Partei als Selbstverteidigung einer konfessionellen Minderheit zunächst notwendig gewesen sei. Die mit dieser Begründung notwendig verbundene schiefe Blickeinstellung zu Lebensfragen der Nation mußte schließlich unerträgliche Spannungen erzeugen, in die Sackgasse führen und damit den Katholizismus schädigen. Aber der Verfasser betrachtet das Ende des politischen Katholizismus in Deutschland als unwiderruflich und wünscht, daß er auch als Geisteshaltung begraben werde: „Je eher sich die Katholiken von seinen letzten Spuren frei machen, um so aussichtsreicher ist die neue Lage für den nationalpolitischen Einsatz der katholischen Deutschen und für die religiöse Wirksamkeit der Kirche in Deutschland."

Den besonderen Vorzug des Buches von Curt Schilling: „Der Staat. Seine geistigen Grundlagen, seine Entstehung und Entwicklung" (Ernst Reinhardt, München 1935; 323 S.) erblicken wir darin, daß keine staatsphilosophischen Kenntnisse vorausgesetzt werden, daß der Staat aus den Grundelementen, die ihn bilden, vor dem Leser ersteht und an der Hand von geschichtlichen Vergleichen, besonders aus der Antike, eine lebendige Anschauung davon gegeben wird, was zum Wesen und zur Zielsetzung des echten Staates eigentlich gehört. Die Klarheit und Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks, die verständnisvolle Bezugnahme auf Probleme der Gegenwart empfehlen das Buch über eine enge Wissenschaft hinaus jedem Leser der den ernstlichen Willen hat, von verschwommenen Begriffen hinweg zur Erkenntnis des Staates, seiner zeitgeschichtlichen und psychologischen Grundlagen zu gelangen.

Gustav Steinbömer unternimmt in seiner „Politischen Kulturlehre" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1933; 182 S.) den geistvollen Versuch, den inneren Zusammenhang zwischen der Polis, dem Staatsganzen und der Kultur zu zeigen. Unter Kultur versteht der Verfasser hier das Werk des großen schöpferischen Individuums, Dichtung, bildende Kunst und Musik. An glücklich gewählten Beispielen prüft er nach, welche Gruppen der schöpferischen Ausdrucksform zum unmittelbaren Bereich des staatlichen, welche teilweise und welche gar nicht dazu gehören. Und die Nutzanwendung: „Die politische Kulturlehre lehrt die Erkenntnis vom Wesen des Staates durch die Kultur. Der totale Staat wird auf dieser Erkenntnis seine Kulturpolitik gründen".

Otto Krieck: „Das Ende von Versailles. Die Außenpolitik des Dritten Reiches" (Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. 1934; 153 S.). Die deutsche Außenpolitik seit der Machtergreifung des Nationalsozialismus untersucht der Verfasser weniger auf ihre materiellen Erfolge als auf die neue geistige Haltung, die ihr zugrunde liegt. Die Entscheidung über Krieg und Frieden hängt nach Kriecks Auffassung von der Veränderung der psychologischen Einstellung auch in anderen Ländern ab; denn erst dann würde es möglich sein, von dem Scheinfrieden von Versailles zu einem wirklichen Frieden zu gelangen.

Wilhelm von Kries geht in dem Buche „Nie bezwungenes Volk" (Mittler & Sohn, Berlin 1935; 103 S.) von dem Grundgedanken aus, daß die Deutschen das einzige große Volk seien, das seine äußere und innere Freiheit niemals ganz an den Westen verloren habe, daß daher die Aufgabe der Deutschen darin bestehen müsse, einer starr und unschöpferisch gewordenen Zivilisation gegenüber neue Wege zu weisen. Die ablehnende Haltung, die Westeuropa gegenüber Deutschland einnehme, habe ihren tiefsten Grund in dem Gefühl, daß die Grundlagen der westlichen Zivilisation erschüttert seien. Der Verfasser will mit dieser Feststellung die Deutschen durchaus nicht zur Selbstüberheblichkeit erziehen, im Gegenteil er knüpft daran eine Reihe ernster Mahnungen und Warnungen. Die geistreiche und lesenswerte Schrift könnte unseres Erachtens noch wirkungsvoller sein, wenn nicht durch allzuviele Randnotizen zur Zeitlage, durch das etwas unzusammenhängende Anschneiden verschiedenartiger Fragen und durch journalistisch zugespitzte Formulierungen dem Leser die Sammlung auf den Hauptpunkt erschwert würde.

München. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Digitized by Google

Talleyrand

Duff Cooper, hoher Beamter des britischen Kriegsministeriums, hat ein Buch über Talleyrand geschrieben, das uns jetzt in deutscher Übersetzung vorgelegt wird (Inselverlag, Leipzig 1935; 495 S.). Es ist ein in jeder Hinsicht außerordentliches Werk politischer Lebensgeschichte. Schriftstellerisch von hohem Reiz und Glanz, psychologisch meisterhaft, im Aufbau, in der Führung der Linien, in der Verteilung der Lichter und Schatten ein echtes Porträt. Beruhigend und stärkend umfaßt den Leser sogleich die so wohltuende Gewißheit, von einem Manne geführt zu sein, der seine Sache versteht, der das Gefühl für Menschliches hat, für die sich verschiebenden Gewichte von Jahrhunderten, für die Bedingungen einer Zeit und ihre Veränderungen. Die Gestalt des großen französischen Diplomaten ist hier einmal so hingestellt, daß wir ihre Wahrheit und Ganzheit mit einem Blick fassen und in unser Bewußtsein nehmen. Talleyrand, der Meister der Ränke, der alle Fäden in seiner Hand hält, der sich durch die Wechselfälle von Revolution, Direktorium, Kaiserreich und Restauration im Amt behauptet, Talleyrand, der Napoleon vor dem gewaltsamen Spiel der Eroberungskriege warnt und dann, als die Warnung in den Wind geschlagen wird, als Teufel und Schatten neben dem Kaiser bleibt, seinen Fall vorbereitet und überlebt. Talleyrand, der Begünstigte vieler Frauen, der große Künstler des leichten, geistvollen und tiefen Gesprächs, der Liebenswürdige und in Geldsachen Bedenkenlose, der bei alledem ein ganzer Mensch und ein Mann ist mit seiner klugen Würde, seinem scharfanmutigen Witz, seinem persönlichen Zauber — das alles kommt heraus. Mit Klarheit und Gelassenheit wird jeder große und kleine Zug eines so erstaunlichen Daseins gegeben, nie schwelgt Cooper in jenen fragwürdigen „Enthüllungen" aus dem Privatleben, die schon manche geschichtliche Lebensdarstellung verdorben haben, aber er beschönigt auch nichts, verschweigt nicht die Wahrheit um einer „idealischen Wirkung" willen.

Ernste Vernunft und lebendiger Humor verbinden sich hier zu einem schönen Ganzen und unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit einem anderen glänzenden Werk neuer Geschichtsschreibung auf, das auch einen Meister französischer Staatskunst zum Gegenstand hatte: Carl Burckhardts „Richelieu". Aber so vortrefflich Coopers Arbeit ist — es zeigt sich doch, daß sie diesen Vergleich nicht aushält. Burckhardts Buch hat das tiefe Licht der Tragödie, das alle Gestalten mit einem Atem von Ewigkeit umgibt. Das fehlt hier ganz. Cooper beleuchtet alles mit der klaren, menschlich-warmen Tageshelle seines Verstandes. Er leistet auf seine Weise Vorzügliches, aber er vermag doch nur in Jahrhunderten zu denken, während Burckhardts Buch die Luft eines Jahrtausends eingefangen hat. So muß man bei Cooper auch jenem englischen Sehfehler begegnen, der anscheinend unüberwindbar ist. Der Verfasser scheint nie gehört zu haben, daß es lang, ehe Österreich und Preußen innerhalb eines Systems von europäischen Großmächten bestanden, einen deutschen Reichsgedanken gab; und weil er die Wirksamkeit dieser großen geschichtlichen Idee nicht kennt, sieht er auch Napoleons Antrieb und Ehrgeiz falsch. Napoleons Wille ging bewußt dahin, den deutschen Reichs- und Kaisergedanken auf Frankreich zu übernehmen und französisch fortzuführen. Darum haßte ihn Kleist als den Räuber des höchsten ehrwürdigen Gutes der Deutschen, der Kaiserkrone, als den Vernichter, der „den Bau sechs festlicher Jahrtausende" gestört habe. Cooper aber sieht in Napoleon nur den genialen, aber blindwütigen Eroberer und stellt Talleyrand ihm gegenüber als den Verteidiger eines „vernünftig gegliederten Europa". Wie flach werden so die tiefen Hintergründe einer Welt-Entscheidung! Welche Kräfte in dem Kampf zwischen Napoleon und den Deutschen miteinander rangen, das weiß Cooper ebensowenig, wie wahrscheinlich Talleyrand es wußte.

Überhaupt wird in Coopers Darstellung allenthalben spürbar, was kürzlich ein englischer Staatsmann meinte, als er von den „Grenzen Englands am Rhein" sprach. Auch Coopers Blick reicht nicht über den Rhein hinweg; wenn er auf deutsche Dinge zu sprechen kommt, ist es, als würde er auf einmal kurzsichtig. Er bringt es fertig, von der Besiegung Napoleons zu reden, ohne daß der wahre geistige Überwinder des Korsen, der Reichsfreiherr vom Stein, und der militärische Überwinder, Gneisenau, auch nur ein einziges Mal genannt werden. Während er viel von Wellington spricht, scheint er jene entscheidenden Namen fast mit Vorbedacht zu vermeiden. Man kann aber Napoleon nur richtig beurteilen, wenn man ihn von seinen stärksten Gegenkräften her sieht, die tiefere als nur diplomatische und wirtschaftliche waren. Hier sind die Grenzen des Buches, die man bei aller

Digitized by Google

Bewunderung für die Leistung doch aufzeigen muß. Es kann uns sehr wichtig werden mit all seinen Tugenden der guten Arbeit, der Seelenkunde, der klaren Sicht und Gestaltung, wir gewinnen und haben viel daran — nur müssen wir davor warnen, es absolut zu nehmen. Und wenn Cooper mit besonderer Freude immer wieder Talleyrands lebenslanges, energisches Eintreten für die englisch-französische Freundschaft hervorhebt, so kann man sich nicht ganz des Gedankens erwehren, daß der Beamte eines britischen Ministeriums dergleichen, heute, nicht mit dem bloßen Eifer im Dienst der geschichtlichen Wahrheit, sondern ein wenig auch ad hoc geschrieben hat. Er will den Landsleuten Talleyrands das Beispiel ihres großen Staatsmannes zur Nachahmung empfehlen, er singt mit beredter Begeisterung das Lob der Entente cordiale als der einzigen Sicherung des europäischen Friedens. Eine solche Tendenz, klugäugig zwischen den Zeilen hervorblickend, achten wir als eine politische Meinung, sie ist an sich noch kein Tadel für den Geschichtsschreiber, der mit voller Überzeugung seinen Zeitgenossen Mahnung und Lehre zuteil werden läßt — aber sie bindet das Buch doch zu sehr an den Tag und Zweck, für den es geschrieben ist, mindert seine allgemeine, zeitüberdauernde Geltung.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Länder und Völker

Der Verlag von Velhagen & Klasing legt zwei seiner schönen „Monographien zur Erdkunde" vor: als Band 48 „Salzburg und das Salzkammergut" von Franz Karl Ginzkey, mit 69 Abbildungen und einer Karte (49 Textseiten), als Band 49 „Hessenland" von Kuno Graf von Hardenberg, mit 66 Abbildungen und einer Karte (57 Textseiten). Der wertvollere Band ist „Hessenland" wegen des größeren Reichtums an bodenständigen Bauten und Siedelungen, des stärkeren Hervortretens volkstümlicher Überlieferung (Mundarten, Trachten, Bilder aus dem Volksleben), auch ist der Text im ganzen gründlicher und mannigfaltiger gestaltet. In dem Bande „Salzburg und Salzkammergut" herrscht eben die Stadt Salzburg vor. Die Einleitung dazu ist fast etwas zu schwungvoll. Wieso Frauenschönheit für sich allein ermüden kann, wird den schönen Frauen und den Männern, die sie nicht ermüdet, schwer eingehen. Der Verfasser setzt nämlich die Schönheit Salzburgs mit Frauenschönheit in jene Vergleichung. Beide Bände aber geben mit ihren herrlichen Bildern eindringliche Anschauungen von dem Reichtum deutscher Lande an charakteristischer, einzigartiger Landschaft und Siedelung.

Ein wertvolles volkskundliches Werk ist das in Lieferungen erscheinende „Handbuch der deutschen Volkskunde", herausgegeben von Wilhelm Peßler, dem Direktor des Vaterländischen Museums zu Hannover, in Gemeinschaft mit einem großen Stab von Mitarbeitern. Die „Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion", Potsdam, hat alles getan, das Handbuch reich und schön auszustatten. Der Text ist wissenschaftlich zuverlässig und doch gemeinverständlich. Der grundlegende Teil enthält Abhandlungen über „Der Volkskunde Wert und Wesen, Wirkung und Weite", „Geschichte der deutschen Volkskunde", „Methoden in der deutschen Volkskunde", „Der deutsche Boden als Grundlage deutschen Volkstums", „Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit". Wie bei den meisten Lieferungswerken ist auch bei diesem der Stoff nicht fortlaufend behandelt, sondern gleichzeitig an verschiedenen Stellen angefaßt. So bricht, wenigstens in den mir vorliegenden 7 Heften, die Abhandlung: „Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit" ab, und es folgen: „Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft", „Volkskundliche Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande", „Volkskunst und Volksindustrie", „Die Tatauierung" (Tätowierung), „Die Volkstracht". Ein fast unübersehbarer Reichtum ist in sinnvoller Ordnung ausgebreitet, durch wundervolle farbige Bilder aus dem Volksleben, durch eine Fülle von bildlichen Darstellungen und Karten vors Auge gebracht. Das Monumentalwerk ist für das volkskundliche Studium und den Anschauungsunterricht von hoher Bedeutung.

Die „Naturgeschichte des deutschen Volkes" von Wilhelm Heinrich Riehl liegt in zwei Auswahlbänden vor. Die erste Ausgabe, herausgegeben von Hans Naumann und Rolf Haller (408 S., 16 Bilder, Lexikonformat) erschien bei Reclam in Leipzig, die andere, als Taschenausgabe bearbeitet von Gunther Ipsen, im Verlag Alfred Kröner, Leipzig (407 S., mit dem Bildnis Riehls). Die beiden Ausgaben sind nicht nur äußerlich verschieden. Die Reclamsche ist als ausgezeichnetes Lesebuch zu empfehlen. Gun-

Digitized by Google

ther Ipsen hat in der Taschenausgabe schärfer zusammengefaßt, eine glänzende Vorrede geschrieben und einen stärkeren Ton auf den politischen Gehalt von Riehls Volkslehre gelegt.

Vom „Handbuch der Geographischen Wissenschaften" (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam) sind die Lieferungen 57—70 anzuzeigen. Die Vorzüge dieses Standwerks sind hier schon des öfteren gewürdigt worden. Dem Herausgeber, Professor Dr. Fritz Klute, steht ein Stab von rund 50 Mitarbeitern zur Seite. Die drei Hefte „Mitteleuropa (außer Deutsches Reich) und Osteuropa" umfassen die Schweiz, Liechtenstein und den Anfang der Beschreibung Österreichs. In dem Heft „Südost- und Südeuropa" wird „Italien" fortgesetzt. Vier Hefte behandeln „Nord- und Mittelamerika. Die Arktis", und zwar wesentlich die breite Grundlegung. In drei Heften wird „Afrika" weitergeführt (Ägypten, der englisch-ägyptische Sudan, Afrika südlich der Sahara, darunter unsere alte Kolonie Kamerun). „Vorder- und Südasien" ist vertreten durch ein Heft, das den Abschnitt „Syrien und das Zweistromland" fortsetzt. Von den zwei Heften „Nordasien, Zentral- und Ostasien" endlich wird „Sibirien" und „Russisch-Turkestan" abgeschlossen, und „Das Chinesische Reich" begonnen. Allen Heften sind unübertreffliche Bilder, auch farbige Tafeln, Karten und reiche Literaturnachweise beigegeben.

Julie Malherbe-Boucke gibt im Be-Bau-Verlag, Düsseldorf, ein Buch heraus, betitelt: „Schwarz — Weiß. Im Heimatlande der Buren" (124 S.). Man darf die lebhaft und mit Wärme geschriebenen Schilderungen dieser deutschen Frau, der Gattin eines in der Kap-Kolonie wirkenden Hochschul-Professors, nicht als wissenschaftliches Werk nehmen, sondern als den Ausdruck vielfältiger und langjähriger Erfahrung, dargestellt von einem Temperament und in einem flüssigen, nicht selten feuilletonistischen Stil. Es ist sehr viel aus dem Buche zu lernen, besonders auch über das Verhältnis der schwarzen und der weißen Rasse — daher übrigens der Titel „Schwarz — Weiß".

München. Tim Klein.

Der hörende Mensch

Hans Kayser, der Verfasser des Werkes „Der hörende Mensch"[1]), das, um es voraus zu sagen, zu den interessantesten und schwerwiegendsten Büchern der wissenschaftlich gerichteten Musikliteratur gezählt werden muß, betont im Verlauf seiner Abhandlungen des öfteren mit Recht, daß sich der Musiker und besonders auch der Musikwissenschaftler viel zu wenig Gedanken macht bzw. sich überhaupt nicht klar ist über die eigentliche Natur des Tones oder gar der grundlegenden Rolle, die der Klang, die Harmonie im gesamten Weltbild spielt. Erkennen wir und geben wir die Gültigkeit dieses Satzes einmal zu, dann müssen allerdings die Ideen, die der geistvolle Verfasser als Leitgedanken in seinem Werk durchführt, von vornherein als richtunggebend bezeichnet werden. Es ist vollkommen unmöglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung die Fülle der Fragen und Probleme, die sich in Kaysers Darstellung in kaum übersehbarer Weite ausbreiten, so eingehend zu behandeln, wie es die Natur des Stoffes eigentlich verlangen würde. Wir beschränken uns auf die Leitidee, die Kayser aufstellt.

Kayser geht zunächst von dem Gedanken und der Tatsache aus, daß die gesamte Wissenschaft seit langem haptisch verankert ist, d. h. nur mit dem Tastsinn oder optisch, aber nicht akustisch, also hörend arbeitet. Wenn nun Kayser glaubt, daß die hörende Methode nicht haptisch wäre, so könnte man dem entgegenhalten, daß schließlich auch das Ohr ein Tastinstrument ist. Der Gehörknöchel „tastet" ebenso ab, was an Schallwellen zu ihm dringt, wie das Auge oder das Mikroskop dies auf anderm Boden tut. Aus diesem Zirkel werden wir also schwerlich herauskommen. Schließlich ist es ja ein nebensächliches Moment, auf welchem Wege uns neue Erkenntnisse zuteil werden. Für die Ansicht jedenfalls, daß die haptisch arbeitende Wissenschaft an den Grenzen ihres Vermögens angelangt ist, führt Kayser als Kronzeugen Max Planck an, der offen die Abkehr der Wissenschaft vom physikalischen Weltbild zugibt zugunsten einer völlig abstrakten, auf mathematischen Formeln (Atom- und Quantentheorie) aufgebauten Methode, was gleichbedeutend wäre mit dem Tode des mechanischen Weltbildes überhaupt. Doch dürfen wir dieses Eingeständnis nicht allzu tragisch nehmen. Die Wissenschaft wird solange haptisch arbeiten, als ihr mit dieser Methode neue

[1]) Verlag Lambert Schneider, Berlin; 368 S.

Digitized by Google

Offenbarungen zuströmen, und Kayser muß selbst zugeben, daß das derart erschaute und geformte Weltbild seine Rolle noch lange nicht ausgespielt hat.

Kayser stellt grundsätzlich den „hörenden Menschen" dem optischen gegenüber als demjenigen Mittel, dem der Weltorganismus lebendiger und seelenvoller erscheint als dem sezierenden Messer des Erfahrungswissenschaftlers. Denn der Ton ist nicht nur eine physikalische Angelegenheit; sondern aus dem „Zusammenklang" erwächst die Harmonie und bilden sich die Bezogenheiten, die Tonleiterkreise, die Kombinationstypen in ihrer fast endlosen Mannigfaltigkeit. Dies wird an Hand von Tafeln erläutert, die unter genauer Berechnung der Schwingungsverhältnisse das Netz der Tonarten veranschaulichen. An Kaysers Untersuchungen ist neu und wichtig, daß er das Tonleiterproblem (er sieht das Urphänomen der Tonleiter, den eigentlichen Erzeugerton nicht in c, sondern in b bzw. in der Tonart B-dur) in all seinen Abstufungen zu einem organischen Problem im weitesten Sinne des Wortes macht. So ergeben sich aus dem Wesen der harmonikalen Syntheſen ungeheure Ausblicke: wir kommen von dem Dualismus der Tongeschlechter zu dem Gesetz der Polarität, wie es die eigentliche Substanz der Elektrizität bedeutet. Und wenn wir so weit sind, mit Kayser alles harmonikale Denken als ein proportionales zu betrachten, dann müssen sich auch das Mineral- und Pflanzenreich, ja Tier und Mensch in diesen Kreis einordnen. Es wirkt im höchsten Grad bestechend, wenn uns Kayser die harmonikalen Phänomene in der Physik und Chemie, die Wunder der Kristallographie als „Klang im Stein" vorführt. Der Schritt zum Erhabenen ist dann nicht mehr weit. In diesem akustisch gesehenen Weltbild melden sich von selbst wieder die Gesetze von Keplers harmoniae mundi, seine akkordverkörpernden Planeten, die vor unendlichen Zeiten zu tönendem Leben zusammentraten. Und wie merkwürdig später in dem von Kayser angeführten Wort von Goethe über seine Metamorphosenlehre als einer Harmonia Planetarum! Bedenken wir aber noch, daß die bewegenden Kräfte der Harmonie auch den Gesetzen des Rhythmus, der Schwingungen unterliegen, dann erkennen wir mit Kayser gerne die Dreizahl von Kosmos, Farblicht- und Tonsystem an. Ist sie magischer Art: desto besser. Denn nun ist es wohl an der Zeit, daß wir uns wieder entschieden auf das eigentliche Wesen der Musik besinnen. Musik ist keine Zweck- oder Gebrauchskunst. Greift aber das Eigentliche ihrer Natur in den Gesamtorganismus der Welt ein, dann ist sie weit mehr als bloße Kunst: dann müssen wir in ihr eine organische Kraft sehen, die das ganze Weltall durchströmt. Nach unserer Ansicht bestünde sogar eine wesentliche Erweiterung des musikalischen Weltbildes noch in der Einbeziehung der fast unbegrenzten Klangmöglichkeiten, wie sie die elektrische Musik heraufzubeschwören vermag (siehe Jörg Magers Forschungen und sein Partituophon!). Denn differenzieren wir den Tonleiterkreis von Ganzton und Halbton weiter zu den Mikrotönen, dann ergibt sich (nach Mager) das Phänomen der Aufteilung der großen Terz in eine Oktavreihe!

Kaysers Buch enthält — neben manchmal paradox anmutenden Gedankengängen — noch eine Fülle von Ideen, Anregungen und gesunden Ansichten, so die Ausführungen über die architektonische Harmonie der Antike und Renaissance, über Akustik und Ästhetik, über notwendige Reformen im Musikunterricht, dann besonders über das musikalische Schaffen. Wenn Kayser allerdings auf diesem Boden vom Musiker eine größere Bewußtheit des zahlenmäßigen Tonorganismus verlangt, dann müßte man eine Einschränkung machen. Denn der eigentliche Schaffensvorgang verläuft durchaus im Unterbewußtsein, und es war ja gerade das Unglück der jüngst abgelaufenen Musikperiode, daß sie gewissermaßen nach einem Rezept arbeitete, d. h. Tonsysteme ausklügelte, dem naiven Einfall die Gefolgschaft aufsagte und damit auf die Dauer jeden Boden unter sich verlor. Doch was hindert trotzdem den Musiker, sich, wie es Kayser fordert, der stofflichen Natur seiner Kunst mit mehr Einsicht bewußt zu werden?

Überaus wertvoll ist auch das reiche Bildmaterial, das dem Buch beigegeben ist und das sich für den gewissenhaften Leser als unentbehrliches Hilfsmittel beim Studium des Werkes erweist. Wir sagen ausdrücklich „Studium". Denn hier tritt die Forderung an uns heran, mitzuarbeiten und sich durch eigenes Nachdenken und selbständige Untersuchungen mit der Weltanschauung des Verfassers vertraut zu machen. Eine leichte Arbeit ist es nicht, die hier des Interessenten harrt. Allein, sie wird sich lohnen, selbst wenn sie uns nur zur Rechenschaftsgabe zwingt über Probleme, die heute an jeden Kulturmenschen mit größter Dringlichkeit herantreten.

München. Siegfried Kallenberg.

Digitized by Google

Neue Bachliteratur

Das Bachjubiläumsjahr hat über den Großmeister der deutschen Tonkunst eine reiche literarische Ernte gebracht, reicher und wertvoller, als man angesichts des schon Vorhandenen überhaupt zu hoffen gewagt. Das will nicht etwa heißen, daß viel neues Material zu Tage gekommen wäre; das Tatsächliche aus seinem Leben und Werk ist ja eigentlich seit Spittas grundlegender Biographie bekannt. Doch selbst wo wir altvertrauten Dingen begegnen, wird eine wichtige Aufgabe erfüllt: der heute wieder in bevorzugtem Maße dem nordischen Menschen zugewandte Sinn erfährt erneute Begründung seines Wissens um das irdische Dasein des Schöpfers der Matthäuspassion. Allein aus dem Geist, der in diesem neuen Bachbekennertum lebendig wird, spricht auch eine andere Botschaft, spricht die Gewißheit, daß Bach nunmehr in Wahrheit, ohne Vorbehalt und in seiner ganzen Größe im Bewußtsein der Welt lebt, und daß er selbst da, wo er uns heute noch, — und vielleicht für immer, — als etwas Unbegreifliches erscheint, wenigstens ahnenderweise erkannt worden ist.

Inhaltlich am schwersten dürfte Hans Joachim Moser's neue Bachbiographie wiegen. Sie ist 1934 in vornehmer Ausstattung und mit zahlreichen Abbildungen versehen bei Max Hesse in Berlin erschienen (255 Seiten). In 8 Kapitelreihen wird alles zusammengefaßt, was über dieses riesenhafte Lebenswerk vom musikwissenschaftlichen Standpunkt aus gesagt werden kann: Bachs Stellung in der religiösen Dogmatik und im musikgeschichtlichen Wesen seiner Zeit, das eigentlich Biographische, sein Werk, Aufführungsprobleme, wie sie mit unserem eigenen Verhältnis zu Bach in Verbindung stehen. Breiten Raum beansprucht das stilkritische Moment, und es will uns scheinen, als ob diese auf weitestgehender Kenntnis der Bachschen Musik beruhenden Darlegungen zugleich die Essenz des Buches bedeuten. In der Tat dürfte nicht nur der Musikliebhaber, sondern auch der reife Künstler aus diesen Kapiteln die reichste Anregung schöpfen. Zwar biegt hier Moser zuweilen etwas zu weit ins Philologisch-Lehrhafte ab, was auch seine stilistische Ausdrucksweise manchmal unvorteilhaft beeinflußt. Doch versöhnt immer wieder die aus jedem Wort sprechende Erkenntnis der Größe dieser Musik, die niemals vom Verstandesmäßigen her begriffen werden kann, ja uns sogar den Zugang zu den viel menschlicher bedingten Sphären der nachfolgenden Klassik vorübergehend zu erschweren vermag. Unsere besondere Zustimmung erfordert Mosers Ansicht, daß man Bachs Musik durch eine zu ängstlich gewahrte geschichtliche Treue in der Instrumentalbesetzung eher Abbruch tut als nützt. Die Tonvisionen Bachs sind denn doch zu zeitlos, als daß er nicht selbst in seinem Inneren die klangliche Begrenztheit der Instrumente seiner Zeit hätte empfinden sollen.

Als weiteres aufschlußreiches Buch ist Eberhard v. Cranach-Sichart's Einführung in Bachs Leben und Werk zu nennen (Verlag „Der eiserne Hammer", Königstein i. T.; 46 Seiten). Auch hier finden wir eine ausgezeichnete Einführung in die zu Bachs Zeiten übliche Formenwelt. Allerdings verfällt die Darstellung zuweilen in einen etwas lehrhaften Ton. Das Büchlein dürfte trotzdem besonders den Musikstudierenden von Nutzen sein. Der Vorwurf ist von einem so weiten kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt aus behandelt, daß man das mit reichem Bildwerk geschmückte Büchlein jedem Freunde ernster Kunst wärmstens empfehlen kann.

Bei Eugen Diederichs in Jena erschien: „Die Musikerfamilie Bach" von Ernst Borkowsky (88 Seiten). Der Wert dieser Schrift liegt, abgesehen von dem klar und übersichtlich behandelten Lebensbild des Meisters selbst, in der hier erstmals so aufschlußreich gegebenen Charakteristik der Söhne Bachs, wie denn in der ganzen Darstellung das musikgeschichtliche Moment bedeutsam in den Vordergrund gerückt ist. Vielleicht mißt der Verfasser dem barocken Zeitgeist mehr als geboten einen bestimmenden Einfluß auf Bachs Schaffen bei. Bach hat ja in Wahrheit das Barock überwunden und die Gotik in seiner Musik zur Vollendung geführt. Die hübsche Ausstattung, verbunden mit guten Abbildungen, mag mit für diesen schönen Beitrag zur Bachliteratur werben.

Von der menschlichen Seite her besonders ergreifend ist das Bild, das Dr. Waldemar Rosen von dem großen Einsamen entwirft (mit einem Vorwort des Präsidenten der neuen Bachgesellschaft Dr. W. Simons; Breitkopf und Härtel, Leipzig; 48 Seiten). Es gibt eine gedrängte, aber desto eindrucksvollere Darstellung der Kämpfe und Widrigkeiten,

Digitized by Google

denen Bach auf seinem Lebenswege zu begegnen hatte, es gibt aber auch die tröstende Gewißheit, daß Fleiß und eiserner Wille selbst das Tragische in einem Künstlerdasein zu überwinden vermögen. Die entwicklungsgeschichtlichen Linien, die von Bachs Ahnen bis zu ihm selbst und seinen Söhnen verlaufen, sind klar dargelegt. Mustergültig in seiner knappen, sachlichen und trotzdem Vieles gebenden Form ist auch Müller-Blattau's Bachbüchlein in Reclams Universalbibliothek (Leipzig; 78 Seiten).

Die bisher erwähnten Darstellungen gehen vornehmlich von stilkritischen, biographischen, bzw. kulturellen Gesichtspunkten aus. Eine Ausnahme davon machen die Schriften Oskar Loerkes und Wilhelm Schäfers; ersterer in seiner schönen, durchgeistigten und intuitiven Einfühlung in seinen großen Gegenstand, die darüber hinaus die Kraft dichterischen Sehens und Erkennens ausstrahlt (S. Fischer, Berlin, 37 Seiten); Schäfer in einem Bekenntnis zu Bach, zwar zunächst vom literarischen Bild her bestimmt, dann aber doch das eigentlich Musikalische in den Mittelpunkt der Betrachtung stellend, das uns die Gewißheit von der lebenden Zeitnähe des Genius gibt (A. Langen/G. Müller, München; 17 Seiten). Hier wären noch Richard Benz' tiefe Worte über Bach einzureihen („Bachs Passion"; Reclam, Leipzig 1935; 68 Seiten), über seine Stellung in der deutschen Musik als nordischer Tragiker.

Es ist nicht leicht, zu entscheiden, was dem Suchenden mehr zu dienen vermöchte: das fachmännische Kriterium oder eine Betrachtungsweise, wie sie die letztgenannten Autoren ihrem Gegenstand gegenüber einnehmen. Diese führt uns zu metaphysischen Erkenntnissen, die höchste Gesichtspunkte voraussetzen. Jenes bedeutet das Unumgängliche, wenn ein allem Geistigem abholder Mensch überhaupt zum Ewigwährenden hinfinden soll. Was heute auch über Bach gesagt worden ist: alles beweist, daß der Gedanke von der „Wissenschaft" Bachscher Musik und von seiner geschichtlichen Gebundenheit ein für allemal an Sinn verloren hat. Und wenn dies im Weiteren zu einer fruchtbaren Stellungnahme dessen führt, was unserer Zeit hervorzubringen beschieden ist, dann dürfte uns auch um eine neue Zukunft der Musik keine Sorge mehr beschleichen.

München. Siegfried Kallenberg.

Neuerscheinungen

Eine Rede zum Gedächtnis Stefan Georges, gehalten am Dreikönigstag 1934 in der Lessing-Hochschule, Berlin, von Melchior Lechter ist in prächtiger, von Lechter selbst besorgter Ausstattung herausgegeben worden (Georg Bondi, Berlin 1934; 48 S., einmalige Ausgabe auf starkem Bütten, Druck von Otto von Holten). Der Schmuck des Buches ist weniger überladen als in den früheren Lechter-Werken. Die reichen, schweren Randleisten fehlen, auch hat man auf die Stefan-George-Schrift verzichtet und einen schlichten Antiqua-Druck gewählt. Dies alles macht das Buch zu einer äußerlich klaren und schönen Erscheinung. Lechters Gedenkrede besteht fast nur aus Zitaten aus dem Werk Georges und seiner Geistesverwandten, mit nur sparsam dazwischen gesetzten, feierlich raunenden Sprüchen des Redners. Es hat den Ton und Geruch einer magischen Feier, heut wird es nicht mehr viele Menschen geben, die sich gern damit befassen — eine nüchternere Zeit ist angebrochen. Aber sympathisch bleibt, durch all dies Sprachgewölk hindurch, warme, echte Treue zu seinem Meister, die Lechters Bestes ist und für die er in Georges Siebentem Ring mit diesem prunkvollen Namen belohnt wurde: „Turm von bleibendem Strahl in der Flutnacht der Zeit".

Auch der andere Freund Georges, der Gefährte des ersten Berliner Winters von 1889, der Mitbegründer der „Blätter für die Kunst" hat nun ein Gedenkbuch herausgegeben: „Die Sendung Stefan Georges", Erinnerungen von Carl August Klein (Verlag Die Rabenpresse, Berlin 1935; 78 S.). Klein hätte besser getan, zu schweigen, wenn auch gewiß die schönste Treue und Begeisterung ihn zu dieser Veröffentlichung trieb. Er hatte sich in all den Jahren in stiller Bescheidenheit zurückgehalten, er war der Gefolgsmann gewesen, der nichts für sich wollte, der alles Eigene dahingab an die Sache des Meisters. Jetzt zeigt er sich in dem schwülstigen und dabei armseligen Deutsch seiner Erinnerungsschrift als schlechter Schriftsteller und ungereifte Natur. Es ist peinlich, von der „lodernden Begeisterung", dem „Wirbelsturm der Empfindungen", dem „Erlösungs-

Digitized by Google

jubel" usw. zu lesen, in die Klein bei der ersten Begegnung mit George gerät. George hätte, solange er lebte, das Erscheinen eines Buches dieser Art nicht zugelassen.

Alessandro Pellegrini: „Stefan George" (aus dem Italienischen im Verlag Die Runde, Berlin 1935; 40 S.). Wir haben hier kürzlich anläßlich der George-Rede des Norwegers Arvid Brodersen von den ausländischen Eroberungen Georges gesprochen. Hier ist nun die italienische Eroberung. Auch Pellegrini hat sein Instrument mit ziemlicher Genauigkeit auf den Ton gestimmt, in dem der Kreis seine Musik macht. „Der größte Dichter unserer Zeit", „der größte Übersetzer, den die Geschichte des Schrifttums kennt" — das sind nun einmal die epitheta ornantia, ohne die in der Sprache des Kreises nicht auszukommen ist. Wir brauchen uns aber von solchen Superlativen nicht verstimmen zu lassen, denn es gibt allerlei Gutes aus der Schrift Pellegrinis zu lernen und es ist gar nicht uninteressant zu sehen, wie Georges Bild in diesem italienischen Spiegel erscheint. Was über die Gott-Lehre Georges gesagt ist, sind allerdings keine Entdeckungen. Aber schön und merkwürdig ist es, wie Pellegrini den George der letzten Jahre sieht: „Das Bangen, das George in den letzten Jahren ergreift, und die Demut, nicht nur vor Gott, sondern auch den Menschen, bewegen mich so tief, weil ich darin ein Sich-bereiten auf den Tod spüre, den letzten Verzicht auf allen Stolz, den Verzicht sogar auf die prophetische Sendung, die nun erfüllt ist, und die letzte Erwartung". Wertvoll wird das kleine Buch außerdem durch die eingestreuten Umdichtungen Georgescher Verse ins Italienische. Die Sprache der Schrift ist adlig und frei, übrigens mit großer Sorgfalt verdeutscht.

Edward Jaime-Liebig gibt eine im November 1934 gehaltene „Rede über Stefan George" in Buchform heraus, mit einem anschließenden Requiem für George in sieben Gedichten. Dies ist sozusagen „Laienpredigt"; Jaime-Liebig gehört nicht zum Kreis, aber ist einer von denen, die gern dabei gewesen wären. Er spricht mit gesundem Verstand, angenehmer Frische und schöner Begeisterung richtige, anerkennenswerte Dinge über George aus, wie sie schon zum allgemeinen Stand der George-Forschung gehören. Neu ist hier nur die Auffassung, Georges germanisch-romanische Blutmischung, die bei Wolters geleugnet wurde, als ein „Positivum" zu werten, George als Erben des alten karolingischen Europa anzusehen, „das Deutschland und Frankreich einmal gleichberechtigt in sich schloß". Das Buch erschien im Kulturpolitischen Verlag (Berlin).

Der Erlanger Professor Wilhelm Vollrath gibt ein Buch „Th. Carlyle und H. St. Chamberlain, zwei Freunde Deutschlands" (Lehmann, München 1935; 100 S.) heraus. Von den Gesichtspunkten Führertum und Rassengedanke ausgehend, zeigt er das Werk der beiden Engländer und ihre Bedeutung als Brücken zwischen uns und der Welt.

In einer Reihe „Deutscher Schriften" des Verlags Protte, Potsdam, erschien eine von Michael Freund besorgte Auswahl aus Werken und Briefen Jakob Burckhardts, unter dem Titel „Kultur und Macht". Wenn die Aktualität eines Mannes wie Burckhardt heute eines Beweises bedarf (denn aktuell ist für ein Volk nicht, was es am liebsten will, sondern was es am nötigsten braucht) — hier ist dieser Beweis aufs beste erbracht. Ein ausgezeichneter Burckhardt-Essay ist die Einleitung Freunds zu diesem Bande.

Die schlichte Schilderung eines Kriegsjahres im Westen, vom Sommer 1915 bis zum Beginn der Sommeschlacht 1916 gibt Franz Maier in seinem „Ein Jahr an der Somme" (Hillmann Verlag, Leipzig 1935; 180 S.).

Hans Henning Freiherr Grote beschreibt in einem Roman „Der tolle Herzog" (Bieweg, Braunschweig 1935; 205 S.) das Leben und den Charakter des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Die Sucht, den großen Friedrich von Preußen nachzuahmen, treibt ihn zu all seinen Torheiten, seinem herrischen und harten Absolutismus. Schließlich aber lernt er, seinem Vorbild in dem Anderen und Größeren zu folgen: er lernt, ein Diener und Vater seines Landes zu sein. Grote schildert das alles recht hübsch und farbig, aber mit einem übermäßigen Aufwand von Sentiment.

Auch der Roman Henrik Herse's: „Das Fähnlein Rauk" (Bieweg, Braunschweig 1935; 500 S.) leidet an diesem Überschwang der Empfindsamkeit. Er ist nicht übel ausgedacht und geführt, die Gestalt der jungen Frau, des „Fähnleins", nicht schlecht hingestellt. Aber Gespräche wie diese brauchen wir uns doch nicht mehr gefallen zu lassen: „‚Ich werde trotzdem Zeit für die Kinder haben', sagt sie zu Ernst. Ernst sieht sie an.

Digitized by Google

‚Ja?' sagt er, ‚Fähnlein, ja?' ‚Würde ich es sonst sagen?' lächelt sie. ‚Wie schön das klingt, sag es noch einmal, Fähnlein!'" Das war in der Blütezeit der „Gartenlaube" der Stil der beliebten Romane. Wir können nicht ohne Widerspruch mitansehen, daß er wiederkehrt.

Das Jahr der Wandlung, Goethes Schicksalswende", von Franz Servaes „(Vieweg, Braunschweig 1935; 424 S.). Da wird ein „Roman des jungen Goethe" geboten, er behandelt das in Goethes Leben schicksalsvolle Jahr 1775, das Jahr der Übersiedlung nach Weimar. Ein interessanter Versuch. Schade, daß er mißlungen ist. An Kenntnis und Sorgsamkeit fehlt es Servaes nicht. Aber das eigentlich Goethesche tritt gar nicht hervor. In allen Worten, Gedanken, Handlungen, die Goethe hier angedichtet werden, ist kein Hauch dieser einmaligen Persönlichkeit. Unmöglich zu glauben, daß der Bursch, den Servaes uns vorstellt, mit seinen vielen großen Sprüchen, die Gedichte gemacht haben soll, die hier und da zitiert werden. Eine Welt trennt den wahren Goethe von diesem! Das ist kein Weg, Goethe uns nahezubringen.

Eher ist schon eine andere Veröffentlichung des gleichen Verlags: „Goethe im Lichte des neuen Werdens" von Wilhelm Fehse (1935; 156 S.), ein Schritt zu diesem Ziel. In wissenschaftlicher Deutung bemüht sich Fehse den volkstümlichen, den zugänglichen Goethe zu zeigen, auf den Stationen seines Lebensweges: „Deutsches Schicksal", „Lebenseinheit", „Weltbejahung", „Persönlichkeit und Gemeinschaft", „Erziehung". Hier gibt es für den Goethe entfremdeten deutschen Leser einiges zu holen und zu lernen. Nicht umsonst ist „Erziehung" das letzte Wort. Goethe ist kein bequemer Lebensbegleiter. Sehr selten sagt er uns, was wir am liebsten hören, aber immer, was zu hören uns heilsam ist. „Ich schreibe nicht euch zu gefallen / Ihr sollt was lernen", so verkündet die Spruchdichtung seiner „Zahmen Xenien". — Es ist ja im Ganzen mit Deutungen wenig getan, wenn sie nicht ins Werk selber wieder zurückführen. Wie man Goethe umdeuten und für privaten Bedarf zurechtstutzen kann, haben wir in den Nachkriegsjahren mehr als einmal erfahren müssen. Nachdem das vorbei ist, könnte jetzt ein neues Goethe-Verstehen bei uns beginnen, ein „neues Jahrhundert mit Goethe" wie Fehse zuversichtlich voraussagt. Möchte er recht behalten.

Florian Seidl's „Zehn Gedichte" (Tukan Verlag, München 1935; 14 S.) haben einen Ernst, der gefangen nimmt. Schon daß die Sitte sich allmählich durchzusetzen beginnt: aus vielen Gedichten, die einer schreibt, nur das Wenige, Beste auszuwählen — schon das ist ein Gewinn. Noch glaube ich, daß Seidl sich hie und da mit dem ersten ihm zufliegenden Ausdruck eines Gedankens begnügt. Selten ist aber der erste Einfall der beste, viel geduldige Mühe muß an das Geringste gewandt sein, ehe ein Gedicht entsteht, das dann so leicht und selbstverständlich klingt, als hätte es sich von selber gemacht. Aber ein zustimmendes Gefühl ergreift uns beim öfteren Überlesen dieser Verse. „Es will die Nacht nicht weichen / Kein Vogel singt im Baum", dergleichen ist mehr als volksliedhafte Konvention, ein unverspieltes, echtes Empfinden steht dahinter.

Hugo Oswald, der im Verlag Bruns in Minden eine Sammlung von Kurzsätzen „Ergebnisse des Lebens" herausgab (1934; 46 S.), hat im September dieses Jahres seinen 70. Geburtstag gefeiert. Sein Buch sammelt Gedankengut aus 40 Jahren seines Lebens, manche erheiternde oder tiefsinnige Wahrheit steckt darin. „Mancher ist Hahn, aber in was für einem Korbe", „Was Form gewonnen, hat Ruhe gewonnen", „Wie Empfindelei gibt es Denkelei". Man wird die kleine Sammlung nicht ohne Vergnügen lesen.

„Fahrten und Frauen." Das ist die Geschichte eines wahrhaft abenteuerlichen Lebens. Baron Beltheim (der Name war einst den Zeitungslesern Europas geläufig) hat seine Memoiren geschrieben und sie wurden jetzt im Verlag Rowohlt, Berlin, herausgegeben. Er war ein Glücksritter und Globetrotter und dazu noch etwas anderes und besseres, nämlich ein Mann — ein Mann trotz seiner Verrücktheiten und Lügen. Das Hochstaplerische hat hier eine Großartigkeit, die sich nicht vergißt. Und dabei, wie prachtvoll erzählt er! — Das Abenteuer nicht aus Lust, sondern aus Schicksal — das ist es, was dieses Buch so merkwürdig macht.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 4. November 1935

Hauptschriftleiter: Leo Friedrich Hausleiter in München. — Stellvertreter: Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. in München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 8. Vj. 35: 3881. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riefern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Jagd in Flanderns Himmel

Das Fliegerbuch der Frontgeneration und des jungen Deutschland! Die 16 Kampfmonate des Richthofen-Geschwaders. Von Geschwader-Adjutant Bodenschatz, jetzigem Chef-Adjutanten des Generals der Flieger. Eingeleitet von Hermann Göring. Dazu erstmals das vollständige Kriegstagebuch des Geschwaders und 95 Bilder auf Tafeln.
Geheftet 3.60 / Leinen 4.80

„Jagd in Flanderns Himmel" ist ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte.
Berlin, den 17. Oktober 1935. gez. **v. Blomberg**

Wer dieses Buch in ehrfurchtsvoller, stolzer Ergriffenheit gelesen hat, glaubt an das ewige Deutschland.
Berlin, den 18. Oktober 1935. gez. **Göring**

Ich habe selten ein Kriegsbuch so gerne gelesen, wie das Buch des Oberleutnants Bodenschatz. Das Heldenlied des Jagdgeschwaders, dessen letzter Kommandeur, der heutige General der Flieger, unser Parteigenosse Göring war, ist erneut eine Mahnung an uns alle, daß treue und tapfere Herzen letzten Endes doch immer siegen.
Berlin, den 14. Oktober 1935. gez. **Himmler**

Das Buch ist nicht nur ein äußerst wertvolles historisches Dokument, sondern gleichzeitig ein Mahnmal für die lebende und für kommende Generationen, es den Kampffliegern des Weltkrieges gleichzutun an Einsatzbereitschaft, Opfermut und höchster Hingabe für die Nation.
Berlin, den 19. Oktober 1935.
Der Stabschef der SA.: gez. **Lutze**

Die tagebuchähnlichen Schilderungen der beispiellosen Kämpfe des Jagdgeschwaders Richthofen aus der Feder des damaligen Geschwader-Adjutanten setzen den Männern und Taten des Jagdgeschwaders ein bleibendes Ehrenmal. Dem alten Soldaten ein wertvolles Erinnerungsbuch — den jungen Deutschen ein einzigartiger Ansporn.
Berlin, den 31. Oktober 1935.
gez. **Hierl**, Reichsarbeitsführer

Das Buch von Oberstleutnant Bodenschatz gehört wegen seiner Sachlichkeit und heroischen Haltung in die erste Reihe unserer Kriegsliteratur. Die unerhört hohe Auffassung des Begriffs Pflicht, die aus diesem Buche spricht, macht es wünschenswert, daß die ganze deutsche Jugend „Jagd in Flanderns Himmel" besitzen möchte.
Berlin, den 19. Oktober 1935.
gez. **Baldur von Schirach**

In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Lesen Sie:

Kampf um den Himalaja

Von Paul Bauer. Der vollständige Bericht über die beiden deutschen Großangriffe 1929 und 1931 auf den Kantsch, den zweithöchsten Berg der Welt (8579 m). Schlicht und ungemein packend schildert Bauer seinen trotzigen Kampf. Reclams Universum urteilt: „Das Buch ist ein Geschenk an unsere Nation. Geschrieben ist es meisterhaft. Ein Buch von wahren Helden, die den Kampf lieben, aber nichts wissen von Ruhm!" 200 Seiten, 82 Bilder, 5 Karten. Leinen 4.80.

Köpfe der Weltpolitik

Herausgegeben von Giselher Wirsing. Die führenden Männer der Weltpolitik sind hier nach ihrem Wesen, Werden und Wirken jeweils von einem ausgezeichneten Kenner geschildert. „Eine ausgezeichnete biographische Sammlung" — nennt der Angriff, Berlin, das Werk. Und die Staatszeitung, New York, urteilt: „Unter den Aufsätzen sind kleine Meisterwerke!" 2. Auflage, 313 Seiten, 32 Bilder. Geh. 4.80, Leinen 5.80.

Kampf den Bazillen!

Von Gerhard Venzmer. Gegen Bakterien, Seuchen und ansteckende Krankheiten! Sie bedrohen die eigene und die Volksgesundheit überall im Leben des Alltags. Wie das Wesen der Bakterienkrankheiten erkannt wurde, wie man sich wirksam gegen sie schützt und dadurch sich und der Volksgesundheit dient, zeigt dieses allgemeinverständliche. neue Buch des bekannten Arztschriftstellers. Ein hochinteressantes und zugleich praktisches medizinisches Volksbuch für jedermann! 224 Seiten, Geh. 2.90, Leinen 3.90.

In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth G.m.b.H. München

Digitized by Google

Soeben erscheint:

Hermann Lietz,

Lebenserinnerungen

Neu herausgegeben und durch Briefe und Berichte ergänzt von Alfred Andreesen.

4.—5. Auflage. VIII, 216 Seiten. 23 zum Teil bisher unveröffentlichte Bilder. Steif broschiert RM. 3.40. In Leinen gebunden RM. 4.25.

Baldur von Schirach: „Ich sehe in Lietz die reinste und fruchtbarste Erziehergestalt unseres Volkes."

Prof. Dr. Rudolf Eucken: „Die ‚Lebenserinnerungen' geben ein ergreifendes Bild eines Mannes ohne Furcht und ohne Tadel, eines Mannes, der den höchsten Bildungsidealen der Menschheit mit hingebender Treue diente und zugleich ein begeisterter Deutscher war."

Prof. Dr. Paul Hildebrandt: „Ein Buch der Tat, . . von einer atemberaubenden Gewaltsamkeit, einem idealistischen Schwung, der es zum Lieblingsbuch unserer Jungen machen muß."

Das ist ein Buch fürs Leben! Lassen Sie es sich bitte von Ihrem Buchhändler zeigen!

HERMANN LIETZ-VERLAG
WEIMAR

Werden und Wachsen, Kampf und Arbeit — Deutsches Schicksal in der Welt

Ein zuverlässiges Handbuch über die Stellung der Deutschen in den überseeischen Ländern ist das Werk von

Dr. Hugo Grothe

Die Deutschen in Aberse

Eine Skizze ihres Werdens, ihrer Verbreitung und kulturellen Arbeit.

316 Seiten mit einer Atlasbeilage von 19 Blättern. Broschiert RM. 10.—, in Halbleinen geb. RM. 12.—

Ceterum censeo . . . .

Versailles nach 15 Jahren

Der Stand der Revision des Versailler Diktates

Von Dr. Karl Schwendemann.

230 Seiten mit 40 Karten und statistischen Schaubildern. Kartoniert RM. 3.—, in Ganzleinen geb. RM. 4.—

Die Auswirkungen des Versailler Diktates auf die deutsche Kolonialarbeit und der Stand der Revision sind die Punkte, von denen notwendig jede Diskussion über die Kolonialfrage ausgehen muß.

Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H. Berlin W 5

Eine wichtige Neuerscheinung

AUGUST RITTER VON KRAL

DAS LAND KAMÂL ATATÜRKS

DER WERDEGANG DER MODERNEN TÜRKEI

XII und 181 Seiten mit 1 Karte

Preis broschiert RM. 4.50, in Lw. geb. RM. 5.50

Einer der besten Kenner des vorderen Orients, der langjährige österreichische Gesandte in Ank schildert in diesem grundlegenden und aktuellen Werk die Entwicklung der modernen Tü unter der zielbewußten Führung Kamâl Atatürks bis in die neueste Zeit. Von der nationalen hebung in Anatolien und den Freiheitskämpfen ausgehend, über den Friedensvertrag von Lausan der dem Land seine Unabhängigkeit wiedergab, behandelt der Verfasser alle Phasen des erst lichen Aufschwungs der Türkei. Eingehend werden die innen- und außenpolitischen Verhältni und die großen Reformen auf kulturellem, wirtschaftlichem und bevölkerungspolitischem Ge dargestellt. Das Werk gibt ebenso erschöpfende Auskunft über die öffentliche Verwaltung und das Fina und Steuerwesen, wie über Landwirtschaft, Bergbau, Industrialisierung und das Verkehrswesen. unentbehrliches Buch zum Verständnis der modernen Türkei und der Probleme des Nahen Oste

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG, WIEN-LEIPZI

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

AP
30
S94
v. 33
no. 3

Deutsche Kunst

Die Reichskammer der bildenden Künste / Aufbruch zur nationalen Kunst / Die Bauten des Dritten Reiches / Neue Baukunst / Kritik / Museen / Kunst im Volke u. a.

MIT ZAHLREICHEN BILDERN

Weihnachtsbücherschau

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

33. JAHRGANG HEFT 3 DEZEMBER 1935

Digitized by Google

Es gibt viele Konversationslexika,
aber nur einen

„Großen Brockhaus"

Das große allgemeinverständliche Lexikon der Deutschen ist soeben vollendet. Es berichtet gewissenhaft bis in die jüngste Vergangenheit.

Das „Konversationslexikon" wurde vor Jahrzehnten schon von falschen Propheten totgesagt. Es steht heute lebendiger und frischer im täglichen Leben und hat in unserer Zeit erhöhte Bedeutung erlangt. Denn alles Wissen und Können verliert sich in immer mehr Einzelgebiete: Kaum einer weiß heute über mehr als über sein Sonderfach Bescheid. Darum braucht er den Brockhaus.

„Der Große Brockhaus", das Hausbuch der deutschen Familie, ist für Mann, Frau und heranwachsende Jugend gleichwertvoll. Das schönste Weihnachtsgeschenk, das Nutzen und Freude für lange Jahre schafft.

Anschaffung erleichtert:
bandweiser Bezug, geringe Monatsraten, alte Lexika werden in Zahlung genommen.

Fragen Sie den Buchhändler Ihres Vertrauens!
Gegen Einsendung untenstehenden Abschnittes erhalten Sie unverbindlich ein anregendes Probeheft mit über 100 Abbildungen.

F. A. Brockhaus · Leipzig C 1

Ich bitte um unverbindliche und kostenlose Zusendung des reichbebilderten Probeheftes 41 und Mitteilung über die jetzt noch bestehenden Bezugserleichterungen bei der Anschaffung des „Großen Brockhaus".

Name und Stand: .....

Genaue Anschrift: .....

Digitized by Google

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Heimarbeit vergibt P. Holfter Breslau Hb.

Heidelberg Pädagogium Neuenheim Dr. Volz. Gymn. und Real-Klass. Sexta-Abitur Mittlere Reife. Umschulung. Verpflegung d. eigene Landwirtschaft

Nicht sind unsere Freunde!

KALODERMA-RASIER-SEIFE ist glyzerinhaltig — daher besonders leichtes, schnelles und angenehmes Rasieren!

Schwarzwald-Schule Triberg
Priv. Realgymnasium mit Oberrealschule. Schülerheim in gesunder Höhenlage. Mittlere Reife a. d. Anstalt. Staatliches Abitur. Jeder Sport. Bilderprospekt.

Deutsche Ausgrabungen auf deutschem Boden
Von W. Petzsch
Darstellung vorgeschichtl. Siedlungen im Weg und Ergebnis der Forschung.
Mit Abbildungen. Klein. RM. 2.40, kt. RM. 1.80

Deutsche Ausgrabungen in den Ländern des klassischen Altertums
Von E. Pernice
2. Aufl. Mit Abbildungen. Klein. RM. 2.40, kt. RM. 1.80

Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i.B.

Deutsches Kolleg
Bad Godesberg a. Rhein
Paritätische Stiftungsschule, Gymnasium und Realgymnasium von U III bis O I. Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familien-Internats. 12 (12) Klassen zu 10 bis 15 Schülern. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch-Geschichte, Kunstgeschichte. — Illustr. Prospekte durch den Direktor Dr. Berendt.

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift

Ernst Wagner Apparatebau, Reutlingen

Geburtenrückgang

Mahnruf an das deutsche Volk

Von Richard Korherr

Mit einem Geleitwort von Reichsführer SS Himmler

„Und deshalb ist uns heute noch die Schrift Korherrs und ist uns das Vorwort Himmlers ein SOS-Ruf, der in alle deutschen Ohren gellen soll, aufzuwecken, aufzurütteln, bevor es zu spät ist."
Völkischer Wille (Berlin) 16. V. 35.

„Die Veröffentlichung Korherrs, deren Zahlenmaterial bis in die neueste Zeit ergänzt ist, bietet für jeden Erzieher eine kaum auszuschöpfende Fülle von Material."
Arbeitsgemeinschaft zur Volksgesundung (Nr. 16, 10. V. 35)

„Jedoch nicht in hoffnungslosem Fatalismus, sondern in eindringlichem Appell an den völkischen Lebenswillen, an den natürlichen Willen zum Kinde klingt die beachtenswerte Schrift aus, die die zentralsten Probleme unserer Nation mutig anpackt."
Leipziger Neueste Nachrichten (15. V. 35)

4. Auflage. Preis geheftet RM. 1.—. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München
Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Dezember 1935 / Deutsche Kunst

Seite

Die Reichskammer der bildenden Künste. Zum zweiten Jahrestag ihres Entstehens. Von Professor Eugen Hönig, Präsident der Reichskammer der bildenden Künste, in München 129

Aufbruch zur nationalen Kunst. Rückblick und Ausblick. Von Dr. Hubert Wilm in München 130

Die Stadt Adolf Hitlers. Von Alexander Heilmeyer in München 135

Plan des Königlichen Platzes in München 139

Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg. Von Dr. Hubert Schrade, Professor für Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg 142

S

Von der neuen Baukunst. Von Professor Dr. ing. e. h. Paul Schmitthenner, Architekt in Stuttgart . . . . . .

Die neuen Aufgaben der Museen. Von Dr. Gustav Steinbömer in Berlin . . . . . .

Bewegungen des deutschen Kunstsinnes. Von Konrad Weiß in München . . . . . .

Anmerkungen zur Forderung der Zeit. Von Paul Rosner, Präsident der Münchner Künstler-Genossenschaft, in München . . . . . .

Die Kunst im Volke. Von Dr. Edgar Schindler, Kunstreferent der NS-Kulturgemeinde, in München . . . . . .

Die Aufgaben der Kunstkritik. Von Dr. Fritz Nemitz in Berlin . . . . . .

Das Gespenst. Erzählung von Hans Friedrich Blunck . . . . . .

Weihnachtsbücherschau

Kultur und Geschichte. Von Dr. Tim Klein in München 175

Dichtung und Dichter. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 176

Erzählungen und Romane. Von Jörg Lampe in München 185

Jagd in Flanderns Himmel 186

Musik. Von Siegfried Kallenberg in München 1

Deutsche Kunst. Von Hermann Hasinger in München . . 1

Bücher zur Kunst. Von Alexander Heilmeyer in München 1

Künstlerschicksale. Von Hermann Hasinger in München . . 1

Technische Bücher Von Heinz Kemenater in München . . 1

Abbildungen

Der Königliche Platz in München . . . . . nach S. VIII

Ehrentempel am Königlichen Platz . . . . . vor S. 129

Führerhaus und Verwaltungsgebäude am Königlichen Platz . . . . . vor S. 129

Kongreßhalle und Luitpoldhain in Nürnberg . . . nach S. 144

Die schöne deutsche Stadt . . . . . vor S. 145

Wohnhaus auf der Höhe in Stuttgart . . . . . vor S. 145

Grabmal des Theoderich zu Ravenna . . . . . nach S. 1

Teilstück aus dem Schmuckschrein von Lund . . . . nach S. 1

Der Bamberger Reiter . . . . . vor S. 1

Das Martinsrelief des Naumburger Meisters in Bassenheim . . . . . nach S. 1

Werner Peiner: Frühmorgen . . . . . vor S. 1

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str.
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 6. Dezember 1935

HANS THOMA

Im Herbste des Lebens

Erinnerungsblätter

Mit Buchschmuck von der Hand des Künstlers

Wie in Thomas Bildern, so offenbart sich auch in diesem Buche sein Künstlertum als allem Menschlichen und Göttlichen so innig vertraut, so seelenvoll und abgeklärt, daß dieses intimste Werk seines Schaffens als ein Stück feinsten Kunstempfindens und edelsten Menschentums gelten darf.

Geheftet RM. 4.50, Ganzleinen RM. 7.20

JOSEF HOFMILLER

Versuche

Nietzsches Testament — Nietzsche und Rohde — Der Heilige — Catarina von Siena — Emerson — Thoreau — Maeterlinck — Die Briefe des Abbé Galiani

Eine der schönsten deutschen Essaysammlungen!

Geheftet RM. 1.80, gebunden RM. 2.85

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H. München

Digitized by Google

Vorkämpfer deutscher Kultur

J. G. Herder. Von Tim Klein. / Ernst Moritz Arndt. Von H. Kern. / Görres. Von Hanns Reich. / Franz von Baader. Von Johannes Sauter. / Richard Wagner. Von Karl Richard Ganzer. / Paul de Lagarde. Von Heinz Erich Eisenhuth. / Der Rembrandtdeutsche. Von Wilhelm Weigand. / Houston Stewart Chamberlain. Von Curt von Westernhagen. / Moeller van den Bruck. Von Hans Schwarz.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte

München, Sendlinger Straße 80

Künstlerschicksale

Historisch getreue Schilderungen interessanter Lebensschicksale bedeutender bildender Künstler

Herausgegeben von **Dr. Hubert Wilm**

Band 1: **Veit Stoß / Karl Stauffer-Bern** Mit 12 Bildtafeln. In Leinen RM 4.80

Band 2: **Vincent van Gogh.** Mit 8 Bildtafeln. In Leinen RM. 4.80

H. Hugendubel / Verlag / München

Ein Aufsehen erregendes Buch!

EWALD AMMENDE

MUSS RUSSLAND HUNGERN?

MENSCHEN- UND VÖLKERSCHICKSALE IN DER SOWJETUNION

XXIV. u. 376 Seiten mit 22 Abbildungen. Preis brosch. RM 6.—, Leinen geb. RM 7.50

Seit mehr als 15 Jahren kämpft der Verfasser dieses Buches Dr. Ewald Ammende, der ehrenamtliche Geschäftsführer des Interkonfessionellen und Übernationalen Hilfskomitees für die in der Sowjetunion hungernden Menschen, zu Anfang als Einziger, für die Berücksichtigung des Schicksals der Notleidenden in Rußland.

Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen und an Hand einer schier erdrückenden Fülle unanfechtbaren Materials und Aussagen von Augenzeugen hat er dieses dokumentarische Werk verfaßt, das der Weltöffentlichkeit klarmachen soll, daß in der Sowjetunion als Ergebnis der kommunistischen Agrarexperimente Millionen Menschen Hungers starben und das die Frage aufwirft, ob sich die Welt noch weiter über das Schicksal der notleidenden Bevölkerung in Rußland hinwegsetzen darf.

Neben dem Problem der Hungersnot behandelt der Verfasser auch noch eine Reihe anderer, mit diesem in engem Zusammenhang stehender Fragen. Die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion, die Propagandamethoden Moskaus die Sowjetwirtschaft in Industrie, Landwirtschaft und Verkehrswesen die Haltung der auswärtigen Mächte zu der in Rußland sich anbahnenden Katastrophe und Fragen der inneren und auswärtigen Politik finden eine eingehende Darstellung. So entsteht aus diesem tiefschürfenden Werk ein ebenso neuartiges wie erschütterndes Bild der Zustände in und um den Sowjetstaat, wie es wohl in solch vollendeter Form bisher noch keinem anderen Beurteiler des russischen Problems gelungen ist.

Das Buch wird durch zahlreiche einprägsame Bilder ergänzt und ist somit ein objektiver Bericht über das wahre Gesicht der Sowjetherrschaft.

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG, WIEN-LEIPZIG

Digitized by Google

Neue wertvolle Erzählungen

in künstlerischer Ausstattung und zu billigem Preise

Marie Diers

Die Erbschaft der Magd

Diese norddeutsche Guts- und Dorfgeschichte ist seltsam und überraschend in ihrer Handlung, aber zugleich auch ein Denkmal starker Bauernkraft, die sich ihres Wertes bewußt ist.

Paul Gurk

Die bunten Schleier

Gurk ist in seinen modernen Fabeln, Märchen und Legenden ein scharfer Kritiker unserer Zeit, dabei immer geistreich, witzig und treffend.

Karl Lerbs

Der blaue Leutnant

Aus dieser Fülle von witzigen und unterhaltenden Anekdoten heben sich besonders die Geschichten und Schnurren vom Handel und Wandel in einer deutschen Hafenstadt hervor.

Wilhelm Michel

Das Herz im Alltag

Diese Lebens- und Zeitbetrachtungen wenden sich an jeden, der sich durch Selbstbesinnung davor bewahren will, im Gleichmaß des Alltags zu versinken.

Arthur Maximilian Miller

Martin und Marleue

Eine Liebesgeschichte, die in Süddeutschland spielt und in die das Rauschen der Wälder und das Brausen der Wassermühlen hineintönt.

Franz Nabl

Das Meteor

Ein ausgezeichneter Erzähler und unbestechlicher Richter des menschlichen Herzens schildert ein erschütterndes Eheschicksal und zufällig e Begegnungen im Leben.

Alma Rogge

Leute an der Bucht

Ernste Schicksale und heitere Begebenheiten erzählt die niederdeutsche Dichterin, die ihre Menschen überzeugend echt und mit einem feinen, gütigen Humor zu gestalten weiß.

Wilhelm Schmidtbonn

Lebensalter der Liebe

Drei Liebesgeschichten des rheinischen Dichters: voll jugendlicher Ausgelassenheit, männlicher Reife und wehmütiger Altersstimmung.

Jeder Band in Leinen gebunden RM. 1.50

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Carl Schünemann, Verlag, Bremen

Die Dichter Alfons Paquet, Werm
von der Schulenburg und Eduar
Reinacher, die Literaturforsch
Franz Schultz, Friedrich von d
Leyen und Karl Justus Obenaue
der Volkskundler Paul Zaune
der Philosoph Alois Dempf, d
Geschichtsforscher Tim Klein, d
Kunsthistoriker Konrad Weiß, d
Musikforscher Hermann Unger e
zählen in dem Sonderheft d
Süddeutschen Monatshefte

Deutscher Geist am Rhein

von der rheinischen Landschaft u
dem rheinischen Menschen, vo
Volkstum und Brauch, vom Schrif
tum und von der Musik, von Mys
und Romantik, von bildender Kun
am Rhein.

„Das Heft gilt dem geistigen Mensche
dem Schaffenden wie dem Miterlebe
den im Rheinland. Er wird reich
Gewinn aus seiner Lektüre nehmen
Duisburg-Hamborner General-Anzeig
(18. IV. 34).

Preis des Heftes RM. 1.50. 3
beziehen durch jede Buchhandlun

Süddeutsche Monatshefte
G. m. b. H.
München, Sendlinger Straße 8

Digitized by Google

Jagd in Flanderns Himmel

Das Fliegerbuch der Frontgeneration und des jungen Deutschland! Die 16 Kampfmonate des Richthofen-Geschwaders. Von Geschwader-Adjutant Bodenschatz, jetzigem Chef-Adjutanten des Generals der Flieger. Eingeleitet von Hermann Göring. Dazu erstmals das vollständige Kriegstagebuch des Geschwaders und 95 Bilder auf Tafeln. Geheftet 3.60 / Leinen 4.80.

„Jagd in Flanderns Himmel" ist ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte.

Berlin, den 17. Oktober 1935 gez. **v. Blomberg**

Ich habe selten ein Kriegsbuch so gerne gelesen, wie das Buch des Oberleutnants Bodenschatz. Das Heldenlied des Jagdgeschwaders, dessen letzter Kommandeur, der heutige General der Flieger, unser Parteigenosse Göring war, ist erneut eine Mahnung an uns alle, daß treue und tapfere Herzen letzten Endes doch immer siegen.

Berlin, den 14. Oktober 1935. gez. **Himmler**

Das Buch ist nicht nur ein äußerst wertvolles historisches Dokument, sondern gleichzeitig ein Mahnmal für die lebende und für kommende Generationen, es den Kampffliegern des Weltkrieges gleichzutun an Einsatzbereitschaft, Opfermut und höchster Hingabe für die Nation.

Berlin, den 19. Oktober 1935.

Der Stabschef der SA.: gez. **Lutze**

Wer dieses Buch in ehrfurchtsvoller, stolzer Ergriffenheit gelesen hat, glaubt an das ewige Deutschland.

Berlin, den 18. Oktober 1935 gez. **Göring**

Die tagebuchähnlichen Schilderungen der beispiellosen Kämpfe des Jagdgeschwaders Richthofen aus der Feder des damaligen Geschwader-Adjutanten setzen den Männern und Taten des Jagdgeschwaders ein bleibendes Ehrenmal. Dem alten Soldaten ein wertvolles Erinnerungsbuch — den jungen Deutschen ein einzigartiger Ansporn

Berlin, den 31. Oktober 1935.

gez. **Hierl**, Reichsarbeitsführer

Das Buch von Oberstleutnant Bodenschatz gehört wegen seiner Sachlichkeit und heroischen Haltung in die erste Reihe unserer Kriegsliteratur. Die unerhört hohe Auffassung des Begriffs Pflicht, die aus diesem Buche spricht, macht es wünschenswert, daß die ganze deutsche Jugend „Jagd in Flanderns Himmel" besitzen möchte

Berlin, den 19. Oktober 1935.

gez. **Baldur von Schirach**

In allen Buchhandlungen!

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H. MUNCHEN

Neue Bücher

Backen ist eine Kunst für sich! Anfängerinnen werden fragen, was gehört hauptsächlich zum Backen? — Mut und eine richtige Anleitung! Wer könnte eine solche Anleitung besser schreiben, als Elly Petersen, die mit ihren bewährten Gelben Büchern, dem Gelben Kochbuch, dem Gelben Einmachbuch und dem Gelben Gartenbuch schon so vielen Hausfrauen geholfen hat? Mit ihrem Gelben Backbuch (Knorr & Hirth, München 1935; 132 S. mit 120 farbigen Zeichnungen und 38 Photos) ist der Verfasserin wieder etwas Vortreffliches geglückt. Nach einer allgemeinen grundlegenden Einführung in die Kunst des Backens, in der Frau Petersen auch der erfahrenen Hausfrau mancherlei praktische Winke und Backweisheiten zu sagen weiß, folgt ein überreiches Backlexikon. Über 400 erprobte Rezepte für alles erdenkliche Backwerk, Kuchen aus Hefe und Mürbeteig, einfaches und feines Gebäck für Tee und Kaffee, Obstkuchen, Torten, Füllungen und Creme, Guß- und Spritzglasuren, Schmalzgebackenes, Stollen, Lebkuchen, besonders viel Weihnachtliches, dann alles mögliche salzige Backwerk und eine Menge Grundrezepte. Und damit kein Irrtum aufkommen kann, sind fast alle Backwaren bildlich neben jedem Rezept dargestellt.

Das Jahr 1936 steht im Zeichen der Olympischen Spiele. Ihnen gelten drei wichtige Neuerscheinungen des Verlags Knorr & Hirth G. m. b. H. in München, die auf dem Weihnachtstisch keines alten und keines jungen Sportlers und Sportfreundes fehlen dürfen: Da ist die prächtige „Geschichte der Olympischen Spiele" von Dr. Franz Mezö, die mit der Goldenen Olympischen Medaille ausgezeichnet wurde und jetzt bereits in 2. Auflage erschien (280 S. mit 94 Bildern und 2 Karten). Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verfasser aus dem alten und neuen Schrifttum alles zusammengetragen, was über die Olympischen Spiele nur irgend Aufschluß gibt. Es ist also weit mehr als eine Gelegenheitsschrift oder ein Buch des Tages oder der Stunde: es ist ein bedeutsames kulturgeschichtliches Werk. Der sozusagen aktuellere zweite Teil des Buches, der die modernen Olympischen Spiele seit ihrer Wiederaufnahme im Jahr 1896 behandelt, ist von Sportschriftleiter Franz Miller, dem Olympia-Starter von Amsterdam und Los Angeles, bearbeitet.

Als Ergänzung zu diesem grundlegenden ernsten Werk lese man die lebensprühenden Berichte von olympischen Kämpfen, Siegen und Rekorden, die Hermann Thimmermann unter dem Titel „Olympische Siege" im gleichen Verlag vorlegt. Auf 192 Seiten wird da von den sportlichen Heldentaten eines Hanns Braun, Arne Borg, Jonny Weißmüller, Nurmi und anderer bekannter Sportgrößen erzählt.

Digitized by Google

Prägungen germanischer Religiosität

Germanische Religiosität. Von Hermann Mandel / Arianisch-gotische Religiosität. Von Edmund Weber / Die Frömmigkeit im Heliand. Von Erich Vogelsang / Meister Eckharts deutsche Frömmigkeit. Von A. Dempf / Bemerkungen zu Meister Eckhart / Die Reformation als Ausdruck germanischer Religiosität. Von R. Fr. Merkel / Hamann, der „Magus des Nordens". Von Hans Kern / Klassisch-romantische Religiosität. Von Karl Justus Obenauer / Sören Kierkegaard. Von Emanuel Hirsch / Bismarcks Christentum. Von Arnold Oskar Meyer.

Preis des Heftes RM. 1.50

Von deutscher Vorgeschichte

Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung. Von Hans Hahne / Rassen der deutschen Vorzeit. Von Walter S. Förtner / Sprache und Schrift der Germanen. Von Gustav Neckel / Die altgermanische Kunst und wir. Mit 4 Bildtafeln. Von Wolfgang Schultz / Das Weltbild der Germanen. Von Hans Naumann / Deutsche Frühzeit und arische Geistesgeschichte. Von Walter Wüst.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte / München

Sendlinger Strasse 80

(Neue Bücher. Fortsetzung)

Als letztes ein praktisches Buch, das jedem Besucher der Olympischen Winterspiele unentbehrlich sein wird: „Olympische Winterspiele 1924 bis 1936", von Dr. Fritz Wasner, dem Programmreferenten der Olympischen Winterspiele 1936. Hier sind die Ergebnisse der bisherigen Veranstaltungen und die Sieger der einzelnen Wettbewerbe verzeichnet und zu bequemem Vergleich mit den neuesten Leistungen zusammengestellt, eine Vorschau auf die Spiele von 1936 gibt alles Wissenswerte, die Bedingungen sind wiedergegeben, die Nennungen, die Kampfbahnen usw. aufgeführt. Das Buch (120 S.), das mit vielen Skizzen und Bildern geschmückt ist, ist auch ohne weiteres für englische, französische und italienische Leser benützbar. T.

Gerhard Venzmer, außer seinen Fachschriften der Öffentlichkeit auch als medizinischer Schriftsteller in Tageszeitungen bekannt, gibt in dem bei Knorr & Hirth (München 1936) erschienenen Buch „Kampf den Bazillen" (225 S.) eine überaus anschauliche und dabei alle Wandlungen im „medizinischen Weltbild", wenn man so sagen darf, bis zur letzten heutigen wieder mehr der Ganzheit der biologischen Sachverhalte zustrebenden Auffassung vorzüglich herausarbeitende Darstellung der Seuchenbekämpfung. Wobei unter Seuchen alle ansteckenden Krankheiten verstanden sind, und auch ihr erbbedingter Nährboden in jeder menschlichen Persönlichkeit berücksichtigt wird. Alle Großtaten medizinischer Forschung sind in Form geschichtlicher, ja man möchte beinahe sagen: Novellen behandelt, so daß gerade der Nichtfachmann dadurch lebhaft angeregt wird.

Der bekannte Tierfreund und praktische Zoologe Prof. Dr. Bastian Schmid bringt in seinem neuen Buche „Begegnung mit Tieren" (Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1936; 175 S. mit 57 hervorragend schönen Bildtafeln und 5 Skizzen) seinen zahllosen Verehrern und Verehrerinnen eine willkommene Weihnachtsgabe. Wer Bastian Schmid kennt, dem ist eigentlich nichts Neues mehr zu sagen; wer ihn nicht kennt, der möge sich an diesen psychologisch feinen und tief in das Wesen des Tieres eindringenden Schilderungen und Untersuchungen erfreuen und das lernen, was jedem Tier gegenüber die einzig mögliche Haltung ist: Verständnis für seine ihm von der Natur und seinem Erbgut vorgeschriebene Eigenart und Tierliebe allen den vierbeinigen Vertretern gegenüber, die wir nicht als ausgesprochene Schädlinge behandeln müssen. Und das sind wenige. F.

Digitized by Google

Wertvolle neue Bücher

Carl Schünemann, Verlagsbuchhandlung, Bremen

Peter Fagg • Stadt in der Dämmerung Roman.

Buchausstattung Hans Meid, Berlin. 253 Seiten. Leinen *RM* 5.—

Dieser Roman schildert die Großstadt, Arbeit, Vergnügungsbetrieb, Sport. Eine zarte, sehr saubere Liebeshandlung ist hindurchgewoben. Weniger die äußeren Ereignisse, als die kleinen Sensationen des Herzens geben dem Buch eine sich steigernde Spannung.

Lenelies Pause • Die Inschrift auf Hickury Roman.

Buchausstattung Hans Meid, Berlin. 271 Seiten. Leinen *RM* 5.—

Die sehr spannende Handlung spielt 1917 auf einem finnischen Gut. Vor dem düsteren Hintergrund der aufflackernden Weltrevolution heben sich prachtvoll gezeichnete Figuren ab. Ein gutes, starkes und kühnes Buch, das bei einem bleibt.

Elisabeth Schucht • Annette im Zwielicht Capriccio.

Buchausstattung Hans Meid, Berlin. 220 Seiten. Leinen *RM* 4.50

Ein elegantes, mit prächtigem Temperament erzähltes Buch von Liebe, Sport und künstlerischer Arbeit. Die Handlung spielt unter Bildhauern, Schriftstellern, Fliegern und bekommt durch allerlei Verwicklungen der Herzen eine feine, tragisch gefärbte Spannung.

Jo van Ammers-Küller • Herren, Knechte, Frauen

Die Geschichte einer Amsterdamer Regentenfamilie in den Jahren 1778 bis 1787.
Buchausstattung Hans Meid, Berlin. 428 Seiten. Leinen *RM* 6.50

Mit diesem Roman kehrt Jo van Ammers-Küller zu den künstlerischen Aufgaben ihrer ersten so ruhmreichen Schaffenszeit zurück. Ein farbenreiches, kulturhistorisches Bild des Revolutionszeitalters in Holland. Eine neue Generation tritt auf den Plan.

Jo van Ammers-Küller • Bedeutende Frauen der Gegenwart

10 Frauenbildnisse. Ausst. Erika Hansen, Berlin. 328 S. u. 10 Tafeln. Leinen *RM* 6.—

Mit tiefem Einfühlungsvermögen und vollendeter Darstellungskunst schildert die bekannte Dichterin Gestalt, Umwelt, Geist und Seele dieser Frauen: Mary Wigman, Elsa Brändström, Winifred Wagner, Yvette Guilbert, Maude Royden, Rosa Manus, Madeleine Vionnet, Julia Culp, Charlotte Bühler, Käthe Dorsch.

Warwick Deeping • Die verheißungsvolle Ehe Roman.

Buchausstattung Herbert Lange, Bremen. 368 Seiten. Leinen *RM* 6.—

Ein Liebesroman von schöner, echter Herzlichkeit. Wie so oft im Leben, muß Todd Western erst durch die Höllen oberflächlich eingegangener Liebesbindungen hindurch. Dann findet er die warmherzige Frau, die sein Leben vollenden hilft.

Thomas Hardy • Ein Kranz edler Frauen

Buchausstattung Herbert Lange, Bremen. 275 Seiten. Leinen *RM* 5.—

Spannende Erzählungen von 10 Frauen, deren Leben durch ihr Schicksal zu einer überraschenden Wendung geführt wird, gezeichnet von dem großen Menschenkenner, dem Meister zugespitzter Anekdoten, in dessen Bann der Leser bis zuletzt steht.

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Bücher zum Fest

aus der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg

Soldaten. Ein Bildbuch vom neuen Heer. Aufnahmen und Text von Prof. Max Burchartz. Kart. RM. 3,60. Ln. RM. 4,80. / Dieses neue Werk von Prof. Burchartz, das unsere wiedererstandene Heeresmacht mit ihren sämtlichen neuen Waffengattungen eindrucksvoll vor Augen führt, legt wiederum Zeugnis ab von der Fähigkeit, das Soldatenleben plastisch bildhaft herauszuarbeiten.

Heimkehr. Von August Winnig. 20. Tausend. Leinen geb. RM. 5,80, Welch ein hohes Beispiel eines unerschütterlichen treuen Dienstes für Deutschland, einer echten Führerverantwortung! Ja, das ist eine deutsche Saga echter Art. Von diesem Buch muß die beste Wirkung auch in die Gegenwart ausstrahlen. (Will Vesper)

Der Großtyrann und das Gericht. Von Werner Bergengruen. Leinen geb. RM. 5,80. / In dem äußeren Rahmen eines aufregenden Geschehens behandelt Bergengruen in meisterhaften, scharf geschliffenen Dialogen die tiefsten Fragen allen menschlichen Daseins: die Frage nach der Herrschaft, der Gerechtigkeit, des Opfers und der Sünde.

Herzbruder und Lumpenhund. Von Heinz Steguweit. Leinen RM. 4,50. / Das neue Werk des rheinischen Dichters entspringt einer echten Volkskunst, die aus dem großen Erlebnis unserer Tage schöpft und aus der Glut eines unbeirrbaren Gemeinschaftswillens ihre ursprüngliche Kraft erhält.

Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung. Von Prof. Dr. Walter Frank. 2. Aufl. Kart. RM. 6,80. Ln. RM. 7,80. / Dieser ganze Lebensgang, reich an dramatischer Handlung und seelischer Spannung, ist von Frank meisterhaft dargestellt; treffend und sicher im Ausdruck, farbig in der Schattierung, warm im Ton und scharf gegliedert in der Stoffbearbeitung. (Zeitschrift für Politik)

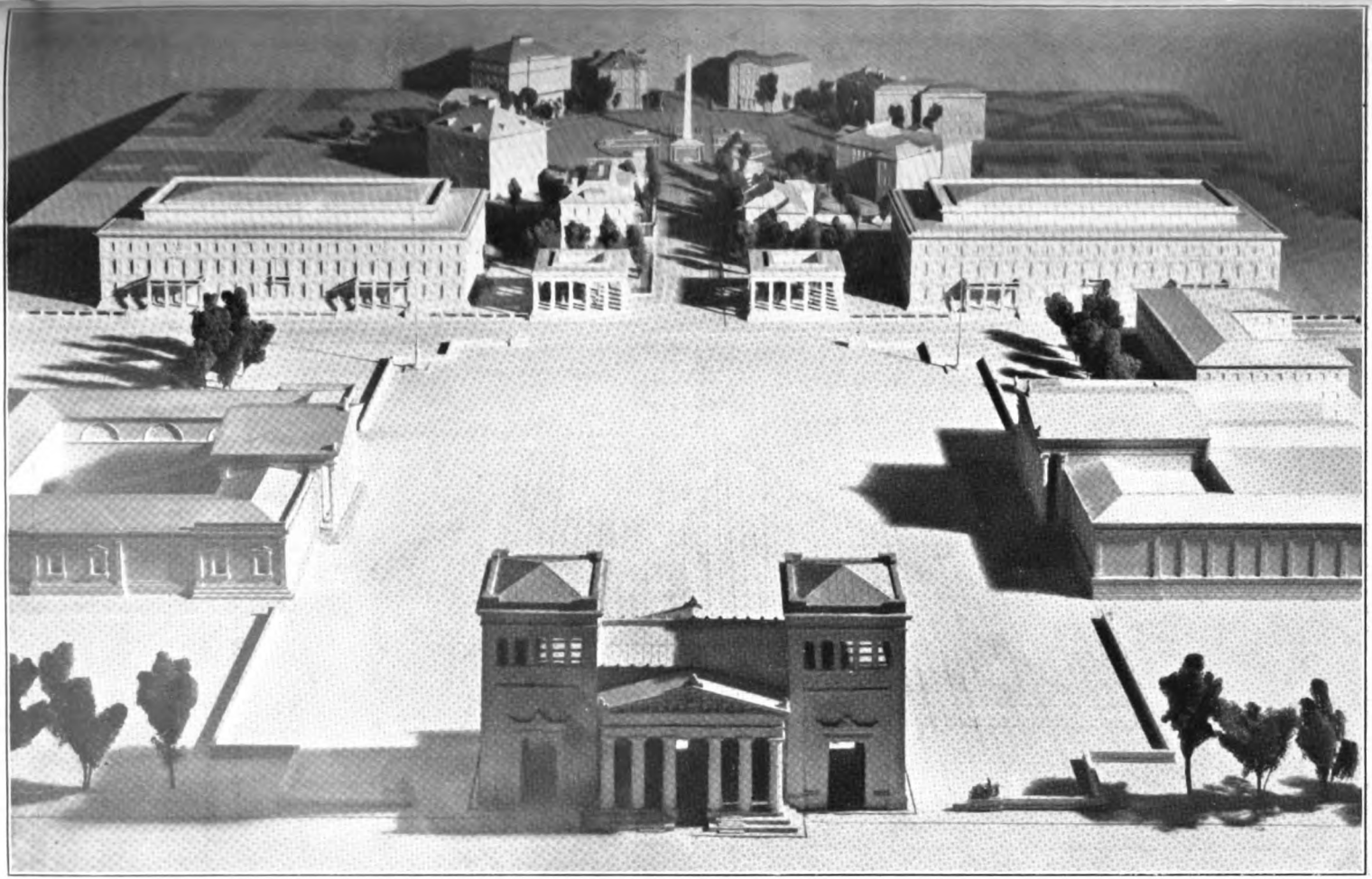
Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden. Von Dr. Wilhelm Grau. Kart. RM. 5,50. Ln. RM. 6,60. / Der geistige Vorgang der inneren Loslösung vom eigenen Volkstum wird hier am Beispiel Wilhelm von Humboldts, einem unserer bedeutendsten politischen und philosophischen Denker, gezeigt. Eine Fülle überraschenden und bisher fast unbeachteten Materials wurde vom Verfasser bei dieser Untersuchung erstmalig verarbeitet.

Gefolgschaft. Der germanische Kampfbund. Von Horst Wagenführ. Mit zahlreichen Abbildungen. Kart. RM. 1,80. Leinen RM. 2,80. / In dem Büchlein sprechen Zeugnisse aus der frühgermanischen Lebenswelt von der Treue der Gefolgschaft zum Führer und der Treue des Führers zu seinen Mannen begeisternd zur Jugend.

Narrenspiegel der Statistik. Die Umrisse eines statistischen Weltbildes. Von Prof. Dr. Ernst Wagemann. Kart. RM. 6,80. Ln. RM. 7,80 / Kurzweilig ist das Buch, mit Humor gewürzt, und dank einer sehr lebendigen, anschaulichen Darstellung wird seine Lektüre zu einem hohen Genuß. Wagemann hat die Gabe, die als trocken und dürr verschriene Statistik mit Leben zu erfüllen. Ein geistvolles und amüsantes Buch. (Rhein.-Westf. Zeitung)

In jeder Buchhandlung erhältlich. Verlangen Sie unseren 16seitigen Weihnachtsprospekt.

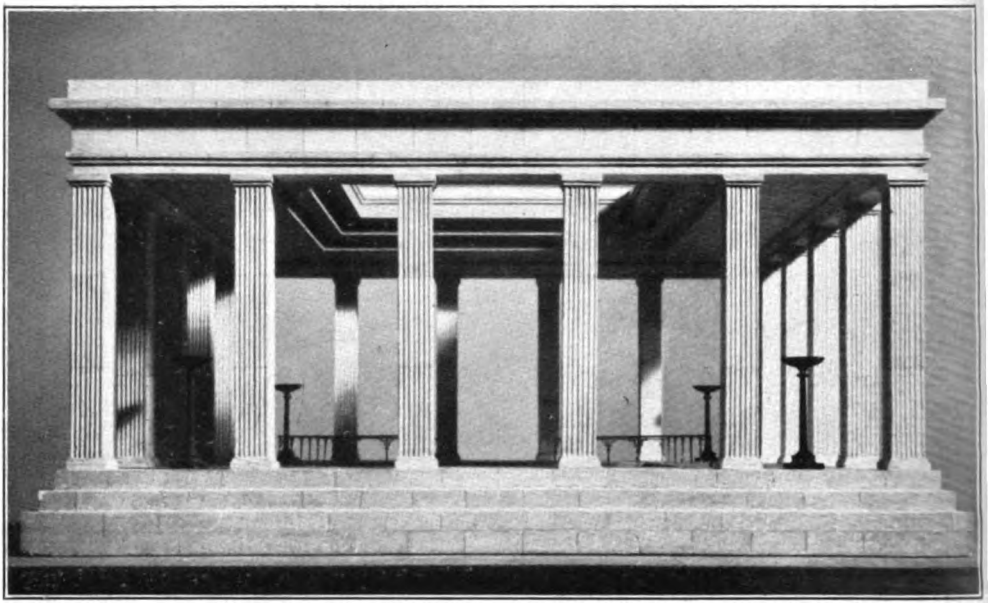
Digitized by Google



Aufn. Karrer & Mayer, München

Der Königliche Platz in München

Digitized by Google



Aufn. Karrer & Mayer, München

Ehrentempel am Königlichen Platz

Aufn. Karrer & Mayer, München

Führerhaus und Verwaltungsgebäude am Königlichen Platz

Digitized by Google

Die Reichskammer der bildenden Künste

Zum 2. Jahrestag ihres Entstehens

Von Eugen Hönig in München

Die Reichskammer der bildenden Künste ist unter den Einzelkammern der Reichskulturkammer sicher die vielgestaltigste, denn ihr Umkreis reicht vom einfachsten Kunsthandwerker bis zum Repräsentanten genialer schöpferischer Kraft. Daneben sind zugleich Kunsthändler, Kunst- und Künstlervereine mit erfaßt und betreut. Die Vielheit der bestehenden Fachvereine zugunsten einer einzigen berufsständischen Formation zu überwinden, war keine leichte Aufgabe, eine schwerere noch, die Totalität des Berufsstandes im Sinne des nationalsozialistischen Aufbauprogramms nunmehr in Selbstverwaltung zu bringen. Bei der Weitherzigkeit in Bezug auf die Erwerbung der Mitgliedschaft muß um so mehr dafür gesorgt werden, daß nur die wirklich Berufenen führen und nicht die Mittelmäßigkeit ein zahlenmäßiges Recht auf Meistgeltung beansprucht.

Das wirtschaftliche Elend auf dem Gebiete der bildenden Kunst zu überwinden ist deshalb besonders schwer, weil es sich nicht um Arbeitslosigkeit schlechthin handelt insofern, als die Erzeugung der Kunstwerke ja meist in das Belieben der Künstler selbst gestellt ist, sondern für Absatz der vielen Werke gesorgt werden muß, die seit Jahrzehnten in ungehemmter Fülle entstehen, obwohl jeder Tag und jede Ausstellung aufs Neue den Beweis erbringt, daß die normale Nachfrage auch nicht annähernd dem Angebot entspricht. Die bittere Erkenntnis, daß unsere ganze Kunstentwicklung seit Jahrzehnten sich in falschen Bahnen bewegt, dämmert einstweilen nur in einigen wenigen klaren Köpfen. Immer noch meinen die meisten Künstler, daß man ihnen nur die Wege zu ebnen und die wirtschaftlichen Sorgen abzunehmen brauche, um einen vollen Erfolg für die bildende Kunst alsbald sinnfällig in die Erscheinung treten zu sehen.

Es geht aber auch den bildenden Künstlern nicht anders als allen übrigen Schaffenden, daß sie sich im Kampf ums Dasein mit seinen sich ständig ändernden Formen durchsetzen müssen. Die Zeiten haben sich gründlich geändert. Die arbeitenden Schichten der Bevölkerung kommen mächtig herauf, aber in ihren kulturellen Ansprüchen sind sie nicht einfach die Nachfolger der abwandernden Mäzene. Es wird sich im Kunstschaffen ein Wandel vollziehen und die Kunst statt einigen wenigen Bevorzugten dem ganzen Volke dienen müssen und daher zum Volk zurückfinden müssen, denn die Kunst unserer Tage ist volksfremd geworden. Sie hat keine seelischen Beziehungen zum einfachen Manne, sie hat ihre Bindungen gegenüber den Gegebenheiten des Ortes, Raumes und Themas zu ihrem Schaden viel zu sehr verloren. In dem Maße, wie sie diese Bindungen zurückgewinnt, wird sie auch wieder volkstümlich werden, und die hoffnungsvollste Zukunftsperspektive wird die sein, daß der Künstler wieder im Schaffensprozeß der Nation fest verankert ist. Daß wir dabei von Grund auf umlernen und anders lehren müssen, daß wir in enger Verbundenheit mit dem Handwerk eine solide Werksgesinnung wieder erwerben müssen, ist sicher, und ebenso sicher, daß eine neue Blüte der Kunst, die uns überall den sinnfälligen Ausdruck unseres zeitgenössischen Wollens beschert, erst unseren Nachfolgern beschieden sein dürfte.

Digitized by Google

Aufbruch zur nationalen Kunst. Rückblick und Ausblick.

Von Hubert Wilm in München

Der Ruf nach einer neuen deutschen, nach einer nationalen Kunst wird immer lauter, allgemeiner, wird nach und nach zu einer vordringlichen Forderung. Niemand wird den hohen kulturellen Wert dieser Forderung verkennen wollen, niemand im ganzen neuen Deutschland. Aber viele werden sich verwundert fragen: was soll uns diese Ungeduld nützen? Ist jemals im Ablauf der Weltgeschichte eine neue Kunst, ein neuer Stil gleichsam über Nacht aus dem Boden gewachsen? Bedürfen nicht alle kulturellen Entwicklungen einer maßvollen Zeit der Reife? Und: darf man das Zeitmaß kultureller Umwälzungen mit dem unendlich viel strafferen Zeitmaß politischer Geschehnisse leichthin auf eine Stufe stellen?

Auf alle diese Fragen wird der ruhig Überlegende sich selbst die Antwort geben: wir müssen warten, wir müssen die werdende Frucht reifen lassen bis zu einem glücklichen Ende, wir müssen uns freuen, daß die Ansätze zu einer neuen Entwicklung da und dort schon deutlich zu verspüren sind. Der ungeduldig Wartende mag sich vor Augen halten, daß das deutsche Volk einer mehr als zehnjährigen Vorbereitung bedurfte, bis der feste Untergrund für eine völlige Umwälzung auf politischem und weltanschaulichem Gebiet geschaffen war, bis der Nationalsozialismus im vollen Bewußtsein seines sicheren Sieges die ganze Macht des Staates übernehmen konnte. Und erst diese Machtübernahme hat ja den Boden für eine Umwandlung unserer kulturpolitischen Begriffe bereitet, den Boden, auf dem die zarte Pflanze der neuen deutschen Kunst Wurzel schlagen konnte.

Künstler sind im allgemeinen sehr unpolitische Köpfe. Viele von ihnen, und nicht die schlechtesten, sind ganze Jahrzehnte ihres Lebens so sehr von der magischen Gewalt ihrer künstlerischen Eingebungen umfangen, daß sie die Welt um sich herum fast wie im Traume sehen. Ist es daher verwunderlich, daß es nicht allzuviele Künstler waren, die schon in der Kampfzeit des Nationalsozialismus sich tätig an der Neugestaltung unseres politischen Lebens beteiligten? Es war ein kleines Häuflein nur, das mit dabei war, den harten Kampf zu führen. Das Signal vom März des Jahres 1933 aber haben sie restlos alle gehört und wohl auch alle verstanden. Was lange Zeit verborgen im Herzen deutscher Künstler lag: der starke Wille zu neuer, erhebender Gestaltung, ist nun erwacht und ist dabei, die ihm gebührende Form zu suchen. Mit sieghaftem Idealismus haben die führenden Männer des neuen Deutschland immer von neuem in Wort und Schrift ihren Willen bekundet, dem deutschen Kulturschaffen ihre ganze Fürsorge zu widmen, und eine machtvolle Organisation, die Reichskulturkammer, hat die Betreuung unserer kulturellen Interessen in ihre Obhut genommen. Der Rahmen ist gezimmert: jetzt müssen in organischer Entwicklung die Werke entstehen, die ihn auszufüllen bestimmt sind.

Fassen wir den Begriff noch einmal: je langsamer dieses Wachstum vor sich geht, je tiefer es aus dem unerschöpflich reichen Boden unserer germanischen Erde emporsteigt, desto reicher wird das Ergebnis sein.

Die immer wachen, die stets bereiten Alleskönner waren die ersten, die, ehe man sichs versah, mit einer ihrer Vorstellung entsprechenden „nationalen Kunst" hervortraten. Es ist bezeichnend, daß sehr bald nach der Machtübernahme die neuen Hüter der Kultur sich vor die Notwendigkeit gestellt sahen, gegen den überall emporwachsenden „nationalen Kitsch" vorzugehen. So leicht war die Den-

Digitized by Google

tungsart dieser flinken Alleskönner, daß sie wahrhaft glaubten, man würde ihre Arbeit für nationale Kunst dann nehmen, wenn sie in diesen Machwerken eine Anhäufung der Symbole unserer nationalsozialistischen Revolution brächten, wenn sie Bilder malten, auf denen ein Wald von Fahnen rauschte, wenn sie kunstgewerbliches Gerät zimmerten, auf dem jedes freie Fleckchen mit einem Hakenkreuz verdeckt war. In Wahrheit haben alle diese Machwerke eben nur den Wert, der ihnen als künstlerische Leistung zukommt, und diese künstlerische Leistung war in den meisten von ihnen gänzlich unzulänglich. Mit der ganzen Schwere künstlerischer Verantwortung muß man diesen Herstellern nationalen Kitsches sagen, daß sie in ihren Erzeugnissen die Ehrenzeichen der nationalen Bewegung nicht etwa ehren, sondern mißbrauchen und entehren.

Dabei ist es doch Tatsache, daß wir in Deutschland eine ganze Reihe tüchtiger Künstler besitzen, denen die vollendete Darstellung von Aufmärschen und Massenszenen in malerischen oder zeichnerischen Werken keine Schwierigkeit bereiten würde. Warum fehlen viele heute unter ihnen? Warum traten sie nicht mit solchen Arbeiten hervor, gerade in dem denkwürdigen Jahre 1933, wo der nationale Aufbruch den Künstlern so unendlich viel Stoff zu erhebender malerischer und graphischer Gestaltung darbot?

Es ist die gleiche Erscheinung, wie die ersten Kriegsjahre sie uns zeigten: es dauerte eine Weile, bis die besten unter den Künstlern sich mit dem überwältigenden Erlebnis des Völkerringens seelisch auseinandersetzen konnten, bis sie fähig waren, aus der beispiellosen Wucht des Geschehens die künstlerische, die bleibende Gestalt zu formen. Nicht die ersten, naturalistisch vielleicht vollendeten, zeichnerisch und militärisch sicher richtigen Darstellungen aus dem Weltkrieg waren die besten und eindrucksvollsten, sondern die erst langsam emporwachsenden, von einer höheren Warte gesehenen, fast symbolhaften Gestaltungen des ungeheuren Kriegserlebnisses, die Arbeiten jener tief veranlagten Künstler, in deren Werken sich handwerkliches Können mit tiefster seelischer, schöpferischer Ergriffenheit zu einer harmonischen Einheit paart.

So wird auch das erhebende Geschehen des nationalen Aufbruchs der Nation unter der Führung Adolf Hitlers, so werden die gemeinsamen Taten der Vielen und die Taten der Einzelnen, die sich in dieses Geschehen einordnen, in naher Zukunft noch ihre bleibende künstlerische Ausdeutung finden: in dem Augenblick, in dem das Episodenhafte dieser Fülle der Geschehnisse sich zu einem symbolhaften Gesamtbild in der Vorstellung unserer fähigsten Künstlerköpfe vereinigt hat.

Lebten wir heute noch im Zeitalter des Impressionismus, so hätte der Wunsch nach einer künstlerischen Darstellung des Zeitgeschehens viel raschere Erfüllung gefunden: zweifellos wäre da eine ganze Reihe tüchtiger Gestalter mit zeitgemäßen Schilderungen hervorgetreten. Denn diese verflossene Epoche der Kunst sah ihre Aufgabe in einer knappen Formulierung des Sichtbaren, in einer malerischen und zeichnerischen Berichterstattung flüchtiger und beweglicher Art, in einer Tageskunst möchte man fast sagen. Heute huldigen wir anderen Idealen, haben eine viel strengere Auffassung der bildenden Kunst, wollen im Bild nicht nur den natürlichen Erscheinungsvorgang mit einer Betonung des wechselvollen Einflusses des Lichtes, der Atmosphäre erblicken, heute wollen wir das Tiefe, das Wesenhafte, das Bleibende ausgedeutet sehen: das Bild soll uns schon durch die äußere Art seiner Gestaltung in eine weihevolle Sphäre künstlerischen Erlebens emporheben. Nicht das Abbild allein ist es, was uns befriedigt, wir wollen zum Sinnbild, zur letzten, gehaltvollsten Ausdeutung des Geschehens hingeleitet werden.

Daß nun innerhalb einer solcher Art gehobenen Betrachtungsweise das Episodenhafte, das Flüchtige, das wandelnde Tagesgeschehen keine Bedeutung mehr

Digitized by Google

zu gewinnen vermag, ergibt sich von selbst. Erst wenn aus den Gehirnen der deutschen Künstler die vormärzliche, überlebte und maßlos übertriebene Vorstellung von der Bedeutung des Tafelbildes und der Einzelplastik verschwunden ist, wird der Weg für eine große nationale Kunst frei vor uns liegen. Nicht der Einzelne wird die großen Aufgaben für sich allein lösen, sondern die Gemeinschaft der Besten wird den entscheidenden Schritt für Alle und Jeden vollbringen. Nicht das Einzelkunstwerk wird die Palme des Sieges erringen: nur die Gemeinschaft der Künste wird fähig sein, das Letzte, Große, Bleibende zu schaffen.

Diese Forderung erscheint uns heute neu. Sie ist uralt. Daß sie uns erst wieder ins Bewußtsein zurückgerufen werden muß, erweist mit schreckhafter Deutlichkeit, wie groß die Kluft bereits war, die zwischen einer natürlichen Auffassung der bildenden Kunst und der verschrobenen Denkungsart der letzten Generationen sich aufgetan hatte.

Man muß weit ausholen, um vielen Ungläubigen die natürlichen Aufgaben der bildenden Kunst sinnfällig vor Augen zu führen. Wer hat im deutschen Mittelalter daran gedacht, die Wesenheit und den Hochstand der Kunst nach einem einzelnen Tafelbild zu messen? Wer hätte in jener hochgemuten Epoche unseres Kunstschaffens gewagt, eine einzelne Skulptur als die restlose Erfüllung eines künstlerischen Zeitprogramms anzusprechen? Alles Vorgänge, die, auf unsere Zeit angewandt, der ästhetischen Betrachtungsweise unserer Generation da und dort noch heutzutage als Selbstverständlichkeit erscheinen.

Wir hatten jahrzehntelang vergessen, daß die Kunst in ihrem Uranfang und später immer von neuem aus dem handwerklichen Schaffen eines Volkes hervorging. Diese beste und tiefste Erkenntnis der Zusammenhänge war uns verloren gegangen. Wenn wir heute von den Kunsthandwerkern der Gotik sprechen, so schließen wir in diesen Stand ohne weiteres auch die gotischen Künstler mit ein. Die jetzt so geläufige Unterscheidung zwischen den rein handwerklich und den rein künstlerisch Schaffenden kannte eine unserer erhabensten Kunstepochen, das gotische Zeitalter, noch nicht. Die Kunst war seit Menschengedenken damals in machtvolle Organisationen eingegliedert, die ihr ihre Freiheit sicherten, gleichzeitig aber auch ihre natürlichen Grenzen umschrieben: die Bauhütte und die Zunft. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, um das Jahr 1400 etwa, am Ausgang des Mittelalters, war die Macht der Bauhütten, die im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte, im Abstieg begriffen. Die Macht der Zunft dagegen hatte einen glänzenden Aufschwung genommen. Hütte und Zunft, die beiden Träger der handwerklichen und künstlerischen Erzeugung, sind um die Wende des 14. Jahrhunderts ungefähr von gleicher Bedeutung. Dies ist kein Zufall, sondern das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung, die damit endet, daß die Zunftmeister zu Ende des 15. Jahrhunderts eine Stellung errangen, die mit der eines heute frei schaffenden Künstlers wenigstens eine entfernte Ähnlichkeit hatte. Die Hütte bildete als eine geschlossene Einheit von Schaffenden eine Macht, die im Mittelalter von überragender Bedeutung war; die Zunft dagegen setzte sich fortschreitend immer mehr aus einzelnen, freischaffenden und selbständig empfindenden Meistern zusammen, die der Anonymität des Hüttengehilfen die volle Verantwortlichkeit ihrer eigenen Persönlichkeit entgegensetzten.

Das Schauspiel organischer Entwicklung, das zu jener Zeit die deutsche Kunst uns bot, sollte für alle Folge ein mahnender Hinweis sein. Es wäre töricht, das Erlösende und Befreiende übersehen zu wollen, das diese Auflockerung in die strengen Begriffe des hohen Mittelalters zu Ende des 15. Jahrhunderts brachte. Noch törichter aber wäre es, die Gefahren übersehen zu wollen, die jene individualistische Erhebung der Kunst damals im Gefolge hatte.

Digitized by Google

Sehen wir genau zu: im hohen Mittelalter, zur Zeit der erhabensten Blüte der deutschen Kunst, während der Herrschaft der Staufer, war die Bauhütte die machtvolle Organisation des deutschen Kunstwillens. Unter der Führung hervorragender Meister der Baukunst, der Plastik und der Malerei haben zahllose unbekannte Hüttengehilfen, hat gewissermaßen das ganze Volk an der umfassenden Aufgabe mitgearbeitet, die der deutschen Kunst damals gestellt war: an der Kathedrale. Mit dem Ausgang des Mittelalters wechselten die Ideale. Die Kathedrale trat immer mehr in den Hintergrund und ein neues, gegenwärtig zu verwirklichendes Problem, der Altar, drängte ans Licht. Das Verhältnis der Künste zueinander änderte sich, ein spürbarer Wechsel trat ein: wohl blieb die sieghafte Stellung der Architektur unberührt; die Plastik jedoch löste sich mehr und mehr los von der dienenden Rolle, die sie jahrhundertelang gespielt hatte, erfüllte sich mit einem immer deutlicher wahrnehmbaren Eigenleben, bekam etwas unfaßbar Bewegliches, Weiches, überquellendes. Das plastische Denken, dessen Rückgrat durch Jahrhunderte hindurch die Architektur gewesen war, neigte sich einem neuen Ideal, der Malerei, zu. Also auch hier in der Kunst, wie in den weltanschaulichen Strömungen der Zeit, der Neuordnung des Bürgertums, sehen wir alles in unaufhaltsamer Bewegung.

Wenn nun im Ablauf dieser Strömungen an die Stelle der Bauhütte die Zunft trat — eine neue Organisation mit nicht weniger strengen Gesetzen — so war wohl dem einzelnen Meister ein stärkeres Hervortreten ermöglicht, die große Masse der Schaffenden jedoch blieb immer noch in dem riesenhaften Sammelbecken der einzelnen Zünfte zu straffer Einheit verkettet. Die Einheit der Künste war mehr noch als ehemals gewahrt: wohl entstand das volkstümlichste Kunstwerk der Zeit, der Altar, unter Mithilfe unzähliger fleißiger Hände; die geistige und auch die handwerkliche Oberleitung der ganzen Arbeit jedoch hatte ein Meister von überragendem Können, in dessen Seele sich das Wesen der Künste als eine unzertrennliche Einheit spiegelte. Er entwarf den architektonischen Aufbau in wohldurchdachten Rissen, er schnitzte mit eigener Hand die wesentlichsten plastischen Bestandteile des Altars, er malte die schönsten Flügelgemälde, die den Schrein schmückten. So war ihm durch die Gesetze der Zeit jedwede Freiheit der inneren künstlerischen Entwicklung unbenommen, und trotzdem war er eingegliedert, eingefangen in die strengen Gesetze der Zunft, die behutsam über den gesamten Kunstbetrieb wachten.

Die ergreifende Klage Albrecht Dürers aus Venedig: „Oh, wie wird mich nach der Sonnen frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer", die unaufhörlichen Kämpfe eines Veit Stoß mit dem Nürnberger Rat sind nichts anderes als ein erstes, leidenschaftliches Aufbäumen selbstbewußter Künstlernaturen der Enge der bestehenden Verordnungen und Gesetze gegenüber. Und doch wird niemand sagen wollen, daß etwa das Werk Albrecht Dürers oder das des Veit Stoß aus dem zeitgegebenen Rahmen befremdend heraustritt: nur erhebt es sich, was die künstlerische Reife anlangt, weit über das Mittelmaß des damaligen Schaffens. Veit Stoß zumal, der als „heilloser Bürger", als ein „unruhig, geschreiig Mann" galt, hat selbst in seinem Riesenwerk des Krakauer Altars die kostbarste Probe einer spätmittelalterlichen Gemeinschaftsarbeit gegeben, er, der vom Freiheitsdrang erwachenden Künstlergeistes mehr umfangen war als irgend ein anderer großer Meister seiner Zeit. Und dieser Segen der handwerklichen Überlieferung, der Einheit der Künste, hat sich durch das Walten der Zunft fortgesetzt über die Zeit der Renaissance und des Barocks hinaus bis in die Tage des Rokoko. Dann bricht sie ab.

Wenn wir uns heute darauf besinnen, woher uns das Heil der Kunst kommen soll, so müssen wir notgedrungen zurückdenken an die Glanzzeiten der deutschen

Digitized by Google

Kunst, an die Epoche des hohen Mittelalters und an den Beginn der Neuzeit. Damals löste die strenge Organisation der Zunft das gesetzmäßige Walten der Bauhütte ab, und neue, stolze Blüten rankten empor am Baum der deutschen Kunst. Und heute? Das Erbe, das wir vorfanden, war eine vollkommene Verwirrung der Begriffe, eine Zerrissenheit der Kunst in lauter einzelne, eigenbrötlerische Individuen, von denen eines das andere bis zum letzten bekämpfte.

Uns bleibt keine andere Wahl: wir müssen zum Sammeln blasen. Was in tausend Teile zerrissen ist, muß sich wieder zusammenfinden. Für uns ist die Lage heute genau umgekehrt wie am Ausgang des Mittelalters. Wir haben keine Veranlassung, um Befreiung von lästigen Fesseln besorgt zu sein, die das strenge Gesetz der Bauhütte oder der Zunft den Schaffenden auferlegte. Was uns nottut, ist gerade das Gegenteil: wir müssen von neuem alle jene Kräfte um ein gemeinsames Ziel, um eine erhabene Idee sammeln, die lange Jahrzehnte in unduldsamer Eigenbrötelei auseinanderstrebten. Und die Kunst muß endlich wieder dahin zurückkehren, wo einst ihr Ausgangspunkt gewesen: unter die Obhut der Architektur. Das Bild, die Plastik als Selbstzweck, die Nur-Atelierkunst muß zurücktreten und das erste vordringlichste Ziel soll nur dies eine, längst verlorengegangene sein: die Künste unter der Führung der Baukunst zu einer unzertrennlichen Einheit zusammenzuführen, die allein das Emporwachsen eines neuen, zeitgenössischen Stils im Bereich ihrer Möglichkeiten in sich trägt.

Mögen die Übergangsjahre diese und jene unvermeidliche Härte mit sich bringen, mag vieles Schöne, was auf alten Wegen noch gesagt werden könnte, ungeboren bleiben, es nützt kein Zögern und kein Feilschen: nicht nur die Förderung von Ausstellungen ist heute die wesentliche Forderung des Tages, sondern die Erteilung von Aufträgen, bei deren Ausführung die lange getrennten Künste zur Lösung einer gemeinsamen, wohldurchdachten und wohl gegeneinander abgewogenen Aufgabe sich zusammenfinden.

Rückt man den schwebenden Fragen von dieser Seite her zu Leibe, so kann über die Zielrichtung kein Zweifel mehr aufkommen. Der Aufbruch einer nationalen deutschen Kunst setzt als erstes Grundgesetz voraus, daß wir wieder eine Nation sind. Diese Bedingung ist heute erfüllt. Sie ist für das politische und für das kulturelle Geschehen heute der Eckpfeiler, auf dem wir aufzubauen haben. Und die höchsten kulturellen Aufgaben, die eine Nation der Kunst zu stellen vermag, können nur Aufgaben sein, die der Nation als solcher dienen, sie preisen, sie verherrlichen. Von hier aus muß das Neue kommen und je mehr man das Äußerste fordert und allezeit das Größte anstrebt, desto rascher wird das Bleibende sichtbar werden.

Der Grundinhalt unserer nationalen Kunst liegt klar vor uns. Wir leben nicht mehr im Mittelalter, wo die tiefste Gläubigkeit die Herzen aller erfüllte, wo die Religion der Erde so viel näher stand. Die Kathedrale und der Altar als letztes Ziel und höchste Aufgabe der Künste sind uns entschwunden. Wir haben das unbegreifliche Geschehen des Weltkrieges in unser Denken und Fühlen aufgenommen, wir haben die unbarmherzigsten Jahre der Vernichtung mitansehen müssen, die je die Welt im Kampf der Menschen gegeneinander erfüllte. Wir haben nach dunklen Jahren grausamen Klassenkampfes jetzt den Aufbruch der Nation erlebt, das Auferstehen eines neuen, einigen, mächtigen Deutschland.

Das Thema, das der großen Kunst heute einen neuen Inhalt geben kann, liegt klar vor uns. Von hier aus wird alles Kleinere, Zaghaftere an Aufgaben auch fortschreitend seine Erfüllung finden. Die idyllischen Bezirke der Kunst werden im Schatten einer heroischen Auffassung von selbst ihren Schutz finden und ihre Blüte erleben. Was sich von Grund auf ändern muß, das sind die Arbeitsmethoden. Wir müssen weg von jeder Atelierkunst, weg von aller geistreichen Eigendünkelei. Die

Digitized by Google

Kunst muß wieder natürlich werden und Allen gleichmäßig gehören: sie muß zum Handwerk zurück.

An den großen künstlerischen Aufgaben des deutschen Mittelalters haben nicht allein die Kunsthandwerker gearbeitet, die ganze Nation hat unaufhörlich geistig mitgeschaffen. Das, was zu jener Zeit dem künstlerisch Schaffenden den ungeheuren inneren Antrieb, die überlegene geistige Sicherheit und den niemals versagenden Widerhall im Herzen seiner Zeitgenossen gab, das war das enge, unzerreißbare Band, das ihn mit allen seinen Volksgenossen verband. Der gotische Kunsthandwerker stand nicht in weltfremder Unnahbarkeit in der Stille seiner Arbeitsklause; er schuf nicht für sich und einige Auserwählte. Was er vollbrachte, war Volkskunst im wahrsten Sinne des Wortes: für jeden gemacht und von jedem, auch dem einfachsten Gemüt, verstanden und verehrt. Die unvergänglichen Meisterwerke der deutschen Vergangenheit, die wir heute so staunend betrachten, diese erhabenen Beispiele der höchsten künstlerischen Vollendung, sie waren nicht das Vorrecht einiger überkluger Kunstkenner, sie waren selbstverständliches Gemeingut Aller.

Uns Nachfahren einer so glorreichen und stolzen künstlerischen Überlieferung bleibt vieles zu bewundern und zu lernen. Wir müssen wieder einfacher werden und bei unserer künstlerischen Arbeit nicht so sehr an uns als an unsere Zeitgenossen denken. Denn erst dann, wenn unser heutiges Schaffen, das sich so stolz Kunst nennt und das doch auch in allen seinen Teilen gediegenes Handwerk sein soll, wieder die Verbindung mit unserer Zeit und mit der Seele unseres Volkes findet, erst dann wird die Kunst wieder werden können, was sie in früheren Jahrhunderten gewesen ist: heiß begehrter und heiß verehrter, stolzer Besitz der ganzen Nation.

Die Stadt Adolf Hitlers

Von Alexander Heilmeyer in München

Im Nordviertel der Stadt, bei den Propyläen, ersteht wieder ein Mittelpunkt Münchens, mit monumentalen Bauten, ein klassisches Gesicht, vom Lichte einer neuen Weltanschauung überstrahlt.

Dem Genius loci innerlich tief verbunden und verwandt, wußte der Führer wohl, warum er gerade München zur Hauptstadt der Bewegung und der Kunst ausersah. Denn diese Stadt ist auch durch viele Jahre der Not und Prüfung hindurchgegangen, ist in ihrem Kern und Wesen gesund geblieben. Das ist der Boden, auf dem die Bewegung erstand, auf dem er sie formte und gestaltete.

Diese Feststellung ist wichtig für das Verständnis all dessen, was sich heute hier und in der Folge begibt. Es wird einmal die besondere Aufgabe der Geschichtsschreibung des Nationalsozialismus sein, die inneren und äußeren Zusammenhänge der Bewegung mit dem Boden und dem Leben dieser Stadt darzustellen. Politische und künstlerische Strömungen werden sich hier öfters berühren und überkreuzen — wie einstmals in der Münchner Kunst: Klassik und Romantik.

Uns geht es hier in erster Linie um das Künstlerische und im besonderen um das Stadtgesicht mit den Großbauten der NSDAP. und der Neugestaltung des Königsplatzes. Da diese Neugestaltung an eine bedeutsame geschichtliche Stelle anknüpft und an ein Ende einen Anfang setzt, ist ein geschichtlicher Rückblick zum besseren Verständnis des Heute und Gestern nötig.

Ludwig I. fand, als er seine Pläne in die Wirklichkeit umzusetzen begann, München als eine Residenz- und Landstadt von nur bescheidener Ausdehnung vor. Im

Digitized by Google

wirtschaftlichen Mittelpunkt, zugleich Kreuzungspunkt der alten Verkehrswege der Stadt von Ost nach West und von Nord nach Süd, lag auch der Markt und die Schranne. Wenn der König den Stadtplan zur Hand nahm und überlegte, wo anzufangen sei, so stand ihm nur das Freigelände im Norden und Westen der Stadt zur Verfügung, zu dem auch hier die Anknüpfungspunkte vom Schwabinger Tor aus gegeben waren. Es entstanden die Ludwigstraße, die Brienner Straße und der Königsplatz, trotz des Widerspruchs der Spießer, die nicht begreifen konnten, warum man solche Prachtbauten auf eine „Wiese" hinausstellte.

Bekanntlich blieb es nicht nur beim Bauen, sondern gleichzeitig setzte auch eine lebhafte Förderung aller Künste ein. München wurde das Ziel der Künstler in Deutschland. Es war die Stadt, in der sie sich wohl fühlten. „Wenn ich an München denke, ist es mir, als ob alle Tag Sonntag wär", schrieb Cornelius. Und solche Zeugnisse gibt es unendlich viele. Vornehmlich faßte hier die Richtung des Cornelius Fuß, eine Kunst, die weltanschaulich unterbaut war. Für die Architektur waren die klassischen Vorbilder maßgebend. „Wenn man etwas Großes baut, kann man nur antik bauen", erklärte Klenze. Und das waren am Ende auch die Anschauungen des Königs. Wo immer er auf seinen Reisen Bedeutendes sah, wollte er es in einer Kopie auch in seiner Residenz haben. Archäologische, antiquarische Sammlerneigungen klangen bei ihm mit einem lebhaften Kunstgefühl und seiner Kunstförderung zusammen.

Freilich steckt manchmal zu viel Reißbrett, Lineal und Zirkel, zu viel Nachahmung und geschichtliches Wissen in seinen Bauten, — eine Zeitkrankheit jedes Historizismus. Es fehlte hier ein Schinkel, der, unmittelbar auf dem Boden der Gegenwart stehend, die Aufgabe im Sinne der Zeit und doch auch im Geschmack Ludwigs hätte lösen können. Vielleicht war aber das der ganzen Sachlage nach damals überhaupt unmöglich. Aber fraglos ist doch wieder vieles ausgezeichnet gelungen, und ein Bau wie die Alte Pinakothek von Klenze und die Glyptothek halten jedem Urteile stand. Der Königsplatz blieb freilich ein Torso. Wohl hatte Ludwig bei seinem Besuche in Athen sich für die Akropolis begeistert, hatte von den Propyläen das Maß nehmen lassen, und Klenze hat dann auch den Entwurf zu diesem Tor mit attischem Salz gewürzt. Es ist mit das Beste geworden. An eine weitere städtebauliche Ausgestaltung des Platzes und der Umgebung war unter den Umständen des Jahres 1864, sechs Jahre nach der Abdankung Ludwigs, nicht mehr zu denken.

Übersieht man diese Zusammenhänge in großen Zügen, so versteht man, daß ursprünglich ein großes Wollen und ein städtebaulicher Weitblick von nicht alltäglichem Ausmaß hinter diesen Plänen stand. München wurde in der Tat aus seinem landstädtischen Schlafe erweckt und tat in seinem Wachstum einen gehörigen Ruck vorwärts. In München war etwas geschehen, und in Europa blickte man mit Interesse auf die neue Kunststadt.

Die nachfolgende Zeit ist dann auf den Lorbeeren Ludwigs sitzen geblieben. Zwar machte Maximilian II. noch einen Versuch, mit der Maximilianstraße ein neues Forum dem der Ludwigstraße hinzuzufügen. Man hatte auch das Gefühl, daß es nicht mehr an der Zeit war, mit geschichtlichen Erinnerungen aufzuwarten, sondern daß man zeitbewußt einen neuen Stil erfinden müsse. Das ist zwar mißlungen, aber immerhin ist daraus ein ansehnlicher städtebaulicher Prospekt im Maximilianeum und Ansätze zu einer, aus neuen konstruktiven Gedanken erstandenen Bauweise in der Einfahrtshalle, jetzigen Schalterhalle, des Zentralbahnhofes erstanden.

Es kam die Zeit der Gründerjahre und eines lendenlahmen Historizismus, der die stärksten Einbrüche im Städtebau bewerkstelligte. Die Zeit des ins Libertinistische absinkenden Liberalismus hat dann noch mit ihrer vorwiegend merkantilistisch-kapitalistischen Tendenz die Städte vollends entstellt. Es ist die Zeit

Digitized by Google

der Börsen- und Bankpaläste, der Warenhäuser, der Altstadtdurchbrüche, der Passagen, der Überbauungen und Vermauerungen wertvoller Straßenbilder und Plätze. Der Führer hat auch hier mit scharfem Blick die Wurzel des Übels erkannt, als er in seiner Nürnberger Kulturrede 1935 von dem Überwuchern der privaten über die öffentliche Bauweise sprach:

„Es ist unmöglich, einem Volke einen starken inneren Halt zu geben, wenn nicht die großen Bauten der Allgemeinheit sich wesentlich über die Werke erheben, die doch mehr oder weniger den kapitalistischen Interessen Einzelner ihre Entstehung und Erhaltung verdanken. Es ist unmöglich, den Monumentalbau des Staates oder der Bewegung in eine Größe zu bringen, die zwei oder drei zurückliegenden Jahrhunderten entspricht, während umgekehrt der Ausdruck der bürgerlichen Schöpfungen auf dem Gebiete des privaten oder gar rein kapitalistischen Bauens sich um das Vielfache verstärkt und vergrößert hat.

Was den Städten des Altertums und des Mittelalters charakterliche und damit bewunderungswürdige Züge verlieh, war nicht die Größe der bürgerlichen Privatgebäude, als vielmehr die sich weit darüber erhebenden Dokumente des Gemeinschaftslebens.

Nicht diese waren mühsam aufzusuchen, sondern die Bauten des privaten Bürgertums lagen tief in deren Schatten. Solange die charakteristischen Züge unserer heutigen Großstädte als hervorragendste Blickpunkte Warenhäuser, Basare, Hotels, Bürogebäude in Form von Wolkenkratzern usw. ausmachen, kann weder von Kunst noch von einer wirklichen Kultur die Rede sein. Hier wäre es geboten, sich bescheiden in Einfachheit zurückzuhalten. Leider wurde aber im bürgerlichen Zeitalter die bauliche Ausgestaltung des öffentlichen Lebens zurückgehalten zugunsten der Objekte des privatkapitalistischen Geschäftslebens.

Die große kulturgeschichtliche Aufgabe des Nationalsozialismus besteht aber gerade darin, diese Tendenz zu verlassen."

Und es blieb nicht bei der Kritik und beim Wort. Schon vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus hatte der Führer zusammen mit seinem Architekten Paul Ludwig Troost die Pläne ausgeheckt und gestaltet, die gerade an einer wichtigsten Stelle im Münchner Stadtbilde das steckengebliebene Erbe Ludwigs aufnehmen, es weiterführen und vollenden sollten, damit es auch für die Zukunft bestünde.

Es handelte sich noch um mehr als um Arbeitsbeschaffung und wertvolle Anregung für das gesamte Baugewerbe. Es handelte sich um die städtebauliche Weiterführung einer großen verpflichtenden Überlieferung, die trotz gelegentlicher Ansätze und trotz der Durchführung von einzelnen wirklichen Monumentalbauten wie dem Justizpalast u. a. nicht mehr zum Zuge gekommen war.

Immer schon dachte sich der Führer den herrlichen, von antikem Geist erfüllten Königlichen Platz als gegebene Stätte würde- und weihevoller Kundgebungen. Wie sich dann die Erwerbung des Braunen Hauses dazufügte, da erstand in ihm der organisch beseelte und großzügig gedachte Plan, die ganze künftige bauliche Entwicklung, Führerhaus und Verwaltungsgebäude mit dem Königlichen Platz zu einer monumentalen Platzanlage zusammenzuschließen — wahrlich ein städtebaulicher Gedanke von größtem Wurf und Ausmaß, wie er seit Ludwigs I. Tagen nicht mehr erdacht und ausgeführt wurde.

Paul Ludwig Troost, des Führers großer Baumeister, hat diesem genialen Baugedanken die richtige Form gegeben in einer Reinheit und Klarheit, die mit klassizistischen Erinnerungen an die ludovicianische Epoche nichts zu tun hat, sondern völlig selbständig aus dem modernen Zweckbau und der modernen Bautechnik heraus entstanden ist, und die dabei doch eine künstlerisch-symbolhafte monumentale

Digitized by Google

Form gewann, die Form, die den großen heroischen Zug der politischen Bewegung kennzeichnet.

Ein Blick auf den Plan der Ausgestaltung des Königlichen Platzes verrät sofort diese große, aus dem Geiste der Bewegung erstandene Baugesinnung, die sich hier im erweiterten Platz sozusagen ihren geschichtlichen Raum schafft.

Die eben erstandenen Bauten der NSDAP. erscheinen uns als die ersten bezeichnenden Leistungen dieser neuen Baugesinnung, wie sie der Führer in seiner heurigen Nürnberger Kulturrede gekennzeichnet hat. Die ganze Anlage: Königlicher Platz, Brienner Straße, Braunes Haus, die die Straße der Bewegung, die nationale Via triumphalis werden wird, erhält durch den neu geschaffenen Platz ein architektonisches Hauptstück, eine künstlerische Einheit und Geschlossenheit, die früher nicht da war. Ein wirklicher Platz ist jetzt entstanden, der auch den griechischen Tempelbauten wieder eine feste Haltung gibt. Denn erst jetzt stehen sie am Platze und erscheinen nicht mehr, wie bisher, als zufällig auf den Platz gestellte Baukörper. Jetzt erst gewinnt auch das Tor, die Propyläen, wieder einen Sinn. Bisher war es nur ein Durchgang, jetzt ist es die würdige Vorhalle zu dem herrlichen Platz.

In strahlender Lichtfülle ersteht vor uns ein klassisches Bild: die hehren Tempelbauten, deren Rhythmus von den Ehrentempeln der NSDAP. aufgenommen wird, und als monumentaler Abschluß im Hintergrund die mächtige Horizontale des Führerhauses und Verwaltungsgebäudes.

Ein Gefühl von ungeahnter Weiträumigkeit überkommt uns, man schätzt den Platz weit, weit größer als ehedem. Nie trat seine Raumfülle so in die Erscheinung. Nun erkennen wir in ihm einen wirklichen Stadtplatz, einen Versammlungsraum, die Feier- und Gemeinschaftsstätte der zu einem Volk geeinten Deutschen.

Tritt man an die großen Parteibauten heran, über die so viel während des Bauens gesprochen worden ist, so erkennt man jetzt, nachdem das Gerüst entfernt ist, ihre wirkliche Gestalt. Sie zeigt sich in ihrer vollen plastischen Wirkung, und wir sehen, wie es eigentlich gemeint ist, und daß es um mehr geht, als nur um eine repräsentative Fassade nationalsozialistischer Zweckbauten. Sowohl in ihrer körperlichen Erscheinung als in ihren Maßverhältnissen zeigen sie sich als vollkommen harmonisch gegliederte und gestaltete Gebäude, die aufs feinste abgewogen zugleich auch den vorhandenen Bauten am Königlichen Platz maßstäblich angegliedert sind.

Das Führerhaus, ein mächtiges Gebäude von 85 Meter Länge und 45 Meter Tiefe, besteht aus Untergeschoß, Erdgeschoß und zwei Obergeschossen. Klar und übersichtlich ist es nach Achsen aufgeteilt. Das mächtige, schön profilierte Kranzgesims unterstreicht kräftig die Horizontale und gibt der Fassade eine starke Wirkung, unterstützt durch die in edlen Verhältnissen gehaltenen Geschoßgliederungen, die klar durchgeführten Fensterteilungen und Umrahmungen, die zusammen mit den Portalen und dem Hoheitszeichen in Bronze ein fein profiliertes Relief der Fassade ergeben. Dabei ist das Ganze im Äußern von einer edlen Einfachheit und Schlichtheit.

Im Führerbau befindet sich, zurzeit erst im Rohbau erstellt, der Kongreßsaal, ein mächtiges Halbrund mit amphitheaterartig ansteigenden Sitzreihen für siebenhundert Personen. An der Stirnseite der geraden Wand die vierzig Senatsplätze. Gobelins mit Darstellungen aus der Geschichte der Bewegung sollen die Wandflächen schmücken. Es wird sich ein ähnlich eindrucksvolles Bild ergeben wie im Senatssaal des Braunen Hauses. Außerordentlich eindrucksvoll ist auch der Zugang, die große von Juramarmorsäulen flankierte Freitreppe.

Das Verwaltungsgebäude der NSDAP. ist im Äußern das Spiegelbild des Führerhauses. Das Mittelstück bilden hier die zwischen den zwei Treppenhäusern liegenden Schranksäle mit der Bibliothek. Ein Hauptstück dieses Baues ist auch die Kartothek der Partei. Zweihundertfünfzig Panzerschränke kommen hier zur Auf-

Digitized by Google

Digitized by Google

stellung. An den großen Frontseiten entlang befinden sich die Arbeitsräume. Die Grundrißeinteilung ist im Hinblick auf den Verkehr und die glatte Abwicklung der Geschäfte klar und übersichtlich gehalten. Zwei durch die ganzen Geschoßhöhen hindurchgehende Stiegenhäuser vermitteln den Zutritt zu den Arbeitsräumen. Den Verkehr zwischen Führerhaus und Verwaltungsgebäude vermittelt überdies auch ein Gehtunnel unter der Erde von hundertfünfzig Meter Länge.

Zwischen den beiden Großbauten stehen die zwei Ehrentempel. Auf einem kräftigen Sockel aus Muschelkalk von einundzwanzig Meter im Quadrat streben kannelierte Pfeiler in die Höhe und tragen einen freigespannten, aus Eisen und Beton konstruierten Deckenkranz, dessen Unterseite mit Glasmosaiken geschmückt ist.

Wer diese Ehrentempel von der Ostseite her betritt, wird sofort von der stimmungsvollen Umgebung und Weihe des Ortes ergriffen. In jedem der Tempel stehen je acht von Professor Heinlein geschaffene Sarkophage aus Eisenguß mit den Gebeinen der am 9. November 1923 vor der Feldherrnhalle gefallenen ersten Blutzeugen der Bewegung. „Ewige Wache" heißen nach den Worten des Führers diese Tempel. Kein Deutscher wird in Zukunft hierher kommen, ohne nicht auch, wie am Heldenmal bei Tannenberg, von diesem Gedächtnis ergriffen zu werden.

Wie die beiden Großbauten als ausgesprochene Steinbauten aus Donaukalkstein, edlem, wetterbeständigem Material, errichtet sind, so fand dasselbe Material auch bei den Ehrentempeln Verwendung. So wie diese Bauten vor uns stehen, geben sie auch Zeugnis dafür, daß es heute noch möglich ist, zeitverbundene Werke im Geiste klassischer Antike zu schaffen, ohne Vorhandenes kopieren zu müssen. Die beiden Ehrentempel in ihrer schlichten Größe und feierlichen Raumwirkung beweisen, daß die Verbindung von Haustein, Eisen und Beton unter Berücksichtigung der heutigen technischen Mittel durchaus neue Raumbilder ermöglicht. Voraussetzung dazu ist allerdings, daß sich der Architekt — wie hier — der nur dienenden Rolle der Technik bewußt bleibt, und da liegt auch die Grenze zwischen diesen formal feinfühlig gestalteten Bauten und der bloßen nüchternen Sachlichkeit. Der Stil der neuen Bauten ist davon ebenso weit entfernt als von den mit konventionellen Schmuckmotiven überladenen älteren Münchner Bauten.

Großes kann nur mit Großem gemessen werden, daher zu allen Zeiten und bei allem Geschehen stets das Bedürfnis lebendig war, an die jeweiligen Schöpfungen einer geschichtlichen Epoche, jene idealen Maßstäbe anzulegen, die man von allgemein gültigen Vorbildern hernimmt.

Wenden wir den Blick noch einmal dem Königlichen Platz zu, so erhalten wir den Eindruck einer vollkommenen architektonischen Gebundenheit und Geschlossenheit, ein Eindruck, der noch verstärkt wird durch die umlaufende Steinbrüstung mit Sitzbänken aus Muschelkalk. Die Endpfeiler dieser Brüstungsmauer werden später Plastiken schmücken. An der Ostseite des Platzes ragen schon zwei mächtige Fahnenmaste gen Himmel, auf denen die von Schmid-Ehmen geformten Adler ihre Schwingen entfalten. Zusammen mit dem Tor, den antiken Tempeln und den Ehrentempeln und Staatsbauten der NSDAP. wird uns ein Bild gegeben, das antike Erinnerungen erweckt.

Man könnte an einen antiken Stadtplatz, eine Agora denken. Denn der Agora war eigentümlich, daß an ihr die großen und prächtigen Bauten standen, während die umgebenden Privatgebäude dahinter zurücktraten. Aber an der Agora standen auch die Markthallen. Es war mehr ein Platz geselliger Zusammenkünfte für die immer schwätzenden Athener, ein Kaffeehaus unter freiem Himmel. Gerade das aber ist der Königliche Platz nicht; es soll ja auch durch die Bestimmung, daß kein Fuhrwerksverkehr hindurchgehen soll, das profane Alltagsleben von ihm fernerhalten werden.

Digitized by Google

Betrachtet man den Platz als eine Gemeinschaftsstätte der Bewegung, an der die wichtigsten Bauten des neuen Staates, seine heroischen Gedächtnisse, Hoheitszeichen und Bildwerke stehen, hat man leicht die Vorstellung des Forums, wie es in allen großen Städten des römischen Imperiums zu finden war. Das Forum war in erster Linie der Sitz des politischen Lebens. Hier befanden sich die Rostra, das Rathaus, die Wohnung des Pontifex, das Staatsarchiv, Tempel, Basiliken, Denkmäler, Triumphbögen mit den Feldzeichen und Ehrensäulen. Denkt man sich dazu das Gewoge des Volkes auf dem freigegebenen Platz, wo alle Sprachen der Welt durcheinander tönten, dann hat man ein Bild des großen Kolonialreiches, aber auch des Weltstädtertums in all seiner verwirrenden Vielheit und Uneinheitlichkeit, etwas, das dem eigentlichen Sinn des Königlichen Platzes als einer Versammlungsstätte des durch den Führer geeinten Volkes entgegensteht.

Wir erinnern uns der Absicht König Ludwigs I., dessen Wunsch und Wille war, nicht zu ruhen, bis München aussehe wie Athen. Wir haben schon erfahren, was dieser Absicht entgegenstand, und daß er sie nicht erreichte, nicht erreichen konnte, weil er noch ganz in der Anschauung befangen war, als bräuchte man dazu nur alte Vorbilder zu kopieren. Abgesehen davon, daß das Einmalige der Akropolis, als einer oberen Stadt über der unteren, einer Burg auf einem Felsen, hier gar nicht auszuführen war, weil ja alle örtlichen Voraussetzungen dazu fehlten, verdankt die Akropolis ja auch einem besonderen Mythus ihr Entstehen.

Und doch ist heute von diesem Idealbild mehr wahr geworden, als sich der König träumen ließ. Aber es mußten erst ganz andere geistige Voraussetzungen, auch ein Mythus, eine neue Weltanschauung geschaffen werden. Erst aus dem heroischen Begriff und Geist des Nationalsozialismus und seiner völkischen Verankerung in Blut und Boden konnten auch wieder künstlerische Schöpfungen entstehen, die, ohne große Vorbilder kopieren zu müssen, aus ihrer Zeit, aus ihren Ideen heraus viel mehr zu solch großem Wurf ausholen konnten.

Indem die Architektur wieder einem höheren Zweck, einer Idee diente, konnte auch die Kunst diesen Boden verherrlichen und in Formen bauen — nach dem Ausspruch des Führers, „edelste germanische Tektonik", der hellenischen Art verwandt. So konnte auch ein durch Opfergedächtnis geweihter Bezirk von Würde und Hoheit erstehen, eine Acropolis Germaniae. Und damit ist in einem neuen Sinn wahr geworden, was vergangene Geschlechter geträumt und ersehnt haben.

Man kann im Hinblick auf die Bewegung sagen, daß hier auch ein ganzes Volk an einem Werke mitgearbeitet hat, um darin seinem Ideal sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Eine gewaltige Arbeitsleistung ist in Steinbrüchen, Werkstätten und am Bau vollbracht worden. Die große Leistung war in der verhältnismäßig kurzen Zeit auch nur möglich durch die vorbildliche Zusammenarbeit der Architekten, des vom Führer als Nachfolger des Werkes von Troost ernannten Professor Gall, der örtlichen Bauleitung unter Architekt Heldmann, der Bauindustrie, der Handwerksmeister und der gesamten Arbeiterschaft. Sie war auch nur möglich, weil der Führer selbst durch sein häufiges Erscheinen auf den Baustellen, durch sein großes Interesse und Verständnis an allen auszuführenden Arbeiten den Arbeitern die Kraft und den Willen gab, ihr Äußerstes zur Erstellung des Baues einzusetzen.

München, die Hauptstadt der Bewegung und der Kunst, hat mit diesen Bauten wieder einen Mittelpunkt erhalten, ein neues München ersteht im Zuge einer großen Richtungslinie von weittragender städtebaulicher Bedeutung. München, im Schnittpunkt großer Verkehrsstraßen von Nord nach Süd und von Ost nach West gelegen, rückt wieder in den Blickpunkt europäischer Völker. Was zur Zeit hier entsteht, wird von allen bemerkt und gesehen. Nicht als ein Werk weltstädtischer Zivilisation, sondern als Ausdruck des Macht- und Kulturwillens des Nationalsozialismus.

Digitized by Google

Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg

Von Hubert Schrade in Heidelberg

In einem 1933 erschienenen wissenschaftlichen Buche über Nürnberg lesen wir als einleitenden Satz: „Wenn ein Nicht-Nürnberger sich daran erinnert, in welchem Zusammenhange er zum erstenmal den Namen Nürnberg gehört hat, so wird es wohl in der Regel ein recht materielles Moment sein, das dabei in Erscheinung trat, denn meist wird es sich um Nürnberger Lebkuchen gehandelt haben." Das klingt heute zu uns wie aus dunkelster Vorzeit. Trotzdem wollen wir nicht hoffen, daß der Gelehrte, der unzweifelhaft ein sehr genauer Kenner der Nürnberger Geschichte war, mit dieser Behauptung tatsächlich recht hatte.

Aber schon die Möglichkeit einer solchen Behauptung ist für die Zeit vor 1933 bezeichnend. Und wahr ist ganz gewiß, daß die meisten, nach der Bedeutung Nürnbergs für die Deutschen befragt, nur sehr unbestimmte Antworten hätten geben können: Nürnberg, das ist wohl eine schöne alte deutsche Stadt, und ist es nicht auch der Geburtsort Albrecht Dürers? Mehr hätten sie sicherlich kaum zu sagen und zu fragen gewußt. Für die Masse der Gebildeten oder sogenannten Gebildeten aber, die es lockte und die das Geld dazu hatten, diese schöne, alte deutsche Stadt kennen zu lernen, war Nürnberg nichts als ein zweites, ein größeres Rothenburg, d. h. ein Ort, den man des mittelalterlichen Charakters wegen, den er bewahrt hatte, aufsuchte.

Allerdings hatte Nürnberg sein mittelalterliches Gefüge nicht mehr so rein erhalten können wie Rothenburg. Die Erfordernisse einer tätigen Großstadt hatten es an vielen Stellen gesprengt. Und es gab unter den Reisenden gewiß manche, ja vielleicht war es sogar die Überzahl, die das nur mit Bedauern feststellten und die deshalb wohl geneigt waren, Rothenburg den Vorzug zu geben. Sie bemerkten nicht, daß Rothenburg mehr eine museale Versteinerung der mittelalterlichen Stadt geworden, als wirklich noch diese selbst war. So sehr hatte die Museumskultur des 19. Jahrhunderts die Sehweise und die Wertungen der meisten beeinflußt, daß sie das bloß Behütete und Aufbewahrte vom Dasein im wirklichen, im lebendigen Leben kaum mehr recht unterschieden. So sehr hatte der Ästhetizismus des 19. Jahrhunderts Macht über die Empfindungen der Meisten gewonnen, daß sie vom Abglanz des Seins im romantischen Schein unmittelbarer berührt wurden als von den immer fordernden Wirklichkeiten des Seins selbst.

Daher zogen sie das künstlich geschlossenere Rothenburg dem in seiner Stimmung uneinheitlicher gewordenen Nürnberg vor. Denn sie traten in eine Stadt, wie sie in ein Museum traten. Sie suchten die ästhetischen Werte an sich, in ihrer Ungestörtheit durch ein Leben, das ihnen je und je feindlich schien und es fraglos auch war, das das mittelalterliche Gepräge Nürnbergs aus innerster, freilich schicksalhafter Gegnerschaft heraus stärker zerstört hatte als das Rothenburgs.

Aber die ungleich mächtigeren geschichtlichen Erinnerungen Nürnbergs — wogen sie nicht mehr als aller sorgsam behütete ästhetische Zauber? Doch wer unter den Deutschen kannte sie und wem waren sie nicht bloß Erinnerungen, sondern wirkende, bestimmende, sinnbildliche Gegenwart?

Die Stadt birgt in ihren Mauern das Germanische Museum. Einst von hoher Begeisterung gestiftet, „die Kenntnis der deutschen Vorzeit zu erhalten und zu mehren, ihr Verständnis auf alle Weise zu fördern", den Deutschen eine Quelle der Selbsterkenntnis und dadurch ein Mittel zu der so nötigen Einigung aller Deutschen im Bewußtsein ihrer Deutschheit zu werden, ständig im Sinne dieser

Digitized by Google

umfassenden Aufgabe geleitet und erweitert, hat das Germanische Museum doch wie alle Museen die Grenzen seiner Wirkungsmöglichkeit gegenüber dem tätigen Leben erfahren müssen. Es ist wohl für einige Wissende eine Pilgerstätte geworden, an der sie sich jener hohen Berufung erinnerten, der doch ihr bester Teil versagt bleiben mußte. Für die Meisten war es ein Museum wie andere auch. Die Sinnmitte der Deutschheit, von der die geschichtsbildenden Kräfte der Vergangenheiten in die bedürftige Gegenwart strahlen, hat es schlechterdings nicht werden können. Das mindert nicht seinen Wert oder nur insofern, als es seine Grenze bezeichnet, die romantisch-wissenschaftlicher Sinn nicht hatte sehen wollen.

Wie mit einem Schlage ist das heute alles anders, ist Nürnberg zu einer wahren Sinnmitte des Reiches der Deutschen geworden, die Leben anzieht, gestaltet und geprägt wieder entläßt. Wenn irgendeine der deutschen Städte, kann Nürnberg davon sprechen, daß ihm die Wiedergeburt zu einem ganz neuen Dasein widerfahren ist. Auch das 19. Jahrhundert hat es oft erlebt, daß Städte, die lange abseitig lagen und waren, plötzlich zu allbekannten Mittelpunkten wurden. Doch im 19. Jahrhundert war es die Industrie, die solche Aufstiege bewirkte, und was diese für das Gepräge der Städte zu bedeuten pflegte, ist in nur allzu bedrückender Erinnerung. Diese Aufstiege brachten Ruhm, aber den Ruhm entarteten, wild wuchernden Wachstums. Die Stadt jedoch, die wie keine andere deutsche über den industriellen Aufstieg hinaus, an dem auch sie teilhatte, zur Erfüllung eines höheren Berufes bestimmt war, Berlin, hat es nicht vermocht, schon durch seine Gestalt den Deutschen ein Sinnbild der Idee ihres neuen Reiches zu werden.

Das lag freilich weniger an den Berlinern selbst als vielmehr an Art und Wesen der politischen Kräfte, welche die Wirklichkeit des Reiches bestimmten. Diese Kräfte waren zu interessenbedingt, um zur Schöpfung eines Sinnbildlichen, ja auch nur zur Anerkenntnis seiner Lebensbedeutung fähig zu sein. Die Geschichte des Reichstagsbaues beweist das aufs eindringlichste. „Während ein einziges Schlachtschiff einen Wert von rund sechzig Millionen darstellte, wurde für den ersten Prachtbau des Reiches, der für die Ewigkeit bestimmt sein sollte, kaum die Hälfte bewilligt", sagt der Führer in seinem Kampfbuch. „Ja, als die innere Ausstattung zur Entscheidung kam, stimmte das Hohe Haus gegen die Verwendung von Stein und befahl, die Wände mit Gips zu verkleiden; dieses Mal hatten allerdings die Parlamentarier ausnahmsweise wirklich recht gehandelt: Gipsköpfe gehören auch nicht zwischen Steinmauern".

Politische Kräfte, die nicht bauen können, sind keine echten politischen Kräfte. Ihnen fehlt der Verewigungswille. Ohne ihn ist Politik reine Diplomatie und Taktik, nur der Zeit hörig. Erst der Verewigungswille erschließt den politischen Kräften die Bereiche des Sinnbildlichen, macht sie selber zur Schöpfung des Sinnbildlichen fähig. Solange Menschen waren und sein werden, war und wird immer der Wille zum Bauen eines der ersten Zeichen dieser Befähigung sein. Die Bauten des Nationalsozialismus in Nürnberg sind unserem Geschlechte das monumentale Zeugnis dafür.

Man würde aber fehlgehen, wenn man diesen Willen zum Bauen mit dem ästhetischen Willen an sich gleichsetzen wollte. In seiner Abgelöstheit bedeutet der ästhetische Wille überhaupt nichts als einen ganz unbestimmten Trieb, der überdies ausschließlich im Individuellen bleibt. Erst auf dem Grunde von Lebenswirklichkeiten, die ihn fordern — nicht bloß zulassen, sondern fordern, kommt er zu bestimmter Gestalt. Die Stadt München ist das aufschlußreichste Beispiel. Unter den deutschen Städten ist sie vielleicht die einzige, an welcher auch in den Zeiten des städtebaulichen Verfalls der Glaube haftete, daß sie eine sinnbildliche Sendung, die der deutschen „Kunststadt" erfülle; doch empfing dieser Glaube im Hin-

Digitized by Google

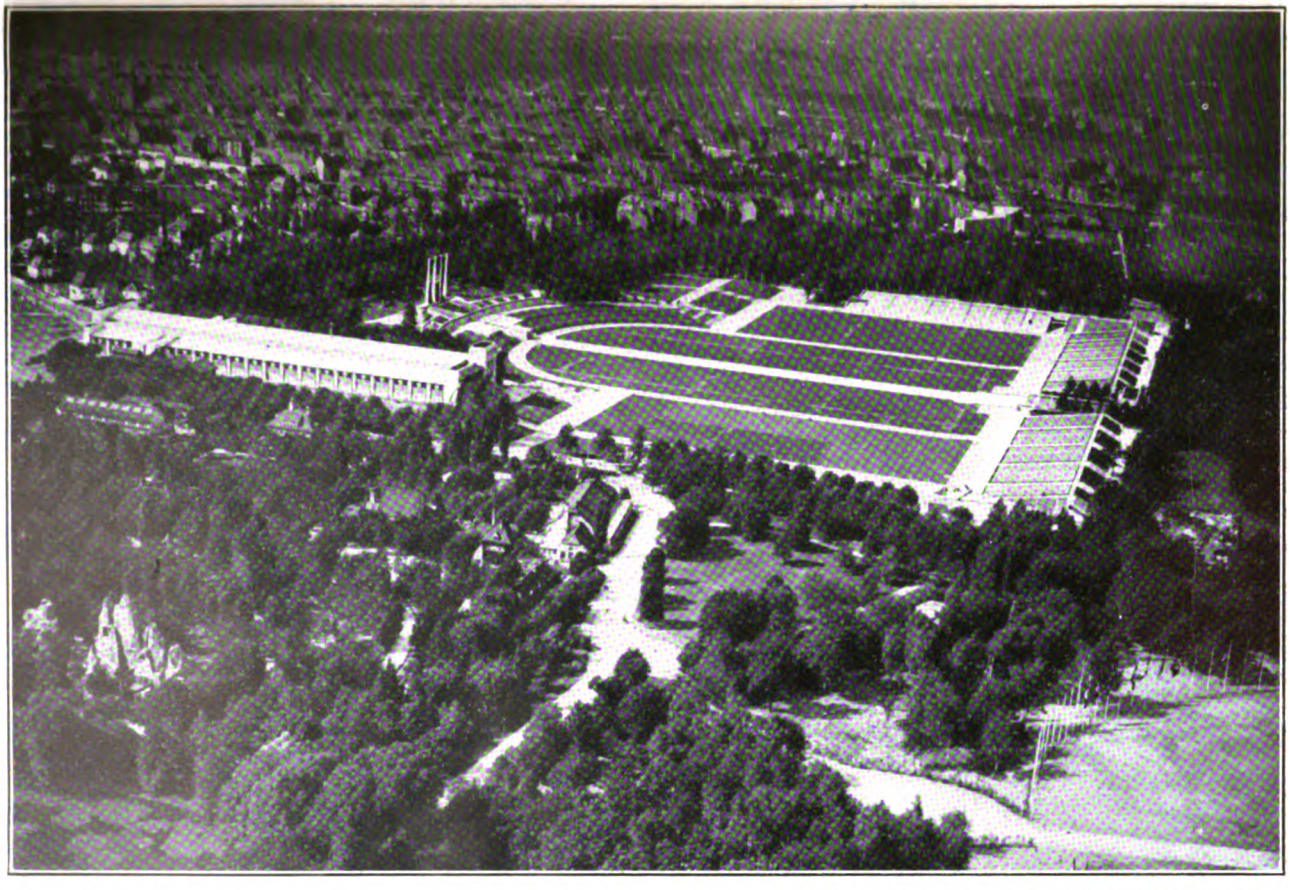
blick auf die Gestalt der Stadt seine Berechtigung nur durch das nachwirkende Erbe vom Anfang des Jahrhunderts. „Man nehme aus dem jetzigen München doch einmal alles weg, was unter Ludwig I. geschaffen wurde", sagt der Führer, „und man wird mit Entsetzen sehen, wie armselig der Zuwachs seit dieser Zeit an bedeutenden künstlerischen Schöpfungen ist". Die Bauten Ludwigs I. aber erstanden, obwohl einige von ihnen, wie die Museen, rein ästhetischen Zwecken dienten, dennoch nicht aus einem nur ästhetischen Willen, sondern über dem weltanschaulichen Grunde der Bildungswelt des deutschen Idealismus. Als dieser zerstört war, wurde München die Malerstadt, der ästhetische Wille zog sich mehr und mehr auf sich selbst zurück, das ungebundene Schwabing wurde das „Sinnbild" der Kunststadt München.

Dies ist nun das Große an den Bauten, die der Nationalsozialismus in Nürnberg errichtet hat und noch errichten wird, daß schon die Art ihrer Entstehung und ihres Daseins uns alle sogenannten rein ästhetischen Gedankengänge schlechterdings verbietet, weil ihre Entstehung und ihr Dasein nur von Notwendigkeiten her begriffen werden können, die in Lebenswirklichkeiten gegründet, von diesen selbst gefordert sind. Eine bloße selbstwillige Kunstabsicht hat weder diese Lebenswirklichkeiten zur Voraussetzung, noch jene Notwendigkeit zum Ziel. Von den Nürnberger Bauten und Planungen lernen wir auf einzigartige Weise, was da sein muß, ehe überhaupt mit innerem Rechte gebaut werden darf und kann. Das Verständnis dafür erscheint uns ungleich wichtiger als die sogenannte stilistische Erörterung und Einordnung des Einzelnen, das entstanden ist. Denn nur die Erkenntnis der Lebensbedingungen, die Formen ermöglichen, erschließt den Sinn, den Formen haben. Und nur wo der Sinn einer Form gesehen wird, kann auch diese selbst erst recht eigentlich als Form begriffen werden, als das große Wunder verwandelten und wiederum verwandelnden Lebens.

Damit die Nürnberger Bauten entstehen konnten, mußte zuvor da sein der unerschütterliche Glaube an die Notwendigkeit und Möglichkeit, aus einem Volke, das vor lauter Ländern, Parteien, Individuen die gemeinsame Volkheit nicht mehr sah, ein einiges Volk zu machen. Denn das Zersplitterte hat keine bauende Kraft. Es kann nur verbauen. Doch der Glaube an die Möglichkeit der Einung durfte nicht allein an das Gefühl appellieren. Das bloße Gefühl der Einheit haben die Deutschen wohl auch in den Zeiten aufgebracht, in denen sie nichts als Zerrissenheit waren. Das Gefühl allein ist, gleichnishaft gesprochen, kein tragfähiger Baugrund. Den schaffen nur dauerndere Mächte.

Als eine der dauerndsten hat der Nationalsozialismus die Rasse erkannt. Sie bindet stärker, sie scheidet strenger als das Gefühl. Nur wo die Macht der Bindung in einem Macht der Scheidung ist und sein kann, ist auch die existentielle Möglichkeit bauender Kraft. Denn Bauen ist in einem ausgezeichneten Sinne Binden und Scheiden, Fügen und Absondern zugleich. Die rassische Bindung, wie sie heute der Nationalsozialismus fordert, ist eine bewußte und schon dadurch der reinen Naturstufe enthoben. Sie hat ihr Sinnziel im Volke. Das Volk aber ist nicht bloß durch Natur, sondern zugleich durch Geschichte. Es ist die lebendige Erfahrung der Geschichte seines Volks gewesen, die den Nationalsozialimus zur Partei, den Nationalsozialisten zum politischen Soldaten gemacht hat. Volk und Soldatentum, Gemeinschaft und kämpferische Zucht, sie zeichnen das Ziel und die menschliche Haltung, die seine Verwirklichung ermöglicht. Nur wo ein Ziel ist, kann bauender Wille sein. Nur wo Zucht als die Bedingung zum Erreichen des Zieles erscheint, ist bauender Wille in der ihm allein gemäßen Lebensform. Aber nur wo das Ziel der Zucht des Einzelnen in dem Ziel der Gemeinschaft aufgeht, ist es in einem Raume, kann der bauende Wille zum wahrhaft raumschaffenden Vermögen werden.

Digitized by Google



Presse Illustr. Hoffmann

Freigegeben durch Prüfstelle R. L. M. 11. 9. 35

Kongreßhalle und Luitpoldhain in Nürnberg

Digitized by Google

Die schöne deutsche Stadt. In Jahrhunderten entstandene und erhaltene Einheit. Gebauter Bürgersinn. Keine Fürstengründung auf Befehl, sondern Selbstbeschränkung in Freiheit und darum echte Freiheit. (Herrenberg in Württemberg)

Wohnhaus auf der Höhe in Stuttgart, erbaut 1930. Deutsche Bürgerlichkeit mit geistiger Haltung. In jedem Punkte sachlich. (Arch. Paul Schmitthenner)

Beide Bilder mit Genehmigung des Verlags Georg D. W. Callwey aus:
„Baukunst im neuen Reich" von Paul Schmitthenner (München 1935)

Weil es weder wahrhaft binden noch wahrhaft scheiden, weder fügen noch ausschließen, sondern nur demokratisieren konnte, hat das 19. Jahrhundert keine echte Architektur gehabt. Weil es nur die Masse und das Individuum sah, nicht die Gemeinschaft und den Einzelnen als Glied der Gemeinschaft, ist die Architektur des 19. Jahrhunderts zutiefst raumlos geblieben, hat sie nur Raum verschlungen.

Der Nationalsozialismus hat aber den politischen Soldaten nicht nur gefordert, sondern bis zur Todesbereitschaft gestellt, die Gemeinschaft nicht nur beschlossen, sondern erkämpft. Und er erkämpft sie noch tagtäglich und muß es noch Tag um Tag tun. Und weil er das weiß, weil sein kämpferischer Lebenswille nichts so sehr verachtet wie die Hingabe an die sécurité, und weil er erfahren hat, daß etwas, was sich nicht bezeugen kann, überhaupt nicht ist, wenigstens für die Gemeinschaft nicht da ist, deshalb liegt es in der Natur seines Wesens begründet, daß er die Bezeugung der Gemeinschaft wie das Leben selbst wollen muß.

Deshalb hat er die Parteitage geschaffen. Sie sind die großen Bezeugungen seiner selbst, die Tage der Erneuerung des Schwurs auf und für die Gemeinschaft des Volkes. Sie versammeln Massen von Menschen, wie sie keine der früheren Parteien je hat vereinen können. Aber es ist nicht richtig, von Massen zu sprechen. Es sind keine Haufen von Menschen, die da regellos zusammenströmen. Es sind die geordneten Heere der politischen Soldaten. Nicht, weil es lebensgefährlich wäre, so ungeheure Menschenmassen zu versammeln, ohne sie zu organisieren, nicht für diesen einen Zweck der Riesenversammlung kommen sie organisiert, sondern sie kommen in streng gefügter und fügungsbereiter Form, weil sie ohne sie überhaupt nicht Nationalsozialisten, überhaupt nicht politische Soldaten wären. Ohne sie würden sie der Form entbehren, die sie erst zu dem gemacht hat, was sie sind. In dieser Form aber, die nichts anderes ist als von einem Sinnwillen gestaltetes Leben, kommen sie zu den Massenversammlungen geradezu als Fordernde.

Sie erwarten da nicht beliebige Räume, Plätze, Aufenthaltsmöglichkeiten, sondern Plätze, die Wesen von ihrem Wesen, Form von ihrer Form haben, die ihren Lebensrhythmus widerstrahlen und ihn zugleich umfangen und steigern. Nicht regellos dürfen diese Plätze sein, sondern sie müssen dieselbe Strenge der Ordnung, dieselbe Macht der Fügung haben, die das Dasein der politischen Soldaten bestimmt. Denn sie haben nichts anderes zu sein als der Raum der politischen Soldaten in den Tagen ihrer Bezeugung. Das ist ihre Notwendigkeit. Nur durch diese Notwendigkeit kommen sie auch zur Schönheit.

Von der architektonischen Aufgabe her gesehen scheinen nun aber die gestalteten Plätze, die der Nationalsozialismus im Luitpoldhain, auf der Zeppelinwiese Nürnbergs geschaffen hat, und die anderen, die er dort noch schaffen wird, doch nur eine Art von Arenen zu sein, Abwandlungen jener Arenenform, für die Nürnberg schon vor der nationalsozialistischen Revolution im Sportstadion ein großes Beispiel besaß. Doch wer das glaubt, bleibt beim ganz äußerlichen Vergleich. Gewiß, da wie dort handelt es sich um Plätze, die architektonisch eingefaßt sind und für deren Form der Einfassung die Tribüne kennzeichnend ist. Aber damit erschöpft sich auch schon die Vergleichsmöglichkeit. Denn die Luitpoldarena, um nur von dieser als der bereits am meisten vollendeten zu sprechen, ist trotz jener Ähnlichkeiten nach Entstehung, Formgefüge und Formbedeutung etwas völlig anderes als eine Sportarena.

Der gestalterische Ausgangspunkt für die Luitpoldarena war das Mahnmal der Gefallenen des Weltkrieges. Es ist schon vor der nationalsozialistischen Revolution entstanden, keine Einzelfigur oder Figurengruppe, sondern eine offene Halle, die bereits durch ihre Form an die Gedenkfeiern für die Gefallenen des

Digitized by Google

Weltkrieges bestimmte Forderungen stellt. Sie ist so beschaffen, daß sie vor sich einen Platz und auf ihm die Gemeinde der Gedenkenden verlangt. Ohne Beides, den Platz und die Gemeinde, bliebe sie bloßes architektonisches Monument, wäre sie nicht das Mal, das den Tod um der Gemeinschaft willen ehrt und wiederum für die Gemeinschaft mahnend beschwört. Das ist schon in der Form dieses Mahnmals gelegen, das, wie gesagt, bereits vor der nationalsozialistischen Revolution entstand. Aber die Gemeinschaft, die es forderte, hatte es noch nicht. Erst durch die nationalsozialistische Revolution wuchs sie ihm zu und, wie man wohl sagen darf, mächtiger, gestalteter und gestaltender, als die Form des Mahnmals von sich aus erhoffen ließ. Dem Gedanken der Toten geltend, heischte sie zur Vollendung ihrer selbst Leben. Das Leben kam über alles Erwarten.

Das Mahnmal erhielt dann zum Gegenüber die Führertribüne. Der erste Schritt auf dem Wege zur Arenenbildung schien getan. Und doch war die Tribüne als solche nicht das Entscheidende. Entscheidender waren die riesigen Fahnen der Bewegung hinter und über der Tribüne. Diese Fahnen sind das Erste, das man sehen muß, wie sie denn auch das Beherrschende sind. Durch die Fahnen wurde das Gegenüber des Mahnmals das blutgeprüfte Symbol des Nationalsozialismus. Nun war der ganze Raum zwischen Tribüne und Mahnmal kein gewöhnlicher Platz, keine bloße Erstreckung mehr, sondern er war Raum unter der Wirkungsmacht des lebenverheißenden Symbols und des todbeschwörenden Mals. Er verlor die Unbestimmtheit und Profanität eines Zwischenraumes, er wurde geweihter Raum, der Weg zwischen den Sinnbildern von Leben und Tod, er wurde die „Straße des Führers".

Sie ist erst für den letzten Parteitag auf dem Boden durch Steinbelag tatsächlich angezeigt worden. Aber sie war schon vorher da. Sie wurde von den lebendigen Mauern der politischen Soldaten gebildet. Das Leben selbst hat diesen Weg gewollt und geschaffen. Denn das Symbol und das Gedenken, beide verlangen Bezirke des Schweigens. Bezirk des Schweigens ist in der Stunde der Gefallenenehrung die ganze Arena, aber am sichtbarsten der Raum zwischen Symbol und Mahnmal, ein Bezirk und doch ein Weg, ein Gleichnis des Seins und des Werdens, des Verharrens und der Bewegung in einem. In der Stunde der Gefallenenehrung durchschreitet den Weg zwischen Lebenssymbol und Totenmal nur der Führer, begleitet von den Stabschefs der SA. und SS. Der Inhaber der höchsten Befehlsgewalt über den politischen Soldaten, dessen Beruf die Gestaltung des Lebens der Gemeinschaft ist, schreitet zum Gedenken der gefallenen Soldaten des Weltkrieges, ohne die der Gemeinschaftswille der politischen Soldaten des Nationalsozialismus nicht wäre. Dies ist der sinnbildliche Augenblick, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich begegnen. Es ist der Augenblick, in dem das Volk in seiner Geschichtlichkeit sinnbildlich sichtbar wird. Es ist ein Höhepunkt des Lebenswillens des Nationalsozialismus und er ist es durch die Beschwörung der lebengestaltenden Vergangenheit. Sie bedeutet zugleich Verpflichtung auf die Zukunft. Und da alles innerhalb der Entsandten der Gemeinschaft geschieht, kann es nicht anders sein, als daß sich der ganze Platz ringsum schließt. Aber obgleich er das nach der Art von Arenen tut, wird doch nun niemand mehr behaupten dürfen, daß die Luitpoldarena nichts anderes sei als eine abgewandelte Sportarena.

Zwar Arenen des Wettstreits scheut der Soldat mitnichten. Und insofern sind die Anklänge der Form der Luitpoldarena an die Sportarenen durchaus genuine. Aber sie ist mehr als eine solche. Sie ist das größte Versprechen auf die Möglichkeit einer neuen Feierarchitektur. Sie selbst ist noch nicht vollständig geschlossener Raum. Sie hat den Himmel zum Dach. Aber wenn wir ihr Wesen einiger-

Digitized by Google

maßen zureichend bezeichnet haben, muß deutlich geworden sein, daß sie durch ihre Form, die vom Leben gefordert, vom Leben gestaltet ist, das Leben in den sinnbildlichen Akten seiner Bezeugung als Leben einer bestimmten, der deutschen Volkheit faßt und steigert — daß sie durch ihre so geartete Form voller formschöpferischer Antriebe ist. Die Gestalt der Luitpoldarena geht auf eine Skizze zurück, die der Führer selbst am 21. Juli 1933 in Bayreuth zeichnete.

Die erste Verwirklichung eines geschlossenen Raumes wird die vom verstorbenen Ludwig Ruff entworfene riesige Kongreßhalle sein, zu der bereits der Grundstein gelegt ist. Wie die Durchgestaltung der anderen Plätze, vorab der Zeppelinwiese, die noch im Gange ist, ist auch die Errichtung der Halle eine Notwendigkeit. Über die Kongreßhalle zu reden, ist noch untunlich, da erst ihre Entwürfe bekannt geworden sind. Aber soviel läßt sich doch schon sagen, daß sie ganz anderen Wesens als der Berliner Reichstagsbau Wallots sein, daß dieses Wesen in innerster Entsprechung zu der Gestalt der Luitpoldarena stehen wird. Es wird der neue Reichstagsbau des deutschen Volkes werden. Alle diese Plätze und Bauten sind als eine in sich zusammenhängende Einheit geplant, in die auch das Stadion gehört.

Ein neues Nürnberg entsteht, außerhalb des alten, doch mit ihm in innigster Verbindung. Nicht nur durch die Tatsache, daß neue Straßen geschaffen werden, die den freien Zugang von der alten Stadt zu den Bauten der Parteitage ermöglichen, sondern auch weil der Durchmarsch der politischen Soldaten durch die alte Stadt immer einer der Höhepunkte der Parteitage bleiben wird. Auch dieser Durchmarsch ist ein Sinnbild dafür, wie der Nationalsozialismus die Vergangenheit in den Wirkungsbereich der Gegenwart zu ziehen vermag, als schaffende Kraft, nicht als geschichtliches Wissen oder romantisches Gespensterwerk. Deshalb wird der Nationalsozialismus etwa notwendige Veränderungen des Altstadtgefüges nicht scheuen. Er wird sie auf das Unumgängliche beschränken. Aber er wird sie nicht zu fürchten brauchen. Denn er bricht in die alte Stadt nicht ein wie der gestaltfeindliche Industrialismus des 19. Jahrhunderts mit seiner Idolatrisierung des Verkehrs, sondern er kommt als eine vom Lebenssinn des Symbolischen zutiefst durchdrungene, als eine wahrhaft zum Bauen berufene Macht.

Heute braucht Nürnberg um das Gedächtnis seiner Vergangenheit nicht mehr besorgt zu sein. Sie ist durch die Gegenwart lebendig geworden. Es bedarf keiner romantischen Requisiten mehr. Denn es ist der Schauplatz von Handlungen geworden, die über allen falschen Zauber hinwegschreiten. Daß heute ein Deutscher nicht mehr wüßte, was Nürnberg für die Deutschen bedeute, läßt sich gar nicht mehr ausdenken. Wenn die Deutschen heute von Nürnberg sprechen, meinen sie aber nicht mehr die Stadt romantischer Reiseerlebnisse und reizvoller Eindrücke von fernen Vergangenheiten, sondern die Stätte, die ein Sinnbild der Volkwerdung der Deutschen geworden ist. Und wenn es noch irgendeines Beweises bedürfte, daß politische Kräfte bauende Kräfte sein können, Nürnberg gibt sie.

Der liberalistische Satz, daß Kunst und Politik Todfeinde seien, gilt nur für eine Kunst, die sich selbst genügen will, und nur für eine Politik, die nichts als Diplomatie und Taktik ist. Obwohl zunächst als etwas ganz Äußerliches erscheinend, war es doch zutiefst bezeichnend, daß die Parteitage der früheren Parteien Jahr um Jahr die Orte wechselten. Diese Parteitage waren eben bloße Versammlungen, für die der Ort der Einberufung etwas Zufälliges, Austauschbares, durch reine Zweckmäßigkeitserwägungen Bestimmtes war. Die alten Parteien kannten nicht die sinnfestende Macht der Ortsgebundenheit. Sie wußten nicht, daß Ortsgebundenheit die unerläßliche Voraussetzung eines bauenden Willens ist. Aber sie hatten ja auch diesen bauenden Willen nicht, der immer ein Wille zur Ewigung ist.

Wir schließen mit einer Erinnerung aus der Geschichte Nürnbergs. Am 6. April

Digitized by Google

1828 wurde in Nürnberg der Grundstein zum Dürerdenkmal gelegt, das Christian Rauch schuf. Es sollte damit der große Künstler an seinem 300jährigen Todestage geehrt, der Tag der Grundsteinlegung des Denkmals aber zugleich ein alle Deutschen zusammenrufendes Nationalfest werden, das den Willen zur Einigung des ganzen Volkes auch nach den politischen Rückschlägen, die er hatte erfahren müssen, aufs neue bekunde. „Je fühlbarer bei solchen allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten der Mangel eines geistigen Mittelpunktes für Deutschland wird, in welchem sich die Strahlen des Lichts brechen könnten", schrieb damals das „Kunst-Blatt", umso hoffnungsvoller sah man auf Veranstaltungen wie das geplante Dürer-National-Fest. Aber dieses Fest hat so wenig wie später das Germanische Museum Nürnberg zu einem geistigen Mittelpunkte des Reiches der Deutschen machen können. Die einzigen Ergebnisse des Festes waren das Denkmal und der Beschluß der versammelten Künstler, einen Allgemeinen deutschen Künstlerverein zu begründen, der aber so gut wie Beschluß blieb. Das Ästhetische an sich — deshalb erinnern wir an die Absichten jenes Festes — hat die Macht zur Einung eines Volkes nicht. Die hat nur der politische Wille. Er aber, wenn anders er ein echter gestaltender ist, setzt von selbst und mit innerster Notwendigkeit, weil er ein gestaltender ist, der Kunst ihre Aufgaben. Seine Aufgaben können nur im Dienste der völkischen Gemeinschaft stehen, um derentwillen er ausschließlich da ist. Die Kunst ist immer nur groß, wenn sie in solchem Dienste folgt.

Von der neuen Baukunst

Von Paul Schmitthenner in Stuttgart

„Das Nützliche und Notdürftige, so gut es an sich ist, wird widrig, wenn es ohne Anstand und Würde auftritt, und zu diesem hilft ihm bloß die Schönheit, welche deshalb so wesentlich wird und immer gleichzeitig mit jenem Berücksichtigung verdient." Karl Friedrich Schinkel.

Wir erleben heute eine Zeit, die mit einer nie gekannten Unerbittlichkeit und unter zielsicherer Führung allen Gebieten des Lebens neuen Inhalt und neue Form zu geben gewillt ist. Dabei wird auf manchen Gebieten mit Recht an vergessene Überlieferung angeknüpft, während auf anderen die neuen Gegebenheiten folgerichtig anerkannt und durchgesetzt werden. Die gesamte geistige Haltung ist eine grundsätzlich neue.

Stil aber ist der Ausdruck der geistigen Haltung einer Zeit. Je geschlossener die geistige Haltung, desto einheitlicher und reiner ist der Stil der Zeit in seinen Äußerungen auf allen Lebensgebieten.

Der sicherste und zuverlässigste Wertmesser für diese geistige Haltung, für die Gesamtkultur einer Zeit und eines Volkes, ist immer seine Baukunst. Die Werke der Baukunst sind die steinernen Zeugen, die über Jahrhunderte, über Grab und Staub hinaus sprechen von dem Willen und der Fähigkeit der Menschen, „sich über das Primitive zu erheben und die gemeinen Züge des Lebens zu veredeln."

Es gibt keinen besseren Maßstab und kein getreueres Spiegelbild für den zuerst langsamen, dann immer stärkeren Zerfall des nationalen, des wirtschaftlichen und geistigen Lebens und Denkens im Deutschland der letzten hundert Jahre als eben die Baukunst dieser Zeit. Es gibt auch keinen besseren Beweis, daß nur aus Überlieferung und Volkstum Stil sich entwickeln kann, als dieses stillose Jahrhundert der Technik.

Der deutsche Mensch ist seinem innersten Wesen nach besinnlich. Er beschreitet

Digitized by Google

keinen neuen Weg, ohne sich auf den zurückgelegten zu besinnen. Das ist seine eigenste Art.

Wenn wir hier nun von der neuen Baukunst sprechen, wollen wir darum besinnlich einen Blick zurück werfen auf die alte Baukunst, die ihre schönste und stärkste Form gefunden hat in der alten deutschen Stadt.

Worin liegt der Grund dieser Schönheit, dieser Harmonie, die in Jahrhunderten entstand? Wenn die Bauwerke vieler Geschlechter im wechselvollen Schicksal von glückhafter Zeit und Zeiten der Not diese Einheit ausstrahlen, die wir empfinden, so muß diese Einheit aus gleicher Wurzel gewachsen sein. Diese Wurzel war nicht nur die bürgerliche Ehre, die Bindung durch Sitte, die Pflicht aus Zunft und Stand, sie war im tiefsten Grunde eben das deutsche Volkstum.

„So manchen guten Mann wir unser nennen,
doch seines Wesens Quelle rauscht im Volke,
und was er ist, dankt jeder dieser Quelle."

Dieses Wissen um Volkstum war bei allzu vielen vergessen und die Quellen waren verschüttet. Jetzt wollen sie wieder aufbrechen und sollen wiederum den Strom der deutschen Seele nähren.

Volkstümlich denken, das heißt in Generationen denken, und nur aus solchem Denken erwächst das Große und das Dauernde.

Ein großes Volk muß sein gleich einer Gemeinschaft von Werkleuten, die einen Bau errichten. Jeder muß an dem richtigen Platz stehen, und jedes Arbeit ist einzugliedern und ist gleich wertvoll, wenn sie auf das beste geleistet, damit der Bau gedeihe.

Geschlecht um Geschlecht muß am Werk arbeiten und jedes von dem Wunsche beseelt sein, den Schlußstein zu fügen, die Krönung zu vollenden, als wäre eben dies seine Aufgabe.

Geschlecht neben Geschlecht legt sich ins Grab, und Wunsch und Sehnsucht jedes Geschlechts schaffen mit am Gesicht des Werkes und sprechen so weiter zum kommenden Geschlecht. Darin liegt der Reichtum des Gesichtes, die Vielfältigkeit und die Einheit zugleich.

Die Baukunst im neuen Reich wird der Wertmesser dafür sein, wie weit wir zum Volkstum zurückgefunden haben. Unsere Generation ist der Übergang, und wir müssen uns mit dem Bewußtsein bescheiden, den Grund mitgelegt zu haben.

Schon einmal, genau vor hundert Jahren war es da, dieses Besinnen auf das Volkstum. Aus dem unglücklichen Bewußtsein der nationalen Zersplitterung und Ohnmacht rettete sich die deutsche Seele in jenen stillen Garten der Romantik, der uns die zartesten Blüten deutscher Kunst geschenkt. Wir fühlen darin ein Stück der Reinheit des Mittelalters, nicht aber gleichermaßen dessen beglückende Kraft. In diesem Garten konnte der starke Lebensbaum nicht wachsen, weil die Lebensströme des Volkstums nach und nach versiegten. Das Wollen der Baumeister jener Zeit erkennen wir aus den Worten des Schwaben Heigelin in seinem Buche: „Die höhere Baukunst für Deutsche":

„Die Künstler aber sollen dahin streben, daß sie sich über die allgemeinen Grundsätze untereinander immer mehr verstehen, sollten in beständigen vertrauten Mitteilungen der Kunst pflegen, so daß nicht sowohl die Einzelnen durch auffallende Erfindungen sich einen Namen zu machen dächten, sondern ihre Ehre und Befriedigung in dem Ruhme ihrer Gesellschaft und in dem allgemeinen Wachstume der Kunst suchten. Wer auffallen will, versinkt in Manier und Mode, nur wer sich hingibt, wird in der unsterblichen Kunst fortleben, der er gedient, wie mancher alte deutsche Meister, dessen Name verklungen ist, der sein Leben lang treu und freudig den Bau förderte, den andere begonnen hatten, andere vollendeten."

Auch wir suchen heute wieder den Weg zu einer deutschen Baukunst, doch nicht mehr in dem stillen Garten der Romantik. Wir treten hoffnungsfroh auf Neuland

Digitized by Google

mit festem Boden unter den Füßen, doch in der Gesinnung des alten deutschen Baumeisters, unsere Ehre und Befriedigung zu suchen im allgemeinen Wachstum der Kunst, und den Bau zu fördern, den andere begonnen und andere vollenden werden.

Die neue Zeit wird die deutschen Baumeister wohl vor manche neuen Aufgaben stellen. Nicht neu aber in dem Sinn, daß uns dazu die Techniken fehlten.

Das entscheidend Neue ist die veränderte geistige Haltung, aus der heraus die Aufgaben gestellt werden und deren Gesicht sie formen sollen. Es muß ihre Aufgabe sein, mit dem Aufwand an Kraft und Arbeit die Höchstleistung an Zweckmäßigkeit und Schönheit zugleich zu schaffen. Die sachliche Lösung jeder Bauaufgabe wird dabei das Selbstverständliche sein, denn sachlich ist, was an seinem Platze jeweils das Beste. Die Wege, die wir in der Gestaltung gehen müssen, sind angebahnt. Wir brauchen sie nur weiter und immer besser auszubauen. Es ist jene Gesinnung, die vor drei Jahrzehnten schon einsetzte ohne die Möglichkeit, zur allgemeinen zu werden. Aus ihr heraus sind einzelne Bauwerke verschiedener Art entstanden, die eine Gesundung der baulichen Gestaltung klar erkennen lassen. Nicht irgendwelche äußeren Formen sind die gemeinsamen Merkmale dieser Bauten, es ist vielmehr eine gleiche geistige Einstellung, die sich äußert in dem Suchen nach der reinen Form, die ohne schmückendes Beiwerk in „Anstand und Würde" bestehen kann. Man könnte auch von dem Willen zu einer Gestaltung mit nur baulichen Mitteln sprechen, die in der schönen Natürlichkeit des Baustoffes und in seiner sinnvollen Verarbeitung, in der Werkgerechtigkeit, in Maß und Harmonie den wesentlichen Ausdruck sucht. Wir wollen aber dabei nicht ängstlich gute und schöne Gestaltungen und Lösungen vermeiden, nur weil sie schon einmal da waren. Es gibt auch im Bauen eine Schönheit und eine Harmonie, die bleibende Gültigkeit besitzt, und was gut ist, ist immer neu. Wir wollen uns grundsätzlich nicht durch das Suchen nach dem Neuesten, sondern nach dem Besten auszeichnen.

Wir lehnen aber auch mit Entschiedenheit ab jeden Versuch, durch Nachahmen früherer Stile eine neue deutsche Baukunst zu propagieren, der nur das Unvermögen zu eigener Gestaltung zeigte. Die Zeit der Stilarchitektur nach 1870 hat den Beweis erbracht, daß dies zu oberflächlichem Formalismus führen muß. Wir werden die Handwerke pflegen und mehren müssen, denn ohne gutes Handwerk ist gutes Bauen nicht möglich. Jene Beseelung des Werkstoffes liegt ja in der Hand des Handwerkers. Wir wollen aber auch nicht das Unnötige ablehnen, weil es keinen sichtbaren und wägbaren Zweck erfüllt. Es gibt einen Überfluß, dessen Zweck in seiner Schönheit beschlossen liegt. Sinnlos sind nur jene Dinge und überflüssig, die, selbst ohne Schönheit, das Wesentliche stören. Wir suchen die reine Form, und wenn es uns gelingt, einen Hauch der Reinheit und Größe des frühen Mittelalters zu erreichen, in der die deutsche Seele ihren tiefsten Ausdruck fand, haben wir Gott gedient und der deutschen Baukunst.

Wir werden auch wieder Heilige und Könige, Helden und Fabeltiere in unseren Hallen malen und in Stein bilden, wenn wir einst wieder ein Geschlecht von Malern und Steinmetzen haben, diese ersten Diener der königlichen Baukunst, aber erst dann.

Nein, wir gehen diesem Überfluß nicht aus dem Wege, wir suchen ihn mit heißem Bemühen. Nur verwechsle man nicht Überfluß mit dem Überflüssigen. Dieses entspringt einem kleinen und schwachen, jener aber einem starken Herzen.

Für die kleinen Geister und harmlosen Laien war die sogenannte Dachfrage schlechthin das Merkmal einer neuzeitlichen Baukunst. Ein Gebäude mit flachem Dach war für den Fortschrittlichen ohne weiteres neue Baukunst, mochte es noch so schlecht sein, und für den Sentimentalen war das umgekehrt schon an sich eine

Digitized by Google

Gotteslästerung, auch wenn es beste Gestaltung war. Wir lehnen das flache Dach am falschen Platze ab, aber ebenso entschieden jene schauerlichen Dachgebilde, mit denen allein schon heute unfähige Architekten ihre deutsche Baugesinnung beweisen und in überheblicher Anmaßung das beste Gebäude mit flachem Dach als Bolschewismus abtun möchten.

Wir lieben die neuen Konstruktionen in Eisen und Beton und sehen darin die Möglichkeit zu neuer Gestaltung. Wir wollen uns bemühen, am richtigen Platze neue Schönheit darin zu formen. Wir lehnen aber ab, diese kraftvollen Konstruktionen am falschen Platze zu verwenden bloß ihrer Neuheit wegen, und sehen in solchen Versuchen Dilettantismus und Sensationshunger. Es ist und bleibt, ganz abgesehen vom rein Technischen, ein wirtschaftlicher und sozialer Unfug, aus Beton, Glas und Stahl Wohnhäuser zu bauen und nebenbei den deutschen Waldbesitz verkommen zu lassen.

Deshalb lehnen wir auch nachdrücklich jene Propaganda der Bauindustrien für ihre Erzeugnisse ab, die durch ihre wirtschaftliche Überlegenheit das Handwerk schwer geschädigt und das Bauen in bedenklicher Weise beeinflußt haben. Jene willigen Diener unter den Architekten, die durch Neuheit und Sensation auffallen wollten, werden ihnen nicht mehr zur Verfügung stehen. Die Baustoffindustrien sollen gute Baustoffe auf den Markt bringen, über Gestaltung aber bestimmen allein die dazu berufenen Baumeister.

Es scheint uns eine Selbstverständlichkeit, die brauchbaren Baustoffe einer Gegend am Platze zu verwenden, weil darin schon jener entscheidende Zusammenhang zwischen Landschaft und Bauen gewahrt wird und die Mannigfaltigkeit unserer deutschen Landschaft darin zum Ausdruck kommt. Wir wissen noch um die tiefen Zusammenhänge zwischen Himmel und Erde, Landschaft, Mensch und Haus; wer davon nichts weiß, dem ist der Weg zur letzten Schönheit und zum Volkstum verschlossen.

Wir sind nicht sentimental genug, die Regulierung eines Flußlaufes, Stauwehr und Maschinenhalle in einem schönen Tal zu bedauern. In der Hand eines Meisters kann die neue Schönheit dieser Bauten die verlorene Schönheit ersetzen, wenn jene Zusammenhänge zwischen Erde, Himmel und Landschaft gewahrt sind. Es ist uns selbstverständliche Voraussetzung, daß solche Werke dem Ganzen dienen müssen und nicht einem rücksichtslosen Eigennutz, der mit dem Mäntelchen des Fortschritts verdeckt wird. Diesem soll nicht eine Hufbreite deutschen Landes geopfert werden. Fortschritt im höheren Sinne ist nur, was der Gesamtheit des Volkes dient.

Es bestand der Irrtum, daß technische Bauten, die gleichen Zwecken dienen, deshalb überall auf der Welt auch die gleiche Erscheinung zeigen müßten, und man hat daraus die Gegebenheiten zu einer internationalen Baukunst herleiten wollen. Das ist nicht nur ein Irrtum, sondern der Beweis für das Nichtwissen um Gestaltung. Bei der Gestaltung ist die sachliche Erledigung der gegebenen Notwendigkeiten, die Beherrschung der Materie, immer das Selbstverständliche, das Wissen um die geistigen Zusammenhänge aber das Entscheidende. Das aber sind jene geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Erde, Himmel, Landschaft und Mensch, in denen jedes Volkstum seine Quellen hat.

Literarische Dilettanten sprachen gern von der Internationalität der geschichtlichen Stile. Die in Frankreich erstandene Gotik sei international geworden. Sie meinen das technische Prinzip; sie wissen nicht um den Geist, sie wissen nicht, daß der Straßburger Dom nur auf deutschem Boden erstehen konnte, gleichwie der Bamberger Reiter. International ist freilich jenes technische, wirtschaftliche Denken, dem das Vorhandensein von Verkehrswegen und Handelsverträgen genügend Grund ist, die selbstverständliche Ehrfurcht vor ewigen Werten zu vergessen.

Digitized by Google

Die Technik und ihre Errungenschaften können auf der ganzen Welt der Zivilisation dienen, ob sie der Kultur dienen, hängt allein ab von der Art, wie ein Volk sich ihrer bedient.

Dieses Wollen kann aber nur zum Leben werden, wenn es getragen ist von einem Volkstum gleichen Willens. Solange es Leute gibt, die sich das Recht herausnehmen können, ihre Häuser zu bauen, wie es gerade ihrer kleinen Existenz recht erscheint, und weil sie das Geld dazu ehrlich erworben haben, solange jeder Schuster bauen darf und solange die Behörden all das dulden, so lange kann keine Baukunst entstehen, die der Ausdruck der geistigen Haltung des neuen Reiches sein wird.

Es ist eine schöne Sache um Einrichtungen wie die Bausparkassen, und um deren Unterstützung mit öffentlichen Mitteln, aber erst, wenn die Sorge um das, was mit diesen Mitteln entsteht, von verantwortlichen Stellen übernommen wird. Jede Maßnahme, das Bauen zu fördern, ist zu begrüßen, denn Bauen schafft für alle Arbeit. Es müssen aber auch gleichzeitig die geeigneten Maßnahmen getroffen werden, daß das Bauen unseren Kulturbesitz vermehrt. Volksvermögen ist nur, was gleichzeitig Kulturbesitz.

Durch „bewußte Erziehung" müssen die noch Allzuvielen in jenen „scheuen Respekt" versetzt werden, deren Herz und Seele nicht fähig ist, zu glauben, und deren Können nicht hinreicht, mitzuarbeiten am großen Werk.

Wir wissen, was nottut, wir wissen, was wir wollen, doch wir wissen auch, was wir verlernt haben. Wir müssen ganz von vorne anfangen, und wir müssen vor allem wieder in Generationen denken bei allen Forderungen und Maßnahmen der Erziehung.

Unsere Hoffnung ist dabei die neue deutsche Jugend. Sie ist für Klarheit und Knappheit, diese Jugend, sie lehnt alle Komplikationen und Kompromisse ab, aber sie ist gleichzeitig voll Wärme dem Leben gegenüber, sie ist begeisterungsfähig, und vor allem: sie ist bereit, einer guten Führung zu folgen.

Die Tat des Baumeisters ist sein Werk, und an seinen Werken sollt ihr ihn erkennen.

Die junge Generation unter der Führung guter Meister, in ihrer Gesinnung gestützt vom ganzen Volk, ist allein die Bürgschaft für die Baukunst im neuen Reich.

An einer Baustelle bearbeiteten drei Steinmetzen jeder einen Stein. Jeder gefragt, was er tue, sagte der erste: „Ich verdiene hier mein Brot", antwortete der zweite: „Ich bearbeite einen Stein", der dritte aber: „Ich baue mit an einem Dom." Nur die Gesinnung des Dritten baut mit das neue Reich.

Die neuen Aufgaben der Museen

Von Gustav Steinbömer in Berlin

Das Museum ist die jüngste unter den ererbten Kulturinstitutionen. Entstanden aus den Kuriositätensammlungen fürstlicher Liebhaber hat es ein Alter von kaum mehr als hundert Jahren. Seit einem Jahrhundert hat es die Vermittlung zwischen der bildenden Kunst und der Öffentlichkeit übernommen.

Das Museum ist also eine Erfindung und Einrichtung des vergangenen Jahrhunderts. Die meisten deutschen Museen wurden errichtet und eingerichtet und erwarben den größten und wertvollsten Teil ihres heutigen Bestandes in der Zeit des Renaissancismus. Der Renaissancismus war eine Erscheinungsform des Historismus des 19. Jahrhunderts, der das Museum als eine ihm höchst gemäße Ausdrucksform empfand. Daß die eigentliche Entstehungs- und Entwicklungszeit des Museums in die Epoche des Renaissancismus fiel, hatte zwei grundsätzliche Folgen. Sachlich: die

Digitized by Google

Überwertung der italienischen Kunst der Renaissance und ihre bevorzugte Erwerbung unter Zurückstellung der deutschen Kunst. Und institutionell: die Beziehung auf das Individuum als Subjekt der Kunst, denn die Verselbständigung und Befreiung des Individuums galt ja seit Michelet (La découverte du monde et de l'homme) und Burckhardt („Die Entstehung der Welt und des Menschen") als die eigentliche Leistung der Renaissance.

Die neuen Aufgaben der Museen sind den Anschauungen jenes vergangenen Zeitraums entgegengesetzt. Es ist ja eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß in den deutschen Museen, die nicht Sonderaufgaben haben und mit der Darstellung der abendländischen Kunst als einer geschichtlich zusammengehörigen Kunst beauftragt sind, die deutsche Kunst im Mittelpunkt stehen müßte. Nun ist die deutsche Kunst des Mittelalters bekanntlich erst durch die Romantik wiederentdeckt worden. Die Entdeckung fiel in die Kindheitszeit der Museen. Und als diese in ihre reiferen und erfahrenen Jahre traten, herrschte schon der Renaissancismus und hinderte die Auswirkung jener Entdeckung auf die Richtung des Sammelns. Nur in besonderen Fällen fand das mittelalterliche deutsche Kunstgut eine entsprechende Pflegestätte. Die Boisserée'sche altdeutsche Sammlung kam durch Ludwig I. in die Münchner Pinakothek. Und auf der Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsforscher im Jahre 1852 wurde das Germanische Museum in Nürnberg gegründet. Diese Gründung war ebenso eine späte Frucht der romantischen Bewegung, deren frühe Wortführer Wackenroder und Tieck ja erst die Stadt Nürnberg wieder für Deutschland entdeckt haben, wie die Stiftung des Museums „vaterländischer Altertümer", des heutigen Bayerischen Nationalmuseums, durch König Maximilian II. im folgenden Jahre. Im allgemeinen erwachte die Wertschätzung deutscher Kunst erst wieder im letzten Menschenalter. Nach dem deutschen Mittelalter entdeckte man auch das deutsche Barock und Rokoko. Fast alle deutschen Museen haben in dieser Zeitspanne ihren Besitz an deutschen Kunstdenkmälern erweitert und bereichert, ja vielfach erst nennenswert erworben, während begrenztere Ausschnitte der deutschen Kunst- und Kulturgeschichte in örtlichen Neugründungen, wie z. B. dem St.-Annen-Museum in Lübeck, ihren musealen Ausdruck fanden.

Trotzdem blieb in den meisten Museen der Aufbau, den der Renaissancismus geschaffen hatte, erhalten. Daran wird sich auch, was den Bestand und die Qualität der Denkmäler betrifft, kaum noch viel ändern. Denn einmal wird die Zeit des Anschaffens und Sammelns im Großen als beendet angesehen werden müssen. Was an deutschen Kunstwerken noch als Treibgut im Handel und auf dem Markte ist, dürfte an Rang und Zahl nicht allzu hoch sein. Zum anderen aber würde es heutiger Anschauung und heutigem Empfinden völlig zuwiderlaufen, wollte man Kunstwerke, die Gott sei Dank noch an dem Platze sind, für den und in den sie geschaffen wurden, aus ihren gewollten und zugemessenen Zusammenhängen reißen und in eine Museumsverbannung entführen. Die Museumsleitungen können sich daher, da sie grundlegende Änderungen ihres Bestandes nicht mehr zu erwarten haben, der Neuordnung und Aufstellung ihres Kunstgutes widmen.

Diese Neuordnung steht vor den beiden genannten Aufgaben: die deutsche Kunst in den Mittelpunkt zu stellen und die Kunstwerke in Auswahl und Darbietung nicht mehr auf das kennerische Individuum, sondern auf die erlebte Volksgemeinschaft abzustellen. In vielen Fällen werden es aber die gegebenen Verhältnisse unmöglich machen, der deutschen Kunst den ihr heute zukommenden bevorzugten Platz anzuweisen. So ist z. B. im Mittelpunkte der Berliner Museumsanlagen, auf der Halbinsel, die Spree und Kupfergraben umfließen, nicht die deutsche Kunst untergebracht, sondern der Pergamenische Altar. Die deutsche Kunst befindet sich in einem der Seitenflügel, die im Norden und Süden den Ehrenhof umrahmen. Die Folge dieser

Digitized by Google

Anordnung ist, daß durch die Lage der Riesenhalle, die die Rekonstruktion der Westseite des Pergamenischen Altars enthält, das Pergamonmuseum das bekannteste, das Deutsche Museum aber das unbekannteste aller Berliner Museen geworden ist. Solche verfehlten Raumverteilungen auf Grund von Anschauungen, die die vergangene Epoche kennzeichnen, lassen sich natürlich im Augenblick nicht ändern und können nur von der Museumsleitung durch Hinweis und Führung gemildert werden.

Leichter wird sich die Neuordnung der Denkmäler selbst durchführen lassen. Für diese Aufgabe ist die Volksgemeinschaft der ordnende Beziehungsort geworden. Der grundlegende und heute wohl allgemein anerkannte Grundsatz dieser Ordnung ist die Trennung von Schausammlung und Studiensammlung. Die Auswahl der Kunstdenkmäler für die Schausammlung, die Hängung der Gemälde, einreihig und in Augenhöhe, wird sich an dem volksgemeinschaftlichen Auftrag der Museen auszurichten haben: das Volk im Museum zur Kunst zu erziehen.

Dieser volkserzieherische Auftrag erfordert den pädagogischen Führer. Die bildende Kunst bedarf eines Vermittlers. Jeder, der eine Beziehung zu Kunstwerken hat, weiß, daß man zunächst einmal „sehen" lernen muß. Das Entscheidende ist aber, was der Vermittler den Betrachter sehen läßt.

Wenn dem berühmten Physiker Faraday ein Experiment vorgeführt werden sollte, so pflegte er vorher zu sagen: „Bitte, sagen Sie mir, was ich sehen soll." Jeder, der frisch und unverbildet vor ein Kunstwerk tritt, stellt unbewußt dem Vermittler diese Frage. Nun steht selbstverständlich die Erklärung von Kunstwerken durch Fachleute unter dem Einfluß der Anschauungen, die im Fache gerade maßgebend sind. Die vergangene Epoche der Kunstwissenschaft war vorwiegend positivistisch. Die Kunstgeschichte war nach einem berühmten Worte eine „Lehre von den Sehformen". Diese Auffassung war die wissenschaftliche Entsprechung zur Kunstübung des Impressionismus als einer rein optischen Erfassung der Welt. Ihre wissenschaftliche Methode war die Stilanalyse, die den Fachstudien ausgezeichnete Dienste leistete und leistet. Aber sie war eben doch nur eine Methode (methodos = ein Nachgehen), die das Kunstwerk in der Stilgeschichte örtlich und zeitlich richtig ansiedeln konnte, unerläßliche Voraussetzungen für die wissenschaftliche Beurteilung eines Kunstwerkes schuf, aber über seinen Sinn noch gar nichts aussagte. Denn der Sinn der Kunst ist nicht die Lösung eines formalen Problems des Sehens, sondern: die Deutung der Welt.

Welche Welt ist in dem Kunstwerk gedeutet? Das ist die erste Frage, die das Merkziel des Betrachters sein sollte. Und dann erst die Frage, mit welchen Mitteln ist sie gedeutet. Die zweite Frage zu beantworten, ist die Sache des Fachmannes, die erste zu ergründen, ist die Sache aller.

Damit haben wir gesagt, welche Forderungen wir an den volkserzieherischen Vermittler der Kunst heute stellen müssen. Er muß zunächst versuchen, die Welt des Kunstwerks zu deuten, dann mag er sagen, welches die stilistischen Mittel einer Zeit waren, ihre Welt auszusprechen. Er wird dann vor der besonders in der deutschen Kunstwissenschaft grassierenden Überschätzung der „Einflüsse" und „Abhängigkeiten", der Feststellung von „Schülerhänden" und „Werkstättenarbeiten" bewahrt bleiben. Er wird an Stelle des bisherigen Vorrangs der formalen Verwandtschaft im Urteil über Selbständigkeit und Wert eines Kunstwerks die echte Verwandtschaft von Blut und Rasse setzen. Und er wird so beispielsweise zwischen den lombardischen Steinmetzen der Romanik und der deutschen mittelalterlichen Ornamentik oder zwischen der nordfranzösischen Gotik und den frühen deutschen gotischen Meistern nicht eine formale Abhängigkeit sehen, sondern die blutmäßige und rassische Verbundenheit oder Verwandtschaft, der die gleichen oder verwandten Formen als Ausdruck des gleichen oder verwandten Wesens gemäß sind.

Digitized by Google

Nirgends hat eine Zeit ihr Wesen so unverfälscht hinterlassen wie in Werken der bildenden Kunst. Man muß sie nur lesen können. Wir deuten ihre Aussagen in einigen beliebigen Beispielen an. Wie läßt sich z. B. die Entwicklung der deutschen Weihnacht aus den Darstellungen der Geburt Christi vom Utrechter Psalter und den karolingischen Elfenbeinkasten über die Ottonischen Handschriften, die Kölner Wandmalereien in St. Kunibert, die frühen Meister deutscher Malerei um 1400 bis zu den reifen Meistern der Dürerzeit verfolgen, wo die Darstellung des Festes nun jenen feststehenden Typus gemütvoller familiärer Innerlichkeit gewonnen hat, die seitdem die deutsche Weihnacht einzig kennzeichnet? Oder: wie zeigt sich das Vordringen des Bürgerlichen, das Zurücktreten des Geistlichen und Ritterlichen im deutschen 15. Jahrhundert in der Verbürgerlichung der Heilsgeschichte, in der Wahl der Themen, der bevorzugten Darstellung der Sippe und der verbürgerlichten heiligen Personen; wie die Aufnahme der Renaissance in den Wittenberger Bildern Cranachs oder in den Gemälden Baldung Griens, wenn Pyramus und Thisbe (nach einer Erzählung aus den Metamorphosen des Ovid) als deutscher Landsknecht und deutsche Bürgersfrau gekleidet erscheinen? Was bedeutet es, wenn auf dem allegorischen Bildentwurf Rembrandts aus dem Jahre 1640: „Die Eintracht des Landes" der Thron mit der Grafenkrone Hollands leer ist und in der Bildmitte über dem Wappen von Amsterdam die deutsche Kaiserkrone steht? Zeigt sich hier nicht, daß acht Jahre vor dem Westfälischen Frieden, mit dem Holland endgültig aus dem Reichsverband ausschied, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zum ersten Reich der Deutschen in einem der größten Geister Hollands noch lebendig war? Bilder der Renaissance reden oft von geheimen Mächten, deren Sprache uns heute nicht mehr verständlich ist. So deuten Bilder Giorgiones und Mantegnas auf das Bestehen von Geheimbünden und antikirchlichen Strömungen. Wenn auf einem Gemälde Mantegnas („Der Parnaß") Apoll vor der französischen Trikolore der Revolution steht, so läßt dies die Vermutung zu, daß sich hier eine Verbindung zwischen dem Geheimbundwesen der Renaissance und den französischen Freimaurerlogen des 18. Jahrhunderts anzeigt.

Selbstverständlich wollen wir nicht als Sinn der Bilddeutung die Aufstellung interessanter Hypothesen ausgeben. Wir wollen nur an einem extremen Beispiel deutlich machen, daß Kunstwerke nicht nur optisch-impressionistisch, nicht nur malerisch und zeichnerisch, flächen- oder tiefenhaft, nicht nur „artistisch" und stilistisch gedeutet werden können, sondern daß ihre eigentliche und reiche Aussage erst jenseits dieser Wahrnehmungen beginnt. Denn Kunstwerke sind die Chronik ihrer Zeit, Urkunden, die zu lesen und zu entziffern man lernen muß. Dazu anzuleiten, scheint uns die vornehmste Aufgabe der Führung und der Vermittlung zu sein. Indem sie die Kunst der Vergangenheit als lebendigen Ausdruck der vergangenen Zeit beschwören, sagen sie zugleich, welches die Aufgabe der Kunst der Gegenwart für die Gegenwärtigen ist: Deutung *ihrer* Welt zu sein. So stellt auch das Museum die alte Kunst wieder hinein in das Leben.

Das Museum kann aber seine neuen Aufgaben nicht nur durch die Führung erfüllen, sondern es muß dem Besucher, der sich selbst überlassen ist und allein weiterbilden will, alle Hilfen und Erleichterungen bieten. Wichtiger als der wissenschaftliche Katalog, der immer nur für einen beschränkten Kreis bestimmt sein wird und kann, ist für die meisten Besucher die Beschriftung. Daß die Beschriftung Namen oder Schule, Zeit, Ort und Gegenstand enthält, dürfte in deutschen Museen ziemlich allgemein sein. Aber diese Angaben können nicht genügen. Ihre Beschränkung auf einseitige Angaben stammt noch aus der liberalen Gewohnheit, das Ganze in Teile zu zerlegen, in Fächer aufzuspalten, Geschichte in Kunstgeschichte, Staats-

Digitized by Google

geschichte, Kulturgeschichte usw. zu trennen. Die Beschriftung darf sich nicht damit begnügen, die Zeit der Entstehung als nüchterne Zahl anzugeben, sondern muß sich bemühen, in einem kurzen Stichwort zusätzlich zur Zahl die Zeit zu kennzeichnen, deren Ausdruck das Kunstwerk ist. Das Stichwort muß in dem Besucher zugleich die Vorstellung der gesamten Zeit anklingen und aufsteigen lassen. Eine solche Beschriftung müßte z. B. die altdeutschen Kunstwerke in Beziehung setzen zu den großen Kaisergeschlechtern der Ottonen, Franken und Hohenstaufen oder, wo es begründet ist, zu einzelnen ihrer großen Herrschergestalten. So gibt es Kunstwerke, die den „welfischen Raum unter Heinrich dem Löwen" kennzeichnen, während andere „staufischer" sind. Es ist doch höchst aufschlußreich, daß — als negatives Kennzeichen — die Gotik unter dem Italienkaiser Friedrich II. nach Deutschland kommt, daß die staufische Epoche in der Blüte der deutschen Plastik ausklingt. Zu den Anfängen der deutschen Tafelmalerei gehört der Name Kaiser Karls IV. Die Kunst des mittelalterlichen Kolonialreiches der Deutschen rings um die Ostsee ist eine Kunst des „lübisch-hanseatischen Raumes", die deutsche Renaissance mit ihrem Mangel an Größe und ihrer Inflation des Kleindekorativen hat ihre Entsprechung in der Verselbständigung des Kleinfürstentums und der Reichsstädte, über deren Zuständigkeit für das entsprechende Kunstwerk die Beschriftung belehren müßte. Die „Zeit der Gegenreformation" und des „Dreißigjährigen Krieges" bringt die stärkste Überfremdung der deutschen Kunst, bis sich nach der Türkenabwehr vor Wien 1683 ein deutsches Barock als „letzter Stil des ersten Reiches der Deutschen" entwickelt. So ließe sich überall die Beziehung eines Kunstwerkes zu seiner Zeit durch ein Schlagwort erhellen, das sofort über seine Zugehörigkeit und Aussage Licht breiten könnte. Eine solche Beschriftung würde die ästhetische Versuchung, die Kunst zu isolieren, unterbinden, sie dafür in die großen geschichtlichen Zusammenhänge stellen und dem Besucher einprägen, wie Kunst und Leben, Kunst und Geschichte, Kunst und Staat, Kunst und Politik mannigfache innere Bindungen und Verbindungen verknüpfen. Vorbildlich ist die Beschriftung im neuen Berliner „Museum für Volkskunde" im Schloß Bellevue.

Beide Aufgaben, die der neuen Museumsführung, die das Kunstwerk zu deuten hat, und die der neuen Beschriftung, die das Kunstwerk in den geschichtlichen Gesamtzusammenhang stellen soll, dienen dem großen neuen Auftrag des Museums: dem Inbeziehungsetzen von Kunst und Volk.

Dem gleichen Ziele sind auch die Sonderausstellungen innerhalb der Museen zu unterstellen, die einen Künstler, einen Zeitraum oder einen Gegenstand behandeln. Eine erstmalige Form der Museumsausstellung, die soeben mit Erfolg erprobt ist, möchten wir noch der allgemeinen Beachtung und Nachahmung empfehlen. Die Staatlichen Museen in Berlin haben im Kameradschaftsheim in Berlin-Siemensstadt für die Arbeiter und Angestellten der Siemenswerke und ihre Angehörigen eine Ausstellung von etwa 40 Meisterwerken altdeutscher Kunst aus ihren Beständen veranstaltet. Es waren Bildnisse deutscher Menschen aus dem späten Mittelalter gewählt, denen sich Landschaften und sinnbildliche Gestalten anschlossen und Kupferstiche und Holzschnitte Dürers, Holbeins und Baldung Griens und ihrer Zeitgenossen in wenigen ausgewählten Beispielen anfügten. Proben meisterlicher Schöpfungen des deutschen Kunsthandwerks vom Ende des 15. bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts rundeten die Ausstellung ab. So wurde eine kleine Schau zusammengestellt, die eine Vorstellung von dem einzigartigen volkstümlichen bürgerlichen Kunstschaffen im Zeitalter Dürers vermittelte. Die Ausstellung hat erfolgreich versucht, eine Grundforderung des Nationalsozialismus zu verwirklichen: die höchsten Kulturgüter allen Schichten des Volkes nahe zu bringen, Kunst und Volk wieder zu vereinen.

Digitized by Google

Bewegungen des deutschen Kunstsinnes

Von Konrad Weiß in München

Was als Wesen in einem Volke grundgelegt ist, das wird in seiner Geschichte sichtbar. Das Wesen des Volkes und seine Taten gehen voraus; es ist das Frühere; danach richten sich dann seine näheren Begriffe und Selbsterkenntnisse. Die Begriffe führen in den Formen des Geistes den Kampf weiter, in welchem das Wesen des Volkes um sein eigenes Bekenntnis als die sichtbare Form seines Daseinsgefühls ringt und die Grade des eigenen Lebens und Ausdrucks erkennt.

Der Begriff des Germanischen und des Deutschen ist heute in einem erstaunlichen Grade erwacht. Es ist, als ob Schleusen geöffnet seien, um das eigene Wesen wieder in einen großen Strom der Zeit einfluten zu lassen. Eine Aufstauung und künstliche Abwehr ist durchbrochen, welche mit neutralen, soziologischen und ästhetischen Begriffen in unsere politische Gegenwart eingeschoben worden war. Dieser Ersatz durch neutrale Begriffe hatte dazu dienen sollen, den Vorrang des Nationalen und die Bestimmungen des geschichtlichen Sinnes der Deutschen abzudämmen und um den eigenen Ausdruck zu bringen. Man hatte den Sinn des Volkes, seine größeren Inhalte und älteren Wesenheiten vergessen lassen. Oder wenigstens waren diese möglichst in den Hintergrund gerückt; und alles hierher Gehörige schien nur noch zu Angelegenheiten von privaten oder gesellschaftlichen Kreisen und Meinungszirkeln geworden, welche ihrerseits die Verbindung zu einer starken Gegenwart und die Verankerung im geschichtlichen Volkssinne verloren oder nicht besessen hatten. Nun ist ein deutscher und germanischer Wille neu erwacht; er hat die immer unfruchtbarer gewordenen Kreise der neutralen Begriffe durchbrochen, und der Volkssinn sucht, indem er sich in der Kraft seiner alten und neuen Geschichte zurechtfindet, wieder nach den ihm zugehörigen Formen und nach dem Vorrang seiner eigenen Natur.

Im Kunst- und Kultursinne hat der deutsche Volksgeist auch geschichtlich seine stärksten Ausschläge gezeigt. Die deutsche Kunst hat so sehr ihre eigene Art, daß sie sich im Kulturleben der Zeiten immer als ein eigenes Reich zu erkennen geben mußte. Das gilt natürlich ganz und gar für die Ausgestaltung der angestammten deutschen Wesensformen selber; aber es gilt auch für die Umwandlung der vorhandenen Zeitformen, auf welche der geschichtliche Weg der Deutschen traf. Angesichts dieser Tatsache kann man um so mehr erstaunen, wenn gerade diesem Volksgeiste neutrale Begriffe für sein Schöpfertum empfohlen werden sollten. Aber darin liegt auch ein Beweis, daß hier stärkste Gegensätze gegeneinander stehen. Es ist wohl etwas Unhemmbares in der deutschen Sinnform und Sinnkraft, das gegen die Hemmungen des Neutralismus immer wieder aufbricht. Aber dazu braucht es die Volksgegenwart, und noch mehr gehört dazu die Gegenwart eines starken geschichtlichen Sinnes. Dem deutschen Volke als dem Volke der stärksten geschichtlichen Bewegung muß der politische und geschichtliche Wille selber zu Hilfe kommen, um es in die größere Öffentlichkeit seines eigenen Sinnes hinauszuführen. Das ist die Lage und die Wendung in der Gegenwart geworden. Und dazu kam die neue Richtung der Begriffe. Der deutsche Kunstsinn in seiner neuen Bewegung hat von den Begriffen des Nordischen und Mythischen her die stärksten Anstöße erfahren.

Die erste Bewegung des deutschen Kunstsinnes ist also diese, daß er zu sich selber zurückkehrt. Dies gehört auch wie ein Gesetz zu seiner geschichtlichen Haupterscheinung. Diese Haupterscheinung nämlich ist, daß der deutsche Kunstgeist, nachdem er in die Zeit eingetreten war und während er sich mit den vorhandenen Formen im Zeitlaufe messen und bilden mußte, immer stärker zu einem eigenen Wesen und Be-

Digitized by Google

griffe zurückstrebte. Wenn vielleicht anderwärts von einer nationalen Kultur gesprochen wird, und wenn dabei vielleicht nur eine gehobene gesellschaftliche Konvention gemeint ist, so ist dagegen bei den Deutschen eine untilgbare Sehnsucht, tiefer in Sinn und Wesen seines eigenen Urgefühls und Blutes hineinzukommen. Der Begriff Kultur ist ihm am allerwenigsten nur eine Vereinbarung, sondern Geschichte und Natur zugleich, die er in einem gegenwärtigen Zustand von Durchdringung und Erfüllung selbständig und gemeinsam besitzen will. So ist der deutsche Fortgang in die Geschichte immer ein Zurückkommen zu der eigensten Art.

Heute könnte man, so wie man etwa den Begriff der Renaissance als geschichtliche Erscheinung betrachtet hat, sich die Aufgabe stellen, zu untersuchen, wie und wann der Begriff eines deutschen und germanischen Kunstsinnes buchmäßig entstanden ist und in welcher Geltung er sich jeweils befunden hat. Dabei würde sich auch ergeben, welche Abwandlungen, Verflechtungen mit der Zeitlage und Zusammenhänge mit dem politischen Sinne er durchgemacht hat. Es ist ein Begriff, der selbstverständlich als Sache und Tatsache, als völkische Eigenart immer da war und seine erkennbaren Züge hatte, wo die künstlerischen Schöpfungen in den geschichtlichen Zeiträumen der deutschen Menschen entstanden sind. Das große unbegriffene Erbe ist ja die Hauptsache. Die Geschichte geht darin mit ihren Schöpfungen voraus, bis sich die Begriffe erschließen, die dann allerdings selber bis zu einer leitenden Absicht sich befestigen.

Wir pflegen, wenn es sich um den deutschen oder germanischen Kunstsinn handelt, zur Romantik zurückzudenken. In der Tat ist die romantische Periode, so wie mit ihrer späteren Geistesrichtung die Begriffe der Germanistik sich festgesetzt haben und wie überhaupt der Entschluß zur Entdeckung und Sammlung der nationalen Geschichtsquellen zu ihren großen Verdiensten gehört, schon von ihrem Anfang an eine vielseitige, dabei auch vieldeutige deutsche und germanische Grundhaltung gewesen. Zu ihrer Vielseitigkeit gehören auch die mannigfachen Zusammenhänge mit der klassischen deutschen Blütezeit, welche dem unmittelbaren geschichtlichen Aktivismus der Romantik die moralische Grundstimmung einer neuen Zeitwende vorausgeschickt hatte. Alsbald aber ist auch zum 18. Jahrhundert zurückzudenken, in welchem dichterisch bei Klopstock die Begriffe und Gefühle, oft sonderbar, aber mit einer triebhaften Neigung zu Geschichte und Uranlage, um Deutlichkeit ringen. Es geht ganz in unser Bewußtsein ein, was er von den Deutschen aussagt. Er sagt über sie das Gleiche wie von ihrer Sprache, nämlich sie sei, „was wir selbst, in jenen grauen Jahren, da Tacitus uns forschte, waren, gesondert, ungemischt, und nur sich selber gleich." Weiter zurückgehend finden wir beim deutschen Humanismus das neue geschichtliche Ortsgefühl, das er für den deutschen Geist und sein Volk erweckt und vorbildlich schon aus der Geschichte ausgegraben hat. Immer wieder haben Bildung und Geschichte des deutschen Sinnes von diesem breiten Ansatz gezehrt und davon Ausgang genommen. Hiebei kann aber auch deutlich werden, daß Bildung nicht das Wesen ersetzen kann, und daß die Geschichte dem Ausdruck der Zeit nur dienen kann, wenn Sinn und Wille die Führung haben.

Schon ein solch flüchtiger Blick über die Bewegungen des deutschen Sinnes in der Geschichte bringt sehr verschiedene Gesichtspunkte. Die Geschichte dieser Bewegung kann sich ins Neutrale einer allgemeinen Betrachtung verlieren, und sie kann auch an einem bestimmten Zeitpunkte die ganze Schärfe von geistigen Entscheidungen spüren. Sie wird aber weniger zu dem Ursprunge unseres Wesens selber zurückleiten, wenn sie auch dagegen die Maße in der Zeit erkennt. Wenn wir heute den Begriff des Nordischen und des Germanischen in seiner größeren Weite und Vorbedeutung über den deutschen Kunstsinn angerufen hören, so ist diese Tatsache keine Folge geschichtlicher Betrachtung, wenn auch Untersuchungen des germanischen Kunstsinnes und seiner Formen schon früher gewesen sind, sondern sie bedeutet einen Sinnesauf-

Digitized by Google

bruch aus der Geschichte der Gegenwart und aus der Notwendigkeit neuer Empfindung selber heraus. Sie kommt nicht aus einem registrierenden Erleben der Zeit, sondern aus einem vorauszielenden Empfinden. Und jedenfalls rückt, was man früher als deutschen und germanischen Sinn bezeichnet hat, in eine neue Bewegung.

Man hat den deutschen Sinn heute auf das germanische Altertum zurückgelenkt, auf die Formen, Geräte und Zieren der Bronze- und Eisenzeit, auf die Kunst der Völkerwanderung und der Wikingerzeit. Zierkunst und Dichtkunst sind die Urkräfte des germanischen Kunstwesens. Ein eigentümlicher Wesenszug ist, daß die Zierformen und die Grundfläche, zu der sie im Verhältnis stehen, kein äußerliches Gesetz formal und gemeinsam in einer bloßen vernünftigen Zweiteilung erfüllen, sondern daß die Zierform den ganzen Ausdruck in ihren Lebenstrieb mit sich nimmt. Die technische Form ist ein bloßer Umriß und Gegenhalt und hat dabei Neigung, selbst aus ihrer technischen Spannung in die Sinnschwingung der Zierformen mit hinüberzugleiten. Es wird vor allem betont, daß die germanische Form nicht aus der Naturnachahmung entsteht. Dazu gehört aber noch als eigentümliches Gegenspiel, daß ein Stück Natur zum Träger eines künstlerischen Ausdrucks gemacht werden kann, ohne erst von der Natur getrennt und zu seinem Formzweck bestimmt zu sein. So kann der Sinn unmittelbar aus der Natur in die Kunst hinübergleiten oder aus dieser in die Natur zurückgreifen. Dies allein ergibt, ohne daß schon viele Kunstgebiete da sind, eine Ahnung unbegrenzter Kunstweiten.

In die reine Ornamentik waren Tiere eingeflochten; sie greifen selber zu sonderbaren Zierformen zusammen. Dies dient aber noch weniger dem Eindruck von natürlichen und zweckmäßigen Spielen, sondern es verstärkt jenen Instinkt noch mehr, der in einer schweren Begegnung von Sinn und Form sich vorwärts drängt und dem ein unerschöpfliches Wollen und Müssen in seine künstlerischen Lebenszeugnisse mitgegeben ist. Sicher steckt hierin eine geistige Weise des Geschichtsgefühls. Diese Formen, diese frühen Spiralen und Flechtlinien, diese späteren Verstrickungen von Tierkörpern möchte man als eine endlose Wappenform bezeichnen, womit sich ein großes, auf den germanischen Sinn harrendes Geschichtsleben vorzudeuten scheint. Die Zieren greifen über Grund und Zweck ihrer nächsten Formen hinweg oder versetzen ihre Grundfelder und die einzelnen Werkstücke der Geräte, als ob sie nur Teile eines anderen Weltganzen wären, in einen runenhaft gesichteten oder streng und stark bewegten Glanz. Es ist dabei eine besondere Fähigkeit, auch das Gerät und seine zweckhafte Form wie einen Teil und ein Bruchstück aus der bildnerischen Werkkammer des Sinnes erscheinen zu lassen. Alles steht in Folge davon zusammen in einer Verwandtschaft, die nicht aus dem objektiven bildnerischen Gesetze, sondern aus einem ähnlichen Gesamtgefühle des Daseins herrührt.

Und hiebei offenbart sich wohl auch etwas vom Wichtigsten des germanischen Sinnes. Es geht bei ihm nicht um das bloß neutrale Objekt oder Werkstück eines Tuns. An den Dingen, die er schafft und bildet, ist gleichzeitig ein Weniger und Mehr von der gesamten Welt, in welcher seine schöpferischen Sinne mit Linien und Formen bilden und dichten. Einerseits sind die Dinge gleich Bruchstücken sozusagen eines ewigen Zusammenhangs in eine zweckhafte Form hineingemessen und hineinumrissen; das ist ihr Weniger, das aber oft eine Form bekommt, welche gerade in ihrer Linie und Schwingung den Zusammenhang über sich hinaus mit einem unaufhörlichen Ganzen behalten hat und bedeutet. Wenn dies nun die eine Seite ist, so ist andererseits aber in der Zier, die sich über dieses Werkstück spinnt, eine Sinnesart und Kraft, welche alles in eine unruhig scheinende und doch prächtig große Gewalt des Daseingefühls verwandeln kann. Dies ist ein Mehr, welches gegenüber einer in sparsamen Zugaben auf Grundformen angewandten Ornamentik durchaus ein Übermaß bedeutet und das die objektiven Maße unaufhörlich mit einer gliedernden

Digitized by Google

und dichtenden Phantasie überschattet und überschreitet. Und doch ist gerade diese Phantasie keineswegs eine regellose Phantastik. Man kann auch nicht sagen, daß sie etwa das Werkstück überwuchere. Sie ist vielmehr gezügelt und hat etwas Gebanntes und selbst wieder Bannendes im Blicke. Sie hat in sich selbst wieder trotz allen Überschwangs ein Weniger in den Gliederungen, Einkerbungen, Durchbrechungen, in der bestimmten Fähigkeit überhaupt, das Ganze aus dem strengen Einzelnen her sich bilden zu lassen und gleichsam wie eine Verflechtung lesbar zu machen. Darin verhält sich eine sonderbare weltanschauliche Kraft und Gebundenheit, ohne daß man zunächst sagen könnte, weshalb. Das Gerät bekommt eine Rätselform aus der Natur. Die germanische Sinnform der Ornamentik kann wie ein sichtbares Stück aus einem unendlichen Epos der Lebensblicke und verflochtenen Lebensbilder wirken. Sie ist damit etwas anderes als die angewandte Ornamentik, welche als Schmuckform auf einen Grund gelegt ist. Sie ist wie ein zweites Leben durch die Dinge, auch wenn sie bloß Zieren sind. Und so lebt der germanische Sinn nicht nur von Dingen umgeben, welche er könnerisch schafft, sondern zwischen Schöpfungen, welche ihn selber in ein weiteres Fühlen und Müssen einspannen.

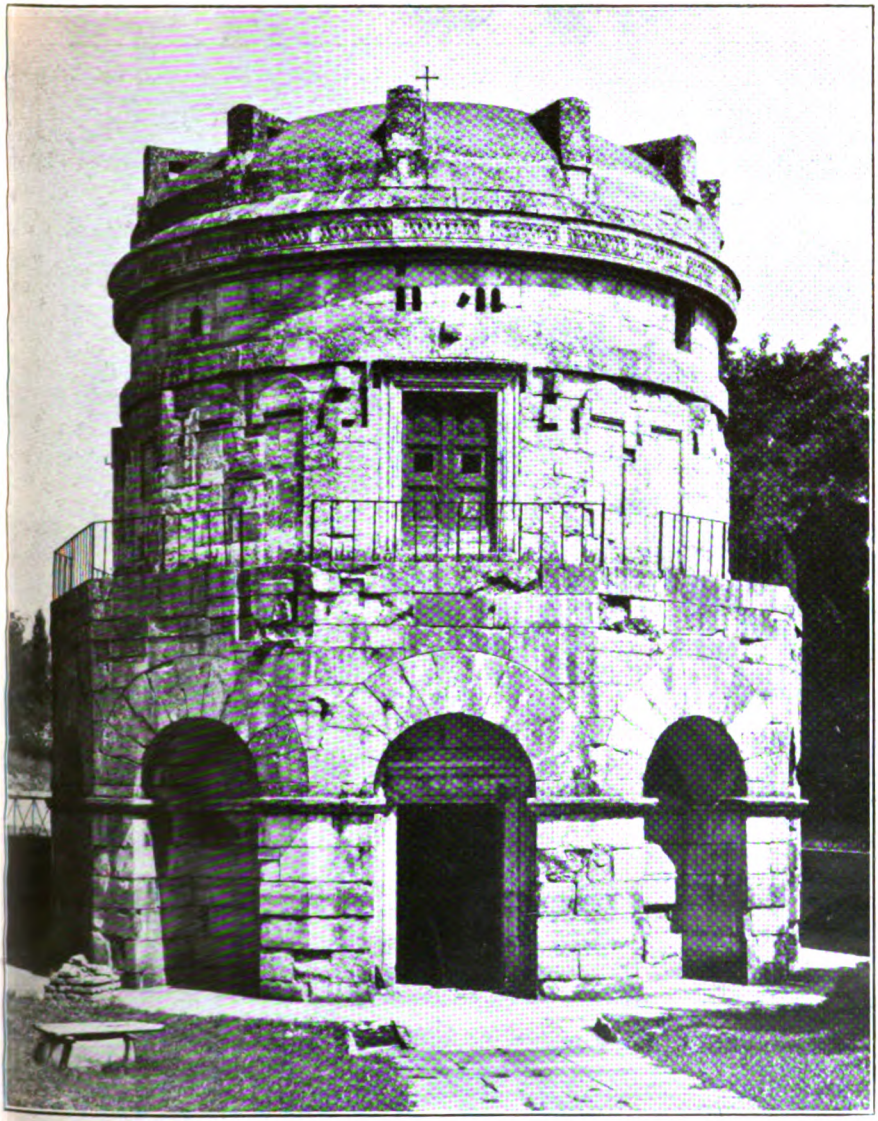
Von diesen Urformen nun ist aber kaum ein kleiner Sprung zu manchen mittelalterlichen Kapitäl-Zieren, bei welchen Pflanzen und Tiere in fortdrängender Verflechtung sich gegen Figuren und Gesichtsmasken stellen und so eine schwer gegliederte, rätselhafte und doch ganz bildhaft betonte Schauform werden. Es ist überhaupt oft eine merkwürdige suchende und fragende Daseinsform, in welcher wir den germanischen und frühen deutschen Kunstsinn wandeln sehen. Und Parsifal, der reine Tor, ist uns ja für den Sinn des Fragens oder fraglosen Hinnehmens dieses frühen Daseins in weiterer Ausdeutung zum Sinnbild geworden.

So wie aber die alten Zieren und die späteren Reliefformen sich nicht so sehr als körperliche Werke in den Raum stellen, sondern zuerst gleich schrifthaft bewegten Flächen gelesen sein wollen, so ist auch der Raum, zu dem sie gehören, offenbar ein solcher, der nicht zu einem neutralen Dasein gehört, sondern von diesen Zier- und Bildformen zu einem anderen Ausdruck des Gefühls, der Gemeinschaft, der Geschichte bestimmt ist. Aus diesen Sehformen ergibt sich für das Raumgefühl eine starke sowohl begrenzende als ausweitende Kraft.

Die alte germanische Kunst hatte von dieser weiteren Raumform der Geschichte erst die Ursprungsformen. Mit dem Eintritt des Germanentums in die Geschichte kommt die Architektur auf den Weg der Zeit. Und damit kommt auch die weitere Entwicklung der Zierkunst, welche von den stammhaften Urformen zur weiteren Gliederung und Bedeutung führt. Die stammhaften Urformen sind die germanischen Elemente, welche der Gemeinschaft und dem Einzelnen in gleicher Weise zugehören und ein für alles gleichmäßiger Ausdruck sind. Die weitere geschichtliche Entwicklung bringt dann Stufungen und Einschnitte, womit sich die deutsche Sinnkraft in Unterschieden des Stammlichen und des Augenblicklichen oder Zeitmäßigen ausdrücken lernte.

Das anschaulichste Bild und Denkmal des Eintritts der Germanen in die Geschichte ist gewiß das Grabmal des Theoderich in Ravenna. Einst stand dieser mächtige Rundbau, welcher mit einer streng und eigenartig von Steinzacken auf seinem Haupte besetzten steinernen Flachkuppel gekrönt ist, am Ufer der Adria, von der er heute durch das Anwachsen des Landes etwa eine Stunde weggerückt ist. Es kann nichts von stummerer Einprägsamkeit und Einsamkeit geben als dieses ostgotische Grab- und Königsmal beim mächtigen Eintritt in die Geschichte. So wie der große Germanenfürst einen für die römische Kultur aufgeschlossenen Sinn hatte, so scheint auch sein Grabmal, das in zwei Geschossen aus einem Zehneck zu einer von einem äußeren Rundgang umfaßten Rotunde aufsteigt und innen nur je einen

Digitized by Google



Grabmal des Theoderich zu Ravenna (um 520)

Teilstück aus dem Schmuckschrein von Lund, Schonen (um 1000)

Aus „Altgermanische Kultur in Wort und Bild" von Prof. Dr. W. Schultz, 3. verm. Aufl. mit 234 Bildern, J. F. Lehmanns Verlag, München)

Digitized by Google

Gravüreverlag F. Bruckmann A.-G., München

Der Bamberger Reiter

Digitized by Google

schweren steinernen Raum hat, ganz nach den antiken Vorbildern seiner Zeit erstellt. Aber nicht nur, daß es germanische Zierformen um seine obere Runde trägt und daß die Steinverzahnung der Bogen einen ganz zu diesen gehörigen Charakter hat, ist auch das Raumgefühl von einem Sinne bestimmt, der eine schwere und einsame Gefaßtheit erkennen läßt. Es ist wie ein stummes Gesicht, und in seiner Stummheit wächst es zu einer inneren geistigen Größe heran. Was als näher verwandt mit dem Sinn und Gefühl erscheinen möchte, in dessen Umkreis wir das alte germanische Kunstwesen erkennen, ist wohl schwerer zu sagen. Aber auch hier gilt es, daß nicht so sehr die allgemeine Form betont ist, sondern das Gewicht, die Kanten, die Teile, der gegliederte, forttreibende und wieder in sich zurückkehrende Rhythmus. Es ist eine Grundstimmung, die sich in das frühe Mittelalter weitersetzt.

Aber in Ravenna ist auch zu erleben, wie in den Mosaikreihen, die neben anderen Werken in Sant Apollinare noch bis zu Geist und Zeit des Theoderich zurückreichen, das germanische Wandgefühl aufsteht. Wir fragen, was wohl die germanische Form in Ravenna im Zusammentreffen mit der byzantinischen ausmacht. Und wir finden, daß bei ihr sich gegen die zeremonielle byzantinische Starrheit ein Bewegungsdrang bildet, durch welchen von der einzelnen starken Gliederung her wieder jenes Wesen des Ausdrucks entsteht, das wir als germanisch empfinden. Immer wieder ist es dieser Vordrang einer geschichtlichen Kraft, dieses Wesen, das nicht in engen Maßen bleibt, sondern gleichsam, während es sein Dasein erkennt, immer noch in etwas Weiteres strebt. Davon tragen jene frühen Werke die Züge, und davon ist dann nicht nur die mittelalterliche Kunst, sondern die mittelalterliche Geschichte bis zu einem Übermaß erfüllt worden. Der stärkste Eindruck der deutschen Sinnform im Beginn unseres engeren Mittelalters wird wohl von den Hildesheimer Bronzetüren empfangen.

In der Geschichte wie im künstlerischen Raumsinne vollzieht sich eine Bewegung, welche die Gemeinschaft des deutschen Volkes über seine geschichtlichen Stammländer hin kennzeichnet. Eine große Ausfächerung von geschichtlichen Bauformen ist im Mittelalter geschehen und steht in den deutschen Landesteilen. Die frühen und schweren Formen stehen im Süden und Westen des Reiches und fassen dann Fuß und Grund nach dem Osten und Norden hin; und hier entsteht dann im späteren Gleichgang mit Süden und Westen die weitere Größe des späteren Mittelalters, mit ähnlicher und fast noch sinnfälligerer Schönheit. Die Zeiten sind gleichsam in Werke gesetzt und das Land läßt sich an ihnen ablesen. Die dann kommenden Zeiten bringen jene Abwandlungen, welche den deutschen Sinn in neuer Weise bewegen, so wie die Renaissance sich einbaut in das gotische Blickfeld, und wie als eine Art Gegenbewegung vor allem die große Barocklinie vom Westen über den Süden nach Osten zieht. Eine neue strenge Begegnung mit der Antike folgt auf diese schwingende Linie. Die Romantik nimmt sie auf; und heute erfahren wir die neue Begegnung unserer Geschichte im Raumsinne mit dieser geschichtlichen Situation.

Während die deutsche geschichtliche Form sich in den Zeiten befestigt hat, ist der Strom des germanischen Sinnes in einem verborgenen Bette weiter geflossen. Die Bildkunst hat diesen Wesensausdruck in weiter schwingenden Spannungen eingefangen und wiederholt, da bei ihr vom stammhaften Wesen zur Einzelempfindung ein unmittelbarer Übergang besteht. Auch heute reicht die stärkste Schwingung des germanischen Sinnes nach dem Norden, und wenn es in unserer Geschichte Ausmaße gibt wie Dürer und Rembrandt, so ist damit die weiteste Spanne des germanischen Kunstsinnes ausgesagt. Die bestimmte Kraft in der Gegenwart und Wirklichkeit und ein schwebendes Wesen zwischen Licht und Dunkel sind in der Bewegung des deutschen Kunstsinnes und in seinem Anruf des alten germanischen Unterstromes vorhanden und entfalten sich in den Zeiten.

Digitized by Google

Anmerkungen zur Forderung der Zeit

Von Paul Rosner, Präsident der Münchner Künstler-Genossenschaft, in München

Wenn man von „zweckdienender Kunst" spricht, begegnet man vielen Einwänden — und doch ist unschwer nachzuweisen, daß in allen großen Epochen die Kunst im Dienste einer großen Idee Großes geleistet hat. Gewiß sind viele bedeutsame Werke nur aus innerem Antrieb erstanden, doch war es, wenn diese zu ihrem Volke gefunden haben, immer nur der Beweis, daß sie aus den Wurzeln dieses selben Volkes stammten. Vom Gemeinschaftsgeist der gotischen Bauhütte bis zur Neuzeit gibt es Anschauungsmaterial genug, das unsere „Freiheitsfanatiker" belehren könnte, wie Zweckgebundenheit der Kunst noch keine Freiheitsberaubung zu sein braucht. Vielmehr läßt sich oft nachweisen, daß äußere Einflüsse dem Werk eine Bereicherung gaben, indem die Bindung an seine Umwelt dazu beiträgt, uns den Geist seiner Zeit lebendiger zu vermitteln.

Wenn heute mehr Interesse besteht an Werken, die Bezug zum großen Geschehen haben, als an jenen, die unberührt davon geblieben sind, so ist das begreiflich, und wir müssen daraus unsere Pflicht erkennen, denn wie unser Führer sein Reich groß und stark wissen will und sein Volk hochgemut und wohlgestaltet, so möchte er wohl auch in der Kunst seines Volkes diesen Willen zum Ausdruck gebracht sehen.

Das Feld unserer Aufgaben ist groß. Es besteht z. B. warmes Interesse führender Stellen an künstlerischen Darstellungen auf dem Gebiet der Arbeit und Technik. Es wäre nicht ungern gesehen worden, wenn begabte Künstler die malerischen Situationen beim Bau der Ludwigsbrücken im Bilde festgehalten hätten. — Die großartigen Entwicklungsphasen der Führerbauten waren für uns Maler nicht nur dankbare Motive, sondern auch versäumte Gelegenheiten.

Die Feierlichkeiten des 9. November waren von so gewaltiger Größe, daß diese fernen Zeiten vermittelt werden mußten. Ich bin überzeugt, daß es an Begeisterung und Begabungen für diese Aufgaben nicht fehlt und daß auch Mittel und Wege gefunden werden, sie zu verwirklichen.

Die Lage für die Künstler ist heute grundsätzlich anders als früher. Wir haben im Verhältnis mehr Künstler und weniger Aufträge. Aber gerade aus diesem Grunde darf eines nicht unerwähnt bleiben, was wichtig ist. Die Zeichnung sollte wieder mehr kultiviert werden. Zeichner von jener gebundenen Kraft und Formenanordnung, wie sie dem Deutschen von jeher eigen ist und wie sie München noch vor Jahrzehnten imponierend hervorbrachte — solche Zeichner sind wieder nötig, um würdigen Ausdruck zu verleihen dem, was unser Führer Großes geschaffen hat. Außer dem Vorteil, den der gute Zeichner als Wandmaler (wohl heute die am meisten begehrte Kunst) voraus hat, stehen ihm weit mehr Erwerbszweige offen als dem Tafelbild-Maler, welcher Umstand sich einmal besonders auswirken würde, wenn der Photographie jene Schranken gegeben werden könnten, die ihr gehören — nämlich: das Reich der Berichterstattung. Es wird auch hier Einwände geben, aber ich kann mir beim besten Willen nicht denken, daß spätere Generationen in der Photo-Montage einen Ausdruck unserer Zeit und einen Beweis unserer Größe sehen. Was unser Volk nach seinen großartigen Leistungen auf dem Gebiet der Graphik, Buchkunst usw. sich selber schuldig ist, braucht wohl nicht erwähnt zu werden, und wir hoffen, daß es unseren führenden Stellen möglich ist, vielleicht mit Hilfe einer aufklärenden Presse dem Volke jenes Gefühl für eine kultivierte Schrift und Schmuckwirkung wieder zu erwecken, die es einmal besessen hat. Damit wäre ein weites Arbeitsfeld für Künstler wieder eröffnet.

Digitized by Google

Die Kunst im Volke

Von Edgar Schindler in München

Wir stehen am Beginne einer neuen Zeit. Morsches Altes stürzt, kraftvolle Jugendlichkeit bahnt sich den Weg zu schöpferischer Eigengestaltung des Lebens. Eine Krisis ohnegleichen nahm unsere besten Kräfte in Anspruch. Der Führer Adolf Hitler wies den Weg zur Überwindung der Krise, zur Erneuerung unseres Daseins.

Einer gewaltigen Lawine gleich rollt die Bewegung des Nationalsozialismus durch Deutschland. Alle werden erfaßt, keiner kann sich ausschließen. Selbst die Lauen und die Gehemmten werden mit fortgerissen. Höher schlagen die Herzen, die Gestalten straffen sich, zuversichtlicher blicken die Augen. Das deutsche Volk macht eine einzigartige Verwandlung durch.

Es ist so: keine Abhandlung kann heute begonnen werden, welches Gebiet auch bearbeitet werden mag, ohne daß der gewaltigen Umwälzungen unserer Tage gedacht wird. Selbst auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Technik müssen sich diese Erscheinungen über kurz oder lang bemerkbar machen (dem Gesetze zufolge, daß sich das politische und das allgemeine Geistesleben bis in jede einzelne Wissenschaft hinein auswirkt), und erst recht zwingen diese Erscheinungen dazu, sie in den Fragen der Geisteswissenschaften und in den Fragen der Ausdruckstätigkeit des menschlichen Seelenlebens, in Fragen der Kunst, zu berücksichtigen.

Selbstverständlich ist es notwendig, zum Begreifen dieser Tatsachen von der der Wahrheit entsprechenden Idee auszugehen, daß der Nationalsozialismus nicht allein die Politik im engeren Sinne, das Wirtschaftsleben und die militärischen Einrichtungen grundlegend neu aufbaut, sondern daß er darüber hinaus das gesamte Leben der Nation in allen seinen Formen, also auch auf den Gebieten der Künste und Wissenschaften maßgebend beeinflussen will. Die nationalsozialistische Revolution war eine totale Revolution; sie wird nicht ruhen, bis die letzten Lebensäußerungen unseres Volkes von ihr erfaßt sind.

Die muffige oder auch böswillige Ansicht, als ob der Nationalsozialismus auf den Gebieten der Kultur und der musischen Lebensdurchgestaltung versagen müsse, ist durch seine kulturellen Taten bereits widerlegt. Jeder Hinweis auf einen der neu entstandenen Plätze für Freilichtaufführungen oder ein Hinweis auf die chorischen Aufführungen des Arbeitsdienstes an den Nürnberger Parteitagen, ein Hinweis auf die Aufklärungstätigkeit der NS.-Volksbildungsstätte und die kulturellen Bestrebungen der Arbeitsfront, vor allem aber auf die weitverzweigte und reiche Kulturarbeit der NS.-Kulturgemeinde genügt, um den nationalsozialistischen Kulturwillen zu belegen.

Es war der Wille des Führers von Anfang seines Kampfes an, mit seiner Bewegung an der Grenze der Künste nicht halt zu machen, sondern auch ihre Bezirke zu erobern. Wir stehen in diesen Vorgängen mitten inne. Der Staat hat sich nach dem Willen des Führers der Kunst anzunehmen, die Kunst aber hat dem Staate zu dienen. „Theater, Kunst, Literatur, Kino, Presse, Plakat und Auslagen sind von den Erscheinungen einer verfaulenden Welt zu säubern und in den Dienst einer sittlichen Staats- und Kulturidee zu stellen" — so der Führer in „Mein Kampf".

Vertieft man sich eingehender in das nationalsozialistische Kunstwollen, in sein Schrifttum, in die Reden, die über es gehalten werden, in die Ansätze der praktischen Verwirklichung dieses Kunstwollens, so hebt sich aus all den Fragen, die angeschnitten werden und die zu lösen man sich heiß bemüht, als eine Haupt-

Digitized by Google

frage die des Verhältnisses von Kunst und Volk hervor. Sie ist ein Zentralproblem der nationalsozialistischen Ästhetik.

Für denjenigen, der sich die Grundbegriffe der nationalsozialistischen Kunstauffassung angeeignet hat und in ihrem Sinne denkt und schafft, ist es geradezu unglaublich, daß dieses Problem, das uns heute mit am meisten beschäftigt, in der gesamten offiziellen philosophischen Ästhetik der früheren Zeit überhaupt keine Rolle spielte.

Da diese Ästhetiker der Vergangenheit starr an der Vorstellung der „absoluten Schönheit" festhielten, außerdem die Idee des Volkes als eines Höchstwertes dem offiziellen Denkertum größtenteils fremd war, konnte es geschehen, daß fast die gesamte Kunstphilosophie bis in das 20. Jahrhundert hinein an diesem so überaus wichtigen Punkte vorüberging.

Auf die schwere Sünde, welche die alte Ästhetik in der Verabsolutierung des Schönheitsideals beging, die zumeist auf eine Verabsolutierung des Schönheitsideals der Griechen hinauslief, hat Alfred Rosenberg mit Nachdruck hingewiesen am Anfange des Kunstkapitels seines „Mythus des 20. Jahrhunderts", das betitelt ist „Das Wesen der germanischen Kunst":

„Die überwiegend zergliedernde Arbeit auf allen Gebieten hat uns auch eine lange Reihe sich bis ins feinste verästelnder Werke über das Wesen der Kunst und die ästhetische Empfindung beschert. Eine ungeheure geistige Arbeit liegt hier aufgespeichert. Sie schauen alle fast nur nach Griechenland und sprechen alle noch von einer angeblich möglichen allgemeinen Ästhetik. Und wenn sie die Unterschiede der verschiedenen Völker feststellen, so tritt ihr theoretisches Denken — dieses Denken, das wir als die Philosophie des 18. Jahrhunderts bezeichnen — in Widerspruch mit ihren eigenen Werken, oder vergewaltigt die Kunsterzeugnisse des eigenen Volkes. Der Widerspruch zwischen Theorie und Tat lebt ebenso in Goethe wie in Schiller und Schopenhauer."

Indem so der Kunsttheoretiker die volkliche Bindung der Kunstideale nicht oder wenigstens nicht genügend anerkannte, war er außerstande, die Leistung, welche gerade der Volkscharakter bei der Schöpfung eines eigenartigen Kunstideals vollbringt, entsprechend zu würdigen, und er sah sich nicht genötigt, auf das Verhältnis von Volk und Kunst näher einzugehen. Rosenberg hingegen lehrt die Rassen- und Volksverbundenheit, die tiefe Lebensverbundenheit der Kunst. Diese Idee durchzieht wie ein roter Faden seine gesamte Ästhetik. Sie drückt in der Ästhetik endlich klar geprägt alle die Erfahrungen aus, welche die praktische Kunstwissenschaft, die Kunstgeschichte, in unzähligen Fällen gesammelt hat, die aber von ihr nicht in genügender Weise im Sinne einer übergreifenden Allgemeinerkenntnis ausgewertet wurden. Das Kunstwerk wird aus bestimmten Lebensumständen heraus geboren, ist mit dem Leben in seiner Gesamtheit innigst verflochten und wirkt unaufhaltsam in das gesamte Leben hinein. So können wir Kunst weltanschaulich deuten und andererseits mit der Kunst in gutem oder schlechtem Sinne in das Leben eingreifen, mit der Kunst die Gesinnungsrichtung des Volkes festlegen helfen. Solche Auffassungen von Kunst sind es, die uns überhaupt wieder gestatten, theoretische Kunstwissenschaft, Ästhetik, zu treiben. Nicht mehr selbstverständlich eine weltfremde, ihre Probleme zersplitternde oder gar sich in Spitzfindigkeiten gefallende Ästhetik, sondern eine aus der so gesehenen Natur der Kunst heraus entwickelte Ästhetik, welche dem Volke dient, indem sie es über Wesen und Bedeutung seiner eigenen Kunst gründlich aufklärt und es lehrt, sich dieser seiner Kunst als einer Waffe des völkischen Fühlens und Wollens zu bedienen. Wir treiben Ästhetik um des Volkes willen.

Heute ist es an der Zeit, Denken und Tun endlich in Übereinstimmung zu bringen. Es ist unerfindlich, warum in Ewigkeit unser Wachbewußtsein andere Wege gehen soll als unsere unbewußteren Seelenkräfte, die unser Handeln auslösen. Auf die Dauer muß dieser Zustand zu inneren Spannungen und Zerrungen im Leben jedes

Digitized by Google

Einzelnen und im Leben des Volkes führen. Wenn wir volkhafte Kunst lieben, warum sollen wir uns nicht verstandesmäßige Klarheit über ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihre Bedingungen verschaffen dürfen? Falls wir noch Widerstände in der Übung solchen Denkens spüren sollten, müssen sie auf Mächte zurückzuführen sein, die ein Interesse daran haben, das Zustandekommen einer totalen Einheit unseres Wesens zu verhindern, weil sie vielleicht von einer derartigen gesammelten Einheitlichkeit unseres Wesens eine allzu starke Stoßkraft befürchten. Es ist für uns lebenswichtig, daß wir uns bewußt und überlegt nicht nur im deutschen Tun, sondern auch im deutschen Denken üben und ausbilden und die Jugend zu einem solchen Denken erziehen. Nur so können dem deutschen Wesen fremde Geistesmächte allmählich in ihrer Auswirkung immer mehr beschränkt werden und nur so können wir zu einer ungetrübten Schau des Verhältnisses der deutschen Kunst zum deutschen Volke und des Volkes zur Kunst vordringen, nur so können wir uns eine reine Idee von deutscher Kunst und einem musischen deutschen Volke aneignen.

Freilich, zur Erringung einer derartigen Idee ist nicht allein der Begriff der Kunst, sondern auch der Begriff „Volk" zu klären, der, wie bereits betont, dem offiziellen philosophischen Theoretisieren der Vergangenheit in seiner heutigen Bedeutung fast ganz unbekannt war. Der Begriff des Volkes wurde zumeist im Sinne von „Nation" verstanden. Die staatsphilosophischen Systeme der Vergangenheit dienten, entstanden in den Zeiten der Erbmonarchien, hauptsächlich der Untersuchung des Verhältnisses von Staat und Volk, des Verhältnisses zwischen dem Staat und dem Einzelnen; sie machen deutlich, daß Staat und Volk, Staat und Einzelner im Grunde als zwei von einander getrennte und einander gegenüberstehende Größen betrachtet wurden, die aus Gründen der Vernunft und der praktischen Interessennotwendigkeit, wenn es hoch kommt, aus Gründen der Moral und der Religion sich gut miteinander zu stehen bemühen. Der Begriff des Volksstaates, den uns der Nationalsozialismus geschenkt hat, der Begriff der elementaren Einheit von Volk und dem Einzelnen mit dem Staate, die bedeutet, daß jeder Einzelne der Staat ist und der Staat sich mit jedem Einzelnen befaßt, dieser Begriff konnte erst durch die Verbindung des Nationalismus mit dem Sozialismus, wie sie Adolf Hitler geschaffen hat, erreicht werden. Nun erst konnte der Begriff des Volkes vom Begriffe „Nation", also der Vorstellung einer in erster Linie außenpolitisch wirksamen Einheit, erweitert werden zu dem Begriff einer Lebenseinheit, die sämtliche Glieder des Volkes in allen Daseinsäußerungen umspannt. Das Volk ist eine Schicksalsgemeinschaft, zu Gedeih und Verderb miteinander verschweißt, es ist eine Kulturgemeinschaft, gegen deren Geist der Einzelne sich nicht ungestraft vergehen kann.

„Volk" ist nicht mehr der Inbegriff von Masse, von Unbildung und niederer Gewöhnlichkeit, sondern gerade im Gegenteil der Inbegriff der Tüchtigen, der Geschulten und der durch ihren Gemeinsinn Geadelten aus allen Männern und Frauen, aus den Jungen und Alten, aus allen Berufen vom Arbeiter und Bauern bis zum Direktor und hohen Beamten, aus arm und reich. Nicht zum Volke gehört, sei er Arbeiter oder Direktor, wem der Adel des Gemeinsinns abgeht.

Es dürfte verständlich geworden sein, daß vor der Fassung unseres hohen heutigen Volksbegriffes das Problem des Verhältnisses von Volk und Kunst vom Kunstphilosophen kaum erschaut, noch weniger erörtert werden konnte. Mit dem Nationalen hatte für den dogmatischen Verfechter der „absoluten Schönheit" die Kunst wenig oder nichts zu tun, der Volksbegriff als „Nation" konnte ihn infolgedessen in seiner Apodiktik nicht irre machen. Der Begriff von Volk als Plebs und Pöbel konnte erst recht nicht verwandt werden, denn mit dem Pöbel hat die Kunst nie etwas gemein.

Der Philosoph beschäftigte sich überhaupt im allgemeinen zu wenig mit der Er-

Digitized by Google

forschung der biologisch-psychologischen und vor allem auch der soziologischen und wirtschaftlichen Bedingungen der Kunst und der Künstler, ein Grund, warum die alten ästhetischen Systeme vielfach so überspannt und so gipsern wirken. Die praktischen Kunstwissenschaften, die Kunstgeschichte, Literatur- und Musikgeschichte schleppten zwar inzwischen mit Bienenemsigkeit fast das gesamte erreichbare biographische und materialgeschichtliche Wissen zusammen und gelangten dazu, im Verlaufe ihrer Entwicklung, sei es z. B. bei der Erforschung des Volksliedes oder der anonymen mittelalterlichen Bildenden Kunst, auf die überragende Bedeutung des Volkes für die Kunst in immer größerem Umfange aufmerksam zu werden, auch auf die im Volkstum verankerten Wurzeln der Werke der großen Künstlerindividuen mit immer größerem Nachdrucke zu verweisen — doch eine philosophische Sonderbehandlung des Themas: Kunst und Volk steht, wie mir scheint, noch aus. Unter „philosophisch" darf dabei natürlich nicht eine Behandlung verstanden werden, die, wie es leider auch oft genug geschah, die Forschungsergebnisse der Einzelwissenschaften möglichst verwickelt und geschraubt darstellt (weil es zum Ruhme der Philosophie gehört, eine nicht gemeinverständliche Wissenschaft zu sein), sondern ich verstehe unter philosophischer Behandlung den Vorgang einer klaren Destillierung der Einzelforschungen, eine Arbeit, die gerade wegen der gebotenen Schlichtheit ihres Zieles höchste Anforderungen stellen würde.

Versuchen wir im folgenden auf Grund der bisherigen Ergebnisse unserer Ausführungen dem Problem „Volk und Kunst" wenigstens etwas näher zu treten. Wir haben uns einen hohen Volksbegriff angeeignet und erwarten daher, in Verfolg unserer weiteren Beobachtungen und Überlegungen auf die Feststellung einer hohen Bedeutung des Volkes für die Kunst zu stoßen, sehen uns aber alsbald vor dem Weiterschreiten gewarnt und gehemmt durch Unkenrufe, die uns zuraunen, daß Volk und Kunst nie und nimmer etwas miteinander zu tun haben, ja daß das Volk der Verderb der Kunst sei, daß zumindest das Volk die Kunst nie verstanden habe, verstehe und verstehen werde. War für die Kunstphilosophie das Problem „Volk und Kunst" überhaupt nicht vorhanden, so wird von dieser Seite ohne weiteres eine das Volk als künstlerische Wertgröße verneinende Lösung getroffen.

Nicht etwa, daß der Sprecher solcher Ansichten einen niedereren Volksbegriff, als wir ihn uns erarbeitet haben, verwendet, um zu seinen absurden Ideen zu kommen, er meint „Volk" schlechthin als Ausdruck einer größeren Anzahl von Menschen und lehnt es als künstlerische Wirkungskraft im Hinblick auf die Tatsache ab, daß „Volk" immer eine große Zahl von Volksgliedern bedeutet. Denn die Kunst ist nach der glücklicherweise unmaßgeblichen Auffassung dieses Sprechers niemals für eine größere Menge von Menschen da, sondern sie ist immer nur einzig und allein für wenige Auserwählte da und verständlich, zu denen in erster Linie er sich selbst zählt. Das Kunstverständnis ist Sache einer Art von Geheimbund, welcher der Hüter letzter, nur den Eingeweihten begreifbarer Kunstgeheimnisse ist. Diese Geheimlehren werden nun durchaus nicht geheim gehalten, sie werden in der Annahme, daß sie ohnedies niemand versteht als die Verschworenen, offen verbreitet.

Einer der ersten Paragraphen der geheimen Lehren sagt aus, ein Kunstwerk, das viele Menschen erfreut, erhebt und zu hohen Taten entzündet — könne überhaupt kein Kunstwerk sein, sondern müsse unbedingt ein Machwerk übelster Sorte sein. Ein anderer nicht minder wichtiger Paragraph stellt fest, daß ein Kunstwerk, wenn es wirklich „künstlerisch" sein will, unmöglich irgendeine auch noch so leise Beziehung zu Zeitgeschehnissen aufweisen darf, auch dann nicht, wenn diese Geschehnisse die aufwühlendsten und erschütterndsten sein mögen. Das Kunstwerk muß in einer ganz fernen fremden Region über Zeit und Raum, außerhalb und abseits alles Pulsierens des Lebens schweben. Eine eigene Klausel gebietet den Künstlern, daß sie

Digitized by Google

sich von allem sie umflutenden Leben abschließen müssen. Ja, die strengsten Angehörigen des Geheimbundes, zusammengeschlossen in der Schwurbruderschaft des Künstlertrappistenordens, gehen sogar so weit, ein feierliches Gelübde abzulegen, nie mehr in ihrem Leben auch nur einen Blick in eine Tageszeitung zu werfen. Bricht einer auch nur einmal sein Gelübde, wird er sofort unweigerlich aus dem Ordensbunde ausgestoßen und als „unkünstlerisch" geschändet. Gar wenn ein Künstlertrappist die allergrößten Laster begeht, die ein Künstlertrappistenhirn sich denken kann, wenn einer der Versuchung verfällt, zu einem zeitgemäßen Buche zu greifen oder ein zeitgemäßes Thema mit den Mitteln seiner Kunst zu bearbeiten, wird er augenblicklich lebendig eingemauert. Die Mitglieder des Geheimbundes erkennen sich verhältnismäßig leicht untereinander. Fängt z. B. der Beschauer eines Gemäldes alsbald davon zu sprechen an, daß „das kompositionelle Liniengefüge fabelhaft durchdimensioniert" ist, so ist er durch sein Verhalten und durch seine Rede sofort als Mitglied des Geheimbundes erkannt, und man begrüßt ihn feierlich mit dem Gruß des Bundes: L'art pour l'art. Versenkt sich hingegen ein Betrachter schweigend und andächtig in ein Gemälde und gibt erst nach eingehender Betrachtung seiner Begeisterung über das Bild in schlichten Worten einen aufrichtigen Ausdruck, so bemerkt man sofort, daß man es mit einem armen, noch irrenden Laien zu tun hat, schaudernd ob solcher Naivität wendet man sich von ihm ab. Dieses Schicksal wäre auch jenem Bauern zuteil geworden, der hinter den malenden Leibl tretend die Hände faltete und die Worte fand: „Das ist Meisterarbeit".

Genug des Scherzes! Es sind wohl nur noch wenige Künstler und Kunst-„Freunde" in der eben verspotteten Weise eingestellt, aber doch geistern solche und ähnliche Ansichten noch mancherorts.

Trotz der Unkenrufe, die uns bei der Feststellung der hohen Bedeutung des Volkes für die Kunst zu stören versuchen — diese hohe, ja für die Kunst grundlegende Bedeutung ist eine Tatsache und kann nicht ernstlich geleugnet werden.

Nicht allein die sogenannte „Volkskunst", die Heimatkunst im engeren Sinne, die Bauern- und Handwerkerkunst, die Laienkunst, beweist diese Behauptung, sondern erst recht die sogenannte „große" Kunst bis in ihre höchsten Gipfelleistungen hinauf. Wenn diese Gipfelleistungen weithin sichtbar ragen und auch jenseits der Grenzen des Volkstums, in denen sie entstanden sind, wahrgenommen werden, so ändert das nichts an der Tatsache, daß diese Gipfel mit ihrer breiten Basis in einem bestimmten Volke lagern und aus ihm emporgewachsen sind. Gerade die neuesten und eingehendsten Forschungen der Geschichte der Künste haben den Nachweis der engsten Zusammenhänge des Ausganges der Stile der großen Künstlerpersönlichkeiten mit dem Stilcharakter der Kunst ihres Stammes und Volkstums unumstößlich nachgewiesen. Die Kunst Dürers z. B. wächst ebenso deutlich aus der fränkischen Umwelt und Überlieferung heraus wie etwa die Kunst Holbeins des Jüngeren aus der schwäbischen. In ihren letzten Offenbarungen wenden sich die Größen ihrem Volke zu, wie anders wäre eine Tragödie von Sophokles oder von Shakespeare, die „Göttliche Komödie" oder der „Faust", eine Fuge von Händel oder Bach, eine Symphonie Beethovens, der David des Michelangelo oder Schlüters „Großer Kurfürst", um nur einige Werke höchster Kunst zu nennen, zu verstehen? Was anders hat Albrecht Dürer getan, als er die „Vier Apostel", sein letztes, ohne Auftrag aus seinem eigenen Antriebe heraus geschaffenes Werk, der Stadt Nürnberg und damit dem deutschen Volke als sein weltanschauliches Vermächtnis hinterließ, durch das er seine Mitbürger zu einem gottgefälligen Leben ermahnt? Er schämte sich nicht, in seinem Alter, weithin berühmt und geehrt, Stellung zu nehmen zu brennenden Tagesfragen seiner Zeit (gegen die Wiedertäufer) und durch die Sprache seiner

Digitized by Google

Kunst hindurch sich als ein bereits dem Tode Geweihter noch einmal eindringlich an sein Volk zu wenden. Braucht daran erinnert zu werden, daß der Maler, der vielfach in der Meinung des internationalen Publikums als der bedeutendste des Abendlandes gilt, Rembrandt, niemals in seinem Leben die Niederlande verließ? Wir wissen, daß er es ablehnte, wie die meisten seiner Zeitgenossen nach Italien zu reisen, um ganz ungestört aus dem Borne seines Volkstums schöpfen zu können. Wenn eines der größten musikalischen Genies aller Zeiten, Richard Wagner, in das Bekenntnis ausbrach: „O, mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben — — Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!" — was hat es dann noch zu besagen, daß irgendein Jammerlappen, der irgendein windiges Kunstwerkchen zusammengestopselt hat oder gar nur die Blasphemie eines wirklichen echten Kunstwerkes hervorzubringen imstande ist, sich über das „Volk" erhaben dünkt, oder wenn ein sogenannter „Gebildeter", der sich mühsam einige Kenntnisse der Kunst angeeignet hat, vom hohen Throne seiner angemaßten Einbildung herab, mit dem Unfehlbarkeitsanspruch doziert, daß die Kunst mit dem Volke nichts zu tun habe.

Das Volk, der völkische Charakter einer Nation, ist ausschlaggebend für das Wesen und die Wirkungskraft einer Kunst, im Volke selbst hat die Kunst ihren Sitz. Das Volk entscheidet über die Kunst.

Reichsminister Dr. Goebbels hat dieses Verhältnis von Volk und Kunst in seiner Rede zur Eröffnung der Reichskulturkammer am 1. November 1933 verkündet.

Er ging von der Idee der totalen Revolution aus, welche die Beziehungen der Menschen zum Staate und zu allen Fragen des Daseins veränderte, und führte im weiteren folgende, hier aus dem Zusammenhang herausgegriffene Gedanken aus: Revolutionen beschränken sich nicht nur auf das politische Gebiet, sondern greifen auf Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Kunst über im Sinne einer Politik höherer Art. Der schöpferische Mensch soll die Revolution nicht passiv an sich vorübergehen lassen, sondern vielmehr aktiv in sie eingreifen. Sinn der nationalsozialistischen Revolution ist die Volkwerdung der Nation. Die Kunst ist kein absoluter Begriff, sie gewinnt erst Leben im Leben des Volkes. Kultur ist höchster Ausdruck der schöpferischen Kräfte eines Volkes, der Künstler ist ihr begnadeter Sinngeber. Die deutsche Kunst, losgelöst von den Kräften des Volkstums und nur noch einem individuellen Freiheitsbegriff huldigend, der in geistige Anarchie ausmündete, hat sich im Gestrüpp des modernen Zivilisationstaumels verloren und ist bald nur noch Experiment, Spielerei, Bluff gewesen. Wenn die akuten Probleme des Lebens nicht mehr die großen Würfe sind, mit denen der künstlerisch schaffende Mensch nach der Unsterblichkeit zielt, dann hat er bereits seine eigentliche Sendung verspielt.

Am Schlusse seiner Rede gebrauchte der Minister den schönen Satz: „Die deutsche Kunst, die zum Volke zurückkehrt, wird den schönsten Lohn dadurch empfangen, daß das Volk wieder zu ihr zurückkehrt." Mit diesem Satze wurde die Lage und die Aufgabe unserer Kunst eindeutig umschrieben. Nur wenn die Kunst zum Urquell aller Schöpferkräfte, zum Volkstum, zurückkehrt, wird sie wieder ihren Sitz im Herzen des Volkes einnehmen können. Das Volk wird zu ihr kommen.

Die Jahre der Krise und der Unruhe haben uns eine grenzenlose Verwirrung in den Kunstdingen gebracht. Das normale Kunstempfinden wurde verhöhnt, ja verfolgt; hingegen alle Arten von Unsinn, von Krankheit und Gemeinheit, von Überspanntheit und Verrücktheit wurden als Triumphe der Kunst überschwenglich gefeiert. Ein Hexentanz schien über Deutschland hinwegzufegen, alle Unwissenden und nicht ganz Festen verführend und verderbend. Es ist bekannt, wie der Führer, wie Alfred Rosenberg, Schultze-Naumburg, Alexander v. Senger („Krisis der Architektur", „Die Brandfackel Moskaus") der entfesselten Dämonie des Wahnwitzes und

Digitized by Google

der Verkehrtheit entgegenarbeiteten, bis sie den Sieg über die feindlichen Mächte erreicht hatten.

Das Volk wurde verhöhnt und verspottet, in seinen besten Regungen zurückgesetzt und abgelehnt. Vertierte Subjekte machten sich eine Freude daraus, das Volk zu verwirren und sich über diese Verwirrung zu belustigen.

Aber was sollen wir nun heute, die wir vor diesem Scherbenberge stehen, tun? Was können wir tun? Was müssen wir tun?

Die Kunst muß mit dem Volk in Einklang gebracht werden, das ist uns klar geworden. Aber auch das Volk muß, so weit es den Zusammenhang damit verloren hat, in Einklang mit allem Echten und Guten der Kunst gebracht werden.

Das Volk muß künstlerisch erzogen, aufgeklärt und geführt werden. Es muß nicht nur von höchster Stelle aus, sondern von allen dafür in Frage kommenden, im ganzen Reiche verstreuten Stellen darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Zeit der Verwirrung und Verhöhnung vorbei ist, daß eine neue Zeit mit einem neuen gesunden und kraftvollen Kunstideal angebrochen ist. Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß es viele Künstler gibt, die sich nicht einen Augenblick auch nur im geringsten irre machen ließen, die überlieferten hohen Erbgüter unserer Kunst treu zu verwahren und weiter zu pflegen. Diese Künstler lerne es lieben und schätzen und der Weg zu einer neuen Erstarkung der Kunstverhältnisse ist geschaffen!

Zwei Wege sind es wohl, die einzig und allein noch die Rettung unserer Kunstverhältnisse ermöglichen:

1. die pflegerische Behandlung aller noch irgendwie vorhandenen künstlerischen Erbanlagen, welche die besten künstlerischen Errungenschaften aus der Vergangenheit in die Gegenwart herübergerettet haben und die Sicherheit geben, sie an die Zukunft weiterzugeben;

2. die höchstmögliche Beachtung und Unterstützung aller irgendwie positiv bewertbaren Ansätze zu einer künstlerischen Neugestaltung, zu neuen Gehalten und Formen der Kunst, wie sie vor allem im Kulturwillen der Hitlerjugend und des Arbeitsdienstes, in den chorischen Spielen zum Ausdruck kommt. In diesen Versuchen liegt unsere künstlerische Zukunft beschlossen.

Von diesen Formen aus, die unmittelbar aus dem übermächtigen Erleben der neuen Zeit, des neuen Wollens nach jeder Richtung, der Gemeinschaftsbildung des neuen Staates heraus entstehen, wird die Zukunft der deutschen Kunst bestimmt werden. Von ihnen aus einzig und allein ist das große tragische Schauspiel der Zukunft denkbar, von ihnen aus allein die heroische Symphonie der Zukunft. Auch die Weiterentwicklung der bildenden Kunst ist allein aus dem Geiste dieser neuen Weltanschauungsformen heraus vorstellbar.

Die Kunst der Zukunft wird sich mit den Überlieferungswerten der Kunst der Vergangenheit verschwistern, aber sie wird sich von ihnen nicht tyrannisieren lassen. Sie wird selbst suchen, wenn es sein muß: irren, sie wird aber auch finden. Sie wird es verstehen, Ehrfurcht vor dem Vergangenen zu verbinden mit dem ungestümen Schöpferwillen neuen Lebens.

Wir erwarten von der Kunst, daß sie für die Ausgestaltung des neuen Reiches entscheidend mitstreiten möge. Volk und Kunst, Kunst und Volk müssen sich wieder finden und lieben lernen. Die Kunst muß im Volke, aus dem Volke heraus und in das Volk zurück wirken. Das deutsche Volk muß sich seiner künstlerischen Aufgaben bewußt werden und darnach streben, sich in der Kunst ein Mittel zu schaffen, durch das es schlagkräftiger und mächtiger wird.

Dann werden die alten Lieder wieder erklingen. Was deutsche Männer und Frauen aller Zeiten gedichtet und gedacht, geopfert und geblutet haben, wird auferstehen und Frucht tragen in den Enkeln und in den Enkeln der Enkel.

Digitized by Google

Die Aufgaben der Kunstkritik

Von Fritz Nemitz in Berlin

Vor einigen Jahren bereits wurde es deutlich, daß die Kunstkritik selber in eine kritische Lage gekommen war. Ihr ideeller wie praktischer Einfluß war gering geworden. Nicht als geistige Entscheidung wurde ihr Urteil angesehen, sondern mehr als ästhetischer Kurszettel. Obwohl aber das kritische Urteil als solches entwertet war, wurde es als Reklame begehrt. Die Zahl der Ausstellungen, die lediglich um solcher „Kritik" willen gemacht wurden, war nicht gering.

In Wechselwirkung mit der liberalen Anschauung des l' art pour l' art entwickelte sich immer stärker eine Kritik, die Selbstzweck wurde. Die Kunst wurde als eine völlig autonome, von allen nationalen und sozialen Bindungen gelöste Angelegenheit betrachtet. Dem wirbelnden Durcheinander der künstlerischen Richtungen, in dem eine von äußerer und innerer Dynamik getriebene Zeit an den Abgründen vorbeilavierte, entsprach in der Kritik ein Neben- und Durcheinander der verschiedensten Standpunkte. Auf beiden Seiten herrschte ein absoluter Relativismus. Einem hemmungslosen Individualismus in der Kunst entsprach eine von subjektiven und privaten Wertungen getragene Kunst. Die Maßstäbe der Bewertung wurden in der Regel dem schwer kontrollierbaren Bereich des Ästhetischen entnommen. Auch überschätzte die Kritik die einzelne Erscheinung und führte damit zur Selbstüberschätzung des Künstlers. Bemühungen, die Lage der Kunst im Zusammenhang und in Wechselwirkung mit der „totalen" Krise zu sehen, wurden kaum unternommen. Allenfalls kurierte man an Symptomen herum, und oft waren es selber Kranke, die die Rolle des Arztes zu spielen unternahmen. Die Kritik selber unterließ es, ihre eigene Lage zu überprüfen und ihre Methoden und Fragestellungen kritisch zu untersuchen.

Selbstüberschätzung einer fast durchweg ästhetischen Kritik, die durch die Geisteswissenschaften großgezogen war, Selbstüberschätzung des Künstlers, die durch ihre Methoden gefördert wurde, Ratlosigkeit, Verwirrung und Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit — das war, in groben Strichen gezeichnet, die Lage der Kunstkritik. Das waren ihre Auswirkungen als Gesamterscheinung. Welches aber waren die Ursachen? Viele äußere und innere Gründe ließen sich angeben. Ein wesentlicher Grund für die individualistische Zersetzung des Volkskörpers war der, daß jeder sich der Rechenschaft über seine Gedanken, Urteile und Handlungen begeben zu können glaubte. Schon damals aber wurde deutlich, daß die problematische und gefährliche Lage der Kunstkritik nur Widerschein tiefgreifender Umwälzungen war, und daß ihre Erneuerung nicht von der Kritik allein, sondern nur von einer neuen Gesamthaltung aus möglich sei.

Die Kunstkritik, durch die Revolution aus ihrer Selbstsicherheit aufgeschreckt, ist heute in den Dienst großer geschichtlicher Aufgaben gestellt worden. Sie wird sich also aus den Privatgärten ästhetischer Werte in die mit Aufgaben gefüllte Wirklichkeit zu begeben haben, um von ihrer Seite aus praktische Aufbauarbeit zu leisten. Das Amt des Kritikers erhält seine Rechtfertigung nicht mehr aus subjektiven Absichten, sondern aus sachlicher Ergriffenheit und aus Verantwortung für das Ganze, und es ist dort verdächtig, wo es sich auf eine besondere Fassung versteift, ohne andere Gründe angeben zu können als subjektive Begabung. Kritik kann nur auf das Ganze gerichtet sein. Sie muß es sein, oder sie bleibt unfruchtbar.

Eine ihrer Hauptaufgaben liegt zunächst darin, den Reinigungsvorgang innerhalb der Kunst ins allgemeine Bewußtsein zu heben und die Rangordnung der Werte herauszustellen. Hierzu bedarf es, wie immer in entscheidenden Zeitab-

Digitized by Google

schnitten der Geschichte, einer klaren und entschiedenen Sonderung des Abgelebten, Verbrauchten, Unbrauchbaren vom Wertvollen und Produktiven. Zugleich mit den absterbenden Formen entwickeln sich die neuen Keime. Auf diese kommt es an. Wer alles aber ungefähr gleich wichtig nimmt, nimmt nichts wichtig. Wer über die mittelmäßige Begabung ähnlich urteilt wie über die vorwärtsweisende, vernebelt die Fronten. Nur die Begabung ist herauszuheben, nur die fruchtbare Idee darf Raum bekommen.

Revolutionen gleichen, nach einem Wort Gottfried Kellers, dem Umwälzen eines Feldsteines, wo plötzlich auf der Unterseite eine Unzahl von Käfern sichtbar wird, die aufgescheucht durcheinanderwirbeln. Mitten aber im Durcheinander beginnen neue Ordnungen zu entstehen; neue Kristallisationspunkte bilden sich. Menschen und Gedanken ordnen sich um eine neue Achse. Zugleich aber tauchen bestimmte Gruppen auf, die jetzt ihre Stunde für gekommen halten. Fast immer sind es Hoffnungen von gestern, fast immer gehören sie zu jenem „Heer der Nichtkörner", das den Reinigungsvorgang aufhält und erschwert. Es ist kein Unglück, wenn das Abgelebte, Epigonenhafte beiseite geschoben wird; es wird aber eines, wenn die Unbrauchbaren und Dilettanten das Aufbauwerk verstopfen.

Gerade weil und solange sich die Kunst im Werden, im organischen Wandel befindet, ist eine klare Scheidung der Fronten nötig.

Solche Scheidung kann aber nicht auf der Grundlage subjektiver Wertung und individuellen Geschmacks vollzogen werden. „Es ist wohl rühmlich", sagt Lessing, „zu versuchen, sich von seinem eigenen Geschmack Rechenschaft zu geben, aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit erteilen, heißt aus den Grenzen des forschenden Liebhabers herausgehen und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber aufwerfen." Nur auf der Grundlage objektiver Maßstäbe, die sich aus dem Wesen der deutschen Kunst, aus ihrer Geschichte, ihren Gesetzen und den heutigen Aufgaben ergeben, ist solche kritische Scheidung möglich.

Eine weitere ebenso wichtige Aufgabe der Kritik liegt darin, die liberale Persönlichkeitsauffassung des Künstlers in eine organische wandeln zu helfen und ihm seine veränderte Stellung im Gesamtorganismus zum Bewußtsein zu bringen. Daß die Vergangenheit von der „konventionellen Lüge der Freiheit" (Jaspers) lebte, ist in der Kunst besonders deutlich geworden, und die Illusion vom „freischwebenden Künstler" durch den Gang der Ereignisse selber widerlegt worden.

Da der Künstler am äußersten Rande der Gesellschaft lebte, wird es ihm besonders schwer, sich über die veränderte Funktion klar zu werden. In der Isolierung, in die er versetzt wurde, konnte er glauben, den sozialen Gesetzen entzogen zu sein. Die Frage nach der Stellung des Künstlers kann aber nicht mehr auf individueller Basis und auf Grund einer individualistischen Kulturtheorie aufgerollt werden. Wer so verfährt, löst das Problem ästhetisch und nicht ethisch und schaltet sich damit aus. Auch hier wird die Kritik einsetzen müssen, um dem Künstler seine politische Aufgabe — das Wort im weitesten und umfassendsten Sinne verstanden — klar zu machen. Natürlich gibt es keine Kunst um der Politik willen, aber der Künstler ist politisch, weil er national gebunden ist.

Eine dritte Aufgabe der Kunstkritik betrifft jenen Bereich, den man früher das „Publikumsproblem" nannte. Daß es sich hier um eine wichtige Frage handelte, ging schon aus der Unkenntnis hervor, mit der die Beteiligten dieses Problem anfaßten. Denn ohne Zweifel lag ein entscheidender Grund für die Entwertung der Kunst in der Haltung des Publikums und in der ästhetischen Geste, die wiederum in der Grundhaltung der bürgerlichen Gesellschaft bedingt war. Da die Kunst „freigesetzt" war, konnte die Gesellschaft auch nicht die Voraussetzungen für sie schaffen. So galt die Kunst als eine ästhetische, unverbindliche Angelegenheit oder als Extravaganz, und der Künstler wurde zum Hungerleider erniedrigt oder zum

Digitized by Google

Halbgott erhoben. Daß man sich ohne Unterschied mit Talenten und Scheintalenten abfand, sagt nur über das Unvermögen dieser Gesellschaftsverfassung aus, den Künstler zu erfassen, weil sie ihn ja nicht bedingen konnte. Wieweit Änderungen möglich sind, soll hier nicht näher untersucht werden. Daß aber der neue Kulturwille des Staates immer wieder mit aller Entschiedenheit die Notwendigkeit der Kunst betont, kann als hoffnungsvolles Zeichen gelten.

Kunstkritik gehört nicht zu den beliebten Institutionen. Der Künstler will die Kritik nicht entbehren, mißtraut ihr aber, sofern er nicht selber „gelobt" wird. Als ob es um Lob und Tadel ginge! Auch das Publikum kann nicht auf die vermittelnde Tätigkeit des Kritikers verzichten; es liebt ihn aber nicht sonderlich. Und die Zeitung, in der die Kunstkritik heute in erster Linie zu Worte kommt, gibt ihr nur in einigen wenigen Fällen den Raum, der ihr zukommen sollte.

Oft hat man der Kritik an der schlechten Lage der Künstler die Schuld gegeben, und es ist öfter vorgekommen, daß „aus wirtschaftlichen Gründen" eine gute Besprechung gefordert wurde. Einen Vorwurf aber hat die Kritik mit Recht verdient: daß so viele Mittelmäßigkeiten ihr ihren Ruhm verdanken.

Die Tatsache, daß Kritik auf Idealismus begründet ist, begegnet manchem Zweifel. Dabei ist sie ohne Idealismus nicht möglich. Wie dem Künstler schwebt auch dem Kritiker ein Ideal vor, und er weiß, daß er hinter seinem Ziele zurückbleiben muß. Er ist der Gefährte des Künstlers mit dem Wunsche, diesen besser zu verstehen, als er sich selber versteht, und auf nichts wartet er mehr als auf das Meisterwerk, an dem er sich entzünden kann. Der Kritiker ist Berater des musischen Menschen und Diener der Kulturgemeinschaft.

Kritik und Kunst sind die Pole eines dialektischen Vorganges. Kritik ist der Gegenklang auf die Formen der Kunst. Wieweit sie auf die Zeit wirkt, wieweit ihr Urteil Autorität erlangt, hängt von der Persönlichkeit des Kritikers, der Weite seines Blickes und seiner ethischen Kraft ab.

Wie alles Schaffen befindet sich auch die Kritik immer im Fluß. Nach einem Wort Goethes ist die Dialektik die Ausbildung des Widerspruchsgeistes, welche dem Menschen gegeben ist, damit er die Unterschiede der Dinge erkennen lerne. Nimmt man den Widerspruch als die Quelle aller Erkenntnis, so braucht man nur einen Schritt weiter zu gehen, um den Selbstwiderspruch als dialektisches Mittel der Kritik zu bejahen. (Das bedeutet natürlich nicht, daß der Kritiker willkürlich seine Meinungen ändert.)

Es ist Zeit, daß die Kritik sich ihrer Aufgaben bewußt wird und daß sie, statt immer noch Orden zu verteilen, von sich aus vorstößt, um die Umbildung vorzunehmen; daß sie sich ihre Themen nicht von den laufenden Veranstaltungen vorschreiben läßt, sondern selber vorangeht und Anregungen gibt. Aus dem Kritiker wird der Kämpfer werden müssen. Erst wenn die Kritik durch die härtende Schule der Zeit hindurchgegangen ist, wird sie Autorität bekommen.

Daß sich die Aufgaben der Kunstkritik im neuen Deutschland gewandelt haben, dürfte aus diesen Andeutungen sichtbar geworden sein. Diese Änderung kann sich aber nicht damit begnügen, daß, wie es oft vorkommt, nur die Vorurteile geändert werden.

Die Umwälzung im Geistigen geht weiter. Sie wird in der Kunst nicht eher zur Ruhe kommen, als bis die von ihr entbundenen Kräfte zu abermals neuen Bindungen gelangen. Jede geschichtliche Entwicklung mündet in den Menschen. Die veränderten Vorstellungen bilden das Bollwerk, auf dem das Haus der Kunst gebaut werden kann. Diesen neuen Menschen mit vorzubereiten, ist die vornehmste Aufgabe der Kunstkritik.

Digitized by Google

Das Gespenst

Von Hans Friedrich Blunck

Sie heißt das „Gespenst"; die ganze Straße nennt sie so, obgleich niemand etwas anderes auszusetzen hat als ihr von Alter und Überarbeit verfallenes Gesicht, und obgleich sich eigentlich jedermann Mühe gibt, höflich gegen die absonderliche Alte zu sein. Bei Tom Bryne ist sie im Dienst, wartet die Kinder und steht sich gut mit ihrer Herrschaft. Der Gärtner, das weiß man, möchte sie zwar zum Teufel jagen, um eine Jüngere an ihrer Stelle zu wissen. Aber der Hausherr ist freundlich gegen die alte Hannah, er hat mitunter, wenn er vom Büro der Minengesellschaft kommt, die Zeit, ihr ein „How do you do" zuzunicken, und wenn er mittags, verdrossen über ärgerliche Post, über die Savannah heimkehrt — so heißt die Hauptstraße der Stadt — und das „Gespenst" ihm mit seinen Kindern entgegenkommt, hellt sich sein Gesicht auf und er klopft auch der Alten einmal freundlich auf die Schulter.

Das Gespenst sieht auch nur von weitem so elend und verfallen aus. Es ist, als habe es eine verborgene Furcht vor jedermann und schreckte die Menschen willentlich mit seinen übergroßen Aughöhlen und den knochigen Jochbeinen. In der Nähe verändert sich das Gesicht und wandelt sich zu Zügen tiefer sorgender Güte gegen alles, was ihm begegnet. Das ist auch der Grund, warum die Menschen freundlich gegen die Alte sind, obwohl ihr Brotherr Tom Bryne nicht beliebt ist, weder bei seiner Gesellschaft noch bei seinen Arbeitern, noch auch in der Verwaltung der kleinen Minenstadt.

Die alte Hannah begreift nicht, was man gegen ihren Herrn hat; sie haßt den neuen Direktor, den die Gesellschaft geschickt hat, gegen den im Hause Bryne böse Worte fallen, obschon in der Zeitung ein Bild der beiden stand, Arm in Arm. Die alte Hannah kennt seit zwei Jahrzehnten nichts anderes als die Familie Bryne; vier, fünf Kinder hat sie aufgezogen, das jüngste ist noch in ihrer Hut. Als sie zu Brynes kam, hatte sie schon jene Totaugen, aber sie war noch rüstig und hatte sich nur gegen Brot und Arbeit zum Dienst erboten. Jetzt hat sie ihr Leben erfüllt und ihre Pflicht getan, bald zwanzig Jahre lang.

Hannah Harding war vom alten Erdteil herübergekommen, sie war mit einem guten Mann verheiratet. Aber dann kam der Krieg, man mußte verbergen, daß man von drüben kam, — wie kann ein Mensch einsam werden! Und sie hörte so viel Haß gegen das Land, aus dem sie stammte, — ach, sie war ein armes unwissendes Weib, dem nichts mitgegeben war, sie nickte schließlich zu allem, was sie hörte, sie antwortete nicht mehr. Und es gab auch nichts denn Grauen und Elend, als die Leute ihren Mann eines Tages holten und als deutschen Spion, so nannten sie ihn, in das Gefangenenkamp brachten, aus dem er nicht wiederkam.

Eine Zeitlang lebte sie noch in der Stadt; aber so einsam kann jemand werden, und so grausam ohne Ende können die Menschen in ihrem stillen Nagen und Sticheln und Vorwürfen werden, — Hannah Harding war eines Tages blind ins Land gelaufen und hatte sich vor allen Menschen versteckt. Wochenlang war sie in getrübtem Bewußtsein umhergeirrt und hat eigentlich niemals begriffen, wie sie in die kleine Minenstadt gekommen war. Als sie ihre Klarheit wiedergefunden hatte, war ihr Gesicht entstellt. Und das Aussehen blieb, obwohl sie all die Jahre danach der gleiche stille und fleißige, gütige Mensch blieb, der sie vorher gewesen war.

Aber das eine stand auch für sie fest: daß sie in dieser Stadt jetzt Brot und Bett gefunden hatte, daß die Menschen, bei denen sie diente, gut gegen sie waren und

Digitized by Google

nicht verrieten, wer sie war, noch woher sie kam. Sie lebte tagaus tagein von unzähligen Pflichten beschwert, sie wurde die „Perle", um die jedermann Frau Bryne beneidete. Sie wurde eine alte Frau, der kein Mensch außerhalb ihres Hauses bekannt war, die keine Zeitung las, die kein Wort hörte, die nicht wußte, was die Welt trieb, die nur in der kleinen Zelle ihrer Gedanken lebte und mitunter einmal schreckhaft aufhorchte, wenn die Menschen Erinnerungen an den Krieg erzählten oder von jenem Deutschland sprachen, dem sie einst angehört hatte, um dessentwillen ihr Mann gestorben war, um dessentwillen die Menschen sie das Grauen letzter Einsamkeit hatten spüren lassen.

Hannah Harding, die von Deutschland gekommen war, lebte als „Gespenst" in einer winzigen Minenstadt des amerikanischen Südens. Sie lebte mit ihrer Herrschaft. Als die Gesellschaft ihrem Brotherrn Tom Bryne einen jungen Ingenieur vor die Nase setzte, grinste sie den neuen Mann auf der Straße an, daß er sich erschrocken nach ihr umsah und Frau und Kind vor der absonderlichen Alten warnte. —

Die Zeit ging. Der neue Herr, den die Gesellschaft geschickt hatte, blieb, und Herr Bryne fügte sich und unterstellte sich ihm. Die beiden Direktoren taten sogar sehr freundschaftlich miteinander; sie schickten einander Pakete und Geschenke. Und eines Tages, gerade vor Weihnachten, war der Gärtner des Herrn Bryne dabei, eine kleine Kiefer zu fällen. Er war ein geschwätziger Mann, der Gärtner. Als die Kinder ihn neugierig fragten, was er vorhabe, erklärte er, daß er den schönen Garten verwüsten müsse, — ja, verwüsten, sagte er, — weil die Deutschen jetzt doch ihre Sitte in Amerika ausbreiteten und zur Weihnacht ganze Wälder leer hieben. Für den neuen Direktor sei der Baum, sagte er auch, und es sei eine Schande, daß Herr Bryne sich so einem gefällig erwiese, den der Teufel holen solle. Dann hackte er den halben Tag an dem Bäumchen, und am Abend war es endlich so weit, daß Herr Bryne ihn entließ, weil es keinen faulen Burschen im ganzen Süden gab als diesen. Die großen Kinder lachten, das Gespenst atmete auf, und in der Straße sagte man, daß Bryne jetzt endlich zu lernen scheine, träge von fleißigen Menschen zu unterscheiden.

Am Spätabend aber wurde die alte Hannah gerufen. Sie solle sofort das Bäumchen zu dem neuen Direktor hinüberbringen, es sei ein Geschenk — eine Aufmerksamkeit!

Eine Aufmerksamkeit? Hannah Harding nahm das Bäumchen in den Arm, streichelte darüber hin, wie sie immer allen guten und lebenden Dingen ihre Zärtlichkeit schenkte, ging aus der Tür und trippelte über die Straße zum Haus des neuen Direktors. Sie mühte sich, dabei zu begreifen, warum sie ihm eine kleine Tanne bringen sollte, wußte auf einmal sehr deutlich, daß er ein Deutscher war, der auf seine Weise Weihnachten feiern wollte, und spürte es in ihrem Herzen wie eine verschollene Sehnsucht aufbegehren, so stark, daß auf einmal ihre Füße sie nicht recht tragen wollten. Noch nie hatte sie das gehabt; Hannah Harding mußte sich an eine der weißen Mauern lehnen, — die Straße dunkelte schon und war menschenleer, gut auch, daß sie einen Pfosten zum Sitzen fand.

Müde war sie. Das kam wohl mit dem Alter über jeden! Aber das Bäumchen in ihrem Arm, — hätte sie's doch erst hinübergebracht! Sie mußte es wieder streicheln und fühlte, wie ihre Augen, — die Schwäche tat es, — sich füllten, und sah dabei hundert Sterne wie Lichter funkeln, Lichter an einem Baum, um den sie als Kind getanzt hatte. Wie lange hatte sie nicht mehr an solche Dinge gedacht? Sie versuchte weiterzugehen, sie wollte rasch von der verhaßten neuen Familie zurück zu ihren Brynes. Aber sie konnte auf einmal keinen Haß gegen jene Neuen empfinden, weil sie doch ein Bäumchen mit Lichtern ansteckten. Wie sonder-

Digitized by Google

bar: hier, in der warmen Weihnacht, ganz fern, fern von aller Kindheit ein Baum mit Lichtern? Ein Lied fiel ihr ein, sie mußte es leise summen: „Oh, Tannenbaum —" Lange hatte sie es nicht mehr gehört! Bei Brynes gab es keine Musik, niemand von den Kindern sang.

Die alte Hannah Harding richtete sich auf, fuhr mit dem Ärmel über die Lider und lief eiliger; sie fürchtete, sich zu verraten, und wollte die Last rasch von sich tun.

Vor der Tür des fremden Hauses begegnete ihr eine Frau, die von Einkäufen kam, sie trug viele kleine Pakete, sie trug sie sogar selbst. Eine hübsche junge Frau war es, das mußte man sagen! Sie lächelte über die Alte mit ihrem Bäumchen, nickte ihr doch freundlich zu und sagte auf englisch ihren Dank. Aber es war so furchtbar schwer, den Tannenbaum herzugeben, — es war auf einmal, als klebte er im Arm. Die alte Frau vermochte wieder nicht recht, sich zu rühren, es war, als wollte etwas, was eben glückhaft zu ihr gekommen war, sie wieder verlassen. Dann gab sie sich einen Ruck, und es kam rasch, ungewohnt über ihre Lippen: „Hier ist der Tannenbaum", sagte sie.

Ein Mann trat neben die junge Frau. „Nun hör doch, das Gespenst redet deutsch", sagte er scherzend. Im nächsten Augenblick tat es ihm leid, natürlich verstand die Alte seine Worte.

Die junge Frau machte auch schon alles wieder gut; sie hatte das alte Gesicht in beide Hände genommen, gleich als dürften die Ohren das Wort nicht hören, sah ihr in die Augen — und nickte ihr leise zu. „Soso, — kommt auch aus Deutschland? Und hat Heimweh, die Arme? Wollen Sie nicht mitkommen und unseren Baum sehen, wenn er brennt?"

Aber in diesem Augenblick wurde eine alte Angst in Hannah Harding größer als alle Liebe. Nein, nein, das vermochte sie nicht, — hatten diese Menschen denn gar keine Furcht? Sie schüttelte entsetzt den Kopf und lief fort, als hätte sie eine Sünde hinter sich. Als sie indes zu der Stelle kam, wo sie mit dem Bäumchen hatte weilen müssen, begann sie wieder zu weinen. Hätte sie doch ja gesagt, oder hätte sie das Bäumchen niemals hinüber zu tragen brauchen! Sie wußte nicht, was besser gewesen wäre. Heimweh hatte sie auf einmal, solch brennendes, brennendes Heimweh; Heimweh zum Sterben!

Weihnachtsbücherschau

Kultur und Geschichte

Bei Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, erscheinen seit zwei Jahren kleine schmucke Bändchen unter dem Titel „Das Erbe der Vergangenheit". Das zweite enthält: „Bismarck in Briefen von Zeitgenossen" (83 S.). Die Auswahl gibt bei aller Selbstbeschränkung ein gutes Bild Bismarcks, wie es sich in den Herzen und Köpfen von Jugendfreunden, Mitarbeitern, eines einfachen Soldaten, seines Herrn, des Königs und Kaisers, kurz: von Zeitgenossen auf allen Stufen des deutschen Lebens, auch ausländischen, spiegeln. Die Stimmen solcher, „die sein groß Verdienst unwillig anerkannt", fehlen nicht. Das Nachwort schließt mit den berühmten Versen des spät überwundenen Preußendichters Theodor Fontane auf den Toten im Sachsenwald.

„Bayreuth. Werden und Wesen der Bayreuther Bühnenfestspiele", von Leopold Reichwein ist der 19. Band der „Kulturgeschichtlichen Monographien" aus dem Verlag Velhagen & Klasing. Das 84 Seiten umfassende Buch enthält 53 ausgezeichnete Abbildungen (Bildnisse, Faksimiles von Briefen, Theaterzetteln, Partiturstücken, Karikaturen). Der Text führt aufs beste in den Geist Richard Wagners und Bayreuths ein. Mit großer Energie arbeitet Reichwein Wagners Bedeutung für die deutsche Kunst und Kultur heraus.

München. Tim Klein.

Digitized by Google

Dichtung und Dichter

„Es gibt", sagt Schopenhauer, „zwei Literaturen, die ziemlich fremd nebeneinander hergehen: eine wirkliche und eine scheinbare. Jene erwächst zur bleibenden Literatur. Betrieben von Leuten, die für die Wissenschaft oder die Poesie leben, geht sie ihren Gang ernst und still, aber äußerst langsam ... Die andere, betrieben von Leuten, die von der Wissenschaft oder der Poesie leben, geht im Galopp, unter großem Lärm und Geschrei der Beteiligten, und bringt jährlich viele tausend Werke zu Markt. Aber nach wenig Jahren fragt man: wo sind sie? wo ist ihr früher und so lauter Ruhm?" — Wenn man beim Schreiben über Bücher von dem unbequemen Wunsch nicht loskommt, Lesern und Käufern, die sich vor Weihnachten in den Buchläden umsehen, möglichst nur Gutes zu nennen, sie möglichst wenig mit Titeln und Namen aus jener „scheinbaren Literatur" zu behelligen, dann sieht man sich recht schnell in Verlegenheit. Man sucht und urteilt nach bestem Wissen, aber bald muß man wohl einsehen, daß nicht genug Neues da sein kann, von dem man sicher versprechen dürfte, daß es in 20, in 50 und 100 Jahren noch so herrlich sein wird wie am ersten Tag. Die Forderung ist zu hoch gespannt und unerfüllbar. Es ist nicht möglich, Jahr um Jahr auf dem Weihnachtstisch das Unvergängliche, Einzige, Bleibende zu finden, das selbst den Meistern der Kunst nicht in jedem ihrer Bücher gelingt. Aber wir lernten von Goethe: „Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer, auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte." Also wird man uns nicht verübeln, daß wir uns nicht so leicht von unsern Ansprüchen und Maßstäben trennen und uns, um ihrer nur immer mehr gewiß zu werden, zuerst den Werken der Meister und Ahnen zuwenden, die uns aufs Neue begegnen wollen — die Unerschöpflichen, die Träger und Prüfer unsrer Welt.

Klassisches

Besonders viel Schönes bringt diesmal die neue Inselbuch-Reihe. Da ist eine Sammlung von Goethes Spruchweisheit. Es gab früher bei Albert Langen eine andere, vollständigere Ausgabe dieser „Sprüche in Prosa", von Hofmiller besorgt, der sie das „fraglos großartigste Aphorismenbuch der Weltliteratur" genannt hat. Hier im Inselbuch ist nun ein Ersatz geboten. Bei der Enge des Raumes mußte das Register fehlen, das beim Suchen nach bestimmten Dingen so hilfreich ist, auch war keine Vollständigkeit möglich. Aber der Band enthält auch so des Schönen genug. Wer ihn verschenkt, hat seine Pfennige so angelegt, daß sie ihm hundertfältige Dankeszinsen bringen müssen. „Diese Aphorismen" — ich zitiere wieder Hofmiller — „sind wie das leise Sich-öffnen einer Knospe, wie der Fall des reifen Apfels ins Gras. Plötzlich sind sie da, weil sie da sein mußten." Und wie sie entstanden sind, wirken sie: selbstverständlich, einfach mit ruhiger Eindringlichkeit.

Als nächstes Kleist: Das Gespräch „Über das Marionettentheater" war bisher immer noch ein Lieblingsbesitz von Wenigen. Es ist eine Art Summa summarum der Philosophie, ich wenigstens habe immer gefunden, daß man außer diesem bis ins Letzte gesammelten, dichten und mächtigen Stück deutscher philosophischer Prosa kaum viel anderes braucht, daß man bei allen Philosophen bald an den Punkt kommt, wo sie „mit ein bißchen andren Worten" ein Gleiches oder Verwandtes sagen: daß nämlich „die Seele im Schwerpunkt der Bewegung" sitzen müsse, wenn wir zwischen Geburt und Tod auf die rechte Weise unsern Weg gehen wollen. Nachdem jetzt dies Marionetten-Gespräch mit anderen Aufsätzen und Anekdoten Kleists so dem allgemeinsten Bedarfe zugänglich wurde, wird hoffentlich die halbe Verborgenheit zu Ende sein, die es seit hundert und mehr Jahren in ihrem Schatten hielt.

Auch Wilhelm Hauffs Märchen vom „Kalten Herzen" ist unter den neuen Bänden der Inselbücherei, mit Zeichnungen Fritz Fischers aufs schönste geschmückt — eine der Schicksalsgeschichten des deutschen Wesens. Und Fabeln Lafontaines mit Holzschnitten von Grandeville aus der französischen Ausgabe von 1842. Und Gedichte von Wilhelm Busch: „Schein und Sein." Dazu, neben den farbigen Bildbänden von den Bäumen, den Vögeln und Nestern, den Goldfischen und Tropenwundern, ein Buch mit Nachbildungen Grünewaldscher Handzeichnungen. Wir haben Grünewald besser kennengelernt, und so wundert es uns nicht mehr, diese Sachen so modern, mehr noch: so voll Zukunft zu finden. Es handelt sich um Vorbereitungen, um Keime zu Bildern. Aber indem wir so den Blick auf etwas Werdendes tun, das zwischen Geburt und Gestalt steht, sehen wir doch

Digitized by Google

Aufn. Kunstgeschichtliches Seminar Marburg a. L.

Das Martinsrelief des Naumburger Meisters in Bassenheim

Digitized by Google

Hanfstaengl-Farbenlichtdruck

Werner Peiner: Frühmorgen

Digitized by Google

nichts, was uns nichts anginge, erfahren nicht mit Unbescheidenheit etwas, das im Interesse des Künstlers lieber verborgen bliebe — denn das Wesenhafte ist auch in diesen Zeichnungen schon ganz da, nichts Amorphes erschreckt, auch der seltsame „dreigesichtige Kopf" ist schon etwas Seiendes. Und der „Kopf einer Frau von vorn" — wie unerschrocken ist das gezeichnet, mit welcher Kühnheit! Wie jedes echte Porträt gibt es mehr als eine „Ähnlichkeit", es zeigt einen Menschen, es offenbart eine Seele. Ein anderer Bildband zeigt das deutsche Handwerk im Mittelalter in 36 Wiedergaben aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung in Nürnberg. — Der Inselalmanach enthält die wie immer sorgfältig gewählten Proben aus den Neuerscheinungen des Verlags. In dem neuen Verlagsverzeichnis finden sich weitere ausführliche Nachrichten darüber.

Bei Alfred Kröner in Leipzig hat Willi Koch eine vortreffliche Herder-Auswahl herausgebracht: „Mensch und Geschichte. Herders Werke im Grundriß" (1935; 348 S.). Herder in den vielen Bänden seiner Gesamtausgabe kennenzulernen, ist fast unmöglich für den Laien. Zu viel hat er sich da mit Weitläufigem, auch Halbgelungenem herumzuschlagen, das ihn ermüden und schließlich abschrecken muß. Herder hat nicht sparsam sondernd und wählend geschrieben, nicht auf die Zusammenfassung des Wichtigsten im engsten Raume bedacht, sondern er schrieb, wie man ein großes Gespräch führt, unbekümmert ausstreuend, vom augenblicklichen genialen Einfall geleitet. So ist denn Korn von vielerlei Sorte und Güte auf seinem Feld in verwirrendem Reichtum aufgegangen. Eine dankbare, aber unendlich schwierige Aufgabe, hier das Bleibende herauszuholen, dem Leser die Mühe des Selbersuchens so zu ersparen, daß er nichts dabei versäumt. Willi Koch ist das nun auf eine erstaunliche Weise gelungen. Von dem entscheidenden Frühwerk, den Gedanken über Sprache, Lieder der alten Völker, Shakespeare, Ossian — von all diesen Dingen, die so tief auf die Epochen nach Herder gewirkt haben, ist nichts ausgelassen, was unentbehrlich wäre. Die Auswahl aus den „Ideen" zeigt wenigstens den mächtigen Umriß des Ganzen, die Gespräche über Religion offenbaren den Grund von Herders Wesen und zeigen, wie dieser merkwürdig unter Schatten schreitende Lehrer der Menschheit an manchen Punkten über die Klassik von Weimar schon hinausgelangt ist, die scheinbar so hellen Horizonte schon bewölkt sieht. Er ist der echte Sohn Hamanns, der echte Vater Jean Pauls, Gestalt der Dämmerung zwischen Abend und Nacht und Morgen, schöpfend vom Brunnen der Sprache mit so innigem Verlangen, so tiefem Vermögen wie von den Deutschen wohl niemand zwischen Goethe und Luther.

Hölderlins Briefe gibt es jetzt als ein Buch für sich in einer Dünndruck-Ausgabe (Inselverlag, Leipzig 1935; 450 S.). Viele besitzen oder kennen die einbändige Inselausgabe von Hölderlins sämtlichen Werken. Stellt man nun den Briefband dazu, so hat man den Dichter ganz — und wird im Lesen der Briefe bald spüren, daß es nicht nur Dokumente sind, die den Forscher, den Liebhaber oder den Neugierigen angehen. Sie wirken beinah als eine neue Dichtung Hölderlins, die zum anderen hinzutritt, um die wir nun auf einmal reicher wurden. Sehr wenig Zufälliges, bloß Lebensgeschichtliches ist darin. Wie völlig in Hölderlins Dasein das gelebte und das gedichtete Leben zusammenfallen, ist hier unvergeßlich bewiesen. In einer Einleitung zu den Briefen — die mehr ist als nur Vorwort: ein inneres Lebens-Bild — spricht Ernst Bertram das Nötige darüber aus: „Der Band bedarf nicht der unmittelbar vergleichenden und nachprüfenden Lesung des Werkes, wiewohl er ganz auf seinem hindurchstrahlenden Grunde ruht. Wie der Leser hier den Bestand der erhaltenen Briefe Hölderlins zum erstenmal in einem Bande vereinigt findet, mag er diese Ballade des äußeren Lebens auch als einen geschlossenen Ablauf einmal aufnehmen." Wachsende, nichts mehr verbergende Helligkeit scheint uns zu umfangen, indem wir diesen Ablauf verfolgen. Sie wurde schließlich zu scharf, selbst für die Seele dieses Menschen, in dessen Munde Worte vom Heiligen, von den Ewigen und den Göttern so klingen wie bei keinem anderen; nicht wie aus feiertäglichem Aufschwung, sondern aus nahem und stillem Umgang. Aber „die höchste Kraft ist in ihrer Äußerung zugleich auch die bescheidenste und das Göttliche, wenn es hervorgeht, kann niemals ohne eine gewisse Trauer und Demut sein".

Es ist ein schöner und guter Plan, Theodor Storms Werke so gesammelt herauszubringen, daß die einzelnen Bände als gesonderte Bücher nebeneinandertreten, wie es jetzt im Bibliographischen Institut, Leipzig, geschehen soll. Die Ausgabe liegt uns noch nicht vor, wird aber vor Weihnachten erscheinen — wir möchten wenigstens auf sie hinweisen.

Digitized by Google

Die Deutsche Akademie hat ihre im Frühjahr begonnenen Ausgaben „Deutscher Gedichte" fortgesetzt. Fünf neue Hefte: Schiller, Uhland, Eichendorff, C. F. Meyer, Droste-Hülshoff. Es ist schon im Maiheft der S. M. auf die wertvolle Unternehmung hingewiesen worden — jetzt, mit dem Fest vor der Tür, können wir nur den Rat wiederholen, diese Hefte zu verschenken. Vielleicht wird sich der Beschenkte zuerst wundern und behaupten, er kenne und besitze das alles längst, aber bei Gelegenheit wird er doch in den Heften blättern und sich, ihm selbst überraschend, vom vertrauten Ton eines Gedichts festgehalten sehen. Er wird bemerken, daß seine Erinnerung einem Dichter wie Uhland Unrecht getan hat. „Mit süßer Kost und frischem Schaum / Hat er mich wohl genähret." Wo sind denn die neueren Dichter, die in zwei Zeilen so den Geschmack eines Apfels geben? Und das Schillerheft wird der Lesende aufschlagen und den „Spaziergang" finden — dies Gedicht, das Hebbel so sehr liebte, daß er sichs noch auf seinem Sterbebett von seiner Frau vorlesen ließ. Und wer dann der Reihe nach die Hefte, und mehr als einmal, durchgeblättert hat, wird eines Tages den lange nicht geöffneten Schrank mit den Klassikern aufschließen und über Schillers Briefen von der ästhetischen Erziehung des Menschen, oder mit Kleists Erzählungen, oder mit dem Hyperion des Hölderlin Abende eines guten Winters zubringen. Dies ist die Aufgabe dieser Gedichtsammlungen: sie enthalten nicht alles Wertvolle eines Dichters, aber sie weisen hin, sie erinnern, sie rufen wach.

Neue Gedichtbücher

Wir wollen aber nicht über dem Alten das Neue vergessen, das kräftig und mit eigener Schönheit zwischen uns aufwächst und von dem vieles unsre Liebe verdient. Georg Britting hat unter dem schönen Titel „Der irdische Tag" seine Gedichte gesammelt (Langen-Müller, München 1935; 134 S.). „Wessen der andre auch ist" — so sagt das erste Gedicht dieses Buches — „Abgespiegelt hier unten / Auch glänzt er, der unsre / Mit Bäumen und Wind und dem lärmenden Schlag / Des unbehausten flüchtigen Kuckucks / Der untre / Der irdische Tag." Nicht alles in dieser Sammlung ist gleichmäßig gelungen, aber wenn der überzeugende Eindruck hier und da ausbleibt, liegt das nicht, wie bei anderen Gedichtmachern, an einer Mattheit, sondern seltsamerweise eher an einer zu großen Lebens-Dichte, mit der sich die Zeilen und Strophen so füllen, daß es zu keiner Melodie kommt. Und, wieder sehr im Gegensatz zu andern, auch begabten Lyrikern, in deren Gedichten die Herkömmlichkeit der Reime auf die Verszeile ungünstig zurückfärbt, handhabt Britting den Reim so eigenwillig, daß dadurch oft wieder des Guten zuviel geschieht, die Aufmerksamkeit vom Wesentlichen abgelenkt wird. Wenn sichs aber dann einmal — und das ist wahrlich nicht selten in Brittings Buch — von allen Seiten glücklich zusammenschließt, dann halten wir ein Ganzes von zauberhafter Wirkung in Händen, das man fast zögernd beschaut, wie ein magisches Zeichen, vor dem irgendein Sesam sich öffnen wird.

Paul Appels Name ist seit langem als der eines Lyrikers von nicht gewöhnlicher Kraft und Musikalität bekannt. In Zeitschriften und Anthologien fand man seine Gedichte und mußte sich immer davon bewegt und berührt sehen. Sie hatten die Eigenschaft des Echten, sie wirkten nach, unvermutet zogen sie die Erinnerung auf sich, so daß man sie immer wieder hervorsuchte. Jetzt endlich hat Appel sich zur Ausgabe einer Sammlung entschlossen, die bei Langen-Müller in München eben erscheint (1935; 76 S.). Die Kraft dieser Verse ist ihre aus dem Innern in die Form wachsende Fülle, die manchmal, wie bei Mörike, an das notwendige Zunehmen einer Frucht denken läßt.

Im Eckart-Verlag erscheint eine Anthologie „Geistliche Gedichte", ausgewählt aus dem lyrischen Werk einiger Neueren: Beauclair, Bergengruen, Diettrich, Miegel, Schröder u. a. m. Ein paar Namen, die in dem Zusammenhang unentbehrlich sind, wurden leider vergessen, vielleicht holt eine neue Auflage das nach. Das Buch ist schön, es könnte noch etwas Eindringlicheres daraus werden, wenn man sozusagen das Orchester voll besetzte. — Im gleichen Verlag eine treffliche Auswahl alten deutschen Kalenderguts, mit einem Geleitwort von Wilhelm Schäfer.

Gestalten

Paul Ernst: „Ein Credo" (neue umgestaltete Ausgabe des 1912 zuerst erschienenen Buches, Langen-Müller, München 1935; 350 S.). Das sind Aufsätze, Selbstzeugnisse, künstlerische und weltanschauliche Bekenntnisse, viele mit einer schwerfälligen Gründlichkeit

Digitized by Google

geschrieben, die einem das Lesen und Genießen nicht leicht macht. Am Ende aber wird die Mühe doch belohnt, weil eine so reine Kraft des Willens und des Ernstes davon ausstrahlt.

Zum 60. Geburtstag Henry von Heiselers (am 23. Dezember 1935) wird endlich sein Hauptwerk, die Tragödie „Die Kinder Godunofs" wieder zugänglich, die seit dem ersten Druck einer bibliophilen Gesellschaft im Jahr 1929 vergriffen war (Verlag der deutschen Nationalbühne, Sicker, Berlin). Ich muß in diesem Zusammenhang auch an die große Puschkin-Übersetzung von Heiseler erinnern, die, obwohl schon 1913 vollendet, erst jetzt aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden ist (Hans von Weber Verlag, München 1935; 184 S.). Sie umfaßt das gesamte dramatische Werk Puschkins und zeigt den klassischen Dichter Rußlands zum erstenmal in einem dichterisch ebenbürtigen Deutsch. Es wird wirklich erst in dieser Nachdichtung verständlich, warum die großen Russen des vorigen Jahrhunderts ohne Ausnahme Alexander Puschkin als ihren Meister, als den Schöpfer der russischen Poesie verehrten — die bisherigen Puschkinverdeutschungen (von Bodenstedt u. a.) waren trübe Spiegel für dies starke Licht gewesen. In Heiselers treuem Übersetzungswerk wird das Shakespeare-Verwandte an Puschkin, zugleich dies ganz durchleuchtende Tragische, das an Mozart erinnert, sichtbar. Es tut uns not und gut, zu erfahren und im Gedächtnis zu halten, daß es hinter und über dem fratzenhaften Rußland der Gegenwart ein unsterbliches Rußland gibt, dessen höchster Ausdruck dieser Puschkin gewesen ist.

„Die festliche Weltreise des Dichters Dauthendey", so ist eine Auswahl aus Dauthendeys Werk benannt, die in der „Kleinen Bücherei" (Langen-Müller, München 1935; 60 S.) herauskommt. Ein weiter, vieles umfassender Blick auf diese seltsamte dichterische Erscheinung ist gegeben, Kurt Mathies in seinem schönen Nachwort zählt es auf: Die Mutter der toten Söhne auf Bohusläm. Die drei arkadischen Frauen mit der Runkel. Das Geheimnis der Bäume am See. Die Tiefe des Wassers. Das Haus ohne Uhr. Die Ankunft im Tempel der Urbilder. Das Land ohne Alter und Ende — Asien. Nicht ohne Verwunderung, befremdet vom allzu Bunten und Zufälligen wagen wir uns hinein in diese Welt von Empfindungen mehr als Gestalten, von Träumen mehr als fester Wirklichkeit. Aber nachher bleibt doch eine Freude und ein Zutrauen zurück. Dauthendey umwandert die Erde, er steigt in den Schacht der Jahrtausende hinunter, Seltsames sieht er, seltsam erzählt er davon, aber in seiner sinnenden Wunderlichkeit ist er ganz ein Deutscher. Plötzlich in der Ferne überfällt ihn das Heimweh, zu heiß, zu kalt wird ihm der fremde Boden und Himmel — welcher Deutsche, in der Fremde reisend, hätte nicht diesen Augenblick erlebt! — es treibt ihn zur Umkehr und er findet erst wieder Ruhe in seiner Brust, wenn er die Tür seines Würzburger Hauses öffnen darf.

Deutsches Schicksal

Dunkle, glanzvolle Geschichte des Deutschtums! was zwingt uns, daß wir immer wieder die alten Wege beschreiten, die Gräber unsrer Toten besuchen, den verlorenen Hoffnungen nachsinnen? Immer wieder lassen wir uns vom Krieg erzählen, von der Marne, von der Somme, von Verdun, vom Durchbruch anno 18, von der Flotte, die nach Scapa Flow hinausfuhr und sank. Warum ergreifen uns immer wieder diese Schicksale, von Deutschen erlebt und bis zum Tode ertragen — nicht nur die des letzten Krieges, sondern weiter zurück, Florian Geyer, die Kaiser, die Goten. Oft ist eine siegreiche Gestalt unter ihnen, aber fast jedes dieser Lieder endet in Dunkelheit. Aber dazwischen, in der Asche, glimmt immer ein Funke weiter, an dem ein Nächster, Mutiger doch wieder seine Fackel entzündet. Und das eben ist es, was wir beim Lesen unsrer Geschichte an Gutem lernen. Der Geist des Deutschtums ist oft in Schlaf gesunken, aber nie gestorben. Nach den tiefsten Vernichtungen, 1648, 1806, 1918, hat er sich wieder erhoben und mit neuer Tapferkeit seine Werke begonnen, und immer wieder durften die Deutschen Luthers Worte als ihre eigenen bekennen: „Wir sinds noch nicht, wir werdens aber, es ist nicht getan und geschehn, es ist aber im Schwang, es ist nicht das Ende, es ist aber der Weg."

Wir besitzen die Bücher des einzelnen menschlichen Schicksals im Krieg, die Darstellung des Ganzen in Beumelburgs meisterhaftem Buch, wir erfuhren vom Leben und Sterben der Gefangenen aus Dwingers Berichten und von den politischen Notwendigkeiten des Volks ohne Raum aus Hans Grimms großem Werk, Josef Ponten wird uns den „Roman der deutschen Unruhe" geben — aber bisher hatte uns niemand das Schicksal der deutschen Balten, dieser vergessenen Söhne des Reiches, als ein Ganzes geschildert. Dies zu leisten,

Digitized by Google

ist die Absicht Siegfried von Vegesacks in seiner baltischen Trilogie. Die früheren Bücher „Blumbergshof" und „Herren ohne Heer" schilderten den Zustand des Baltentums unter den wachsenden Schatten des Vorkriegs, in dem letzten, dem Schlußstück der Trilogie: „Totentanz in Livland" (Universitas, Berlin 1935; 332 S.) erleben wir das Ende. Es ist ein erschütterndes Buch. Nicht nur durch die Macht seines Gegenstandes, sondern weil Vegesack Ehrfurcht und Bescheidenheit genug hat, hinter die Gestalten und Zustände seines Berichts zurückzutreten. Er macht sich nirgends wichtig, maßt sich nie eine Rolle an, als „kleine baltische Nebenfigur" schreibt er nieder, was er erlebt hat. Baltenhetze zu Beginn des Krieges, das jahrelange Warten auf die deutschen Truppen — und als sie schließlich kommen, ist der Endsieg schon ihren Händen entglitten, Revolution und Zusammenbruch folgen, die Deutschen ziehen ab und müssen das Land den nachrückenden Roten überlassen. Nun halten Verfolgung, Schrecken und Mord ihren Totentanz in diesen unseligen Provinzen. Dann der Kampf der kleinen Schar von „Baltikumern", die das Land befreit, aber wieder nur eine Nummer ist in der großen Rechnung der Weltpolitik. Ein Unvergeßliches bleibt nach dem Lesen dieser Dinge. Trauer um das hingeopferte Blut, den vergeblichen Einsatz, und doch Stolz auf das, was diese Balten bis zum bitteren Ende gewesen und geblieben sind: Edelleute und Deutsche.

Wir erleben es immer wieder, daß der künstlerische Geist sich die Formen seines Ausdrucks selbst schafft, recht unbekümmert um Regeln und Beispiele. Ernst Bertrams Buch „Michaelsberg" (Inselverlag, Leipzig 1935; 126 S.) — ist es eine Dichtung oder ein Stück Philosophie? wir erfahren nicht viel von einer Handlung. Ein Lernender und Forschender zieht auf einen Berg, wandert umher, sieht und sinnt und gräbt aus und berichtet von alledem an einen Freund, dessen Besuch er erwartet. Ein paar Menschen sind da, darunter ein Junger, dem schließlich die zeitferne Stille des „Michaelsbergs" zuviel wird, er geht fort, um an dem Kampf um das draußen entstehende Neue tätigen Anteil zu nehmen... aber auch das Dasein des Zurückbleibenden ist ein Dienst an der künftigen Wirklichkeit, denn der Michaelsberg, so will es der Sinn dieser Geschichte, ist ein Gleichnis von Deutschland. Eine nordische Größe atmet aus dem Buch, man wird seinen freien Ernst lieben müssen, seinen Mut zum Notwendigen, seine Ehrfurcht zum Großen.

Es ist sonst nicht immer eine Freude, mitanzusehen, wie sich manche literarische Erscheinungen dieser Zeit um das „Nordische" bemühen, recht oft muß man glauben, daß mehr Absicht und Mode als innere Notwendigkeit sie hervorgerufen haben. Zu den stärksten Beweisen gegen diesen betrüblichen Verdacht gehört, neben Bertram, Martin Luserke, dessen Werk sich im Boggenreiter Verlag, Potsdam, in guten Ausgaben zusammengefunden hat. Diese Bücher tragen so unwiderleglich den Stempel der Echtheit, daß Mode und Gelegenheit nichts mehr damit zu schaffen haben. Sie zeigen, daß die nordische Wiedergeburt, von der so viel die Rede geht, kein bloßer Wunschtraum ist, von Professoren in der Stube erdacht, daß vielmehr wirklich ein Strom unter der Oberfläche der Jahrhunderte hinging, der nun wieder ans Licht des Tages treten will. Luserkes neues Buch „Hasko. Ein Wassergeusenroman" (1935; 431 S.) schildert die erste große Gelegenheit der Deutschen, im Kampf zwischen Spanien und der evangelischen Freiheit die Herrschaft zur See für das Reich zu gewinnen. Die zweite Gelegenheit kam 100 Jahre später von katholischer Seite und auch sie wurde versäumt. Hasko, der junge deutsche Seefahrer auf der Flotte der „Geusen" muß es erleben, wie das Reich die Sache des Nordens im Stich läßt in der entscheidenden Stunde, da der Prinz von Oranien und England ihren Krieg gegen Alba beginnen. So fechten England und Holland ihre Sache allein aus und werden allein schließlich die Erben der spanischen Seemacht. Hasko geht nach einem siegreichen Kampf mit zwei spanischen Galeeren auf seinem zum Wrack geschossenen Schiff unter. — Das ist erzählt mit einer manchmal atemraubenden Macht der Spannung, an den stärksten Stellen mit einer wortkargen Wucht, der an altgermanisches Sagengut erinnert. Nirgends ist hier das Nordische Flitter und Zubehör, es umfängt uns als Wesensgewißheit, die man fühlt oder nicht fühlt — unwahrscheinlich, daß andere als nördliche Menschen den tiefen Reiz davon spüren — die aber da ist und mit wahrem Hauch die Seele berührt.

Gerhard Gesemann, Herausgeber und Übersetzer der schönen montenegrinischen Volkserzählungen „Helden, Hirten und Hajduken", war bei Kriegsausbruch Lehrer am Gymnasium zu Belgrad, hat beim Vormarsch der Mittelmächte in Serbien die Flucht des serbischen Heers und Volkes mitmachen müssen, bis er nach Durazzo und zuletzt in die Schweiz

Digitized by Google

entkam. Er erzählt von seinen Erlebnissen in dem Buch „Die Flucht. Aus einem serbischen Tagebuch 1915 und 16" (Langen-Müller, München 1935; 223 S.). Merkwürdig genug wäre ein solches Dokument durch die bloße Lage, in die Gesemann geraten ist: als Deutscher im fremden Volk, mitgerissen in die Not des geschlagenen Feindes. Aber erst die besondere Beschaffenheit des Mannes hat sein Buch zu dem werden lassen, was es nun ist: ein Zeugnis vom Ertragen und Bestehen, von der schicksalüberwindenden Macht einer Tapferkeit, die aus Seele und Geist kommt.

Erzählungen und Märchen

In den nördlichsten der baltischen Ostseestaaten führt Edzard H. Schapers Roman, den er „Die sterbende Kirche" genannt hat (Inselverlag, Leipzig 1935; 401 S.). Der Inhalt ist schnell erzählt. Der alte Vater Seraphim, einer der letzten Priester der alten russischen Kirche, waltet in Port Juminda seines Amtes, er sammelt eine kleine Gemeinde um sich und ist glücklich trotz seiner bitteren Armut im Dienst an den Menschen und vor Gott. Aber mit harten Schlägen trifft und prüft ihn das Schicksal. Sein spätgeborener Sohn Kolja verunglückt tödlich bei einem Diebstahl heiliger Geräte, die der verarmten Gemeinde weggepfändet werden sollen, und den er aus Liebe zu seinem Vater begehen will. Und ein anderer, älterer Sohn, den er spät wiederfindet, ist heimlicher Agent der GPU. geworden und bringt den Vater, der nichts davon ahnt, in Verdacht und Gefangenschaft. Als Vater Seraphim endlich wieder frei wird, seine Unschuld sich erweist und er zum ersten Mal wieder in der alten Kirche von Port Juminda den Ostergottesdienst vollziehen darf, bricht die baufällige Kuppel über ihm zusammen und erschlägt ihn. Der Dienst des reinen Lebens aber, das Seraphim lebte, ist nicht vergebens gewesen, Kinder tragen das Vorbild und die Zukunft des Glaubens weiter. Mit einer echten dichterischen Kraft ist das gestaltet, in einer Sprache, die keines Schmuckes bedarf, weil sie ganz den Atem der Innerlichkeit hat und Gesichter, Menschen, Dinge in das Licht ihrer klaren Sicherheit rückt. Zuweilen rückt das Buch in ebenbürtige Nähe zu Ljeßkows herrlicher Chronik der „Klerisei". Unvergeßlich die Gesichter, die Schaper's Stift zeichnet: Seraphim selbst und sein Diakon Sabbas, der Knabe Kolja und Mischa, sein Freund, der Doktor, der alte Stumm, die Haushälterin Bábuschka, das Mädchen Ljussja, die Fischer, die Polizisten — nur vielleicht der Bolschewik gewordene Sohn Iljá um eine Idee zu schematisch in der Zeichnung. Als Ganzes ein Buch, das lebt, das man lieben muß, von dem eine reine Erschütterung und Rührung ausgeht.

In ostpreußischer Landschaft zwischen Tieren ein Hirtendasein, das beim Einbruch der Kosaken zu Kriegsbeginn mit dem Opfertod für die anvertraute Herde endet — das ist ein Stoff, den Ernst Wiechert mit seiner besonderen Dichtergabe ganz auszufüllen vermag: „Hirtennovelle" (Langen-Müller, München 1935; 90 S.). Hier wird seine Prosa durchscheinend, ohne an Dichtigkeit zu verlieren. Hier hat alles Gesagte die Kraft des Gleichnisses, alles was ist, darf zugleich bedeuten; die schwebende Sprachmelodie umspielt nicht nur, sondern trägt ihren Gegenstand und macht ihn transparent auf eine Weise, die unter den heute Lebenden nur Wiechert so gegeben ist und auch ihm nicht immer so rein gelang.

Peter Dörfler hat eine reine und starke neue Erzählung geschrieben: „Begegnung mit dem Vater". Schon wie es anfängt, zeigt einen Künstler, der uns mit kargem und kräftigem Pinselstrich in die Mitte einer Begebenheit hineinzusetzen weiß: ein alter Bauer ackert mit seinem jungen Knecht, Alois mit Namen, auf einem bayerischen Feld, tief im Nebel des Herbstmorgens gehen die zwei Gespanne, einer sieht nichts vom andern, aber der Alte hört den Jungen pfeifen. Plötzlich setzt das Lied aus, fängt auch nicht wieder an, der Bauer wird unruhig, da die gewohnte Pfeiferei ausbleibt. Was hat der Alois? denkt er und geht schließlich zum Knecht hinüber, ihn zu fragen. Dabei stellt sich denn heraus, daß dem Burschen ein großer und neuer Gedanke die Morgenlustigkeit verstört hat: er will in die Stadt und seinen Vater suchen, den er nicht kennt — er ist unehelich geboren, aber es scheint ihm unrecht, daß er so hinleben soll, ohne seinen leiblichen Vater je gesehen zu haben. Er führt auch sein Vorhaben aus, trotz mancher Widerstände, die ihm ein kluges und geheimnisvolles Mädchen überwinden hilft, er sucht seinen Vater in Augsburg, findet ihn auch endlich und erkennt ihn — und auf eine nicht mehr vergeßbare Weise rührt es ans Herz, wie es nun heißt: „Sein junges Gesicht wurde zart unter

Digitized by Google

einem scheu zutraulichen Lächeln und er sagte herzlich und zuversichtlich: Grüß dich Gott, Vater!" Weiter geschieht nicht viel, als daß er wohl aufgenommen wird, dann wieder aufs Land fährt und im Zug einem Pfarrer seine Geschichte erzählt, der ihm dafür verspricht, ihn mit seinem Mädchen zu trauen, sobald es so weit ist. — Es ist eine der Geschichten, die keiner besonderen Aufregung und Interessantheit bedürfen, weil etwas menschlich Ganzes und Echtes daraus redet. Erschienen ist sie im neuen „Deutschen Almanach" von Reclam in Leipzig, der auch außerdem Lesenswertes enthält: einen Aufsatz „Romantik und Barock" von Richard Benz, Gedichte von Johannes Linke, eine Hannibal-Legende von G. Bohlmann und anderes mehr.

Die hübsche Buchreihe des Verlags Rütten & Loening in Frankfurt, die von Binding schon „Unsterblichkeit", „St. Georgs Stellvertreter" und die „Keuschheitslegende", von Schaeffer den „General", von Alverdes die „Pfeiferstube" enthält, bringt nun auch Bindings Erzählung „Die Waffenbrüder" (69 S.). 25 Jahre sind seit dem Entstehen dieser Arbeit vergangen, sie hat sich so frisch gehalten wie am ersten Tag und zeigt die heitere Festigkeit Bindingscher Prosa, die ihn auch ein tragisches Schicksal mit leichten, aber durchaus nicht oberflächlichen Worten erzählen läßt. Nichts Dumpfes trübt die reine Luft, die diese Gestalten umfließt und verschönt.

Was bedeutet „Pferdemusik"? Der Roman, der so heißt (erschienen bei Langen-Müller, München 1935; 326 S.), und sein Verfasser Ludwig Tügel verraten nicht gleich, was damit gemeint ist. Schon um hinter das Rätsel des Titels zu kommen, fängt man neugierig zu lesen an, ärgert sich, weil anfangs weit und breit nichts von Pferden zu merken ist, und als endlich welche auftauchen, sind es Droschkengäule, die die Insassen eines Wagens auf holpriger Straße zu einem Dorf an der Nordsee hinausziehen, eine Deichsel zerbrechen und in dunkler Nacht verschwinden, ohne auch nur die geringsten Anstalten zu einem Konzert gemacht zu haben. Ist man aber erst einmal so weit, so sind einem die Menschen schon wichtig, man liest auch ohne Pferdemusik weiter, um zu erfahren, ob der junge unweltmännische Kriegsteilnehmer Thüme seine Jugendgeliebte erobern wird oder nicht, und wie es sonst mit all den merkwürdigen Leuten ausgehen will. Die volle Freude aber an diesem humoristischen und dabei recht ernsten Roman stellt sich erst ein, als Mokenesa auftritt, Kamerad und treuer Mann eines gewissen Hauptmanns Thyllbeck, der sich an der deutschen Nordseeküste einen befestigten Unterstand gebaut hat, um sozusagen den Weltkrieg, mit dessen Folgen er nicht so schnell fertig wird wie seine Zeitgenossen, auf eigene Hand fortzuführen. Diese Beiden schießen und sprengen in stillen Nächten, von ihrer Festung aus beweisen sie sich und der Welt, daß der Krieg eigentlich noch nicht zu Ende ist, daß es zum mindesten Leute gibt, die seinen Ausgang nicht als das letzte Wort der Geschichte anerkennen. Thyllbeck selber erscheint nicht in dem Buche, aber Mokenesa erzählt von ihm in seinem schauderhaften und rührenden Kauderwelsch, einer Frontsprache, mit unverstandenen hochdeutschen Brocken untermischt, und Mokenesa ist es denn auch vorbehalten, den Titel des Romans zu erklären mit seiner Bemerkung und wiederholten Versicherung, daß die Lösung aller Lebenssorgen und -rätsel endgültig in die „höheren Pferde" verlegt sei. Es kommt schließlich alles zum guten Ziel, schön ist die Verhaltenheit des Gefühls, die Wärme und Güte des Humors, auch die Zeichnung der Menschen — nur glaube ich nicht, daß die Sprache ganz ist, was sie bei einem Schriftsteller von Tügels Begabung hätte sein können. Sie sprüht von Einfällen, aber sie ist zu wenig in Zucht genommen. Sparsamkeit und Prägnanz wünscht man sich zu den anderen trefflichen Eigenschaften dieser Pferdemusik noch hinzu. Auch so aber ist es ein ungewöhnliches Buch, ein in besonderer Weise deutsches obendrein und eins, über dessen Dasein wir uns freuen.

In der „Kleinen Bücherei" ist, um nur das wichtigste Neue zu nennen, Emil Strauß' Erzählung „Der Schleier" erschienen. Es hätte keinem geschadet, dies prächtige Stück deutscher Prosa zusammen mit den anderen Novellen zu kaufen, mit denen es anfangs erschienen war. Nun es aber einmal so billig und hübsch als einzelnes Bändchen zu haben ist, müßte es erst recht einen großen Erfolg haben. Noch schöner fast wäre es gewesen, den „Gartenäre" in der kleinen Bücherei aufgenommen zu sehn, der nach meiner Meinung von allen kurzen Sachen bei Strauß die schönste ist. Von Selma Lagerlöf sind neue Geschichten da: „Wiederkehr nach Värmland". Wieder haben sie den wohltuend

Digitized by Google

schlichten Glanz, der sich nie verleugnet, die Helligkeit und Güte wie alles, was aus Marbacka kommt.

Verwandt mit der Lagerlöfschen Art, für Kinder zu erzählen, die sich in der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson" so schön bewährte, ist die der Marie Hamsun in ihren „Langerudkindern". Warum es diesen Geschichtenerzählerinnen immer so wohl gerät, läßt sich gar nicht recht sagen. Phantasie haben andere auch. Aber daß es der Marie Hamsun wie der Lagerlöf so gar keine Mühe, keinen besonderen Vorsatz kostet, die kindliche Vorstellungswelt ernst zu nehmen — darin liegt wohl das Geheimnis. Die Leiden und Freuden, von denen berichtet wird, sind wirkliche Leiden und Freuden. Keine „Niedlichkeit" verdirbt einem die Laune. Jetzt sind die „Langerudkinder im Winter" bei Langen-Müller in neuer Auflage herausgekommen. Man braucht da gar nicht viel zu empfehlen, das Buch wird von selbst wieder zu den Leuten hinfinden.

Der deutsche Orientforscher Enno Littmann, der die „Erzählungen aus 1001 Nächten" für den Inselverlag neu übersetzt hat, gibt nun eine Sammlung „Arabischer Märchen" heraus (Inselverlag, Leipzig 1935; 480 S.), die nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet und, wie man der Übersetzung wohl anmerkt, mit hoher sprachlicher Sorgfalt verdeutscht sind. Ein neues Tor in die Welt morgenländischer Phantasie hat sich da eröffnet. Motive aus Tausendundeiner Nacht spielen herein, auch Gestalten des deutschen Volksmärchens kehren wieder. Ohne Raum und Zeit ist der Geist des Märchens, es wandert über Grenzen und Meere, aber wer immer es weitererzählt, gibt ihm die Seele und Sitte seines Volkes mit, und während die menschliche Grundlehre einer Geschichte immer wiederkehrt, muß sie in ihrer Verwandlung von der Art des Volkes zeugen, dem sie erzählt wird. Es ist von hohem Reiz, zu sehen, wie aus dem König, dem Vater Schneewittchens, in der arabischen Erzählung ein Obmann der Kaufmannsgilde wird, wie es im deutschen Märchen die Stiefmutter ist, die Schneewittchen den Tod wünscht, während in Arabien die eigene Mutter auf die Schönheit der Tochter eifersüchtig ist. „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?" fragt die böse Königin bei uns — und drüben die Kaufmannsfrau des Ostens: „O Auge der Sonne, wer ist schöner, ich oder Fräulein Schneechen?" — und aus den sieben Zwergen sind vierzig schöne Jünglinge geworden. Aber nicht nur solche Wiederholungen deutschen Märchengutes, auch eigene und neue Geschöpfe arabischer Fabulierkunst erscheinen, die wir gern, und oft mit Entzücken, auf ihren seltsamen Wegen begleiten und von denen wir uns schwer trennen, wenn die immer wiederkehrende Schlußformel gesprochen wird: „Daus — daus, die Geschichte ist aus."

Ausländischer Roman

Oliver la Farge: „Der große Nachtgesang" (aus dem Englischen bei Diederichs, Jena). Eine „indianische Erzählung", darin die innere Welt der Indianer Nordamerikas, ihr Glaube, ihr Menschliches, ihre Sitte uns lebendig wird ... wir lernen sie so verstehen, als hätten wir immer mit ihnen gelebt. Sie sind uns nicht mehr „Wilde", ihr Glück und ihre Not nicht mehr etwas wunderbar Fremdes, sondern nah vertraut, denn es geht um den gleichen und alten Einsatz des Herzens wie überall dort, wo ein Schicksal uns ganz ergreift. Das alles vermag nur eine Dichtung zu leisten, und La Farges Buch ist eine solche und kann mit keinem geringeren Namen benannt sein. Die Geschichte spielt im Reservationsgebiet der Navajos, in den Schluchten und auf den Höhen der Colorado-Ufer. Als verwandelnde und reinigende Macht greift die Liebe in das Leben eines Indianermädchens ein, das früh zu christlichen Missionaren kam, aber dort nicht den neuen Glauben, sondern nur den Zweifel und manches Böse gelernt hat. Sie will zurück zu ihrem Stamm, zur ernsten und frommen Art des Indianerknaben, den sie liebt. Aber zu tief ist sie vom Gift der Städte gezeichnet, sie kann nicht mehr heimkehren, ohne mit ihrem Leben dafür zu zahlen; erst der Tod reinigt sie ganz, und während vier Tagen hält ihr Freund bei ihr die Totenwache, begräbt sie nach der Weise der Navajos und singt die Lieder seines Volkes an ihrem aus Steinen hoch errichteten Grab. — Eine reine tragische Sphäre umgibt den Verlauf und das Ende dieser Liebe. Sparsam sind Gefühle ausgesprochen, das Ganze eines Schicksals rührt uns an.

Digitized by Google

Aleksis Kiwi ist einer der Meister des finnischen Schrifttums. Vor 100 Jahren in Westfinnland geboren als jüngster Sohn eines Dorfschulmeisters, in äußerster Dürftigkeit aufwachsend, führt er als Student und Schriftsteller ein Hungerleben und stirbt 1872 im Alter von 38 Jahren. Sein Hauptwerk „Die sieben Brüder", eine bäurische Erzählung von wunderbarer Kraft und Wärme, geriet in eine Zeit des klassizistischen Bildungsideals, die für das Grobe und Wuchtige dieser Kunst kein Ohr hatte, und machte den Dichter erst nach seinem Tode berühmt. Haidi Hahm-Blasield hat dies bemerkenswerte Buch aufs neue ins Deutsche übersetzt (Holle & Co., Berlin 1935; 300 S.). Man spürt da sofort, daß man es mit einem Epiker von echtem Korn zu tun hat. Der sprachliche Ausdruck strömt ihm in so unbekümmerter Fülle zu, wie es nur in jenen Jugendjahren der Völker möglich ist, da der Genius eines Landes zum ersten Mal die Schwingen regt. Es ist richtig, wenn man von diesem Roman gesagt hat, er gehöre zu den Büchern, „die die Völker selbst schreiben". Im Schicksal dieser sieben Brüder, starker Bauernsöhne und Waldgänger, sind die Entwicklungsstufen eines ganzen Volkes dargestellt: sein Jägerleben in den Wäldern, die Erziehung zum Bauerntum, seine noch rohe, aber im Wesen fest ruhende Frömmigkeit, sein unverkünstelter Liebessinn und sein kruder Humor, die in Märchen unablässig ausströmende Phantasie, sein Freiheitsdurst, seine Not und sein Stolz. Die Schilderungen von Jagden und gefährlichen Abenteuern sind so prächtig wie die der Landschaft, darin sich das alles bewegt, so prächtig wie die Gespräche, die diese tapferen Sieben miteinander führen. Es vergißt sich nicht, wenn dabei solche Brocken hingeworfen werden wie etwa der: „Ein starker Wille hilft einem Mann durch einen grauen Stein hindurch." Etwas Dichterisches geht unverstellt aus der Sprache des Volkes selber hervor, eine Freude am Wort, an der schönen, fassenden, richtigen Beschreibung. Neu sind alle Dinge und der Mund erfindet die Namen dafür.

Bei Engelhorn in Stuttgart gibt es jetzt eine billige, ungekürzte Volksausgabe der prachtvollen Erzählung Joseph Conrads: „Taifun" (1935; 144 S.). Nichts andres wird da geschildert, als der Kampf eines Schiffes mit dem empörten Element, aber dies geschieht mit einer so lebendigen Meisterschaft, solcher nie fehlenden Sicherheit des Ausdrucks, daß man es hingerissen wie ein eigenes Erlebnis erfährt. Die Vorbereitung, dann der plötzliche Ausbruch des Sturmes, die völlige Verlorenheit des Menschen in dem Aufruhr und die Bewährung des Einzelnen — das ist so hingestellt, wie es diesem Conrad kein anderer so bald nachmachen wird. Er hat aber auch die weise Zurückhaltung des echten Erzählers: den letzten und höchsten Ausbruch des Taifuns erleben wir nicht mit, sehen nur das fast zertrümmerte Schiff mit seiner erschöpften Mannschaft nachher in einen Hafen einlaufen. Was dazwischenliegt, bleibt der Ahnungskraft des Lesers anheimgegeben, die vorzubereiten und auf den höchsten Punkt zu spannen Conrad so gelungen ist, daß sie ihr Werk ohne Mühe vollbringt. Diese große Lehre der Kunst ist in unserm neuen Schrifttum manchmal zu sehr vergessen, daß ein Buch zur größeren Hälfte des Lesers Werk ist, und daß ein Dichter sein Bestes getan hat, wenn er den Leser dahin führt, ihn dazu zwingt, das mit der Macht der Sprache Begonnene mit der Macht der Seele zu vollenden.

Im Rowohlt-Verlag, Berlin, beginnt eine hübsche deutsche Balzac-Ausgabe zu erscheinen: kleine handliche Bände, guter Druck, Umschlagzeichnungen von sehr trefficherer Feinheit, und, was noch am wichtigsten ist, sorgfältige Übersetzungen. Bisher sind vier Bände da: „Vetter Pons", der seltsamste aller Balzacschen Sonderlinge, der Hungerleider und Feinschmecker, der mit seinem deutschen Gefährten, dem Musiker Schmucke, so gute Freundschaft hält. Dann „Vater Goriot", der psychologische Briefroman: „Zwei Frauen" und ein Band „Pariser Novellen". Die riesenmäßige Erzählerkunst Balzacs, seine ausschweifende und dabei präzise Phantasie überwältigt einen gleich wieder, wenn man den ersten Schritt in diese Welt hineintut. Es ist bis zur Atemlosigkeit spannend und dabei von einer Erfahrung in den Dingen kleiner Menschlichkeit, die über das Zuviel an sentimentaler Rhetorik wie etwa im „Goriot" und auch anderwärts, hinwegreißt. Ich glaube nicht, daß man einen Menschenschöpfer wie Balzac so leicht wird entbehren können, das Jahrhundert einer Nation ist durch ihn für immer der Vergessenheit entrissen.

Wie aber, wenn wir nach der comédie humaine des 19. jetzt eine menschliche Komödie des 20. Jahrhunderts erhielten? Jules Romains hat einen großen, vielbändigen Roman begonnen, den er als das Hauptwerk seines Lebens ankündigt: „Die guten Willens sind". In einer Vorrede setzt er die künstlerischen Absichten auseinander, die ihn bei seiner

Digitized by Google

Arbeit leiten werden, die beiden ersten Bände des Werkes „Der 6. Oktober" und „Quinettes Verbrechen" sind eben auch deutsch herausgekommen (bei Rowohlt, Berlin; 327 und 270 S.). Sie kamen zu spät, um die Lektüre noch vor dem Abschluß dieser Umschau zu beenden; sicher ist aber schon jetzt, daß da eine Arbeit von stärkstem künstlerischem und menschlichem Interesse unternommen ist.

Der am liebevollsten ausgestattete Almanach in Deutschland ist noch immer der Goethe-Kalender (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig). Wer alle Jahrgänge besäße, hätte eine recht brauchbare Goethe-Bibliothek beisammen, mit ausgezeichnet wiedergegebenen Bildern und zum Teil glänzenden Beiträgen zur Goethe-Forschung. Der neue Band für 1936 enthält einen Aufsatz von Max Kommerell über Goethes Lyrik, einen Bericht über Ferrara zur Zeit Tassos u. a., dazu eines der besten Goethe-Bildnisse die es gibt: die Kreidezeichnung von Lips. Mit der meisten Freude aber blättert man immer wieder in dem Kalendarium „Goethe für alle Tage" — Goetheschen Worten, die ihn für jeden Monat unseres Jahres zum lehrenden Helfer machen. Wir setzen, unsere Bücherumschau aufs beste zu schließen, einen dieser Sprüche noch her: „Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervortut?"

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Erzählungen und Romane

In einem Novellenband „Die Unverständigen" legt Bernt von Heiseler seine erste Prosasammlung vor (Ludwig Voggenreiter-Verlag, Potsdam 1935; 160 S.). Es sind sechs Novellen, geschrieben in einer feinen, dichterisch geformten Sprache, die als besonders bildhaft in der Schilderung einzelner Begebenheiten zur Geltung kommt. So ist z. B. der Bericht vom Bauerntanzfest und Gewitter in der „Vera Holm" oder der Ritt des „Pilgrim" mit dem Bauern meisterhaft gezeichnet. Am geschlossensten erscheint uns „Die Alte" und „Der Mörder des Beichtigers".

Stark und lebensvoll ist eine Geschichte von Heinz Steguweit: „Herzbruder und Lumpenhund" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 188 S.). Steguweit nimmt den vom amerikanischen Botschafter Schurmann gestifteten Neubau der Heidelberger Universität zum Anlaß, um, gemischt aus Wahrheit und Dichtung, den Kampf und die Verbrüderung der Arbeiter mit den Studenten, also das Werden eines Stückes Gemeinschaft des Volkes an einem Beispiel deutlich werden zu lassen. Das Buch hat ein Tempo und eine Frische, seine Hauptgestalten sind so herzhaft feste Kerle, daß sich die Wirkung einstellt, ohne daß man von der Absicht gestört wird. So vermittelt es unwillkürlich etwas von dem Geist, auf den es heute ankommt, und der der Stärkung durchaus bedarf.

Anderer Art, aber auf seine Weise vielleicht noch tiefer in die innere Wirklichkeit des Lebens hineinführend, ist der Roman „Der Großtyrann und das Gericht" von Werner Bergengruen, der im gleichen Verlag erschien (304 S.). Er spielt zwar in Italien zur Zeit der Renaissance, aber im Grunde ist das Thema, das er behandelt, zeitlos, und die Stadt Cassano und ihr Herrscher sind nur ein Gleichnis. Bergengruen hat sie bewußt als Gleichnis genommen, ohne jedoch der Gefahr zu verfallen, die ihm zugrundeliegende Idee im Konstruktiven zu ersticken. Er verstand es, seine Menschen und die Handlung leibhaft zu lebendigen Gestalten und Begebenheiten zu formen. Der Dichter hat den Menschen in seinen verschiedenen psychologischen Formen und Ausdrucksmöglichkeiten gesehen und sich verstricken lassen, und der Roman wird so zu einer Dichtung, die mit großem Ernst und aus religiöser Verantwortlichkeit heraus das Einzel- wie das Gemeinschaftsleben zur Fülle seiner Konflikte wie seines Reichtums als eine Ganzheit zu gestalten sucht. Das Buch verdiente bei allen Denkenden weiteste Verbreitung.

München. Jorg Lampe.

Digitized by Google

Jagd in Flanderns Himmel

Die 16 Kampfmonate der ruhmreichsten Lufttruppe der Welt, des Jagdgeschwaders „Freiherr v. Richthofen" Nr. 1, werden uns nach Aufzeichnungen des Geschwader-Adjutanten, damaligen Oberleutnants Bodenschatz, eingeleitet vom letzten Geschwader-Kommandeur, dem Reichsluftfahrtminister General der Flieger Hermann Göring, durch den Verlag Knorr & Hirth (München 1935; 214 S.) vorgelegt.

Es könnte sein, daß dies himmelstürmende Heldenlied in der Seele der deutschen Jugend anderen Widerhall findet als im Herzen der miterlebend beteiligten Frontgeneration. Zu beiden gehört es und zu beiden spricht es wie nur wenige große Vermächtnisse. Mit fieberhafter Erregung muß jeder wehrhafte Deutsche diese mit Blut geschriebenen Zeugnisse Zeile um Zeile sich ins Herz lesen.

Und doch wird es so sein, daß die unbeschwerte Jugend in der Romantik eines Geschehens, das im wahrhaften Sinne grenzenlos erscheint, im ungemessenen Abenteuer zwischen Himmel und Erde, den Inhalt wesentlich erschöpft. Sie ist von vornherein entschuldigt, denn die Männer, deren heldisches Leben und Sterben hier noch einmal vorüberfliegt, waren jung wie sie. Als ein 26jähriger ging Manfred v. Richthofen in die Unsterblichkeit ein. Unter den 44 Kampffliegern der 4 Jagdstaffeln, die im März 1918 sein Geschwader bildeten, war niemand älter als 27 Jahre. Das Schwergewicht lag auf den Jahrgängen zwischen 20 und 22. Leutnant Wüsthoff führte die Jasta Nr. 11; er hatte über 20 Luftsiege hinter sich, war aber erst 19 Jahre alt.

Mit Recht wird Deutschlands neue Jugend im Schicksal dieser Frühvollendeten sich und ihr Bestes wiederfinden. Welch wahrhaftigeres, welch schöneres Beiwort könnte es für diese Kämpfer zwischen Himmel und Erde geben als das Wort: unbeschwert. Nur der konnte buchstäblich zu den Sternen greifen, den kein Erdenruf mehr ablenkte. Nur der konnte, schmale Planken zwischen sich und der Unendlichkeit, lächelnd in sie eingehen, dem höchste Pflichterfüllung und höchster Einsatz zusammenfielen. Wen es oben traf, den traf es allermeist ganz. Sei es, daß die lebendige Hand im Feindfeuer erstarrte oder der tote Motor, nur selten gewährte das Schicksal den Kompromiß zwischen Leben und Sterben, den sonst Soldatenlos kennt. Mochte selbst der Feind im Nacken des flatternden Apparates unfreiwillig Pardon geben, der harte Aufprall pflegte ihn zu weigern.

Heiße Liebe zum Leben und kalte Verachtung des Todes waren von je das besondere Vorrecht edler Jugend. Den Überwindern der Spads, Sopwith, Coudrons und Breguets waren sie in jener besonderen ritterlichen Steigerung eigen, wie sie aus dem übermächtigen Schicksal eines Volkes stolze soldatische Überlieferung, getragen von einer einzigartigen, neuen und berauschenden Waffe zeitigen konnte. Deutschlands neue Jugend ist dem Soldatentum, der Technik und dem Sport in gleicher Weise zugewandt. Sie wird die Heiterkeit und den tiefen Ernst, den diese Blätter atmen, innig verstehen. Die übermütige Chiffer „Kuk" bedeutete: „Komm und kämpfe!".

Die Frontgeneration sieht den Krieg bereits mit einem gewissen geschichtlichen Abstand. Vielleicht wird das kriegsgeschichtliche Interesse, das dies einzigartige Truppentagebuch vermittelt, zunächst am stärksten auf sie wirken. Dann erwacht, Seite um Seite, die persönliche Erinnerung und das Miterleben wird immer stärker. Da erstehen die verhangenen flandrischen Horizonte, durchknattert vom MG.-Feuer der Geschwader, da taumeln schwarze Flieger zunächst, dann feurige Kometen die Unterlegenen zur Erde, da platzen und flackern die großen, wurstförmigen Fesselballons. Ein roter Apparat blitzt über den Infanterielinien und weithin erschallt der Ruf: „Richthofen". Und die Frontgeneration erlebt im Schachte der Erinnerung vergrabene Stunden nach und eine eigene Jugend, deren Größtes auf Flanderns grundlosen Blutgefilden beschlossen ruht.

Den Inhalt dieses Buches „gedrängt" wiederzugeben, versagen wir uns, es wäre eine Entweihung.

General der Flieger Hermann Göring, der die Geschichte seines Kampfgeschwaders mit einem tief empfundenen Geleitwort versah, versinnbildlicht das Weiterleben ihres Geistes in der Gegenwart. Der Führer hat das erste durch Hermann Görings Tatkraft neugeschaffene Jagdgeschwader der Deutschen Wehrmacht mit der Wahrung der Überlieferung des Jagdgeschwaders Richthofen betraut. F. J.

Digitized by Google

Musik

Zu den gewichtigsten Unternehmungen musikgeschichtlicher Forschung gehören zweifellos die Klassiker-Biographien der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion in Potsdam. Wir verzeichnen für 1935 die Namen Beethoven und Bruckner (160 bzw. 157 S.), und ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, darf man sagen, daß hier nicht nur der Gegenstand sondern auch seine Behandlung von monumentaler Art ist. Die Verfasser, Professor Robert Haas-Wien für Bruckner und Dr. Ernst Bücken für Beethoven, schlugen den richtigen Weg ein, als sie in ihrer Darstellung jedes unnötig belastende philologische und allzu wissenschaftliche Beiwerk ausschlossen, dafür aber das Wesentliche und wirklich Bedeutsame um so nachdrücklicher herausholten. Die Gliederung des Stoffes erscheint in dreiteiliger Ordnung: in einer knappen, trotzdem aufschlußreichen Schilderung des äußeren Lebensganges (die erfreulicherweise auch mit den üblichen Legendenbildungen aufräumt), der jeweiligen sozialen Umwelt und natürlich in breitem Ausmaße auch des Werks. Wenn dessen eingehende Analysen freilich vor allem für musikwissenschaftlich geschulte Kenner berechnet sind, so dürfte doch auch der musikalische Laie reichen Gewinn aus den hier niedergelegten Gedankengängen schöpfen. Selbst im Fall Bruckner liegt heute ein so umfassendes Quellenmaterial vor, daß es auch bei dieser so lange und gründlich verkannten Erscheinung kein Rätselraten mehr gibt. Als besonderen Vorzug beider Lebensbilder empfinden wir die beinahe intuitiv zu nennende Einfühlung in die besonderen Zustände, innerhalb welcher hier für die Geschichte der Musik Unsterbliches geschaffen worden. Man erlebt die große, religiös-mystische Geradlinigkeit der Brucknerschen Symphonik wie man gegensätzlich zu diesem unerschütterlichen Credo des gläubigen Christen die ungeheure Vielfalt der Tonquellen wahrnimmt, aus denen eine der genialsten musikalischen Schöpfernaturen ihre unvergänglichen Werke schuf. Zu der Bückenschen Darstellung Beethovens wäre folgendes zu bemerken: Es ist merkwürdig, daß Bücken, der an einer Stelle Gluck zum Vergleich heranzieht, nicht den Gedanken ausspricht, wie doch eigentlich die Haltung der Beethovenschen Musik durchaus in der Antike verankert ist. Sie ist literarisch vorbereitet durch Beethovens Vorliebe für die alten Schriftsteller und sie offenbart sich ganz klar in der architektonischen Gliederung seiner Thematik, in der Helle vieler seiner Werke, dann aber auch schlagend in einem Werk wie der siebenten Symphonie, in der uns nicht der Humor, wie Bücken meint, das primäre Element zu sein scheint, sondern das dithyrambische Gefühl eben des antiken Menschen. So sehen wir dieses Werk; apollinisch aber ist die achte und faustisch vielleicht die neunte Symphonie. — Beide Ausgaben bringen eine Fülle von Zeitbildern, Faksimiles, Notenbeispielen, die an sich schon einen Führer bilden durch diese beiden in der Leistung einander fast ebenbürtigen Meisterbildnisse.

Einen Beitrag zur vertieften Erkenntnis Beethovens bedeutet auch Richard Benz': „Beethovens Denkmal im Wort" (R. Piper, München; 95 S.). Benz, der metaphysische Forscher, läßt dem Künstler selbst das Wort, das um so eindeutiger wirkt, als sich ja Beethoven durch sein Gehörleiden gezwungen sah, schon sehr bald seine Gedanken schriftlich zu äußern. Allein auch in seinem Briefwechsel öffnet sich eine Seele, die in jeder Beziehung von universellem Ausmaß und in ihrem Innersten von Güte und Menschenliebe erfüllt war. Die hier in wundervoller Schrift gebotene Auswahl führt in die besonderen Lebenszustände des Meisters ein. Sie beleuchtet sein Verhältnis zur Kunst, zur Natur, zum Menschen, wie auch zu seinem eigenen Werk. Der zu Beginn der Sammlung stehende schöne, wenn auch höchstwahrscheinlich fingierte Brief der Bettina an Goethe über Beethoven erscheint wie ein Licht, das von oben auf diesen Auserwählten fällt.

Einer der bedeutsamsten Tage dieses Jahres in musikgeschichtlicher Beziehung war der 8. Oktober. An ihm jährte sich zum 385. Male der Geburtstag eines deutschen Tonmeisters, in dem sich nicht nur zwei Zeitalter, Renaissance und Barock die Hand reichen, sondern in dessen Schaffen auch schon Merkmale auftreten, die zwei Jahrhunderte später zu einem völlig neuen Stil führen sollten. Wir meinen den zu Köstritz in Sachsen geborenen Heinrich Schütz, genannt Sagittarius; seine Zeitgenossen gaben ihm den Ehrentitel eines „Vaters der deutschen Musik", der er auch in Wahrheit war. Denn Schütz verkörperte als erster den schöpferischen Musiksinn des Nordens im Gegensatz zu dem bis dahin übermächtigen Romanentum. Sein Werk bildet die Brücke von Palestrina zu Bach, und was vielleicht am schwersten wiegt: den Beginn oder die Vorläuferschaft zu der Herrschaft des

Digitized by Google

künstlerischen Subjektivismus, die vorher unter dem Druck des kirchlichen Dogmas ein ganz unbekannter Begriff war. Die kleine, im Verlag Kallmeyer (Wolfenbüttel) erschienene Schrift von Hans Hoffmann: „Heinrich Schütz in unserer Zeit" (7 S.), die uns hier vorliegt, ist durchaus geeignet, den Leser weniger über lebensgeschichtliche Einzelheiten, als, was gerade heute wichtig, über das geistige Gesamtbild dieses großen Musikers aufzuklären und über das daraus, was unsere Zeit besonders angeht. Die Form der Darstellung ist knapp, aber genügend aufschlußreich in der Enthüllung der besonderen, in Schütz waltenden inneren Formgesetze.

Ein kleiner Beitrag zur anekdotenhaften Wagner-Literatur ist Hans A. Brands Broschüre: „Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth" (Hirth-Verlag, München 1935; 68 S.). In bunten und bewegten Alltagsbildern ziehen die Tage vorüber, da die altberühmte Frankenstadt durch die Tatkraft des Einzelnen wie der Vielen zu neuem Leben erwachte. Längst dahingegangene Künstler, aber für immer mit dem Werk Wagners verknüpft, werden wieder lebendig und treten dem Leser menschlich näher. Vor allem Wagner selbst in der Ungestümheit und Unbeherrschtheit seines Temperaments, seinem Humor und der Besessenheit vom Dämon seiner Kunst.

Der Musikverlag Rühle in Leipzig ist seit langem vorteilhaft bekannt durch die Veranstaltung billiger Volksausgaben klassischer wie auch zeitgenössischer Werke. Hier wird der Nachdruck auf das schon Bekannte, bzw. leicht Spielbare und Verständliche gelegt, ein Grundsatz, der auch in den uns vorliegenden Ausgaben befolgt worden ist. So seien Musikfreunde aufmerksam gemacht auf zwei Stücke von Bach, Air und Bourrée, zwei Preludien von Chopin, auf Adolf Jensens feingeformtes Menuett und eine Romanze. Von neueren Tonsetzern, die gefällig aber nichtssagend gehaltene „Liebesplauderei" von Berens, sowie das besonders den Schulen zu empfehlende Liederbuch der deutschen Jugend „Einig Volk — einig Sang".

München. Siegfried Kallenberg.

Deutsche Kunst

„Deutsche Kunst": unter diesem Namen gibt Ludwig Roselius mit bekannten Fachkennern im Angelsachsen-Verlag (Bremen, Berlin) ein großangelegtes Sammelwerk heraus — die monatlichen Lieferungen werden sich über Jahre erstrecken —, das Meisterwerke aus allen Gebieten unseres Kunstschaffens von seinen Anfängen bis heute umfassen wird.

Geleitwort und Programm sprechen von der Absicht, bestimmt vom Geist unserer Zeitwende, neuordnend unser künstlerisches Erbe im deutschen Haus und in der deutschen Schule lebendig zu machen. Mit einem von der erlebten Gegenwart her geschärften Sinn für den künstlerischen eigenen Ausdruck müssen also die Ergebnisse der Entwicklung eines kunstgeschichtlichen deutschen Bewußtseins verwertet werden. Das bedeutet manche Verschiedenheit gegenüber früheren vergleichbaren Unternehmungen in der Frage der wegzulassenden wie der neu aufzunehmenden und neu zu wertenden Werke. Deutscher Geist hat sich zu allen Zeiten eine deutsche Form geschaffen auch dort oft, wo bisher mangelndes Artgefühl und die Sucht, fremde Einflüsse aufzustöbern, sie nicht sehen konnten oder wollten.

Zum andern wird das Werk, dessen Preis dem schon Rechnung trägt, vielen zugänglich sein müssen und allen, die sich um die Erkenntnis unserer Kunst bemühen, auch wirklich die Tore zum Verständnis und zu innerer Besitzergreifung öffnen müssen. Das führt zu erhöhten Anforderungen an eine blutvolle Lebendigkeit der Begleittexte, an eine besondere didaktische Fähigkeit ihrer Verfasser. Die Zahl der bisher erschienenen Lieferungen, die kein volles Dutzend beträgt, läßt ein endgültiges Urteil noch nicht zu. Aber man kann jetzt schon den Wert und das Aufschlußreiche der Begleittexte feststellen, von deren Verfassern wir die Mitherausgeber Biermann, Hanfstaengl, R. Schmidt, Fr. Winkler, Stange, ferner Haseloff, Lill, Mackowski neben anderen anführen. Die Aufnahmen sind sehr gut; es genügt, jene von Walter Hege zu nennen.

Dem beabsichtigten Lehrzweck und dem liebevoll eindringenden Sinn überhaupt kommt keine andere Art der Darbietung so entgegen wie die hier gewählte des Mappenwerkes, das die ganzseitigen Bilder in Mappen mit je 12 einfarbigen Tafeln und einem Farbblatt bringt. Der Anlageplan, durch Bezifferung kenntlich gemacht, ist tragendes Gerüst für eine pflegliche Ordnung.

Digitized by Google

Man freut sich, daß zu dem Wert von Wort und Bild der der Wiedergabe kommt. Raster und Hochglanzpapier der einfarbigen Abbildungen früherer Sammelwerke haben dem Kupfertiefdruck Platz gemacht, der hier durch treffliches Gelingen seine Berechtigung erweist. Wie wird vor allem das besondere Wesen des Steins und der Bronze geradezu fühlbar! Die farbigen Blätter im Buchdruck sind voll Leuchtkraft.

Es ist ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, gelegentlich auch die Verwertung einer Farbtafel aus vergriffenen oder teueren Prachtwerken möglich zu machen. So begrüßt man mit Freude zwei herrliche Blätter aus einem der Leidinger'schen Miniaturen-Werke.

Die bisherigen Lieferungen brachten unter anderem Beispiele romanischer Baukunst Mittel- und Westdeutschlands, gotischer des Südens, mittelalterliche Teppiche, Malerei, zwischen 1400 und 1550 im Süden, Bildhauerkunst dieser Zeit in Norddeutschland, die weltliche Kunst des Barock. Da sind wichtige Werke germanischer Frühkunst; zwei Lieferungen sind dem Bamberger Dom und seinen Bildwerken gewidmet, eine dem Isenheimer Altar mit phantastischen Einzelheiten — Geschenkwerke für sich! Erstaunliche Bildausschnitte (Halberstädter Teppiche!) mögen manchem besonders eindringliche Wegweiser zum Original sein. Oder unter den sehr geglückten farbigen Abbildungen jene der klassizistischen und romantischen Malerei.

Die Farbtafeln des Werkes werden einer besonders sorgfältigen Auswahl bedürfen. Man hätte da vielleicht gern das neuentdeckte Runge-Bild, kostbarer Besitz der Nationalgalerie, unter ihnen gesehen. Hingegen sind zahlreiche Marienbilder Cranachs schon in Farben vervielfältigt. Merkwürdigerweise haben andere Kostbarkeiten bisher überhaupt noch keine und nur eine unzureichende farbige Wiedergabe gefunden. Wir denken an das Weiß und den Purpur der Grünewaldtafel in Freiburg, an den Tiefenbronner und den Niederwildunger Altar, an das unvergeßliche symbolische Gelb des einen Bildes von Konrad Witz in Basel, die heimatheiteren Farben des bayrischen Meisters von 1444, an die Farbwunder Roland Frueaufs d. J. oder des Spätmeisters Maulbertsch, an die Reinheit der Bilder Philipp Fohrs.

Für das gesamte Werk überhaupt bieten sich solche Möglichkeiten, ausgefahrene Geleise zu meiden, es lebendig, alle fesselnd und Neues bietend zu gestalten. Hochrangige Werke werden heute noch neu aufgefunden, z. B. die jüngst entdeckte Arbeit aus dem Kreis des Naumburger Meisters und vor allem eine Reihe mittelalterlicher Fresken; die fortschreitende Erforschung der Barockplastik und das Erkennen der vorausgehenden deutschen Stilstufe um 1600, des Manierismus, brachte Neues ans Licht. Kaum beachtete Werke in Dillingen, Altomünster, Weilheim, um einige süddeutsche Beispiele zu nennen, wären einer solchen Veröffentlichung wert. Nicht minder die Werke wahrer Volkskunst. Großartige Schöpfungen der auslandsdeutschen Kunst wollen endlich dem kunstfreudigen Bewußtsein weiter Kreise erschlossen sein.

Eine Notwendigkeit also ist das Sammelwerk „Deutsche Kunst". Daß es vom Beginn bis zu seiner Vollendung diesen Namen zu Recht trägt als den des Inbegriffs eines unendlichen, stolzen Reichtums, ist der Wunsch seiner Freunde. Was bisher vorliegt, läßt auf seine Erfüllung hoffen.

München. Hermann Hasinger.

Bücher zur Kunst

Alter Adel aus Blut und Boden, das ist unser gesundes, rasseechtes Bauerntum. Das geht ohne weiteres hervor aus den Bildern, die Wolfgang Willrich, ein Hannoveraner Künstler, von deutschen Bauern gezeichnet hat. Jetzt ist als neue Folge vom selben Künstler eine Bildermappe: „Vom Lebensbaum deutscher Art. Bilder und Gedanken zur Rassenfrage, 1. Mappe: Frauenspiegel" (Blut und Boden Verlag, Goslar 1935) erschienen. Auf zwölf Blättern, darunter zwei symbolisch gedachten („Irmensul" und „Hüterin der Art") sind deutsche Frauen und Mädchen nordischer Prägung dargestellt. Dazu gehört als eine Erläuterung und Weiterung zu den Bildern eine vierzehn Druckseiten umfassende Schrift, in der Willrich Wesen und Ziele des deutschen Rassegedankens umreißt.

„Venedig, ein Raumerlebnis", von Kurt Lothar Tank, mit 60 Raumbildern von Otto Schönstein (Raumbild-Verlag Otto Schönstein, Dießen am Ammersee 1935;

Digitized by Google

107 S.). Das Buch ist in erster Linie ein prachtvolles Bilderwerk, das zum stereoskopischen Sehen anleitet. Es bescheidet sich nicht mit der flächigen Wiedergabe der Bilder, sondern es will im Zweidimensionalen auch das Raumbild geben. Aus dem stereoskopischen Raumbild, so folgert der Herausgeber, gewinnt man auch ein viel intensiveres Raumerlebnis. Auf zwanzig Tafeln wird daher jedes Motiv: Markusplatz, St. Markus (Inneres und Äußeres) u. a., in doppelter Aufnahme nebeneinandergestellt, und ein beigegebener Raumbildbetrachter vermittelt nun, richtig gebraucht, die stereoskopischen Bilder. Gibt dadurch schon der Bildinhalt des Buches gesteigerte Eindrücke und Erlebnisse, so werden diese in ausgezeichneter Weise verstärkt und vertieft durch den Text. Dieser vermittelt weit mehr als ein „Raumerlebnis". Aus einer kenntnisreichen Betrachtung von Natur und Geschichte dieser „Biberrepublik", aus Schauen und Wissen, Ahnen und Glauben, ersteht ein geschichtliches, vor allem auch ein künstlerisch gestaltetes Bild Venedigs, wie es nicht besser geschrieben werden kann. Des Verfassers Absicht, beim Betrachten der Bauten aus ihnen die Lebenshaltung der Zeitalter herauszulesen: Kunstgeist, Kriegsmut, Weltlust, Ehrfurcht, Reichtum und Machttraum, Üppigkeit und Verfall, ist vollkommen gelungen. Venedig, das unerhörte Erlebnis, wo das Wirkliche phantastisch und das Phantastische wirklich wird, ersteht vor unseren Augen.

Rudolf Pestalozzi: „Bilderbuch eines Leica-Amateurs" (Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig 1935). Ein Buch mit wundervollen Bildern. Ich sage nicht Photographien sondern Bilder, weil sie nicht bloß gesehen, sondern geschaut, erfühlt und erlebt sind. Denn der Apparat allein tut es nicht, es mag eine noch so treffliche Leica sein, Seele hat sie keine, es muß also noch etwas anderes dahinterstecken — ein Künstler! Pestalozzi erweist sich als ein solcher schon in der Einführung: „Wer Kunst treibt, und also auch wer photographiert, tut es ja eben zweck- und absichtslos, aus Freude, aus Lust an der Schönheit dieser Erde, in Licht und Schatten, aus der Unruhe des Herzens heraus." Auf 160 Seiten gibt das Buch ebensoviele Bilder, Ergebnisse aus Reisen, von zu Hause und Daheim, Landschaften, Städte, Seen, Meere, Wolken, Sonne, Luft, Licht und Schatten, Bäume, Blumen, Tiere, Bauwerke, Skulpturen — kurz einen kleinen Kosmos von Sehens- und Merkwürdigkeiten, — niemals Banalitäten sondern immer interessante, lebendige Ausschnitte, eigenartig gesehen in der Erfassung des Gegenständlichen wie im Räumlichen, in der Form, Beleuchtung und malerischen Wirkung. Das schöne Buch bietet in seiner Vielseitigkeit, in seinem Reichtum an Motiven und wirklicher Schönheit, eine Quelle unerschöpflicher Anregung und Augenfreude und nicht nur für den Liebhaber, sondern auch für den Künstler.

„Riemenschneider." Von Fritz Knapp (76 Abbildungen und 39 S. Text, in der Sammlung „Künstler-Monographien", Velhagen & Klasing, Bielefeld 1935). Der Würzburger Meister Tilman Riemenschneider hat seine feste Stellung in der Kunst- und Künstlergeschichte. Sein Werk ist auch der weiteren Öffentlichkeit verständlich und sichtbar geworden. Man erkannte in dem Würzburger Bildschnitzer gegenüber dem leidenschaftlich temperamentvollen Nürnberger Veit Stoß, den Meister der anmutig milden Kunstweise. Es steckt in ihr etwas von dem mainfränkischen Boden um Würzburg, auf dem die Traube reift. Besonders bekannt und beliebt sind seine feingliederigen Madonnen, Bilder von fraulicher Anmut und Würde, ferner seine großen Altarwerke wie der Creglinger und der Blutsaltar in Rothenburg und das herrliche heraldische Grabmal Konrads von Schaumburg in der Würzburger Marienkapelle. Der Würzburger Kunstgeschichtler Fritz Knapp, schon bekannt durch seine Forschungen über Riemenschneider, gibt ein anschauliches Bild der Umgebung, in der der Künstler lebte, und erschließt sein Werk in den verschiedenen Schaffenszeiten. Reichlich gegebene, den plastischen Charakter scharf heraushebende Abbildungen vermitteln eine lebendige, lebhafte Anschauung der Plastik des fränkischen Meisters.

„Das Gesicht des deutschen Mittelalters". Von J. Schneider-Lengyel (F. Bruckmann A.-G., München 1935; 48 ganzseitige Bilder und 32 S. Text). Die Verfasserin spricht in der Einleitung: „Das Lichtbild als Gestaltung" die Absicht, die sie verfolgt, deutlich aus: „Deutsche Köpfe aus fünf Jahrhunderten des Mittelalters liegen in diesem Bande wie Porträts nebeneinander, und so sollen sie auch betrachtet werden. Was diese Köpfe so kostbar macht, ist nicht ihre Ähnlichkeit mit ihren Modellen von einst, sondern der

Digitized by Google

in ihnen verkörperte und gestaltete Genius deutscher Meister. Wichtiger als begriffliche Formulierung ist unmittelbares sinnliches Schauen; darum sollen hier die Bilder der mittelalterlichen Köpfe als der eigentliche Text gelten; ihnen ist das Wesentlichste abzulesen, was der Verfasser zum Gesicht des gotischen Menschen zu sagen hat." Die Verfasserin spricht dann von der Schwierigkeit, Plastik im Lichtbild und in der Fläche darzustellen und doch den Eindruck körperlich-raumhafter Wirklichkeit zu erzielen. Ein Problem, das hier vorzüglich gelöst ist, denn in diesen Aufnahmen fühlt man das Plastisch-Kubische der Form unmittelbar, und zugleich aber doch die beabsichtigte Bildwirkung der Köpfe, in denen eine unbändige Fülle körperlich-geistigen Lebens zum Ausdruck kommt — eben das deutsche Gesicht, das die mittelalterliche Kunst geformt hat.

München. Alexander Heilmeyer.

Ein Werk, dessen näher kennzeichnende Besprechung den Rahmen dieser Weihnachtsübersicht sprengen würde, sei wenigstens noch genannt: Es ist „Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik" von Wilhelm Pinder (E. A. Seemann, Leipzig 1935; 404 S.). Allen, denen die Kunst dieses Zeitraums voll Zukunftsträchtigkeit, Strenge und heroischer Haltung schon Erlebnis geworden ist, und allen, die nach Vertiefung und neuer Schau streben, wird dieses aus leidenschaftlichem Deutschbewußtsein heraus entstandene, von tiefem Wissen getragene, vorzüglich ausgestattete Buch unschätzbar sein. H. H.

Künstlerschicksale

Parteilichkeit, Schönfärberei oder Haß hat immer schon nicht nur dem Werk, sondern auch dem Leben wesentlicher Meister der bildenden Künste ihre eigene Deutung zu geben versucht. Lücken in der Kenntnis des Ablaufs, immer wieder übernommene Irrtümer, der teilweise schwierige Zugang zu den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen haben überdies oft eine Legendenbildung gefördert. Hier dem berechtigten Wunsch nach Kenntnis des Tatsächlichen entgegenzukommen, ist das Verdienst einer eben zu erscheinen beginnenden Bücherreihe „Künstlerschicksale" (Verlag H. Hugendubel, München) die Dr. Hubert Wilm zum Herausgeber und Verfasser hat. Zwei Bände liegen vor: „Veit Stoß und Karl Stauffer-Bern" (235 S.) und „Vincent van Gogh" (202 S.). Wilms flüssige Darstellung weiß einen geklärten Sachverhalt klar darzulegen und vermeidet es bei aller Einfühlung, dort, wo das Schicksal zur Deutung drängt, die eigene dem Leser aufzunötigen. So wird das „ahnende Mitempfinden", das der Darstellung ihre Wärme gibt, doppelt angenehm empfunden. Daß der Verfasser Kunstgeschichtler und Künstler ist, kommt seiner Darstellung zugut. Als kurzer Hinweis auf die mancherlei Klärung, zu der ihm seine eigene forschende Tätigkeit verhalf, sei nur die Durcharbeitung der einschlägigen Jahrgänge der Basler Nachrichten und der Münchner Neuesten Nachrichten für das Leben von Stauffer-Bern erwähnt und die Tatsache, daß der Verfasser — im Gegensatz zu anderen Schriftstellern, die sich namentlich um van Gogh bemühten — den noch lebenden Sohn von Dr. Gachet mehrere Jahre nacheinander besuchte und von ihm, dem damals 15jährigen Augenzeugen, Aufschlüsse über die letzten Wochen des tragischen Künstlerlebens erhielt. So dürfte die Mär vom Tod van Goghs „hinter den Gitterstäben von Auvers" endgültig abgetan sein, die man, in mehrfacher Unrichtigkeit, erst jetzt wieder las: Er sei gestorben „in der Irrenanstalt St. Remy zu Auvers!" — Niemand wird sich der Spannung in diesen Darstellungen, denen der Verlag eine sehr ansprechende Buchform mit Abbildungen gab, entziehen können. Ihr Inhalt ist ein langes Leben voll Hader und Demütigung nach anfänglichem Schaffensglück und Bürgerstolz; ein kurzes Leben, vulkanisch in den äußersten Qualen und Wonnen seines Schöpfertums sich verzehrend; und ein drittes Leben, tüchtig und in frühem Glanz, gefällt von wirbelschnellem Schicksal.

München. Hermann Hasinger.

Digitized by Google

Technische Bücher

Eine fesselnde Tiefgründigkeit mit einer packenden Volkstümlichkeit so zu mischen, daß auf keiner Seite zu wenig und nirgends ein das Interesse ausschließendes Zuviel erscheint, ist in dem „Handbuch für Sportflieger", herausgegeben von Hauptmann a. D. Julius Schulz unter Mitarbeit namhafter Fachleute (Verlag Paul Hartung, Hamburg 1935; 292 Seiten) ohne Zweifel gelungen. Hier kommt außer der reinen Theorie und der Technik die praktische Erfahrung in allen ihren vielseitigen Fliegerei-Einzelheiten gebührend zu Wort. Im Sinne des Handbuches liegt es, daß einen rechten Nutzen aus dem Studium des Buches erst der haben kann, der bereits Flieger ist, der seine Kenntnisse festigen und Gedankenordnung in das Gelernte bringen will. Also kein Lehrbuch; die Fliegerei lernt man nicht aus Büchern! Nebenher ist das mit lehrreichen Zeichnungen und Bildern ausgestattete Buch ein treffliches Werbebuch für das „künftige Volk von Fliegern", eine das Interesse unserer reifen Jugend weckende Einladung, in die umfangreiche Praxis der Fliegerei einzusteigen. Kein Gebiet ist übersehen, alles fachmännisch angefaßt: Konstruktion der Flugzeuge, Motore und ihre Betriebsstoffe, Meßgeräte, Wetterkunde und Navigation, Ortung, Fliegerschulung, Segelflug und Kunstflug, Luftrecht, gesundheitliche Voraussetzungen und Beanspruchungen usw. — und vor allen Dingen auskunfttechnisch erschöpfend behandelt. — Im Geleitwort wünscht der bekannte Fliegerkommodore Fr. Christiansen dem Buch die verdiente weiteste Verbreitung, die es zweifellos dank seines mustergültigen Inhalts auch finden wird.

Die Geschichte der Technik ohne Darlegung der inneren Antriebe, ohne die Beachtung des schöpferisch-organisatorischen Grundsatzes wäre letzten Endes nichts anderes als die Projektion der über- und vieldimensionalen Größen in die Ebene des Alltäglichen, also Verzerrung und Verflachung. Manfred Schröter, der bereits mit verschiedenen technisch-philosophischen und technisch-kulturellen Abhandlungen hervorgetreten ist, hat in seinem, in der Reihe der „Schriften zur völkischen Bildung" (Verlag Hermann Hartung, Köln) erschienenen Büchlein: „Deutscher Geist in der Technik" (1935; 64 Seiten) den ernst zu nehmenden Versuch unternommen, die Leistungen der großen Erfinder aus dem geistigen Potential und der innerlich bewußt-drängenden Sendung heraus zu erklären. Besonders deutlich wird uns der hervorragende Anteil des deutschen Geistes in der technischen Eroberungswelt klar gemacht. Mit bemerkenswerter Einfühlung hat Schröter uns die ihm durch seinen Vater besonders ans Herz gewachsenen Meister wie Linde, Zeuner, Redtenbacher, Diesel u. a. in ihrem unerschütterlichen Erfüllungswillen vor Augen geführt. Das landläufig dem Begriff anhaftende Zufällige der technischen Erfindungen löst er völlig aus, und an dessen Stelle rücken die großen, oft entbehrungsreichen Taten in die Sphäre des Willens, des Seherischen und Hellhörigen, aus der allein das die Überlieferung Stürzende sich Bahn brechen kann. — Wir haben es hier wirklich mit einem nützlichen Volksbüchlein zu tun, das die Erfüllung der volkserzieherischen Aufgabe erleichtert.

Unermüdlich und unentwegt gehen berufene Techniker daran, den Laien die Zusammenhänge des technischen Lebens und seiner Voraussetzungen zu verdolmetschen. Dies wird mit der zunehmenden Spezialisierung und allgemeinen Ausweitung der Anwendungsgebiete immer schwieriger. Die Jugend wächst heute bereits in eine technische Welt hinein, ohne sich viel Sorgen um das Wie und Woher zu machen. Wer aber nicht durch Studium und Praxis in grundlegende Beziehung zur Technik gelangt, wird ihr trotz aller erlebten Nähe begriffsfremd bleiben. Franz M. Feldhaus, der bekannte Forscher und Künder der Geschichte der Technik, gibt in seinem neuesten Werke: „Der Weg in die Technik" ein Buch zum Schauen und Denken, tausend Beobachtungen in Bild und Wort zur Unterrichtung des Laien und des Technikers (Verlag E. A. Seemann, Leipzig, 1935; 356 S., 168 Abb. nach der Natur und 272 Zeichnungen), das mehr ist als sein Titel besagt. Nicht als Nachschlagewerk, sondern als ein Erziehungswerk, das den Laien näher an das Verständnis der Technik bringt, ihr den Schrecken des Geheimnisses nimmt, dafür die Achtung vor der technischen Leistung und ihrer an den Fortschritt gebundenen Notwendigkeit zu steigern vermag.

München. Heinz Kemenater.

Redaktionell abgeschlossen am 28. November 1935

Hauptschriftleiter: Leo Friedrich Hausleiter in München. — Stellvertreter: Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. in München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 3. Vj. 35: 3881. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riefern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München

Digitized by Google

Soeben erscheint:

Hermann Lietz/ Lebenserinnerungen

Neu herausgegeben und durch Briefe und Berichte ergänzt von Alfred Andreesen.

4.—5. Auflage. VIII, 216 Seiten. 23 zum Teil bisher unveröffentlichter Bilder. Steif broschiert RM. 3.40. In Leinen gebunden RM. 4.25.

Baldur von Schirach: „Ich sehe in Lietz die reinste und fruchtbarste Erziehergestalt unseres Volkes."

Prof. Dr. Rudolf Eucken: „Die ‚Lebenserinnerungen' geben ein ergreifendes Bild eines Mannes ohne Furcht und ohne Tadel, eines Mannes, der den höchsten Bildungsidealen der Menschheit mit hingebender Treue diente und zugleich ein begeisterter Deutscher war."

Prof. Dr. Paul Hildebrandt: „Ein Buch der Tat, . . von einer atemberaubenden Gewaltsamkeit, einem idealistischen Schwung, der es zum Lieblingsbuch unserer Jungen machen muß."

Das ist ein Buch fürs Leben! Lassen Sie es sich bitte von Ihrem Buchhändler zeigen!

HERMANN LIETZ-VERLAG WEIMAR

Die koloniale Schuldlüge

von Dr. Heinrich Schnee

Ehem. Gouverneur v. Deutsch-Ostafrika

5. Buchauflage

Mit 16 Vollbildern

Geh. RM. 2.70, geb. RM. 3.75

In jeder Buchhandlung erhältlich

Südd. Monatshefte G.m.b.H.

München, Sendlingerstr. 80

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegen Prospekte folgender Firmen bei:

Allgemeine Rentenanstalt, Stuttgart
Verlag M. Diesterweg, Frankfurt/M.
Insel-Verlag, Leipzig
Eugen Otto Keller, Pforzheim
Verlag Koehler & Amelang, Leipzig
Verlag Albert Langen/Georg Müller, München
Verlag Dietrich Reimer, Berlin;
einer Teilauflage ein Prospekt des Verlages Knorr & Hirth G.m.b.H., München.

Neue Werke über deutsche Kunst

Fritz Schumacher

Strömungen in deutscher Baukunst seit 1800

Ein Beitrag zur Geschichte der Baukunst des 19. Jahrhunderts

Din B 5, 296 Seiten mit 247 Bildern auf 96 Tafeln.
In Leinen gebunden RM. 12.50, geheftet RM. 10.—.

Wilhelm Pinder

Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik

Geschichtliche Betrachtungen über das Wesen und Werden deutscher Formen

Din B 5, 410 Seiten mit 184 Bildern auf bestem Kunstdruckpapier.
In kostbarem Kohleineneinband mit Lederschild, Entwurf Prof. Wiemeler RM. 24.—, steif kart. RM. 20.—.

Leo Bruhns

Die Meisterwerke

Eine Kunstgeschichte für das deutsche Volk in 8 Bänden

Oktav, 2533 Seiten mit 912 Bildern. / In Leinen RM. 32.—, Einzelbände je RM. 5.—.

Verlag E. A. Seemann Leipzig

Digitized by Google

Bücher für den Weihnachtstisch:

Hans Brandenburg

Festliches Land

Durch München zum Hochgebirge. „Eine deutsche Landschilderung von solchem Reichtum haben wir seit langer Zeit nicht empfangen. Seit Adalbert Stifter ist nichts Schöneres geschrieben worden." (Neue Literatur, Leipzig.) 224 Seiten, 16 Bildtafeln. Geheftet 4.—, Leinen 5.50.

Hans Brandenburg

Schöpfung nah um uns

Landschaft, Tier und Pflanze. „Eine Sammlung meisterhafter Idyllen! Die deutschen Lesebücher der Zukunft finden hier reiche Schätze!" So urteilt Will Vesper, Mitglied der Deutschen Dichterakademie. 200 Seiten. Mit Bildern. Geh. 2.90, Leinen 3.70.

Bastian Schmid

Begegnung mit Tieren

Der Name Prof. Bastian Schmid hat Weltruf. Hier gibt er uns neue tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Es sind seine eigenen Hausgenossen, einheimische und exotische! Dazu 56 eigene, einzigartige Aufnahmen! 175 Seiten. Geheftet 3.80, Leinen 4.90

Carl O. und Lily Petersen

Die Moosschwaige

Ein Buch von jungen Menschen und von Tieren, von Lebenslust, von Blumen und von Sonne. „Ein ganz köstliches Buch, voll tausenderlei Feinheiten und Schönheiten!" (Dresdner Anzeiger.) Entzückend illustriert! 196 Seiten, 65 Zeichnungen. 2. Auflage. Geheftet 4.50, Leinen 5.20.

Carl O. Petersen

Mein Lebenslexikon

„Das Schönste an diesem Buch ist die lebensbejahende Heiterkeit des Herzens, eines Künstlerherzens, das aus den Quellen der Natur schöpft" — schreibt Paul Eipper im Berliner Lokalanzeiger. 206 Seiten mit 44 Zeichnungen des Künstlers. Geheftet 3.80, Leinen 4.90.

Paul Bauer

Kampf um den Himalaja

Die beiden deutschen Großangriffe (1929 und 1931) auf den Kantsch, den zweithöchsten Berg der Welt. „Bauers Buch wird man in einem Atem mit den klassisch gewordenen Schriften von Whymper, Tyndall und Mummery nennen." (Süddeutsche Monatshefte.) Volksausgabe. 200 Seiten, 82 Bilder, 5 Karten. Leinen 4.80.

Hermann Thimmermann

Der Sturm auf Langemarck

Von einem der dabei war. „Hinreißend und erschütternd ist dieser lebendige Tatsachenbericht. Wir beginnen zu ahnen, daß damals etwas geschehen sein muß, das in der Geschichte unsterblich bleibt." (Deutschlands Erneuerung.) 3. Auflage. 112 Seiten. Geheftet 1.90, Leinen 2.50.

In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München

Digitized by Google

Leseverein

Süddeutsche Monatshefte

AP
30
S94
33
4

FILM

Führende Männer des deutschen Filmwesens sprechen über den Film als Kunstform unserer Zeit / Organisation im neuen Deutschen Filmschaffen / Film unter jüd. Herrschaft / Filmzensur Neuer Geist im neuen Film / Tonfilm / Bild und Dialog / Autorennachwuchs / Das Drehbuch u.a.

30. JAHRGANG HEFT 4 JANUAR 19

Vierteljährlich RM. 4.05 Einzelheft RM. 1

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Januar 1936 / Film

Seite

Der Film als Kunstform unserer Zeit. Von Hans Weidemann, Vizepräsident der Reichsfilmkammer, Leiter der Reichsfachschaft Film, in Berlin 193

Persönlichkeit und Organisation im neuen Deutschen Filmschaffen. Von Schriftleiter Curt Belling, Leiter der Abteilung Presse der Amtsleitung Film in der Reichspropagandaleitung der NSDAP., in Berlin 197

Der Film unter jüdischer Herrschaft. Von Dr. Alexander Jason in Berlin 201

Die Filmzensur im neuen Staat. Von Dr. Arnold Bacmeister, Regierungsrat bei der Filmprüfstelle, in Berlin . 208

Neuer Geist im neuen Film. Von Dr. Robert Volz in Berlin 212

Der eigengesetzliche Tonfilm. Von Dr. Leonhard Fürst, Leiter der Dramaturgischen Abteilung der Reichsfachschaft Film, in Berlin 216

Bild und Dialog im Tonfilm. Von Carl Junghans in Berlin 220

Autoren-Nachwuchs. Von Hans Hömberg, Fachleiter der Filmschriftsteller, in Berlin 225

Dichten als Auftrag. Die Arbeitsbedingungen des Drehbuchverfassers. Von Schriftleiter Dr. Hans Spiehofer in Berlin 234

Hagia Moné. Erzählung von Stefan Andres 230

Hofprediger und Volkstribun. Zum 100. Geburtstag Adolf Stoeckers. Von Dr. Tim Klein in München . . . 240

Bücherschau.

Revolution des Geistes. Von Dr. Karl Justus Obenauer, Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Bonn 244

Neue Schriften zur Religionskunde. Von Lic. Dr. Rudolf Franz Merkel, Professor für allgemeine Religionswissenschaft an der Universität München 247

Dante. Von Dr. Theodor Ostermann, Staatsbibliothekar in München 250

Ein neuer Atlas. Von Dr. Tim Klein in München . . . 250

Europäisches und germanisches Altertum. Von Dr. Walter S. Förtner in München 251

Deutsches Volkstum. Von Dr. Tim Klein in München . 253

Andreas Vesal. Von Alexander Hellmeyer in München . 254

Aus Politik und Geschichte. Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität München 255

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Braunau am Inn 256

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 80
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 6. Januar 1936

Eine wichtige Ergänzung zum vorliegenden Heft:

Die deutsche Bühne

Aufgaben, Wege und Ziele des Deutschen Theaters im neuen Staat umreissen die Beiträge führender Theaterleute: Walter Stang, Nationalsozialismus und Theater / Erich von Hartz, Grundlagen des deutschen Nationaltheaters / Gustav Steinbömer, Staat und Drama / Joseph Magnus Wehner, Zeittheater / Hans Brandenburg, Freilichtbühne / Wolfgang Nufer, Das Volksschauspiel im neuen Reich / Walther Eckart, Das Laienspiel im neuen Reich / Alois Johannes Lippl, Gedanken über Regieführung / Gespräche mit Hans Schlenck und Friedrich Forster Burggraf.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., München
Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Der Film als Kunstform unserer Zeit

Von Hans Weidemann in Berlin

Es ist unmöglich, über den Film als Kunstform unserer Zeit zu sprechen, ohne ihn in das gegenwärtige Zeitgeschehen einzubeziehen. Die heutige Lage stellt sich für uns so dar, daß der eigentliche revolutionäre Umbruch zwar abgeschlossen ist, wir aber naturgemäß auf sämtlichen Lebensgebieten noch mit seinen Ausläufern und Folgen zu rechnen und an ihnen zu arbeiten haben. Der Sinn unserer nationalsozialistischen Revolution war, einen Zustand zu ändern, der sich eindeutig im Widerspruch zum Willen unseres Volkes befand. Die Verwirklichung unserer Ziele aber ging nicht auf eine chaotische Auflösung aller überkommenen Formen, sondern auf eine organische Neugestaltung unserer deutschen Geschichte. Durch äußere Eingriffe und organisatorische Maßnahmen war es zwar in kurzer Zeit möglich, die Repräsentanten des alten Zustandes zu entfernen. An ihre Stelle aber die bewußten Träger einer neuen Zeit zu setzen, kann nur das Werk eines langwierigen inneren Erziehungsprozesses sein. Erst wenn diese schwierigere Aufgabe vollzogen ist, können wir von einem vollständigen Siege der nationalsozialistischen Idee sprechen.

So wie sie sich uns im Großen darstellen, sind auch Lage und Aufgabe auf dem Gebiet des Films. Wir erkennen vorbehaltlos an, daß während der Stummfilmzeit die positiven Kräfte deutscher Filmpioniere oft zu schönster Entfaltung kommen konnten, und daß sie es vermochten, den deutschen Film an die Spitze der Weltproduktion zu bringen. Aber ebenso klar muß ausgesprochen werden, daß mit der Verbreitung des Tonfilms die widerwärtigsten Themen und Stoffe den Filmhandlungen zugrunde gelegt wurden, an denen nicht nur sichtbar das wirkliche Geschehen der Zeit vorbeiging, sondern die darüber hinaus — bewußt oder unbewußt — an der Zersetzung des deutschen Volkswillens arbeiteten. Besonders die Juden hatten schon früh im Film die neue und wichtigste Großmacht der öffentlichen Meinung erkannt und es mit Durchtriebenheit verstanden, minderwertige Stoffe in einer formell guten Gestaltung zu bringen. Ihnen diese Waffe aus der Hand zu schlagen, sah die nationalsozialistische Bewegung als eine ihrer wichtigen Aufgaben an.

Schon wenige Wochen nach der Machtübernahme schuf Reichsminister Dr. Goebbels neue Grundlagen für das deutsche Filmschaffen und formulierte dessen Aufgaben und Ziele im Sinne der kommenden Zeit.

Wie jedes Kunstwerk, muß auch der Film Ausdruck des Volkswillens und Spiegelbild der geschichtlichen Wirklichkeit sein. Diese Bestimmung des Kulturgutes Film führte in sich unsichere Menschen zu sehr vielen Mißverständnissen. Sie verwechselten die Erscheinungsform mit dem Wesen der Dinge, wenn sie glaubten, Filme schon deswegen deutsch nennen zu können, weil diese einen Abschnitt aus der deutschen Geschichte darstellten. Sie wähnten fälschlicherweise, ihre neue Gesinnung dadurch am besten zu bezeigen, daß sie marschierende Sturmabteilungen, flatternde Fahnen, Symbole unserer Bewegung, Schlagworte des politischen Tageskampfes in die Filmhandlung flochten, ganz gleich ob sie sich innerlich mit dieser vereinbaren ließen oder nicht. Sie behandelten unsere höchsten Werte nicht anders als Kulissenrequisiten und sahen in ihnen dieselbe äußere Notwendigkeit, aus der heraus sie früher Boxkämpfe, Schönheitswettbewerbe, Autorennen und Sensationen sonstiger Art in die Filmhandlung stellten.

Wenn es auch ungerecht wäre, den wirklich, wenn auch nur vereinzelt auftretenden ehrlichen Erneuerungswillen mit dieser geistig unfähigen und geschäftstüchtigen

Digitized by Google

Konjunkturſucht über einen Kamm zu ſcheren, ſo muß doch ausgeſprochen werden, daß der Film bisher nur in ganz wenigen Fällen als Mittel neuer ethiſcher Erziehung des Volkes und als Mittler nationaler Eigenart aufgetreten iſt.

Es iſt müßig, danach zu fragen, ob dieſes Verſagen auf Böswilligkeit, Dummheit oder andere Umſtände zurückzuführen iſt, die in der Perſönlichkeit der einzelnen Filmſchaffenden verankert ſind. Sicher iſt nur, daß darin nicht zuletzt die Urſachen jener Perſonalumſtellungen zu ſuchen ſind, die ſich zwangsmäßig aus dem allgemeinen Revolutionsumbruch ergaben. Die Perſönlichkeiten, mit denen der Film als Idee und Aufgabe früher verbunden war, ſind ausgeſchieden worden. Die Perſönlichkeiten, die künſtleriſch das Geſchehen unſerer Tage formen können, die den deutſchen Film der Zukunft ſchaffen könnten, haben ſich noch nicht eingefunden. Unſere Aufgabe iſt es, den jungen Talenten den Weg freizumachen, damit ſie den Zeitgeiſt unſeres Jahrhunderts im filmiſchen Kunſtwerk geſtalten können. Die heute reſtlos durchgeführte Entjudung des deutſchen Filmweſens war ein notwendiger operativer Akt. Nur hierdurch gewannen wir eine nationalſozialiſtiſche weltanſchauliche Grundlage für unſer zukünftiges Filmſchaffen.

Jedes Kunſtwerk iſt vom Charakter und dem ernſthaften Arbeitswillen des Künſtlers, von der Beherrſchung der künſtleriſchen Ausdrucksmittel und Geſtaltungsgeſetze abhängig. Wenn ein Muſiker eine Symphonie komponiert, ſo muß er die Technik der Inſtrumentation beherrſchen und eine Vorſtellung von der muſikaliſchen Form haben. Ein Maler oder Bildhauer muß ſeinem Schaffen ebenſo die Eigenart des Materials zugrunde legen, wie ein Dichter ſich im Tiefſten des ihm gemäßen Ausdrucksmittels, der Sprache, bewußt ſein muß. Wer an einen Film geht, muß die Fähigkeiten bildhaften Sehens, feinnervigen, muſikaliſchen Hörens und die pſychologiſche Einfühlungsfähigkeit in den zu führenden Schauſpieler in ſich vereinen. Wer dieſer Idealforderung nicht entſprechen kann, muß wenigſtens das Maß von Einſicht beſitzen, um wirkliche Könner auf dieſen Gebieten zu fruchtbarer Zuſammenarbeit zu führen.

Es iſt ſomit ein Irrtum, wenn immer wieder behauptet wird, daß man im Vergleich zum Theater oder zur Oper im Film nichts zu können brauche. Ganz im Gegenteil! Das Filmſchaffen ſetzt eine ungeheure Vielfalt ausgereifter, künſtleriſcher Begabungen und techniſcher Fertigkeiten voraus, um ein wahres Filmkunſtwerk zu verwirklichen, das Bild und Ton in einer harmoniſchen Einheit geſtaltet.

Tatſache iſt, daß der Film ſich grundſätzlich von anderen Kunſtformen, dem Theater, der Oper, der bildenden Kunſt, dem Tanz, der Epik und Dramatik unterſcheidet und eigenen Geſetzen folgt, die ſich aus ſeinem Weſen ergeben. Dieſe Geſetze gilt es zu erkennen, wenn der Film nicht wie bisher in den meiſten Fällen nur grenzenlos ermüden, ſondern in jedem Falle aus einer ſpannenden Handlung, aus dynamiſchem Geſchehen und ſicherer Bildgeſtaltung tiefe Kräfte der Erziehung und Beeinfluſſung ausſtrahlen ſoll.

Dieſe Geſetze des Films als Kunſtform ſind auch die Vorausſetzung aller Beſtrebungen, ihn auf einen höheren künſtleriſchen Stand zu bringen. Und allein die Beachtung dieſer Geſetze wird uns davor bewahren, zu einer ſogenannten Erneuerung des Films jene Elemente heranzuziehen, die wir in Theater, Oper und Operette bereits lange als albern, veraltet und abgeſchmackt empfinden. Und ſelbſt, was auf dieſen Gebieten gut iſt, braucht deswegen für den Film noch lange nicht maßgebend und richtig zu ſein.

In dem Beſtreben, ſicher zu gehen und Verluſte zu vermeiden, greift die Filminduſtrie auch oft zu Stoffen, die in literariſcher Beziehung Anerkennung gefunden haben. Darum müſſen auch Bucherfolge oft ſehr zweifelhafter Art dazu herhalten, zu einem Filmmanuſkript umgearbeitet zu werden.

Digitized by Google

Zu einer stofflichen Neuorientierung vorzustoßen, scheitert zumeist an diesem wirtschaftlichen Sicherheitsbedürfnis nicht nur des Produzenten, sondern vor allem auch des Filmverleihers. Sie alle machen sich ihre Argumente zu leicht, wenn sie bequemerweise ihre eigene persönliche Geschmacklosigkeit für den Geschmack des Publikums halten. Und dennoch besitzen viele von ihnen den kläglichen Mut, auf die Frage, warum denn so viel Kitsch und verlogene Romantik in den Filmstoffen auftaucht, zu antworten: Ja, das will das Publikum.

Leider haben sie nur nicht die Zeit, einmal das Publikum wirklich zu hören, wenn es aus den Kinos kommt und in sehr drastischen Reden Vergleiche zieht zwischen dem Leben im Film und dem Leben in der Wirklichkeit. Und wenn man sich schon nicht die Mühe machen will, Filmtheaterbesitzer und gutes Publikum anzuhören, so sollten ihnen doch die Augen aufgehen, wenn sie den Erfolg guter Filme sehen, die aus dem Ausland stammen. Diese Filme sind ein Beweis dafür, daß ein Film nicht schlecht gemacht zu werden braucht, um wirtschaftlichen Erfolg zu haben. Und umgekehrt ist wirtschaftlicher Mißerfolg nicht unbedingt ein Beweis für die künstlerische Güte der Filme, andernfalls wir in Deutschland ja wirklich mehr künstlerische Filme hätten, als wir alle glauben.

Nein, um zu wissen, was Publikumsgeschmack ist, muß man die Zeit im Innersten erleben, muß man die Zeichen und Notwendigkeiten der Zukunft in sich tragen. Diejenigen, die am lautesten über Unfreiheit schreien, sind doch eigentlich die größten Despoten, wenn sie ihre eigene persönliche Meinung unbesehen zur Meinung aller abstempeln wollen und ein wehrloses Publikum geradezu dazu zwingen, sich mit Dingen abzufinden, die es im Grunde entschieden ablehnt.

Hätte die nationalsozialistische Bewegung so gedacht und so gearbeitet wie die meisten Filmfachleute, ich weiß nicht, wo wir hingekommen wären. Ich glaube, der politische Publikumsgeschmack wäre heute bestimmt ein anderer.

Der Appell an die Trägheit ist zwar bequem, aber er führt zu nichts, nicht einmal zum Geschäft. Die Tatsachen beweisen das. 1918 hatten wir in Deutschland, im Durchschnitt genommen, eine politische Publikumsmeinung, die uns langsam, aber sicher in den Abgrund geführt hätte. Die sieben Mann, die unter Adolf Hitler sich der undankbaren Aufgabe unterzogen, gegen diese Publikumsmeinung anzurennen, haben in wenigen Jahren angestrengter Arbeit und unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit die Publikumsmeinung dahin geformt, daß sie nun mit ihr fruchtbare Weltgeschichte machen können.

Und ein weiterer Beweis für die Richtigkeit unserer Auffassung: Wo wären wir zum Beispiel ohne das Anti-Kitsch-Gesetz? Wir dürfen sicher sein, daß wir ohne dieses Gesetz Symbole und Persönlichkeiten unserer Bewegung auf jedem Aschenbecher und jedem Spucknapf wiedersehen würden. Aber nachdem wir den einfachsten Volksgenossen durch dieses Gesetz zu der Einsicht erzogen haben, daß solche Entartungen kindlichen Spieltriebs Kitsch sind, würde er heute auch nach Aufhebung dieses Gesetzes derartige Dinge auf das schärfste zurückweisen.

Ein sich selbst überlassener Publikumsgeschmack aber ist eine Gefahr für das Publikum selbst und letzten Endes für das ganze Volk, da er am Ende doch zur Spekulation auf die niedrigsten Instinkte der Menschheit führt.

Jeder deutsche Volksgenosse, ob er an verantwortlicher Stelle steht oder nicht, hat heute die Aufgabe, an der großen Zielsetzung und der Aufbauarbeit unserer Bewegung mitzuarbeiten und jeden Widerstand durch Aufklärung und Überzeugung zu beseitigen. Wieviel größer ist die Verantwortung derer, in deren Händen sich jenes große Erziehungsmittel befindet, das als Film jährlich vor ungezählten Millionen Meinungen und Spiegelbilder des Lebens ausstrahlt!

Digitized by Google

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß der Jahresdurchschnitt von ungefähr 160 deutschen Filmen nicht nur Kunstwerke allerhöchsten Ranges enthalten kann. Man kann aber im Jahre 20 ausgesprochen gute Filme schaffen und darüber hinaus ein Drittel der Gesamtproduktion auf ein so gutes Geschmacksniveau bringen, daß der finanzielle und geschmacklich-künstlerische Erfolg positiv ist.

Unter den heutigen Umständen wären wir aber froh, wenn es endlich gelingen würde, jährlich 5 bis 8 künstlerische Filmdichtungen zu schaffen. Diese Leistungen müssen in Zukunft unbedingt erzielt werden, damit Deutschland wieder das bahnbrechende Filmland der Erde wird.

Wenn wir den Film nur als Industrieware ansähen, könnten wir uns in Ruhe mit der Tatsache abfinden, daß der Stand des deutschen Durchschnittsfilmes um ein Vielfaches höher ist, als in den übrigen Ländern der Welt. Es genügt aber nicht, daß wir einen guten Durchschnitt halten, sondern es ist notwendig — eben weil wir Deutsche und politisch das modernste Land der Welt sind — der Filmkunst unseren Tribut zu zahlen. Hier geht es nicht nur um das Wirtschaftliche und um die industrielle Seite des Filmes allein, sondern hier geht es um das künstlerische Ansehen der jungen, deutschen Nation.

Es muß noch einmal gesagt werden: im Film und in der Kunst überhaupt entscheidet nicht das Publikum — das will es auch nicht —, sondern letzten Endes die künstlerische Schöpferkraft und die dauernde Leistung des künstlerischen Menschen. Das Niveau eines Volkes und das Niveau eines Kunstpublikums ist immer so, wie das der Führer des Volkes oder das der Menschen, die künstlerische Werke schaffen.

Um zu einer geistigen Erneuerung des deutschen Films zu kommen, müssen wir die auf dem Filmgebiet arbeitenden Menschen immer mehr mit den Problemen und weltanschaulichen Grundsätzen unserer Zeit bekannt machen. Sie müssen erst begreifen lernen, in welcher Zeit sie leben. Die meisten künstlerischen Menschen glauben immer noch, daß sie wie früher Politik Politik sein lassen können und sich nur um ihr künstlerisches Krämchen zu kümmern brauchen. Das ist falsch. Der künstlerische Mensch des 20. Jahrhunderts steht in Deutschland mitten im Volk. Und wenn er völkischen Boden unter den Füßen verliert und glaubt, allein marschieren zu können, dann wird er niemals ein Kunstwerk schaffen können, welches im Herzen des Volkes anklingt. Natürlich ist es mit dem Begreifen unserer Zeit noch nicht getan. In der Kunst ist nicht das Wollen, sondern auch das Können maßgebend. Wenn man die Zeit in ihrer ganzen Größe, ganz gleich in welchem Stoff, widerspiegeln will, dann muß man auch die technischen und künstlerischen Mittel wissen, um ein Werk zu gestalten.

Wenn man von Seiten des Filmherstellers, des Verleihers und des Theaterbesitzers einwendet, daß diese großen Bestrebungen nur unter Anwendung ungeheurer finanzieller Mittel möglich gemacht werden könnten, so muß ich darauf erwidern, daß es gewisse ausländische Hersteller gibt, die diese Behauptung ad absurdum führen. Filme wie „Bengali", „Es geschah in einer Nacht", der deutsche Film „Pygmalion", „Maskerade", sind Beweise dafür, daß Filme ruhig künstlerisch sein dürfen, um sich reichlich bezahlt zu machen.

Die Ursachen, die zu dem heutigen Zustand führten, sind vielfältig. Die Wege, die uns aus diesen geistigen Mißverständnissen und chaotischen Auffassungen führen können, habe ich zum Teil eben gestreift. Sie führen von der Frage nach den Persönlichkeiten, zur Frage der Vorbildung und der Disziplinierung aller Filmschaffenden.

Die Filmkunst ist jung und ein ganz kleines Baby gegenüber den anderen schöpferischen Künsten. Der Film wurde schnell eine Industrie und er bot gleich von Anfang an Menschen die Möglichkeit, zu spekulieren und sehr viel Geld zu verdienen. Durch

Digitized by Google

diesen Umstand nahm die Welt der Filmschaffenden zum größten Teil Menschen in sich auf, die die Qualifikation zur Filmkunst nicht mitbrachten. Film war immer zuerst ein Geschäft. In einem Satz gesagt: auch heute haben die Menschen des Filmschaffens zu wenig Niveau und auch meistens nicht den nötigen Ernst und die Besessenheit zur Filmkunst an sich. Dieser Zustand kann nur dadurch abgestellt werden, daß wir uns all der jungen Menschen, die von jetzt ab in das Filmschaffen eintreten, annehmen, daß wir sie sondieren und ihnen schon vom ersten Tage an die Grundlagen zur Filmkunst zu eigen machen. Es ist daher von der Reichsfachschaft Film mit dem Gesamtverband der Filmhersteller gemeinsam beabsichtigt, die Nachwuchsarbeit auf breiter Grundlage systematisch in Angriff zu nehmen.

Wenn wir überhaupt das Ziel der neuen deutschen Filmform, das uns Jungen vorschwebt, erreichen wollen, dann müssen wir die gesunde deutsche künstlerische Jugend langsam und systematisch in die Filmherstellung einschalten. Ich kann an dieser Stelle sagen, daß in der letzten Zeit nur wenige Männer versucht haben, die neuen Probleme unserer Zeit im Filmwerk zu lösen. Filme, wie „Ich für dich und du für mich", „Reisende Jugend", „Hans Westmar", „Hitlerjunge Quex" und besonders der kürzlich zur Uraufführung gelangte Film „Friesennot", sind wertvolle Marksteine und mutige Taten in der Entwicklung des deutschen Zeitfilmes. Es liegt an uns — an der nationalsozialistischen Jugend — zu erreichen, die Probleme, die uns auf den Nägeln brennen, dem Volke in Filmkunstwerken zu vermitteln. Die Probleme liegen auf der Straße! Arbeitsdienst — SS. — SA. — Armee — Bauerntum — Autobahn — Nationalpolitische Erziehungsanstalten — Schule — Rasse — usw., alles das sind Probleme, die heute in jeder künstlerischen Form angepackt werden könnten. Man sage mir nicht, das Volk wolle diese Themen in den Lichtspielhäusern nicht behandelt sehen. Die Wahrheit ist vielmehr, daß das Volk diese Themen nicht uninteressant und schlecht geformt und langweilig behandelt sehen will. Der Lichtspieltheaterbesucher will, wie jeder Theater-, Konzert- und Museumsbesucher, gepackt sein von der dramatischen Wiedergabe eines Schicksals. Das Thema interessiert ihn erst in zweiter Linie. Ich bin überzeugt davon, wenn wir einmal genügend Männer im Filmschaffen haben, die wissen, worauf es beim Filmwerk ankommt, dann wird auch das Filmpublikum allmählich auf eine höhere künstlerische Stufe gebracht werden können.

Persönlichkeit und Organisation im neuen Deutschen Filmschaffen

Von Curt Belling in Berlin

Der deutsche Film hat in den drei Jahren nationalsozialistischer Filmführung ein völlig verändertes Gesicht erhalten, das ihn wesentlich unterscheidet von dem Film der vorangegangenen Jahre und auch von dem der anderen Länder. Wie auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens haben auch im Filmwesen Persönlichkeiten die Führung übernommen, deren Arbeit getragen ist von dem Willen, den künstlerischen und kulturellen Fortschritt des Films zu beschleunigen, nachdem die wirtschaftliche Grundlage geschaffen ist, auf der sich die künstlerische Entwicklung aufbauen kann. Gerade in der letzten Zeit hat sich eine Umformung in der Filmführung vollzogen, sowohl in der staatlichen, wie auch in der parteiamtlichen. Die Vorarbeit der Männer der Partei, die Aufbauarbeit der ersten zweieinhalb Jahre nationalsozialistischer Leitung war die Ouvertüre, an die sich nun die weitere Komposition anschließen wird. Persönlichkeiten wie Staatsminister Professor Dr. Lehnich

Digitized by Google

als Präsident der Reichsfilmkammer, Carl Neumann als Amtsleiter des Filmamtes der Partei, Hans Weidemann, Fritz Fuhrmann, Carl Froelich, Karl Schulze und Willy Krause werden jetzt unter der obersten Führung des Schirmherrn des deutschen Films, Reichsminister Dr. Josef Goebbels und seines Beauftragten, des Reichskulturwartes Hans Hinkel den Weg des deutschen Filmwesens bestimmen.

Aus dem „Kintopp" von früher wurde im neuen Deutschland die „Kunstform" des Volkes, das Kulturgut Film. Das kulturelle Schaffen aber in seiner Gesamtheit hat im neuen Staat eine Grundlage wie nirgends sonst. Aus der Filmfreudigkeit der deutschen Staatsführung ergeben sich die Voraussetzungen für eine ernste, durchgreifende Arbeit, die dem Kulturaufbau im Innern und dem Kulturaustausch mit den anderen Nationen zu dienen hat.

Welche Bedeutung dem Film als Mittel des Kulturaustausches zukommt, beweist die Statistik, nach welcher täglich mehr als fünfzig Millionen Menschen die Lichtspielhäuser der Welt besuchen, Menschen jedes Standes und Berufes, jeder Religion und Weltanschauung, jedes Alters und Bildungsgrades. Fünfzig Millionen Menschen sehen im Film die volkstümlichste Kunstform und das volksnaheste Unterhaltungsmittel des zwanzigsten Jahrhunderts.

Die nationalsozialistische Bewegung erkannte schon während des Kampfes die Bedeutung des Films, und das neue Deutschland wertete ihn als wesentlichen Ausdruck des Kulturschaffens. Es sicherte das wirtschaftliche Dasein des Filmwesens und damit die künstlerische Entwicklungsfreiheit. Die wegbereitende Arbeit in den Jahren 1930 bis 1933, die die Parteifilmorganisation in Verbindung mit der von ihr ins Leben gerufenen nationalsozialistischen Lichtspieltheaterbesitzerzelle durchführen konnte, hat nach der Säuberung der Filmwirtschaft von untauglichen und rassefremden Elementen die organisatorische Zusammenfassung aller am Film mitarbeitenden Kräfte ermöglicht. Die Schaffung einer im Volke und im Volkserleben wurzelnden Filmproduktion, die Zufuhr frischen Blutes in das Gebäude des Filmschaffens und die Heranziehung eines aus deutscher Kraft und deutschem Geist schöpfenden Nachwuchses gewährleisten die weitere Entwicklung des deutschen Films, des deutschen Filmschaffens und damit der deutschen arteignen Filmkunst.

Ein Punkt des in der Kampfzeit von der Partei aufgestellten filmpolitischen Programms forderte die Schaffung eines neuen Filmstils, also die Durchdringung der Filmproduktion mit nationalsozialistischem Geist. Die nationalsozialistische Weltanschauung mußte der Untergrund eines jeden Filmschaffens in Deutschland werden. Dazu ist aber Schulung notwendig, die Erziehung zum volksmäßigen Denken und Handeln und das Verstehen der notwendigen weltanschaulichen Voraussetzungen des volksgebundenen künstlerischen Schaffens. Immer wieder mußte man erkennen, daß der Film sich vom Volke entfernt hat, unbewußt vielleicht, vielleicht auch aus dem Willen, im Stoff und in der geistigen Grundlage etwas Neues zu formen. Filme, in denen es von Fürsten, Grafen, Hochstaplern, Revuesternen und Nichtstuern wimmelt, sind Augenblicksblender, die vielleicht für eine Stunde interessieren, dem Beschauer aber keinen bleibenden Eindruck zu schenken vermögen. Die Filmkunst soll und muß aus dem Volkstum schöpfen, aus dem Erleben der Zeit und aus der Ähnlichkeit mit dem wirklichen Leben.

Die nationalsozialistische Filmführung sicherte die künstlerische Grundlage des Films in dem Bewußtsein, daß er wie kaum eine andere Kunstform zum Aufbau einer besseren, reineren und lebensnahen Welt beitragen kann, wenn er Erkenntnissen unserer Tage lebendigen und plastischen Ausdruck verleiht. Er soll und muß Wortführer dieses Weltgeschehens sein und dieses Weltgeschehen in künstlerischer Form der Nachwelt erhalten. Reichsminister Dr. Goebbels hat einmal die Forderung nach zeitnahen Filmen in die Worte zusammengefaßt: „So, wie wir zum

Digitized by Google

Volke gegangen sind, so müssen die Filmschaffenden zum Volke zurückgehen. Es gibt keine andere Lösung. Das Volk ist nun einmal der Quell unseres Lebens".

Diese Forderung vermag aber nur der Künstler zu erfüllen, der selbst aus dem Volke kommt und beim Volk geblieben ist. Nur wer innerlich fest ist im Glauben an Volkstum und Nation, im Glauben an die Kunst, der er dient, wird die Formen finden, die als Ausdruck einer nationalen Kunst anzusprechen sind. Idealismus und Können, Glauben und Ausdauer, Besessenheit und Charakter sind die Grundelemente des kulturellen Schaffens, noch dazu in einer Zeit, die den Umbruch des kulturellen Seins als Glied im Neuaufbau eines Volkes und einer Nation mit sich gebracht hat und neue Ziele sucht für die einzelnen Kunstformen. Jene Künstler mit den fünf- bis sechsstelligen Stargagen, die das Volk nur vom Fenster ihrer hundertpferdigen Wagen kennen, werden niemals imstande sein, völkisch bedingte Leistungen zu geben. Echte Menschen müssen im Mittelpunkt des Geschehens stehen, Menschen wie du und ich, Menschen, in denen sich jeder einzelne Zuschauer wiedererkennen muß. Das tägliche Geschehen, wie es uns, unseren Volksgenossen und Mitmenschen so oder in ähnlicher Form täglich begegnet, muß die künstlerisch geformte Handlung beeinflussen.

Gerade jetzt gehen einige deutsche Filme durch die Lichtspielhäuser, die in Format und Gestaltung die Forderung nach künstlerisch ernster Gestaltung erfüllen wollen: „Friesennot" und „Viktoria". Besonders der Film „Friesennot" gibt ein Musterbeispiel, wie ein volksgebundener deutscher Film aussehen kann in seinem geistigen, künstlerischen und technischen Aufbau. Die Namen und Persönlichkeiten der einzelnen Gestalter und Mitarbeiter am Werk geben die Sicherheit, daß ein Werk entstanden ist, welches den Forderungen der Zeit gerecht wird und einen Schritt weiter bedeutet auf dem Wege zur arteignen Kunstform Film und zum gepflegten Unterhaltungsmittel des Volkes, welches nicht nur unwirkliche moderne Märchen ohne inneren Gehalt auf der Leinwand sehen will, sondern in jeder Weise aufgeschlossen ist für wahre Schicksale und ernste Kunst.

Wir verlangen den nationalsozialistischen Film, wir fordern nationalsozialistischen Geist im Filmschaffen. Die deutsche Filmkunst muß dahin kommen, daß jeder in einem deutschen Atelier hergestellte Film deutsch ist in Anlage, Format und Gestaltung, ohne deswegen gleichzeitig tendenziös in üblem Sinne zu sein. Jeder Film, der sein Ursprungsland in seinem Wesen trägt, wird durch seinen Charakter internationales Format haben. Wenn die italienische Filmkunst mit Filmen wie „Camicia nera" und „Il scarpe al sole" dem völkischen Geschehen ihres Landes Denkmäler setzt, wenn die amerikanische Filmindustrie in Filmen wie „Revolution der Jugend" das Gesicht der jungen amerikanischen Generation zeigt, wenn Polen in dem Film „Der junge Wald" den Freiheitskampf der polnischen Jugend filmkünstlerisch gestaltet, so muß auch das neue Deutschland in jedem deutschen Film spürbar sein.

Dazu war es notwendig, die deutschen Filmschaffenden organisatorisch zusammenzufassen, um ihnen den Rückhalt zu geben, dessen sie bedürfen, um in ihrem künstlerischen Handeln frei und unbeschwert zu sein.

Einrichtungen wie die des Filmnachweises und der Reichsfilmdramaturgie unterstützen das künstlerische Wollen, wenn sie von den Produzenten richtig eingesetzt und zur Beratung herangezogen werden. Im Rahmen der Reichskulturkammer ist dem Film ein großer Platz zugewiesen, Staat und Partei stehen an erster Stelle im Aufbau des deutschen Filmwesens. An den Filmschaffenden selbst liegt es, ihr Möglichstes zur kulturellen Erneuerung des Films beizutragen und mitzuarbeiten an den Problemen, die nicht allein die internationale Filmwelt, sondern darüber hinaus auch die gesamte Kunstwelt beschäftigen. Wenn immer noch teilweise Film-

Digitized by Google

produktion und Filmschaffen zurückstehen und sich aus „wirtschaftlichen" Erwägungen nicht am künstlerischen Aufbau beteiligen wollen, so ist dies noch kein Grund, an der Verwirklichung dieses Wunsches des ganzen Volkes zu zweifeln.

Zwar ist die Filmkunst immer noch abhängig von der Wirtschaft und die Filmwirtschaft lehnt Versuche ab mit der Begründung, daß Kapitalien nicht gefährdet werden dürfen. Versuche aber sind notwendig für die Vorwärtstreibung einer jeden Entwicklung. Nur wenn durch künstlerisch vorwärtsstrebende Werke auch dem anspruchslosesten Publikum die innere Leere des üblichen Filmkitsches augenfällig wird und die Sehnsucht nach wirklicher Kunst ihre Befriedigung findet, werden die Folgeerscheinungen jener Epoche, in der die Filmkunst nur Handelsgegenstand war, auszutilgen sein, und der Film wird seiner eigentlichen künstlerischen Bestimmung zugeführt werden können. Dann ist auch der Weg frei zur deutschen Filmkunst, die nationalsozialistisch ist, wenn sie vom Volk kommt und zum Volk spricht. Daraus werden sich nach der endgültigen künstlerischen Reife des Films auch die wirtschaftlichen Auswertungsmöglichkeiten steigern, selbst wenn in der Übergangszeit der reine Unterhaltungsfilm das wirtschaftliche Übergewicht haben sollte. Das Kunstschaffen in Deutschland, dem Land der alten Kultur, der Dichter und Denker, darf sich nicht mit Halbheiten begnügen, sondern muß das Ziel vor Augen sehen, der Überlieferung der Nation gerecht zu werden.

Das ist aber nur möglich unter einer zielbewußten, sicheren Führung. Das deutsche Filmschaffen mußte in den Jahren des Aufbaues die organisatorischen Grundlagen für das künstlerische und wirtschaftliche Vorwärtsschreiten schaffen. Nur der in sich zusammengeschlossenen Gemeinschaft mußte es gelingen, die Entwicklung zu befruchten, die zum Niveau in der Filmkunst führen sollte. Seichte und kitschige Filme sollen nichts mehr auf den Spielplänen der Lichtspieltheater zu suchen haben. Die wirkliche Kunstform Film zu fördern, war daher die Aufgabe aller aufbauwilligen Kräfte im Filmschaffen. Der Einzelne ist machtlos, nur die Organisation Aller kann das Ziel erreichen.

Die Zusammenfassung der im und am Film Tätigen mußte daher der erste Schritt zur Neuformung des deutschen Filmwesens sein. Was morsch und schlecht war, wurde ausgeschieden und ging zugrunde — das Gute aber festigte sich und konnte, geschützt durch die Autorität der Filmstellen, nunmehr an den künstlerischen Ausbau gehen. Künstlerische Filme in volksnaher Form wurden Erfolge. Filme wie „Der alte und der junge König" gewannen nicht nur die Herzen der Deutschen, sondern auch der übrigen Völker. Durch gute Filme läßt sich der Geschmack der breiten Masse umformen, so daß in wenigen Jahren ein filmisches Erzeugnis ohne geistige und künstlerische Werte keine Daseinsberechtigung mehr hat.

Die deutsche Filmproduktion arbeitet heute mit einem Einsatz von rund fünfzig Millionen Reichsmark. Fünftausend Lichtspieltheater in Deutschland erwarten die künstlerische Weiterentwicklung mit größtem Vertrauen. Tausende deutscher Filmkünstler und mit ihnen Hunderttausende, die als Techniker, Angestellte oder Arbeiter innerhalb des Filmwesens Arbeit und Brot finden, wollen mitarbeiten an der Erreichung der Ziele, die der Filmkunst gesteckt wurden.

Der nationalsozialistische Staat, die Partei und vor allem die Führung selbst, lassen dem Film jede nur denkbare Förderung zuteil werden. Daraus haben die am Film Schaffenden, die in ihren ständischen Organisationen zusammengeschlossen sind, ihre Verpflichtung dem Film gegenüber zu erkennen und als Kulturträger im neuen Staat an seiner Entwicklung mitzuarbeiten. Es sollen sich alle finden, um mitzuhelfen, die deutsche Filmkunst groß zu machen und zu dem werden zu lassen, was sie sein soll: Ausdruck deutscher Kultur, deutschen Geistes und deutschen Kunstschaffens auf völkisch nationaler, weltanschaulicher Grundlage.

Digitized by Google

Der Film unter jüdischer Herrschaft

Von Alexander Jason in Berlin

Not, Kampf, Enttäuschung, unermeßliche Mühe — das ist das Los der Erfinder, Besessenheit von einer Idee, dem Wunsch, der Menschheit etwas Neues zu schenken, ist die Triebkraft. So wurde Ende des vorigen Jahrhunderts ein Wunder erfunden, das heute unter dem Sammelbegriff „Film" bekannt ist, das ursprünglich nur wissenschaftlichen Zwecken zu dienen bestimmt schien, sich aber zum stärksten Propagandamittel und bedeutendsten Kulturträger der Gegenwart entwickelte. Jahr für Jahr bis 1929 wurden von Filmamerika 750 lange Spielfilme und von den in Europa filmherstellenden Ländern 512 lange Spielfilme, dazu etwa 500 kurze Spielfilme und Hunderte von Kulturfilmen, Wochenschauen und Werbefilmen auf den Markt gebracht. Woche für Woche besuchen etwa 110 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten, 40 Millionen in Europa, davon allein 6 Millionen in Deutschland die Filmtheater, wo sie mit einer Eindringlichkeit in Wort und Bild beeinflußt werden, wie sie keinem anderen Kulturträger zu Gebote steht. So ist der Film eine Macht geworden, die täglich von neuem auf die Lebensformen, Wünsche und Phantasien der Massen in allen Erdteilen bestimmend einwirkt und der eine erhebliche Bedeutung für die Entwicklung der Kultur im Guten oder Bösen zugestanden werden muß.

Wer sind die Verantwortlichen, die im Zeitalter des Weltverkehrs, der Weltpolitik und der Weltwirtschaft die Kulturpolitik durch dieses Machtmittel beherrschen? Die Beeinflussung des menschlichen Gemütes wird industrialisiert. Wer sind die Gewaltigen, die Beherrscher der Menschheit, deren Gemüt und geistige Verfassung sie unter Kontrolle halten — die Kassierer von Millionen Mark? In welchem Umfange hat ihre Tätigkeit zur Herbeiführung der allgemeinen Kulturkrise beigetragen, die gegenwärtig alle Kulturvölker ergriffen hat? Tatsachenberichte über den Besuch der einzelnen Kulturstätten, die Menge und den Inhalt des Gebotenen sind es, die Aufschluß geben können. Die Nachforschung nach den verantwortlichen Persönlichkeiten, ihr Werdegang und die Rolle, welche sie innerhalb größerer Zusammenhänge spielen, ist zur Klärung von Fragen in diesem Zusammenhang von nicht geringem Wert.

Der Weltmarkt wurde bis zum Jahre 1929 zu 90 v. H. von Filmamerika beherrscht und Deutschland bis zu 50 v. H. mit amerikanischen Filmen beliefert. Die Schöpfer der Filme in Amerika entstammten durchweg den jüngsten Schichten der amerikanischen Gesellschaft, jener letzten großen Einwanderungswelle, die seit den achtziger Jahren ungezählte Juden als Flüchtlinge aus dem Osten Europas über den Ozean getragen hatte. „Die zweite mächtige Welle jüdischer Emigration nach Amerika war dann durch die Ereignisse des Jahres 1848 hervorgerufen worden, denn viele jüdische Intellektuelle, Journalisten, Schriftsteller und Kaufleute hatten mit der Revolution sympathisiert" und daher nach dem Scheitern des Umsturzes ihr Gastland verlassen müssen. Und hier in Amerika bemächtigten sich diese Kleiderhändler wie Carl Laemmle-Julius Baruch in Oskosh Wisconsin, eingewandert aus Schwaben, Pelzhändler wie Adolf Zukor, aus Ungarn nach Chikago eingewandert, Handschuhreisende wie Samuel Goldfish aus Russisch-Polen, der sich Goldwyn nennt, Schaubudenbesitzer und Zauberkünstler wie Jesse Lasky und die Brüder Schenck aus Russisch-Polen, ungarische Einwanderer wie William Fox = Fuchs, und die Loews Vater und Sohn aus dem Kleiderreinigungsbetrieb, endlich die vier Brüder Warners aus ihrer Schuhreparaturwerkstätte und Fahrradleih-

Digitized by Google

anstalt usw. des Films, dieser einzigartigen Maschine, „die es ermöglicht, Unterhaltung zu konfektionieren, in Streifen zu rollen und gleich Fleischkonserven in verlöteten Büchsen über die Erdteile bis in die entferntesten menschlichen Siedlungen zu versenden."[1])

In Deutschland befanden sich Filmherstellung und Filmverleih bis zu 90 v. H. in den Händen von Juden.

Produktions- und Verleihfirmen 1929/1932[2]).

1. Produktionsfirmen der deutschen langen Spielfilme.

a) Zahl der Produktionsfirmen.

1929 von 83 Firmen 62 oder 74 v. H. unter jüdischer Leitung.
1930 von 63 Firmen 44 oder 70 v. H. unter jüdischer Leitung.
1931 von 67 Firmen 41 oder 61 v. H. unter jüdischer Leitung.
1932 von 64 Firmen 45 oder 70 v. H. unter jüdischer Leitung.

b) Zahl der hergestellten Filme.

1929 von 183 langen Spielfilmen 158 oder 86 v. H. von jüdischen Firmen.
1930 von 146 langen Spielfilmen 128 oder 87 v. H. von jüdischen Firmen.
1931 von 144 langen Spielfilmen 120 oder 83 v. H. von jüdischen Firmen.
1932 von 130 langen Spielfilmen 112 oder 86 v. H. von jüdischen Firmen.

2. Verleihfirmen der deutschen langen Spielfilme.

a) Zahl der Verleihfirmen (außer Bezirksverleiher).

1929 von 33 Verleihern 27 oder 82 v. H. jüdische Firmen.
1930 von 29 Verleihern 23 oder 79 v. H. jüdische Firmen.
1931 von 28 Verleihern 24 oder 86 v. H. jüdische Firmen.
1932 von 26 Verleihern 21 oder 81 v. H. jüdische Firmen.

b) Zahl der verliehenen Filme (außer Bezirksverleiher).

1929 von 145 langen Spielfilmen 131 oder 90 v. H. von jüdischen Firmen.
1930 von 112 langen Spielfilmen 102 oder 91 v. H. von jüdischen Firmen.
1931 von 115 langen Spielfilmen 100 oder 87 v. H. von jüdischen Firmen.
1932 von 108 langen Spielfilmen 98 oder 91 v. H. von jüdischen Firmen.

Alle Welt weiß, daß die Filmindustrie sich eines schlechten Rufes erfreute. Die Allgemeinheit ahnte aber nicht, was sich in der Filmindustrie abspielte. Sowohl Verleihfirmen wie Produktionsfirmen kamen und verschwanden wie in keiner anderen Industrie. Von einer Stabilität, die gerade bei der Filmwirtschaft wegen des langen Kapitalumlaufs und der hohen Herstellungskosten erstes Erfordernis ist, kann nur insoweit gesprochen werden, als gewisse „Fachleute" sich erhalten haben, die aus einer Firma ausschieden, um in einer anderen wieder aufzutauchen. Nacheinander gingen Firmen mit Millionenverlusten in Konkurs — die Direktoren wurden fast immer als große „Fachkenner" in anderen Direktorenposten untergebracht. Um nur wenige Beispiele zu nennen:

Der jüdische Generaldirektor Hermann Rosenfeld (vorm. Pferdehändler), von der Presse als hervorragender Fachkenner bezeichnet, hat die Nationalfilm A.-G. so glänzend geleitet, daß sie in amerikanische Hände geriet — Herr Generaldirektor unternimmt daraufhin eine Studienreise nach Amerika. Nach seiner Rückkehr wird der Roxy-Palast in Berlin-Friedenau so heruntergewirtschaftet, daß die Angestellten kein Gehalt erhielten. „Wie Liddy Hegewald ruiniert wurde, Pferdehändler im Film", schreibt der „Berliner Herold" am 30. September 1931. Nach dieser Laufbahn wurde er von dem Präsidenten des Reichsverbandes Deutscher Lichtspieltheater e. V. als Leiter der Verleihabteilung in die „Reichsliga" zur Vertretung der Interessen der Theaterbesitzer berufen. Auch diese Firma wurde zugrunde gerichtet.

---

[1]) Vgl. „Das Judentum im Film" im „Handbuch der Judenfrage", Hammer-Verlag, Leipzig; 38. Aufl.

[2]) Vgl. „Der jüdische Einfluß auf die Filmproduktion" in den NS.-Monatsheften Nr. 64 vom Juli 1935.

Digitized by Google

Der jüdische Generaldirektor Isidor Goldschmidt war aus dem Orient über Wien nach Berlin eingewandert. Das hinderte nicht, daß es ihm ohne weiteres erlaubt war, ein das deutsche Volk aufs stärkste beeinflussendes Kulturgut maßgeblich zu beeinflussen. Auch war es kein Hinderungsgrund, daß er bereits verschiedene Leistungen zweifelhafter Art hinter sich hatte. Zunächst wirtschaftete er die Apollo-Film in Wien herunter, kam dann nach London, wo er mit dem jüdischen Generaldirektor der British International in Geschäftsverbindung trat. Daraufhin wurde er zum Generalrepräsentanten der BIP. für Europa mit dem Sitze in Berlin ernannt. Die BIP. erwarb die Aktienmehrheit der Süd-Film A.-G., und so gelangte „Isi" in die Direktion der Süd-Film A.-G. Zu dem weiteren Vorstand der Süd-Film gehörten J. Wertheim, Jacob Cahn, Sarrasch und Deutsch. Bei einem Kapital von 1 Million Mark hatte die Süd-Film 600 000 Mark Verluste zu verzeichnen. Das Kapital wird verdoppelt, der Generaldirektor führt die Geschäfte weiter, und Mitte 1932 endete dieses Unternehmen nach Angaben der Presse mit 5 Millionen Verlust.

Die Millionenverluste der „Emelka", „Münchener Lichtspielkunst A.-G." unter jüdischer Leitung, der „Ufa" unter ihren jüdischen Direktoren Pommer, Jakob, Gordon, Schlesinger und des „Deutschen Lichtspielsyndikats" unter seinem jüdischen Generaldirektor, dem Lampenhändler August Weinschenk aus Nürnberg, sind aus der Presse hinreichend bekannt[1]). So löste ein Zusammenbruch den anderen ab. Hier zeigte sich eine Wirtschaftsgesinnung, die auch dem geistigen Gesicht des Films sein Gepräge gab und die als Lebensäußerung eines bodenständigen Volkes undenkbar ist.

Die ganze Entwicklung des Films liegt in einer politisch äußerst bewegten Zeit. Nur so ist zu verstehen, wie ein Kulturträger von derartiger Bedeutung so völlig in volksfremde Hände geraten konnte. Die ersten abendfüllenden langen Spielfilme sind in den Jahren 1913/14 erschienen, zu einer Zeit also, als die besten Kräfte der Völker an den Grenzen in der Landesverteidigung standen. Während dieser Zeit, und als nach Kriegsschluß die Grenzen sich öffneten, hatte sich durch Partei- und Parlamentsherrschaft und vor allem durch ihr Geld jene dem deutschen Volke artfremde Rasse, deren Angehörige zum Teil erst ganz kurze Zeit das Gastrecht in Deutschland genossen, dieses Kulturträgers bemächtigt. Und auf die an den Grenzen geschwächten Kräfte stürzte sich in der Etappe und in der Heimat das freigewordene Kinokapital. Prof. Lange schreibt hierüber:

„Das Kino in der Etappe ist ein Kapitel für sich, das nicht zu den erfreulichsten gehört. Und das Kino der Etappe wirkt natürlich auf das der Heimat zurück. In den Städten, in denen sich die Urlauber, die Kranken und die Verwundeten ansammelten, war es bald die beliebteste Erholung, das einzig pekuniär erschwingliche Mittel, die vielen freien Nachmittage und Abende totzuschlagen... Vor mir liegt eine Eingabe sämtlicher Vereine einer norddeutschen Stadt aus den Kriegsjahren, gerichtet an das stellvertretende Generalkommando und an die Polizei, worin die Schließung sämtlicher Kinos gefordert wird im Hinblick auf die moralischen Ausschreitungen, die sich die dortigen Lichtspieltheater durch ihre Aufführungen und Reklamen hatten zuschulden kommen lassen..." („Das Kino" 1920.)

Die wahre Gesinnung dieser volksfremden Elemente kam erst zum Durchbruch, als mit dem 18. November 1918, drei Tage nach Ausrufung der Republik, mit der Zensur des Theaters, der Literatur und der Kunst auch diejenige des Films aufgehoben wurde. Die Berichte eines der führenden Filmblätter aus jener Zeit, der „Lichtbildbühne" des Juden Wolffsohn, lassen eindeutig die Einstellung jener Kreise zum deutschen Volke und zur deutschen Gesetzgebung erkennen. Es heißt dort (LBB. 25/1. 1919):

„Die Revolution räumte mit diesem Schulmeisteridyll schnell auf. Von den im Jahre 1916 kriegsverbotenen Filmen sind nach der Revolution 13 für Kinder genehmigt worden.

[1]) Vgl. „Wirtschaftsgesinnung im Film" in der „Welt des Kaufmanns" 1935, Nr. 17 vom 10. 9. 1935.

Digitized by Google

Welch' ein ausgezeichnetes Beispiel für schnelles Umlernen... Wie schnell man doch umzulernen versteht — wenn eine energische Faust etwas unsanft nachhilft..."

„1916 war der Krieg noch in Hochspannung. Deutschland war auf Sieg eingestellt. Das militärische Regiment funktionierte noch lückenlos und die Zensur wurde sozusagen unter dem Schutze der Pickelhaube betrieben. Die Industrie wagte keine Filme anzufertigen, die irgendwie mit gesetzlichen Dingen zu tun hatten..."

„1918 war die militärische Situation schon etwas weniger klar. Das Volk wurde bedenklicher und die Zensur drückte hier und da ein Auge zu..."

Und nun hatte die Novemberrevolution die Zensur beseitigt. Dazu schreibt das gleiche Blatt (Nr. 46, 1918, S. 67):

„Das Ende der Filmzensur! ...und hat die Filmzensur ein schnelles Ende gefunden: ein Opfer der großen Umwälzung, die Deutschland auf eine völlig veränderte politische Basis gestellt hat... und lästigen Fesseln entbunden, kann die deutsche Filmindustrie daran gehen, sich für den Wettkampf im Frieden vorzubereiten..."

Die Folge dieser Maßnahme aber war eine verblüffende. Theater und Kino wurden in Unterhaltungsindustrien umgewandelt und einer wohlberechneten Spekulation auf die Sensationslust und Sinnlichkeit der Menge preisgegeben. Es begann buchstäblich ein Wettkampf um die Vernichtung der deutschen Seele.

„Gleich einer Horde wilder Tiere, denen man die Käfige plötzlich geöffnet hat, und die sich nun blutgierig auf die nichtsahnende Menge stürzen, so stürzte sich das freigewordene Kinokapital auf diejenigen Elemente des deutschen Volkes, die sich an das Kino gewöhnt hatten und seinen üblen Einflüssen infolge ihrer Jugend und mangelhaften Bildung keinen Widerstand entgegensetzen konnten." (Konrad Lange, a. a. O.)

Da gab es Filme, die eine Anklage gegen bestehende Gesetze und Anschauungen sind. Andere verhöhnen förmlich die Heiligkeit der Ehe, die als eine Altväterweisheit empfunden wird. Andere wieder sind eine Verhöhnung der Religion, des Glaubens an Gerechtigkeit und Vergeltung; die Religion wird zum Gegenstand des Spottes gemacht. Das schlimmste ist die bewußte Vernichtung des Glaubens an die eigene Kraft. Abgesehen von den nicht wiederzugebenden Plakaten, welche diese Filme ankündigten, erschienen Vorankündigungen übelster Art. So wurde beispielsweise der Film „Der Myrtenkranz" wie folgt angekündigt: „Erster Teil: Die törichte Jungfrau. Zweiter Teil: Die Stunde einer Nacht, Konflikt: Die Keuschheit vor der Ehe". Der Film „Das Gift im Weibe" wurde wie folgt angekündigt:

„‚Das Gift im Weibe'. Leidenschaft, Liebe, Sinnlichkeit und Sinnengier, Leichtlebigkeit und Geldhunger werden durch scharfe Charakteristik der Darsteller naturgetreu gezeichnet. Das Gift? Extrakt alles Bösen im Weibe. Das Weib? ein ewig unergründliches Rätsel. Fünf Akte, in denen sich die Überraschungen jagen, eine Darstellung, berückend, hinreißend und ergreifend, ein Film, in dem die Leidenschaften wühlen, dem nichts Menschliches fremd ist."

Dem Film „Aus eines Mannes Mädchenjahren" wurde folgende Ankündigung vorausgeschickt:

„Erika Gläßner verkörpert Pseudohermaphroditismus in selbstverleugnender Charakterisierungskunst. Sie stellt die unselig Behafteten in spannenden Szenen dar, als armes Menschenkind von unbestimmtem Geschlecht, Szenen, die alle Tragik der sexuellen Zwischenstufen festhalten."

So hat beispielsweise ein gewisser Albert di Cassanova einen Film „Fieber" angekündigt, dessen Personenverzeichnis folgende Berufe aufweist: Sittendirne, noch eine Sittendirne, Hypnotiseur und Kuppler, Kuppelmutter, Dirne, Zuhälter, Spieler (BZ. vom 10. Juli 1919). Nach einer Inhaltsangabe des Films „Der gelbe Tod" enthält dieser u. a. drei Vergewaltigungen, mehrere Verführungen, ein Pogrom, mehrere Morde und Selbstmorde. Eine wahre Schmutzwelle ergoß sich über das deutsche Volk. Es sind die Verbrecherviertel und Zuhälterkneipen, die Opiumhäuser und Spielhöllen, die Nachtasyle und Gefängnisse, in denen diese Handlungen spielen.

Digitized by Google

Hier war der Bolschewismus in Deutschland an der Arbeit. Hier erfaßte er das Volk in seiner Gesamtheit an seiner Wurzel, um es zu vernichten. Der Schaden, der dem Volke zugefügt wurde, ist unübersehbar. Nach einem Bericht in der Deutschen medizinischen Zeitschrift von 1919 sollen sich zur Zeit der Vorführung des „Aufklärungsfilms" „Es werde Licht" die Behandlungsstätten für Geschlechtskrankheiten mit „Gewarnten" und „Aufgeklärten" gefüllt haben („Die Bedeutung des Films für soziale Hygiene und Medizin" 1920).

Bei einer Vorführung des Films „Anders als die Andern" im Jahre 1919 verließ eine Anzahl Soldaten unter Protest den Saal. Ein unbefangener Literaturkritiker ging so weit, zu sagen, daß die Atmosphäre in gewissen Lichtspielhäusern der Atmosphäre der öffentlichen Häuser nahe verwandt sei. Er weist darauf hin, daß in einer Münchener Frauenklinik die Hälfte der minderjährigen Wöchnerinnen ihre Verführer im Kino kennengelernt haben, und das sind nicht weniger als 150 gewesen[1]).

Und nun ein Urteil aus gerichtlichen Erfahrungen. Dr. jur. Galleiske schreibt im „Reichsboten" Nr. 500 vom 10. Oktober 1919:

„Wenn man Presseberichte und Gerichtsverhandlungen ‚Unterrichtskurse für Verbrecher' genannt hat, dann muß das Kino ‚die hohe Schule für Verbrecher' heißen! Auf sämtliche Gebiete des Strafrechts führt der Film. Wie unendlich viele Jungen hat das Kino schon vor Gericht und ins Gefängnis gebracht. Der Jugendrichter, der Seelsorger, der Verteidiger, der nach dem Grunde der Tat forscht, hört von den Angehörigen immer wieder: ‚er muß in alle Kinos rennen, und dort sieht und lernt er ja, wie er es zu machen hat'."

Im Zusammenhang mit diesem Bericht aus gerichtlichen Erfahrungen ist eine Feststellung des Oberlandesgerichts Hamm aufschlußreich. Hiernach ist die Zahl der jugendlichen Verbrecher von 4200 im Jahre 1914 auf 34 000 im Jahre 1919 gestiegen[2]).

Vom Volke selbst wurden diese artfremden Filme immer wieder abgelehnt, sei es in öffentlichen Protesten, sei es in Eingaben durch Vereine und Verbände. Besonders vernichtend ist in dieser Beziehung ein Bericht, den 40 Männer und Frauen der „Volksgemeinschaft zur Wahrung von Anstand und Sitte" in Köln Ende 1920 über ihren Besuch von 36 Kinos erstattet haben, und der sich auf 200 Filme bezieht, die damals in den Filmtheatern verschiedensten Ranges liefen. Dieser Bericht wurde vom Reichsministerium des Innern dem Ausschuß der Nationalversammlung zur Prüfung des neuen Lichtspielgesetzes vorgelegt (Drucksachen der Nationalversammlung Nr. 2317, 1920, S. 51—54).

Nach langen Debatten wurde trotz besonderer Proteste der Mehrheitssozialisten und Demokraten das Reichslichtspielgesetz im Mai 1920 angenommen. Mit Erscheinen des Gesetzes aber setzte ein gewaltiger Sturm seitens der Filmindustrie, geführt von der Fach- und Tagespresse ein, der bis in die neueste Zeit andauerte. Wie aber sah die „strenge Zensur" in Wirklichkeit aus? Professor Lange sagt über das verabschiedete Gesetz (a. a. O., S. 225):

„Es zeigt sich auch hier wie bei anderen Gesetzen, die die Nationalversammlung verabschiedet hat, daß sie bei der heterogenen Zusammensetzung der gesetzgebenden Faktoren ungefähr den Charakter gewisser Hundekreuzungen anzunehmen pflegen, bei denen ein Exemplar etwa ein Drittel Dackel, ein Drittel Pinscher und ein Drittel Pudel werden kann, eine konzentrierte Hundeausstellung."

Die Bestimmung, daß ein Film wegen seiner „politischen, religiösen und ethischen oder Weltanschauungstendenz als solcher" nicht verboten werden darf, hält Professor

[1]) Bericht des 23. Ausschusses über den Entwurf eines Gesetzes über die Prüfung von Bildstreifen für Lichtspiele, „Drucksachen der Nationalversammlung" Nr. 1907.

[2]) Vgl. „Weltanschauung im Film" in den NS.-Monatsheften Nr. 67, Oktober 1935.

Digitized by Google

Lange für so verfehlt, daß diese Einschränkung geeignet ist, „unter Umständen die ganze Zensur unwirksam zu machen", wie es auch tatsächlich war. Einen Einfluß auf die Qualität der Filme zu gewinnen, war der gesetzlichen Zensur schon aus dem Grunde nicht möglich, weil sie erst einsetzte, wenn der Film fertiggestellt, also an dem Geist des Films nichts mehr zu ändern war. Und das deutsche Volk blieb weiterhin den Zersetzungsarbeiten der volksfremden Filmindustrie ausgesetzt; die Filmfabrikanten blieben die gleichen, ihre Absichten änderten sich nicht, nur ihre Methoden.

So hatte beispielsweise ein Einspruch gegen den Film „Fruchtbarkeit", der für die Geburteneinschränkung und für die Anwendung empfängnisverhütender Mittel Propaganda machte, folgendes Ergebnis: Als die Angelegenheit vor die Filmoberprüfstelle kam, erstattete der jüdische Medizinalrat des Reichsinnenministeriums, Oberregierungsrat Goldmann, ein Gutachten, das dahin lautete:

1. Der Gedanke der Geburtenregelung bzw. Empfängnisverhütung und Geburteneinschränkung ist bereits Allgemeingut der Bevölkerung. Diese Ansichten werden durch den Film nicht erst verbreitet.

2. Die Geburtenregelung und die Anwendung empfängnisverhütender Mittel sind ein wirksames Mittel zur Bekämpfung der Abtreibung.

3. Zur Frage, ob die Existenz und das Interesse des Staates bedroht sei, erklärte Goldmann, daß „jede Bevölkerung den Fortpflanzungsmodus" suche, der ihr am besten liege. Kein Land sei in der Lage, hier dem Volke Vorschriften zu machen.

Nach diesem Gutachten wurde der Film für das ganze Reich freigegeben. Nach der heutigen Kenntnis der Verhältnisse konnte die Entscheidung gar nicht anders ausfallen. Gerichtsbarkeit, Presse, die maßgeblichen Organe und Ämter befanden sich alle in Händen Gleichgesinnter und waren von artfremden Elementen besetzt. Sie alle warfen sich die Bälle zu: der Sanitätsrat Hirschfeld dem Filmfabrikanten Ornstein, der jüdische Oberregierungsrat Goldmann dem jüdischen Pressechef Wolffsohn oder Weinert usw.

Sechs Millionen deutscher Volksgenossen aber waren zwanzig Jahre lang Woche für Woche der Wirkung dieser Geisteserzeugnisse ausgesetzt. Der Raubbau, der auf wirtschaftlichem Gebiet betrieben wurde, fand seine Ergänzung auf kulturellem Gebiet in der Zersetzung und Entartung des Volkes. Dieselben Männer, die so rasch erkannt hatten, wie vortrefflich sich auf erotische, soziale und infantile Anlagen der Massen spekulieren läßt, und die berüchtigten „Aufklärungs"-Filme usw. hergestellt hatten, bedienten sich ebenso raffiniert der Gemütsbewegungen, wie sie von uralten im Volke verwurzelten Mythen und Sagen und den nationalen Heldentaten ausgehen. Daher wurden nicht nur Romane, sondern auch die Heldengeschichte des Landes mit größter Gründlichkeit nach geeigneten Stoffen durchsucht.

Und so entstanden die Militärfilme, deren Hauptdarsteller, Regisseure und Autoren Juden waren, und die in dem deutschen Volke so viel Widerspruch auslösten. Militärfilm nach Militärfilm lief über die Leinwand, deren Hauptdarsteller die Juden Siegfried Arno und Felix Bressart waren, wie beispielsweise „Der Schrecken der Garnison" (Bressart), „Der Zapfenstreich am Rhein" (Arno, Regie Speyer (Jude)), oder „Wenn die Soldaten marschieren", Drehbuch von Ida Jenbach (Jüdin), Regie Jakob und Luise Fleck (Juden). Der geschichtliche Film „Der Kongreß tanzt" wurde geschrieben von Norbert Falk (Jude) und Robert Liebmann-Lippmann (Jude), und in Szene gesetzt von Charell-Löwenberg.

So wurden die deutschen Helden dem deutschen Volke und der Welt von volksfremdem Geist gesehen und bearbeitet vorgesetzt. Meist mehrere Posten in jedem Film waren von Juden besetzt. Bis zu 81 v. H. der Manuskripte wurden bis zum Jahre 1932 von Juden verfaßt und 53 v. H. der Filme von jüdischen Spielleitern in Szene gesetzt. Nach dem „Handbuch der Filmwirtschaft" Bd. I, S. 72 ff., haben

Digitized by Google

u. a. in den Jahren 1926—1929 jährlich 4—12 Manuskripte je Jahr geschrieben die Juden Robert Liebmann, Max Glaß, Walter Reisch, Dr. Alfred Schirokauer, Julius Urgis u. a. Ähnlich liegt es bei den Regisseuren und ihrer Arbeit. J. und L. Fleck, Wolfgang Neff, Richard Oswald-Ornstein, Erich Schönfelder, Jaap Speyer, Rudolf Walter Fein, Friedrich Zelnik, Thiele-Isersohn u. a. waren die Schöpfer der „deutschen" Filme, ihre Namen sind unzertrennlich verknüpft mit der Filmherstellung des letzten Jahrzehnts; sie brachten es fertig, bis zu zehn Filme im Jahre zu drehen.

Das Verhältnis der Anteilnahme der Juden an der Filmherstellung und im Verleih in Verbindung mit demjenigen bei den Filmschaffenden führte zu dem Ergebnis, daß kaum ein Film über die Leinwand der deutschen und ausländischen Filmtheater lief, der nicht in irgendeiner Form die jüdische Kontrolle, sei es seitens des Geldgebers oder der geistigen Beeinflussung oder in beider Beziehung durchgemacht hatte. Einige Beispiele: 1932: „Die elf Schillschen Offiziere": Filmhersteller: „Märkische Film" (Inhaber Jude Stern), Drehbuch und Regie: Rudolf Meinert (Jude), Musik: Hans May (Jude), Hauptdarsteller: Friedrich Kayßler. — „Trenck": Filmhersteller: Phoebus-Tonfilm (Inhaber Silberberg, Jude), Drehbuch und Regie: Ernst Neubach (Jude), Musik: Hans May (Jude), Darsteller: Hans Stüwe. — 1933: „Ein Lied geht um die Welt": Filmhersteller: Rio-Film (Inhaber Richard Oswald-Ornstein, Jude), Drehbuch: Ernst Neubach und Hans Goldberger (Juden), Regie: Richard Oswald, Musik: Ernst Neubach und Hans May (Juden), Hauptdarsteller: Schmidt (Jude). — „Die Blume von Hawai": Filmhersteller: Rio-Film (Inhaber Richard Oswald-Ornstein, Jude), Drehbuch: Heinz Goldberg (Jude), Regie Richard Oswald (Jude), Musik: Abraham (Jude), Hauptdarstellerin: Martha Eggert.

So wurde das geistige und künstlerische Gesicht des „deutschen" Films von volksfremden Elementen gestaltet. Durchschnittlich liefen während der Jahre 1923—1929 jährlich 392 lange und 335 kurze in- und ausländische Spielfilme vor den deutschen Besuchern, dazu die langen und kurzen Kulturfilme, Werbefilme und Wochenschauen. 255 Millionen Mark etwa trug das deutsche Volk Jahr für Jahr in die 5000 deutschen Filmtheater. Die Nutznießer und Filmfabrikanten aber waren 20 Jahre lang die gleichen: Noch im Jahre 1930 durfte der frühere Synagogenkantor Alfred Rosenthal im „Kinematograph" (Nr. 145 vom 21. 8. 1930) ankündigen: „Richard Oswald wird bei der kommenden Produktionsperiode eine ganze Anzahl von Filmen inszenieren", und am 5. 11. 1930 mußte es sich das deutsche Volk gefallen lassen, daß von dem gleichen Oswald im „Kinematograph" von Rosenthal geschrieben wurde: „Er ist ohne Zweifel eines der größten Filmtalente, über die wir in Deutschland verfügen ... Oswald verstand es immer, Filmstoffe zu entdecken ... Man braucht nur an seine Aufklärungsfilme denken: Prostitution usw...."

So wurden 20 Jahre lang dem deutschen Volke artfremde Filme aufgezwungen. Vergeblich tat sich der Wille des deutschen Volkes in der Ablehnung dieser Filme in Eingaben, Gesetzesentwürfen usw. kund; er wurde nicht beachtet. So stand die Filmproduktion der ganzen Welt bereits 1928 vor einer schweren Krise. Da kam der Tonfilm und zog noch einmal die Besucher in die Filmtheater. Sobald aber diese technische Erfindung Allgemeingut war, begann die Abwanderung der Massen aus den Filmtheatern aufs neue. Um 40 Millionen sind beispielsweise die Besucher der Filmtheater im Jahre 1932 gegenüber 1931 zurückgegangen. Zu gleicher Zeit aber, als die Filmtheater immer leerer wurden, konnten die Säle der nationalsozialistischen Redner die Massen nicht fassen. Hier aber wurde das deutsche Volk in seinem Innersten angesprochen.

Dann kam der 30. Januar 1933 und mit ihm die nationale Regierung. Und

Digitized by Google

während in andern Ländern von den verschiedensten Seiten versucht wird, der Filmkrise Herr zu werden — in Amerika kam es im Jahre 1934 zu einem offenen Boykott der Filmtheater — zog die nationalsozialistische Regierung die einzige Folgerung, die aus den gemachten Erfahrungen gezogen werden konnte, und stellte in ihrem gesetzgeberischen Werk und in dem Ständischen Aufbau das Volk und seine rassische Bedingtheit als höchsten und letzten Grundwert ebenso wie für das politische und wirtschaftliche Leben so auch für das kulturelle Leben auf. Heimat, Rasse, Volk und Gott, das sind die Grundlagen der deutschen Erziehung, sei es durch die Schulen, sei es durch die Kulturstätten. Durch die am 28. Juni 1933 erlassene Vierte Verordnung über die Vorführung ausländischer Bildstreifen führte die Regierung die deutsche Filmherstellung in die Hände des eigenen Volkes zurück. Deutsche Filme dürfen danach nur noch von Deutschen hergestellt werden. Dazu stellte das Lichtspielgesetz vom 16. Februar 1934, das an die Stelle des Lichtspielgesetzes vom 12. Mai 1920 trat, das deutsche Filmwesen auf eine neue Grundlage. Erstmalig stellt es den Grundsatz der Mitverantwortung des Staates an dem von ihm betreuten Filmwesen auf. Und wenn bei dem Gesetz von 1920 ein Verbotsgrund wegen „einer Weltanschauung als solcher" nicht bestand, so trat neben die bisherigen Verbotsgründe der öffentlichen Ordnung und Sicherheit nach dem neuen Lichtspielgesetz die Möglichkeit, einen Film auch dann zu verbieten, wenn er geeignet ist, nationalsozialistische, religiöse, sittliche und künstlerische Empfindungen zu verletzen. Der Staat will durch positive Mitarbeit verhindern, daß dem Geschmack weiter Bevölkerungskreise abträgliche und Widerspruch auslösende Filme die Zensur passieren. Mit diesen Gesetzen und den ihre Anwendung erleichternden Aus- und Durchführungsbestimmungen hat die nationalsozialistische Regierung der Filmindustrie das Rüstzeug in die Hand gegeben, das sie befähigt, in neuem Geist den neuen nationalen Film zu schaffen, dem allein die Zukunft gehört[1]).

Die Filmzensur im neuen Staat

Von Arnold Bacmeister in Berlin

Die deutsche Filmzensur war in der Vergangenheit eine polizeiliche Angelegenheit. Sie hatte darüber zu wachen, daß die öffentliche Ordnung nicht gestört wurde, daß Sitte und Anstand gewahrt blieben. Sie beschränkte sich demgemäß auf die Entfernung allzu krasser Eindeutigkeiten und griff ein, wenn die politischen Gegensätze im Kino aufeinanderprallten. Sie war — je nach Weltanschauung oder Temperament des örtlichen Polizeigewaltigen — teils kleinlich-bürokratisch, teils großzügig-duldsam und bot damit ein Bild liberaler Unsicherheit und Zersplitterung, wie es für das öffentliche Leben jener Zeit kennzeichnend ist.

Die vorübergehende Aufhebung jeder Zensur unmittelbar nach Kriegsende hatte eine ungeheure Schmutzwelle zur Folge; der gerade im Film beherrschende Einfluß des Juden zeigte sich hier erschreckend klar. Trotz der tief eingewurzelten Abneigung der Novemberrepublikaner gegen jede staatliche „Bevormundung" erfolgte unter dem Zwang der unhaltbaren Zustände am 12. Mai 1920 der Erlaß eines Reichslichtspielgesetzes. Dieses Gesetz, das in der Folgezeit von seinen eigenen Vätern immer wieder bekrittelt wurde, brachte die Prüfpflicht aller zur öffentlichen Vorführung in Deutschland bestimmten Filme. Es stellte eine Reihe von Ver-

[1]) Vgl. die neue Gesetzgebung und den Ständischen Aufbau, sowie das Filmschaffen 1932—1935 im „Handbuch des Films" von A. Jason (Verlag Hoppenstedt & Co., Berlin W 8).

Digitized by Google

botstatbeständen[1]) auf, die die Grundlage für die Entscheidungen der beiden amtlichen Prüfstellen in Berlin und München bildeten.

Die deutsche Filmzensur blieb damit eine Einrichtung, die ihrem Wesen nach polizeilichen Charakter hatte. Ihr Zweck erschöpfte sich nach wie vor in der Ausmerzung von Filmen oder Filmteilen, die als öffentliche Gefahrenquelle betrachtet wurden. So vermochte zwar die Zensur die schlimmsten Auswüchse zu beseitigen, sie konnte aber weder die Massenherstellung undeutscher Schunderzeugnisse, noch das Eindringen roter Tendenzfilme verhindern, ein Versagen, das überhaupt erst erklärlich wird, wenn man die Tatsache berücksichtigt, daß der Zensor den zügellosen Angriffen der Asphaltliteraten und Kulturbolschewisten nahezu schutzlos preisgegeben war.

Das Lichtspielgesetz vom 16. Februar 1934 unterscheidet sich in Grundhaltung und ratio wesentlich vom alten Gesetz. Bei näherer Betrachtung schälen sich drei große Gedanken heraus, von denen die Filmzensur heute beherrscht ist.

Die Filmzensur ist autoritär. Wie es in einem Zeitabschnitt der weltanschaulichen Kämpfe, des Widerstreites der Belange und des Zusammenbruchs einer Gesellschaftsordnung nicht anders zu erwarten war, wurde im vergangenen System auch der Film zu einem Gegenstand umstrittener Meinungen. Je nach der politischen und weltanschaulichen Einstellung des einzelnen Prüfbeamten oder Beisitzers erfuhr ein und derselbe Film die verschiedenartigste Beurteilung. Da über die Zulassung abgestimmt wurde, hing das Schicksal des Films von einer mehr oder minder zufällig sich zusammenfindenden Mehrheit ab. Wurde der Vorsitzende überstimmt, so trat der heute grotesk anmutende Fall ein, daß er eine seiner inneren Überzeugung widersprechende Entscheidung verkünden mußte. Wohl hatte er dann die Möglichkeit, diese Entscheidung noch in der Sitzung anzufechten, ein Recht, das auch durch zwei der beteiligten Beisitzer ausgeübt werden konnte, aber gerade aus diesem parlamentarischen Hin und Her ist ersichtlich, daß Zulassung oder Verbot eines Films in gewissen Fällen zu einer Art Glücksspiel wurde, dessen Ausgang keinem der Beteiligten bekannt war.

Mit diesem unmöglichen Zustand hat das neue Lichtspielgesetz gründlich aufgeräumt. Es bestimmt in seinem § 17: „Über die Zulassung und Bewertung der Filme entscheiden die beamteten Vorsitzenden der Prüfstelle[2]), bei Spielfilmen unter Zuziehung von 4 Beisitzern". An die Stelle eines Gremiums, das nirgends zu fassen war und nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnte, ist also eine Einzelperson, der Prüfbeamte, getreten, der allein entscheidet, und der für seine Entscheidung auch allein die Verantwortung trägt. Der autoritäre Grundsatz gilt nicht nur für die sogenannten Einzelentscheidungen (Kulturfilme, Werbefilme, Wochenschauen), sondern auch für die Kammerentscheidungen, d. h. für die Zensur von Spielfilmen, die der Prüfbeamte unter Zuziehung von 4 Beisitzern vornimmt. Die Zuziehung von Beisitzern bedeutet keine Durchbrechung des autoritären Grundsatzes. Denn einmal werden die Beisitzer nicht mehr wie früher von einer Unzahl verschiedener, womöglich sich gegenseitig befehdender Verbände entsandt,

[1]) § 1, Absatz 2 des Gesetzes lautet: „Die Zulassung eines Bildstreifens erfolgt auf Antrag. Sie ist zu versagen, wenn die Prüfung ergibt, daß die Vorführung des Bildstreifens geeignet ist, lebenswichtige Interessen des Staates oder die öffentliche Ordnung oder Sicherheit zu gefährden, das religiöse Empfinden zu verletzen, verrohend oder entsittlichend zu wirken, das deutsche Ansehen oder die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden. Die Zulassung darf wegen einer politischen, sozialen, religiösen, ethischen oder Weltanschauungstendenz als solcher nicht versagt werden. Die Zulassung darf nicht versagt werden aus Gründen, die außerhalb des Inhalts der Bildstreifen liegen."

[2]) Es gibt für das gesamte Reichsgebiet nur noch eine Prüfstelle in Berlin.

Digitized by Google

sondern sie werden von den Präsidenten der einzelnen Kammern der Reichskulturkammer vorgeschlagen und vom Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda ernannt. Sodann haben die Beisitzer nur noch beratende Stimme, die Gefahr des Wiederauflebens parlamentarischer Unsitten ist also von vornherein ausgeschlossen. Das Entscheidende der neuen Regelung liegt darin, daß der Zensor nicht mehr dem Streit der Parteien ausgesetzt, sondern allein dem Gesetz und seinem eigenen Gewissen unterworfen ist.

Die Filmzensur wendet sich gegen den Kitsch. So wenig der nationalsozialistische Staat geneigt ist, die Kunst zu kommandieren, sie in amtlich vorgeschriebene Bahnen zu lenken, so wenig ist er auf der anderen Seite gewillt, die Unkunst ins Kraut schießen und schließlich triumphieren zu lassen. Das neue Lichtspielgesetz hat als erstes Zensurgesetz der Welt den Mut, künstlerische Gesichtspunkte als Element der Filmzensur einzuführen. Der Verbotsgrund der Verletzung des künstlerischen Empfindens soll einen Damm aufrichten gegen die trübe Flut des Schundes, gegen die geist- und witzlose, nur des geschäftlichen Interesses wegen hergestellte Dutzendware, die unser Volk jahraus, jahrein um sein Eintrittsgeld betrog und weder seinen Erlebnishunger, noch seine Sehnsucht nach Freude, Erhebung und innerer Bereicherung stillte.

Die Einführung der „Geschmackszensur" wäre in der vergangenen liberalistischen Epoche eine glatte Unmöglichkeit gewesen. Man wäre über den Streit, wo die Grenze zwischen Kunst und Kitsch zu ziehen sei, überhaupt nicht hinausgekommen. Heute handelt es sich gar nicht um kunstkritische Fragen, sondern darum, ob der Film den erhöhten geistigen Ansprüchen und kulturellen Bedürfnissen des deutschen Volkes gerecht zu werden vermag oder ob er mit Erzeugnissen aufwartet, von denen sich ein großer Teil des Volkes enttäuscht oder verärgert abwendet. Da der Staat mit der Zulassung eine gewisse Verantwortung für die innere Haltung des Films mit übernimmt, muß er auch das Recht für sich beanspruchen können, ein Nein auszusprechen, wenn ein Film geeignet ist, den kritischen Beschauer anzuöden, den anspruchslosen dagegen an ein kunst- und kulturloses Niveau zu gewöhnen und so den Zugang zu edleren Empfindungen langsam aber sicher zu verschütten.

Die Geschmackszensur bedeutet für den sauberen Unterhaltungsfilm keine Gefahr. Sie bezweckt nicht, daß der Film sich nun stets tiefgründiger Probleme bemächtigen soll, sondern sie weist lediglich mit Nachdruck darauf hin, daß die Zeiten endgültig vorüber sind, in denen man mit der serienmäßigen Herstellung verfilmter Magazingeschichten Geld verdienen konnte. Geschmackszensur bedeutet auch nicht blutlose Ästhetik oder Zimperlichkeit. Der Film kann seiner Aufgabe, künstlerisch gestaltetes Leben widerzuspiegeln, nicht gerecht werden, wenn er nur die Schönheiten und Freuden des Daseins, nicht auch seine Schattenseiten und Dunkelheiten darzustellen vermag. Wo die Lebenslüge beginnt, beginnt ja gerade der Kitsch. Es wäre das sichere Ende jeder Filmkunst, wenn eine engherzige Zensurbehörde jede Derbheit, sofern sie lebenswahr ist, jede Kraßheit, die dramaturgisch begründet ist, jede Offenheit in erotischen Dingen, soweit sie gesund und natürlich ist, mit der Schere bedrohen würde.

Die Filmzensur fördert den guten Film. Das neue Lichtspielgesetz enthält zwar eine Anzahl rein negativer Bestimmungen, die es seinem Zweck entsprechend nicht entbehren kann[1]), aber sein Sinn erschöpft sich nicht in Verbotstatbeständen,

[1]) § 7 des Gesetzes lautet: „Die Zulassung ist zu versagen, wenn die Prüfung ergibt, daß die Vorführung des Films geeignet ist, lebenswichtige Interessen des Staates oder die öffentliche Ordnung oder Sicherheit zu gefährden, das nationalsozialistische, religiöse, sittliche oder künstlerische Empfinden zu verletzen, verrohend oder entsittlichend zu wirken,

Digitized by Google

sondern zielt darauf hin, dem Kunst- und Kulturwillen des Filmschaffenden alle Möglichkeiten fruchtbarer Entfaltung zu geben. Ausgehend von der Überzeugung, daß der wertvolle Film Angelegenheit und Forderung des ganzen Volkes zu sein hat, das in ihm den Pulsschlag seines eigenen kraftvollen Lebens spüren, seine Freuden und Hoffnungen, seine Sehnsucht und völkische Verwurzelung, seine Heimatliebe und Schaffensfreude gestaltet sehen will, wurde die Zensurgesetzgebung bewußt auf die positiv-aufbauende Grundlage der Förderung dieses wertvollen Films gestellt.

In diesem Zusammenhang ist zunächst die Einsetzung eines Reichsfilmdramaturgen hervorzuheben. Zwar wurde die ursprünglich eingeführte obligatorische Vorprüfung aller Spielfilmmanuskripte nicht aufrecht erhalten, da die Unmenge der vorgelegten Stoffe, die oft gar nicht zur Verfilmung gelangten, die eigentliche Aufbauarbeit des Reichsfilmdramaturgen nur erschwerte. Aber an der Institution als solcher hält auch das Gesetz zur Änderung des Lichtspielgesetzes vom 13. Dezember 1934 fest, indem es dem § 2 des Lichtspielgesetzes folgende Fassung gibt: „Erachtet der Reichsfilmdramaturg den ihm vorgelegten Entwurf oder das Drehbuch für förderswert, so kann er auf Antrag der Firma diese bei der Herstellung des Manuskripts und des Films beraten und unterstützen. Die Firma ist alsdann gehalten, seinen Weisungen Folge zu leisten."

Der Reichsfilmdramaturg wird sich danach in Zukunft in erster Linie der Gestaltung künstlerisch und staatspolitisch bedeutsamer Stoffe widmen, um so die jährliche Zahl deutscher Spitzenfilme zu erhöhen. Da sich sein Einfluß auch auf alle praktischen Maßnahmen der Herstellung des Filmes selbst erstreckt, haben sich seine Wirkungsmöglichkeiten gegenüber der alten Regelung im einzelnen Fall erheblich gesteigert.

Ganz besonders stark drückt sich die positive Tendenz des Gesetzes in der der Zensur mitübertragenen Aufgabe der Filmwertung aus[1]). Die Filmprüfstelle hat in einem Prüfgang sowohl über die Zulassung des Films, als auch über die Frage der Erteilung einer Anerkennung zu entscheiden. Dem guten Film wird also von Amts wegen das seinem Wesen und seiner Bedeutung entsprechende Prädikat mit auf den Weg gegeben, eine Auszeichnung, die steuerliche Vergünstigungen zur Folge hat und sich damit als Ansporn zur Herstellung weiterer wertvoller Filme auswirkt.

Eine bedeutsame Maßnahme ist schließlich die in der 6. Verordnung zur Durchführung des Lichtspielgesetzes vom 3. Juli 1935 ausgesprochene Kraftloserklärung aller vor der Machtübernahme ausgesprochenen Zulassungen. Über die Anträge auf Neuzulassung entscheidet gleichfalls die Filmprüfstelle. Sie hat damit die Möglichkeit und die Pflicht, alle veralteten, der nationalsozialistischen Weltanschauung widersprechenden Filme endgültig zum Verschwinden zu bringen. Diese „Entrümpelung" wird mit dazu beitragen, den Weg freizumachen für den gesunden, zeitnahen Film, dem Reichsminister Dr. Goebbels die Aufgabe gestellt hat, „zu gestalten, was Menschenherzen erfüllt und erbeben läßt, und sie durch Offenbarung des Ewigen in bessere Welten zu entrücken."

---

das deutsche Ansehen oder die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden. Eine Gefährdung des deutschen Ansehens ist auch anzunehmen, wenn der Film im Ausland mit einer Deutschland abträglichen Tendenz vorgeführt wird oder vorgeführt worden ist; die Prüfstelle kann in diesem Falle die Zulassung von der Prüfung des ausländischen Films in der Fassung abhängig machen, in der er in seinem Ursprungsland herausgebracht worden ist."

[1]) Diese oblag früher der Preußischen Bildstelle beim Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin und der Bayerischen Lichtbildstelle in München.

Digitized by Google

Neuer Geist im neuen Film

Von Robert Volz in Berlin

Wer ins Theater geht, sehnt sich nach einem Spiele vom Leben. Ob Bühne oder Kino — immer sucht der Mensch etwas, was mehr ist als sein eigenes Dasein. Ist er anspruchslos und leicht zufrieden, dann wird es ihm schon genügen, einem lauten, derben Wandel in eine andere Umgebung zu folgen, die ihn heftig ablenkt und in Atem hält. Doch damit ist nicht gesagt, daß er nicht auch stilleren Wirkungen zugänglich wäre, die in unerschlossene Gebiete seines Gemütes vordringen.

Aber wie auch immer seine innere Bereitschaft aussehen möge, auf keinen Fall wird ihm ein Abklatsch des Lebens genügen. Wenn Filme aus der Natur große Anziehungskraft besitzen, so hat das seinen Grund darin, daß der Mensch und besonders der Städter zu wenig Gelegenheit hat, das Leben der Natur zu verfolgen, und daß ihm deshalb jeder Film auf diesem Gebiete eine Offenbarung bedeutet. Über alles echt sind auch die Wochenschauen, aber auch hier geht es nur um eine besondere Art der Mitteilung von Ereignissen wie bei einer Zeitung, nur daß an die Stelle des Begrifflichen das Anschauliche tritt.

Es ist in der Vergangenheit oft behauptet worden, der Film müsse das Leben so zeigen, wie es ist. Aber man hat diese Forderung immer dann erhoben, wenn es sich um vermeintlich soziale Filme, um problematische Stoffe gehandelt hat, die dazu dienen sollten, die Massen aufzuwiegeln, die Autorität zu untergraben, die Bindung des Menschen an den Staat und an sein Volk zu verneinen und unbequeme Verantwortung zu leugnen. Solche Filme entließen die Besucher im Zustande neuer Unzufriedenheit und Gärung, sie besaßen nicht die Kraft, die Menschen über die nüchterne Wirklichkeit, um die es ihnen ging, zu erheben. Sie waren das beste Gift der bolschewistischen Zersetzung.

Die Frage aber, was ein Film sich an Freiheit der Phantasie herausnehmen darf und wo die Grenzen zwischen Wahrheit und Echtheit einerseits und Fabel, Traum und schönem Schein andererseits liegen, ist eigentlich der Kernpunkt der ganzen Filmkultur, soweit es sich um den Spielfilm handelt.

Wir lehnen heute den Film ab, der mit leichter Hand das Leben verfälscht, nur um uns vorzutäuschen, es sei ja alles schön und unbeschwert. Wir verlangen vielmehr die Beziehung zu unserem eigenen Dasein, die Verbindung zum großen und kleinen, zum weiten und engen Leben, das uns umgibt.

Weit gesteckt ist der Rahmen des schönen Scheins, der unbegrenzten Illusion, und es hat Filme gegeben, die durch den Reiz ihrer Form und ihres Aussehens bezwingend waren, ohne im ernsten Sinn des Wortes beziehungsvoll und unserem Leben stark verbunden zu sein. Ihren Erfolg bestimmte meist die Besetzung, die den inneren Leerlauf zu überwinden wußte. Aber ein Verderb, der hier droht, ist unverkennbar: die Gewöhnung des Kinobesuchers an die Wertschätzung der äußeren Mittel auf Kosten des Gehalts.

Niemand wird so einseitig sein, zu verlangen, daß der Film immer nur große künstlerische Ziele und tiefe geistige Fragen anschneiden müsse.

Der erste Beschützer und weitherzige Freund des deutschen Films, Reichsminister Dr. Goebbels, hat bei mehr als einer Gelegenheit betont, daß im Film, auf der Bühne und im Rundfunk neben den großen ernsten Aufgaben auch der leichte Sinn, die unbeschwerte, harmlose, aber deshalb nicht krampfhafte, stumpfsinnige und geschmacklose Unterhaltung ihre Daseinsberechtigung hätten.

Digitized by Google

Mitte Dezember 1935 hat Dr. Goebbels in einer grundlegenden, großen Rede in der Berliner Kroll-Oper, wo er während des Internationalen Filmkongresses die 10 Thesen für die Förderung und Pflege des Films verkündet hatte, zu den Filmschaffenden im Beisein führender Persönlichkeiten der Reichskultur- und der Reichsfilmkammer, der Amtsleitung Film der NSDAP., der NS.-Kulturgemeinde, der Industrie und von Vertretern der Presse gesprochen. Eingeladen hatte der Fachschaftsleiter und Vizepräsident der Reichsfilmkammer Hans Weidemann. Alle erlebten ein neues, geistvolles Bekenntnis zum Aufstiege des deutschen Films, eine neue, eindringliche Hinführung zu den Aufgaben, die es zu lösen gilt. In einer Reihe von Anregungen, die im Laufe der Zeit feste Gestalt annehmen sollen, und die ebenso die leichte Hand, wie die zielbewußte Führung erkennen lassen, faßte der Minister abschließend die künftige Filmpolitik der Regierung zusammen.

Wo hat je in der Vergangenheit eine staatliche Führung so viel Verständnis und so viel eigene, produktive Mitarbeit für den Film unentwegt in die Waagschale geworfen? Auch hier wird die Kunst zur politischen Angelegenheit, auch hier zeigt sich, daß keine Erscheinung und kein Gebilde des Volkslebens aus dem Gesamtgefüge herausgelöst werden können.

So schließt sich auch die Überlegung zum Kreise, daß der Verbraucher des deutschen Films, der Kinobesucher, im Laufe der Zeit mehr und mehr aus eigener Kraft das durchsetzen wird, was ihm heute mit Hilfe staatlicher Erziehung und durch das filmfreudige Gewissen einer verantwortungsvollen Presse beigebracht werden muß: die Forderung des guten und die Ablehnung des schlechten Films. Erst wenn der Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Herstellung der Filme ein ganz unmittelbarer geworden sein wird, hat die Kulturpolitik an Film und Kino den deutschen Menschen in seiner Gesamtheit erfaßt, und ist die „geistig-seelische Umschmelzung" vollzogen, von der Alfred Rosenberg in seiner Rede über den „Kampf um die Weltanschauung" im Februar 1934 gesprochen hat.

In der Zeit, die hinter uns liegt, wurde der Kampf in ganz anderen Formen und unter ganz anderen Bedingungen geführt als heute. Soweit der Film es unternahm, seelische Ausstrahlung zu gewinnen, beschränkte er sich fast ganz darauf, das Autoritätsbewußtsein, das Nationalgefühl und die gegenseitige menschliche Achtung zu erschüttern. Er ließ die Jugend und die Arbeiterschaft revoltieren, nur um das Trugbild einer verführerischen Freiheit vorgaukeln zu können, er erging sich in einem Weltbürgertum, das auf der Grundlage eines eigenen, festen, nationalen Bodens verzichtete, und es bereitete ihm eine teuflische Freude, wenn er den Klassenkampf schüren konnte. Obendrein tat er ein übriges, Ehe und Familie, die Keimzelle von Volk und Nation, durch ein unentwegt schlechtes Beispiel anzutasten und zu entwürdigen. Der auflösende jüdische Einfluß und die allen organischen Lebensgesetzen feindliche Einstellung der kommunistischen Bewegung reichten sich die Hand und leisteten einem kulturellen Niedergange Vorschub, der längst nicht mehr Krone und Stamm, sondern auch die Wurzeln des deutschen Baumes ergriffen hatte.

Schüchterne Versuche wurden unternommen, andere Wege zu gehen. Aber es fehlten die Voraussetzungen. Es fehlte nicht nur die Macht, die Träger und die staatlichen Stützen einer lebensunfähig gewordenen Ordnung der Dinge zu beseitigen, es fehlte auch noch an der großen, unerschütterlichen Bereitschaft weiter Kreise des deutschen Volkes, die entscheidenden Auswirkungen des Umschwunges, der sich vorbereitete, zu verstehen und richtig zu deuten. Immer wieder zeigte sich, daß aller Einsatz für die Schaffung eines neuen deutschen Lebens auf allen Gebieten — auch dem des weitausstrahlenden Films — nur dann Aussicht auf Erfolg haben konnte, wenn eine völlig andere, neue Weltanschauung zum sieghaften Durchbruch gelangt war.

Digitized by Google

Es mußte somit aussichtslos bleiben, den Film oder das Theater oder die Politik oder die Kunst oder die Wirtschaft oder die Rechtspflege oder das soziale Problem für sich allein aus der Verstrickung lösen zu wollen, in die jedes einzelne Gebiet geraten war. Der weltanschauliche Hintergrund hatte sich den naturgegebenen Lebenskräften überall entfremdet. Erst mit der Machtübernahme durch den Führer, der Zerschlagung der sozialdemokratischen und kommunistischen Ideologie und ihrer ebenso volksfeindlichen wie geistig armen und gemütlosen Lebensauffassung, der Verdrängung des jüdischen Einflusses und der Ablehnung der charakterlosen Halbheit des demokratisch-liberalistischen Ausweichens waren die Wege geebnet, konnte die produktive Aufbauarbeit einsetzen.

Unter den Vorkämpfern für die Reinigung und Verinnerlichung des deutschen Films waren auch Leute gewesen, die den Gedanken von der „Verstädterung des deutschen Menschen" aufgriffen und davor warnten, die Filmherstellung immer nur aus der weltstädtischen Atmosphäre der Berliner Friedrichstraße, dem Zentralgebiete des deutschen Films, zu betreiben.

Wenn heute das Reich und seine staatspolitische wie auch seine volksverbindende Idee neuen Sinn und neue Berechtigung erfahren haben, so weiß jeder in seiner heimatlichen Erde wurzelnde deutsche Mensch, daß das unlösliche Verwachsensein mit dem engeren Kreise von Blut und Scholle den großen, aus den Tiefen des deutschen Bewußtseins kommenden Zusammenklang herbeiführt und befestigt.

Wohl versetzt der Glaube Berge, wohl ist die Kraft der Herzen stärker nicht nur als die Gewalt der Fäuste, sondern auch als die Macht der Gehirne — wer wüßte das besser als der Nationalsozialismus? — aber das, was auch dem Film erst seine innere Wertbeständigkeit verleiht, seine gradlinige Haltung, sein Verwachsensein mit dem Boden, auf dem er steht, das ist das organisch ihm eigene geistige Gut weltanschaulicher Verbundenheit, aus dem allein er seine Stärke zieht. Überreich und unausdenkbar vielgestaltig wie die Kunst in ihren Mitteln und Formen sind auch die Wege, auf denen der deutsche Film seine Sendung erfüllen muß. Nur Engherzige, nur Streber, nur Nachläufer der Bewegung werden Rezepte verordnen und ihren höchstpersönlichen Geschmack für die letzte Weisheit erklären.

Übergangszeiten aber können nicht ohne tastende Versuche und ohne Fehlgriffe sein. Die Bemühungen, neue Filme nationalsozialistisch anzustreichen, sind meistens schon durch den Reichsfilmdramaturgen im Keime erstickt worden, und auch moralische Betulichkeit hat sich gegeben. Es ist keine Frage, daß das deutsche Filmschaffen auf vielerlei Wegen den sinnvollen Film, die beziehungsstarke Verwurzelung der Geschehnisse erstrebt und um Ideen ringt, teils in schweren, großen Stoffen, teils auch bei leichten Aufgaben. Wir haben auch schon Filme erlebt, die mehr als nur eine Verheißung waren, weil sie unverkennbar aus einer regen Bereitschaft und Befähigung aufstiegen, die deutsche Filmkunst ihrer national-kulturellen Aufgabe zuzuführen. Die Hemmungen, die sich bemerkbar machen, würden nicht bestehen, wenn das, was wir aufbauen wollen, nicht Zeit zum Wachstum bräuchte.

Auf eines jedoch kommt es an: Die Zuverlässigen, die aus Gründen geistiger, künstlerischer, kulturwilliger Bereitschaft wegbahnenden Träger der Erneuerung des deutschen Films müssen heute Führer sein und ihren ganzen Einfluß frei entfalten können. Sie zu finden und richtig zu verwerten und ihnen zum Einsatze ihrer Kraft zu verhelfen, ist eines der wichtigsten Ziele praktischer Filmpolitik. Mit der Freilegung und Gewinnung ihres schöpferischen Könnens werden die Grundlagen für den Aufbau von Film und Kino im Sinne unserer Weltanschauung geschaffen. Nicht blutlose Ideologen, nicht Neuerer ohne den sicheren Sinn für das praktisch Mögliche dürfen ans Werk gelassen werden, sondern einzig und allein Menschen, die mit selbstverständlicher Festigkeit über den Erscheinungen stehen und den Film deshalb

Digitized by Google

zu meistern vermögen, weil er wohlverankert in ihrem Weltbilde ruht und sie das Wissen und Können besitzen, ihn als einen Teil, als einen Ausdruck unseres geistigen Lebens und unseres kulturellen Bedarfs zu behandeln. Mit der Lösung dieser nie endigenden, immer neu erwachsenden Aufgabe steht und fällt der deutsche Film.

Der Theaterbesitzer, dem die Presse im Reiche oft noch bei guten Absichten nur matt und mit geringem Verständnis und ohne aufrüttelnde Mitarbeit zur Seite steht, verläßt sich auf den Erfolg, den ihm der äußerliche, reißerhafte Film gebracht hat, und denkt nicht an den Leerlauf, an die Ermüdung, an die Abstumpfung, die so ins Publikum getragen wird.

Der Verleiher hört nur auf ihn und hat keine andere Sorge, als daß die „sicheren Punkte" in dem Film sind, die ihm nach seiner Logik das Risiko ersparen. Dazu gehören bekannte Darsteller, ein Regisseur, der — ob gut oder schwach — nicht unbekannt ist, und verschiedene Gewürze zur unausweichlich sicheren Erheiterung. So liegt in dem bestimmenden Einflusse des Verleihers auf Stoffwahl, Regie und Besetzung das Haupthindernis für eine durchgreifende Wandlung des Films, und wenn irgendeine Gruppe das Wagnis unternimmt, außer der Reihe zu marschieren, dann hat sie von vornherein das Mißtrauen der Vorsichtigen gegen sich, das wie ein Schatten ihrem Werke vorangeht. Sie hat auf alle Fälle damit zu rechnen, daß nur eine begrenzte Bereitschaft vorhanden ist, denn selbst das nicht hinreichend erzogene Publikum der Lichtspielhäuser steht zunächst verwundert vor der ungewohnten Leistung, bekennt sich zwar dann zu ihr, und wenn dann ein Film dieser Art ein Erfolg wird, sagen die Schlauen und Vorsichtigen: es sei gerade noch einmal gut gegangen.

Der Produzent, der seinen Weg klar vor Augen hat, weiß, daß sich für ihn Leben und Tod erst in dem Augenblick entscheidet, wo der Verleiher den Garantievertrag unterschreibt, denn ohne dieses Abkommen gibt dem Hersteller niemand Geld, und es kommt so gut wie nicht mehr vor, daß ein Film auf die Gefahr hin gedreht wird, keinen Verleiher zu finden. Dabei handelt es sich nicht nur um eine Kultur-, sondern auch um eine Wirtschaftsfrage. Es ist gewiß unmöglich, dieser Schwierigkeiten mit einem Schlage Herr zu werden, aber um so notwendiger ist es, ihnen mit aller Energie zu Leibe zu rücken, denn ohne ihre Behebung ist es zwecklos, zu erwarten, daß die Herstellung ihre neue Zielsetzung und ihr neues Gesicht gewinnen kann.

Ein Weg, der mit zu einer Lösung führen könnte, wäre der, daß man von seiten der Regierung das Risiko von Filmen tragen hilft, die nachweislich neue, aussichtsreiche, aber ungewohnte Wege beschreiten, sei es in der Idee oder im Produktionsgange.

Es muß nur einige Male der Beweis gegen die Engstirnigkeit der Verleiher, gegen ihre Furcht vor neuen Kräften und neuen Gesichtern geführt werden. Die Übernahme der Sicherheitsgarantie — natürlich mit dem Ziele ihrer Abdeckung — könnte ausreichen, Filme, die nach Ansicht der Verleiher keinen Erfolg versprechen, durchzusetzen, und wenn dieses Eis einmal gebrochen ist, dann werden auch die Verleiher und die Theaterbesitzer mitgehen und werden aufhören müssen, ihre vorgefaßten Meinungen weiterhin zum Schaden des aufwärts strebenden deutschen Films zu vertreten. Jedenfalls wäre das ein Weg, einwandfrei herauszufinden, daß auch der künstlerisch gerichtete Film ein Geschäft sein kann, und daß wir vergeblich auf den entscheidenden Wandel warten, wenn nicht mutig von unten her das Übel an der Wurzel gefaßt wird.

Auf allen Gebieten ist immer dadurch das Schlechte am erfolgreichsten ausgemerzt worden, daß das Gute an seine Stelle rückte. Mit dem Kampfe allein ist es nicht getan. Es muß die schöpferische bessere Tat hinzutreten. Mut und Unmittelbarkeit, klares Gefühl für das Echte und Lebenswahre, aber dennoch erhoben über die platte Wirklichkeit, gesteigert vielmehr zu verdichtetem Erleben, sind nötig, dem deutschen Film auf den rechten Weg zu helfen.

Digitized by Google

ist plötzlich Wagner gefragt. Was in der Operette zu albern und abgeschmackt, hat in der Filmbranche unter allen Umständen Kredit, und was längst in der Mottenkiste der deutschen Literatur vertrocknet schien, erblüht im Lichte der Jupiterlampen einer neuen Vergänglichkeit entgegen.

Diese Formen haben, selbst bei noch so großer Aufregung um sie, heute nicht das geringste mit dem Film gemeinsam, nichts als den Ursprung aller Künste in den Tiefen der Menschheit. In ihren Anfängen, so wie wir sie heute noch bei einigen im Aussterben begriffenen Naturvölkern finden, bei den Feuerländern oder bei den Beddas, verdankt die Kunst ihre Entstehung demselben vitalen Kraftgefühl, mit dem der Mensch, wenn er aus dem Schlaf erwacht, sich reckt und streckt wie der erwachende Hund oder die buckelnde Katze und dabei Kehllaute ausstößt wie das Tier. Aus diesen Elementen der Körperbewegung und der Lautgebung entwickelten sich die Komponenten der Bewegungskünste — Musik, Tanz, Theater und Oper — und mit ihnen der Rhythmus. Die Musik, anfangs nur Kehllaut mit gleichzeitiger Funktion der Körperbewegung, verlief bis heute in einer stetigen Entwicklung nach den absoluten Formgrundsätzen des Klanges und Rhythmus. Da sie ehedem mit anderen Funktionen verbunden war, kommen diese ursprünglichen Elemente in ihrem Entwicklungsverlauf wieder zum Durchbruch, sie drängt zum Ausdruck des visuellen Geschehens und muß nun, da ihr nur das Material der Geräusch- und Klangfaktoren zur Verfügung steht, ihren Zeichen die Bedeutung außermusikalischer Vorgänge zuerkennen. So entstand die Programmusik, deren Gestaltelement in Verbindung mit jenem des Theaters, das sich inzwischen aus der primitiven Körperbewegung entwickelt hatte, einen Zwitter gebar: die Oper. Sie hat die Entwicklung des Films lange hinausgeschoben und mußte schließlich doch sterben, damit er leben konnte.

Wir werden die einander zugeordneten Faktoren von Körperbewegung und Lautgebung auch im eigenen Entwicklungsverlauf des Films wiederfinden, selbst wenn es scheinen sollte, als hätte in der sogenannten Stummfilmperiode der Klang nur eine rein äußerliche Funktion gehabt, während tatsächlich Bild und Klang als Komponenten sich zu einer Resultante vereinigen: dem Tonfilm, besser: dem Film, nachdem es in der psychologischen Deutung einen stummen Film niemals gegeben hat.

Die optisch-motorische Komponente des Bildgeschehens bedarf der akustischen Ergänzung, denn der Wahrnehmung eines Bewegungsvorganges ist immer die akustische Vorstellung koordiniert, und andererseits kann ein akustischer Reiz Bildassoziationen hervorrufen; ein Prozeß, der in der Psychologie mit der Transponierbarkeit von Gestalten aus einem Sinnesgebiet auf ein anderes erklärt wird. Im Film folgen daraus für die Grundsätze künstlerischer Gestaltung als seine Formkräfte die optisch-motorische Komponente des Bildvorganges und die akustisch-emotionelle des Geräusches, der Musik und des Wortes.

Ähnlich wie wir in der Oper Übergänge und Verbindungsglieder finden von der reinen Musikoper zum Musikdrama, so vollziehen sich die stilistischen Umwandlungen im Film zwischen der optischen und der akustischen Sphäre, vom Spielfilm zu den Formen der absoluten Musik, unter der Voraussetzung einer akustischen Idee. In diesem Fall bleibt die Musik nicht mehr Anstoß, sondern wird Vorbild für die optische Gestaltung (Fischinger). Die Entwicklungsstufe vorher wird am deutlichsten gekennzeichnet dadurch, daß eine Melodie Assoziationen weckt, die im Bildvorgang gestaltet werden (Eisenstein: Romance Sentimental; Ruttmann: „In der Nacht"). Bei der Betrachtung dieser Beispiele, die jetzt ungefähr fünf Jahre alt sind, fällt am deutlichsten auf, daß man damals die fruchtbaren Ideen besaß, während man heute bei der völligen Einfallslosigkeit angelangt ist, obwohl die technischen Mittel nach jeder Richtung hin vollkommener wurden. Selbst die ursprüngliche Erkenntnis der filmischen Form, die durch die ergänzende Funktion der Ausdrucksmittel bestimmt

Digitized by Google

ist, die selbst wieder an das Material des Bildes und des Klanges gebunden sind, gehört heute nur noch zu den künstlerischen Gestaltungsgrundsätzen einiger Avantgardisten des deutschen Films. Die optische Form ist bestimmt durch den Vorgang in den einzelnen Bildeinstellungen und durch deren Montage, sowie durch die Folge der einzelnen Szenen, gemäß der musikalischen Melodik, Harmonik, Architektonik usw.

Was Blenden und Modulationen im allgemeinen nicht nur für die besondere Gattung des Musikfilms bedeuten, wurde längst im Gebrauche wieder abgeschliffen, vor allem deshalb, weil ihre Anwendung Kenntnis von ihrer psychologischen Bedeutung und sorgfältige Arbeit verlangt. Die Überschätzung des Dialogs im Film mußte notwendig zur Anarchie der Form führen, weil bei gleichbleibender Einstellung auf den Beschauer ein optischer Reiz ausgeübt wird, dessen Empfindung sich dadurch erhöht, daß sie nichts dazu beiträgt, das Verständnis des Dialogs zu erhöhen, sondern lediglich ermüdet und die allgemeine Aufnahmefähigkeit herabsetzt, ausschließlich zum Nachteil der Filmidee und der filmischen Propaganda.

Wenn diese kurze Umreißung der Struktur des Films niemals in der Absicht, eine zusammenfassende Dramaturgie zu geben, geschrieben wurde, so soll sie wenigstens den Weg andeuten, wo die theoretischen Voraussetzungen der Filmdramaturgie gefunden werden können. Denn Theorie ist keine Spielerei von Leuten, die praktisch nichts taugen, sondern sie ist dazu da, um die Praxis vor nutzlosem Tasten zu bewahren, also letzten Endes — Geld zu sparen.

Bild und Dialog im Tonfilm

Von Carl Junghans in Berlin

Die Breite des Filmbandes gehört auch im Tonfilm dem Bild und ein kleiner Bruchteil der Aufzeichnung der Lautspur. Wenn der Ton im Kino aussetzt, kann der Zuschauer noch immer vom Bild gefesselt werden. Setzt allein das Bild aus, bleibt eine Art unvollständiger Radioübertragung übrig. Auch wenn wir fremdländische Filme nicht verstehen, können wir von ihrer Handlung gepackt werden. Diese Tatsachen umreißen das Verhältnis von Bild und Dialog im Film.

Der Dialog ist keine Erfindung des Tonfilmes: In den ersten Anfängen des zu Unrecht „stumm" genannten Filmes ließen die Regisseure die bühnenmäßig agierenden und redenden Schauspieler durch die unbewegte Kamera festhalten und ließen ihnen den auf lange Titelbänder gedruckten Dialog wie den Gestalten auf den mittelalterlichen Gemälden aus dem Munde hängen. Mit den Metern der immer länger werdenden Filmdramen wuchs die Zahl der Filmtitel, bis die Erfindung der Großaufnahme, der Einstellung und des Schnittes eine eigene Bildsprache ausbildete.

Der tropfende Wasserhahn versuchte Stille zu gestalten, das Stampfen der Maschinen gab Andeutungen von Crescendo und Decrescendo, der Kurzschnitt zwang dem Zuschauer das Presto eines Tanzes auf, eingeschnittene Tierköpfe deuteten das „wiehernde" Gelächter menschlicher Großaufnahmen an, die klappernden Tasten eines mechanischen Klaviers hämmerten gegen die Tränen einer Trauergesellschaft.

Immer mehr verschwanden die titelredenden Großaufnahmen aus diesen mit filmeigener Sprache gestalteten Werken, bis zuletzt der titellose „stumme" Film die Leinwand eroberte.

Der Regisseur war sich der Armut seiner Münder bewegenden Großaufnahme und der Mangelhaftigkeit der andeutenden Tonsymbole bewußt und verband sich mit dem Kinokapellmeister, um den Film mit Gesangsplatten, elektrischem Klavier und nachgeahmten Wassertropfen zu synchronisieren, bis die Erfindung des Ton-

Digitized by Google

Die Idee der Filmschöpfung immer neu zu beleben und die Menschen, die am Film arbeiten, zu gegenseitigem Verständnis zu führen, hat jetzt Hans Weidemann die Berliner Aussprache-Abende wieder eingeführt und auf neue Grundlagen gestellt. Hier können und sollen sich Autoren, Regisseure, Kameraleute, Architekten, Musiker, die Industrie und die Presse in Fragen aus der Praxis und für die Praxis näher kommen, nicht der Einzelne dem anderen, sondern Absichten und Erwägungen, Wollen und Müssen, Geist und Technik, Kunst und Wirtschaft können hier in offenem Gedankenaustausch daran arbeiten, das Gleichgewicht ihrer Kräfte zu erringen, das erst den deutschen Film schafft, um den es allen geht.

Der eigengesetzliche Tonfilm

Von Leonhard Fürst in Berlin

Die künstlerische Entwicklung des deutschen Films war bis zu dem Zeitpunkt, an dem die heutige Regierungsform unverrückbare Tatsache wurde, dem Willen und damit auch der Willkür einzelner Gruppen überlassen, die im gleichen Maße, wie sie die Ausdrucksmittel des Films erkennen und beherrschen lernten, die erworbenen Fähigkeiten dazu gebrauchten, um ihre Anschauungen von der Welt und den sie ständig umbildenden Kräften zum Bewußtseinsinhalt der Masse zu machen. Eine Lösung des Films von den Bindungen an die bis dahin herrschenden Geschmacksrichtungen und verschiedenen Auffassungen von den Dingen hienieden war notwendig geworden, weil unsere Zeit andere Forderungen an den Film stellt, als irgendeine frühere.

Nun ist zwar parallel der Umwälzung des deutschen Filmwesens die Art, die Welt zu betrachten, zweckbetont und verantwortungsbewußt geworden und eine geistige und künstlerische Erneuerung stellenweise bereits in Umrissen erkennbar, allein auf der anderen Seite häufen sich die Irrtümer, Mißverständnisse und objektiven Hindernisse, die eine Entwicklung des Films zum Kunstwerk hemmen. Wohl liegt der Grad des geistigen und künstlerischen Wertes für den Durchschnitt der deutschen Filmherstellung wesentlich höher, als für das Mittelmaß der übrigen filmherstellenden Länder, jedoch die Spitzenleistungen des deutschen Films sind deshalb keineswegs reicher an Substanz, vollkommener in der Form und künstlerisch tiefer, als die Meisterwerke amerikanischer, französischer und englischer Filmkunst. Diese Tatsache ist um so mehr zu bedauern, als sie nicht der Unfähigkeit unserer Filmschaffenden ihre Entstehung verdankt, sondern einem Auseinanderstreben, günstigstenfalls einem Nebeneinanderherlaufen der im deutschen Film vorhandenen geistigen und künstlerischen Kräfte.

Daß die deutsche Avantgarde — Namen wie Fischinger, Roldan, Basse und Zielke sind allseits geläufig — Filmkunstwerke von internationaler Bedeutung geschaffen hat, ist eine Tatsache, deren Feststellung nicht einer augenblicklichen Begeisterung entspringt. Wenn das Ausland uns um Musiker wie Gronostay, Melichar, Windt, Mackeben und Zeller beneidet, wenn es sich nicht dafür zu schade hält, deutsche Schauspieler und Kameramänner in seinen Filmen arbeiten zu lassen, so sollten wir eigentlich allen Grund haben, uns über so viele positive Ergebnisse zu freuen, statt unsere schönen Arbeitsstätten vom Klagegeheul erzittern zu lassen. Es ist schwer, einen Filmhersteller zu finden, der sich in einem Winkel seines Herzens nicht doch noch einen Rest künstlerischen Empfindens erhalten, und einen Regisseur oder Autor, der nicht etwas Besseres gewollt hätte, als jene Schreckgebilde, die wohl zuweilen den Kritiker erschüttern, nicht aber das Publikum, für das sie gemacht werden. Es ist viel

Digitized by Google

nach den Ursachen des gegenwärtigen Zustandes geforscht worden, allein die Leichtfertigkeit, mit der in der Friedrichstraße oftmals darüber Meinungen geäußert und verbreitet werden, steht leider im umgekehrten Verhältnis zu der Gewissenhaftigkeit und Verantwortung, mit der solche schwierigen Fragen nur gelöst werden können.

Die bisher unternommenen Versuche, die künstlerische Lage des deutschen Films zu klären, sind mehr einer Art Patience, die manchmal aufgeht, meistens aber nicht, zu vergleichen; mit Methodik haben sie nichts gemein. Die Filmschaffenden machen die Produzenten dafür verantwortlich, die Industrie den Verleiher, und der schiebt alle Schuld auf den von allen anerkannten Indikator des Filmtheaterbesitzers: auf den Geschmack des Publikums. Was man heute als „Geschmack des Publikums" in die Waagschale des Filmkaufmannes zu werfen beliebt, stellt nun keine feststehende Größe dar, sondern eine veränderliche, und zwar ist sie abhängig vom sozialen Aufbau eines Volkes und von den ihm vorgestellten Erscheinungsformen einer Kunstbetätigung. Ein unbegreiflicher Irrtum aber ist es, wenn ein Kaufmann, lediglich auf die Tatsache hin, daß er Geld hat oder solches zu beschaffen in der Lage ist, seinen persönlichen Geschmack für den des Publikums hält; die Bilanzen seiner Firma üben daran eine durchaus sachliche Kritik.

Wenn die Filmproduktion auch mit anderen als nur mit künstlerischen Maßstäben gemessen werden muß, so ist es sehr wohl möglich, durch die wirtschaftliche Anschauung der Lage objektive Tatsachen zu finden, die den künstlerischen Untersuchungen eine erhöhte Aufgabe zuweisen. Dadurch nämlich, daß die von der Industrie hergestellten und vom Verbraucher erworbenen Erzeugnisse nicht mehr seinen — hier also des Kinopublikums — Anforderungen entsprechen, ergibt sich praktisch für die meisten Fälle nichts weiter, als die unbewußte Entwertung von Rohfilm mittels Belichtung. Abgesehen von diesem, dem am häufigsten eintretenden Fall ist es auch möglich, daß die Herstellungskosten die Grenzen des Amortisierbaren überschreiten, daß die Amortisationsgrundfläche sich als zu klein erweist, daß wertloses Zeug, zu teuer hergestellt, auf keiner Grundlage mehr amortisierbar ist, usw.

Um solche Möglichkeiten und ihre zahlreichen Verbindungen untereinander, z. B. in den chemischen oder elektrotechnischen Großbetrieben, im Maschinenbau usw., auszuschalten, haben diese Industriezweige ihre Forschungsanstalten und Betriebslaboratorien, deren Funktionen in der Filmindustrie von den dramaturgischen Büros übernommen werden. Während nun im allgemeinen ein Eisenhüttenwerk nicht gerade einen Hochfrequenztechniker und eine Farbenfabrik nicht einen Nahrungsmittelchemiker für das Laboratorium verpflichten wird, werden die dramaturgischen Büros von Opern- oder Schauspiel-Dramaturgen, von Literaten und Schriftstellern und von Journalisten geführt. Diese Feststellung ist keineswegs einer Wertung der Persönlichkeiten gleichzusetzen, sie ist lediglich deshalb getroffen worden, um die heillosen Verwirrungen der Vorstellungen vom Film vor Augen zu führen und die Notwendigkeit der Erforschung seiner Gesetze zu begründen. Der Film ist, gemessen an der Geschichte der Musik, der bildenden Kunst, der Literatur und des Theaters erst seit wenigen Jahren Gegenstand einer besonderen, vom künstlerischen Ehrgeiz getriebenen Betätigung. Die Freude am technischen Spielzeug führte nicht etwa zu einer eingehenden Erforschung der neuen psychologischen Gegebenheiten, sondern zur Nachahmung von Formen anderer Kunstwerke. Seit der Aberglaube einmal Wurzel schlug, daß im Film „alles möglich" sei und der Stoff, der in irgendeiner Form einmal Erfolg hatte, auch im Film von unerhörter Wirkung sein müsse, verfilmt man Opern, klassische Dramen, moderne Schauspiele, Romane, Novellen.

Der eine kauft alle Opern von Puccini; der andere erwirbt sämtliche Werke von Hamsun. Macht Schulze einen Versuch mit „Hermann und Dorothea", so kündigt Meyer den „Prinzen von Homburg" an. Dreht die eine Firma einen Liszt-Film, so

Digitized by Google

ist plötzlich Wagner gefragt. Was in der Operette zu albern und abgeschmackt, hat in der Filmbranche unter allen Umständen Kredit, und was längst in der Mottenkiste der deutschen Literatur vertrocknet schien, erblüht im Lichte der Jupiterlampen einer neuen Vergänglichkeit entgegen.

Diese Formen haben, selbst bei noch so großer Aufregung um sie, heute nicht das geringste mit dem Film gemeinsam, nichts als den Ursprung aller Künste in den Tiefen der Menschheit. In ihren Anfängen, so wie wir sie heute noch bei einigen im Aussterben begriffenen Naturvölkern finden, bei den Feuerländern oder bei den Veddas, verdankt die Kunst ihre Entstehung demselben vitalen Kraftgefühl, mit dem der Mensch, wenn er aus dem Schlaf erwacht, sich reckt und streckt wie der erwachende Hund oder die buckelnde Katze und dabei Kehllaute ausstößt wie das Tier. Aus diesen Elementen der Körperbewegung und der Lautgebung entwickelten sich die Komponenten der Bewegungskünste — Musik, Tanz, Theater und Oper — und mit ihnen der Rhythmus. Die Musik, anfangs nur Kehllaut mit gleichzeitiger Funktion der Körperbewegung, verlief bis heute in einer stetigen Entwicklung nach den absoluten Formgrundsätzen des Klanges und Rhythmus. Da sie ehedem mit anderen Funktionen verbunden war, kommen diese ursprünglichen Elemente in ihrem Entwicklungsverlauf wieder zum Durchbruch, sie drängt zum Ausdruck des visuellen Geschehens und muß nun, da ihr nur das Material der Geräusch- und Klangfaktoren zur Verfügung steht, ihren Zeichen die Bedeutung außermusikalischer Vorgänge zuerkennen. So entstand die Programmusik, deren Gestaltelement in Verbindung mit jenem des Theaters, das sich inzwischen aus der primitiven Körperbewegung entwickelt hatte, einen Zwitter gebar: die Oper. Sie hat die Entwicklung des Films lange hinausgeschoben und mußte schließlich doch sterben, damit er leben konnte.

Wir werden die einander zugeordneten Faktoren von Körperbewegung und Lautgebung auch im eigenen Entwicklungsverlauf des Films wiederfinden, selbst wenn es scheinen sollte, als hätte in der sogenannten Stummfilmperiode der Klang nur eine rein äußerliche Funktion gehabt, während tatsächlich Bild und Klang als Komponenten sich zu einer Resultante vereinigen: dem Tonfilm, besser: dem Film, nachdem es in der psychologischen Deutung einen stummen Film niemals gegeben hat.

Die optisch-motorische Komponente des Bildgeschehens bedarf der akustischen Ergänzung, denn der Wahrnehmung eines Bewegungsvorganges ist immer die akustische Vorstellung koordiniert, und andererseits kann ein akustischer Reiz Bildassoziationen hervorrufen; ein Prozeß, der in der Psychologie mit der Transponierbarkeit von Gestalten aus einem Sinnesgebiet auf ein anderes erklärt wird. Im Film folgen daraus für die Grundsätze künstlerischer Gestaltung als seine Formkräfte die optisch-motorische Komponente des Bildvorganges und die akustisch-emotionelle des Geräusches, der Musik und des Wortes.

Ähnlich wie wir in der Oper Übergänge und Verbindungsglieder finden von der reinen Musikoper zum Musikdrama, so vollziehen sich die stilistischen Umwandlungen im Film zwischen der optischen und der akustischen Sphäre, vom Spielfilm zu den Formen der absoluten Musik, unter der Voraussetzung einer akustischen Idee. In diesem Fall bleibt die Musik nicht mehr Anstoß, sondern wird Vorbild für die optische Gestaltung (Fischinger). Die Entwicklungsstufe vorher wird am deutlichsten gekennzeichnet dadurch, daß eine Melodie Assoziationen weckt, die im Bildvorgang gestaltet werden (Eisenstein: Romance Sentimental; Ruttmann: „In der Nacht"). Bei der Betrachtung dieser Beispiele, die jetzt ungefähr fünf Jahre alt sind, fällt am deutlichsten auf, daß man damals die fruchtbaren Ideen besaß, während man heute bei der völligen Einfallslosigkeit angelangt ist, obwohl die technischen Mittel nach jeder Richtung hin vollkommener wurden. Selbst die ursprüngliche Erkenntnis der filmischen Form, die durch die ergänzende Funktion der Ausdrucksmittel bestimmt

Digitized by Google

ist, die selbst wieder an das Material des Bildes und des Klanges gebunden sind, gehört heute nur noch zu den künstlerischen Gestaltungsgrundsätzen einiger Avantgardisten des deutschen Films. Die optische Form ist bestimmt durch den Vorgang in den einzelnen Bildeinstellungen und durch deren Montage, sowie durch die Folge der einzelnen Szenen, gemäß der musikalischen Melodik, Harmonik, Architektonik usw.

Was Blenden und Modulationen im allgemeinen nicht nur für die besondere Gattung des Musikfilms bedeuten, wurde längst im Gebrauche wieder abgeschliffen, vor allem deshalb, weil ihre Anwendung Kenntnis von ihrer psychologischen Bedeutung und sorgfältige Arbeit verlangt. Die Überschätzung des Dialogs im Film mußte notwendig zur Anarchie der Form führen, weil bei gleichbleibender Einstellung auf den Beschauer ein optischer Reiz ausgeübt wird, dessen Empfindung sich dadurch erhöht, daß sie nichts dazu beiträgt, das Verständnis des Dialogs zu erhöhen, sondern lediglich ermüdet und die allgemeine Aufnahmefähigkeit herabsetzt, ausschließlich zum Nachteil der Filmidee und der filmischen Propaganda.

Wenn diese kurze Umreißung der Struktur des Films niemals in der Absicht, eine zusammenfassende Dramaturgie zu geben, geschrieben wurde, so soll sie wenigstens den Weg andeuten, wo die theoretischen Voraussetzungen der Filmdramaturgie gefunden werden können. Denn Theorie ist keine Spielerei von Leuten, die praktisch nichts taugen, sondern sie ist dazu da, um die Praxis vor nutzlosem Tasten zu bewahren, also letzten Endes — Geld zu sparen.

Bild und Dialog im Tonfilm

Von Carl Junghans in Berlin

Die Breite des Filmbandes gehört auch im Tonfilm dem Bild und ein kleiner Bruchteil der Aufzeichnung der Lautspur. Wenn der Ton im Kino aussetzt, kann der Zuschauer noch immer vom Bild gefesselt werden. Setzt allein das Bild aus, bleibt eine Art unvollständiger Radioübertragung übrig. Auch wenn wir fremdländische Filme nicht verstehen, können wir von ihrer Handlung gepackt werden. Diese Tatsachen umreißen das Verhältnis von Bild und Dialog im Film.

Der Dialog ist keine Erfindung des Tonfilmes: In den ersten Anfängen des zu Unrecht „stumm" genannten Filmes ließen die Regisseure die bühnenmäßig agierenden und redenden Schauspieler durch die unbewegte Kamera festhalten und ließen ihnen den auf lange Titelbänder gedruckten Dialog wie den Gestalten auf den mittelalterlichen Gemälden aus dem Munde hängen. Mit den Metern der immer länger werdenden Filmdramen wuchs die Zahl der Filmtitel, bis die Erfindung der Großaufnahme, der Einstellung und des Schnittes eine eigene Bildsprache ausbildete.

Der tropfende Wasserhahn versuchte Stille zu gestalten, das Stampfen der Maschinen gab Andeutungen von Crescendo und Decrescendo, der Kurzschnitt zwang dem Zuschauer das Presto eines Tanzes auf, eingeschnittene Tierköpfe deuteten das „wiehernde" Gelächter menschlicher Großaufnahmen an, die klappernden Tasten eines mechanischen Klaviers hämmerten gegen die Tränen einer Trauergesellschaft.

Immer mehr verschwanden die titelredenden Großaufnahmen aus diesen mit filmeigener Sprache gestalteten Werken, bis zuletzt der titellose „stumme" Film die Leinwand eroberte.

Der Regisseur war sich der Armut seiner Münder bewegenden Großaufnahme und der Mangelhaftigkeit der andeutenden Tonsymbole bewußt und verband sich mit dem Kinokapellmeister, um den Film mit Gesangsplatten, elektrischem Klavier und nachgeahmten Wassertropfen zu synchronisieren, bis die Erfindung des Ton-

Digitized by Google

films gestattete, Geräusch, Musik und Sprachlaute mit auf dem Celluloidband festzuhalten.

Nutzte man nun die ungeheure Möglichkeit, die ganze Welt des Schalles zu photographieren? Nahm man den Ton in seinem ganzen Umfang in die hochentwickelte „Stumm"-Filmtechnik einfach mit hinüber?

Nein, man fing wieder an wie im Anfang des Stummfilmes und hielt die jetzt vor der Kamera auch hörbaren Dinge fest, ohne sie gestaltend zu verändern, und schuf die tönende „Filmkonserve".

Die Titelseuche von einst ist in der Dialogseuche wieder lebendig geworden. Das gesprochene Wort beherrscht das zur Drehbühne erniedrigte Atelier. Zum Film hinübergewechselte Theaterintendanten und Dramatiker herrschen unter der Jupitersonne, schließen die Türen der finsteren Hallen vor dem großen Mitspieler Natur und fahren hinter dem endlos redenden Schauspieler aus einer Dekoration in die andere.

Der neue Thespiskarren hat anstatt der Schauspieler und Dekorationen Filmrollen mit Wortkonserven geladen und fährt fixierte Theaterstücke in die Provinz, und der Filmkünstler ist das fünfte Rad am Wagen. Die heranwachsende junge Filmkunst, die mit den Wunderaugen der Optik dabei war, den Bühnenraum zu sprengen, an Stelle der andeutenden Dekorationen das lebendige Sein zu setzen, die ganze sinnlich wahrnehmbare Welt zu gestalten, Raum und Zeit zu überwinden und der kühnsten Phantasie zu folgen, wird gefesselt, ihrer Möglichkeiten beraubt und als dienende Magd an den Thespiskarren gebunden.

Denn im Anfang war das Wort?

Im Anfang war die Tat! Die reflektierenden, von des Gedankens Bläße angekränkelten Menschen gehören auf die Bühne. Hamlet ist keine Filmgestalt.

Mittelpunkt des Filmes ist der tätige, liebende, hassende, abenteuernde, arbeitsbesessene, kämpfende Mensch: der gegen den Urwald ankämpfende Farmer, der das Meer bezwingende Halligbauer, der seine Heimat verteidigende Krieger, der gegen Wasser und Grubengas sich behauptende Bergmann, der gegen Seuchen ankämpfende Forscher, der um sein Glück ringende Liebende, der haiumlauerte Perlentaucher, der sturmumheulte Nordseefischer.

Mit- und Gegenspieler ist die ganze Welt, von der Mikrobe bis zum Elefanten, vom Wassertropfen bis zur Sturmflut, vom Säugling bis zum Greis.

Und von dieser ungeheuren Fülle sinnenhaften Lebens hat man die hoffnungsvoll emporblühende Filmmuse ausgeschlossen und ernährt die nun Schwindsüchtige mit künstlicher Jupiterhöhensonne und Redebrei.

Die Rede ersetzt die Schauplätze, das Atelier gewinnt den Kampf, und die Filmkunst verteidigen in zermürbendem Kampfe einige „verrückte" Regisseure gegen das schildernde Wort nach dem Lessingschen Grundsatz, daß „alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beibringen will, eine größere Anstrengung erfordern und einer geringeren Klarheit fähig sind." — Und gegen das begriffliche Wort; denn der Film als Kunst wendet sich nicht an den Verstand der Zuschauer und Zuhörer, sondern an das Gefühl.

Wir wollen nicht auf dem Umweg über den Verstand den Aufnehmenden zu eignen Phantasien anregen, sondern durch rhythmisch akzentuierten, in Großaufnahmen und Totalen gegliederten Bild- und Tonablauf auf die höhere Ebene eines Gefühlserlebnisses zwingen und die Dinge selbst ohne vermittelnde Begriffe auf ihn wirken lassen. Die unbewußt anklingenden Gefühlssaiten schwingen nach dem Genusse des Werkes mit den Obertönen heiterer oder ernster Nachdenklichkeit aus. Die Worte bringen hier die letzte, notwendige Klarheit bestimmter Gefühle, ähnlich dem Ausbruch der Worte in der Neunten Symphonie.

Digitized by Google

Über die Art der Dialogworte werden wir klar, wenn wir uns bewußt sind, daß wir uns in den Bildern natürlicher Zeichen bedienen. Dann erinnern wir uns, daß gerade unsere lebendige deutsche Sprache noch viele Worte hat, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den auszudrückenden Dingen haben. Richard Wagner hat wieder an die musikalische Ausdruckskraft unserer Sprache erinnert.

Eine zweite große Möglichkeit hat die Sprache bei dem Ausdruck der Leidenschaften in den Interjektionen: Diese Ausrufe, in die wir bei Freude, Schmerz oder Trauer ausbrechen, sind in allen Sprachen verständlich und haben im Tonfilm eine leider allzu selten angewandte, unerhört eindringliche Wirkung und Überzeugungskraft. Von manchen Filmen klingt uns trotz vieler Dialoge nichts im Ohr, als der leise Seufzer eines schlafenden Kindes, oder das Aufatmen einer Frauenstimme.

Der Film kann ein Bild, welches der Dichter dem Zuhörer in einem langen Dialogsatz mühsam aufbaut, dem Zuschauer und Zuhörer in einer einzigen großartigen Totale aufzwingen:

„Wie grauenvoll, wie schwindelweckend ist's,
Wenn man den Blick in solche Tiefe wirft!
Die Krähn und Dohlen, in der Mitte flatternd,
Sehn kaum wie Käfer aus. Halbwegs hinab
Hängt einer an der Wand, der Fenchel pflückt.
Ein grausig Handwerk! Er erscheint so groß,
Wie sonst sein Kopf; wie Mäuse sind die Fischer,
Die am Gestade hin und wieder gehn.
Das hohe Schiff, das dort vor Anker liegt,
Verkleinert sich zum Boot, sein Boot zur Mulde,
Kaum wahrnehmbar. Der dumpfe Wogenschlag,
Der murmelnd mit unzähligen Kieseln spielt,
Erreicht in solcher Höhe nicht das Ohr.
Ich will nicht mehr hinuntersehn, sonst kommt
Mein Hirn in's Drehn, es tanzt mir vor den Augen
Und taumelnd stürz ich köpflings in die Tiefe."

(Lear, 4. Akt, Szene 6.)

Das Bild beherrscht auch den Tonfilm oder wir erniedrigen uns zu Bänkelsängern, die ihre Geschichte in langen Dialogen zu banalen Bildern erzählen. Die Wortkunst muß der Bildkunst untergeordnet sein. Das Wort ist nur eine der vielen Komponenten des Tonfilmes neben Bild, Geräusch und Musik.

Die Bühne stilisiert das Szenenbild, die Gebärde und die Dialoge. In der feststehenden Bühnentotale, die oft Akte lang steht, bewegt sich der ohne Unterlaß redende Schauspieler und vergröbert Stimme und Gebärde für Rang und Galerie.

Mitten im Gewühl der Großstadt flüstert der Filmheld ins versteckte Mikrophon.

Wie der Tanz eine besondere Art von Musik erfordert, das Lied eine ungedrungene Art von Poesie, so benötigt das Bild sich unterordnende Dialoge. Dramatiker und Dichter sind für die Dialoge fehl am Ort. Vision, Inszenierung und Schnitt ergeben das Kunstwerk Tonfilm.

Der Filmkünstler verdichtet die Gefühle in Dialogen, skizziert seine bildliche Vision, beherrscht die Grammatik der Kameraeinstellung, verändert die Wirklichkeit durch Bildkomposition, Optik, Filter, Änderung des Aufnahmetempos und Steuerung des Tones; vollendet im Schnitt das bald farbige und plastische Gesamtkunstwerk. Cum grano salis hat noch immer Lessing recht:

„Es ist wahr, der Künstler verarbeitet sehr wenig und eben nicht kostbare Materialien und macht etwas daraus, was unendlich mehr wert wird.

Allein wenn sich dadurch die Kameralisten wollten verleiten lassen, die Malerei fabrikenmäßig zu unterstützen und arbeiten zu lassen, so wäre der Verfall der Kunst und die Verderbnis des Geschmacks nicht allein unvermeidlich, sondern am Ende würde auch die Arbeit nicht einmal so viel wert sein als die verarbeiteten Materialien."

Digitized by Google

Autoren-Nachwuchs

Von Hans Hömberg in Berlin

So war es:

Die Filmschriftsteller mußten — von einigen Ausnahmen abgesehen — eine Schule der Geläufigkeit durchmachen, nach deren Absolvierung sie nicht als vollkommene Künstler, sondern als „perfekte Routiniers" dastanden. Die Entwicklung der technischen und kaufmännischen Seite der Kinematographie brachte es mit sich, daß dem Urheber, dem Autor also, immer neue Erscheinungen in den Weg traten, die ein Anrecht auf Einspruch geltend machen konnten.

Der Filmschriftsteller, keineswegs geschützt durch eine so machtvolle Einrichtung, wie sie heute die Reichsschrifttumskammer darstellt, begaben sich ihrer primitivsten Rechte und fügten sich dem Willen eiserner Nicht-Künstler und Nichts-Könner.

Die Arbeitsweise war jammervoll. Der Respekt vor dem gestaltenden Wort fehlte bei den Auftragserteilern so sehr, daß sich die meisten qualifizierten Schriftsteller mit Widerwillen abkehrten, wenn sie eine Filmerfahrung hinter sich gebracht hatten. Sie wandten sich lieber wieder der Niederschrift von Romanen und Bühnenstücken zu und ließen den Film Film sein.

Kurbelfertige Drehbücher mußten in vier Wochen fertiggestellt sein. Das Absurde dieses Verlangens wird jedem klar, der sich vorstellt, daß ein Theaterdirektor einen geschätzten Autor verpflichtet, nach einem bestimmten Thema in zweimal vierzehn Tagen ein aufführbares Bühnenstück zu „liefern".

Der Mann, der die Herstellung eines Filmes finanzierte und ihn in seiner Eigenschaft als Verleihchef dann durch die Städte und Filmtheater jagte, war ein Kenner aller kaufmännischen Erfordernisse einschließlich des Publikumsbegehrs. Da er das Risiko zu tragen vorgab — eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die zum Aufgabenkreis jedes reellen Kaufmanns gehört —, pochte er auf seine Entscheidung in den künstlerischen Fragen. Nach seinen Angaben wurde der Gang der Handlung abgeändert, neu geschrieben oder gestrichen.

Man stelle sich einen solchen Einfluß unbefugter Personen einmal im künstlerischen Betrieb eines Theaters vor!

Wie weit aber das geistige Handelsgut zur Ware erniedrigt wurde, lehrt ein gutes Beispiel: Ein gefeierter Darsteller hatte soeben einen guten Erfolg bei Publikum und Presse gehabt. Man suchte nun mit Eifer nach einem neuen Stoff. In seiner Berg- und Taleinsamkeit fand der geschätzte Schauspieler ein Bühnenstück „A" des bekannten Unterhaltungsschriftstellers N. N. Die Rechte zur Verfilmung werden erworben. Der Produktionsgebieter prüft nun seinerseits die Vorlage, findet sie aber ein wenig mager. Der Mime bestätigt ihm die Richtigkeit dieses Eindruckes und verrät ihm zugleich, daß er bereits eine Lösung habe: Man solle die Rechte an dem Stoff „B", einem Werk des hochgeehrten und preisgekrönten Dichters X. X. erwerben. Diesem Wunsche wird entsprochen. Zugleich ergeht ein Auftrag an einen dem Hause eng verbundenen Autor, die beiden Stoffe gut zu mischen und eine angenehme Drehbucharbeit zu liefern. Die Arbeit entsteht. In seiner Einsamkeit wartete und wartete währenddessen der große Menschendarsteller auf das Drehbuch. Als es endlich eintraf, hatte sich der bewegliche Geist bereits mit anderen Problemen beschäftigt. Das, was man ihm vorschlug, empfand er nicht mehr; er spürte es nicht mehr; er fühlte es nicht. Und mit dieser faulsten aller Entschuldigungen lehnte er den Stoff ab, für den bereits siebenzigtausend Mark aufgewendet worden waren.

Zehn Filmschriftsteller könnte man für diese Summe eine liebe, lange Zeit be-

Digitized by Google

schäftigen, während welcher sie in Ruhe und mit Kunstfleiß wenigstens zehn Drehbücher hätten schreiben können. So dachten die Filmschriftsteller, und sie waren der festen Meinung, daß auf solche Art bei geringer und nicht sehr optimistischer Schätzung drei brauchbare und verfilmenswerte Drehbücher entstanden wären.

Was die Themenwahl betraf, so richtete sie sich stur und stets nach einem vorangegangenen Erfolg. Nicht der vorwärtsstrebende Einfall, die neuartigen Gedanken oder die jenseits vom Alltäglichen stehenden Vorschläge waren es, die sich der Gegenliebe der Hersteller erfreuten. Nein: Hatte sich der Film „Klavierstimmers Zeitvertreib" als ein prima Geschäft erwiesen, dann wurde die Parole ausgegeben: „Wieder mal so was wie ‚Klavierstimmers Zeitvertreib'." Auf diese Manier entstanden die schrecklichen, epidemisch angehäufelten Folgen von Militärschwänken, Grinzing-Geschichten und Tenor-Arabesken.

Daneben zeigte sich auch hie und da Wagemut. Zumeist an Orten, wo keine Schätze verborgen lagen. Und dann fehlte es hier und da, und zum Schluß war nur der gute Wille da, mit dem allein man freilich auch keine Lorbeeren ernten konnte. Im Gegenteil: die Versuche schienen den Anhängern der Aufgußthese Recht zu geben. Manches, was ein Versuch sein wollte, war nur im Stil anspruchsvoll, snobistisch, wirkungslos. Von hier konnte kein Segen kommen; im Gegenteil, die Versuche jagten denen, die die Pflicht zum Erproben gehabt hätten, einen Schauder ein; sie verließen sich auf ihre alte, ehrliche, abgezirkelte Arbeitsbahn, taten Recht und scheuten jeden, der mit „Ideen" kam, die möglicherweise gar den üblen Beigeschmack des „Literarischen" haben konnten. Als ob nicht die höchsten literarischen Werte zugleich auch die natürlichsten Kostbarkeiten bergen könnten! Man meinte den so oft fehlverstandenen Grundsatz: L'art pour l'art, der in der Tat mit dem Recht auf Menschennähe, das der Film beanspruchen darf, nicht vereinbar ist.

Für den heranwachsenden Schriftsteller gab es nichts anderes zu dieser Zeit, als zu entsagen oder kalten Blutes seine Ideale im Realen zu suchen.

So war es.

So ist es:

Gegner waren es, die sich gegenüberstanden: hier die Filmschriftsteller und dort die Fabrikanten. Es waren Gegensätze, die im Geschäftsgebaren, im Kulturanspruch und wohl auch im Weltanschaulichen begründet waren.

Und wenn auch heute wohl noch keine vollständige Klärung aller der Fragen herbeigeführt werden konnte, die in vergangener Zeit so viel Mißdeutung, falsches Verstehen, Schroffheit und Kummer verursachten, so gibt es doch eine Einrichtung, deren Aufbau eine Gewähr für eine künftige ersprießliche Zusammenarbeit von Urheber und Auswerter bietet. Ich spreche von der Reichskulturkammer, unter deren Schutz die Reichsschrifttumskammer und die Reichsfilmkammer in einer von freundschaftlichem Geiste getragenen gemeinsamen Arbeit die Mittel und Wege festsetzen werden, die dem Urheber wie dem Auswerter das Ziel der Pflichten und Rechte zeigen. Oberste Pflicht aber bleibt auch hier: der Dienst am Volke.

Manchmal erheben sich Fragen nach dem Nachwuchs und Klagen über den Autorenmangel. Es gibt keinen Autorenmangel, es gibt lediglich noch keinen stark ausgeprägten Beschäftigungswillen.

Es mag an der Unsicherheit liegen, an der Unkenntnis des Willens unserer Zeit und an der Spekulation; das Risiko ist die bestgehaßte Aufgabe unter den Filmkaufleuten. Daran mag es liegen, daß sie ihr Vertrauen lieber den altbewährten Meistern vom Bau schenken. Die Angst vor den Neuheiten ist noch nicht gewichen.

Zurückzuweisen ist der oft gehörte Einwand: Leider wird uns nichts Neuartiges angeboten. Doch, es wird, aber es wird sehr oft noch nicht begriffen.

Und so treffen sich die Nachwüchsler, nicht im mindesten enttäuscht durch ihre Ab-

Digitized by Google

blitzen, in einem Zirkel, der aus dem Schulungskurs des Reichsverbandes der deutschen Schriftsteller hervorgegangen ist, sprechen mit Glut und Eifer von ihren Problemen, reden viel Unsinn, aber auch manches gescheite Wort. Und weshalb Unsinn? Weil sie nur von dem Gedankenbild, von ihren Vorstellungen ausgehen können; weil ihnen das Handwerkliche noch fehlt. Der Filmschriftsteller muß im Atelier hocken, muß dabei sein, wenn die Aufnahmen gemacht werden, muß jede technische Neuerung kennenlernen, die für ihn ein Kunstmittel sein soll. Diese Gelegenheit bietet sich den Nachwüchslingen nicht.

So ist es.

So wird es sein:

Die begabten und förderswerten Nachwuchs-Schriftsteller sollen die Gelegenheit haben, die Filmherstellung von A bis Z kennenzulernen. Es sind Bestrebungen im Gange, der Gliederung Filmschriftsteller in der Reichsschrifttumskammer — vorläufig freilich erst in Berlin — in einem Musteratelier alle Kenntnisse, die mit der Atelierarbeit (Architektur, Kamerabewegungen, Filmschnitt, Tonmischen usw.) zusammenhängen, zu vermitteln.

Weiterhin ist es mein Vorsatz, mit Nachdrücklichkeit diejenigen der Berufskameraden, die als Praktiker hohen Grades gelten und die im Jahr ihre sechs bis zehn Drehbücher schreiben, zu veranlassen, in ihre Werkstatt begabte Nachwüchsler als Lehrbuben aufzunehmen. Der Nachwuchs soll hierbei nicht viel zu werkeln haben; er hat als Stift zu gelten, erhält eine Aufwandsentschädigung und lernt, wie's gemacht wird. Daß er nicht zum plumpen Nachahmer werde, dafür werden wir schon sorgen.

Damit der Schrei nach dem Autor nun einmal ende, und um den Beweis anzutreten, daß die Ideengänge der Filmschriftsteller auch dem Positiven hingewandt sind, hat unsere Gliederung eine Reihe mehr und weniger bekannter Autoren ermuntert, im Laufe des Jahres 1936 ohne die mindeste vertragliche Bindung ein Drehbuch nach Lust und Laune niederzuschreiben. Auf diese Weise wird am ehesten offenbar werden, wer recht hat: die Bejaher oder die Verneiner des Filmschrifttums. Eine einzige Bedingung soll an die freiwillige Leistung, zu der sich zahlreiche Autoren bereits gemeldet haben, geknüpft sein: die prüfenden Dramaturgen und die Auswerter sollen gehalten sein, die Auseinandersetzung mit dem angebotenen Buch vor Vertretern beider Kammern vorzunehmen.

Dichten als Auftrag

Die Arbeitsbedingungen des Drehbuchverfassers

Von Hans Spielhofer in Berlin

Filmeinfall, Stoffwahl und Drehbuch pflegen der Eigengesetzlichkeit der Filmkunst in der Regel nur insoweit zu folgen, als dies die Eigengesetzlichkeit ihres Finanzierungs-Systems erlaubt. Die praktische Folge dieser Bindung ist für den Filmverfasser überwiegend das Arbeiten nach Aufträgen. Das Filmdichten ist zum größten Teil ein Ausführen von mehr oder minder festumrissenen stofflichen Anweisungen des Filmverleihers als des eigentlichen Unternehmers und Auftraggebers im Filmschaffen. Im Auftrag ist die wirtschaftliche Marschroute gegeben, die die Phantasie des Dichters zu gehen hat, der der Filmkunst dienen will. Wenn im folgenden der Kreis dieser Abhängigkeiten ausgegangen wird, so geschieht das in der Absicht, den Spielraum aufzuzeigen, innerhalb dessen sich die dichterische

Digitized by Google

Erfindungskraft frei bewegen und nach Erweiterung ihrer Herrschaft streben kann.

Die wirtschaftlichen Zwangsläufigkeiten, denen die Arbeitsbedingungen des Filmverfassers unterliegen, ergeben sich aus dem Selbsterhaltungszwang der Filmindustrie. Seine nächste Folge ist die gleichmäßige Verteilung des Risikos, das die Herstellung eines Films in sich schließt, auf alle drei Sparten der Filmwirtschaft, auf Produktion, Verleih, Theaterbesitz. Diese Risikoverteilung erfolgt in einer Art, die dem Subskriptionsverfahren der Buchverlage ähnlich ist. Hier sichert sich der Herausgeber gegen die Gefahr, einen Verlust allein tragen zu müssen, dadurch, daß er die Abnehmer durch Anruf ihres Vertrauens auf einen bestimmten Namen oder ein bestimmtes Thema zu Zeichnungen auf das noch ungedruckte, ihnen unbekannte Werk festlegt. Der Filmverleiher nun sucht von vorneherein eine Deckung für den geplanten Film oder eine Reihe von Filmen durch Vorabschlüsse der abnehmenden Theaterbesitzer auf der Grundlage einer Beteiligung nach dem Hundertsatz an den Einnahmen. Der Verleiher gewinnt für den Wettlauf um die „blinde" Gunst des Theaterbesitzers einen Vorsprung durch die Schaffung der „Markenware". Er schafft Film-Marken, die dem zum Blindbuchen gezwungenen Theaterbesitzer unbesehen eine besondere Erfolgsbürgschaft zu bieten geeignet sind. Der Theaterbesitzer hat vor Beginn des Spieljahrs zwischen den Angeboten eines Dutzends von Verleihfirmen zu wählen, die alle von ihren kommenden Filmen zunächst nur Titel, Stoff und Hauptdarsteller nennen können. Unter den Larven dieser Begriffe ist ihm die einzig fühlende Brust der Star. An ihn klammert er sich, an ihn klammern sich in diesem Lotteriespiel des Blindbuchens alle seine Kollegen, und wenn er nicht rasch zugreift, wenn er sich die Wahl zwischen den drei bis vier Verleihen, mit denen er in der neuen Spielzeit das Rennen machen muß, zu lange überlegt, greifen die Kollegen in der Stadt zu, suchen sie sich die Markenware aus und ihm bleibt dann der starlose und stararme Rest.

Um der großen Spitzenfilme mit den Starnamen willen nimmt der Theaterbesitzer ein bis zwei Dutzend Filme mit weniger zugkräftigen Namen und Stoffen in Kauf, der Verleiher hat diese aus Selbsterhaltungsgründen und um der Sicherheit der von ihm beauftragten Herstellerfirmen wegen mit den großen Starfilmen gekuppelt und gibt sie mit den Mittelfilmen nur „en bloc" und „blind" ab. Wie mit Hilfe des Starnamens, so schafft der Verleiher auch mit Hilfe bestimmter Stoffkreise wie Kriminalstoffe, „Sensationen", Kostümfilme, Musikfilme, Sängerfilme, Operettenfilme weitere Markenwaren, die neben der Star-Marke sein Angebot für die kommende Spielzeit möglichst zugkräftig und abwechslungsreich erscheinen lassen.

Nach Maßgabe der Verleihbedürfnisse werden nun die Produzenten und von diesen die Spielleiter und die Verfasser ausgewählt und beauftragt. Der Verleiher hat seine Stars verpflichtet, die günstige Verankerung seiner „teuren" Lieblinge im neuen Produktionsprogramm bildet nun seine Hauptsorge. Die Stoffe, in denen er diese herausbringt, müssen in kurzer Bedenkzeit, die manchmal nur einige Wochen beträgt, festgelegt werden, ebenso die Stoffe für die anderen Marken-Filme. Er muß die ganze Liste etwa einen Monat vor Beginn des neuen Spieljahrs (September) ankündigen, damit die Vermietung einsetzen kann. Es ist klar, daß er nun, da mindestens die Hälfte seines Programms bis zur Mitte des Spieljahrs, bis Weihnachten, also innerhalb eines Vierteljahrs stehen und laufen muß, nicht die Angebote der freien Autoren abwarten kann. Die Drehbücher für seine Star- und Marken-Filme müssen infolgedessen noch viel früher feststehen, da ja die Drehtage, der Schnitt des Films, die Änderungen nach der Zensur usw. noch ein bis zwei Monate beanspruchen. Für die Ausarbeitung eines Exposés, Traitements, Manuskripts, Drehbuchs, wie die einzelnen Werdeformen der Film-

Digitized by Google

idee alle heißen, steht unter diesen Umständen kaum mehr als ein Monat, oft nicht mehr als vierzehn Tage, ja nicht selten nur eine Woche zur Verfügung. Da gibt es nur einen Weg: sich einen gewiegten Drehbuchschreiber suchen, der eine Übung darin hat, abwechslungsreiche, lustige oder spannende Stoffe um einen großen Sänger, um Musikstücke, Schlager, um berühmte Naive oder Sentimentale, um Tänzerinnen, um Artisten usw. zu gruppieren; ihm sagen, was der Film an großen Rollen enthalten soll und für wen, welche Umwelt er bieten, was er ungefähr kosten soll usw. Ein Arbeiten mit einem Schriftsteller, der auf dieses Auftragssystem nicht eingearbeitet ist, scheint bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit undenkbar.

Auf Grund dieser wirtschaftlichen Betrachtung ist es nunmehr möglich, der schriftlichen Festlegung und Ausarbeitung der Filmidee den Platz anzuweisen, den sie im Rahmen der Schriftstellerei einnimmt, und sie abzugrenzen gegen die dichterische Arbeit. Es sind hauptsächlich fünf Merkmale, die die Arbeitsbedingungen des Drehbuchverfassers kennzeichnen: seine Arbeit ist in der Regel Auftragsarbeit, sie ist zeitlich meist sehr kurz befristet, sie ist gebunden durch die Eigengesetzlichkeiten der Filmgattung, die Eigengesetzlichkeit der Einzelfirma, sie ist in der Regel Gemeinschaftsarbeit.

Von der Arbeit des Dichters unterscheidet sie sich also zunächst durch den Auftrag. Die Mehrzahl der Filmideen, die schriftlich ausgearbeitet werden, werden zwar ohne Auftrag, in freien Versuchen ausgearbeitet, dafür werden sie aber auch selten verfilmt.

Der freie Einsender weiß in der Regel nichts von führenden Darstellern, die ein Filmerzeugungsunternehmen verpflichtet hat, von dem Kapital, das es für den einzelnen Film aufwenden kann, von den Erfahrungen, die der auftraggebende und abnehmende Verleih mit den im letzten Spieljahr eingesetzten Stars, Stoffen, Regisseuren gemacht hat; er hat keine Ahnung von den Stoffen, die die anderen Firmen für das nächste Spieljahr drehen und die natürlich die betreffende Firma kennen muß, um sie vermeiden zu können; er hat keine Ahnung von der Reihenfolge, in der der Erzeuger bzw. Verleiher seine Gelder bekommt, in der er seine Filme drehen muß, um im neuen Spieljahr einen guten Start zu bekommen. Der freie Einsender kennt auch nicht den Geschmack des Auftraggebers.

In Unkenntnis all dieser Dinge nimmt er die Aufgabe zu leicht oder zu persönlich; er arbeitet entweder zu kinomäßig, indem er für seinen Entwurf erfolgreiche Filme zu sklavisch nachahmt oder willkürlich abgebrauchte Einfälle zusammenholt; oder er schreibt sein Filmbuch wie ein Romanschriftsteller, der sich seinem künstlerischen Gewissen, seinem persönlichen Erleiden und Erleben verantwortlich fühlt und sonst niemand und es den engeren Filmtechnikern der Firma überläßt, seine Idee ins Filmische zu übersetzen.

Unter diesen Umständen ist das Finden und Ausarbeiten von Filmstoffen für bestimmte Herstellungsfirmen wie für ein bestimmtes Spieljahr und seine Filmmode zu einer Kunst geworden, die ein ungewöhnliches Gedächtnis, ungewöhnliches technisches und kaufmännisches Wissen, Anpassungsfähigkeit und darüber hinaus natürlich ein ordentliches Maß an Erfindungsgabe, an innerer Schau und dramatischer Begabung erfordert. Das Filmdichten ist ein Handwerk geworden, das eine Verbindung von Fähigkeiten verlangt, wie sie nur selten in einer Person vereinigt sind; die Filmdichter sind eine kleine Kaste, die mit ihrer Ausnahmsbegabung und -Erfahrung, mit ihrer Übung das weite Feld der Filmeinfälle beherrscht. Die Filmunternehmungen haben diese Eingeweihten unter sich aufgeteilt, diese Könner arbeiten entweder für bestimmte Unternehmungen oder sie sind die rechte Hand von bestimmten Spielleitern, die, wenn sie einen Filmauftrag übernehmen,

Digitized by Google

ihren Drehbuchtechniker mitbringen, der einen Filmstoff nach dem Wunsch des Unternehmers einerseits, nach dem Können des Spielleiters andrerseits abbiegt oder ein von andrer Seite überreichtes Drehbuch mindestens den Fähigkeiten seines Regisseurs anpassen kann.

Das Auftragssystem herrscht also im Bereiche der Filmdichtung. Denken wir uns das Unterhaltungsbuch, denken wir uns den Roman unter der Herrschaft des Verlegerauftrags! Stellen wir uns vor, daß unsere großen deutschen Erzähler alle nach bestimmten Wünschen von Verlagen hätten erfinden und dichten müssen! In der deutschen Literatur findet sich zwar auch ein Posten „Auftragsdichtung" oder, wie man es sonst nennt, „Gelegenheitsdichtung"; in Goethes Werken nimmt sie einen gewissen Raum ein, aber wir denken, wenn wir an Goethe denken und zu Goethe greifen, eher an alles als an seine Auftragslyrik, an seine Spiele für bestimmte Hofgelegenheiten usw. Wir verbinden mit dem Begriff „Gelegenheitsdichtung" die Vorstellung des Pegasus im Joche, eines auf schnelle und drastische Wirkung bedachten Unterhaltungs- und im besten Falle Kunsthandwerks ohne Innerlichkeit und persönlichen Gehalt, ein Werk mit dem Stempel der Gefälligkeit und Marktgängigkeit. Der zur „Poesie kommandierte" Dichter ist uns der Dichter, der an Stelle eines persönlichen Erlebnisses aus seiner Technik schöpfen muß. Er ist ausgeschlossen aus jener natürlichen Entwicklung, die eine Frucht aus Knospe, Blüte und Reife schließlich durch das Gesetz der eigenen Schwere vom Baum fallen läßt. Die Frucht hat ihre Form nicht vom Grad des Erlebens, vom Maß des Herzens, sondern vom Maß der Schablone, die gewonnen ist aus Statistik, Kassenrapporten und Wirkungsgeheimnissen. Ihre gestaltende Kraft ist der Verstand, ihre treibende Kraft der Wille. Sie ist ein echtes Kind des Oberbewußtseins; das reife, saftige Kunstwerk dagegen, das uns angeht, wird von der willenlos schwebenden Vorstellung angezogen aus der Tiefe des Unterbewußtseins, das in unvorhergesehenen, durch keinen Willensakt zu erzwingenden Stunden seine Pforten öffnet.

Von den Auswirkungen des Auftragssystems erschwert unter diesen Umständen besonders ein natürliches Reifen des Filmbuchs die kurzbefristete Ablieferung. Was wäre aus Goethes „Urfaust" geworden, wenn ihm ein Verleger den Auftrag gegeben hätte, ihn innerhalb einer Frist, in der gewöhnlich Drehbücher fertig werden müssen, innerhalb drei bis vier Wochen, zu dichten? Es soll hier nicht Drehbuch an Buchdichtung gemessen, es sollen nur die Grenzen des Filmbuchs aufgezeigt werden an der Hand seiner gewöhnlichen Entstehungsbedingungen. Darum ist es notwendig, auch auf den Faktor Zeit hinzuweisen. Sieht man aber von „Dichtung" ohnehin ab: was würde auch nur im Bereich des genormten Unterhaltungsbuchs an Ansprechendem zustande kommen, wenn es auf diese Weise herauskommen müßte, daß die Verleger alle Jahre zwei Monate vor Weihnachten, mit dem letzten November als Ablieferungsfrist, ihre gesamten Neuerscheinungen nach Titel, Stoff und Stil in Auftrag geben würden? Auch diese leichtere Ware der Literatur braucht Zeit zum Reifen, sie braucht Rücksicht auf die guten und bösen Wochen eines Schriftstellers, sie braucht das Freisein vom Damoklesschwert, das drohend ob den Köpfen der über ihre deutsche Schulaufgabe Gebeugten hängt.

Es drängt sich die Frage auf: muß denn das so sein bei der Filmindustrie? Ist es nicht möglich, einen Plan der Filmstoffe auf Jahre hinaus festzulegen; wie wäre es mit einer Planwirtschaft der Filmstoffe? Sie liegt wohl manchem Bahnbrecher des guten Films im Sinn, aber Anläufe dazu mußten meist alsbald wieder jenen Zwangsläufigkeiten geopfert werden, wie sie nach Mißerfolgen gutgemeinter und wertvoller idealistischer Filme immer wieder eintreten. Die Panikstimmung, die solchen Enttäuschungen hohen Strebens folgt, wirft dann rasch

Digitized by Google

alle idealistischen Gebäude um, die in einzelnen Köpfen der Firmen ihr heimliches, romantisches Dasein führen, und so hat sich der Einjahresplan mit dem Rückblick der Generalversammlung als System herausgebildet; die Beschlußfassung über Stars, Stoffe und Spielleiter einige Monate vor Beginn des neuen Spieljahres, die Beauftragung von Autoren um diese Zeit, Anordnung der Drehtermine entsprechend der Verfügbarkeit der Ateliers und der Spielleiter, die wie die Darsteller und besonders die Stars, ja meist auch auf der Bühne arbeiten, und nicht zuletzt entsprechend der Verfügbarkeit der Gelder. Da aber die Selbsterhaltung der Firma oberstes Gesetz ist, so sind alle Festlegungen, mit Ausnahme der Titel und der Starbesetzung der Filme (die, einmal angekündigt, die Grundlage der Abschlüsse der Theaterbesitzer sind), mehr oder minder freibleibend. Hat die Firma einen guten Start, so kann man über das Schicksal ihrer idealistischen Filmpläne unbesorgter sein als bei schlechtem Start. Unerwartete Erfolge der anderen Firmen, der Ausländer werden sich in stofflichen Umdispositionen, Neuverteilungen usw. bemerkbar machen. So ändern sich auch die Zeiten, innerhalb deren zunächst dieses oder jenes Drehbuch abzuliefern war, fortwährend, und aus Monaten können plötzlich Wochen werden, besonders dann, wenn ein Autor versagt hat, ein anderer zugezogen wird, der Stoff ausgeschieden wird als überholt oder als von andern Firmen vorweggenommen, und ein anderer gefunden werden muß.

Das Drehbuch, das im Kreise dieses kurzbefristeten Auftragssystems entsteht, wird mehr oder minder den Stempel der Konfektion an sich tragen. Jeder Schritt, den es über diesen Kreis hinaus ins Gebiet der dichterischen Freiheit hinein tun will, wird davon abhängig sein, daß das Auftragssystem gelockert und so Raum zur Begegnung mit dem Dichterischen geschaffen wird. Alle noch so gut gemeinten Erneuerungs- und Nachwuchsbestrebungen für das Drehbuch sind zur Unfruchtbarkeit verurteilt, solange das Auftragssystem des Drehbuchs das Dichterische von vorneherein ausschließt. Nicht das Literarische ist damit gemeint, sondern jene Erfindung und Handlungsführung des Films, durch die seine Mittel, das bewegliche Bild und der Ton, frei werden, um einem Erlebnis die schönste und stärkste Form zu geben. Das bisherige Auftragssystem sorgte in erster Linie für das Kleid; denn Kleider machen Leute. Welcher Körper aber in das Kleid, welche Handlung in die Revueschablonen kamen, das galt immer als die geringere und spätere Sorge.

Das nicht unbedeutende Maß an anerkannter Eigengesetzlichkeit, das der Stummfilm allmählich gewonnen hatte, ist mit den stärkeren wirtschaftlichen Bindungen, die der Tonfilm brachte, zum größten Teil wieder verlorengegangen. Noch weniger als früher kann jetzt das Drehbuch der inneren Logik eines Stoffes folgen. Wurden ihm früher von der Bildkamera her ein Dutzend Stichworte zugerufen, aus denen der Stegreifdichter des Drehbuches sein Sinngedicht Film aufbauen sollte, so kommt nun auch die Tonkamera mit ihrem Dutzend Stichworten. Die Zahl der vorgesteckten Handlungspfähle, zwischen denen der Drehbuchmonteur seine Leitungen legen soll, hat sich verdoppelt.

Beim Auftragssystem kommt die Idee des Films vom Verleiher, vom Produzenten, vom Regisseur, vom Star. Die Idee muß wieder vom Dichter kommen. Erst soll sich unter seinem Atem der Keim des Films, die Idee, zum Leib, zum Entwurf entfalten, als geprägte Form, die lebend sich entwickelt; dann mag unter Beihilfe der Künstler und Kaufleute über ihr filmisches Kleid beraten werden, nach dem Schnitt, den der Dichter im Drehbuch vorgelegt hat. Dieser Weg zum fertigen Drehbuch, vom Leib des unabhängigen dichterischen

Digitized by Google

Handlungseinfalls zum Kleid des kaufmännisch geübten Szenarios ist sicher fruchtbarer als der umgekehrte vom Kleid zum Leib.

Als nächster und dauernder späterer Berater und Bundesgenosse des Dichters kommt dann der Regisseur in Frage. Das ist ebenso natürlich wie die Zusammenarbeit zwischen dem Opernkomponisten und dem Verfasser seines Textbuchs. Das Bündnis Regisseur-Autor ist besonders bei Stoffen, die geistige Ansprüche stellen, eine Voraussetzung für ihre Verteidigung gegenüber den Einwänden der Kaufleute. Diese sind keineswegs die geborenen und die ewigen Feinde der Filmkunst und ihre Begriffsbestimmung des guten Films als jenes Films, der am wenigsten kostet und am meisten einbringt, ist nicht unwandelbar. Sie lassen sich auch eines Besseren belehren; und wer wäre dazu mehr berufen und aufgelegt als der Dichter, der einen Film mit seinem Herzblut geschrieben und nun die Aussicht hat, in persönlichem Eintreten für seine Idee Schulter an Schulter mit dem Regisseur als seinem Waffenbruder, die Kaufleute für seinen Film zu erobern?

Das Schicksal des freien Filmdichters ist unter diesen Umständen unvergleichlich härter als das des beauftragten, der sich gewissenhaft innerhalb der ausgesteckten Pfähle bewegt und nach kurzem Frondienst siegreich immer zu seinem Geld und zu seiner Freiheit kommt. Dafür schafft aber der Kampf des freien Filmdichters erst die inneren Werte. Nicht Unterhaltungs- und Luxuswerte, wie sie die Kaufleute den Hausdichtern der Firmen in Auftrag geben, sind geeignet, die ewig auseinanderfliegenden Kräfte der Gemeinschaft Film zur Einheit zusammenzufassen, sondern die begeisternde Macht der Idee, die vom Dichter kommt. Sie ist der Kraftspeicher, aus dem die zähe und unerbittliche Gegenwirkung der Künstler gegen die wirtschaftlichen Bedenken sich immer wieder neu aufladen muß.

Freilich, das Auftragssystem wird für das Drehbuch niemals ganz zu entbehren sein. Schon deswegen nicht, weil im Laufe jedes Jahres für den deutschen Markt unweigerlich jene 160 Filme hergestellt sein müssen, ohne die das Dasein von 5000 Lichtspielhäusern in Deutschland in Frage gestellt wäre. Die 160 Drehbücher müssen her, koste es was es wolle, unerbittlich jedes Jahr. Der Filmverleiher kann sich nicht einem Zufall aussetzen, der das eine Jahr den freien Filmdichtern vielleicht überhaupt keinen nennenswerten Einfall, das andere Jahr vielleicht hundert, wieder ein anderes Jahr dreihundert große Ideen schenkt. Er muß die „Poesie kommandieren" und „befristen", und so muß Konfektion entstehen.

Es ist nicht so wie auf dem Markt der Lyrik; wenn da einmal ein Jahr lang nichts Neues herauskommt, so ist damit noch kein Sortimenterdasein in Frage gestellt und kein Leser kommt an Hunger nach Lyrik um; denn der Schatz von Jahrtausenden lyrischer Kultur, der in Büchern bewahrt ist, bleibt ewig unausgeschöpft. Anders beim Film, der für den Augenblick geboren und im Augenblick, mindestens innerhalb von ein bis zwei Jahren genossen werden muß. Er hat kein Repertoire, das Jahrhunderte zurückreicht, wie das Theater, das sich bei Versagen der Neuproduktion immer mit Klassikern behelfen kann. Was im Film über 4—5 Jahre alt ist, ist dann nur noch Kuriosität.

Je mehr das Auftragssystem des Drehbuchs durchbrochen werden kann, je mehr sich der freie Filmdichter vordrängt und obsiegt im Bunde mit Filmspielleitern, um so bessere Zeiten werden für den guten Film anbrechen. Diese Zeiten werden zu Höhepunkten werden, wenn die Senkung der Stargagen und Tonkosten den deutschen Film wieder experimentierfähig macht, was er heute längst nicht mehr ist, wenn durch die Abschaffung des Blindbuchens der Star seines Nimbus entkleidet und der starlose Film seines bisher übermäßigen Risikos beraubt, wenn der Stoff- und Ideenerfolg an die Stelle des Starerfolgs gerückt ist.

Digitized by Google

Hagia Moné

Von Stefan Andres

In den Malerkreisen einer gewissen Stadt pflegt man von einem Kollegen, der ohne Begabung und Ergebnis, aber mit ebenso großer Hingebung seiner Arbeit obliegt, abschließend zu sagen: „Er malt für Hagia Moné!"

In eben dieser Stadt lebte um die Wende des Jahrhunderts ein Maler, dessen Namen für eine kurze Zeit das gewählteste Thema in den Salons war, weil mit seinem Klang etwas ungehörig Grobes und Kräftiges ausgesagt werden konnte, wie es die literarische Mode zur Zeit verlangte, und wer „Gudwangen" sagte, bewies damit, daß er zu den Jungen hielt und überdies zum guten Geschmack überhaupt. Gudwangen hatte alle Zugehörigkeiten eines Künstlers, der in Deutschland eines gewissen Erfolges sicher sein kann: er war noch jung und dazu ein Autodidakt, er war blond und kam aus Norwegen, war ein Holzfällersohn und sprach ein elegantes Französisch und etwas langsames Deutsch, und daß er mit den Zischlauten nie fertig wurde, gereichte ihm zum besonderen Reiz. Und die Töchter aus den Familien, wo Gudwangen verkehrte, sagten heimlich vor dem Spiegel „Entschuldigung" und erröteten dabei.

Gudwangens Hände und Stimme und Schultern, das war ein gewaltiger und dominierender Dreiklang. Ja, es gab Leute, die glücklich waren, wenn er ihnen einen Sessel ruinierte und auseinanderdrückte, auf dem Teppich Tabakasche verstreute oder dem Mädchen beim Ablegen zärtlich einen blauen Fleck in den Arm kniff.

Seine Anzüge waren aus besonderem Stoff, däftig und grobkörnig, aber immer nach neustem Schnitt und glichen seltsam seinen Bildern, die sich auch des neusten Schnittes befleißigten und einen ebenso grobkörnigen Stoff wählten: Holzfäller, Bauern und Fjorde, in allen nur erdenklichen Möglichkeiten, und die Salons und die Eßzimmer in jener Stadt waren bemüht, ein melkendes Mädchen oder einen Flößerknecht an der Wand zu haben.

Aber viele, die wie Gudwangen zur rechten Zeit aus den Wäldern gekommen waren, konnten dennoch nicht zum Modekitzel einer an diesem und jenem müdegegessenen Gesellschaft werden, es fehlte ihnen vielleicht nur der Anzug, die Verbindung, oder aber auch die Bereitschaft, sich als Waldgeruch in den Handel zu bringen. Gudwangen fand die Verbindung. Er verlobte sich mit der Tochter eines großen Zeitungsverlegers, und damit empfing er die goldenen Flügelschuhe.

Gudwangen war übrigens unverdorbener geblieben, als er von seinen eifersüchtigen Kollegen gehalten wurde. Seine Wahl war nicht nur aus Berechnung, sondern auch aus Herzensgründen geschehen, und man konnte seine Ehe glücklich nennen, besonders, seit die jüngere Schwester seiner Frau für dauernd nach Griechenland übergesiedelt war. Diese seine Schwägerin, mit dem schweren Namen Agatha, war ein zartes, verschleiertes Menschenkind, das von Kindsbeinen an mit dem Dachshaarpinsel auf gelbfaseriges japanisch Bütten in verschwimmenden Hauchtönen Bäume, Berge, wollige Schafe und Taubengefieder malte. Sie war mit ihrem Schulfarbkasten durch Zufall auf japanisch Bütten geraten, indem sie ihrem Vater auf die Rückseite eines unersetzlichen Druckes ein Lämmchen malte, ein Osterlämmchen mit der Kreuzfahne. Seit dieser Stunde malte sie. Es wäre die Aufregung des Vaters und das Aufgelöstsein der Mutter über den Verlust des kost-

Digitized by Google

baren Druckes schuld gewesen, gestand sie später, und als man ihr anderes Papier gab, bestes englisches Wattman, über welche Verschwendung sich ein armer Aquarellist die Haare gerauft hätte, sie wies alles Papier zurück, das nicht japanisch Bütten war. „Es läuft nicht so schön", sagte sie bloß. Auch gegen jede Ausbildung ihres Talentes sträubte sie sich, einen geschenkten Ölkasten mit Staffelei ließ sie unberührt, Agatha aquarellierte, und nur auf echt japanisch Bütten.

Ihr Starrsinn und ihre Unbelehrbarkeit, wie die Eltern glaubten, waren schuld, daß Gudwangen zu seiner Frau kam. Man lud den berühmten Maler ein, legte ihm neben die Teetasse die kleinen Bilder Agathas, und sie stand schmal und sicher hinter ihrem Stuhl und blickte hinüber in das Gesicht des Malers, der Blatt um Blatt vor seinen weitsichtigen blauen Augen in die rechte Entfernung brachte. Sie war damals sechzehn Jahre alt. Als er plötzlich seinen Blick sehr schnell vom Bild in ihr Gesicht hob, faßte sie noch fester ihren Stuhl, schaute starr und wie ein Steinbild teilnahmslos geradeaus. „Ich werde Sie ausbilden", sagte Gudwangen, seine sonst so laute Stimme kam tief und weit aus ihm her, als sei sie gar nicht für einen andern bestimmt und erwarte auch keine Widerrede. Aber Agatha schüttelte nur den Kopf. Als der Vater zornrot anlief und den Schnurrbart zwirbelte, die Mutter inständig flüsterte: „Kind!" und Gudwangen wirklich überrascht die buschigen, blonden Brauen zusammenkniff, und, gleichsam sich erinnernd, ebenfalls errötete, da setzte Agatha den Stuhl unter den Tisch, als sei die Sitzung beendet. Und sie sprach: „Ich will ja keine Malerin werden, es muß doch nicht alles Kunst sein. Was heißt das überhaupt, Kunst!" Damit lief sie hinaus. „Ja, was heißt das?" rief der Vater ihr zornig nach, Gudwangen lächelte nachdenklich, aber die Mutter legte beschwichtigend die eine Hand ihrem Mann, die andere Gudwangen auf die Schulter und sagte: „Sie ist eben noch in dem unfertigen Alter, wo die Mädchen ein Kind, aber keinen Mann wollen!" Der Vater brummte von zielloser Spielerei und Sorgen, die ältere Schwester versuchte am Flügel die peinliche Pause zu überbrücken. Gudwangen, der jeden Klavierspieler bewunderte, weil er das mit seinen Bretterhänden nie fertig brächte, wie er sich ausdrückte, sah ihr immerfort zu und erbat sich zum Schluß die Erlaubnis, diese musizierenden Hände einmal so im Spiel festhalten zu dürfen. Und das durfte er, bis es schließlich der Erlaubnis der Eltern nicht mehr bedurfte.

Agatha besuchte Gudwangen in den ersten Jahren seiner Ehe fast täglich auf seinem Atelier. Sie zeigte niemanden mehr etwas von ihren kleinen Bildern, und man nahm langsam an, ihre Begabung habe sich wie so manches im reifenden Menschen in anderes verwandelt; Agatha studierte nämlich seit geraumer Zeit, wieder durch Zufall angeregt und wieder mit derselben spielerischen Verlorenheit, byzantinische Ikonen. Gudwangen fragte sie noch gelegentlich nach ihren Aquarellen, aber wenn sie nur verlegen lächelte, klopfte er ihr tröstend auf die Schulter: „Freu dich, Kind, es war bloß ein Frühlingsschauer, das Malen ist eine verteufelt ernste Sache!" Auf diesen seinen wiederkehrenden Ausspruch nickte sie immer so eindringlich, daß Gudwangen das Mädchen mit gekniffenen Brauen musterte, so wie damals, als sie es ablehnte, seine Schülerin zu werden. Zudem brachte sie ihm häufig kostbare Wiedergaben aus ihrer Ikonenwelt, und wenn sie dann einen düsteren, goldgrundigen Christus auf die Truhe neben seine Bauernmägde und Holzfäller stellte, streifte er das weiße glühende Gesicht des Mädchens mit dem ihm eigenen Mißtrauen, das ihm zutiefst seine Stellung zwischen Wald und Stadt ins Gesicht zeichnete. „Zum Fürchten schön", flüsterte sie dann. „Wenn's schön ist, darf man sich nicht fürchten", entgegnete er abwehrend. „Nein?" fragte sie, als wollte sie alle Bestimmtheit abtun und einen neuen Glauben von ihm empfangen. „Ich meinte immer, vor dem ganz Schönen müßte man sich fürchten!"

Digitized by Google

„Agatha, du fürchtest dich vor dem Inhalt, der Gott macht dich fürchten, nicht das Bild!“ „Nein“, sagte sie, „wenn ich denselben Gott auf einem Nazarener Bilde sehe, ist es gar nicht mehr mein Gott! Es ist das Bild, glaube mir!“ „Die Augen sind ja verzeichnet!“ Und er wies, ein Lineal anlegend, das aus der Waagrechten sich hebende Auge des Christus nach. Sie entgegnete: „Das sieht man wohl, aber man vergißt es! Das gibt es nicht oft, daß man Fehler sieht und vergißt! Du machst übrigens wenig Fehler“, fügte sie bei, „aber ein Gott würde dir nie geraten!“ „Dieser Inhalt da“, und er wies auf das Bild, „ist uns fremd geworden. Wir malen nur, was wir sehen und greifen können, einerlei was!“ „Aber, Gudwangen, siehst du und kannst du greifen, was du immer noch malst, deinen Wald und die Bauern darin?“

Da hob Gudwangen sein Handgelenk ans Ohr und lauschte, ob seine Uhr noch ginge. „Aber ich *habe* es einmal gesehen.“ Das war in einem mühsamen Trotz gesagt, und seine Stimme wurde schleppend vor Nachdenklichkeit. Mein Gott, das Mädchen hatte alles gesagt, was er sich nie eingestehen wollte. Dieses Gespräch war etwa drei Jahre nach seiner Eheschließung geführt worden. Diese Zeit war in gemächlichen Erfolgen verstrichen, die Gudwangenschen Waldgestalten zogen immer noch in die Ausstellungen, in die Museen und Privathäuser, aber es kam schon gelegentlich vor, daß ein Museumsbesucher seine Frau vor einen Gudwangen zerrte und halb beleidigt, halb kläglich feststellte: „Das ist ja unser Bild aus dem Eßzimmer!“

Auf einer großen Ausstellung in der Hauptstadt erlebte dann Gudwangen den Schlag, der kommen mußte. Die Kritik stellte fest, Gudwangen und der Wald brächten ewig dieselben Gestalten hervor, nur daß man nachgerade annehmen müsse, daß ein erschöpfter Maler noch jämmerlicher wirke als ein erschöpfter Wald. Man riet ihm öffentlich eine Sommerfrische in den Fjorden. Seine Frau, die alle großen Blätter nach dem Widerhall der Ausstellung absuchte, brachte ihm diese und andre ähnliche Kritiken voller Empörung, und er war klug genug, ebenfalls empört zu sein. Noch einmal erging es ihm so bei einer andern Ausstellung, das war wieder ein Jahr später. Da schwor er, kein Bild mehr zu verschicken und zu verkaufen. Sein Vermögensstand ermöglichte ihm diesen Trotz, und so verschloß er sich in seinem Atelier, nur Inge und Agatha hatten Zutritt. Und er, der früher über zuviel Besuch seufzte und ein Sprechstundenschild an der Doppeltür seines fürstlichen Ateliers im Treppenhaus befestigt hatte, nahm eines Tages in der stillen Mittagsstunde das Schild ab, denn es war überflüssig geworden, da nur noch kleine und bedrückte Kollegen den Weg zu ihm fanden, um mit ihm von den Cliquen in der Hauptstadt, von dem Klüngel bei öffentlichen Aufträgen und von zu Unrecht erhobenen und zu Professoren ernannten Kollegen zu sprechen, oder aber um ihn, den reichen Gudwangen, um Geld anzugehen. Für diesen Besuch hing ein Schild an mit der Aufschrift: „Verreist“. Gudwangen bemerkte nach Jahr und Tag, als er das Schild vom Schmutz der Mücken und angesetztem Staube säubern wollte, daß eine unbekannte Hand ein r in der Aufschrift ausgemerzt hatte, und da nickte er noch einmal tief und heftig, blickte sich um, ob ihn jemand erblickt habe und hängte das Schild wieder an seinen Platz.

Seine Frau, an Gesellschaft und Zerstreuung gewöhnt, fand sich nur schwer in diese selbsterwählte Verbannung. Die Eltern waren gestorben, es blieben nur noch langweilige Verwandtenbesuche, die aber Gudwangen für seine Person ausschlug. Sie machten Spaziergänge am Strom, gingen in eine Weinstube, und wenn sie Bekannte sahen, blickten sie fort. Es kam überdies selten vor, daß jemand sie ansprach, denn Gudwangens Art war so betont ablehnend und zäh geworden, daß er angeredet gelegentlich die Antwort schuldig blieb und die blonden Haare

Digitized by Google

auf seinem Handrücken zu zählen schien. Für seine Frau wäre dieser Zustand unausstehlich gewesen, wäre die Kränkung, die böswillige und stumpfsinnige Ablehnung, die ihr Mann erfuhr, wie sie glaubte, nicht als kalter Strom in alle und die entlegensten Gebiete ihres Weibtums durchgeflossen. Der erste große Mißerfolg hatte sie überrascht, und als Gudwangens Erfolg klipp und klar vorüber war, wandelte sich ihr die Empörung — in der noch ein Ruf nach Rechtfertigung wartet — in ein eisiges Sichfinden in den neuen Zustand, und sie war dafür, die Eisscholle, auf der sie lebten, noch loszuhacken vom übrigen Eis: sie wollten keinen Umgang mit den Unzufriedenen, mit diesem halben Künstlervolk, das von dem Gifte aller Art schwärt, zumal aber vom Gifte des Neides. „Gudwangen", wiederholte sie oft, „du hast zu allen Regungen ein Recht, zum Haß, zur Rache, zum Hochmut, nur nicht zum Neid. Du arbeitest wie alle Großen erst für ein kommendes Geschlecht!" Dann nickte er nur kurz, aber er sah nüchterner als seine Frau.

Sie haßte und hatte deshalb alle Nüchternheit verloren, ihr Gesicht geriet mehr und mehr in eine altjüngferliche Spitzheit, obgleich sie erst kaum fünfundzwanzig alt war. Und sie bekam kein Kind. „Ich kann ja kein Kind haben", tröstete sie Gudwangen, „der Haß hat ja alle Säfte in mir ausgebrannt!" Agatha fragte sie einmal, als sie alle drei auf dem Atelier saßen vor einem Blumenstück mit gelben, kurzstieligen Tulpen: „Wen hasseſt du denn eigentlich, Inge?" Gudwangen blickte etwas verlegen durchs Fenster auf die stille Straße. „Wen, wen?" Frau Inge erhob sich: „Du fragst wie ein Kind, ja, eben, wie ein Mädchen! Ich hasse keine Einzelnen, ich hasse die Gesamtheit, ich hasse die Dummheit, die Unaufgeschlossenheit, ich hasse die Museen, die Salons, diese Bände und Broschüren da, die Gudwangen zu übersehen wagen, als wäre er nie dagewesen. Einen Makart, einen Piloty verreißt man, aber ihn schweigt man tot!" Und sie warf den mit kralligen Händen erfaßten Jahrgang einer Kunstzeitschrift über den Teppich. Die Hefte öffneten sich und bedeckten den Boden mit Bildern. „Ja, die Franzosen, in jedem Heft ein Dutzend Wiedergaben!" Und dann sagte sie, man hörte die Stimme ihrer Lyzeumsprofessoren hindurch: „Haben wir deshalb einen Lessing gehabt?" Gudwangen kniete sich und raffte die Hefte auf: „Inge, die können schon etwas!" sagte er und legte Heft auf Heft und trug sie ins Regal. Darauf ging Frau Inge hinaus, an ihren zuckenden Schultern sahen sie, daß sie weinte.

Agatha saß auf ihrem üblichen Platz auf der Truhe, hatte die Ellbogen auf den Knien und den Kopf in den Händen. „Wie gefallen dir die Tulpen", fragte er dann. „Ich freue mich, Gudwangen, daß du das Große anerkennst!" Gudwangen zündete sich eine Pfeife an, schob sie in den äußersten Mundwinkel, daß davon sein Gesicht eine ruhige Breite bekam und er sagte: „Agatha, das kann ich mir leisten!" Als sie schwieg, fragte er halb stochernd, halb spaßhaft: „Oder nicht?" „Aber Inge!" schob sie ein. Er zuckte die Achsel. „Sie lobt nur, sie versteht nichts davon!" Agatha seufzte: „Und ich soll dich tadeln?" Als er sie fast erschrocken anblickte, senkte sie tief den Kopf: „Ach, Gudwangen, du mißt mir ein schweres Teil zu!" „Du weißt warum!" sagte er und errötete, er wurde kleiner bei seinen Worten, er legte die Pfeife hin und ging einen Schritt auf sie zu. „Eben deshalb", sprach sie, auch ganz deutlich, aber entrückt und kühl. Sie saß mit ihrem bleichen Gesichtchen wie eine angezogene Wachspuppe auf der Truhe. Nur die Augen flimmerten dunkel und groß. „Bleib so sitzen", und er rannte zu dem Schiebeschrank, wo frisch aufgezogene Leinwand wartete; es gab einen dumpfen, rollenden Ton, als er die Schranktür zur Seite rollte. Und dann, schon vor der Leinwand, den Kohlestift in der Hand, murmelte er: „Ich kann auch anders!" Da kam Agatha zu sich. „Das ist eine schreckliche Redensart, Gudwangen, wer auch anders kann, kann nichts! Sage so etwas nicht noch einmal, ich kann es nicht von dir hören!"

Digitized by Google

Agatha kam jetzt täglich. Frau Inge brachte ihnen Erquickungen, lobte jeden neuen Strich, machte auch Vorschläge: Agatha solle sich den ungarischen Türkischmuck anlegen, der paßte auf schwarze Seide ausgezeichnet.

Nach jeder Sitzung stand er fragend vor Agatha. Sie nickte immer. „Aber du mußt noch einmal dran gehen!" „Aber es ist doch alles da", sagte er beim letzten Male, als er das Bild fertig glaubte. „Alles?" Sie schwieg eine Weile. „Du, Gudwangen, ich kann mich aber nicht fürchten davor." „Du mit deinem Fürchten!" Er lachte. „Ich male doch keine Ikonen!" „Nein?" fragte sie wieder, als wäre sie sehr überrascht. „Weißt du, auf den Ikonen sind nicht nur Heilige, da sind allerlei Menschen!" „Warum willst du dich eigentlich vor deinem eigenen Bildnis fürchten?" „Weil es mein Bild ist, weil es wahr ist, weil es mein Ich vor mich hinstellt, mich verdoppelt, deshalb; und soll man sich nicht fürchten, wenn man sich so erblickt." „Dann fürchtest du dich wohl auch vor dem Spiegel, und du hast doch gar keinen Grund!" Er wollte wieder lachen. „Willst du denn nur einen Spiegel von mir machen? Ein Spiegel ist doch falsch und sagt nur einen Augenblick und nur das, was ich will! Aber das Bild sagt doch alles, alle Augenblicke, die vergangenen und die zukünftigen zieht es zusammen. Soll ich mich nicht fürchten? Du breitest doch alles vor mir aus, wenn du mein Bildnis machst, was dunkel und mir selber nicht bewußt in mir ist!" „Du verlangst viel!" sagte Gudwangen und klopfte die Pfeife aus. „Ich weiß ja gar nichts von dir! Ich weiß nur, daß du noch heimlich malst!" „Du brauchst nichts von mir zu wissen, du mußt alles sehen, wie es ist. Alles ist da, hier in meinem Leibe abgebildet und vorgebildet. Ja, Gudwangen, alles ist da, du mußt es nur sehen. Aber weißt du, ihr Maler meint, wenn ihr bei einer Frau geschlafen hättet, wüßtet ihr mehr von ihr! Ich werde weggehen, Gudwangen, ich will sehen, ob du mich dann nicht besser triffst, ob du nicht mehr siehst, Gudwangen!"

Nach vier Wochen verreiste Agatha nach Griechenland und sie schrieb nach einigen Monaten ihrer Schwester und Gudwangen, daß sie in dem kleinen Klösterchen Hagia Moné auf dem Peloponnes in der Nähe der Stadt Nauplia, wohin sie auch die Post richten möchten, bei griechisch-orthodoxen Nonnen sich ein Stübchen gemietet habe. Von hier mache sie ihre Ausflüge und suche in Kirchen und Klöstern nach alten Miniaturen und Ikonen, die sie eifrig kopiere. Die Oberin des Klosters sei eine gebildete Witwe, die sogar deutsch spreche und ihr sehr behilflich sei, da sie viele Klöster kenne und auch Verbindung habe. Zum Schluß schrieb sie: „Ich bin eben nur eine kleine Kopistin!"

Auf diesen Brief hin bestellte Gudwangen zum erstenmal seit fünf Jahren den Spediteur, daß er ein Bild abhole. Und damit begann der Abschnitt in seinem Leben, wo er für Hagia Moné malte, wie sich die Kollegen ausdrückten, die vielleicht durch Geschwätzigkeit des Spediteurs oder eines Bahnbeamten es herausfanden, wohin Gudwangen seine Bilder schickte.

Zuerst war seine Frau erfreut über dieses fast monatliche Bildversenden, aber schließlich sagte sie einmal, und nicht ohne Spitze: „Was soll Agatha nur mit all den Bildern machen?" „Meinetwegen verbrennen!" „Verbrennen?" Da verstand Frau Inge etwas mehr. „Du malst also nur noch für meine Schwester!" „Ich male für den, der mich versteht!" „Also sie versteht mehr als ich?!" Sie war dem Weinen nahe. „Ja", sagte er grob.

Seitdem wurde darüber nicht mehr gesprochen, nur jeden Monat ging ein Bild nach Hagia Moné. Nach zwei Jahren etwa fragte Frau Inge, ob er nicht einmal Agatha besuchen möchte. Die Arme müsse doch zurückkehren, Gudwangen solle sie vielleicht dazu bestimmen! Gudwangen war überrascht. In diesem süßschmeckenden Auftrag mußte ein Tropfen Gift schwimmen.

Digitized by Google

Und er las in der darauffolgenden Nacht Agathas Briefe, die sie ihm auf die Bilder hin geschrieben hatte. Diese Briefe enthielten immer ein liebevolles Eingehen auf jedes Werk, sie waren gleichsam gute Beschreibungen dessen, was da war. Was aber nicht da war, wurde nicht erwähnt! Es hieß nur manchmal, daß ein Künstler die ewige Unzufriedenheit in sich wach halten müsse, oder sie hielt dafür, er solle nicht alles gleich zu einem Bild machen wollen, er solle auch einmal gleichsam Notizzettelchen vor der Natur machen, er solle statt in einen Baum in einen Zweig sich verlieben und statt einer Landschaft einen Baum bringen. „Mach nicht immer gleich den Kreis zu und bring nicht alles auf Gleichungen, laß auch etwas Unaufgegangenes an Worten und Dingen in deinen Arbeiten. Das sind ja doch die Rosinen im Kuchen, wenn man merkt, hier ist der Meister gern ein Lehrling geblieben, weil er weiß, wieviel tiefer die demütige Lücke in einem Werk den Menschen ergreifen muß, als die mit Fertigkeit überdeckten Risse, die den Dilettanten vom Fach kennzeichnen," und die meisten der Schaffenden aller Arten seien ja solche ehrgeizigen Naturen. „Schaff den Ehrgeiz ab", schrieb sie in einem andern Brief, „Ehrgeiz und Haß sind dem Eros feindlich und ummauern ihn, und wer durch eigene Schuld so von der Welt isoliert wird, lebt nur noch in der Verteidigung. Auch das Werk darf keine Verteidigung sein, das Werk darf keine Absichten haben, du aber hast noch viel Absicht!"

Noch nie hatte er die Absicht gehabt, sie zu besuchen, ihre Briefe waren ihm zu lieb geworden. Denn er nahm die Beschreibungen seiner Bilder für Lob und Anerkennung und geriet darüber in einen fiebrigen Eifer. Mit einer geradezu kindlichen Einfalt nahm er die Ratschläge der um fast zwei Jahrzehnte Jüngeren wörtlich und versuchte abends, wenn das Licht fort war, an gestellten Dingen, an Flaschen, Karaffen, Möbelstücken „das Ding zu erfassen", wie er seiner Frau erklärte, die darüber den Kopf schüttelte und dann lächelnd und etwas beschämt meinte, sie habe geglaubt, er mache Zeichenvorlagen. Die Unverständige hatte aber damit die Art seiner Arbeit getroffen, und er war von ihrer Aussage seltsam verwirrt. Überhaupt gereichte ihm vieles zur Verwirrung in der letzten Zeit, nur die Briefe Agathas nicht! Und nun hatte ihm die eigene Frau geraten, nach Hagia Moné zu reisen, nicht nach Griechenland, nur nach Hagia Moné!

Und er reiste noch am andern Abend schnurstracks und ohne sich irgendwo aufzuhalten. Nur in Triest, wo er nicht den ihm bequemen und passenden Dampfer bekam, hielt er sich eine Woche auf. Und da er von den märzlichen Unbilden der See erkrankte, ruhte er sich in Athen aus, aber auch, um sich innerlich etwas zurechtzumachen, denn er erschrak plötzlich, wenn er sich vorstellte, Agatha gegenüberzustehen. Und da er daran dachte, ihr ein Geschenk mitzubringen, kaufte er dies und das, zuletzt aber fiel ihm ein, es war in dem verlorenen und verwaisten Klösterchen Daphni, auf der Straße nach Eleusis, es könne Agatha nichts mehr erfreuen, als wenn er ihr eine Wiedergabe machte von irgendeiner Ikone, und in der kleinen Metropolis entdeckte er ein Marienbild, das zu kopieren er sich auf der Stelle entschloß. Die Arbeit hielt ihn eine weitere Woche auf, denn er merkte plötzlich, wie grob und ungeduldig eigentlich nicht nur seine Hand, sondern sein ganzes Wesen geworden war, um dieses kühle, dunkle Brunnengesicht wiederzugeben, das beim längeren und vertiefteren Zusehen, wie es seine Arbeit verlangte, weder abnahm an Reiz noch besondere Geheimnisse preisgab, es blieb vielmehr wie der Spiegelstand eines Brunnens gleich, nicht zu mehren noch zu mindern, unveränderlich und entrückt. Als er das Bild fertig hatte, kam ein Pope. Er blickte beide Bilder der Reihe nach an und sagte dann, nur mit den Augenlidern und dem bärtigen Kinn den Kopf aufwärts bewegend: „Ochi!" Das war eines der wenigen Worte, die Gudwangen erlernt hatte. „Ochi", das hieß „nein", in der Betonung

Digitized by Google

dieses Popen aber, der selber zwar nichts konnte, aber um nichts weniger entschieden und kurz in seinem Urteil war, hieß es einfach: „Das ist nichts, tu's weg! Oder versuch's vielleicht noch einmal!"

Aber Gudwangen hatte eine kleine Entschuldigung. „Ich bin kein Fälscher", sagte er sich mehrmals, als er die Kopie auf seinem Hotelzimmer betrachtete, als wollte er sie mit demütigen, andächtigen Blicken ein wenig mit diesem Schleier überziehen, wie ihn Weihrauch, Gebet und knisternde Kerzen durch Jahrhunderte einem Bilde zu schenken vermögen.

Es war seit seiner Abreise von zu Hause nun doch ein Monat verstrichen, als er von Nauplia nach dem Klösterchen Hagia Moné aufbrach.

Ein Knabe, dem der Hotelbesitzer Bescheid gegeben hatte, führte ihn bis auf die Anhöhe, wo er rückwärts blickend Nauplia mit Burg und Festung über der Bucht glänzen sah; die nahen, nackten Felsengebirge jenseits des Meerzipfels standen im Morgenlicht auseinandergelöst, und ihre Kämme flossen in unsäglich klaren Linien den Himmel entlang, hüpften in Spitzen aus und türmten sich weiß und schneeig in den fernen, arkadischen Gipfeln. Das argolische Land nördlich der Bucht lag von den Farben der Äcker grün und rötlich gestreift, von sanften Hügeln gebläht, und unvermittelt stießen einzelne Berge aus der Ebene mit blinkenden Kapellen ins Licht des Morgens.

Die Ölbäume am Weg sträubten im Meerwind ihr Gefieder, und der kurze Weg lag sonnig verlockend und lief in die Felder, an einsamen Gehöften vorbei, hinauf und hinab. Als der Knabe plötzlich seine Hand hob und in die Ferne wies, erschrak Gudwangen. Der Knabe sagte: „Hagia Moné", wartete auf seinen Lohn, und als er ihn empfangen hatte, wandte er sich und lief über den Hügel heimwärts und ließ ihn allein.

Als er sich dem Klösterchen näherte, sah er, daß es einige schlichte Häuser waren. Die blauweiß schimmernde Front wandte sich mit Weingerank, Türen und Fenstern dem Kirchlein zu, das wahrhaft einer roten Henne mit seinem gekuppelten, gekuschelten Dasitzen in der Einöde glich. Es läutete soeben und er sah die kleine Glocke im Turm schwingen, der nichts weiter war, als eine erhöhte und durchbrochene Giebelwand über dem mit Zypressen umstandenen und mit einem Steinbaldachin überschatteten Eingang.

Also hier lebt Agatha, mußte er denken, die verwöhnte, empfindliche Agatha. Eine Nonne, den Kopf wie eine Bäuerin mit einem Tuche umwickelt, kaum als eine Tracht zu erkennen, fragte ihn nach seinem Begehr. Er nannte einfach nur Agathas Namen. Die Nonne hob dabei den Kopf und lächelte weit hinter ihrem braunen Gesicht und führte ihn ins Gastzimmer. Der Raum war sehr niedrig aber geräumig, und während er die Dicke der Mauern in den Fensternischen bewunderte, den Blick in die ferne, hier vom Hügel her weit überschaubare, von Bergen bewegte Ebene genoß, und dazu die Stille — die Glocke hatte aufgehört — verstand er auf einmal, daß ein Mensch hier wohnen könne. Und er war verwundert über sich selber, daß es ihm niemals eingefallen war, aus der Stadt zu ziehen, ihm, der bis zu seinem zwanzigsten Jahr keine Stadt gesehen hatte. Er hatte vielerlei vergessen, aber indem er einen Entschluß fassen wollte, ging die Tür auf und Agatha kam herein. Er hatte ihr von seinem Kommen Nachricht gegeben und war dann, ohne ihren Bescheid abzuwarten, abgereist.

Sie stand nun einen Augenblick auf der Schwelle, machte dann langsam die Tür zu, sprang wie ein Kind auf ihn zu, schlang ihm die Arme um den Hals und dann sagte sie: „Das ist schön von dir und noch schöner von meiner Schwester!" Er küßte ihr die Hand, setzte sich und sagte nur: „Setz dich doch, ich glaube noch gar nicht daran! Wo sind wir eigentlich?" Eine Nonne kam und brachte die landesübliche,

Digitized by Google

fast zeremonielle Gasterfrischung: ein Täßchen mit schaumigem, schwarzem Kaffee und daneben ein Glas mit Wasser, in dem ein Löffel lag und auf dem Löffel gleich mundbereit eine Art Konfitüre, die sich im Wasser kühl hielt und rot schimmerte. Er fragte: „Was ist das?" Die Nonne war hinaus, und sie nahm den Löffel und steckte den süßen Bissen ihm in den Mund und lachte dazu. Er sah sie dabei an, und während die Süßigkeit auf seiner Zunge zerging, mußte er denken: sie wird nicht älter, und ihre Briefe sind so, als hätte sie ein Leben hinter sich! „Habe ich was an mir?" fragte sie betroffen. Er lachte, etwas laut für den niedrigen Raum, und sie merkte, als er plötzlich aufhörte und sich scheu im Zimmer umblickte, wieviel von seiner Sicherheit dahin war.

Die Nonne kam wieder und trug nun die eigentliche Stärkung auf: Brot und Wein, Eier und Käse. Er wollte nicht essen. „Aber Kinder auf Besuch haben doch immer besondere Eßlust", meinte sie schelmisch. „Ich bin nicht auf Besuch", Gudwangen runzelte die Stirn, er zählte wieder die Härchen auf seinem Handrücken, „ich bin hier ..." Aber dann schüttelte er den Kopf, aß und trank und bat Agatha, sie solle ihm derweil erzählen, und zumal solle sie ihm sagen, wie sie Hagia Moné für sich entdeckt und was sie bewogen habe, diesen Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen.

Die schönsten Früchte fielen uns vom Baum des Zufalls in den Schoß, begann sie, aber sobald wir von dieser Frucht gekostet hätten, merkten wir, daß der Zufall auch der Baum der Erkenntnis sei. Nicht der Erkenntnis des Guten und Bösen, die Frucht des Zufalls ließe immer viel Entscheidenderes erkennen. „Sobald wir in die bittere oder süße Frucht gebissen haben, können wir erkennen, was die Stunde geschlagen hat und wo in der Welt wir uns befinden. Wir sind angerufen worden von einer Stimme, der wir antworten müssen!" In Athen vernahm sie zufällig durch eine Dame in einer Pension, daß deren Freundin Oberin in diesem Klösterchen sei. Als sie nach Hagia Moné kam, war gerade der Gartenschuppen in seinem oberen Stockwerk ausgebaut worden zu einem Zimmerchen, dessen Verwendungsmöglichkeit noch im unklaren lag. Und als Agatha noch unentschlossen mit der Oberin durch den Garten spazierte, mußte die ehemalige Weltdame vor dem Brunnenbecken stehenbleiben und mit einem frommen und zugleich etwas lustigen Schmunzeln sagen: „Sehen Sie, das ist der Brunnen, den Hera, die zweite Gemahlin des Zeus, jedes Jahr besuchte, um sich darin zu baden und ihre Virginität zurückzubekommen!" Und diese Äußerung ohne jede Absicht, Agatha zu bewegen, lud sie zum Verweilen und zum Bleiben ein.

Gudwangen schüttelte den Kopf und versuchte, ein Lachen zu verbergen. „Du mußt verzeihen, aber du bist immer noch so schwer verständlich wie früher. Dieses Bad mochte für eine Hera sehr angebracht sein, aber für dich", er errötete kleinjungenhaft und schwieg. Agatha lächelte: „Komm, wir gehen zum Brunnen!"

Unter einer schattigen Platane lag der graue Kreis der Schale. Ein armdicker Strahl sprang glitzernd aus einem Löwenmaul und ließ den Brunnenrand vorne in einem breiten, glänzenden Schwall den Überfluß in steinerne Rinnen weitergeben, bis in die tieferen Gärten, wo die Beete damit zur Dauer der etwas langen Trockenheit getränkt wurden.

„Riechst du das frische Laub und das kühle Wasser?" fragte sie. „Der Brunnen ist sehr schön, ich sehe, die Nonnen brauchen ihn auch zum Waschtrog." Er wies auf Wäschestücke, die auf der Steinbrüstung lagen.

Als sie auf Agathas Zimmer hinaufgingen, auf der äußeren Treppe — von dem schier angeklebten, nestartigen Balkon blickten sie weit in die schimmernde Argolis — da sagte Gudwangen: „Ein Mythos muß doch auch vernünftig sein. Dieser

Digitized by Google

ist nicht vernünftig. Wer nicht mehr jungfräulich ist, kann es auch nie mehr werden!" Sie zeigte auf die Fluren hinaus: „Du solltest dieses Land im Winter sehen und Frühjahr! Jetzt ist es üppig und fruchtbar! Aber im Winter liegt es wie der magere, bleiche Handrücken eines Mädchens da, man weiß nicht, was darunter ruht, welche Furchen und Falten des Schicksals. Selbst die Gestalten der Geschichte, die Rosse und Viergespanne von Tiryns und Mykene sind dem Schweifen des Traumes zugedeckt, so ernst und verschlossen ruht diese Landschaft und wartet auf das neue Jahr." „Wir sind eben keine Erde, keine Landschaft", murmelte Gudwangen, „wir haben nur einen Kreislauf, wir können ihn nie wiederholen." Da rief sie: „Das glaubst du, und du willst Bilder machen!" „Gehört das dazu?" lächelte er unsicher. Sie nickte. „Jedes Werk, jedes Bild muß immer aus der Brache kommen, jede Fruchtbarkeit des Geistes aus dem schmerzlichen Eröffnetwerden!" „Verzeih, aber das sind für mich Spielereien, laß mich lieber deine Arbeiten sehen." Sie öffnete die Tür, aber er sah ihr Gesicht im Glas der oberen Tür, und dieses Gesicht war traurig und ihm abgewandt. Er hatte seinen kleinen Koffer bei sich, in dem er die Geschenke für Agatha trug, und während sie einige Arbeiten aus dem Schubfach nahm, packte er das Köfferchen fertig aus und legte die Kopie aus der Metropolis zwischen die andern Dinge, den türkischen Schal, das gestickte Kissen; und da er so auspackte, fiel es ihm plötzlich ein und er fragte: „Wo hast du meine Bilder?" „Drunten im Schuppen", sagte sie und fügte errötend bei: „Du siehst, wie wenig Platz hier oben ist!" „Nein, auch nicht für eine Arbeit ist hier Platz", murmelte er und blickte an den Kalkwänden entlang, wo nur einige ihrer zarten Aquarelle mit Heftnägeln befestigt waren. Sie ging zu ihrem Arbeitstisch und blieb da stehen. Und als er ihr glühendes Gesicht sah, das starr auf einen Punkt des Tisches gerichtet war, trat er näher und sah sein Bild und himmelblaue Bergglöckchen in einer Vase davor. „Wie ein kleines Mädchen", lächelte er. Und mit einer einladenden Bewegung auf seine Geschenke wartete er, wartete auf ihre Freude. Sie stand still davor, ihre Hände waren über den Dingen unschlüssig wie die eines Kindes, das sich aus einem Teller seinen Teil suchen soll. Sie wußte seinen Blick auf ihren Händen. Gern hätte sie zuerst die Kopie ergriffen, aber sie war so tot. Dennoch, sie ergriff mit einem angestrengten Freudenruf das Bild und trug es wie eine Beute auf ihren Tisch. Und da sie schwieg und nur schaute, blickte er auf ihre hingelegten Kopien, die alle in zerlaufenden, tonigen Wasserfarben gefertigt waren. Aber waren das denn Kopien? Traulich nachgeahmt auf Goldgrund mit dunklen, altersgeschwärzten Tönen? Nein, auch sie war keine Kopistin und sie hatte noch weniger Zeug zum Fälscher als er in sich. Aber dennoch, er sah es, das waren Ikonen, auf einem andern Weg war sie gegangen, die Agatha, die stumm dort am Fenster seine Ölkopie in der Hand wog, und sie hatte neue Ikonen gemacht; das eine wußte er jetzt, daß sie mehr konnte als er, der große Gudwangen, der einmal ihr Meister werden wollte. Und er nahm ihr sein Bild aus der Hand, öffnete das Fenster, und ehe sie begriff, hatte er es hinausgeworfen. „Gudwangen", schrie sie, jetzt ehrlich gequält und erschrocken, sie warf sich ihm an die Brust, küßte ihn und rief wieder: „Gudwangen, sei nicht so hart gegen dich, gegen mich!"

Indem hörten sie Tritte auf der Treppe. Sie ließen sich, eine Nonne brachte ihnen einen Brief. „Heute ist ja der Posttag", sagte Agatha von ihrer Erregung ablenkend zu der Nonne. Die lächelte ebenfalls und blickte Gudwangen kurz und prüfend an. Und sie fragte im Fortgehen, ob sie nicht lieber das Mittagessen hier oben auftragen solle. Agatha nickte. Und dann gab sie Gudwangen stumm einen Brief, an dessen Aufschrift sie Inges Hand erkannte.

Gudwangen setzte sich. Plötzlich sprang er mit einem Wutschrei auf, lachte dann wirr und kraftlos und zerknüllte den Brief. Agatha bebte. „Was ist?" „Meine

Digitized by Google

Frau hat in den vier Wochen meiner Abwesenheit eine Ausstellung in Berlin zuwege gebracht, bei einem Kunsthändler, der ein Freund ihres Vaters war."

Sie schauten sich einige Atemzüge lang an, sie maßen sich und suchten ihre Gedanken zu erraten. „Welche Arbeiten denn?" fragte Agatha. „Ich hab' dir natürlich nur das Beste geschickt", lächelte er verzweifelt und halb ohnmächtig vor Wut. Sein schwerer Körper schien die Nähte des Jacketts sprengen zu wollen, seine Augen wurden glotzend, am hellen ungebräunten Rand des Haaransatzes wuchsen Schweißtropfen, Agatha sah nur diese Tropfen, wie sie wuchsen, wie sie aus dem hellen Haar traten, sie schaute und sah einen Waldrand, aus dem geheimnisvolle Wesen, aus dem Schrecken geboren, langsam hervorkrochen und sich vermehrten. Und mit einem Seufzer bei einer Bewegung Gudwangens erwachend, griff sie nach ihrem Taschentuch und fuhr ihm über die Stirn. „Deshalb schickte sie mich fort", stöhnte Gudwangen und ballte die Fäuste neben seinen Schultern. „Sie liebt dich so sehr", flüsterte Agatha. „Mich?" er lachte, „meinen Ruhm liebt sie!" „Sie blieb dir doch treu im Unglück!" „Weil sie wartet", seufzte er, und dann setzte er ruhig hinzu: „Aber sie wartet wahrscheinlich vergebens!" Doch das Ende seines Satzes war wieder unruhig und gegen Agatha zugespitzt, es war eine Frage. Und als sie ihn nur ruhig anblickte, als habe sie seine Worte nicht gehört, erfaßte er ihre schmalen Schultern, drückte sie und knirschte: „Du weißt es, du weißt es genau, sag es nur, sie wartet vergebens! Warte ich vergebens? Antwort!" „Gudwangen", flehte sie, „ich weiß doch nicht, was die Zukunft bringt! Höre doch! Ist es denn notwendig, daran zu denken; du lebst doch und kannst wirken und arbeiten, bist nicht auf das Lohnergebnis deines Werkes angewiesen, du kannst so königlich über dem Tag leben, gib dein Werk und laß sein, auf eine Antwort zu hören!"

Als die Nonne mit dem Mittagsmahl ankam, redete sie über andere Dinge, nur um ein gleichgültigeres Gesicht zu haben und nicht nur der Nonne wegen. Sie schämten sich etwas voreinander. Agatha machte ein Kreuzeszeichen über die Speisen. Gudwangen hob die Brauen. „Die Leute tun es viel in dieser Landschaft", lächelte sie, „ich will mich nur einem größeren Hintergrund damit gleichförmig machen, ich brauche einen Hintergrund, weil ich sonst zerfließe, ich bin so!" „Wie war das mit dem heidnischen Brunnen?" lächelte er nicht ohne Spitze. Sie mischte ihm den Wein und sagte dann: „Du brauchst nicht abzulenken, oder willst du Widersprüche in mir aufdecken? Ich bin ein einziger Widerspruch. Heidentum, wie du es dir denkst, gibt es nicht. Die Griechen wußten, daß die Jungfräulichkeit mehr ist als ein vorübergehender Zustand des Leibes. Und du mußt es auch noch erfahren!" Er fragte, seine Stimme suchte den breiten und überlegenen Ton, den Agatha am früheren Gudwangen so gut kannte, den sie liebte, ohne ihm glauben zu können. Er fragte: „Was denn, was muß ich erfahren?" „Die Gezeiten des Menschen!" sagte sie. „Gezeiten?" Er trank einen großen Schluck Wein. „Malen kann man immer", sprach sie, sie wußte, daß ihre Stimme belehrend war, „aber ein Bild machen kann man nur, wenn man vorher, und wäre es nur für eine Stunde, jungfräulich war." „Hör mal, Agatha, der Wein ist dir zu Kopf gestiegen!" Sie blickte ihn flammend an. „Das sind doch nur Worte", lächelte er begütigend, „was heißt das, jungfräulich, sag mir das klipp und klar!" Jetzt sprach sie: „Und wenn ich es dir auch sagte, was nützte es?" „Mit andern Worten werde ich es nicht verstehen und auch nicht haben und also nach deiner Theorie nie ein Bild machen können?" Sie seufzte: „Du mußt dahin kommen, einmal so ruhig und still zu sein, so ohne jeden Wunsch und Absicht, so schläfrig in den Augen der andern Menschen, der nicht jungfräulichen Menschen, so abgeschlossen vor der Welt, ihrem Sinnen und Trachten, daß du dir vorkommst, als wärest du eben auf die Erde herabgefallen und wüßtest von nichts, von gar nichts. Du gehst harmlos,

Digitized by Google

ohne Anteilnahme in einer Bannmeile gehst du zwischen den andern und dieser Bann heißt Jungfräulichkeit." Jetzt fragte Gudwangen sehr einfältig: „Und was geschieht dann?" „Dann wirst du plötzlich in deiner hohlen Hand ein Kitzeln fühlen, und du blickst hin und siehst einen Käfer. Und in diesem Käfer hast du dann die ganze Welt in der Hand. Du hörst ein leises Geräusch auf dem Weiher und siehst eine Ente den grünen Teppich auf dem Wasser mit Inbrunst verzehren und du schaust und bist verloren und hast wieder die Welt ganz in deinen Augen. Ein scharrendes Huhn bringt dich in Verzückung, wenn du bereit bist zum Schauen, wenn du ohne Absichten dir und deinem Wust von Sehnsüchten entronnen bist, so ist es. Gott Dank, wir haben gut gespeist!" Sie erhob sich, aber Gudwangen stützte den Kopf in die große Hand, schlug plötzlich mit der Hand auf den Tisch, daß es klirrte und rief: „Agatha, wo bekomme ich einige Berliner Blätter her, wo ist der Brief, Blätter vom Eröffnungstag, hörst du?!"

Sie nickte langsam: „Ja, da müssen wir nach Athen fahren." Sogleich am andern Tag, da Gudwangen keine Ruhe mehr hatte, reisten sie über Korinth, ohne sich aufzuhalten, nach Athen. Im Hotel Paladion, in der rue de l'université, nahmen sie Quartier, und Gudwangen schickte sogleich einen Jungen aus, er solle die ganze Stadt nach den sorgsam von Agatha aufgeschriebenen Blättern aus der deutschen Hauptstadt absuchen. Sie saßen vor dem Hotel unter dem Sonnendach, das schon überflüssig geworden war, denn es war Abend geworden. Gudwangen trank einen weißen, feurigen Achaierwein und sah immer nur in sein Glas, und gelegentlich spähte er die Straße entlang, ob der Hotelboy nicht auftauchte. Einem Zeitungsjungen, ihn nicht erkennend, rannte er erfreut entgegen, und als ihn Agatha zurückrief, lachte er laut und ärgerlich und ließ sich wieder auf den Stuhl fallen. Er hatte die Flasche geleert und sich zweimal die Schuhe putzen lassen, glücklich, sich abzulenken, als der Junge herbeigelaufen kam und einen Stoß Zeitungen auf den Tisch warf. Und sie blätterten. Agatha legte die von ihr durchgesehenen Nummern auf einen besonderen Stoß, und er wollte schon seinen vergeblich durchgesehenen Anteil zum zweiten Male durchblättern, da griff er nach Agathas Zeitungen; aber sie legte die schmale Hand darauf und sagte: „Nichts drin!" Aber ihre Stimme war ihm so seltsam brüchig, und mit einem Griffe riß er den Blätterstoß auf seine Knie und gleich in der zweiten Nummer sah er unterm Strich schwarz und fett: Erik-Gudwangen-Ausstellung! „Hier, hast du es gesehen, gelesen?" „Was kann es dich denn kümmern!" Er sah nicht die Tränen in ihren Augen. Als er gelesen hatte und aufblickte, war sie nicht mehr da. Auch das hatte er nicht bemerkt! Wie ein angehauener Baum sich bedrohlich neigend, aber ohne sich mit den Ellbogen auf den Knien zu stützen, sank sein Körper nach vorn. Dann erhob er sich, stieß an das Tischchen, daß Flasche und Glas kippte und zerbrach, daß die Zeitungen hinterherstürzten und die Scherben zudeckten. Den nacheilenden Kellner stierte er mit leeren Augen an, daß der zurückwich. Als dann der Geschäftsführer kam und ihn auf deutsch anredete, schüttete er ihm seine Wechselmünze vor die Füße und stapfte fort, er wußte nicht wohin.

In einem Weinkeller erwachte er am andern Morgen, beschmutzt und zerknittert. Nein, so konnte er Agatha nicht mehr begegnen. Aber sie mußte wissen, wo er war! Und er schrieb ihr einen Zettel und schickte ihn ins Hotel: „Gudwangen hat keine Gezeiten. Mein Jahr ist vorüber! Du kannst Bilder machen, ich nicht. Wäre ich in den Wäldern geblieben, hätte ich vielleicht auch Bilder gemacht. Man hat mir Interessen beigebracht und sie haben mich totgemacht. Gudwangen. Entlohne den Überbringer, ich habe mein Geld verloren."

Dann fuhr er mit einem Wagen hinaus bis zum Cap Sunion. Der Chauffeur, der den Brief ins Hotel brachte, erzählte Agatha, der Herr sei an den Felsen zum

Digitized by Google

Meer hinabgestiegen; aber er habe dann ihn nicht mehr gesehen. Agatha schaute abwechselnd in den Brief und das Gesicht des erschreckten und betrübten Mannes, als sei in dessen Trauer noch eine letzte Erinnerung an den Dahingegangenen.

Sie fuhr nach Hagia Moné zurück und lebte dort zwischen Gudwangens Bildern bis zu ihrem Tode. Die Kopie aber, die Gudwangen zum Fenster hinausgeworfen hatte, hatten die Schwestern gefunden und in der Kirche auf ein Pult gelegt, statt des alten, verbrauchten Bildes. Denn dieses Bild auf dem Pult küssen die Gläubigen bei jedem Eintritt und Austritt, und auch Agatha küßte es zwei Jahrzehnte noch, bis sie früh starb, von den Nonnen verehrt wie eine Heilige, die zwar nicht ihren Ritus und Bekenntnis gehabt habe, aber doch die besondere Gnade und Auserwählung.

Hofprediger und Volkstribun

Zum 100. Geburtstag Adolf Stoeckers

Von Tim Klein in München

Adolf Stoecker? Es gibt noch Zeitgenossen, die ihn, sein Werk und sein Schicksal erlebt haben. Die Generation nach ihm hat da und dort vielleicht noch eine dunkle Kunde von einem ehrgeizigen Berliner Hofprediger, der Kirche, Religion und Politik heillos vermengte, der öffentlich als Lügner und Heuchler gebrandmarkt wurde, der vorübergehend die Gunst zweier Kaiser und die von Berliner Massen genoß, schließlich stürzte und vergessen in der Einsamkeit starb. In solcher Kunde klingt mit: „und das von rechtswegen".

Dieses Bild des ungewöhnlichen Mannes ist falsch. Es ist das hohe Verdienst von Walter Frank, jetzt Präsident des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland, das wahre Bild Adolf Stoeckers wieder hergestellt zu haben. Walter Frank tat dies in seinem bedeutenden Buche „Hofprediger Stoecker und die christlichsoziale Bewegung", 1928 in erster, wenig verändert 1935 in zweiter Auflage erschienen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; 347 S.). Das Werk ist mit dem Mut, der Umsicht und Kunst des geborenen Geschichtschreibers verfaßt, in dem die unter der äußeren Ruhe und Sicherheit der Quellenforschung verborgene Leidenschaft zur Wahrheit glüht. In dem völlig neuen Vorwort der zweiten Auflage gibt Walter Frank Aufschluß über die tiefste Absicht seines Stoeckerbuches: „So wie es damals erschien... war es notwendig. Notwendig nicht nur als eine Stufe in der Entwicklung meines persönlichen Schaffens. Sondern notwendig vor allem als jenes Dokument, das die Einbruchsstelle der Hitler-Revolution in die deutsche Geschichtschreibung bezeichnet."

Walter Frank läßt Stoeckers Werden, sein Ringen um die Seele des deutschen Arbeiters, seine „Heldenzeit", seine Tragik und die seines Zeitalters an uns vorüberziehen, und zwar in neun Kapiteln, die als Längsschnitt den Weg weisen: Stoeckers Aufstieg zum Hofpredigeramt (1835—1874) — Die Innere Mission als Brücke zur Politik — Die christlichsoziale Arbeiterpartei (1878) — Stoeckers Anschluß an die konservative Partei und sein Kampf gegen das moderne Judentum; die Stellung Bismarcks und Wilhelms I. zur antisemitischen Agitation (1879—1880) — Die Berliner Bewegung auf ihrem Höhepunkt (1881—1884) — Prediger und Politiker; der Prozeß Baecker und die Rettung Stoeckers durch Prinz Wilhelm (1885) — Bismarck und die Kreuzzeitungspartei; der Kampf um den Kaiser; Stoeckers Sturz (1886—1890) — Die Deutschkonservative Partei auf Tivoli und die Sezession des radikalen Antisemitismus von Stoecker (1891—1893) — Die Sezession der jüngeren Christlichsozialen unter Naumann und Stoeckers Ausscheiden aus der konservativen Partei; die Achtung der christlichsozialen Bewegung durch den Kaiser (1893—1896). Das Schlußkapitel schildert den Ausgang des kampfreichen Lebens, eines Lebens, das ein ganzer Mann groß und mächtig durchgestürmt hat.

Stellen wir eine Charakteristik Stoeckers durch Walter Frank voran! Walter Frank sagt: „Der kategorische Imperativ christlicher Ethik muß stets mit dem kategorischen Imperativ der Politik: Macht zu gewinnen für Person und Sache, in Konflikt kommen...

Digitized by Google

Mußte nicht der Konflikt doppelt schwer werden, wenn ein Geistlicher in die Politik trat, der die Herrschaft der christlichen Ethik auch im Leben verlangte? Von dieser Grundlage ist auszugehen, wenn man die persönliche Tragik im Leben Stoeckers verstehen will. Er war nicht der Tartüffe, als der er — vor allem seit dem Prozeß Baecker des Jahres 1885, dann auch seit der Veröffentlichung des Scheiterhaufenbriefes aus dem Jahre 1888 — durch einen Großteil der öffentlichen Meinung gehetzt wurde, ‚wie ein Tier von dressierten Schweißhunden', nach einem Wort Treitschkes, über den der aufgeklärte Philister hinterm Zeitungsblatt beim Morgenkaffee die Nase in moralischer Entrüstung rümpfte. Stoecker war ein Vollmensch, stark in Liebe und Haß, außergewöhnlich in Vorzügen wie in Fehlern. Seine politischen Gegner ahnten nicht, daß dieser rücksichtslose, bald klug berechnende, bald doch wieder im Losbrechen seines starken Temperaments unbesonnen drauflosgehende Mann im Kreis der Seinen wie ein Kind sein konnte."

Diese „starkwillige leidenschaftliche Kampfnatur", deren oberste Eigenschaft der Mut gewesen, war der erste und einzige Mann im eben erst gegründeten deutschen Kaiserreich, der in der öffentlichen Kampfbahn auftrat, der persönlich den zerstörenden Mächten der internationalen Sozialdemokratie und des modernen Judentums den Krieg erklärte, der die „soziale Frage" nicht nach dem Schema Einerseits — andrerseits theoretisch erwog, sondern sie praktisch anfaßte, getrieben von der heiligen Überzeugung, daß sie die über Zukunft und Bestand des deutschen Volkes und Reiches entscheidende Frage sei. „Praktisch anfassen" hieß aber bei Stoecker: kämpfen, immer wieder kämpfen.

Adolf Stoecker war ein Kind armer Leute, Sohn eines Schmiedes aus Langeln bei Wernigerode im Harz, der dann Wachtmeister im 7. Kürassier-Regiment Seydlitz zu Halberstadt geworden war. Die Mutter war die Tochter eines Schneiders und half der Familie mit ihrer Hände Arbeit durch. Stoeckers Herkunft aus dem niedersächsischen Stamm, aus der Welt der „kleinen Leute", aus dem Kindheitsleben auf dem Kasernenhof, seine ein für allemal in der Jugend geschehene Hinwendung zur preußischen Orthodoxie, sein Eintritt in die gehobenen bürgerlichen kirchlichen Kreise seiner späteren Frau, seine strenge Königstreue sind, ganz im Groben gezeichnet, die Grundzüge seines Wesens. Dazu tritt ein klarer, scharfer Verstand, ein echt glaubensstarkes Herz, das Talent und der Wille zum Herrschen und, wie sich bald zeigen sollte, eine stoßkräftige, bald herzandringende, bald ironisch blitzende, jedenfalls eine überwältigende Beredsamkeit, die ihn zum großen Prediger, Redner und Tribunen des arbeitenden Volkes geeignet machte. Auf seiner zweiten Pfarre zu Hamersleben, einer Industriegemeinde der Magdeburger Börde, tritt er zum ersten Male in engste Berührung mit der Arbeiterbevölkerung. Stoecker sah klar: wenn die evangelische Kirche nicht an der Lösung der sozialen Frage tätig mitarbeitete, dann würden die Arbeitermassen, geführt von den „deklassierten" Intellektuellen, ohne sie und gegen sie die unbedingte Herrschaft an sich reißen. Zunächst ging Stoecker den Weg der „Inneren Mission", die Johann Hinrich Wichern begründet hatte. Wichern hatte Stoecker hingerissen. Der Innern Mission hat Stoecker, so lange er konnte, gedient, er hat sich aber auch ihrer bedient im Kampf zur „Rettung der Massenseele".

Nach kurzer Tätigkeit als Divisionspfarrer in Metz wurde Stoecker am 1. Oktober 1874 vierter Hof- und Domprediger am königlich-preußischen Hof in Berlin. Aus kleinsten Verhältnissen war der hochbegabte, nach Taten durstige Mann „auf der Höhe angelangt", er „wuchs in die höfische Gesellschaft und den Umgang der Aristokratie hinein". Aber: „Auch dort drunten in der Tiefe, aus der er selbst sich durch außergewöhnliche Begabung herausgehoben hatte, lag ein Magnet, der ihn anzog. Der Hofprediger hat oft das Wort Carlyles zitiert: Man dürfe aus den erhobenen Händen der Masse in der Tiefe nichts anderes heraushören als den Ruf: Helft uns! Diesen Ruf hörte er jetzt aus den Massen der großen Stadt emporgellen zum Hof des Kaisers. Es war der Ruf des Schicksals für ihn." So Walter Frank.

Wir müssen die eigentliche Kirchenpolitik Stoeckers übergehen und wenden uns dem Politiker Stoecker zu, der freilich von seiner kirchlich-orthodoxen Grundlage nicht losgelöst werden kann. Der Hofprediger trieb sozialpolitische Agitation. Der „Zentralverein für Sozialreform", der dem Theoretischen verhaftet blieb, genügte Stoecker nicht. Es kam zu der berühmten Versammlung im „Eiskeller" von Berlin-Nord am 3. Januar 1878. Stoecker ging furchtlos in die Höhle des Löwen. Anwesend waren fast nur Sozialdemokraten. Der Hofprediger sprach als Mann aus dem Volke, als preußisch-deutscher Patriot, als orthodoxer Mann der Kirche. „Nur eine christliche und patriotische Arbeiterpartei habe eine Zukunft;

Digitized by Google

die Arbeiterschaft müsse ihren Frieden machen mit dem bestehenden Staat und der Kirche." Die dämonische Beredsamkeit des Anarchisten Most war es nicht allein, die den Sieg davontrug, sondern es war die aus dem Kern der sozialdemokratischen Forderungen hervorschießende politische Stichflamme: der Schrei nach „politischer Freiheit", das heißt: nach politischer Herrschaft. Aber die „Christlichsoziale Arbeiterpartei" wurde, wenn auch in geschlossener Gesellschaft, gegründet. Walter Frank sagt: „Es wob ein Zauber des Außergewöhnlichen und Imposanten um diesen Hofprediger im Eiskeller von Berlin-Nord. Er selbst hat diese Stunde als die größte in seinem öffentlichen Leben bezeichnet."

Mit seiner sozialpolitischen Agitation stand er unter der Geistlichkeit so gut wie allein. „Aber fast möchte man den Satz hier anwenden, daß der Starke am mächtigsten allein ist. Gerade das Jahrzehnt, in dem Stoecker innerhalb der protestantischen Geistlichkeit isoliert dastand, ist sein Heldenzeitalter gewesen." Der Kampf in den stürmischen, tobenden Versammlungen ging weiter. In dem Hexentanz der Massenleidenschaften im Tabaksqualm und Gläserklirren der Volksversammlungen entwickelte Adolf Stoecker die glänzenden Gaben seines Volkstribunats. Der größte Agitator, den das konservativ-protestantische Preußen hervorgebracht hat."

Es ist unmöglich, in wenigen Zeilen das Schicksal Stoeckers und der christlichsozialen Bewegung zu fassen. Die oben gegebenen Stichworte des Buches von Walter Frank würden genügen, wenn nicht noch auf einige entscheidende Tatsachen hingedeutet werden müßte. Nach den beiden Attentaten auf Wilhelm I. war die sozialdemokratische Partei zu unterirdischer Tätigkeit gezwungen. Sie bot der christlichsozialen Arbeiterpartei kein Angriffsziel mehr. „Da begann Stoecker den offenen Kampf gegen die Fortschrittspartei und das Judentum ... Das Judentum, soweit es damals als Machtfaktor in Betracht kam, war im Deutschen Reich nach 1870 ein Element des handeltreibenden mobilen Kapitals und des politisch-geistigen Liberalismus; es stand in engem Bund mit der im Fortschritt und der Nationalliberalen Partei organisierten Bourgeoisie ... Der Antisemitismus, der seit 1879 immer weitere Kreise zu erfassen begann, stützte sich auf den Mittelstand in Land und Stadt ... An das kleine Gewerbe und den kleinen Grundbesitz schloß sich der gebildete Mittelstand an, Offizierskorps, Beamtentum, Studentenschaft."

Nach einem Wort Stoeckers glühte es in diesen Schichten schon lange, wie das Feuer tief im Krater, das nur auf den Anstoß wartet, um hervorzubrechen. Und es brach hervor, angefacht von der gewaltigen Beredsamkeit des Hofpredigers, dessen Amt einstweilen noch sein Volkstribunat schützte. Doch stand Stoeckers Sache auf den zwei Augen des alten Kaisers. Noch stand dieser auf der Seite seines „Lanzenbrechers". Aber Stoecker stieß schon 1880 auf seinen mächtigsten Gegner, auf Bismarck. An Bismarck ist Stoecker „gescheitert". Oder doch nicht an ihm? Die „Berliner Bewegung" erstieg allerdings ihren Höhepunkt. Stoeckers Volkstümlichkeit wuchs, desgleichen die Zahl der Anhänger der gegenjüdischen Bewegung. Bismarck bremste, er erkannte die Gefahr nicht, die dem Volke drohte. Der Kaiser wurde wankend, zuletzt ungnädig. Stoecker aber war noch im Jahre 1884 der ungekrönte König von Berlin. „Wenn er das Podium betrat, dröhnten noch immer die weiten Hallen der Berliner Bierkeller von Beifall und Jubelsturm der Massen."

Es ist angedeutet, daß nicht an Bismarck allein Stoecker gescheitert ist. Sagen wir es kurz: die Rachsucht der fortschrittlichen, der jüdischen Berliner Presse hat Stoecker die erste schwere Niederlage zugefügt. Stoecker verklagte den Sitzredakteur der Berliner „Freien Zeitung" wegen eines Artikels „Hofprediger, Reichstagskandidat und Lügner". Von langer Hand war diese Provokation vorbereitet, die Falle gelegt, — und Stoecker ging in die Falle. Der „Baecker-Prozeß", einer der widerlichsten Prozesse der neuen Zeit, endete mit der beabsichtigten „moralischen Vernichtung" des Klägers Stoecker. Walter Frank läßt uns hineinblicken in den Abgrund der Halbheiten und Schwankungen aller derer, die Stoecker zu stützen berufen gewesen wären. Da zeigte sich der Retter im Prinzen Wilhelm, dem späteren Kaiser. Er schrieb seinem Großvater. Die Folge war, daß Stoecker Hofprediger blieb. Es kam zu der „Waldersee-Versammlung", an der Prinz Wilhelm teilnahm, das Ringen und Schleichen um den Thronfolger und Kaiser. Bismarck bearbeitete den Prinzen. Aber Bismarck stürzte und Stoecker stürzte ihm bald nach. Die antijüdische Bewegung war in die Hände des radikalen Antisemitismus übergegangen: Ahlwardt, Boeckel, Liebermann und Sonnenberg.

Die Verflechtungen Stoeckers mit der konservativen Partei sind trotz ihrer oft entscheiden-

Digitized by Google

den Wichtigkeit übergangen worden. Auch auf Friedrich Naumanns Trennung von Stoecker kann nicht eingegangen werden. Man muß diese Vorgänge bei Walter Frank selbst nachlesen. Nur noch der Todesstoß, den der einstige Retter, Wilhelm II., in der Öffentlichkeit Stoecker und der christlichsozialen Bewegung versetzte, muß erwähnt werden: jenes Telegramm vom 28. Februar 1896, das mit den Worten beginnt: „Stoecker hat geendet, wie ich es vor Jahren vorausgesagt." Aber der unbeugsame Kämpfer blieb aufrecht. In einer Versammlung seiner letzten Getreuen in der Berliner Tonhalle rief Stoecker aus: „Unsere Arbeit war Seelsorge im großen Stil, an den Massen, eine Seelsorge an der Seele der Reichshauptstadt... Das kann auch der mächtigste König nicht von seinen Untertanen verlangen, daß er seine Überzeugung aufgebe. Ich habe nicht geendigt. Ich fühle mich so frisch wie je." Stoecker trat aus der konservativen Partei aus. „Von dem Kaiser, der ihn einst schwärmerisch verehrt, geächtet; innerhalb der Kirche, in der er der Mächtigsten einer gewesen, isoliert; von der konservativen Partei verleugnet; mit den Antisemiten und ‚Nationalsozialen' (Naumann) zerfallen; für die Armee der Zeitungsgläubigen ein moralisch Gebrandmarkter — so stand er, nach den Worten der Kölnischen Volkszeitung vom 19. Februar 1899, als ein einsamer Franktireur innerhalb der protestantischen Welt da" (Walter Frank). Versuche, Wilhelm II. umzustimmen, schlugen fehl. Ja, der Kaiser dachte daran, Stoecker die Rechte des geistlichen Standes zu entziehen. Das geschah denn doch nicht. Der Alternde hat sein Reichstagsmandat niedergelegt, die Leitung der Berliner Stadtmission konnte er nicht mehr ausüben. Das Verhängnis des wilhelminischen Regimes nahm seinen Lauf.

Am 7. Januar 1909 ist Stoecker in Bozen-Gries gestorben. Er hatte noch an dem Vater Bodelschwingh und an Hans von Wolzogen, dem Vertreter des Bayreuther Kreises, liebende und verehrende Freunde. „In Berlin", so schließt Walter Frank sein Werk, „um dessen Seele er ein Menschenleben lang vergebens gerungen, wurde er begraben. In der Berliner Stadtmissionskirche hielt ihm Max Braun die Totenrede über 2. Könige, 2, 11 u. 12, die Heimfahrt des Elia: Da sie miteinander gingen und er redete, siehe, da kam ein feuriger Wagen und schied die beiden voneinander. Und Elia fuhr also im Wetter gegen Himmel. Elia aber sah es und schrie: Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter! Und sah ihn nicht mehr, und er faßte seine Kleider und zerriß sie in zwei Stücke."

Bücherschau

Revolution des Geistes

In seiner bekannten Kölner Rede „Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus, ein Ruf zu den Waffen des Geistes" (1935) hat Reichspressechef Dr. Otto Dietrich mit folgenden Worten auf Paul Krannhals aufmerksam gemacht: „Eines Denkers möchte ich hier Erwähnung tun, der leider zu früh von uns gegangen ist, des vor wenigen Monaten in München verstorbenen jungen Philosophen Paul Krannhals. Es ist mir eine Ehrenpflicht, ihn, der uns Nationalsozialisten in den Jahren seines Schaffens so unmittelbar verbunden war, der breiteren Öffentlichkeit nahezubringen und seinem Werk einen Platz in der philosophischen Grundlegung des Nationalsozialismus einzuräumen. Sein 1928 in München erschienenes Werk ‚Das organische Weltbild' möchte ich als den ersten vom nationalsozialistischen Standpunkt aus richtig gesehenen Versuch bezeichnen, die organische oder universalistische Weltauffassung als die unserer deutschen Wesensart im Innern gemäße wissenschaftlich zu verdeutlichen und zur Darstellung zu bringen."

Durch diesen Hinweis ist die deutsche Öffentlichkeit nachdrücklich auf dieses Werk aufmerksam gemacht worden — ein Werk, das in der Tat der nationalsozialistischen Weltanschauung schon sehr nahe steht und in vielen Teilen Grundanschauungen des Nationalsozialismus philosophisch verarbeitet.

Gewiß wird man gerade in dieser umfangreichsten Veröffentlichung des jungen baltischen Denkers noch manche Hinweise etwa auf Max Scheler und ähnliche Autoren finden, die Krannhals heute beiseite lassen würde; auch möchte man das Denken von Krannhals nicht universalistisch, sondern eher umfassend kosmisch naturhaft nennen, denn mit O. Spanns Lehre hat es nur den Ganzheitsgedanken gemeinsam. Besser zur Einführung und für

Digitized by Google

Schulungszwecke noch geeigneter dürfte deshalb die letzte Veröffentlichung von Krannhals aus seinem Nachlaß sein: „Revolution des Geistes“[1]), die eine gedrängtere, weniger weitschweifige, deshalb vielfach noch wirksamere Zusammenfassung der Grundgedanken des von Dr. Dietrich erwähnten größeren Werkes gibt. Diese Grundgedanken seien zunächst im folgenden kurz dargestellt.

Krannhals entwickelt die Grundidee seines ganzen Philosophierens in dem Eingangskapitel: „Was heißt organisch denken?“ Das Eintreten für das „Organische“ auf allen Gebieten bedeutet für Krannhals leidenschaftlichen Kampf gegen wurzellosen Zivilisationsgeist, Intellektualismus und Mechanismus. Man kann auch dieses Buch, fast wie Rosenbergs Mythos, als Kampfbuch auffassen: es vertritt einen positiven Kulturoptimismus in ausgesprochen kämpferischer Haltung. Gegen die Zersetzung auf allen Gebieten habe sich nun mit elementarer Kraft das „noch naturverwurzelte Seelentum, die Stimme des Blutes, erhoben.“ Diese Erhebung richtet sich bewußt gegen die künstliche Zurückdrängung und Unterdrückung der Auswirkungen eines wahrhaft deutschbewußten schöpferischen Seelentums. Was erstarrt, was wirklich tot sei, vermöge nicht mit elementarer Kraft wieder zu erwachen; wohl aber dasjenige, was nur scheintot war, was ein entwurzelter Geist nur für tot erklärte.

Vor allem wendet sich das organische Denken gegen alle willkürlichen Trennungen von Natur und Geist, Anschauung und Denken, Idee und Wirklichkeit. Deshalb bedeutet das „Zurück zur Natur!“ nichts Geistfeindliches im Sinne des entwurzelten Rousseau. Krannhals weiß sich hierin mit den Grundlagen des Goetheschen Weltdenkens eins. Er prägt, in seinem größeren Werk (S. 389), den klassischen Satz: „Die Wissenschaft vom Geiste in der Natur ist ebenfalls ‚Geisteswissenschaft‘ und die Wissenschaft von der Natur des Geistes ist ebenfalls ‚Naturwissenschaft‘.“ Da jedoch die Mechanisierung des Lebens viel weiter noch fortgeschritten ist als zur Zeit Goethes, bedeutet das Eintreten für diese Grundgedanken auch bei Krannhals einen viel schärferen Kampf mit der gegnerischen Haltung. Nichts anderes jedenfalls sei mit der Parole von der „Revolution des Geistes“ gemeint. Die Einsicht in die Notwendigkeit des organischen Denkens ist nach Krannhals deshalb die Grundbedingung der Überwindung des Niederganges. Die Verlebendigung, die die organisch ganzheitliche Weltanschauung bewirke, sei „die allein tragfähige Grundlage unserer kulturellen Erneuerung aus ureigenster Wesensart“.

Dieser Grundgedanke des „Organischen“ wird nun auf allen Gebieten des Staats, des Rechts, der Wirtschaft wie der Wissenschaft umfassend durchgeführt. Zunächst kommt es ihm vor allem darauf an, das Wesen der organischen Staatsauffassung einzuschärfen. Der allein mögliche Weg zur staatlichen Wiedergeburt sei, daß das Bewußtsein vom wahrhaft organischen Wesen des Staates in allen Volksschichten immer mehr lebendig werde. Der Gedanke des Organismus schärfe die Notwendigkeit der Arbeitsteilung des völkischen Ganzen ein. Krannhals spricht deshalb auch von einem „organischen Sozialismus“ (S. 21); dieser erkenne nur die im Blute liegende Artgleichheit an, die rassisch bedingte Gleichheit deutscher Wesensart; er fordert, daß Führer und Geführte sind, organische Über- und Unterordnung in den mannigfaltigsten Abstufungen. Er gehe von der sittlichen Gesinnung aus und nicht vom ökonomischen Interesse. Denn das organische Denken ist bei Krannhals nicht rein naturalistisch oder biologistisch, sondern immer zugleich ethisch. Sittliches Handeln erwächst notwendig aus ganzheitlichem Denken, in dem sich jeder Einzelne als Glied fühlt und weiß. Neben dem Gedanken der Arbeitsteilung ist es dann der eines rhythmischen Wechsels von Einheit und Mannigfaltigkeit im Staatsleben, der vom Gedanken des Organismus abgeleitet wird, nur in diesem Wechsel von Einheit und Mannigfaltigkeit im Staatsleben sei eine allmähliche Annäherung an das reine Wesen des Staates möglich, indem dann die beiden Pole Einheit und Mannigfaltigkeit nicht mehr überbetont sind.

Auch auf den Gebieten der Wirtschaft und der Wissenschaft müssen wir organisch denken lernen. Die Volkswirtschaft stelle einen sehr verwickelten Organapparat innerhalb des großen Staatsorganismus dar, und unter der Formel einer nationalen „Organisierung der Wissenschaft“ versteht Krannhals die Unterordnung des Wissens und der Wissensvermittlung unter die Lebensgesetzlichkeit der deutschen Volksgemeinschaft, denn auch die

[1]) Erschienen 1935 im Armanen-Verlag, Frankfurt am Main.

Digitized by Google

Wissenschaft ist immer nur Erzeugnis des in seinem tiefsten Wesen metaphysischen Lebensvorgangs des Volkes. Das Leben hat das Wissen herausgestellt, damit es ihm in Ehrfurcht diene.

Der Grundgedanke von Krannhals auch in seinen politischen Anwendungen ist uralt; man braucht nur an das bekannte Beispiel aus der römischen Geschichte zu erinnern. Die gegen das Ganze des Leibes sich empörenden Glieder konnten jedoch das römische Volk zwar augenblicklich, als ihm dieser Vergleich vorgehalten wurde, überzeugen, aber den Umbildungs- und Zersetzungsvorgang doch nicht aufhalten. Man fragt sich, ob Krannhals die Tragkraft und politische Wirksamkeit seiner Idee nicht doch überschätzt habe. Bekannt sind ferner die Vergleiche des Staates mit dem Organismus in der Romantik, bei Schelling, Novalis, Adam Müller u. a. Auch Krannhals erinnert an diese romantischen Denker, wenn er etwa die Volkswirtschaft mit dem Verdauungssystem, die Ministerien mit dem Gehirn, das Verkehrssystem mit den Blut- und Lymphgefäßen, das zentrale Bankeninstitut mit dem Herzen, das Beamtentum und die Ordnungsorgane des Staates mit dem Zentralnervensystem im menschlichen Organismus vergleicht.

Das alles ist gewiß volkstümlich anschaulich gedacht, erinnert aber doch etwas an romantische Analogiespiele. Man vermißt das Bewußtsein dafür, daß das alles Bilder sind, die nur eine Seite im Wesen des Staates treffen; vor allem lassen sich die Umbildungen, Umgliederungen und plötzlichen Erneuerungen im Völker- und Staatsleben von hier aus nicht genügend erfassen. So richtig deshalb auch der Grundgedanke an sich sein mag: Man wird es bezweifeln dürfen, ob auf der Ausbreitung dieses Gedankens allein die geistige Rettung der Volksgemeinschaft ruhen könne. Krannhals scheint dies auch am Schluß gefühlt zu haben; er ist selbst viel zu wenig rationalistisch eingestellt, um von der Durchführung dieses einen Gedankens alles Heil zu erwarten. Er gibt deshalb am Schluß Ausblicke auf ein sittlich-religiöses Weltbild. Die Forderung, daß die Persönlichkeit in der Gemeinschaft völlig aufgehen solle, verkenne den Gliedschaftscharakter der Persönlichkeit innerhalb der Gemeinschaft. Die Persönlichkeit soll sich nicht restlos „in ihrer spezifischen Staatsfunktion erschöpfen"; sie spreche, wenn sie wirklich schöpferisch sei, an sich schon als Repräsentant der Gemeinschaft deren innerstes Fühlen aus. Wohl weise uns der neuerweckte Mythos des Volkes den Weg zur Wiederverlebendigung der seelischen Gemeinschaft. „Allein diese Wiedergeburt kann sich nur in einer tief innerlichen, am religiösen Pol orientierten Wandlung vollziehen." Ohne diese Wandlung bleibe auch das deutsche Volk als Mythos nur Körper ohne Seele: auf eben diese Wandlung, zu dieser Wiederbesinnung auf unser innerstes Selbst will uns die harte, mit dem Untergang drohende Zeit erziehen. Das bedeutet für Krannhals nicht eine zu geringe Einschätzung des politischen Lebens, wie man sie bei Wissenschaftlern und Künstlern so oft findet, sondern den Versuch einer letzten Sinnerfüllung des Politischen. Die Politik müsse zu einer „Ausdrucksform der sittlich-religiösen Sinnerfüllung" unseres Lebens erhoben werden. Dieses Bewußtsein einer letzten Vertiefung wächst uns doch nur aus einer immer echteren Eingliederung in Volk, Natur und Gott zu.

Zusammenfassend wäre zu sagen, daß diese kleine Schrift ihrer kämpferischen Haltung, ihrer tiefen Verwurzelung im völkischen Ganzen wie ihres volkstümlich gesunden Denkens wegen zu Schulungszwecken wohl benutzt werden kann, wenn man sich nur dabei bewußt bleibt, daß der Verfasser seinen Begriff des organisch Ganzheitlichen noch zu wenig gegen verwandte Gedanken abgrenzt. Als allgemeine Richtlinien sind viele Hinweise von Krannhals durchaus richtig, wenn man sie mit dem Ideengut des Nationalsozialismus erfüllt und sinngemäß anwendet. Krannhals hat diese Verbindung des organischen Denkens mit den Grundgedanken des Nationalsozialismus selbst zum Teil schon vollzogen, so etwa, wenn er als den Lebenssinn und Zweck des Rechtes die Erhaltung und Entfaltung des Staates als Lebensform der Volksgemeinschaft ansieht, wenn er weiter warme Worte für das Verhältnis der Familie zum nationalsozialistischen Staate findet oder Gutes und Treffendes über die Mängel des zweiten, Wilhelminischen Reiches sagt. Es zeigt sich in all diesen Ausführungen ein durchaus aufbauendes volkhaftes Denken, das auch da, wo man ihm nicht ganz folgen kann, doch immer „auf dem Wege" zu einem dem heutigen Staate entsprechenden umfassenden philosophischen Weltbild war. Umsomehr ist der frühe Tod des jungen Philosophen zu beklagen.

Bonn. Karl Justus Obenauer.

Digitized by Google

Neue Schriften zur Religionskunde

Auf dem 6. Internationalen Kongreß für Religionsgeschichte, der in Brüssel vom 16. bis 20. September 1935 stattfand, konnte man beobachten, welch lebhafter Anteilnahme in beinahe allen europäischen Kulturländern religionsgeschichtliche Probleme begegnen; wurden doch in den 15 Sektionen über 120 Vorträge aus fast sämtlichen Gebieten der Religionswissenschaft gehalten. Besonders erfreulich aber war es, daß die beiden deutschen Vorkämpfer auf diesem Gebiet, A. Bertholet (Berlin) und C. Clemen (Bonn), zugegen sein konnten und wertvolle Gaben aus ihren Spezialgebieten boten, so Clemen mit Vorträgen über das „Verhältnis der etruskischen zu den vorderasiatischen Religionen" und über die „Bedeutung der Frau für die religiöse Entwicklung der Menschheit". Eine Ergänzung zu diesem Vortrag bietet jetzt Hertha Neumann in ihrer Studie: „Die Mutter des Religionsstifters" (in „Religion und Geschichte", herausgegeben von J. Wach, Heft 1, W. Kohlhammer, Stuttgart 1935; 77 S.), worin eine Darstellung von Buddhas Mutter Maya, Muhammeds Mutter Amina und Zarathustras Mutter Dughdhowa zugleich mit einer Sinndeutung der Legenden und Mythen des Mutterkultes versucht wird, die ergibt, daß die „Aussagen über die Mutter des Stifters Übereinstimmungen zeigen, die aus einer gemeinsamen, schlechthin menschlichen Grundhaltung entspringen und durch den eigentümlichen Charakter der Religion erst ihre individuelle Prägung erfahren". Die Religionen des fernen Ostens traten leider etwas zurück (nur ein Vortrag über die chinesische Hochgottvorstellung [Tien, Schangti] im Lauf der Jahrhunderte war vorgesehen), während wir auf diesem Gebiet zwei wertvolle literarische Beiträge erhalten haben: Gerh. Rosenkranz: „Der Heilige in den chinesischen Klassikern" (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig 1935; 188 S.) und Wilh. Gundert: „Japanische Religionsgeschichte" (D. Gundert, Stuttgart 1935; 267 S.). Bietet Rosenkranz „eine Untersuchung über die Erlöser-Erwartung im Konfuzianismus und Taoismus" auf Grund des in Übersetzung erreichbaren Materials, so stellt nach jahrelanger eigener Beobachtung der als Leiter des japanisch-deutschen Kultur-Instituts in Tokio tätige Gundert die Religionen der Japaner und Koreaner „in geschichtlichem Abriß" dar, wobei ausdrücklich die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnis der religiösen Entwicklung der Japaner betont wird.

In einer eigenen Sektion war Indien untergebracht, in der u. a. Vorträge über vedische Hymnen, über die Mystik des Yoga gehalten wurden. Leider fehlte unser indologischer Religionshistoriker Rudolf Otto (Marburg), dem wir als Abschluß seiner tiefgründigen Studien eine vortreffliche Übersetzung und Erläuterung der Bhagavad-Gita „Der Sang des Hehr-Erhabenen" (W. Kohlhammer, Stuttgart 1935; 171 S.) verdanken. Seinem Lehrer R. von Garbe folgend, unterscheidet er zwischen den eingelegten Lehrschriften und dem alten Urstück, der sog. Ur-Gita, die Zeugnis ablegt „für die Erhabenheit und Tiefe, die der Gottesgedanke in gewissen Kreisen Altindiens erreicht hatte". Eine lebensvolle Sinndeutung der indischen geistig-religiösen Daseinsstruktur gibt Hch. Zimmern in seinem Buch: „Indische Sphären" (Schriften der Corona XII; R. Oldenbourg, München 1935; 249 S.), in dem verschiedene Aufsätze (Der indische Mythos; Der Brauch der Fische; Yoga und Maya; Buddha) zusammengefaßt sind. Eine seit langem fühlbare Lücke füllt Frdr. Weinrich mit seiner Untersuchung über „Die Liebe im Buddhismus und im Christentum" (Alfred Töpelmann, Berlin 1935; 115 S.) aus, indem er das Verhältnis der christlichen Agape zur buddhistischen Maitri (Pali: Metta) eingehend zu klären unternimmt und dabei zu dem Schluß kommt, daß angesichts der religiösen Strukturverschiedenheit von Buddhismus und Christentum jedwede inhaltlich-sachliche Gleichheit zwischen Agape und Maitri fehlt.

Es war erfreulich, daß auf diesem internationalen Kongreß auch Fragen der germanischen Religion zur Diskussion standen, wie „Das indogermanische Pferdeopfer im Lichte der ethnologischen Forschung" (W. Koppers-Wien) oder „Das Heiligtum der Semnonen" (A. Closs-Wien), und daß K. Bornhausen-Frankfurt einen sehr instruktiven Vortrag halten konnte, der eigenartige Volksvorstellungen in neues Licht rückte. Für jedes Hilfsmittel zum tieferen Eindringen in das Wesen germanischer Religiosität sind wir dankbar, zumal wenn es eine so brauchbare Arbeit ist wie die Sammlung „Zeugnisse germanischer Religion" (Chr. Kaiser, München 1935; 184 S.) von Georg Müller,

Digitized by Google

worin die wichtigsten und verlässigsten Quellenstücke in sechs großen Gruppen (so z. B. Gottheiten und ihr Kult; Priester und heilige Frauen; Vorzeichen und Orakel; Zwischenwelt der Toten und Dämonen) übersichtlich geordnet werden, und zwar nach Möglichkeit in geschichtlicher Folge. Auch für die Hand des Pädagogen ist das Buch vorzüglich geeignet. Dem gleichen Zweck dient der Leitfaden: „Germanische Mythologie" von Gottfried Spanuth (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935; 72 S.). Zu den großen Propheten germanischer Religiosität gehört unstreitig Meister Eckhart, über den uns zwei größere Veröffentlichungen vorliegen: Käte Oltmanns: „Meister Eckhart" (V. Klostermann, Frankfurt a. M. 1935; 213 S.) sowie Herma Piesch: „Meister Eckharts Ethik" (Vita Nova-Verlag, Zürich 1935; 183 S.). Die philosophische Abhandlung Käte Oltmanns' ging aus der Schule M. Heideggers hervor und bemüht sich auf Grund sorgfältiger Quellenstudien um eine Gesamtdarstellung der Eckhartschen Philosophie, der eine ausgezeichnete historisch-kritische Einleitung über die bisherigen Versuche, die Lehre Eckharts zu verstehen und in größere Zusammenhänge einzuordnen, vorangeht. Der Arbeit von Herma Piesch hat der Schweizer Eckhart-Forscher E. Karrer ein Vorwort beigegeben, das die Bedeutung dieses Genius deutscher, vorreformatorisch-christlicher Frömmigkeit nachdrücklich betont und auf die überragende Bedeutung des ethischen Moments in Wesen und Werk des Meisters hinweist; sei doch Gottesgeburt und Sohnschaft ohne praktische, sittlich-religiöse Bewährung nicht zu denken.

Unter dem Titel: „Gottwirklichkeit und Religion" hat Reinhard Liebe „Briefe über die innere Not" (J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen 1935; 92 S.) erscheinen lassen, die angesichts des umwälzenden Vorgangs der neuen Volkwerdung ihren Teil dazu beitragen wollen, auch die Religion mit dieser Neugestaltung in Einklang zu bringen; gehöre doch das „fortschreitende Zu-einander von Kirche und Staat zu dem großen, unentrinnbaren geschichte-schaffenden Zug unserer Zeit". Angesichts der Wandlungen, die das geschichtliche Christentum im Lauf der Jahrhunderte durchgemacht hat, wird die Frage lebendig nach dem Unaufgebbaren, dem überzeitlich Unwandelbaren, dem wesenhaft Christlichen, wie es in den ersten christlichen Gemeinden als Botschaft von Jesus Christus verkündet wurde. „Die alte Überlieferung der Gemeinde in Geschichten, Sprüchen und Reden" als „Die Botschaft von Jesus Christus" hat Martin Dibelius wiederhergestellt und verdeutscht (J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen 1935; 169 S.) und ausführliche Erklärungen angefügt. Wir haben hier den Versuch, mit den heute bewährten Mitteln einer sachkundigen Kritik das uralte echte Gut der Evangelien der Gegenwart zu übermitteln. Beruhend auf völliger Beherrschung deutscher religiöser Kunst hat Hans Preuß (Erlangen) seine Rede gehalten über „Christus im deutschen Bilde" (Verlag Palm & Enke, Erlangen 1935; 22 S.) und die Frage beantwortet, wie das deutsche Volk den innerlich geschauten Christus äußerlich darstellte. Wirklich große Kunst war im Tiefsten immer mit Religion verbunden, das ist besonders ersichtlich an der Kunst des Ostens, die von O. Kümmel (Ostasiatische Kunst) und E. Kühnel (Islamische Kunst) in der Vortragssammlung „Der Orient und wir" (W. de Gruyter, Berlin 1935; 136 S.) in ihren Wesenszügen veranschaulicht wird. Die Welt des Alten und Neueren Orients, Indien und China schildern so ausgezeichnete Kenner wie W. Weber, H. H. Schaeder, H. Lüders und O. Franke von der Berliner Universität.

Zwei große deutsche, in Vergessenheit geratene Männer des ausgehenden Mittelalters und der Reformationszeit, Johannes von Tepl aus Saaz, der Verfasser des „Ackermann aus Böhmen", sowie der Spiritualist Sebastian Franck beschäftigen die Forschung der Gegenwart immer wieder. So hat der bekannte Verfasser des grundlegenden Werks über den Ackermann, Konrad Burdach, eine ergänzende Abhandlung: „Platonische, freireligiöse und persönliche Züge im Ackermann aus Böhmen" (1933; 68 S.) veröffentlicht und Arthur Hübner über „Das Deutsche im Ackermann aus Böhmen" eine Untersuchung der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt (beide de Gruyter, Berlin 1935; 78 S.). Beachtenswerte „Studien zur geistesgeschichtlichen Stellung Sebastian Francks" schenkte uns Hermann Körner als Heft 16 in den bei M. & H. Marcus in Breslau erscheinenden, von Prof. E. Kornemann herausgegebenen „Historischen Untersuchungen" (1935; 94 S.). Wie sehr persönliche Einstellung die geschichtliche Betrachtung beeinflussen kann, sehen wir an Körners gewandelter Anschauung über Persönlichkeit und Gedankenbildung Sebastian Francks, der wir

Digitized by Google

nicht ganz zuzustimmen vermögen, da er nur die [illegible] und die [illegible] rationale Seite des Kirchentums außer acht läßt. Grundlegende „Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der [illegible] und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die gesellschaftlichen Grundlagen der Deutschen Mystik" hat Herbert Grundmann in „Religiöse Bewegungen im Mittelalter" (in Kommission, Berlin 1935; 511 S.) vorgelegt und griff damit in glücklicher Weise Probleme auf, die einer gründlichen Aufhellung schon lange bedürfen. Der hohe wissenschaftliche Ertrag dieses Buches ist der Kritik übersichtlich zusammengestellt, wenn auch manchmal der religiöse Ernst und innere [illegible] fassbaren Unterströmungen noch deutlicher hätte betont werden können.

Der Kieler Religionswissenschaftler Hermann Mandel veröffentlicht in der von E. R. Jaensch herausgegebenen „Abhandlungen und Monographien zur Erkenntnis des Seelischen" (Joh. Ambr. Barth, Leipzig) einen wertvollen Beitrag zur Glaubens- und Religionsgeschichte der Menschheit unter dem Titel „Jenseitsglaube" (1935; 198 S.) und erklärt als Gegenstand desselben das nach Inhalt und Struktur übernormale Seelenleben. Gerade da das religiöse Seelenleben mit übernormalen, mystischen Gefühlen und Funktionen zusammenhängt und darin eine übernormale, übernatürliche Wirklichkeit zu erfassen glaubt, sind diese Erscheinungen, Anlagen und Bedürfnisse einer eindringlichen Analyse zu unterziehen. Mandel geht den übernormalen Bewußtseins- und Seelenzuständen auch bei anderen Religionen (z. B. im indischen Yoga) sorgfältig nach und bemüht sich um ein Verstehen dieser geheimnisvollen Erlebnistatsachen. Eine psychologische Analyse des Unsterblichkeitsgedankens ist als Anhang beigegeben. Gleichfalls einen wertvollen Beitrag zur Religionspsychologie bietet die Darstellung von Otto Rieker: „Das evangelistische Wort. Pneumatologie und Psychologie der evangelistischen Bewegung, Träger, Rede und Versammlung" (C. Bertelsmann, Gütersloh 1935; 375 S.), in der neben den englischen Evangelisten (Whitefield, J. Wesley, Finney, Moody) auch die beiden deutschen E. Schrenk und S. Keller herangezogen werden. Dadurch, daß die Untersuchung auf die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Evangelisation sich beschränkt, wird das Erfassen der Eigenart der genannten Persönlichkeiten stark zurückgedrängt; der kurze Abschnitt über die nationale Frage kann dafür keinen Ersatz bieten.

Nach seiner klugen Einführung in das Werk Meister Eckharts hat Alois Dempf sehr scharfsinnig sich mit Sören Kierkegaard in „Kierkegaards Folgen" (Jakob Hegner, Leipzig 1935; 232 S.) auseinandergesetzt, um zu zeigen, wie dieser aufrüttelnde Denker ein wirklich christlicher Philosoph gewesen ist, der „durch seine unerbittliche Zurückweisung der Auflösung des Glaubens in Philosophie einen neuen Zweig der Glaubensphilosophie begründet hat."

Einen Beitrag zur Bestimmung des Verhältnisses von Glaube und Religionsgeschichte will Rudolf Lennert in seiner Abhandlung über „Die Glaubenstheorie Max Webers" (W. Kohlhammer, Stuttgart 1935; 57 S.) geben, die angesichts der umfassenden religionssoziologischen Arbeit Max Webers als dankenswert empfunden werden muß. Sehr feine, auf einer reichen Lebensarbeit gründende Gedanken, die auch für den Religionshistoriker wertvoll sind, entwickelt der Tübinger Historiker Johannes Haller in seinem Vortrag: „Über die Aufgaben des Historikers" (J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, Tübingen 1935; 31 S.).

Wie schon in einem früheren Referat (Februarheft 1935 der S.M.) das Bedauern darüber ausgesprochen wurde, daß die ausgezeichnete Studie des Holländers G. van der Leeuw „Wegen en Grenzen" bisher keine deutsche Ausgabe finden konnte, so gilt dasselbe von Nathan Söderbloms letzter Veröffentlichung „Den Levande Guden. Grundformer av personlig Religion" (Svenska Kyrkans Diakonistyrelses Bokförlag, Stockholm; 487 S.), die als Giffordvorlesung zu Edinburgh gehalten wurde und bereits englisch unter dem Titel: „The Living God. Basal forms of personal religion" erschienen ist. Es wäre wirklich zu bedauern, wenn dieses Meisterwerk des unvergeßlichen schwedischen Erzbischofs nicht auch dem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht werden würde, da wir ein ähnliches Werk über die „Grundformen der persönlichen Religion" derzeit nicht aufzuweisen haben.

München. Rudolf Franz Merkel.

Digitized by Google

Dante

Das Dante-Buch von Professor Friedrich Schneider[1]), dem Herausgeber des Deutschen Dante-Jahrbuches, kommt zur rechten Zeit, denn es füllt eine seit langem bestehende Lücke im popularisierenden Dante-Schrifttum und dient einem schönen und nützlichen Zweck. Aus der Überfülle des Schrifttums will es dem deutschen Dante-Liebhaber die gesicherten Ergebnisse der neuzeitlichen Forschung vermitteln in der Form eines praktischen Handbüchleins. Seine wissenschaftlichen Gewährsmänner für Lebensgeschichte, Textkritik und Echtheitsfragen sind die führenden italienischen Dantisten Zingarelli und Barbi, und so versteht es sich von selbst, daß die Schrift sich an Dante-Verehrer wendet, die nicht nur genießen, sondern sich auch der geschichtlichen Bedingtheiten des danteschen Werkes bewußt werden wollen.

Das Buch ist auf einen gewissen Positivismus abgestimmt, wie ihn die offizielle Dante-Kritik, vor allem die italienische, gegenüber einer mehr ästhetischen Auslegung immer festgehalten hat. Voßlers großes kritisch-ästhetisches Dante-Werk bleibt daher in Schneiders Darstellung etwas abseits der Betrachtung. Daß aber Croces Versuch einer rein ästhetischen Dante-Auffassung keine Erwähnung findet, muß doch als eine Lücke vermerkt werden in einer über den heutigen Stand der Dante-Interpretation unterrichtenden Einführung.

Die Darbietung und Gruppierung des umfangreichen Stoffes auf gedrängtem Raum ist klar und wohl abgewogen. Eine objektiv gehaltene biographische Skizze schildert einleitend „Dantes persönliches Schicksal auf dem Hintergrunde der sozialen und politischen Umwälzungen" des damaligen Florenz. Im Mittelpunkt der Darstellung steht natürlich die Dichtung, durch die Dante vor allem in der Weltliteratur lebt, die Göttliche Komödie. Alle die großen und kleinen Fragen, die um dieses Gedicht seit frühesten Zeiten sich erhoben haben und immer wieder neu gestellt werden müssen, die Fragen der Datierung, der Form, der Deutung und Wertung, werden angeschnitten und ihre Klärung, nach den Möglichkeiten des Forschungsstandes, gegeben und dokumentiert. Daneben weiß der Verfasser aber auch die Bedeutung der sogenannten kleineren Werke, als Vorstufen und Nebenwerke der Divina Commedia, ins richtige Licht zu rücken. Es ist ein besonderer Vorzug des Werkes, daß es ihm gelingt, die heute noch gültigen inneren menschlichen und literarischen Werte dieser opere minori Dantes dem modernen Leser näher zu bringen: das schöpferische Liebeserlebnis im „Neuen Leben" und die persönliche und gesellschaftliche Poesie der „Lyrischen Gedichte" und „Eklogen", das wissenschaftliche und politische Erlebnis im „Gastmahl", in den Schriften über die „Monarchie" und über die „Volkssprache", die lebens- und seelengeschichtlichen Aufschlüsse in den „Briefen".

So wird dieses Handbüchlein dem Leser mannigfache Antriebe geben zum Studium und zur Erkenntnis des großen Menschen, Geistes und Dichters Dante, und der Liebhaber wird zu seinem eigenen Genuß der Anregung folgen, die der Verfasser im Vorwort ausspricht, nämlich „sich Dante selbst zuzuwenden, seine Worte zu hören, seine Gedanken zu denken und schließlich seine Sprache zu lernen".

München. Theodor Ostermann.

Ein neuer Atlas

Sehr zu begrüßen ist das vom Bibliographischen Institut A. G., Leipzig herausgegebene foliogroße Kartenwerk „Meyers Hausatlas" (170 Haupt- und Nebenkarten, alphabetisches Namenverzeichnis, geographische Einleitung von Dr. Edgar Lehmann mit 51 Textkarten). Lehmanns Einleitung: „Die Erde im Spiegel der Landkarte" erschöpft in knapper Darstellung das zum Verständnis des kartographischen Teils Wissenswerte. Die Karten selbst sind scharf, klar, mannigfaltig durch Nebenkarten in kleineren Maßstäben ergänzt. Meyers Hausatlas wird bald in jedem deutschen Hause unentbehrlich sein, zumal der Preis für den festen Leinenband auch weiteren Kreisen erschwinglich ist.

München. Tim Klein.

---

[1]) „Dante. Eine Einführung in sein Leben und Werk", Hermann Böhlaus Nachf., Weimar 1935; 192 S.

Digitized by Google

Europäisches und germanisches Altertum

Die Vorgeschichte und die zeitlich davorliegende Urgeschichte der Menschheit spielt in der heutigen Betrachtung der Entwicklung nicht nur der Menschheit, sondern gerade unseres deutschen Volkes eine Rolle, die selbst die Geschichtswissenschaft beinahe überflügelt. Und das aus mehreren Gründen ganz mit Recht. Denn einmal ist die heutige Menschheit skeptisch geworden gegenüber sogenannten Kulturgütern, die man wohl richtiger als Zivilisationsgüter bezeichnen würde: Verstädterung, Entfremdung von der Scholle, Entstehung einer Gebildetenschicht, die die Verbindung mit dem Volkstum verloren hat usw. Zum andern ist man sich darüber klar geworden, daß die grundlegenden wirklichen Kulturgüter — Übergang vom Nomadentum zur Bauernkultur, Erfindung der wichtigsten Werkzeuge — in grauer Vorzeit entstanden sind und daß die drei oder vier Jahrtausende der geschriebenen Geschichte nichts bedeuten gegenüber den vielen Jahrzehntausenden, ja vielleicht Jahrhunderttausenden, die vorhergingen und erst den Kulturmenschen schufen. Endlich ist vom erbbiologischen Standpunkt die Vorzeit die wichtigste vergangene Periode, denn in ihr haben sich die Rassen gebildet, die Europas Bevölkerung in der Hauptsache noch heute zusammensetzen: die geschichtlichen Veränderungen des Rassenbildes wirken dagegen wie kleine, oft verfehlte Ausbesserungen eines Riesengemäldes.

Erst die neueste Zeit mit ihrer Erleichterung des Verkehrs bringt die Gefahr einer größeren und dauernden Veränderung dieses Bildes; auch darüber ist bereits eine ganze Literatur entstanden, die aber noch nichts Abschließendes sagen kann. Wohl aber lernt sie aus den Lehren der Vergangenheit und hier gerade wieder der Vorzeit.

Denn mit der Frage der Entstehung des europäischen Rassenbildes ist eine andere unlösbar verquickt: die Indogermanenfrage. Waren nordische Rasse und Indogermanentum ursprünglich identisch? Der Begriff „indogermanisch" oder „arisch" stammt aus der Sprachgeschichte, und es schien sinnlos ihn auf die sprachlich miteinander verwandten indogermanischen Völker der Gegenwart oder jüngeren Vergangenheit anzuwenden, wenn man ihn rassisch auffaßte. Diese indogermanisch sprechende Völkerfamilie setzt sich aus den verschiedensten Rassen zusammen. Es fiel auf, daß die indogermanischen Sprachen, je weiter zurück in die Vergangenheit man sie verfolgte, einander immer ähnlicher wurden, und schloß daraus, daß es einmal ein „indogermanisches" Urvolk gegeben hat. Die heutige Verbreitung der indogermanischen Sprachen legt die Annahme nahe, daß das ein sehr starkes, über große Landstrecken verbreitetes Volk gewesen sein muß. Dies „Urvolk" war aber zweifellos sehr kriegerisch und hat sich in vielen, in langen Zeiträumen aufeinanderfolgenden Zügen nach Süden und Südosten andere Völker unterworfen oder assimiliert. Die arische „Herrenschicht" zwang den Unterworfenen ihre Sprache auf; immerhin war der Einfluß der eroberten Länder und der Vermischung mit den Ureinwohnern stark genug, diese Sprache jedesmal anders abzuwandeln: so entstanden die geschichtlichen indogermanischen Sprachen.

Nun erhebt sich die Frage: woher kamen diese Eroberer und was waren es für Menschen? Welcher Rasse gehörten sie an? Die geschichtlichen Beschreibungen der Oberschicht bei den Indern, Persern, Medern, Hellenen, Italikern, Kelten, Germanen zeigen, daß diese vorwiegend blond und blau- bis grauäugig, dazu schlank und hochgewachsen war. Solche Menschen kommen zusammengeballt heute nur mehr im Norden und in der nördlichen Mitte Europas vor; das würde auf den „Ostseekreis", d. h. auf die Länder um die Ostseeküsten, Skandinavien und Norddeutschland, vielleicht auch auf Britannien zutreffen. Seltsamerweise zeigt die Vorgeschichte, besonders seit den Forschungen Gustaf Kossinnas, das gleiche Bild: hier um die Ostsee herum scheint wirklich das rassische „Bildungszentrum" der Urindogermanen gelegen zu haben. Nicht die „Urheimat"; dies Wort hat urgeschichtlich keinen Sinn: der Europäer, der in der Altsteinzeit die Randgebiete der großen Vereisung und in den Zwischeneiszeiten die „Rückzugsgebiete" des Eises bewohnte, war Nomade. Er war rassisch nichts weniger als einheitlich, und es ist heute noch nicht klar, aus welchen Rassenströmen sich zur Zeit der Seßhaftwerdung im Ostseekreis eine immer einheitlicher und geschlossener werdende Rasse, eben die „nordische" gebildet hat. Aber von hier aus scheinen sich dann später die Völkerströme nach Süden und Südosten ergossen zu haben, die die geschichtlichen Indogermanenvölker schufen.

Digitized by Google

Die heute deutliche Zweiteilung in eine „Kentum"- und „Satem"-Gruppe ist dann zeitlich zu erklären: die Ostindogermanen-(Satem)gruppe hat sich aus früheren und weiter vom Ursprungsland wegführenden Eroberungszügen gebildet; die Kentumgruppe ist aus späteren Zügen und näher dem Bildungszentrum entstanden. Schon in der Jungsteinzeit ist in Europa diese Zweiteilung keramisch feststellbar: die „Tiefstichkeramik" (Schnur- und Megalithkeramik) ist zunächst im nordischen Bereich geblieben, die „Bandkeramiker" erfüllen den Donaukreis und wandern dann nach Osten ab. Aber frühe und späte „Überschiebungen" und gelegentliche Rückwanderungen verwirren das Bild: rein Nordisches schiebt sich bis tief in den Orient hinein, der spätgermanische Tierflechtstil ist ohne die vor Urzeiten schon geübte Bandkeramik schwer deutbar, usw. Wer diese Fragen in kurzer, das Wesentliche sagender Form erfassen will, lese Hans Hahnes Werk: „Das vorgeschichtliche Europa" (Velhagen & Klasing 1935; 103 S. und 60 Tafeln mit 138 Abbildungen). Das Werk, das 1910 in erster Auflage erschien, ist eine völlige Neubearbeitung nach dem neuesten Stand der Forschung; es war die letzte Arbeit, die der Haller Gelehrte, Forscher und Sammler vor seinem frühen Tode vollenden konnte. Wir haben im Vorstehenden schon soviel von seinem Denkgut vorweggenommen, daß uns über den sonstigen Inhalt des vorzüglichen Buches wenig nachzutragen bleibt; es führt von der Urzeit Europas bis ins Frühmittelalter. Eine Zeittafel und der Gesamtrückblick erleichtern die Übersicht ungemein. Die flotte und schwungvolle Darstellung bringen Erholung und Belehrung zugleich.

Weniger selbständig, mehr literarisch gerichtet, aber umfangreicher und mit reicherer Bildausstattung (128 S., 112 Tafeln mit 234 Bildern und 7 Karten) tritt die 3. Auflage von Wolfgang Schultz: „Altgermanische Kultur" (J. F. Lehmann, München 1935) hervor. Auch hier handelt es sich um eine Neubearbeitung, freilich — der Zwischenraum ist ja nur ein Jahr — nicht um eine so durchgreifende wie bei Hahnes Werk. Wir können daher unser günstiges Urteil über die ersten beiden Auflagen nur wiederholen und das Werk allen an der Vorgeschichte Anteil nehmenden Lesern nur empfehlen; es behandelt ein kleineres Stoffgebiet ausführlicher und weniger grundsätzlich, aber sehr anregend und umfassend.

Carl Schuchhardt trägt in seiner „Deutschen Vor- und Frühgeschichte in Bildern" (R. Oldenbourg, München und Berlin 1936; 80 Tafeln mit 338 Bildern), die eigentlich den Versuch eines deutschen Bilderatlas von der Urzeit bis zum frühen Mittelalter darstellt, im Vorwort nochmals seine „Indogermanisierungshypothese" von den Schnurkeramikern Thüringens aus vor. Wäre die Indogermanisierung ein rein sprachgeschichtliches Problem, so könnte sie so verlaufen sein, wiewohl auch da die Schwierigkeit besteht, daß eine so kleine Menschengruppe ihre Sprache den Völkern von ganz Mittel-, Nord- und Osteuropa der jüngeren Steinzeit aufgedrängt haben soll. Dabei wären von vornherein bei den „infizierten" Völkern so weitgehende Verschiedenheiten der Sprachen entstanden, daß deren Verwandtschaft mit der Kentum- und Satemgruppe und deren Unterabteilungen nicht mehr erklärt werden könnte. Ist aber gar an eine ursprüngliche Rassenverwandtschaft aller indogermanischen Völker zu glauben — und das ist so gut wie sicher —, so scheiden die Schnurkeramiker als Urindogermanen wegen ihrer zu geringen Zahl und Verbreitung von vornherein aus. Schuchhardts Gedanke ist kaum haltbar. Endlich ist bei den Bildtafeln der „Neanderthaler" (der Eiszeitmensch Europas) zweifellos zu tierähnlich wiederhergestellt. Solche Einwände dürfen freilich den Blick für die gewaltige Leistung, die in diesem Bildatlas steckt, nicht trüben: wer die nötige Kritik besitzt, wird sich an den schönen, mit Geschick ausgewählten Bildern von Herzen erfreuen. Besonders wertvoll ist, daß Schuchhardt seine Übersicht, die bis ins Hochmittelalter (13. Jahrhundert) reicht, auf die westgotische Kultur ausgedehnt hat: mit der Wiedergabe der ursprünglich westgotischen Königshalle, heute St. Maria de Naranco bei Oviedo, nimmt er die Gedanken von Albrecht Haupt („Die älteste Kunst der Germanen") wieder auf. Haupts Werk sollte mit Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse längst wieder eine Neuauflage erfahren; wir besitzen noch heute kein ähnlich bedeutendes Werk über dieses Gebiet.

Mit Schuchhardts Atlas sind wir aus dem Indogermanentum schon in die reine Germanenforschung gekommen. In dieser Richtung führt Wolfgang Krauses Schrift: „Was man in Runen ritzte" (Max Niemeyer, Halle 1935; 53 S., 15 Tafeln mit 32 Abb.) weiter. Krause läßt das wissenschaftlich heute noch schwierige und unvollständige

Digitized by Google

Problem des Alters der Runen ziemlich beiseite. Dafür gibt er über Sinn und Verwendung dieser Symbole und über die Ursache, warum aus ihnen sich keine Verkehrsschrift entwickelte, in das Wesen des nordischen Charakters so tief eindringende Schilderungen, daß sein Buch vielleicht zu den stärksten Eindrücken dieser Art von Schrifttum gehört. Nach einem geschichtlich materialgebundenen und typologischen Teil geht er zu den Verwendungsarten der Runen über und fördert hier aus allen möglichen Quellen wahrhaft erstaunliche Ergebnisse zutage. Das magische Element klingt hier besonders stark an, die Verwendung zu eigentlichen Inschriften tritt zurück, vielleicht mehr, als im Leben der Germanen tatsächlich der Fall war.

Noch weiter ins rein germanische Mittelalter führen uns zwei Schriften über die erste Entdeckung Amerikas durch die Wikinger um 1000 n. Chr. Die eine „Die erste Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 n. Chr. durch die Nordgermanen" (Adolf Klein, Leipzig, 88 S.) hat Prof. Gustav Neckel zum Verfasser. Man müßte sie darum ernster nehmen als die zweite, wäre sie nicht ein ungeänderter Neudruck der ersten Auflage von 1913. Und seitdem ist doch auch in der Frühgeschichtsforschung namentlich durch amerikanische und kanadische Forscher einiges geschehen, was hätte berücksichtigt werden müssen. Darum scheint uns trotz des weniger wissenschaftlichen Zweckes die zweite Schrift, die nur eine Übertragung der altisländischen Texte mit einer geschichtlichen Einführung für Nichtfachleute geben will, im ganzen wertvoller: „Wikinger entdecken Amerika" von Theodor Steche (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; 87 Seiten). Sie erwähnt die 1927 gefundene Lokalisierung der „weiten weißen Sandstrecken" durch einen kanadischen Forscher bei „Blanc Sablon" an der Nordseite der Belle-Isle-Straße und legt damit Leifs Route von da über den St. Lorenz-Golf nach Neubraunschweig („Winland") fest. Auch gibt sie vorzügliche Karten, die die Fahrtrichtung der späteren Winlandexpeditionen klarstellen. Mit diesen letzten nautischen Großtaten der Wikinger leuchtet der germanische Genius noch einmal auf und nimmt Kolumbus' Entdeckung vorweg.

In diesem Zusammenhang sei noch auf Otto Siegfried Reuters Monumentalwerk: „Germanische Himmelskunde" (J. F. Lehmann, München 1934; 766 S. mit 86 Abb. und Karten) hingewiesen. Es ist ein geglückter Versuch, alte, aber bisher meist nicht oder falsch verstandene Quellen durch eine neue unbefangenere, wahrhaft wissenschaftliche Betrachtungsweise zum Leben zu erwecken.

München. Walter S. Förtner.

Deutsches Volkstum

Ein wertvolles Werk ist „Das Buch vom deutschen Volkstum. Wesen — Lebensraum — Schicksal", herausgegeben von Paul Gauß unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter (F. A. Brockhaus, Leipzig 1935; 426 S., 136 Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten). Schon die Zahl der Karten und Bildtafeln zeigt, daß es sich um ein Standwerk handelt, um den großangelegten Versuch einer Einführung in die gesamtdeutsche Betrachtungsweise. Nicht nur „Deutschland" oder gar nur das „Deutsche Reich" sind behandelt und dargestellt, sondern jenes größere Volksdeutschland, das nicht mit geographischen und nicht mit politischen Grenzen zu umschreiben ist und jemals sein wird, jener geistige Raum der Deutschen, der so weit reicht, wie volksdeutsche Menschen auf dieser Erde wohnen. Also ist das Grenz- und Auslanddeutschtum selbstverständlich mit einbezogen. Der Idee der Volksgemeinschaft entspricht die Wissenschaft vom Volk. Welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, vermag zu beurteilen, wer sich auch nur mit einem kleinen Teilausschnitt aus dem gewaltigen Stoffe ernstlich befaßt hat. Das Werk ist in drei Teile gegliedert: allgemeiner Überblick über das deutsche Volk als Ganzes und die sein Leben formenden Kräfte; es wird eine knappe Gesamtschau geboten, die aber reich genug ist, um Volkskunde und Kulturkunde bedeutend hervortreten zu lassen. Der zweite Teil enthält eine Darstellung der binnendeutschen Landschaften und außendeutschen Volksgruppen, hauptsächlich auf geographischer Grundlage. Der dritte Teil sucht ein Bild der raum- und staatsgeschichtlichen Entwicklung der Deutschen seit der germanischen Vor- und Frühgeschichte zu vermitteln. Jedes Gebiet ist bebaut: Verbreitung und Sprache, Stämme und Rassen, Geschichte, Wirtschaft und Recht, Kunst und Kultur. Das in großem Querfolio-Format gefaßte Buch ist als schönes Geschenk geeignet, Freude zu machen, gründliche Be-

Digitized by Google

lehrung zu geben und das Gefühl der umfassenden Volksgemeinschaft zu vertiefen.

Die Abhandlung von Engelbert Hertel: „Die deutschen Familiennamen. Ihre Herkunft und ihre Erklärung auf Grund der Namenvergleichung" (Angelsachsen-Verlag, Bremen-Berlin, 164 S., 5 Abbildungen) kann vor allem denen von Nutzen sein, die sprachwissenschaftlich einigermaßen vorgebildet sind. Aber auch dem Unvorbereiteten mag sie dazu dienen, wenigstens dem ganzen großen Fragenumfang näher zu treten und vor allem den Sinn zu wecken für Wert und Würde deutscher Familiennamen. Kritik im einzelnen zu üben, wäre angesichts des offenen Wortes des Verfassers unbillig, der selber sagt: „Vieles wird richtig sein, vieles auch wird seine Richtigkeit erst erweisen müssen."

München. Tim Klein.

Andreas Vesal

Den „Luther der Anatomie" nannten den großen Reformator dieser Wissenschaft, Andreas Vesal, seine andersgläubigen Gegner. Vor seinem Auftreten stützte sich der Unterricht in der Anatomie hauptsächlich auf Galen, „auf die Anatomie der Affen und Hunde". Erst mit Vesal, der unzählige Leichen zergliederte, wurden diese Ergebnisse einer genauen Zergliederungskunst bekannt und damit erst eigentlich die Wissenschaft der Anatomie des Menschen begründet. Der erste anatomische Denker zu einer Zeit, als „Denken" noch gefährlich war, wagte es Vesal, den Irrtümern jahrhundertealter, geheiligter Lehren, entgegenzutreten. Es liest sich wie ein Abenteuer, wenn man von Vesal selbst hört, daß er, um seinem Wissensdrang zu genügen und in die Geheimnisse vom Bau des menschlichen Körpers einzudringen, Leichen aus den Friedhöfen und hingerichtete Verbrecher von den Richtstätten wegstahl, sie in seinem Bett verbarg, um sie Nachts zergliedern zu können.

Mit 22 Jahren Professor der Anatomie an der Universität Padua, vollendete er mit 28 Jahren das große Werk De humani corporis fabrica libri septem, das 1543 in Basel erschien. Es war eine revolutionäre Tat, indem er das bisherige anatomische Wissen von Grund aus veränderte und etwas ganz Neues an dessen Stelle setzte.

Vesal wurde eine europäische Berühmtheit. Ebenso groß als Forscher wie als Arzt wurde er Leibarzt Kaiser Karls V. und Philipps II. von Spanien. Ein unruhiges Wanderleben führte ihn an die Höfe, ins Feldlager, in die Hörsäle, an Kranken- und Sterbebette. Auf der einen Seite enthusiastisch gefeiert, auf der anderen aufs heftigste angefeindet, starb er, fünfzigjährig, auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Palästina auf der Insel Zante.

Das sind in groben Umrissen die Schicksale Vesals, eines der größten Geister seiner Zeit und seiner Wissenschaft. Zu seinem klassischen Werk, der Topographie des menschlichen Körpers, hat nach Vasaris Angabe der Maler Johann Stephan von Calcar, ein Landsmann Vesals, in inniger Zusammenarbeit mit ihm, die Tafeln gezeichnet und in Holz geschnitten, eine Leistung, die bis heute unübertroffen ist. Wie durch ein Wunder sind von den als verschollen betrachteten Originalholzstöcken noch 226 auf der Münchner Universitätsbibliothek erhalten geblieben. Der gute Zustand der mit dem Messer in Birnbaum-Langholz geschnittenen Tafeln ermöglichte der auf diesem Gebiete besonders erfahrenen und leistungsfähigen Bremer Presse einen Druck auf handgeschöpftem Papier, das an Kraft und Schönheit und an Genauigkeit der Wiedergabe besonderer Feinheiten des Holzschnittes selbst die Originalausgabe übertrifft[1]). Der Bremer Presse ist damit ein typographisches Kunstwerk gelungen, das sowohl Vesals unsterbliches Werk wie das des Holzschneiders vor unseren Augen wieder erstehen läßt.

Die medizinische Akademie von Newyork hat finanziell dieses Werk ermöglicht. Die Freiexemplare, welche die Münchner Universitätsbibliothek allen deutschen Universitätsbibliotheken zu geben vermag, bedeuten auch eine wertvolle Förderung deutscher Wissenschaft.

München. Alexander Heilmeyer.

---

[1]) Andreae Vesalii Icones Anatomicae. Ediderunt Academia mediciniae Nova-Eboracensis et Bibliotheca Universitatis Monacensis. 95 Tafeln mit 286 Figuren, 10 Lichtdrucke, 15 Titelblätter, 130 S. Erläuterungen zu den Figuren, 16 S. Index (Verlag J. F. Lehmann, München).

Digitized by Google

Aus Politik und Geschichte

Carl Haensel und Rich. Strahl: „Außenpolitisches ABC. Ein Stichwörterbuch" (Engelhorn, Stuttgart 1935). Eine vollständige Übersicht über die Bedeutung aller Wörter, die zum Rüstzeug der Außenpolitik gehören, vermag ein Wörterbuch von 222 Seiten natürlich nicht zu geben, aber für das Wichtigste und vor allem für das Aktuellste genügt es und ist um so mehr eine willkommene Gabe, als umfangreichere politische Wörterbücher für den gewöhnlichen Sterblichen nicht zu erschwingen sind.

Die Erkenntnis ist auch in Deutschland erfreulicherweise im Wachsen begriffen, daß, so lange die Großmächte die Rohstoffgebiete unter sich verteilen, auch das rohstoffarme Deutschland seinen Anteil daran haben muß, daß nicht allein Imperialismus, sondern auch das Gebot der Selbsterhaltung die weiße Rasse dazu zwingt, kolonisatorische Aufgaben weiterhin zu erfüllen. Das Buch von Paul Rohrbach: „Deutschlands koloniale Forderung" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 180 S.) ist geeignet, für diese Erkenntnis zu werben. Nach einer Schilderung der Verhältnisse in den ehemaligen deutschen Kolonien und der einer Rückkehr der Deutschen günstigen Stimmung der Eingeborenen, die man freilich nicht überschätzen darf, geht Rohrbach auf die Eingeborenenfrage als Sachkundiger ein. Er hält das englische wie das französische System der Eingeborenenbehandlung für falsch, da es den Schwarzen zu einem ihm nicht artgemäßen Leben führen wolle. Man müsse die rassischen Eigenschaften berücksichtigen, die Ansätze einer eigenen Kultur pflegen, eine Aufgabe, die gerade das gegenwärtige Deutschland mit seiner Hochschätzung rassischer Eigenwerte zu lösen imstande sei.

Die Vorgänge in China sind für den Europäer schwer zu verstehen, da selbst das scheinbar Gleichlautende in seiner inneren Bedeutung völlig verschieden ist. Die leitenden Persönlichkeiten haben für uns kein Fleisch und Blut, da wir uns kaum ihre Namen merken können. Die kleine Schrift von Leonie von Ungern-Sternberg: „Krieg in China" (Junker & Dünnhaupt, Berlin 1933; 116 S.) ist daher zu empfehlen, da die Verfasserin sich ganz darauf eingestellt hat, die Schilderung der chinesischen Verhältnisse dem westlichen Denken anzupassen. Trotz anscheinender Verworrenheit sieht sie das chinesische Leben als wesentlich gesund, wurzelecht, wahrhaftig und ungefährdet an.

Der Herausgeber der „Berliner Monatshefte", Alfred von Wegerer, hat im Quaderverlag (Berlin 1935; 136 S.) ein umfassendes Bücherverzeichnis der Vorgeschichte des Weltkrieges veröffentlicht. Es wird das Studium sehr erleichtern, denn hier sind alle Dokumentensammlungen, Memoirenwerke, Biographien und Briefsammlungen aufgenommen, die bis 1934 erschienen sind.

Max van den Bergh: „Das deutsche Heer vor dem Weltkriege" (Sanssouci-Verlag, Berlin 1934; 222 S.). Ein höherer Offizier, der der deutschen Wehrmacht vor dem Kriege angehört hat, schildert diese als organisatorische und geistige Leistung, ohne dabei etwa die Schwächen und Mängel zu beschönigen, die aber nichts daran ändern konnten, daß diese Armee sich bei der entscheidenden Probe auf das Beste bewährte.

Der Verlag Wilhelm Gottlieb Korn läßt zwei Franzosen über „Französisches Soldatentum" zu Worte kommen (Breslau 1935; 120 S.). Weniger in dem Aufsatz von Robert de Traz, der die Erziehungsaufgabe und Sendung des Infanterieoffiziers in vollendet schöner Sprache verkündet, als im Vortrag des Kommandanten Choteau, den dieser vor seinen scheidenden Zöglingen der Kriegsschule von St. Cyr gehalten hat, kommt der Wesensunterschied zwischen deutschem und französischem Soldatentum zum Ausdruck. Major Hesse sieht in seinem Vorwort den Unterschied in der geistigen Grundhaltung darin, daß der deutsche Soldat aus einer Gesamtidee die an ihn gestellten Forderungen bejahe, während der französische als Einzelperson zu ihnen stehe und von ihrer Notwendigkeit überzeugt werden müsse.

Guilio Douhet: „Luftherrschaft" (Drei Masken Verlag, Berlin, 1935). Vor dem Kriege war es besonders bei Engländern beliebt, durch Sensationsromane auf die deutsche Gefahr zu Wasser und zu Luft hinzuweisen. Zu diesen Erzeugnissen einer Haßliteratur gehört Douhets Buch durchaus nicht, obwohl auch er einen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich schildert, in welchem Deutschland dank der Überlegenheit der Luftangriffswaffen Sieger bleibt. Douhet gehört dem italienischen Generalstab an und will nur in dieser eigenartigen Form einer solchen Zukunftshypothese seinen Leitgedanken

Digitized by Google

ausführen, daß die künftige Kriegführung auf Verteidigung zu Lande und zur See, auf Massenangriffe in der Luft sich begründen müsse. Diese Theorie ist bekanntlich sehr umstritten, aber mit bewunderungswürdiger Logik, Eindringlichkeit und Lebendigkeit führt sie der Verfasser in seinem Buch bis in die letzten Folgerungen durch; auch der Nichtfachmann wird in starker Spannung gehalten.

München. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Neuerscheinungen

Es kommt eine neue Kultur des Almanachs unter uns auf, viel besser als früher werden sie gemacht und besonders der Staackmann Verlag in Leipzig hat wieder den „Almanach auf das Jahr 1936" mit bibliophiler und dabei schlichter Sorgfalt ausgestattet. Auch der Inhalt ist interessant und gut. Ein Prosastück von Max Mell, Gedichte von Erika Mitterer, Neues von Johannes Linke u. a. m.

Auch Langen/Müller in München und S. Fischer in Berlin haben ihre Almanache herausgebracht, sorgfältig hergestellte kleine Bücher, die eine brauchbare Überschau der Jahresproduktion geben. Der „Ausritt" des Verlags Langen/Müller enthält eine Handschriftenprobe aus K. B. von Mechows Umarbeitung des „Ländlichen Jahrs" — wir haben im vorigen Jahr auf die schönen Ergebnisse dieser Umarbeitung hier besonders hingewiesen. Dazu Bildnisse von Gunnarsson, Wittstock, Paula Grogger, Britting und Tumler. — S. Fischer bringt eine Probe aus Hauptmanns neuem Drama, Proben aus Briefen Hofmannsthals, ein hübsches Prosastück „Erste Schule" von Helmut von Cube u. a.

Schöne Lichtbilder bringt der „Ostpreußen-Kalender 1936" (Gräfe & Unzer Verlag, Königsberg; 64 Blatt. Mit Gedichten und Sprüchen).

Ein schöner neuer „Athenaion-Kalender" (Akademische Verlagsgesellschaft, Potsdam), mit sehr guten Bildern und in ihrer Knappheit lehrreichen Betrachtungen und Nachrichten.

Meyers „Historisch-Geographischer Kalender 1936" zeigt Länder und Landschaften, geschichtliche Persönlichkeiten und Ereignisse aus allen Zeiten, Merianscher Stiche und moderne Photographien.

Der nationalsozialistische Lehrerbund hat im Deutschen Volksverlag Bayreuth, einen „Kalender der deutschen Jugend" herausgebracht, mit Sinnsprüchen aus dem geistigen Führertum der Bewegung und Raum für persönliche Notizen.

Gerhard Merian gibt im eigenen Verlag (Stuttgart-Degerloch) eine Sammlung von 366 deutschen Gedanken und Gedichten heraus, für jeden Tag des Jahres einen: „Das eigene Werden" (1935; 124 S.). Der Herausgeber hat schöne geleitende Sprüche aus dem ganzen Sprachgut unserer Dichtung, auch aus den Werken der Neueren und Jungen gewählt. Ernst Bertram und Rudolf Binding, Hans Grimm, Henry von Heiseler, Emil Strauß, Josef Hofmiller, Georg Britting, K. B. von Mechow und andere, viele — sie alle haben ihren Tag. Das kleine Buch zeugt nicht nur von einem lebendigen und echten Eindringen in die Werke der Dichter, sondern auch von einem guten Blick für das, was uns not ist. Der Herausgeber sagt in der Einleitung: „Die Verantwortung für unser eigenes Leben kann niemand uns abnehmen. Auch um der anderen willen — nur wer etwas Eigenes ist, kann auch der Gemeinschaft etwas sein — ist es wichtig, daß wir uns innere Unabhängigkeit gewinnen."

Etwas Ähnliches, nur größer und umfassender, und statt nach Tagen in Gruppen geordnet, haben jetzt die „Bücher der Rose" unternommen, in dem von Broder Christiansen herausgegebenen „Lebensbuch" (1935; 172 S.). „Wege zu anderen", „Selbsterziehung", „Die Außenseite", „Die tägliche Arbeit", „Erkennen und Mitteilen", „Wege zu schöpferischer Leistung", „Selbstverwirklichung", „Wege zur Höhe" — unter solchen Überschriften findet sich Ermutigendes und Ernstes in guter Ordnung zusammen.

Im Verlag Gebr. Richter, Erfurt, ist ein Buch von Schnaderhüpferln erschienen: „Auf der Alm". Neben dem sehr Bekannten ist manches Neue dabei, viele hübsche und lustige Sachen. Ein Buch für Bayern-Reisende in bunt-fröhlicher Ausstattung.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 28. Dezember 1935
Hauptschriftleiter: Leo Friedrich Hausleiter in München. — Stellvertreter: Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. in München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 4. Vj. 35: 3613. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riesern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München

Digitized by Google

Schwarzwald-Schule Triberg
priv. Realgymnasium mit Oberrealschule. Schülerheim in gesunder Höhenlage. Mittlere Reife a. d. Anstalt. Staatliches Abitur. Jeder Sport. Bilderprospekt.

Deutsches Kolleg
Bad Godesberg a. Rhein
Paritätische Stiftungsschule. Gymnasium und Realgymnasium von U III bis O I. Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familien-Internats. 12 (12) Klassen zu 10 bis 15 Schülern. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch-Geschichte, Kunstgeschichte. — Illustr. Prospekte durch den Direktor Dr. Berendt.

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift

Bücher sind Freunde!

Deutsche Kunst

Das große Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte ist mit zahlreichen Bildern geschmückt und enthält die folgenden Beiträge: Prof. Eugen HÖNIG, Präs. der Reichskammer der bildenden Künste, Die Reichskammer der bildenden Künste / Dr. Hubert WILM, Aufbruch zur nationalen Kunst / Alexander HEILMEYER, Die Stadt Adolf Hitlers / Prof. Hubert SCHRADE, Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg / Prof. Paul SCHMITTHENNER, Von der neuen Baukunst / Dr. Gustav STEINBÖMER, Die neuen Aufgaben der Museen / Konrad WEISS, Bewegungen des deutschen Kunstsinnes / Paul ROSNER, Präs. der Münchener Künstler-Genossenschaft, Anmerkungen zur Forderung der Zeit / Dr. Edgar SCHINDLER, Die Kunst im Volke / Fritz NEMITZ, Die Aufgaben der Kunstkritik. — Preis des Heftes RM. 1.50. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Süddeutsche Monatshefte, München
Sendlinger Straße 80

Ein Buch für alle Sportfreunde:

OLYMPISCHE SIEGE

Von Hermann Thimmermann

Ein Erlebnisbuch der größten Sportkämpfe unseres Zeitalters! Spannend wie noch nie sind hier die gewaltigen Kämpfe erzählt eines Nurmi, eines Arne Borg, Jonny Weismüller, Hanns Braun, Lehtinen ... 191 Seiten. Geheftet RM. 1.90, Leinen 2.90.

In allen Buchhandlungen!

VERLAG KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Digitized by Google

Das neue Buch von August Winnig

Heimkehr

20. Tausend. Leinen RM. 5.80

im Urteil der deutschen Presse:

In dem Erleben dieses Buches reift der deutsche Mensch August Winnig. Ein besonderes Merkmal Winnigs ist wohl seine unbestechliche Ehrlichkeit. Für uns Jüngere ist sein Schicksal eine der vielen verpflichtenden Mahnungen: Dafür zu sorgen, daß der deutsche Arbeiter nie wieder seine Heimat in der Nation verliert, die Adolf Hitler ihm nach einem schweren Ringen gegeben hat. Völkischer Beobachter

Das neue Buch von August Winnig ist zu den wertvollsten Büchern zu zählen, die uns das Jahr 1935 brachte. Alles ist schlicht und einfach erzählt und doch voll größter innerer Spannung. Das Wesentliche dieses Buches aber ist der Mensch August Winnig. Die ihn nicht kennen, die ihn noch nicht kennen, werden hier seine Ehrlichkeit und Sauberkeit im Denken und Handeln, seine reife Menschlichkeit und sein warmes und gütiges Herz lieben lernen. Deutsche Rundschau

Aus diesem Buche spricht das Schicksal des deutschen Ostens mit zwingender Eindringlichkeit, es ist eine biographische Abhandlung von dokumentarischen Wert. Winnig vervollständigt mit diesem Buche die Offenbarung seines lauteren deutschen Charakters, der in allen seinen Büchern so überzeugend zum Ausdruck kommt. National-Zeitung, Essen

Winnigs „Heimkehr" ist bezwingend durch die Schlichtheit und Geradheit seines Fühlens und Wollens, ist mitreißend und fesselnd durch die dichterische Kraft und Klarheit der Darstellung. Hamburger Fremdenblatt

Auch an dem neuen Buche erfreut uns die schöne und edle Schlichtheit der Sprache, die natürliche Kunst der durchsichtigen Darstellung und Gliederung und insbesondere der hohe Ernst der Geschichtsauffassung, die ihre Wurzeln im Glauben an die göttliche Weltregierung hat.
Dr. Kurt Ihlenfeldt im „Eckart"

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Lesesaal

Süddeutsche Monatshefte

-P
D
94
33
.5

Moderne Seelenkunde

Mit Beiträgen von Friedrich Seifert, Carl Gustav Jung, Ludwig Klages, G.R.Heyer, M.H.Göring, J.H.Schultz, Fritz Künkel, L. Zeise, Gerda Walther

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

3. JAHRGANG HEFT 5 FEBRUAR

Digitized by Google

Josef Magnus Wehner
gestaltet das naturhafte elementare Gegenstück zu dem technischen Kriege vor Verdun in seinem Roman:

Stadt und Festung Belgrad

In Leinen geb. RM. 4.80

Der neue Roman Josef Magnus Wehners wird der große Roman des Krieges an der Donau werden. Noch keiner der österreichischen und deutschen Dichter hatte bisher die Kraft dazu, jenes heroische Geschehen zu gestalten, keiner wohl auch den Mut, mit der großen Wahrhaftigkeit eines ehrlichen Herzens Freund und Feind aus jenen blutwilden Tagen mit eherner Gerechtigkeit zu schildern. Wehner hat die Kraft und den Mut und die versöhnende Gnade des Dichters. Wie wächst da die Landschaft auf! Man spürt das Leben von Wasser, Steppe und Gebirge, die „lichtstille Wildnis" des seenhaften Stromes, die Schauer ihrer Einsamkeiten im Herbst. Man hört den wilden Kossawasturm, wie er Schiffe und „schwarze Wassersäulen" weit in das Land wirft, erlebt die mythische Macht des Steppengewitters über marschierenden Kolonnen; und ist von einer seltsam dunkelglühenden Liebesgeschichte bezaubert, in der eine junge Zigeunerin steht, rätselvoll wie die Steppennacht vor dem Frühlingssturm... Und schon stürzt, wie der Kossawasturm nicht jäher dich hineinschleudern kann, der brennende Atem des Dichters dich in das unerhörte Geschehen vor 20 Jahren, da die vereinigten Armeen der Deutschen und Österreicher gegen Belgrad stürmten, mitten in den größten kriegerischen Flußübergang der Weltgeschichte. Das ist so herrlich, so mitreißend erzählt, daß einem das Herz mitstürmt.

Münchener Zeitung

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Die Psychologie in der Praxis des täglichen Lebens

Von der Siemens-Studien-Gesellschaft für praktische Psychologie e. V. herausgegeben:

Menschenkenntnis und Menschenbehandlung

Von Dr. Adolf Zeddies. 10 Lektionen in Kassette oder in Ganzleinen, umfangreiches, instruktives Bildmaterial . . . . . RM. 7.80

Gedächtnisschulung

Von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels. 10 Lektionen in Kassette oder in Ganzleinen . . . . . RM. 7.80

Werde, was du bist!

Psychologischer Wegweiser z. Lebensvertiefung. Von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels. Ganzleinen . . . . . RM. 4.50

Wörterbuch der Psychologie

Von Dr. Adolf Zeddies. Ganzleinen . . . . . RM. 4.70

Was ist Psychologie? Einführung in die Seelenkunde.

Von Dr. Adolf Zeddies. . . . RM. 1.75

Die schöpferischen Kräfte im Menschen u. ihre Pflege

Von Dr. Walther Schering. Ganzleinen . . . . . RM. 3.20

Ausführlichen Prospekt bitte anfordern.

Siemens-Verlags-Gesellschaft m.b.H., Homburg v.d.H.

Die Tierpsychologie in ihren Beziehungen zur Psychologie des Menschen

Von Professor Dr. Friedr. Alverdes

VIII u. 120 Seiten. Brosch. RM. 4.-, Lein. RM. 5.50

„Es ist sehr zu bedauern, daß unsere Akademiker auf ihrem Bildungswege von seiten der Schule eine so unzureichende biologische Ausbildung mit auf den Lebensweg erhalten, die sie in den meisten Fällen nicht befähigt, mit Nutzen biologische Literatur zu lesen. Um so mehr sollte ein Buch Verbreitung verdienen, dessen Anlage und Durchführung so gehalten ist, daß auch der Laie sich leicht in die aufgeworfene Problematik eindenken und sich in ihr zurechtfinden kann. Das Neuartige und Originelle liegt in der Art und Weise, eine von der uns mehr vertrauten menschlichen Psychologie ausgehende Darstellung auf das Verhalten der Tiere zu übertragen, ohne dabei das letztere zu vermenschlichen. Das unterschiedliche Verhalten von Tier und Mensch beruht auf der überwiegenden Bedingtheit tierischer Handlungen durch Ererbtes, Triebhaftes, das beim Menschen und den höheren Tieren zurücktritt gegen das Erfahrungsmäßige, ohne daß ersteres vollständig geschwunden wäre, wie die neuer- Tierpsychologie dargetan hat. Einzelheiten in diesem Rahmen hervorzuheben, würde die Darstellungsweise in ein verkehrtes Licht rücken, weil es unmöglich ist, dabei die Verständlichkeit für den Laien so hervortreten zu lassen, wie es dem Verfasser in seinen Ausführungen gelungen ist."

Priv.-Dozent *Dr. C. Heidermanns*, Bonn, in Westdeutsche Akademische Rundschau vom 15. 10. 1932

Durch jede Buchhandlung erhältlich!

W. KOHLHAMMER Verlag STUTTGART

Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck

5., völlig umgearbeitete Aufl. von „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft". XIII, 361 S. mit 62 Abb. im Text. 1935. Gr.-8° • RM. 9.60, geb. RM. 11.60.

Dieses Werk gibt mehr als eine Aufschrift versprechen kann: Die Gesamtwelt der Ausdruckstatsachen, die Entstehung des Menschen, der Sprache, der Schrift, der Künste. Mit den Erkenntnismitteln der Erscheinungswissenschaft wird hier der Ausdruck nicht nur des Menschen, sondern auch des Tieres, nicht nur der Bewegungen, sondern auch der vegetativen Erscheinungen, nicht nur der Vorgänge selbst, sondern auch ihrer Niederschläge in bleibenden Gebilden erschlossen. In allem Wesentlichen ist dieses Werk ein neues Buch. Es ist deutsch und allgemeinverständlich geschrieben und wendet sich an jeden, dem Weltanschauungsfragen am Herzen liegen, ganz besonders aber an den Biologen, Psychologen, Völkerforscher, Kulturgeschichtler und Sprachwissenschaftler. Das Werk ist durch jede Buchhandlung zu beziehen. Verlangen Sie bitte mein ausführliches Verzeichnis „Ludwig Klages. Seine Werke, ihre Sendung und ihr Widerhall."

Johann Ambrosius Barth • Verlag • Leipzig

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Februar 1936 / Moderne Seelenkunde

Seite

Das Bild des Menschen in der Psychologie von gestern und heute. Von Dr. Friedrich Seifert, Professor für Psychologie an der Technischen Hochschule in München 257

Psychologische Typologie. Von Dr. med., Dr. jur. h. c. Carl Gustav Jung, Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, in Küsnacht-Zürich 264

Aus der Wissenschaft vom Ausdruck. Von Dr. Ludwig Klages, Leiter des Seminars für Ausdruckskunde, in Kilchberg bei Zürich 272

Leben und Erkennen. Gedanken zu einer deutschen Seelenkunde. Von Dr. med. Gustav Richard Heyer, Facharzt für innere Krankheiten und Psychotherapie, in München 279

Individuum und Gemeinschaft im Reich der Psychologie. Von Professor Dr. jur., Dr. med. M. Heinrich Göring, Facharzt für Nerven- und Gemütsleiden, in Wuppertal-Elberfeld 2

Das Leib-Seele-Problem in der Heilkunde. Von Professor Dr. Johann Heinrich Schultz, Nervenarzt, in Berlin 2

Seelenheilkunde. Von Dr. Fritz Künkel, Nervenarzt, in Berlin 2

Wehrpsychologie. Von Dr. Ludwig Zeise, Leit. Heerespsychologe beim Wehrkreiskommando VII, in München . . 3

Parapsychologie. Von Dr. Gerda Walther in München 3

Dionys Rappenglück. Erzählung von Alfons von Czibulka 3

Bücherschau.

Erziehung in alter und neuer Zeit. Von Fritz Fikenscher, Bezirksschulrat in München 314

Die Seele des Arbeiters. Von Dr. Hans Büttner in München 316

Beethoven. Von Siegfried Kallenberg in München . . 3

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 3

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 8
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 1. Februar 1936

BÜCHER von Dr. med. **G. R. HEYER,** *München:*

Der Organismus der Seele

Einführung in die analytische Seelenheilkunde
Mit 37 Bildern. Lnd. RM. 6.40

„Aus Vorträgen, die **in selten schöner Sprache und klarer Form** alle Hörer fesselnd gehalten wurden, ist dieses Buch entstanden, es zeigt an Hand charakteristischer Gebiete, was Psychotherapie ist. Siebenunddreißig gut reproduzierte Seelenbilder, das sind Zeichnungen von Analysanden aus dem Unterbewußtsein heraus gefertigt, vermitteln einen Eindruck vom Geist, den die analytische Psychologie heute atmet. Die vorzügliche Ausgestaltung und der geringe Preis sei besonders hervorgehoben." Die Ärztin

Praktische Seelenheilkunde

Einführung in die gesamte Psychotherapie
Geh. RM. 4.—, Lnd. RM. 5.60

Aus dem Inhalt: Nervöse Symptome als Zeichen innerer Störungen / Nervöser Hochdruck / Errötungsangst / Kultur des Essens / Falsche Erziehung und Prüderie / Ohnmacht der ausschließlichen Willenstherapie / Vom Verkehr mit dem Unbewußten / Entspannung als Therapie / Hypnose: Technik und Experimenteller / Der Wahn des Sich-Auslebens / Der Sinn im Triebgeschehen / Schlafstörungen / Hilfsmethoden: Gymnastik, Atmung, Massage

Die Liebesfähigkeit (Kontaktpsychologie)

Von Dr. med. **E. SPEER,** *Lindau i. B.*

Geh. RM. 3.20, Lnd. RM. 4.50

„Eine anschauliche, von tiefer Teinahme am Leiden getragene Darstellung der Neurosen; das Buch ist wie wenige geeignet, auch dem Fernstehenden Wichtigstes aus diesem so ernsten Gebiet zu vermitteln, zumal die Darstellung überall lebensnah bleibt". Deutsche Mediz. Wochenschrift

J. F. LEHMANNS VERLAG / MÜNCHEN 2 SW

Digitized by Google

In unserem Verlage ist erschienen:

Seele und Gefühl des Arbeiters

Psychologie der Menschenführung

von Prof. Dr. Rexford **B. HERSEY**

Mit einem Geleitwort von

Reichsorganisationsleiter Dr. ROBERT LEY

Dieses grundlegende Werk über praktische Arbeiterpsychologie ist von der Fachpresse eingehend gewürdigt worden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

KONKORDIA-VERLAG LEIPZIG C 1

Das Gesamtwerk ist wieder auf der Höhe der Forschung

JOSEPH FRÖBES

Lehrbuch der experimentellen Psychologie

Großoktav. 2 Bände und ein Nachtrag

I. Band: Mit 64 Textfiguren und 1 farbigen Tafel. 658 Seiten. Geheftet 8.40 M.; in Leinen 10.– M.; zusammen mit dem Nachtrag geheftet 9.90 M.; in Leinen 11.50 M.

II. Band: Mit 19 Textfiguren und 1 Tafel. 676 Seiten. Geheftet 8.40 M.; in Leinen 10.– M.

Soeben erschienen:

Neue Forschungsergebnisse als Nachtrag zu Band I 2–3 (1923) 44 Seiten. Geheftet 1.50 Mark

Fröbes' Lehrbuch der experimentellen Psychologie, im In- und Auslande berühmt, ist durch das Erscheinungsheft auf den gegenwärtigen Stand der Forschung gebracht. Die kleine Schrift handelt über Ziel und Wege der empirischen Psychologie, über Wesen u. Gesetzlichkeit der verschied. Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen

VERLAG HERDER / FREIBURG I. BR.

Charakter Krisis und Weltanschauung

Von Dr. Fritz Künkel, Berlin

2. Auflage. 1935. 191 Seiten. Brosch. RM. 5.—, Leinen RM. 6.80

Nöck Sylvus (Graphologe und Charakterologe): „An Stelle der Analyse finden wir bei Künkel die Synthese. Der Wert seiner „Angewandten Charakterkunde" für das praktische Leben ist unbestreitbar, weil jeder einzelne mit vielen Charakteren zu rechnen, sie zu erkennen, ihnen zu folgen, mit ihnen zu leben oder sie zu führen und zu leiten hat; darüber hinaus aber auch, weil jeder einzelne selbst Charakter ist und Charakterkrisen durchlebt, deren positive Lösung er leichter finden wird, wenn er sich von Künkel über ihren Sinn belehren ließ."

Der Türmer: „Künkels Gedankengänge sind klar, überzeugend und von tiefem Ernste getragen; sie geben wertvolle Fingerzeige für Erziehung und Umgang. Wir empfehlen das Buch bestens."

Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift: „Es sind herrliche, wahre und schöne Gedanken, es ist viel Weisheit in dem Buche des hervorragenden Seelenforschers".

VERLAG VON S. HIRZEL IN LEIPZIG C 1

Digitized by Google

Neuerscheinungen:

Pathopsychologie der Gefühle und Triebe

Ein Grundriß von Dr. med. et phil. Kurt Schneider
Honorarprofessor an der Universität München. Direktor des klinischen Instituts der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (Kaiser-Wilhelm-Institut)
8°. 28 Seiten . . . . . RM. 1.20

Die Persönlichkeit der Athletiker

Von Ernst Kretschmer, o. Professor für Psychiatrie u. Neurologie in Marburg und Willi Enke, a. o. Professor für Psychiatrie und Neurologie in Marburg
8° 75 Seiten. Mit 5 Abbildungen. Kartoniert . . . . . RM. 2.80

Eigenständigkeit, Fremdhait und Haltlosigkeit

Ein charakterologischer Beitrag zum Problem: Führertum und Gefolgschaft
Von Dr. Gerhard Schorsch, Leipzig
Gr.-8°. 65 Seiten . . . . . RM. 4.50

Wach- und Wahrträumen bei Gesunden und Kranken

Von Prof. Dr. F. Kehrer, Münster i. W.
Gr.-8°. 72 Seiten . . . . . RM. 4.80

Zur Genealogie psychopath. Schwindler und Lügner

Von Dr. med. Walter von Baeyer, München
Gr.-8°. VII, 234 Seiten . . . . . RM. 16.—

Prognose und Therapie der Geisteskrankheiten

Von Priv.-Doz. Dr. Max Müller, Münsingen bei Bern
Gr.-8°. 164 Seiten. RM. 7.20, in Ganzleinen gebunden . . . . . RM. 8.70

Das autogene Training

Konzentrative Selbstentspannung. Versuch einer klinisch-praktischen Darstellung von Prof. J. H. Schultz, Nervenarzt, Berlin
2., unveränderte Auflage. Gr.-8°. XVI, 305 Seiten. Mit 16 Abbildungen
RM. 15.20, in Ganzleinen gebunden . . . . . RM. 16.80

Übungsheft für das autogene Training

Konzentrative Selbstentspannung. Von Prof. J. H. Schultz, Nervenarzt in Berlin
8°. 28 Seiten. . . . . RM. 1.—

GEORG THIEME / VERLAG / LEIPZIG

Digitized by Google

Das Bild des Menschen in der Psychologie von gestern und heute

Von Friedrich Seifert in München

Bedeutet nicht Psychologie überhaupt eine Bedrohung der Lebensursprünglichkeit, ein Symptom der „décadence"? Führt nicht alles psychologische Erkennen das Element der Auflösung, Zersetzung, Relativierung mit sich? Nichts ist begreiflicher als diese Frage in einer Epoche, der das Grauen vor dem Psychologismus noch in den Gliedern steckt, jener geistigen Einstellung, die sich um die Jahrhundertwende in verschiedenen Formen verwirklicht hatte: als historisch-psychologischer Relativismus; als das „entlarvende" Geschäft der Psychoanalyse mit jenem Uneigentlichmachen aller bewußten Wertsetzungen, Tugenden, Ideale; als naturalistische Öde der „Elementenpsychologie", die alles Innere auf kausalmechanische Verknüpfung von Bewußtseinsdaten zurückzuführen suchte. Gewiß ist Psychologie alles andere als eine harmlose Beschäftigung. Aber keineswegs braucht die — zu allem psychologischen Forschen notwendig gehörende — Innenschau, das Sichvertiefen in die Unter- und Hintergründe des eigenen Wesens, von der Absicht des Zersetzens und Entwirklichens geleitet zu sein. Es gibt auch ein „gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben" (Goethe).

In allem Streben nach echter psychologischer Erkenntnis ist, mit dem Geist der Zeiten sich wandelnd, ein urtümliches Bild des Menschen gegenwärtig, sei es klar vorschwebend als beflügelnde, lenkende Kraft, sei es als geheime Ahnung, Sehnsucht, als eine durch unabläßiges forschendes Bemühen erst zu gewinnende, aus dem Block herauszumeißelnde Gestalt. Es wäre Vermessenheit, von einem Bild des Menschen im Sinn einer fertigen, einheitlichen, völlig überschaubaren Voraussetzung der gegenwärtigen psychologischen Forschung zu reden. Indessen treten manche wesentlichen Züge, namentlich im Unterschied gegen die Auffassungen der verflossenen Epoche, so scharf hervor, daß der Versuch gewagt werden kann, sie festzuhalten und zu bestimmen. Wobei sogar zu hoffen ist, daß solches Bestreben zur Klärung und förderlichen gegenseitigen Verständigung der an der gemeinsamen Aufgabe Arbeitenden beitragen könne.

Von der Renaissance und der Reformation ab ist die europäische Wissenschaft beherrscht von einem unhemmbaren Drang zur Rationalität, zum bildlosen, abstrakten Gedanken: „Die früheren Jahrhunderte hatten ihre Ideen in Anschauungen der Phantasie; unseres bringt sie in Begriffe. Die großen Ansichten waren damals in Gestalten, in Götter gebracht, heutzutage bringt man sie in Begriffe" (Goethe). Dem entsprach die allgemein geltende Auffassung von der menschlichen Wirklichkeit, deren eigentliche Seinskonzentration im rationalen Verhalten zur Welt und zu sich selbst erblickt wurde. Diese Grundüberzeugung verkörperte sich, der jeweiligen allgemeinen geschichtlichen Lage entsprechend, in verschiedenen Spielarten. So ersteht in der Epoche der deutschen philosophischen Klassik ein Bild des Menschen, das ihn wesentlich als homo philosophus, als Träger und Vollzugsorgan der „sich-

Digitized by Google

wissenden Vernunft", darstellt. Die einheitliche Linie, die von Descartes' cogito ergo sum bis zu Kants erkenntnistheoretischem Ich und dem absoluten Ich des Idealismus führt, ist unverkennbar. Der Mensch wird zum rein geistigen, die natürliche Wirklichkeit in sich auffaugenden Vernunftwesen, zum Exponenten des „Bewußtseins überhaupt" — das Ich weitet sich aus zum Weltprinzip.

Immer wird über den Systemen des deutschen Idealismus der Schimmer reinster geistiger Gestaltung liegen. Aber für die Auffassungen vom Menschen brachten sie eine Atmosphäre der Selbstverschleierung mit sich, eine Gefahr der Abschnürung des Subjekts von der Welt, der Verkapselung des Ich in einen autonomen Eigenbereich. Es besteht nun die seltsame Tatsache, daß auch nach dem Zusammenbruch des Idealismus durch den mächtig hereinflutenden Strom naturalistischer und materialistischer Anschauungen an der rationalistischen Verzerrung des Menschenbildes grundsätzlich nichts geändert wurde. Der Geist im Sinn einer allgewaltigen Vernunftpotenz, eines „Vermögens der Ideen", wird zwar bekämpft, bestritten, verhöhnt; die intellektuelle Gesamtorientierung und damit die Überbewertung der Bewußtseinsseite aber bleibt bestehen. Das naturwissenschaftliche 19. Jahrhundert war von den spekulativen Höhen des Idealismus herabgestiegen, war „positivistisch" gesinnt und verehrte das Tatsachenhafte. Aber diesem „Realismus des Endlichen" fehlte das ahnende Wissen um die tieferen Wurzeln alles Tatsächlichen, das Kreaturbewußtsein des Menschen. Nur scheinbar hatte der „Naturalismus" dieser Epoche näher zur Natur hingeführt. Es war ja nicht Natur als „Mutter Erde", als alleines schaffendes Leben, was in seinem Blickfeld stand, sondern jener „taubstumme Gegenstand" Natur, dem der Verstand „seine Gesetze vorschreibt".

Die Psychologie der zweiten Jahrhunderthälfte übernahm, unkritisch-gläubig, den Erfahrungsbegriff und die exakte Methodik der Naturwissenschaft. Nicht auf das Ergreifen eines sinnvollen Zusammenhangs des seelischen Lebens, nur auf eine Statik und Mechanik psychischer Elementarbestandteile („Bewußtseinstatsachen") konnte diese Psychologie hinzielen. Das Seelenleben — eigentlich schon ein nichtanwendbarer Ausdruck, denn man wollte eine „Psychologie ohne Seele" treiben! — nahm den Charakter einer Summe, eines „Bündels", einer bloßen Einheit des Zusammengesetzten an. Die Aufgabe dieser Psychologie bestimmt Münsterberg, einer ihrer Hauptvertreter, als „die Zerlegung des individuellen Bewußtseinsinhalts in seine Elemente, d. h. in seine nicht weiter zerlegbaren Bestandteile, dann die Aufsuchung von Regeln für die Verbindung dieser psychischen Elemente und schließlich die Darstellung der einzelnen auf diese Weise aus den einzelnen Elementen sich bildenden komplexen Inhalte bis hinauf zu jener Gesamtheit der Einzelverbindungen, die uns als Inhalt unserer geistigen Persönlichkeit gegeben sind", und er zieht die Folgerung, „daß die psychologische Untersuchung als positive Spezialwissenschaft sich nicht mit dem hypothetischen Substrat der Vorgänge zu befassen hat, ... daß mithin die Seele kein Problem der Psychologie ist". Wahrhaftig eine seltsame moderne Wiederkehr der alten Fabel:

„Soll Dich der Olymp begrüßen
Arme Psyche, mußt Du büßen.
Eros, der Dich sucht und peinigt,
Will Dich selig und gereinigt."

Diese naturwissenschaftliche Psychologie war zwar ein Irrweg, dennoch aber keine wissenschaftliche Sackgasse gewesen. Gerade weil sie so eindeutig Psychologie der Außenansicht gewesen war, weil sie die physische Bezugsseite des Seelischen so eifrig und gründlich untersucht hatte (Sinnespsychologie, Wahrnehmungs-, Aufmerksamkeits-, Gedächtnis-, Assoziationsforschung), vermochte sie sich in der praktisch-angewandten Psychologie von heute positiv fortzusetzen. In der Tat bildet die

Digitized by Google

„exakte Psychologie" des 19. Jahrhunderts die methodische Grundlage der Leistungs-, Eignungs-, Verhaltensuntersuchungen in der gegenwärtigen „Psychotechnik" (trotz des vermehrten Einbeziehens charakterologischer und persönlichkeitspsychologischer Momente in der jüngsten Zeit). Es hatte sich hier eine Möglichkeit für die Psychologie ergeben, aus der Laboratoriums- und Studierstubenatmosphäre heraus den Weg in die Wirklichkeit zu nehmen. Es ist die Wegrichtung, die der „extravertierten" Grundhaltung des Menschen entspricht[1]). Was zur Erörterung steht, sind Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner konkreten äußeren Umwelt: Beschaffenheit und Bedingungen seiner real-praktischen Leistungen; Eignung und Bewährung gegenüber besonderen Anforderungen des Objektiven, wie sie sich gegenwärtig vor allem innerhalb des Bezugssystems „Mensch und Arbeit" vorfinden, mit all ihren tausend Spannungen und Verwicklungen.

Soweit der heutige Mensch, dem mächtigen extravertierenden Zug unsrer Zeit unterworfen, dem Gesichtspunkt mehr des Tuns als des Seins überantwortet ist, soweit er wesentlich ein um sein faktisches Dasein ringendes, Einordnung in Beruf und Gemeinschaft suchendes, in die Wirbel der technisch-wirtschaftlichen Praxis, des „Apparats", geworfenes Wesen ist — soweit ist die praktisch-angewandte Psychologie in der Form der Psychotechnik ganz an ihrem Platz. Ja, sie dient so gerade einer Welt, die aus denselben Voraussetzungen heraus entstanden ist wie sie selbst: denn die rationalistische Erkenntnishaltung der modernen exakten Wissenschaft hängt aufs engste zusammen mit den ungeheuer gesteigerten Ansprüchen, die die zunehmende praktisch-technische Wirklichkeitsbewältigung an den heutigen Menschen stellt. Auch sie bedeutet ein Ja zu jener Menschenform, wie sie sich in Deutschland nur nach dem Weltkrieg so bilden konnte: es ist der vom abstrakten theoretischen Bewußtsein wie vom selbstgenugsamen ästhetischen Leben zurück auf seine elementare Bestimmung — Not und Wagnis des einfachen, nackten Daseins — geworfene Mensch; dieser durch Illusions- und Bedürfnislosigkeit, Ernstnehmen des Soseiend-Gegebenen, grimmige Sachlichkeit, tapfere Selbstbescheidung, erhöhtes Schicksalsgefühl ausgezeichnete Typus.

Aber in solcher Beschränkung des Psychologischen auf die praktisch-konkrete Existenz, auf die Fragen von Tätigkeit, Können, Leistung, tritt auch eine (für das heutige Leben überhaupt kennzeichnende) Zwiespältigkeit zutage: die Spannung zwischen Außenansicht und Innenansicht, zwischen dem materiellen Dasein und dem Leben der Seele. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Nur eine Seite des großen Wirklichkeitsverlangens unsrer Zeit, des elementaren Realismus des 20. Jahrhunderts, kommt in der Arbeit der angewandten Psychologie von heute zur Geltung. Die Schicksalsworte „Wirklichkeit" und „Existenz" umfassen einen weiteren Bereich als den des praktisch-äußeren Daseins.

Es war ohne Zweifel eine bedeutende Wendung gewesen, sich von dem Unsegen des nur abstrakten Wissens, von der Inzucht nur theoretisch gedachter Gedanken dadurch loszulösen, daß psychologische Erkenntnisse mit der menschlichen Arbeits-, Bedürfnis- und Tatwelt in unmittelbare Verbindung gebracht wurden. Ungelöst aber bleiben oft dabei die tieferen „existentiellen" Fragen: das Sichzurechtfinden in den Wirrnissen und Nöten des persönlichsten Lebens, das Sichselbstverstehen und -Verwirklichen. Seltsamerweise beginnt gerade unserem extravertierten, so leicht der Anziehung des Vordergründigen, der Dämonie des Äußerlich-Quantitativen, dem Glauben an Vorausberechenbarkeit des Geschehens verfallenden Zeitalter das Verständnis für den Sinn des Novalisworts wieder aufzugehen: „Nach innen führt der geheimnisvolle Weg". Nur so nämlich erklärt sich das Entstehen

[1]) Vgl. den Aufsatz von C. G. Jung in diesem Heft.

Digitized by Google

einer anderen — mehr intensiv als extensiv bedeutsamen — Richtung innerhalb der heutigen Wissenschaft: der Tiefenpsychologie.

Das eigentliche Kennwort der Tiefenpsychologie ist der Begriff der Ganzheit. Es kommt darin zunächst zum Ausdruck — völlig in Analogie zu bestimmten neueren Auffassungen der Biologie und der Heilkunde —, daß sich diese Einstellung von der atomistischen Betrachtungsweise, von der Aggregatvorstellung des Seelenlebens abgekehrt hat, daß sie sich gebunden weiß an die Idee eines ursprünglichen, d. h. vor den Teilen gegebenen Ganzen. Manche psychologischen Richtungen von heute vermeiden freilich nicht ganz die Gefahr einer zu schematischen Anwendung des Ganzheitsbegriffs; sie sehen in ihm der Hauptsache nach eine formale Kategorie, geeignet, bei den verschiedensten psychischen Phänomenen lediglich das Moment des Zusammenhangs, der inneren Gliederung und Stufung, der psychologischen „Einheit in der Mannigfaltigkeit" wissenschaftlich darzustellen. Was hierbei ganz unbeantwortet bleiben muß, ist die grundsätzliche, schwerwiegende Frage: vielleicht ist die menschliche Psyche gar keine organisch geschlossene, kampflos in sich ruhende, sondern gleichsam eine Ganzheit auf vulkanischem Boden, d. h. stets von Zerreißung, Spaltung, Selbstentzweiung bedroht, auf Kampf und Leiden angelegt, mit einem Wort: eine „tragische" Ganzheit? Wie dem auch sei: die Einführung des Prinzips der Ganzheit in die Psychologie hat nicht nur formale Bedeutung, sondern verpflichtet zu einer neuen, zum Lebendigen hin erweiterten, wachsameren Erkenntnishaltung, die zu allererst dem menschlichen Gesamtwesen gegenüber sich zu bewähren hat. Den Menschen selbst gilt es als lebendigen Totalzusammenhang zu begreifen, ohne Ausschaltung, ohne Herabsetzung irgendeiner seiner Wesensseiten, mögen sie zu seiner Ichsphäre, seinem Bewußtseinsbereich, oder zur Naturgrundlage seiner Existenz (Triebe, Instinktschicht) gehören. Wird diese mit der Ganzheitsidee gegebene tiefere Forderung verwirklicht, dann fällt auch von selbst jene von der „Bewußtseinspsychologie" vertretene eindimensionale Auffassung des Seelenlebens mit ihren schweren Verzerrungen des menschlichen Wesensbildes.

Der psychologische oder anthropologische Realismus, der sich im Gegensatz zu der idealistischen wie der naturalistischen Einseitigkeit durchzusetzen beginnt, vollendet sich erst damit, daß neben die helle, überhelle, rationale Dimension des Bewußtseins das große, irrationale, dunklere Prinzip des Lebens tritt; neben die Oberwelt der faßbaren, urteilend bestimmbaren „Bewußtseinstatsachen" die aus sich selbst quellende, an keine rationale Regel gebundene Lebendigkeit des Unbewußten, des „Objektiv-Psychischen". „Seele" kann nun wieder so verstanden werden, wie es alte Platonische Weisheit meinte: als das von innen heraus selbsttätig, selbstschöpferisch sich Bewegende; sie ist „ein Lebendes aus sich, das uns leben macht, ein Leben hinter dem Bewußtsein, das nicht restlos diesem integriert werden kann, sondern aus dem dieses im Gegenteil eher hervorgeht" (Jung). Erst durch das Gewahrwerden des Unbewußt-Psychischen wird das große „historische" Hemmnis auf dem Wege zu einer tiefer gegründeten, umfassenderen psychologischen Anschauung des Menschen weggeräumt: der Cartesianische Dualismus mit seinem Abschnüren der Bewußtseinsfunktionen von den Vitalgrundlagen der menschlichen Existenz. In seinem Rahmen mußte ja alles nicht dem Bewußtsein, der res cogitans, Zugehörende als unbelebt, unbeseelt, als tote Materie betrachtet werden. Und zugleich wird von hier aus das helle Wiederaufleuchten der Ideen romantischer Denker (eines Schelling, Carus, Schubert, Arndt, Görres, Bachofen) verständlich, wie auch die dankbare späte Verehrung, die aus den Kreisen der heutigen Tiefenpsychologie diesen ihren eigentlichen geistigen Vorfahren entgegengebracht wird. Die (Spät-) Romantik war ja die erste (aus bestimmten geschichtlichen Gründen nicht zu voller

Digitized by Google

Auswirkung gelangende) große Antwort auf die De-Naturierung des Menschen im Zeitalter des Rationalismus gewesen.

Die große geistesgeschichtliche Bedeutung der (Wieder-)Entdeckung des Unbewußten durch die moderne Tiefenpsychologie kann in diesem Rahmen nicht entwickelt werden, nur einige Hauptpunkte seien angedeutet[1]). Wenn eine Zeit wie die Moderne in der radikalen Übersteigerung des rationalen Standpunkts lebt, so gerät sie nach dem Gesetz der „Enantiodromie", des Gegenlaufs (Jung), in immer gefährlichere Abhängigkeit von den ungekannten oder verachteten Möglichkeiten der irrationalen Seite. Die alten, gestürzten Götter sind nicht tot, sie sind nur auf Zeit besiegt. Am Ausgang des Altertums bricht der religiöse Unterstrom der einst von Apoll überwundenen, uralten chthonischen Gottheiten der Vorzeit wieder an den Tag, da die Lichtwelt der olympischen Götter blaß und wesenlos geworden war. Aus einer wesensverwandten geschichtlichen Unentrinnbarkeit heraus mußte unsere Zeit das Unbewußte entdecken. Es vertritt ja die chthonischen Gottheiten, die Mächte der Erd- und Blutwelt, es vertritt die von der Ratio geknechtete, gekränkte Natur.

So ist es gleichsam Natur von innen, Natur als seelische Dynamis, die dem modernen Menschen unter seiner vielfach erschütterten Bewußtseinswelt wieder begegnet — keineswegs freundlich und wohltätig zumeist, sondern störend und erschreckend: im unbegreiflichen Walten dunkler Strömungen, gedanklich nicht faßbarer Mächte von furchtbarer Wirkungskraft, die das rationalistische Weltbild unaufhörlich in Frage stellen. Denn wie steht es in Wahrheit mit dieser rational gesicherten, völlig entdämonisierten, wissenschaftlich bis zum Letzten aufgeklärten Welt, wenn jeden Augenblick Kriege, wirtschaftliche und soziale Katastrophen, religiöse Umwälzungen über sie hereinbrechen können? Faßt man den Bereich wissenschaftlichen Erkennens ins Auge und sieht ab von dem der politischen Tat, so ist festzustellen: die wichtige Aufgabe eines Wahrnehmens und Anerkennens, danach die größere und schwerere eines verstehenden Einbeziehens der irrationalen Hintergründe, der unbewußten, ichtranszendenten Mächte, ist zuerst von der Psychologie und keiner anderen Wissenschaft in Angriff genommen worden. Man mag auch diese Tatsache als einen Beweis dafür nehmen, daß in unserer Epoche alles wesentliche Geschehen offenbar stets vom Menschen her seinen Anfang nehmen will.

Durch die Überwindung der eindimensionalen Auffassung der alten Psychologie, durch die Unterscheidung einer bewußten und einer unbewußten Region des Seelenlebens ergibt sich mit innerer Notwendigkeit der Anschluß an ein großes philosophisches Prinzip: das des Gegensatzes, der Polarität. Das Gegensatzproblem ist nun ein Zentralproblem gerade des deutschen Geistes seit je, die Idee der Dialektik ist aus der deutschen Geistesgeschichte nicht wegzudenken. Immer, wenn im Umkreis deutschen Denkens ein Durchbruch zu Wesentlichem geschah, war er verknüpft mit einem Ergreifen der grundlegenden Erkenntnis: Wahrheit liegt nur im Ganzen; Ganzheit erfassen aber heißt, bei jedem Wirklichen immer auch die „andere Seite", den „Gegenwurf", das Nein zu allem Ja, mitzuerkennen, mitanzuerkennen. Daß gerade die großen schöpferischen Gestaltungen deutscher Welt- und Lebensanschauung von dialektischem Charakter sind, lehrt ein Blick auf den Überlieferungsweg, der etwa über Meister Eckhart, Nicolaus Cusanus, Paracelsus, Böhme bis zu Goethe, Hegel, Schelling, Nietzsche führt. Die Stelle aber, an der dieser Weg in die geistige Lage der Gegenwart einmündet, ist bezeichnet durch die konkrete Erforschung des Seelenlebens, durch das Geschäft der Psychologie. Denn psychologische Tiefenschau

[1]) Beiträge zu dieser Frage habe ich gegeben in: „Die Wissenschaft vom Menschen in der Gegenwart" (Leipzig 1930); „Zum Verständnis der anthropologischen Wende in der Philosophie" (Blätter für deutsche Philosophie 1935); „Ideendialektik und Lebensdialektik" (Festschrift für C. G. Jung 1935).

Digitized by Google

ist in der Gegenwart wieder zur Erfahrung der Polarität als wahren seelischen Urphänomens vorgedrungen: beständig wird der vernünftige, bewußte, differenzierte Teil im Menschen ergänzt, berichtigt oder durchkreuzt von einer dunklen, instinktiven, leidenschaftlichen Seite in ihm. Was die formale Verstandeslogik verwerfen muß, ist in der inneren Wirklichkeit Grundgesetz: daß Eines immer zugleich das Andere einschließt, daß sich zu jeder bewußten Haltung unbewußt ihr Gegenstück konstelliert, daß notwendig zur Stärke die Schwäche, zum Glanz der Schatten, zum Oben das Unten gehört.

Die zu den Grundlagen der Tiefenpsychologie gehörende Polaritätserfahrung ist diejenige Tatsache, von der das im Werden begriffene Bild des Menschen am stärksten bestimmt wird. Ihre unmittelbare Folge ist eine dynamische Auffassung der Persönlichkeit. Unter dem Polaritätsgesichtspunkt kann sich das menschliche Grundwesen weder als „einfache", gegebene Größe, noch als Inbegriff von Anlagen und Eigenschaften darstellen, sondern nur als dynamisches Verhältnis, als reiches, vielgliedriges Kräftespiel, als Ineinander widerstreitender Mächte und Potenzen. So fügt sich die Psyche, wie sie uns wieder sichtbar wird, demselben Gleichnis, unter dem der Genius Goethes die schaffende Natur erblickt hatte:

„Mit leisem Gewicht wägt sich die Natur hin und her... Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein Tun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag."

In der gegenwärtigen Psychologie werden verschiedene, oft stark auseinanderstrebende Wege beschritten, um die dynamische Auffassung des Menschen in grundsätzlicher Form auszusprechen, sie auf die Formel einer anthropologischen Grundrelation zu bringen. Wo ein gründlicher geistiger Umschmelzungsprozeß im Gange ist, kann man nicht feste, abschließende Bestimmungen erwarten. Über wechselnde Formeln und Auslegungen hinweg aber erhält und befestigt sich mehr und mehr die Gewißheit, daß die Grundwirklichkeit des Menschen ein einzigartiger Schnittpunkt von Ich und Es, Bewußtsein und Leben, Logos und Bios ist. Schärfer als die verflossene Epoche sehen wir heute das Problem der zwischen Blut und Geist gestellten menschlichen Existenz: ihre rätseldunkle Doppelbeziehung zu den „kollektiven", menschlich-allgemeinen Bedingungen wie zu dem unverlierbaren Ziel bewußten Eigenseins und selbständiger Entscheidung; ihr Hingeordnetsein zu der Sphäre von Trieb und Instinkt wie zu der Welt geistiger Normen und Urbilder. Deutlicher als den Vätern wird uns bewußt, daß es urmenschliches Los ist, gegenüber zwei Fronten die eigene Bestimmung zu verwirklichen.

Dies Bild des Menschen, obwohl zunächst aus einzelwissenschaftlicher, psychologischer Arbeit erwachsend, ist alles eher als eine isolierte, abstrakt-unverbindliche Theorie. Es ist schwer möglich, ohne dieses Bild auszukommen beim Versuch der Orientierung in dem Meer drängender Fragen, die uns das Leben der Gegenwart unabweisbar vor Augen rückt: handle es sich nun um die Probleme, die durch den Individualismus der Neuzeit und seine Überwindung gestellt sind, um die Auseinandersetzung mit dem neu vor uns aufgetauchten Phänomen des Chthonisch-Dionysischen, um das Abwägen des religiösen Werts der christlichen und der außerchristlichen Lebensmächte, um die Auffassung der vorgeschichtlich-archaischen Grundlagen unseres Kulturdaseins, um das Verstehen der magisch-mythischen Lebensseite unsrer Existenz, und nicht zuletzt um die Frage der Erringung des persönlichsten Lebenssinns des Einzelnen.

Vor allem aber wird die Psychologie selbst in ihrer Gestalt als Wissenschaft durch die gewandelten Vorstellungen vom Wesensaufbau des Menschen betrof-

Digitized by Google

troffen. Wenn sie erkannt hat, daß das gesamte lebendige System des Menschen einen viel größeren Kreis umfaßt als das Wirkungsfeld des bewußten Ich, so entsteht ihr die Forderung, Wege zu erschließen, die zum ganzen Menschen, einschließlich seines Unbewußten, hinführen. Die Psychologie — sofern sie nicht nur über die Seele, sondern auch zu ihr zu sprechen beabsichtigt — steht heute vor dem Problem eines Stilwandels im wissenschaftlichen Erkennen und damit zugleich vor dem Problem einer neuen wissenschaftlichen Sprache (eine Lage, die die Psychologie mit manchen andern Wissenschaften in der Gegenwart teilt).

Die Lösung läge in einem Übergang vom Standpunktsdenken zum Lebensdenken, von der abstrakten Theorie und Systematik zur lebendigen Lehre. Abstrakt-rationale Systematik, vor allem, wenn sie sich überwiegend auf künstlich geschaffene Fachterminologie stützt, kommt nie über die Kluft zwischen Wirklichem und nur Gedachtem hinweg. Die „Lehre", die um den Wert des allen zugänglichen Wortes der Sprache weiß, kann sich mit der Wirklichkeit vereinigen[1]). So sieht sich die Psychologie heute vor der großen, hohen (und so leicht zu mißdeutenden) Aufgabe, die Niveaugleichung zwischen wissenschaftlichem und naivem Standort, zwischen dem Forscher und jedem Menschen, zwischen Denken und Leben herzustellen. Keineswegs handelt es sich bei solchem Ziel um eine „Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse" mit ihrem fatalen Herabsteigen und Verflachen, mit ihren Zugeständnissen an Halbwissen und Halbbildung. Es geht vielmehr um eine Erweiterung der Art, daß wesentliche Möglichkeiten des Menschen schlechthin, nicht nur solche des Fachmanns, Raum finden können; eine Weite also, wie sie die Kunst von sich selbst aus schon hat (die Kunst spricht aus, was unbewußt im Herzen aller lebt; was im Grunde jeder, wenn er es vermöchte, ausdrücken könnte).

Vertieft sich das Bild des Menschen, so müssen sich auch die Grenzen der Wissenschaft, deren Gegenstand der Mensch ist, ändern. Die Psychologie der Gegenwart darf nicht davor zurückscheuen, zum reinen wissenschaftlichen Denken die Fülle und Vielfalt künstlerischer Schau, zum Begriff die bildhaft-symbolische Sprache der Imagination, zur scientia die sapientia, zum theoretischen Impuls das metaphysische und religiöse Bedürfnis einzubeziehen. Dann käme sie jenem, vom deutschen Geist immer wieder angestrebten Ziel nahe, das Goethe einmal mit der prägnanten Formel bezeichnet hat: wir müssen uns „die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten". Und er fährt an der gleichen Stelle fort mit folgenden Sätzen, die in derart nahe und wesentliche Beziehung gebracht werden können zu den Wandlungen, die sich heute wie in der Psychologie so im geistigen Leben der Nation überhaupt vollziehen, daß ich diese Betrachtung mit ihnen abschließen möchte:

„Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden... Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nötig, zu sagen, daß diese Gesamtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jenem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es eben doch diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß."

---

[1]) Die Begründung sei nur angedeutet: das Wort steht, im Unterschied zum reinen Begriff, der Sphäre der Bilder und Symbole nicht fremd gegenüber, also jenen ersten, ursprünglichen Mitteln des menschlichen Geistes, ein aus bewußtem und aus unbewußtem Stoff gebildetes seelisches Ganzes auszudrücken. — Vgl. zu dieser Frage den Beitrag von Gustav Richard Heyer in diesem Heft.

Digitized by Google

Psychologische Typologie

Von Carl Gustav Jung in Küsnacht-Zürich

Es ist ein schon in der frühen Wissenschaftsgeschichte bekanntes Unternehmen des nachdenkenden Verstandes gewesen, zwischen den Polen der absoluten Ähnlichkeit und Unähnlichkeit menschlicher Wesen Zwischenstufen einzuschalten, sogenannte Typen, oder — wie man sie früher nannte — Temperamente, welche Gleichheit und Ungleichheit in gesetzmäßige Formen faßten. Es waren im Altertum vor allem die Ärzte, welche jenes Ordnungsprinzip, das Empedokles auf das Chaos der Naturdinge angewendet hatte, nämlich die vier Elemente, Feuer, Luft, Wasser, Erde, in Verbindung mit den Eigenschaften, die ebenfalls der griechischen Naturphilosophie entstammen, nämlich trocken, warm, feucht, kalt, auf menschliches Wesen übertrugen und damit dessen verwirrende Vielgestalt in geordnete Gruppen zu bannen suchten. Unter diesen Ärzten war es vor allem Galen, der mit dieser Lehre die Wissenschaft von der Krankheit und vom kranken Menschen auf ungefähr 1700 Jahre hinaus beeinflußte. Noch verraten die alten Namen der Temperamente ihre „humoralpathologische" Herkunft: melancholisch = schwarzgallig, phlegmatisch = schleimig (phlegma heißt zwar Brand, Entzündung; „Schleim" wurde als Entzündungsprodukt aufgefaßt), sanguinisch von sanguis, Blut, cholerisch = „gelbe" Galle. Unsere moderne Auffassung von „Temperament" ist allerdings viel psychologischer geworden, denn die „Seele" hat sich uns in 2000jähriger Entwicklung in hohem Maße von der Vorstellung einer Verbindung mit kalten und heißen, schleimigen und galligen Säfte losgemacht. Nicht einmal die Ärzte würden heute ein Temperament, d. h. eine gewisse Art von Gemütszustand oder -erregbarkeit unmittelbar mit der Beschaffenheit der Blut- und Gewebeflüssigkeit in Eins setzen, obschon ihr Handwerk und die Beschäftigung mit dem Menschen unter dem Gesichtswinkel seiner körperlichen Krankheit sie öfters als den Laien in Versuchung führt, Seele als ein abhängiges, sensibles Endorgan der Drüsenphysiologie zu betrachten. Die „Humores" der heutigen Ärzte sind allerdings nicht mehr die antiken „Körpersäfte", sondern die subtilen Hormone, welche das „Gemüt" als einen Inbegriff von temperamentmäßigen, emotionalen Reaktionen in weitgehendem Maße beeinflussen. Die körperliche Gesamtveranlagung, die sog. Konstitution im weitesten Sinne hat mit dem seelischen Temperament in der Tat sehr viel zu tun, so viel sogar, daß man es den Ärzten nicht verdenken kann, wenn sie die seelische Erscheinung vorzugsweise als vom Körper abhängig betrachten. Irgendwo ist Seele ja lebendiger Körper, und lebendiger Körper ist beseelter Stoff; irgendwie und -wo gibt es eine unerkennbare Einheit von Seele und Körper, welche ebensowohl körperlich wie seelisch erforscht werden müßte, d. h. diese Einheit müßte dem Forscher ebensosehr vom Körper abhängen wie vom Seelischen. Die materialistische Ansicht gab dem Körper das Vorrecht und versetzte die Seele in den Rang einer zweitklassigen, abgeleiteten Erscheinung und erkannte ihr nicht mehr Wesenhaftigkeit zu als diejenige eines sogenannten „Epiphaenomens". Was an sich eine gute Arbeitshypothese ist, nämlich die Annahme, daß seelische Erscheinung von körperlichen Vorgängen bedingt sei, wird im Materialismus zum philosophischen Übergriff. Jede ernsthafte Wissenschaft vom lebendigen Organismus wird diesen Übergriff ablehnen; denn einerseits steht ihr die Tatsache, daß der lebendige Stoff ein noch unenträtseltes Geheimnis enthält, stets vor Augen, und andererseits kann ihre Sachlichkeit nicht leugnen, daß ein für uns völlig unüberbrückbarer Gegensatz zwischen stofflicher und seelischer Erscheinung besteht, wobei das Seelische nicht weniger geheimnisvoll ist als das Körperliche.

Digitized by Google

Der materialistische Übergriff ist erst in der Neuzeit möglich geworden, nachdem die Auffassung von der Seele sich gegenüber der antiken Anschauung durch viele Jahrhunderte hindurch in der Richtung der Verselbständigung und Abstraktion entwickelt hatte. Die Antike konnte Körper und Seele noch zusammenschauen als eine ungetrennte Einheit, weil eben der heidnische Mensch jener primitiven Urzeit näher stand, wo noch kein moralischer Riß durch die Persönlichkeit ging, und wo der Mensch sich noch als ungeteilte Einheit in kindlicher Unschuld und Unverantwortlichkeit erleben konnte. Ägypten erfreute sich noch der ungeheuern Naivität des negativen Schuldbekenntnisses: „Ich habe nicht hungern lassen. Ich habe nicht weinen gemacht. Ich habe nicht gemordet" usw. Homerische Helden weinten, lachten, rasten, überlisteten und töteten in einer Naturwelt voll göttlicher und menschlicher Selbstverständlichkeit, und die Olympische Götterfamilie amüsierte sich in unsterblicher Unverantwortlichkeit.

Auf dieser frühen, vorphilosophischen Stufe lebt und erlebt der Mensch ergriffen von seinen Gemütszuständen. Nur was das Gemüt in Wallung versetzt, was sein Herz klopfen macht und seine Atmung beschleunigt oder hemmt, was seine Eingeweide stört, das gilt ihm als „seelisch". Daher lokalisiert er die Seele vorzugsweise in der Gegend des Zwerchfells (phrenes = Gemüt) und des Herzens. Erst die Philosophen beginnen, der Vernunft den Sitz im Kopfe anzuweisen. Es gibt Neger, deren „Gedanken" wesentlich im Bauche lokalisiert sind, und die Pueblo-Indianer „denken" im Herzen („Nur Verrückte denken im Kopf"). Auf dieser Stufe ist Bewußtsein Ergriffenheit und Erlebnis der Einheit. Aber eben dieses Volk der Heiterkeit und der Tragödie hat, als es zu denken anfing, jene Spaltung ersonnen, für welche Nietzsche den alten Zarathustra glaubte verantwortlich machen zu müssen, nämlich die Erfindung der Gegensatzpaare, die Trennung von Gerade und Ungerade, von Oben und Unten, von Gut und Böse. Sie war das Werk der alten Pythagoräer, und ihre Lehre von der sittlichen Verantwortung und der metaphysischen Folgenschwere der Sünde drang im Laufe der Jahrhunderte durch die allgemeine Verbreitung der orphisch-pythagoräischen Mysterien in breiteste Schichten des Volkes. Schon Platon gebraucht das Gleichnis vom weißen und schwarzen Pferde für die Schwierigkeit und Gegensätzlichkeit der menschlichen Seele, und die Mysterien verkündeten noch früher die Lehre vom Jenseitslohn für die Guten und von Höllenstrafen für die Bösen. Auch handelte es sich dabei nicht um psychologische Spitzfindigkeiten „hinterweltlicher" Philosophen oder um Winkelmystizismus, war doch der Pythagoräismus schon im 6. vorchristlichen Jahrhundert in Graecia magna etwas wie eine Staatsreligion. Auch starben seine Gedanken und Mysterien nicht aus, sondern feierten eine philosophische Auferstehung im 2. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wo sie sogar den stärksten Einfluß auf die alexandrinische Geisteswelt ausübten. Ihr Zusammenstoß mit der jüdischen Prophetie führte dann zu dem, was man als den Anfang der christlichen Weltreligion bezeichnet.

Aus dem hellenistischen Synkretismus ging nun eine Typisierung der Menschen hervor, welche der ärztlichen Humoralpsychologie völlig fremd gegenüber steht, nämlich Zwischenstufen zwischen den parmenideischen Polen des Lichten und des Dunkeln, des Obern und des Untern. Es ist dies die Unterscheidung der Menschen in hylikoi, psychikoi und pneumatikoi, d. h. in stoffliche, seelische und geistige Individuen. Diese Einteilung ist nun keine naturwissenschaftliche Formulierung von Ähnlichkeit und Verschiedenheit mehr, sondern ein kritisches Wertsystem, das sich nicht auf natürliche Erscheinungsweisen, sondern auf Bestimmungen von ethisch-mystisch-philosophischer Art beruft. Obschon diese Auffassung nicht gerade „christlich" ist, so gehört sie doch schon dem paulinischen Urchristentum an. Ihr Vorhandensein an sich schon ist ein nicht zu unterschätzender Beweis für die Spal-

Digitized by Google

tung der ursprünglichen Einheit des nur erlebenden, emotional ergriffenen Menschen. Da er zuvor nur ein lebendig Vorhandenes, Erfahrenes und Erfahrendes ohne nachdenkliche Analyse seines Woher und Wohin war, ist der Mensch nun plötzlich begabt und konfrontiert mit drei schicksalsschweren, moralisch verbindlichen Faktoren, Körper, Seele und Geist. Durch die Geburt schon war es wohl entschieden, ob er in der Hyle oder im Pneuma oder in der unentschiedenen Mitte sein Dasein beschließen werde. Die im hellenischen Geist angelegte Spaltung war nun akut geworden und hatte die Folge, daß ein bedeutungsvoller Akzent auf das Seelisch-Geistige fiel, wodurch dieses von der naturhaften Körperlichkeit unvermeidlich abgetrennt und verselbständigt wurde. Alle höchsten und letzten Ziele lagen in der moralischen Bestimmung und in einem geistigen, überweltlichen Endzustand, und die Trennung von der Hyle weitete sich zum Gegensatz zwischen Welt und Geist aus. Damit wurde die ursprüngliche, milde Weisheit der pythagoräischen Gegensatzpaare zu einem leidenschaftlichen moralischen Konflikt. Nichts ist so geeignet, Bewußtheit und Wachheit herauszufordern, wie eine Entzweiung mit sich selbst. Man könnte sich schlechterdings kein anderes und wirkungsvolleres Mittel denken, um eine ganze Menschheit aus dem unverantwortlichen und unschuldsvollen Halbschlafzustand ursprünglicher Geistesverfassung aufzuwecken und in einen Zustand bewußter Verantwortlichkeit überzuführen.

Man nennt diesen Vorgang Kulturentwicklung. Auf alle Fälle handelt es sich um eine Entwicklung des Unterscheidungs- und Urteilsvermögens, des Bewußtseins schlechthin. Mit der Steigerung der Erkenntnis und der Kritik waren die Grundlagen geschaffen für die ganze spätere Entwicklung des menschlichen Geistes im Sinne der intellektuellen Leistungsfähigkeit. Das geistige Produkt, welches die Leistung der Antike unzweideutig in jeder Hinsicht übertrifft, ist die Wissenschaft. Durch sie wurde sogar der Riß zwischen Mensch und Natur dadurch überbrückt, daß dieser zwar unterschieden, aber eben gerade dadurch auch wieder richtig in den Naturzusammenhang eingeordnet wurde. Seine metaphysische Sonderstellung zwar ging dabei in die Brüche, wofern sie nicht durch den Glauben an die hergebrachte Religion festgehalten wurde — woraus sich der bekannte Gegensatz zwischen „Glauben und Wissen" ergab. Auf alle Fälle bedeutete die Naturwissenschaft eine großartige Rechtfertigung der Hyle, und in diesem Sinne war der Materialismus sogar ein Akt geschichtlicher Gerechtigkeit.

Ein ganz wesentliches Erfahrungsgebiet aber, nämlich das der menschlichen Seele selber, blieb für die allerlängste Zeit metaphysisches Reservat, trotzdem seit der Aufklärungszeit die ernsthaften Versuche sich zunehmend mehrten, das seelische Wesen der wissenschaftlichen Betrachtung zu erschließen. Man fing tastend mit den Sinnesempfindungen an und wagte sich allmählich auf das Gebiet der Assoziationen; eine Richtung, die schließlich zur Experimentalpsychologie führte und eigentlich in der Wundtschen Physiologischen Psychologie gipfelte. Eine mehr beschreibende Psychologie, die bald in Fühlung mit den Ärzten trat, entwickelte sich in Frankreich. Ich nenne Namen wie Taine, Ribot und P. Janet. Für diese wissenschaftlichen Versuche war die Auflösung des Seelischen in Einzel-„Mechanismen" oder -vorgänge kennzeichnend. Diesen Bestrebungen gegenüber traten Einzelne für etwas ein, das man heute als Ganzheitsbetrachtung bezeichnen würde. Es scheint, als ob diese Richtung aus der Biographik stamme, insbesondere aus dem, was eine frühere Zeit, die auch ihr Gutes hatte, eine „curiöse" Lebensbeschreibung zu nennen pflegte. Ich denke in diesem Zusammenhang an den verdienstvollen Justinus Kerner und seine Seherin von Prevorst, auch an den ältern Blumhardt und seine Gottliebin Dittus. Um aber geschichtlich gerecht zu sein, müßte ich des Mittelalters und der Acta Sanctorum nicht vergessen. Auf dieser Linie aber gehen jene wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart, die sich an

Digitized by Google

die Namen William James, Freud und Flournoy knüpfen. James und sein Freund, der Schweizer Théodore Flournoy, haben den Versuch gemacht, die Gesamtheit der seelischen Erscheinung zu beschreiben und sie aus der Gesamtheit zu beurteilen. Auch Freud, als Arzt, geht von der Ganzheit und Unteilbarkeit der menschlichen Persönlichkeit aus, auferlegte sich aber zeitentsprechende Beschränktheiten im Sinne von (Trieb-) Mechanismen und Einzelvorgängen. Auch engte er das Bild des Menschen auf die Ganzheit einer wesentlich „bürgerlichen" Kollektivperson ein, wodurch eine weltanschaulich einseitige Sinndeutung entstand. Freud erlag leider der ärztlichen Versuchung, in humoralpsychologischer Weise die seelische Erscheinung auf den Körper zurückzuführen, und zudem nicht ohne rebellische Geste gegen das metaphysische Reservat, vor dem er etwas wie eine heilige Scheu empfand.

Gegenüber dem der Antike entstammenden Konstitutionsgedanken, dem Freud insofern erlegen ist, als er nach einem richtigen psychologischen Anfang theoretisch wieder alles in den körperlich bedingten Trieb zurückverwandeln wollte, gehe ich von der Annahme einer Eigengesetzlichkeit der Seele aus. Obschon Seele und Körper irgendwo eine Einheit sind, so sind sie doch in ihrem offenkundigen Wesen dermaßen verschieden, daß wir gar nicht anders können, als der Seele ebensogut wie dem Körper eine eigene Wesenhaftigkeit zuzuschreiben. Solange wir jene Einheit in keinerlei Weise kennen, bleibt uns auch gar nichts anderes übrig, als Körper und Seele getrennt zu untersuchen und zunächst so zu behandeln, als ob sie von einander, wenigstens in ihrer Struktur, unabhängig wären. Daß sie es nicht sind, sehen wir ja tagtäglich. Wenn wir uns aber dabei aufhalten wollten, so würden wir auch nie in der Lage sein, irgend etwas über die Seele überhaupt auszumachen.

Nehmen wir nun an, daß die Seele Eigengesetzlichkeit habe, so befreien wir uns von der (vorderhand) unlösbaren Aufgabe, alles Seelische auf ein bestimmtes Körperliches zurückzuführen. Wir können dann die Erscheinungsweisen der Seele für Ausdrücke ihres eigenen Wesens nehmen und versuchen, Gesetzmäßigkeiten oder Typen festzustellen. Wenn ich also von psychologischer Typologie spreche, so handelt es sich um Formulierung seelischer Strukturelemente und um eine Beschreibung seelischer Ausstrahlungen eines gewissen Konstitutionstypus. Auf der letzteren Linie bewegen sich z. B. Kretschmers Untersuchungen über Körperbau und Charakter. Den Versuch einer rein psychologischen Typisierung habe ich ausführlich dargestellt in meinem Werke „Psychologische Typen" (1. Aufl. 1921). Die Grundlage meiner Untersuchung war eine damals 20jährige ärztliche Tätigkeit, die mich mit Menschen aus allen Ständen und aus aller Herren Ländern zusammenbrachte. Wenn man als junger Arzt anfängt, so hat man noch klinische Krankheitsbilder und Diagnosen im Kopfe. Im Laufe der Jahre aber häufen sich Eindrücke ganz anderer Art, nämlich eine ungeheure Mannigfaltigkeit von menschlichen Individuen, eine chaotisch variierte Fülle von Einzelfällen, deren besondere Lebensumstände und besonderer Charakter Krankheitsbilder hervorbringen, die, wenn man überhaupt noch Lust dazu verspürt, nur mit mehr oder weniger Zwang in eine klinische Diagnose gepreßt werden können. Daß man aber die Störung so oder so benennen kann, erscheint völlig belanglos neben dem überwältigenden Eindruck der Tatsache, daß die sogenannten klinischen Krankheitsbilder weit eher mimische oder schauspielerische Äußerungen bestimmter Charaktere sind. Die krankhafte Problematik, um die sich alles dreht, hat mit einem klinischen Krankheitsbild sozusagen überhaupt nichts zu tun, sondern ist Ausdruck und Wesen des Charakters. Auch die sogenannten Komplexe als „Kernelemente" von Neurosen sind insofern belanglos, als sie bloße Folgeerscheinung einer gewissen Charakterdisposition sind. Am leichtesten läßt sich dies im Verhältnis des Kranken zu seiner elterlichen Familie zeigen. Er hat z. B. vier Geschwister, er ist weder das erste noch das letzte Kind, hat die gleiche Erziehung und die gleichen Bedingungen gehabt, wie

Digitized by Google

seine Geschwister. Er ist aber krank, und die andern sind gesund. Seine Untersuchung zeigt, daß eine ganze Reihe von Einflüssen, unter denen auch seine Geschwister standen, ja daran litten, auf ihn allein krankmachend gewirkt haben, wenigstens anscheinend. In Wirklichkeit sind diese Einflüsse auch bei ihm keine eigentlichen Ursachen, sondern herausgestellte Scheinerklärungen. Die wirkliche Ursache der Neurose liegt dagegen in der eigentümlichen Art und Weise, wie der Kranke die Umwelteinflüsse aufgenommen und verarbeitet hat.

Durch die Vergleichung vieler Fälle wurde es mir allmählich klar, daß es offenbar zwei grundsätzlich verschiedene, allgemeine Einstellungen geben müsse, welche die Menschen in zwei Gruppen teilen würden, wenn die ganze Menschheit aus lauter relativ hochdifferenzierten Individuen bestünde. Da das aber offenbar nicht der Fall ist, so kann man nur sagen, daß diese Einstellungsverschiedenheit überhaupt nur dann deutlich beobachtet werden kann, wenn es sich um eine verhältnismäßig differente Persönlichkeit handelt, mit andern Worten, daß die Einstellungsverschiedenheit erst von einem gewissen Grade der Differenzierung an beobachtbar wird und praktische Bedeutung erlangt. Bei Kranken dieser Art handelt es sich fast in der Regel um Menschen, die vom familiären Typus variieren und infolgedessen nicht mehr genügende Sicherheit in der anererbten Instinktgrundlage finden. Die Instinktunsicherheit ist einer der wesentlichen Gründe für die Entwicklung einer gewohnheitsmäßigen, in letzter Linie aber durch Vererbung bedingten oder begünstigten einseitigen Einstellung.

Diese beiden verschiedenen Grundhaltungen habe ich als Extraversion und Introversion bezeichnet. Die Extraversion ist gekennzeichnet durch Hinwendung zum äußern Objekt, Aufgeschlossenheit und Bereitwilligkeit gegenüber dem äußern Vorgang, Verlangen, sowohl auf diesen einzuwirken, wie sich von diesem bewirken zu lassen, Lust und Bedürfnis, dabei zu sein und mitzutun, Fähigkeit, Betrieb und Lärm jeglicher Art zu ertragen, ja als lustvoll zu empfinden, schließlich stetige Aufmerksamkeit auf die Beziehung zur Umwelt, Pflege und Unterhaltung von Freund- und Bekanntschaften ohne allzu peinliche Auslese, große Wichtigkeit, wie und ob man auf die Umgebung wirkt, daher starke Neigung zur eigenen Schaustellung. Weltanschauung und Ethik sind dementsprechend in der Regel möglichst kollektiver Natur mit starker Betonung des Altruismus, und das Gewissen hängt in hohem Maße von der Umgebungsmeinung ab. Moralische Bedenklichkeit fängt hauptsächlich dann an, wenn andere „drum wissen". Religiöse Überzeugungen sind gewissermaßen von einem Mehrheitsbeschluß bedingt.

Das eigene Subjekt liegt, wenn irgend möglich, im Dunkeln. Man verhüllt es auch vor sich selber mit Unbewußtsein. Die Abneigung, die eigenen Motive einer kritischen Prüfung zu unterziehen, ist ausgesprochen. Man hat keine Geheimnisse, die man nicht schon längst mit andern geteilt hätte. Sollte einem trotzdem etwas Uneingestehbares zugestoßen sein, so zieht man das Vergessen vor. Was immer den kollektiv zur Schau getragenen Optimismus und Positivismus kränken könnte, wird vermieden. Was man denkt, beabsichtigt und handelt, wird mit Überzeugung und Wärme vorgeführt.

Das seelische Leben dieses Typus spielt sich gewissermaßen außerhalb seiner selbst, in seiner Umgebung ab. Er lebt in und mit andern; der Umgang mit sich selber aber ist ihm unheimlich. Dort scheinen Gefahren zu lauern, welche man besser mit Betrieb übertönt. Hat er aber doch einen „Komplex", so flüchtet er sich davor in die Öffentlichkeit und läßt sich von seiner Umgebung mehrmals täglich bestätigen, daß alles mit ihm in Ordnung sei.

Wenn er nicht zu betriebsam, zu vordrängerisch und zu oberflächlich ist, so ist er offenkundig und unterstrichen ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Ich muß mich im Rahmen eines kurzen Aufsatzes mit dieser mehr andeutenden,

Digitized by Google

allgemeinen Skizzierung begnügen. Sie soll ja schließlich dem Leser bloß soviel Vorstellungsstoff vermitteln, damit er sich unter „Extraversion" etwas denken kann, das er mit seiner eigenen Menschenkenntnis in Beziehung zu setzen vermag. Ich habe absichtlich die Schilderung der Extraversion vorangestellt, denn diese Haltung ist allgemein bekannt, weil sie sich dem Mitmenschen nicht nur bloß bekannt gibt, sondern sich ihm auch aus Prinzip vorführt. Sie entspricht überdies gewissen Idealen und moralischen Forderungen.

Die Introversion dagegen, welche sich nicht dem Objekt, sondern dem Subjekt zuwendet und sich eben gerade nicht am Objekt orientiert, ist nicht ohne Weiteres durchschaubar. Der Introvertierte kommt nämlich nicht entgegen, sondern ist wie auf einem ständigen Rückzug vor dem Objekt begriffen. Er ist dem äußern Vorgang gegenüber verschlossen, tut nicht mit, hat eine ausgesprochene Gemeinschaftsunlust, sobald seine Umgebung aus eher mehr als weniger Personen besteht. In größern Versammlungen fühlt er sich einsam und verloren. Je mehr auf ihn eindringt, desto größer wird sein Widerstand dagegen. Er liebt das „Dabeisein" keineswegs, ebensowenig enthusiastisches Mittun und Nachahmung. Was er tut, wird er auf seine Art tun, indem er äußere Beeinflussung weitgehend ausschaltet. Sein Auftreten neigt zur Ungeschicklichkeit, er erscheint deshalb oft gehemmt, und es passiert ihm häufig, daß er durch eine gewisse schroffe oder verdrossene Unzugänglichkeit oder durch eine unzeitgemäße Bedenklichkeit die Leute vor den Kopf stößt. Seine bessern Eigenschaften hat er in erster Linie für sich, und nicht allzuselten tut er alles, um sie zu verheimlichen. Er ist leicht mißtrauisch, eigensinnig, leidet oft an Minderwertigkeitsgefühlen und ist aus diesem Grunde auch neidisch. Seine Ängstlichkeit gegenüber dem Objekt beruht nicht etwa auf Furchtsamkeit, sondern darauf, daß es ihm negativ, aufdrängerisch, überwältigend oder sogar bedrohlich erscheint. Er vermutet daher gerne schlechte Motive, hat eine ewige Angst, er könne sich lächerlich machen, ist in der Regel persönlich sehr empfindlich und umgibt sich daher mit einer Stacheldrahthecke, die oft so dicht und undurchdringlich ist, daß er selber lieber alles andere täte, als dahinter sitzen. Er wendet gegenüber der Welt ein ausgedehntes Sicherungssystem an, das aus Skrupulosität, Pedanterie, Sparsamkeit, Sorgfältigkeit, ängstlicher Gewissenhaftigkeit, Vorsicht, peinlicher Korrektheit, Höflichkeit und einem immer wachen Mißtrauen besteht. Sein Weltbild ermangelt der rosigen Töne, denn er ist kritisch und findet in jeder Suppe ein Haar. Unter normalen Umständen ist er pessimistisch und besorgt, denn Welt und Menschheit sind nicht gut, sondern erdrücken und überwältigen den Einzelnen, der sich nie in ihrem Schoße aufgenommen fühlt. Er nimmt aber auch die Welt nicht an, jedenfalls nicht unmittelbar, sondern es muß alles zuerst an seinen kritischen Maßstäben gemessen und bewertet werden. Schließlich wird nur das angenommen, was man aus so und so vielen subjektiven Gründen zum Eigenen machen kann.

Der Umgang mit sich selbst ist ihm Vergnügen. Seine eigene Welt ist ein sicherer Hafen, ein ängstlich gehüteter ummauerter Garten, vor aller Öffentlichkeit und zudringlicher Neugier geborgen. Seine eigene Gesellschaft ist ihm die beste. In seiner Welt, in der sich nur das verändert, was er verändert, fühlt er sich wohl. Seine beste Leistung ist das, was er mit eigenen Mitteln, aus eigenem Antrieb und in eigener Art und Weise hervorbringt. Gelingt es ihm, nach einem längern und oft mühevollen Assimilationsprozeß ein Fremdes zum Eigenen zu machen, so kann er damit etwas Treffliches leisten. Menge, Majorität, öffentliche Meinung und allgemeiner Enthusiasmus überzeugen ihn nie, sie veranlassen ihn bloß, sich noch mehr in seine unangreifbare Schale zu verkriechen.

Seine Beziehungen zu Menschen werden nur da warm, wo die Sicherheit garantiert ist, d. h. wo man das schützende Mißtrauen ablegen kann. Allzuoft kann man das aber nicht tun, infolgedessen beschränkt sich der Freundes- und Bekanntenkreis

Digitized by Google

auf die kleinstmögliche Zahl. So spielt sich auch das seelische Leben dieses Typus ganz im subjektiven Innern ab und bleibt der Umwelt verborgen. Entstehen aber in dieser Innenwelt irgendwelche Konflikte oder Schwierigkeiten, so werden Türen und Fenster geschlossen. Man schließt sich mit dem Komplex ein bis zur völligen Verschlossenheit und Isolierung.

Trotz dieser Eigentümlichkeiten ist der Introvertierte keineswegs ein der Gesellschaft Verlorener. Sein Rückzug auf sich selbst bedeutet keine endgültige Absage an die Welt, sondern ein Aufsuchen der Ungestörtheit, aus welcher heraus es ihm allein möglich ist, seinen Beitrag an das Leben der Gesellschaft zu leisten.

Dieser Typus Mensch ist vielen Mißverständnissen ausgesetzt, nicht mit Unrecht, denn er lädt diese förmlich ein. Er ist auch nicht ganz davon freizusprechen, daß er ein geheimes Vergnügen an der Mystifikation hat, und daß das Mißverstandenwerden ihm Genugtuung bereitet, denn es bestätigt wieder einmal seine pessimistische Weltauffassung. Unter diesen Umständen ist es durchaus begreiflich, daß man ihm Kälte, Stolz, Eigensinn, Egoismus, Eigendünkel, Verbohrtheit usw. vorwirft und ihn ermahnend darauf hinweist, daß Hingebung an die Ziele der Gesellschaft, Weltaufgeschlossenheit, wagemutige Bereitwilligkeit und selbstloses Vertrauen in das, was alle bewegt, wahrhafte Tugenden und Kennzeichen eines gesunden und tatkräftigen Lebens seien.

Der Introvertierte weiß zwar, daß es solche Tugenden und vielleicht auch irgendwo (aber nicht in seiner Bekanntschaft) gottbegnadete Menschen gibt, welche sich des ungeschmälerten Besitzes solcher idealen Eigenschaften erfreuen. Seine Selbstkritik und die Bewußtheit seiner Motive hat ihm aber die Illusion, daß er solcher Tugenden fähig wäre, schon längst zerstört und sein angstgeschärfter Mißtrauensblick hat ihn noch stets bei seiner Umgebung das Eselsohr, das unter dem Löwenfell hervorguckt, entdecken lassen. Welt und Menschheit sind ihm Störung und Gefahr, aber keine Gültigkeit, an der er sich im letzten Grunde orientieren könnte. Gültig ist ihm allein seine subjektive Welt, von der er sogar bisweilen glaubt, wenn er verblendet ist, daß sie die objektive sei. Man könnte diesen Menschen ohne weiteres des schlimmsten Subjektivismus, ja sogar eines krankhaften Individualismus anklagen, wenn es über allen Zweifel hinaus sicher stünde, daß es nur die eine objektive Welt gibt. Diese Wahrheit ist aber kein Axiom, sondern bloß eine halbe Wahrheit, deren andere Hälfte darin besteht, daß die Welt auch das ist, als was sie von Menschen, in letzter Linie vom Einzelnen, gesehen wird. Es gibt nämlich überhaupt keine Welt ohne das erkennende Subjekt. Dieses ist, so klein und so unscheinbar es auch sein mag, jeweils der andere Pfeiler der Brücke des Weltphänomens. Die Berufung auf das Subjekt hat daher denselben Betrag an Gültigkeit, wie die Berufung auf die sogenannte objektive Welt, denn sie gründet sich auf die seelische Gegebenheit schlechthin. Diese aber ist eine Wirklichkeit, deren Gesetze ihr eigentümlich und nicht bloß sekundärer Natur sind.

Die beiden Einstellungen, Extraversion und Introversion, sind Gegensätze, die sich überall geltend machen, und nicht zum Geringsten in der menschlichen Geistesgeschichte. Die daraus sich ergebende Problematik hat Friedrich Schiller schon sehr weitgehend geahnt. Sie liegt seinen Briefen zur ästhetischen Erziehung zugrunde. Da ihm aber der Begriff des Unbewußten noch unbekannt war, so gelang es ihm nicht, zu einer befriedigenden Lösung zu gelangen. Und Philosophen, die am ehesten berufen wären, dieser Frage näherzutreten, lieben es nicht, ihre Denkfunktion einer grundsätzlichen psychologischen Kritik zu unterwerfen, und halten sich deshalb von solchen Erörterungen ferne. Es dürfte aber ohne weiteres einleuchtend sein, daß eine solche Gegensätzlichkeit der seelischen Haltung den größten Einfluß auf den philosophischen Standpunkt ausübt.

Digitized by Google

Für den Extravertierten ist das Objekt a priori interessant und anziehend, wie für den Introvertierten das Subjekt, bzw. die seelische Gegebenheit. Ich verwende dafür den Ausdruck „numinaler Akzent", womit formuliert werden soll, daß für den Extravertierten die positive Bedeutungs- und Wertqualität in erster Linie auf das Objekt fällt, weshalb dieses dann von vornherein in allen seelischen Vorgängen die vorherrschende, bedingende und richtunggebende Rolle spielt, wie umgekehrt für den Introvertierten das Subjekt.

Der numinale Akzent entscheidet aber nicht nur zwischen Subjekt und Objekt, sondern wählt auch jene Bewußtseinsfunktion aus, deren man sich vorzugsweise bedient. Ich unterscheide vier Funktionen, nämlich Empfindung, Denken, Gefühl und Intuition. Der Empfindungsvorgang stellt im Wesentlichen fest, daß etwas ist, das Denken, was es bedeutet, das Gefühl, was es wert ist, und die Intuition ist Vermuten und Ahnen über das Woher und das Wohin. Empfinden und Ahnen bezeichne ich als irrationale Funktionen, indem sich beide auf das schlechthin Vorkommende und Gegebene richten. Denken und Fühlen hingegen sind als Urteilsfunktionen rational. Die Empfindung als fonction du réel schließt insofern die gleichzeitige intuitive Betätigung aus, als diese sich nicht um das gegenwärtige Sein, sondern vielmehr um dessen nicht sinnenfällige Möglichkeiten kümmert und darum sich nicht allzusehr von der gegenwärtigen Wirklichkeit darf beeinflussen lassen. Gleichermaßen steht das Denken im Gegensatz zum Fühlen, da das Denken sich nicht durch Gefühlswerte ablenken oder beeinflussen lassen kann, und ebenso das Gefühl durch zu viel Nachdenken meistens gekränkt wird. Die vier Funktionen bilden daher, wenn diagrammatisch angeordnet, ein Kreuz mit einer rationalen Achse, die senkrecht steht zur irrationalen Achse.

In den vier Orientierungsfunktionen ist natürlich nicht alles enthalten, was die bewußte Seele leistet. Wille und Gedächtnis, bzw. Erinnerung, sind nicht in Betracht gezogen. Der Grund hiefür liegt darin, daß die Unterscheidung der vier Orientierungsfunktionen ein wesentlich empirisches Ergebnis der typischen Unterschiede funktionaler Einstellungen ist. Es gibt nämlich Menschen, bei denen der numinale Akzent auf das Empfinden, d. h. das Wahrnehmen der wirklichen Gegebenheiten fällt und diese zum ausschließlich bedingenden und richtunggebenden Prinzip erhebt. Es sind dies die Tatsachenmenschen, bei denen intellektuelles Urteil, Gefühl und Intuition vor der überragenden Bedeutung der ereignishaften Tatsache in den Hintergrund treten. Fällt aber der Akzent auf das Denken, so wird gegenüber der Tatsache ein Urteil reserviert, welches jener die eine oder andere Bedeutung zuerteilen wird. Und es wird ausschließlich von dieser abhängen, in welcher Art und Weise sich das Individuum mit dem Gegebenen abfindet. Ist nun das Gefühl numinal, so hängt die Anpassung ganz davon ab, welcher Gefühlswert einer Tatsache beigemessen wird. Kommt schließlich der numinale Primat der Intuition zu, so zählt die gegebene Wirklichkeit überhaupt nur, insofern sie Möglichkeiten zu enthalten scheint, denen dann das ganze Gewicht der Motivkraft zufällt, unbekümmert um das gegenwärtige wirkliche Sein.

Durch die jeweilige Lokalisation des numinalen Akzentes entstehen so vier Funktionstypen, die ich zuerst in meiner Erfahrung mit Menschen und erst viel später systematisch formuliert habe. Diese vier Typen verbinden sich in der praktischen Wirklichkeit stets mit dem Einstellungstypus, nämlich mit Extraversion oder Introversion, d. h. die Funktionen erscheinen in extravertierter oder introvertierter Variation. Daraus entsteht also eine Anordnung von acht praktisch nachweisbaren Funktionstypen. Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines Aufsatzes die eigentümliche Psychologie dieser Typen in ihrer bewußten und unbewußten Erscheinung darzustellen. Ich muß dafür auf meine oben erwähnte Untersuchung verweisen.

Digitized by Google

Die psychologische Typologie hat nun keineswegs den, an sich ziemlich belanglosen, Zweck, Menschen in Kategorien einzuteilen, sondern sie bedeutet vielmehr eine kritische Psychologie, welche eine methodische Untersuchung und Ordnung von seelischen Erfahrungsmaterialien ermöglichen soll. In erster Linie ist sie ein kritischer Apparat für den psychologischen Forscher, welcher zur Ordnung einer beinahe chaotischen Fülle individueller Erfahrungsmassen bestimmter Gesichtspunkte und Richtlinien bedarf. Man könnte in diesem Sinne die Typologie auch mit einem trigonometrischen Netz oder vielleicht noch eher mit kristallographischen Achsensystemen vergleichen. In zweiter Linie bedeutet die Typologie eine Hilfe zum Verständnis individueller Variationen und eine Orientierung über die hauptsächlich vorkommenden Möglichkeiten grundsätzlich unterscheidbarer psychologischer Standpunkte. Last not least bedeutet die Typologie auch ein wesentliches Mittel zur Bestimmung der persönlichen Gleichung des praktischen Psychologen, der durch eine genaue Kenntnis seiner differenzierten und minderwertigen Funktionen manchen folgenschweren Irrtum in der Beurteilung seiner Patienten vermeiden kann.

Das von mir in Vorschlag gebrachte, auf praktischer Erfahrung beruhende, typologische System ist ein Versuch, der bisher vorherrschenden, schrankenlosen individuellen Variation in der psychologischen Auffassungsbildung eine Grundlage und einen Rahmen zu geben. Beschränkende Bestimmungen irgendwelcher Art werden früher oder später im Gebiete unserer noch jungen Wissenschaft unumgänglich werden, denn einmal müssen sich die Psychologen auf gewisse, willkürlicher Deutung entzogene Grundlagen einigen, soll ihre Psychologie nicht ein unwissenschaftliches Zufallsgemenge individueller Meinungen bleiben.

Aus der Wissenschaft vom Ausdruck

Von Ludwig Klages in Kilchberg

Einführung. — Daß Wissenschaft von der Seele unmöglich ist ohne Wissenschaft vom Ausdruck und ebenso umgekehrt, sollte nicht mehr der Begründung bedürfen. Läßt sich die Verstimmung jemandes nicht derart aufzeigen wie etwa die Farbe seiner Haare, so muß ein Aufzeigbares vorhanden sein, durch das sie uns kund wird; und das gilt von jedem Zustand und vollends von dessen Träger. Gesetzt, es gibt außer jenen Körpern, von denen die Mechanik handelt, Wesen, seien es Menschen oder Tiere, so müssen sie erscheinen oder, wie es im Hinblick auf das Erscheinende passend heißt, in anschaulichen Daten „sich ausdrücken"; sonst wären sie uns unbekannt geblieben. — Zwei Irrlehren, die ihren Auswirkungshöhepunkt im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatten, standen und stehen teilweise noch einer so simplen Einsicht entgegen.

Der einen zufolge wird das Fremdwesen erschlossen aus seinem Verhalten. Diese hat sich neuerdings in Amerika und Sowjetrußland bis zum sog. Behaviorismus gesteigert, welchem gemäß hinfort überhaupt nicht von Seelen oder Wesen, sondern nur von Verhaltungsweisen oder „Situationen" zu sprechen wäre. — Der Lebensforscher weiß ein Lied davon zu singen, daß selbstwidersprüchliche Begriffe niemals leichter „reüssieren", als wenn sie im Gewande eines anständigen Fremdwortes daherschreiten. „Situation" kommt von situs = Lage; aber meinen wir deshalb mit „Situationen" bloße Lagebeschaffenheiten oder Lageveränderungen? Gewiß nicht! Geschieht im Val del diabel irgendwo ein Steinschlag, wann kein Mensch und kein Tier zugegen, so ist das Ereignis völlig situationslos; springt jedoch vor dem Steinschlag eine Gemse davon, so war das allerdings eine „Situation". Oder:

Digitized by Google

der vom Berge herabrollende Stein „verhält sich" nur gleichnisweise, die davonspringende Gemse aber „verhält sich" wirklich. Im Begriff des Sichverhaltens und im Begriff der Situation liegt also eben das darin, was die Situationsbekenner entbehren zu können wähnen: die verständliche Erscheinung organismischen Lebens. Ist man dessen erst einmal innegeworden, so mag man von Fall zu Fall abwägen, ob ein Sichverhalten stattfindet oder nicht, und den Beweggrund des Sichverhaltens bisweilen aus Nebenumständen erschließen; ist man es nicht, so wüßte man nichts von „Situationen", geschweige von ihren Veranlassungsgründen.

Die zweite Irrlehre, seit der Renaissance herrschend und Ursache der soeben berührten, fußt auf dem Dogma von der „unmittelbaren Selbstgewißheit des Bewußtseins" (Descartes) und läßt das Fremdwesen gefunden sein durch „Projektionen" des eigenen Wesens. Sie wurde noch während ihrer Blüte widerlegt von mehreren Seelenforschern, an erster Stelle von Nietzsche, dessen Wahrwort: „Das Du ist älter als das Ich" in Metallplatten gegraben und jedem Psychologen auf den Schreibtisch gelegt werden sollte. — Wir wissen heute: stammesgeschichtlich wie einzelgeschichtlich geht die Auffassung des Fremdwesens der Auffassung des eigenen Wesens voran. Der Säugling von acht Monaten beantwortet sinnentsprechend und verstehend zärtliches Lächeln oder scheltende Lautäußerungen, während er vom eigenen Wesen und dessen Eigenschaften noch keinerlei Kenntnis besitzt. Dasselbe gilt innerhalb leicht zu ermittelnder Grenzen vom Haustier. Hat später der Mensch die eigenen Regungen zu reflektieren begonnen, so ist es nun freilich das Nachdenken über sich selbst, dessen er nicht mehr enträt beim Nachdenken über andre; allein die „anderen" sind dabei vorausgesetzt!

Gehört darnach zur Charakterkunde die Ausdruckskunde, so versteht es sich aber auch, daß diese nicht weniger weit als jene ausgreift und darum hier nicht platzfinden könnte. Während sie auf der einen Seite den völligen Umbau der „sensualistischen" Wahrnehmungslehre mit sich bringt, hat sie auf der andern die Entstehung sämtlicher Äußerungsmittel des Menschen zum Gegenstand, so der Sprache, der Schrift, der Künste. Statt den notgedrungen unvollkommenen Versuch einer Darlegung ihrer Hauptbefunde auf wenigen Seiten zu unternehmen, ziehen wir es daher vor, aus der Neuausgabe unsrer auf den doppelten Umfang der früheren erweiterten „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck"[1]) zwei Textstücke und zwar unter der Aufschrift des zweiten „Vom Tränenvergießen und vom Weinen" zu bieten, denen wenige Worte über die Prinzipien vorangeschickt seien, die darin zur Anwendung kommen.

Im Tiere fällt Wesensausdruck mit Wesenserscheinung zusammen; beim Menschen dagegen muß unterschieden werden zwischen dem Ausdruck der Seele in engerer Bedeutung und ihrer unwillkürlichen Darstellung. Beidemal besteht Polarität von Seele und Seelenerscheinung oder, inbezug auf die Zweiheit von Erscheinungsträger und Eindrucksempfänger gesagt: die Erscheinung jedes Seelenzustandes ist so beschaffen, daß sie den Zustand hervorrufen kann im Empfänger des Eindrucks von ihr. — Von nachstehender Wiedergabe entwickeln die ersten drei Absätze, „Vorbereitendes" genannt und einer andern Stelle des Buches als die folgenden entnommen, anhand von Zeugnissen der Sprache diejenige Sonderform der fraglichen Polarität, die zumal für die Vorgangsdarstellung wichtig ist, und geben zugleich einen Einblick in die Grundverschiedenheit der Erscheinungsforschung überhaupt von der vorläufig noch den Plan beherrschenden Sachforschung. So sehr

[1]) Ludwig Klages: „Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck." 5., völlig umgearbeitete Auflage von „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft". (Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1935; XIII, 361 S. mit 62 Abb. 9.60 RM., geb. 11.60 RM.)

Digitized by Google

nun dabei naturgemäß auf manches Bezug genommen wird, was hier nicht dargetan werden konnte, so hoffen und glauben wir doch, daß der Leser durch das konkrete Beispiel von der Ausdruckswissenschaft mehr erfährt, als ihm eine abstrakte Erörterung ihrer Leitsätze geboten hätte. — Durch den Stern wird eine größere Auslassung markiert.

Vom Tränenvergießen und vom Weinen

Vorbereitendes. — „Wer den Bedeutungsgehalt eines Satzes noch mit dem sachlichen Gehalt verwechselt, sollte billigerweise nicht aus dem Erstaunen darüber herauskommen, daß es jeder richtig versteht, wann er zu hören bekommt: sein Blick wurde finster — ein Schatten ging über sein Gesicht — seine Mienen heiterten sich auf — seine Züge erhellten sich — sie strahlte vor Glück — ein sonniges Lächeln verklärte ihr Antlitz; denn sachlich ist da weder Schatten noch Finsternis noch Helle noch Heiterkeit noch Sonne. Nun denn, so wird aber allenfalls ein Zweifel laut, mag es immerhin die Wesensforschung bereichern, zu wissen, daß uns beim Anblick menschlichen Mienenspiels ähnlich zumute werden könne wie bei Erhellungen und Verdüsterungen der Atmosphäre, beim Eingetauchtwerden in einen Wolkenschatten und beim Wiederhervorbrechen des Sonnenscheins, so hilft uns das aber blutwenig zur Erweiterung unsres Wissens vom Ausdruck der Gefühle des Eigenwesens.

Wir brauchen mit unsrer nur vorbereitenden Antwort weder auf das tatsächlich vorhandene, wenn auch nur gespiegelte, Glänzen der Augen beim Übergang in gehobene Zustände anzuspielen noch gar auf den übrigens bedenkenswürdigen Umstand, daß die in zahlreichen Sprachen wiederkehrenden Wendungen von strahlender und blendender Schönheit, von der glanzvollen Erscheinung jemandes oder von seinem flammenden Zorn aus hier zu übergehenden Gründen wahrscheinlich nicht in allen Fällen symbolisch verstanden sein wollen, denn wir wünschen vom Sachverhalt eine andre Seite hervorzukehren, die ausdruckskundlich ungleich wichtiger ist. Soll es möglich sein, daß wir vom Widerfahrnis der Erscheinung eines menschlichen Mienenspiels ähnlich umgestimmt werden wie vom Widerfahrnis der Erscheinung eines Wolkenschattens, der den Sonnenschein auslöscht, so muß die Umstimmung in unser Schauen hineingewirkt und die Erscheinung des Anlasses in solcher Weise verändert haben, daß sie den Charakter größerer Helle mit dem geringerer tauschte.

Die Polarität offenbart sich in überraschender Gestalt: wie dem Trübsinnigen, dem Frohgemuten, dem Zornentflammten die Welt erscheint, so erscheint er selbst dem Erscheinungsempfänger, der somit zwar nicht die Welt, wohl aber ihn mindestens ähnlich sieht wie jener die Welt. Der Trübsinnige mit andern Worten, der Frohgemute, der Zornentflammte ‚sieht aus', wie ihm die Welt aussieht; und da nun die Welt das immer wirkende Bild und das umfassend Lebendige ist, das sich im Eigenwesen nur verbesondert findet, schildert die Sprache dessen Erscheinungsgehalt mit den Erscheinungen des Universums und kennt grundsätzlich gar keinen Unterschied zwischen dem allgemeinen Leben der Lichter, Farben, Klänge, Düfte, Bewegungen und dem besonderen eigenlebendiger Körper. Auch vom Wechselverhältnis zwischen eigenseelischem Stimmungsausdruck und der dieser Seele entsprechenden Welterscheinung gibt sie mit zahlreichen Wendungen Rechenschaft: wie sie vom Bilde der trüben Atmosphäre den Namen für den Zustand des Trübsinns borgt, so auch weiß sie, daß der Trübsinnige zum ‚Schwarzseher' werden kann; und

Digitized by Google

wie sie im Glücklichen etwas vom Wesen des Strahlens findet, so auch entgeht es ihr nicht, daß der Glückliche häufig alles ‚in rosigem Lichte' sieht.

*

Hinsichtlich der eben gebotenen ‚Ansicht' der Polarität gedenken wir noch des höchst eigentümlichen Zustandes, für den das Deutsche den Namen Rührung (samt den Partizipien gerührt und rührend) kennt, ein Name, dessen seelischer Sinn in kaum irgendeiner Fremdsprache völlig genau wiederkehrt, indem die freilich unschwer übertragbaren Nebengedanken des ‚Weichwerdens' und des Bemitleidens ihn keineswegs erschöpfen. Da auch die anschauliche Bedeutung des Wortes rühren, das anfänglich nur ein In-Bewegung-setzen meinte und später sich mehrfach verbesonderte, uns diesmal nicht weiterhilft, müssen wir uns an das beim Hinhorchen zu Erlauschende halten, wann wir Sätze vernehmen wie: er war gerührt; tiefe Rührung überkam ihn; er betrachtete das Bild voller Rührung; und da zeigt es sich nun, daß weniger die Umstellung selbst vorschwebt, die uns durch eine mitleiderregende und ‚weich' machende Erscheinung zuteil wird, als die Wandlung, die infolgedessen vorübergehend unser gesamtes Weltbild, also nicht nur inbezug auf das ‚Rührende', erfährt. Gewiß, wer vom Anblick etwa eines weinenden Kindes gerührt wird, hat mit dem Kinde Mitleid; aber er mag noch weit stärkeres Mitleid mit dem Pferde haben, das in grausamer Weise geprügelt wird, und kommt gleichwohl nicht in Versuchung, seinen Zustand Rührung zu nennen. Vielmehr enthält das Gefühl des Gerührtseins *etwas* von den Gefühlen dessen, der die Landschaft durch eines jener melancholischen Regenschauer sieht, die z. B. ein Stäbli meisterhaft zu malen verstand, und ist stets darauf aus, uns glauben zu machen, der Trauerschleier, der nunmehr augenblicksweise unsre Welt überzieht, sei uns mit dem Rührenden gemeinsam (was in manchen Fällen auch zutrifft, dagegen aus Verschiedenheit der Lebensalter überwiegend nicht inbezug auf ein weinendes Kind). Nicht übersehen sei, daß von allen Mitgefühlen keines so leicht zum Weinen veranlaßt wie das besondere der Rührung, daher das ‚zu Tränen gerührt sein' stehende Redewendung wurde. Genug, am Zustand der Rührung haben wir ein überdurchschnittliches Beispiel für das an jeder Wesenswahrnehmung beteiligte Erschauen der Grundfarbe, mit der das Weltbild dieses Wesens oder seines augenblicklichen Zustandes untermalt ist, und ebendamit einen besonders überzeugenden Berechtigungsausweis für die Geneigtheit des ‚Sprachgeistes', die Naturen der Eigenwesen mit denen des Weltwesens zu beschreiben."

Ausführung. — „Weil die bisherigen Erklärungsversuche des Tränenvergießens samt und sonders auf sachwissenschaftlicher Grundlage unternommen wurden, konnten sie nicht zum Ziele führen. Man hat sich eingehend über die Anlässe vermehrter Tränenabsonderung verbreitet, hat die zugrundeliegenden Nerven- und Drüsenvorgänge und die damit verbundenen Muskelvorgänge beschrieben und hat solche Beschreibungen für Erklärungen genommen. Hören wir z. B. von Piderit, die Ursache des Tränenvergießens liege in einer Reizung des nervus trigeminus, der Trigeminus entspringe ‚in nächster Nähe des Geistorgans' und so hätten denn erhebliche Gemütsbewegungen naturgemäß Tränen zur Folge, so werden wir uns nicht überreden, *mehr* zu wissen, als daß manche Gemütsbewegungen von Tränen begleitet werden.

Wer sich mit dem Ausdrucksgehalt des Tränenvergießens befaßt, muß dieses zunächst aufs bestimmteste unterscheiden vom Schreien. Wären auch beide erscheinungsmäßig nicht dermaßen voneinander verschieden, wie sie es sind, so wird uns doch ihre Verschiedenheit von der Natur selbst bezeugt durch ihre Trennbarkeit. Das

Digitized by Google

heftige Schreien des Säuglings geschieht mindestens zwei Monate lang ohne Tränenabsonderung, obwohl während dieser Frist Tränenergüsse stattfinden können aus mechanischen Ursachen. Zahlreiche Tiere stoßen Schreie aus (Angstschreie, Schmerzensschreie, Brunstschreie, Wutschreie usw.), aber keines vergießt Tränen. Berichte über gelegentliches ‚Weinen' gewisser Affen und zumal von Elefanten sind unsicher; sollten aber wirklich indische Elefanten ausnahmsweise ‚weinen', so jedenfalls nie in Verbindung mit den bekannten Trompetentönen. Es ist zum Erstaunen, daß Darwin, dessen Kapitel über das Weinen für die Trennbarkeit des Tränenvergießens vom Schreien reichsten Stoff darbietet, aus spekulativen Gründen sich nicht losmachen konnte von der Annahme ursprünglicher Zusammengehörigkeit beider.

Aus der gedachten Verschiedenheit ergibt sich aber sofort eine zweite, nämlich die der vermehrten Tränenfeuchtigkeit überhaupt vom echten Weinen. Tränenabsonderung überhaupt tritt aus denkbar verschiedenen Anlässen auf wie: infolge mechanischer Reizung des Auges (durch Staub, beizende Dämpfe, strenge Winterkälte usw.), infolge Würgens oder Erbrechens, starken Hustens, tiefen Gähnens, lauten Schreiens (außer beim Säugling), vor allem aber heftigen Lachens und zwar ganz besonders bei Primitiven und Halbprimitiven. Das ‚bis zu Tränen lachen' scheint gemeinmenschliche Eigentümlichkeit zu sein. Hier wäre der seelische Grund also ausgelassene Freude, in seltenen Fällen ist es aber auch höchste Wut. Niemand wird derartige Tränenergüsse mit jenem Weinen verwechseln, das seinen Namen vom klangsymbolischen ‚Wehe'-Laut hat und welches unterbrochen zu werden pflegt vom Geräusch des (einatmenden) Schluchzens sowie manchmal abklingt in das Geräusch, für das uns der wiederum klangsymbolische Name des Wimmerns zur Verfügung steht. Für die völlige Verschiedenheit dieses Weinens vom Schreiweinen gibt grade Darwin einen schlagenden Beleg: ‚Eine Dame teilt mir mit, daß ihr neun Monate altes Mädchen, wenn es leidet, laut schreit, aber nicht weint, dagegen Tränen vergießt, wenn es dadurch gestraft wird, daß sein Stuhl mit der Lehne gegen den Tisch gedreht wird'. — Wir sprechen fortan nur noch vom echten Weinen.

Von ihm nur gradverschieden, nicht aber sinnverschieden ist die lautlose Träne, z. B. aus inniger Zärtlichkeit, aus hoher Freude (vor allem des Wiedersehens), aus tiefer Andacht, aus Barmherzigkeitsgefühl, aus demütiger Dankbarkeit und schließlich aus allen Gefühlen, die wir im 9. Kapitel als ‚welthaltige' kennenlernen werden; denn jeder dieser Zustände kann in schluchzendes Weinen übergehen, wie es vielfach bei Frauen der Fall ist und ferner der Fall war bei den homerischen Griechen, für welche die Unterdrückung des Weinens bekanntlich nicht zu den Ehrenpunkten zählte. In doppelter Hinsicht ist daher die Deutung des Weinens als Ausdruck reinpersönlicher Leiden unzulänglich: einmal, weil auch glückbetonte Mischgefühle zum Weinen führen können, sodann, weil der quälendste Schmerz, die seelische Erstarrung infolge furchtbarer Schicksalsschläge, die Verzweiflung unbestrittenermaßen nicht weint. Jeder kennt ja die ‚lindernde', die ‚erleichternde', die ‚lösende' Träne und das ‚Sichausweinen' nach schwerem Kummer. ‚Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder', läßt deshalb Goethe den Faust in dem Augenblick sagen, wo er die schon beschlossene Selbsttötung aufgibt.

Durchläuft man sorgfältig die Typen sämtlicher Vorfälle, anläßlich deren diese Träne erscheint, bald lautlos, bald unter Weinen und Schluchzen, so findet man den übrigens recht verschiedenen Zuständen, die darin zum Ausdruck kommen, ausnahmslos etwas von der Stimmung beigemischt, die — häufig in Rührung übergehend — am besten mit dem Namen Wehmut belegt wird. Der Anteil der Wehmut am Gesamtzustande ist am größten in der Freudenträne, der Träne des

Digitized by Google

(tragischen) Humors, der Träne aus Zärtlichkeit und ‚sentimentaler' Liebe (man vergleiche Jean Paul), am kleinsten im ‚bitterlichen' Weinen, wie es z. B. aus dem Gefühl des Verlassenseins, des Trennungsschmerzes jeder Art, ferner der Hilflosigkeit von Kindern quillt. Fehlt aber die Wehmut ganz, so waltet der trokkene und vorderhand unlösbare Schmerz, der den feuchten an Herbigkeit ausnahmslos weit übertrifft.

Bevor wir auf die entscheidende Frage kommen, was Wehmut sei, müssen wir eines wichtigen Befundes früherer Forscher gedenken. Es war, wenn wir nicht irren, Schopenhauer, der im Weinen den Ausdruck eines ‚Mitleids mit sich selbst' erkannt zu haben glaubte; und es war der mit solcher Auffassung bestimmt nicht vertraute Darwin, der sie folgendermaßen bestätigt: ‚Ein jeder muß bemerkt haben, wie leicht Kinder bereit sind, in Tränen auszubrechen, wenn wir sie wegen einer kleinen Verletzung bemitleiden'. Es ist endlich derselbe Darwin, der nicht müde wird, sich darüber zu verwundern, daß grade Mitgefühle zum Weinen neigen. ‚Nichtsdestoweniger ist es recht merkwürdig, daß Mitgefühl mit den Kümmernissen andrer leichter Tränen hervorrufen sollte als unsre eigene Traurigkeit; und doch ist dies sicherlich der Fall. So mancher Mann, dessen Augen eigenes Leid keine Träne auspressen konnte, hat über die Leiden eines geliebten Freundes Tränen vergossen. Noch merkwürdiger aber ist es, daß Mitgefühl mit dem Glück oder dem Wohlergehen derer, die wir zärtlich lieben, dieselbe Wirkung haben sollte, während ein ähnliches Glück, das wir selbst empfinden, unsre Augen trocken läßt.' Sein Zeugnis aber wiegt umso schwerer, als die bezeugte Tatsache mit seiner vermeinten Erklärung des Tränenvergießens sich ganz und gar nicht zusammenreimt (wie wir im 10. Kapitel sehen werden).

Nehmen wir also versuchsweise an, es seien tatsächlich Mitgefühle, wenn auch bald mit dem Seelenleid andrer, bald mit dem eigenen, die in erster Linie zum Weinen veranlassen, so haben wir damit vom Zustand der Rührung schon das Kernstück getroffen und befinden uns zugleich in nächster Nachbarschaft des Wesens der Wehmut. Allein in der Wehmut liegt außerdem noch etwas andres, das hier freilich nur angedeutet werden kann, weil die Ausführung dem 9. Kapitel vorbehalten bleibt. Der gefühlte oder mitgefühlte Seelenschmerz nämlich, welcher der Wehmut eigen, wird vom Wehmütigen als ein nicht nur dem eigenen oder fremden Ich, sondern überdies einigermaßen dem Wesen der Welt eigentümlicher erlebt und als solcher bejaht. Nicht zu vergleichen dem immer bloß persönlichen Unglücklichsein, ist die Wehmut eine Art von Weltleidgefühl, das seinen Träger unter anderm beglückt durch Ausspannung seiner Seele weit über die Schranken seiner Person hinaus. Wir finden das nirgends treffender verlautbart als in den beiden Schlußstrophen eines Gedichtes des heute zu unrecht vergessenen Wilhelm Jordan. Wir geben von der vorletzten die erste und von der letzten die zweite Hälfte.

Über dem Abgrund mit schwankendem Kiele
Tanzen des Lebens gebrechliche Boote —
Zweifle nicht, daß es uns minder gefiele,
Wenn es der Tod nicht stündlich bedrohte.

— — —

Lerne vereinigen Trauern und Schmerzen,
Wehmut empfindend in jauchzender Brust,
Wehmut die heimliche Freude der Schmerzen,
Wehmut den heimlichen Schmerz in der Lust.

Wer das hinreichend nachfühlen kann, um sich in die Betrachtung zu vertiefen, die wir vorausgeschickt haben, wird zugeben, daß wenigstens eine Spur der ge-

Digitized by Google

dachten Stimmung in der spezifisch seelischen Träne niemals vermißt wird. Die Tränen z. B., die beim Wiedersehen zweier Liebenden nach langer Trennung sogar reichlich fließen können, entspringen dem mit ihrem Glück verschmolzenen erhabenen Schmerz, der gleichsam die ‚Vergänglichkeit alles Irdischen' spiegelt. Umgekehrt liegt sogar noch im ‚bitteren' Weinen der Verlassenheitsstimmung etwas vom Gefühl der Teilhabe an der Tragik des Lebens selbst, und dieses ist imstande, die bekümmerte Seele um ein weniges zu entlasten. Die Beziehung zu den Mitgefühlen im allgemeinen und zum Mitleid im besonderen versteht sich von selbst; setzen doch Mitgefühle irgendein Maß von Liebe zu ihrem Gegenstande und dergestalt mindestens einen Anflug von Selbsthingebung voraus, wodurch die Peinen der bedrohten oder gestörten Selbstbehauptung gemindert werden. Das gilt ganz besonders für den Fall des Mitleidens mit dem eigenen Leiden. Ist endlich im Zustand des tränenlosen Schmerzes die Seele ganz und gar in die Person eingeschlossen, im Zustand des weinenden Schmerzes dagegen im, wenn auch noch so zarten, Austausch mit dem All begriffen, so verstehen wir, warum Tränen lösen und erleichtern können.

Nur wer die Zustandskomponente ermittelt hat, von deren Vorhandensein das echte Weinen abhängt, kann die Frage aufwerfen, inwiefern von ihr die Vermehrung der Tränenfeuchtigkeit ein häufiges Ausdrucksdatum sei. Unsere Antwort faßt nicht den ganzen Zusammenhang, wohl aber von ihm eine grundwesentliche Seite. Um sie zu verstehen, muß man zunächst alle sonstigen Arten der Tränenabsonderung, von denen die wichtigsten oben aufgezählt wurden, ganz aus dem Spiele lassen. Auch unter ihnen gibt es, wie angedeutet wurde, einige, obschon nur wenige, mit seelischem Gegenpol; aber der hat mit Wehmut und Rührung nicht die geringste Ähnlichkeit. Man muß sich ferner darüber klar sein, daß Wehmut und Rührung niemals im Tier, sondern ausschließlich im Menschen stattfinden; und man muß endlich wissen, daß nurmenschliche Zustände nicht allein sich ausdrücken, sondern außerdem noch sich unwillkürlich darstellen können.

Erst nach Kenntnis des 12. Kapitels, in welchem das ‚Darstellungsprinzip' behandelt wird, kann die hier zu bietende Erläuterung volle Überzeugungskraft gewinnen. Dem vom Anblick seelischer Tränen Gerührten, so sagten wir, sieht die Welt aus, wie sie dem Weinenden aussieht; dem aber, so dürfen wir nunmehr fortfahren, ist sie in die Farbe der Wehmut getaucht, und das wiederum bedeutet: er erlebt keineswegs nur den eigenen Schmerz, die eigene Trauer oder das eigene leidgemischte Glück, sondern zugleich die Welt; aber er erlebt sie als Erscheinung ewigen Vergehens. Und wie nun für den Betrachter der Landschaft deren Wesen teils getrübt, teils gemildert erscheint, wann sie vom Regen verschleiert wird, so stellt die Menschenseele den Zustand der Wehmut dadurch dar, daß sie dem Seelenträger das Bild der Welt hinter dem trübenden wie auch mildernden Vorhang der Tränen zeigt. Wir werden übrigens im 9. Kapitel erfahren, daß es selbst reine Ausdruckstatsachen grundsätzlich verwandten Gepräges gibt, so beispielsweise das Erröten aus Scham. Wer aber etwa geneigt sein sollte, eine Erklärung für phantastisch zu halten, weil sie Nerven- und Drüsenvorgänge als Darstellung eines Sinnes versteht, der möge sich erinnern, daß es dann jedenfalls noch ungleich phantastischer ist, zahllose ‚Leistungen' des Organismus aus ihrer — Zweckmäßigkeit und sogar für die Erhaltung der — Art zu verstehen! Zum Schluß sei noch einer Folgeerscheinung gedacht. — Da unter sonst vergleichbaren Umständen die unwillkürliche Darstellung leichter als der unwillkürliche Ausdruck unter die Botmäßigkeit des Willens gerät, wird erscheinungswissenschaftlich die bisher völlig rätselhafte Tatsache verständlich, daß der Vorgang des Weinens von nicht wenigen Personen, darunter besonders von Frauen, unmittelbar geflissentlich herbeigeführt werden kann."

Digitized by Google

Leben und Erkennen

Gedanken zu einer deutschen Seelenkunde

Von Gustav Richard Heyer in München

Auf der festlichen Terrasse eines Hotels am Meer sitzt ein Mann. Er sinnt ins Weite. Gestern abend ist er angekommen — endlich dem Grau der Stadt, dem Lärm des Alltags entflohen. Wie wunderbar war schon diese Nacht, das Rauschen der Wellen im Ohr, der Duft des Seewinds im Raum. Diese drei freien Tage soll es nun aber auch wirklich festlich sein; ganz ledig von allem Gesetz, all den Gewohnheiten, die sich unmerkbar einschleichen, wenn ein Tag wie der andere verrinnt. Da wird man allmählich wie alle anderen, wie Hinz und Kunz. Jetzt aber, so sinnt und plant er, darf und will er sich selber leben, seiner Natur, aus eigenem Sinn. Deswegen hat er es beim Aufstehen schon ganz anders gemacht wie sonst: unendlich viel Zeit hat er sich gelassen zur Toilette; er hat einen leichten Strandanzug angezogen; richtig „getrödelt" hat er. Und dann stellte er sein erstes Frühstück umständlich zusammen, Tee statt Kaffee, Toast und zu dem Ei noch kalten Braten. Er hat seinen inneren Menschen genau befragt, was der will. So sitzt er nun in seinem bequemen Stuhl, voll des Hochgefühls, das in ihm ist: endlich einmal nicht Nummer soundsoviel, endlich wieder Ich-Selbst!

Der liebenswürdige Hoteldirektor, der die Runde macht, begrüßt ihn. Der ist ein Mann, der sein Fach versteht; er ist ein alter Praktiker, der auch viel über sein Gewerbe nachdenkt. So kommt er bald auf dies sein Steckenpferd, das ist: eine statistische Untersuchung „des Gastes", was dieser liebt oder ablehnt, was er tut und läßt. „Der Gast" stehe z. B., erklärt der gelehrte Hotelier dem anderen, an einem Morgen wie diesem besonders behaglich auf. Denn bei diesen Windverhältnissen, diesem Barometerstand usw. finde eine bestimmte Einwirkung auf die Lebensnerven statt, jedesfalls bei 81,5 v. H. aller Menschen. Das veranlasse sie, ihre Toilette gemächlich zu erledigen, sich leicht bekleidet zum Frühstück zu begeben usw. „Der Gast" — der es kühl werden fühlt in seiner eben noch so frohen Brust — stellt mit einem Blick über die Terrasse fest, daß es tatsächlich so ist... Man kenne diese Gesetze, fährt der Direktor fort, jetzt ziemlich genau. Er benutze diese Zusammenhänge auch aktiv. So habe er der Luft, die die Hotelzimmer durchflute, heute früh beizeiten künstlich noch etwas Feuchtigkeit zugesetzt und sie um 2 Grad gekühlt. Das Ergebnis dieses Versuches sei bereits festgestellt. Der Küchenchef melde bedeutend umfangreichere Frühstücksbestellungen: abgesehen von dem für den Ruf seines Unternehmens wichtigen Wohlgefühl des Gastes ergäbe sich also bereits am Morgen ein erfreulicher Mehrgewinn.

Unser eben noch strahlender Ausflügler ist aus den Wolken seines Traumes vom eigenen Wählen und Wollen auf die Erde nüchterner Tatsachen jählings herabgefallen. Er begreift: auch hier ist er Nummer soundsoviel, einer der 82 v. H.; er ist ein „Gast"; weiter nichts. —

Da hat ein Mensch sein Leben lang gekämpft, gelitten, gedarbt, gejubelt, geschafft. Und als es aus war, ist es köstlich gewesen. Sein Werk bezeugt es. Wohl hat er die Sterne selbst, nach denen er griff, nicht aus ihrer Bahn gezwungen. Aber ein paar von ihren Strahlen blieben leuchtend an seiner Hand zurück; und das Sternstrahlleuchten schimmerte in seinen Versen, geisterte durch seine Taten geheim hindurch.

Dieser Lebenslauf beschäftigt Jahre später einen Psychologen. Er will erkunden,

Digitized by Google

wie so viel Spannung, Unruhe und Mühe, warum so viel Absonderliches — für einen Durchschnittsmenschen Absonderliches! — in diese Lebensgeschichte kam. Und der Psychologe findet den Grund, den er in einem dicken Buch der Mitwelt kundtut: der verstorbene Künstler hat eine unfreundliche Mutter gehabt, und außerdem nannte er eine ungewöhnlich große Nase sein eigen. Da ist's, da sitzt's! Nichts als „Überkompensationen"! Die fehlende Mutterliebe glich er aus, indem er — von früh an im Kontakt mit dem Du unsicher — durch seine Leistung die Umwelt zur Bewunderung, einem Liebesersatz, zwingen wollte. Die lange Nase verstärkte als „Organminderwertigkeit" sein Unsicherheitsgefühl; außerdem „bedeutet" das Organ, sinnbildhaft, Potenz. Da er aber aus Kontaktlosigkeit diese Potenz auf dem einfachen und „natürlichen" Wege nicht verwirklichen konnte, „sublimierte" er sie; so entstand seine geistige Produktion. Das Ei des Kolumbus! Nichts als verhindertes Leben ergab diese Fruchtbarkeit, ob deren die Welt (eigentlich irrig) staunt.

Wer staunte nicht mit? Freilich staunen wir heute nicht über diese Lösung des Rätsels, sondern über diese Art von „Erklärung", die jahrzehntelang für eine Lösung galt, vielgekaufte Romane und verbreitete Psychologenschulen erfüllte, ein begeistertes Publikum fand. Ob es sich um die Bücher E. Ludwigs handelt; ob Freud die Kultur aus verdrängter Geschlechtlichkeit, ob Adler die Gemeinschaft aus der Angst vor dem Machttrieb „erklärte" oder ob Darwin den Menschen aus dem Tier entstehen ließ: es ist immer der gleiche Trick und derselbe Irrtum, daß ein wesenhaft Anderes und Neues, ein grundsätzlich Höheres langsam wegdiskutiert wird, bis dann das „nichts als" übrig bleibt. Das gilt dieser Denkart als Erklären.

Sie trifft freilich zu, wo es sich um unsere Teilhabe an naturhaften Welten handelt. Der „Gast" auf der Terrasse hat nicht, wie er als echter Individualist meinte, sein eigenes, besonderes, unterschiedenes Wesen gefunden, als er im Zauber des Wellenschlags und des Südwindes untertauchte, als er seinem Blut und seinem Magen liebevoll folgte: in diesen Sphären sind wir kollektiv, kreatürliche Geschöpfe. Hier ein „Ich" sein zu wollen, ist ein Irrtum, der durch den Hoteldirektor, den Vertreter angewandter Experimentalpsychologie, schlagend und einwandfrei widerlegt wird. Ganz anders steht es im zweiten Fall, der „Erklärung" eines tatsächlich eigenen, eines heroischen Daseins. Hier ist das Unsinnige der ein wirklich besonderes Dasein auf nichts als elementare Faktoren reduzierenden „Deutung" offensichtlich.

Das also wäre Gottes-Dienst, Schöpferkraft, das die geheime Sehnsucht eines Opferlebens: Kontaktschwäche, eine zu lange Nase, „verhinderte Potenz"..? Wo bleibt da der Sternenstrahlenglanz?

Er bleibt. Denn genau von diesem einzig Wirklichen und Wesentlichen hat jener Biograph nichts gemerkt. Von allem sonst hat er geschrieben, von dem was Hinz und Kunz tatsächlich gemeinsam ist. Von dem Besonderen, Eigenen nichts. Das hat er — dem Geiste gleichend, den er begriff — überhaupt nicht wahrgenommen.

Diese Form eines nichts klärenden „Erklärens" — einer „Psychologie ohne Seele" — hat, seitdem man den Schwindel entdeckte, jeden Versuch, menschliche Hinter- und Untergründe zu durchdringen und mit dem Lichte der Erkenntnis zu erhellen, schwer in Mißkredit gebracht. „Nie wieder Psychologie" war die verständliche Reaktion einer in ihren Instinkten gekränkten Welt.

Freilich schoß, wie wir wiederum verstehen können, dieser Protest übers Ziel hinaus. Wir erkennen, daß die Epoche der Naturwissenschaft in ihrer Einstellung nur aufs breite Allgemeine, mit der Masse der Einzeltatsachen und mit dem Feststellen ohne Wertungen weder über den Sinn des Seins noch über das Bedeutende etwas aussagen konnte. Ihr war die Tatsache, das Fakt einzige und letzte Instanz.

Digitized by Google

selbstherrliche Macht. Sie huldigte der Göttin Vernunft, wie man diese 1786 im Triumph durch die Straßen von Paris gezogen hatte. Uns scheint diese nicht mehr die Gottheit. Wir fragen uns angesichts der vielen „Fakten", wie und ob sie dem Menschen dienen können, dem Leben und seinem Werk. Diesem haben die Tatsachen zu dienen — sei es als Bausteine seiner Schau, sei es als Elemente seines tätigen Wirkens. Nicht der Block aus Stein hat Daseinsberechtigung an und für sich, nicht er hat Wahrheit und Sinn; sondern die Gestalt, die als unerlöste Möglichkeit in ihm steckt, unseres Meißels und Hammers wartend, der sie befreit. Um eines höheren Bildes willen, das der Mensch aus seiner Gottnatur heraus begnadet begreifen kann, wird freilich in solchem Werk viel von der Breite der Nur-Natur geopfert werden müssen.

Anders als der Geist der Aufklärer, der über dem „möglichst großen Glück möglichst Vieler", der über dem Studium der abertausend Einzelheiten den Sinn, das über seine bloße Existenzialität Hinausweisende des Organismus vergaß, will der neue Geist uns vertieftere bzw. höhere und also sinnvolle und verpflichtende Schau des Lebendigen vermitteln. Er ist kein Verflacher in Nur-Natur, aber auch kein Widersacher des Bios, sondern ein Freund, Geleiter und Führer der Seele; er ist ihre Ergänzung. So wenig sich Mann und Weib widerlegen oder als Widersacher begegnen, schließen sich Geist und Seele aus. Sie stehen im Verhältnis nicht des Widerspruchs, sondern der Polarität. Wer das nicht weiß, schaut durch die Brille der Ratio und des (niederen) Intellekts; in deren Bereichen gibt es freilich kein dialektisches Sowohl—Als auch, sondern nur das Entweder—Oder. Rein rational ist die Systole nichts als das Nein der Diastole — lebendig bilden beide zusammen erst das Ganze.

Von diesem wahren Geist — dem Psychopompos der Griechen — sprechen wir, wenn wir sagen, daß es eine Psychologie gibt, die lebendig versteht und wirklich erklärt. Die „Psychologie ohne Seele" sezierte jede Gestalt, jedes Leben, jedes Werk, jedes Sinnbild in seine tausend Einzelheiten. Sie war die gleichgeartete Schwester der Heilkunde ihrer Zeit, die der Anatom Virchow begründete. Dessen sogenannte Zellularpathologie weicht heute einer das Ganze und den Organismus wieder betonenden biologischen Heilkunst. Ganz entsprechend sucht die moderne Psychologie ihre Aufgabe wieder darin, dem ganzen Menschen zu dienen[1]) nicht so sehr in der mikroskopischen Analyse, der Aufteilung in Einzelheiten, sondern durch intuitive Erfassung seines Wesens. Ja sie ist der stolzen Überzeugung, daß derartiges Verstehen im rechten Geiste lebenswichtige Hilfe bei der Sinnfindung der Existenz zu bedeuten vermag.

Sicherlich werden immer viele Menschen, weniger wach, tief kindhaft und innig, die vielschichtigen Geheimnisse und Kräfte eines sinngeschwängerten Gebildes in ihrer träumenden Instinktseele ahnend erfahren. Märchen wie das vom Rotkäppchen oder Dornröschen, die Geschichte vom Storch, das Heldenlied von den Nibelungen, dem strahlenden Siegfried und dem dunklen Hagen, die Sagen und Sänge von Parzival oder Herakles übermitteln dem Kind und dem Naiven auch ohne wissendes Verstehen allen Zauber, alle Weisheit, die solche Ur- und Vorbilder bergen. Die Gestalten und Begebnisse werden von Organen aufgenommen, die weise sind, ohne zu wissen, die aus Ergriffenheit ahnen, ohne eigentlich zu verstehen. Was man Brauchtum nennt, ist immer derartige Betreuung des inneren Menschen, nährt seine Wurzeln und verwaltet seinen Wuchs. Die Observanzen der Kirchen und Kulte zelebrieren die gleiche Sphäre in gleicher Weise. Ebenso können Werke der bildenden Kunst unmittelbar ergreifen[2]).

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz von Friedrich Seifert in diesem Heft.

[2]) Einen Vergleich zwischen der lediglich auflösenden und einer fruchtbaren „Behand-

Digitized by Google

Aber es gibt in der menschlichen Psyche den eingeborenen Drang nach Wissen, welcher nicht als des Teufels ohne weiteres verbannt werden kann. Jenes „Innern" des Naiven ist das Glück der Unschuld, des Paradieses. Er hat vom Baum der Erkenntnis noch nicht gegessen. Es strahlt uns an aus Kinderaugen, aus rechtwinkligen Bauernschädeln, aus dem Antlitz der einfältig Frommen. Einmal aber holt ein Prometheus in heroischem Trotz das Feuer vom Olymp, ißt der Mensch die lockende Frucht, stellt Parzival die Frage. Stets folgt der seligen Unschuld des Volkslieds der Ton Bachs und Beethovens und ihres so anderen Geistes. Ist das immer nur ein „Sündenfall"?

Uns scheint dies eine Behauptung des Alten Testaments, die nicht ohne weiteres verbindlich ist. Wer aber den Schritt über die Schwelle tat, kann nicht wieder dahin zurück, wo der Löwe bei dem Lamme ruht, d. h. in die träumerische Ununterschiedenheit ursprünglicher Welt. Ist solch ein Tun doch viel weniger ein persönliches Tun als vielmehr ein Getan-Werden; denn es ist, wie der alte Schelling es einmal tiefsinnig ausdrückte, die „Entwicklungsgeschichte Gottes", die sich hier vollzieht, eine Wandlung des innersten Weltwesens aus anfänglicher Einsheit durch die vielförmige Vielfältigkeit — seine Entfaltung — hindurch zu neuer, höherer und nun erst wahrer Einheit. Das Verlassen des Paradieses kindhafter Träume ist das Erwachen; und das nun in Mühe und Not geschehende Erkennen die Voraussetzung wie zahlloser Irrtümer so auch wirklicher Weisheit, neuer Ruhe in neuem Göttlichen. Deswegen wird der Mensch, der zu fragen lernte (und damit das Gebot der Mutter brach, die ihn „tumb" und kindhaft halten gewollt, um ihn vor den Fährnissen des reisig-ritterlichen Lebens zu bewahren), vergeblich versuchen, romantisch zurückzutauchen in die Gefilde seiner Träume am Heiligen Quell; er muß das Begonnene tapfer und ehrlich vollenden. Seine Einheit findet er nur in weiterem Vorwärts, auf neuer Ebene wieder.

Diese neue Ebene schließt das Erkennen ein. Sie will wissendes Wagen und wagendes Wissen. Die moderne Seelen-Heil-Kunde, wie sie Jung begründet hat, zeigt uns dies auf das Höchste. Während die frühere, alles in die Breite des „nichts als" auflösende Lehre seelischem Geschehen blind gegenüberstand, erkannten wir, daß eine Lebensführung nicht deswegen krankhaft ist, weil sie die üblichen Bahnen verläßt[1]). Das kann krankhaft sein. Aber oft handelt es sich darum, daß einer „abwegig" wird, weil in ihm aus geheimnisvollen Tiefen neue Welt als Gesicht und Drang zur Tat aufbricht. Wenn er diese in seinem traditionell gebundenen Bewußtsein nicht begreift, können seltsame Zerrissenheiten als krankhaft erscheinende Zustände auftreten. Das Gestern ist nicht nur die Keimstätte des Morgens, sondern auch sein größter Feind.

Der analytische Psychologe erfährt es oft, daß es nicht gilt, solchen Menschen ihre Ideen „auszureden"; er erreicht das Heil-Werden, im Gegenteil, genau umgekehrt, indem er diese Ideen ernst nimmt. Er stößt sich nicht an ihrer vielmals abstrusen Form — die ja nur das Ergebnis unvollkommenen Assimilierens ist —, sondern verhilft zum Verständnis. Dadurch wird, wie im Werk des Künstlers, die neue Natur und ihr Keimen entbunden zu ihrer eigensten und eigentlichen Form. Das seelisch Andrängende, bislang ein nur störend wirkender „autonomer Komplex", wird so in die (auch vom Geistigen her bestimmte) Ganzheit der Menschen einbezogen. Wodurch er nicht nur genest, sondern auch wächst.

---

lung" eines Kunstwerkes habe ich zu geben versucht in einem Aufsatz: „Dürers Melancholia" (Eranos Jahrbuch 1934).

[1]) So findet sich in einer psychiatrischen Arbeit die Angabe, der Untersuchte sei zweifellos Psychopath: denn (!) er habe nicht nur in seiner Jugend Gedichte gemacht, sondern tue das sogar jetzt, als Erwachsener, noch (!!).

Digitized by Google

Ein Beispiel aus der Praxis möge dies verdeutlichen; denn das Gesagte ist ja nicht am grünen Tisch ausgedacht, sondern aus der täglichen Erfahrung und ihrer lebendigen Not gewachsen: Eine Dame litt unter der — wie man verstehen wird — ungeheuer quälenden Vorstellung, mit Tieren Umgang pflegen zu müssen. Sie war dem Selbstmord nahe im vergeblichen Kampf gegen diese immer wieder auftauchende Idee. Mit dem Fremdwort „Perversion" war wenig gesagt, wenig auch mit der alten analytischen „Erklärung", sie entdecke da eben ihre „animalische" Natur. Es ließ sich alsbald klären, daß ihr unbewußtes Seelenwesen auf — wie man weiß — bei Primitiven vielfach übliche Formen zurückgriff. Bei diesen ist ja ein Kult von Tier-Gottheiten bekannt. Noch bis in die griechische Antike hinein finden wir die tierhäuptigen Götter verehrt. Ein so weiter Rückgriff, über die Jahrtausende zurück, war in diesem Fall nötig, weil die Betreffende in einer völlig anderen und höchst einseitigen Weltanschauung oberbewußt fixiert war. Aus dieser heraus mißverstand sie jene anderen Stimmen in sich als sträfliches Tun, als „teuflisch", als „pervers". Gemeint war alles andere als dies; gemeint war, daß es in ihr verlangte, sie solle sich der als „sündig" verbannten Gegenwelt: der Erde, der Kreatur, des heiligen Tiers, der Nachtwelt des Dionysos liebend zuwenden. Sie müsse aufgeben, sagte es in ihr, eine „Heilige" zu werden; sie hatte zu lernen, daß wir Menschen, wir „Wanderer zwischen zwei Welten", das Leben „essen" müssen, ehe wir es gestalten können; daß wir die Natur nicht zu verwerfen haben, solange wir in ihr stehen. Kein konkretes Tun im Sinne der Zwangsvorstellung war also verlangt; es handelte sich auch keineswegs nur um ein Problem der einfachen Triebhaftigkeit, sondern dieser Mensch mußte wie sich selbst so Leben und Sein tiefer verstehen lernen; nur so konnte er heil, d. h. ganz und rund werden. Das war der Sinn des „Symptoms".

Freilich ist solches Verstehen des Bildes kein lediglich verstandesmäßiger Vorgang. Nicht ohne Grund verbildlicht der biblische Mythos die Gewinnung der Erkenntnis durch das Essen eines Apfels. Er sagt nicht, daß die ersten Menschen die Schrift oder gar die Druckerpresse, ein technisches Werkzeug o. dgl. erfunden hätten (obgleich freilich alles dies im Vollzug des Geschehenen immanent lag), sondern am „Baum des Lebens" reifte diese Frucht, also aus dem Leben selbst gewachsen. Die Frucht: das Ergebnis der Vermählung von Licht und Finsternis, von Wurzelsaft und Sonnenlicht, von Himmel und Erde, von männlichem und weiblichem Wesen. Der Apfel insbesondere ist ein uraltes Liebessymbol. Er enthält die Kerne, den Keim neuen Wachstums. Wenn diese in die Erde zurücksinken, erfolgt stoffliches Wachstum, Fort-Pflanzung. Essen wir ihn, so geschieht neue Geburt in anderer, subtiler und menschlich-geistiger Sphäre; dann vermählen wir uns dem Lebensbaum und vermählt sich dieser uns in geheimer Form; dann können wir die Welt neu gewinnen und uns ihr gewähren. Das heißt: wir werden „sein wie Gott". Das aber will der demiurgische Gott der Unbewußtheit — in uns — nicht. Wer möchte aus dem Paradies der kindhaften Unschuld vertrieben werden?

Daran, daß dies „große Werk" gelinge, daß der Mensch zu sich selber erwache, haben die Besten aller Zeiten gearbeitet. Wir sollen das göttliche Feuer nicht nur draußen in einem „Jenseits" sehen, sondern auch in uns selber. Aller Trägheit ihres eigenen Wesens zuwider, allen Scheiterhaufen und den Machtansprüchen einer um ihre Vorrechte kämpfenden Priesterkaste zum Trotz haben die Menschen immer wieder vom Baum der Erkenntnis gegessen. Die wahrhaft Großen — ein Eckhart etwa, ein Augustin oder ein Goethe[1]), auch Hölderlin nicht zu vergessen — blieben

[1]) Augustin: „Nullum bonum perfecte noscitur, quod non perfecte amatur". — Goethe: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Erkenntnis werden soll, desto kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein."

Digitized by Google

dabei des eingedenk, daß Erkenntnis an das Symbol des Apfels gebunden ist: daß sie liebendes Wissen sein muß. Nur Lieben oder nur Wissen ist einfach, aber bleibt halb.

Diese Trennung durchzieht die abendländische Geschichte als eine tragische Kluft, eine wahre universitas literarum verhindernd, in der der Sänger mit dem Denker geht. Die Philosophen der Goethezeit — Schelling, Baader, Carus u. a. — haben es zuerst unternommen, diesen Spalt zu überwinden; ebenso ist Nietzsches Werk ein Versuch solcher Art. Dacqués „Urwelt, Sage und Menschheit" spricht aus solcher Gesinnung, Jungs komplexe Psychologie steht in dieser neuen Welt des platonischen Künstler-Denkers. Künstlerische Schau und gedankliche Klarheit zusammen erst geben Weisheit, Erleuchtung. Begreifen aus Innern und Er-Innern, aus Schau und Wissen führt zur Ergriffenheit.

Das naturwissenschaftlich-rationale Sehen ist nur die eine Form der Sachlichkeit, nicht diese selbst, wie man vermeinte, indem man jene Arbeitsweise „die exakte" nannte. Es weist unsere Enthaltenheit in der Breitendimension auf (als Reduktion aufs Elementare, in die Statistik usw.). Das geistige Schauen steht senkrecht auf dieser Welt; es ergibt unsere Aufgehobenheit im großen göttlichen Seelenraum. Dort werden wir als Einzelne und Besondere sinnlos, ja unexistent. Hier wird der Mensch sub specie, ja in essentia aeternitatis wesentlich. Ohne die Dimension der Breite wäre er reiner Geist, ohne die der Höhe (bzw. Tiefe) lediglich Stoff.

Wie der Stratosphärenflieger in seiner Höhe das Sonnenlicht im — fast luftleeren — Raum nicht sieht, sondern wie um ihn schwarze Finsternis ist, er vielmehr die Sonne und ihren Schein da aufleuchten merkt, wo der Dunstkreis der Erde unter ihm beginnt bzw. an der Körperlichkeit, der Stofflichkeit seines Ballons und der Dinge in diesem, so gibt es für uns Menschen nicht Eines ohne das Andere. Wir erkennen das Licht immer nur an der Trübung; und umgekehrt: das Wesen in der Erscheinung.

Jedesmal, wenn diese polare Struktur des Lebens vergessen und in antinome Gegensätzlichkeit verfälscht wird, entsteht aus der Dynamik der vernachlässigten Seite eine Gegenbewegung. Das erweist z. B. die vergangene Epoche deutlich. Sie wollte — wie wir zu zeigen versuchen — den göttlichen Sinn und den ewigen Kern des Menschen leugnen und die „Welträtsel" lösen, indem sie Alles und Jedes auf die anonym-elementaren Bausteine reduzierte: der Staat als Summe der Bürger; der Organismus als additives Rechenexempel aus Zellen, die ihrerseits wieder „nichts als" chemisch-physikalische Konglomerate waren; der Mensch nur ein höheres Tier, mit der „Illusion" der Kultur als Überbau usw. Bei dieser ausschließlichen Betrachtung auf die Breite und die Masse mußte der Individualismus entstehen. Sein Grund ruht in dem Wesen und Wirken des vom Materialismus und der Demokratie verdrängten Pols. Er ist nicht in seiner Wurzel falsch, sondern nur in seiner verzerrten Erscheinungsform. Er mißverstand sich, sein Wesen und seinen Sinn: er verwechselte Eigenart mit Eigenheiten, Besonderes mit Absonderlichem, Persönlichkeit mit privater Spielerei. Das „höchste Glück der Menschenkinder" entartete zum Ich in mir selber allein. Man begriff, da alle für gleich galten und sich niemand der notwendigen Pflege der individuellen Seelenmächte annahm, nicht, daß des Menschen Besonderes und Einmaliges gerecht nur wachsen kann als Ich im Urgrund und dem mich privat „aufhebenden" Wesen des Größeren und Allgemeinen.

Diesen Individualismus überwindet deswegen nicht die Antithese, der Nachweis unserer Enthaltenheit auch in der breiten Masse — dieser Einstellung entstammt jener ja gerade! —, sondern eine Sicht, die ihn durch Bessermachen aus den Angeln hebt. Ein Geist, der sein Verstehen, Wissen und Denken ehrfürchtig dem

Digitized by Google

Symbol, der konzentrierten und unmittelbaren Offenbarung geheimen und inneren Lebens, zur Verfügung stellt, hebt den Individualismus gewissermaßen aus der Taufe und erlöst seinen rechten, nur auf falschen Wegen verirrten Sinn. Denn ein Mensch, der in die Gründe wissend zurückkehrt, hat die „wahre Freiheit eines Christenmenschen" gewonnen: in der Enthaltenheit im letzten Gesetz und Gesetzten, in Ordnungen, welche zugleich Freiheit und Gehorsam bedeuten.

Echter und rechter, nachdenklicher Dienst am Leben, das stets „ein in den Geheimniszustand erhobenes Inneres" ist, führt somit zu neuer Gläubigkeit. Wie uns scheint, ist der Faust die dichterische Gestaltung solcher Lebenshaltung. Sie weiß um die Möglichkeit, den Menschen zum Metaphysischen bilden zu können: sowohl durch die Gesellung des Geistes — des Mephisto in Goethes Werk —, wie aus der tiefen Gläubigkeit an das ewig Waltende. Nur der Mensch kann aus dem Größeren herausfallen, der dessen Willen ichhaft widerstrebt; der ihm nicht alle Kräfte der Seele und des Geistes, jede an ihrem Platz eingeordnet, zur Verfügung stellt.

Individuum und Gemeinschaft im Reich der Psychologie

Von M. Heinrich Göring in Wuppertal-Elberfeld

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigten sich die Gelehrten eingehend mit dem Einzelmenschen; war er für sie doch das Wichtigste, was es auf Erden gab. Er wurde aufs genaueste experimentalpsychologisch untersucht. All seine Eigenschaften wollte man ergründen, dadurch, daß man den Menschen zerlegte. Durch fein ausgearbeitete Methoden wurden die Intelligenz, die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis, die Merkfähigkeit u. a. untersucht. Dabei legte man Wert darauf, daß der Mensch bei der Beantwortung der an ihn gestellten Frage jede subjektive Regung ausschaltete.

Dieser Auffassung von der Wichtigkeit des Einzelmenschen entsprechend gestaltete sich auch die Beziehung zur Gemeinschaft. Es bildeten sich Interessengruppen, die nicht die Hebung der Gruppe als solche, sondern lediglich die Besserstellung des Einzelmenschen in der Gruppe zum Ziele hatten; so entstanden die Gewerkschaften und die Unternehmerverbände.

Allerdings setzte sich auch damals, unbekümmert um die allgemeine individualistische Einstellung, der Gemeinschaftsgedanke in einzelnen Kreisen durch, freilich nur in engen Grenzen. Vor allem in alten Familien trat der Wunsch nach Zusammenschluß immer stärker hervor. Dabei stand der Gedanke der Erhaltung der Familie, nicht der des Volksganzen, im Vordergrund. Kennzeichnend für diese Anschauung ist etwa folgende Begebenheit: Ein vermögender Mann von über 60 Jahren zog während des Weltkrieges freiwillig zur Front; es war ihm eine Selbstverständlichkeit, sein Leben für sein Vaterland einzusetzen. Als er aber 1917 aus gesundheitlichen Rücksichten aus dem Heeresdienst ausscheiden mußte, wanderte er aus, um sein Vermögen zu erhalten, nicht um seinetwillen — er war sehr anspruchslos —, sondern um seiner Nachkommen willen.

Allmählich wurde es den Psychologen klar, daß ein Individuum nicht dadurch erkannt werden kann, daß man es zerlegt und dann als Typ wieder zusammensetzt. Die Experimentalpsychologen konnten sich aber von ihrer Arbeitsweise nicht trennen. Sie änderten lediglich die Haltung des Menschen bei den Versuchen; sie

Digitized by Google

verlangen die persönliche Einschaltung, weil ein Mensch anders reagieren muß, wenn er im Experimentierraum sitzt, als wenn er mitten im Leben steht. Sie begnügen sich heute nicht damit, mechanisch kleine Aufgaben, sogenannte Tests, lösen zu lassen, z. B. das Zusammensetzen einzelner Teile zu einem Ganzen innerhalb einer bestimmten Zeit. Sie berücksichtigen dabei auch das Verhalten des Prüflings. Die Experimentalpsychologie hat heute noch Wert, vor allem für die Berufsberatung, bei der Unfallbegutachtung u. dgl.

Während die alte Schule mit Hilfe alter Methoden neue Wege zu gehen versuchte, brach sich eine Erkenntnis Bahn, die zwar nicht neu war, die aber nur einigen Wenigen geläufig war; es ist die Erkenntnis, daß im Menschen neben dem Bewußten noch ein Unbewußtes vorhanden ist, dem große Bedeutung beigemessen werden muß.

Die Veröffentlichungen Sigmund Freuds über das Unbewußte haben Ende des vorigen Jahrhunderts Aufsehen erregt. Allerdings ist es ein Irrtum, daß Freud der erste gewesen sei, der auf das Vorhandensein des Unbewußten hingewiesen habe. Schon Ernst Freiherr von Feuchtersleben hat darüber geschrieben; in seiner, 1838 erschienenen „Diätetik der Seele" heißt es, daß die Grundlage des Lebens das Unbewußte, die schöpferischen Kräfte des Gefühls und der Phantasie seien; diese rein und stark zu erhalten, sei die vornehmste Aufnahme einer Diätetik der Seele. Später hat Eduard von Hartmann ein ganzes philosophisches System in der Ausdeutung des Unbewußten aufgebaut.

Leider haben Feuchtersleben und Hartmann ihre Erkenntnis vom Unbewußten nicht in die Praxis umgesetzt. Auch Breuer, ein Wiener Arzt, verwertete seine Beobachtung nicht; er hatte am Krankenbett eines Mädchens die Erfahrung gemacht, daß die Patientin in einem Dämmerzustand und später in der Hypnose Erlebnisse, die aus dem Oberbewußten verdrängt waren, mitteilte, und dadurch Befreiung und Schwinden der neurotischen Störungen erzielt. Breuer erzählte seine Beobachtung Freud. Dieser baute darauf seine Psychoanalyse auf.

Freud sieht im Unbewußten nur das erotische Triebleben; diesem ist alles untergeordnet. Schon das Saugen des kleinen Kindes ist nach seiner Ansicht erotisch bedingt. Jede künstlerische und wissenschaftliche Leistung entsteht aus der Erotik durch Sublimierung, d. h. durch Ersatzbildung des erotischen Triebes durch eine zweckmäßige, gehobene Tätigkeit. Auch die Religion ist nur von der Erotik aus zu verstehen. Die Auffassung Freuds mußte zum krassesten Individualismus führen, zum persönlichen Sichausleben auf erotischer Grundlage; in seiner Lehre ist auch nicht der kleinste Platz für die Gemeinschaft, es sei denn, daß unter Gemeinschaft auch die erotischen Beziehungen des einen Geschlechts zum andern zu verstehen sind.

Im Gegensatz zu Freud betonte Adler, daß nicht das erotische Triebleben, sondern das mit dem Minderwertigkeitsgefühl gepaarte Machtstreben den Menschen beherrsche. Er nannte seine Lehre Individualpsychologie; der Ausdruck ist irreführend; er hat mit Individualismus nichts zu tun, sondern will im Gegensatz zur Experimentalpsychologie lediglich besagen, daß das Individuum als Ganzheit betrachtet werden muß. Trotzdem Adler viel von der Gemeinschaft redet, steht ihm doch das Individuum höher. Er will den Gemeinschaftsgedanken im Individuum wecken, damit das Individuum gesundet. Er will die Menschen nivellieren, damit sie möglichst reibungslos nebeneinander und miteinander leben können. So ist es erklärlich, daß die Individualpsychologie starken Anklang bei den Marxisten fand und individualpsychologisch-marxistische Gesellschaften unter jüdischer Leitung gegründet wurden, während andere Gesellschaften, wie die Münchner unter Seif, mit ihrem arischen Instinkt gegen die marxistische Richtung Front machten.

Digitized by Google

Der deutsche Begriff von Individuum und Gemeinschaft ist ein anderer als der Adlersche. Am besten wird der Unterschied zwischen der Adlerschen und der deutschen Auffassung klar an der Auslegung des Wortes „Gemeinnutz geht vor Eigennutz".

Nach Adler muß das Kind zum Gemeinschaftsgefühl *erzogen* werden, es muß die ursprünglich ihm anhaftende Ichhaftigkeit gebrochen werden. Reichspressechef Dr. Dietrich weist darauf hin, daß der deutsche Mensch in allen seinen Handlungen Kollektivwesen ist und überhaupt nur so gedacht werden könne, daß also das Gemeinschaftsbewußtsein *biologisch bedingt* sei. Danach kann das zitierte Wort nicht so ausgelegt werden, wie es leider noch oft geschieht, daß man rein geschäftsmäßig abwägen muß, wie man zu handeln hat, wieviel man sich erlauben darf. Statt dieser intellektualistischen Auslegung kommt für den Deutschen nur die innere Haltung, die Gesinnung in Frage. Zu ihr muß er sich durchringen, damit das vielfach verschüttete biologisch bedingte Gemeinschaftsbewußtsein wieder klar in Erscheinung tritt, und damit das rechte Handeln wieder ohne Überlegung möglich wird. Für den Deutschen gibt es eine Schicksalsgemeinschaft, in die er als Einzelindividuum gestellt ist; für sie soll er wirken unter Einsatz seiner ganzen Fähigkeit. Die deutsche Psychotherapie kennt keine Nivellierung; sie will alle Fähigkeiten aus dem Menschen herausholen, aber nicht um seiner selbst willen, sondern im Dienste der Volksgemeinschaft.

Diese Volksgemeinschaft ist nicht nur etwas Gegenwärtiges. Sie ist umfassender und reicht in die Vergangenheit und in die Zukunft.

Die Erbbiologen sehen in der Erbmasse naturwissenschaftlich die Wirkung der Vorfahren. Der bekannte Züricher Psychotherapeut C. G. Jung erblickt die in uns arbeitende Macht der Vergangenheit im kollektiven oder überpersönlichen Unbewußten. Während das persönliche Unbewußte nur eigene Erlebnisse enthält, die je nach ihrer Eigenart bald leichter bald schwerer in das Oberbewußte zu rufen sind, liegen im kollektiven Unbewußten tief eingewurzelte Bilder, die sich hie und da in unsern Träumen zeigen. Jung bezeichnet sie mit dem Ausdruck „Archetypen". Er hat sie in der ganzen Welt gefunden und führt sie auf Urzeiten zurück. Es ist noch zu prüfen, ob es nicht Archetypen gibt, die einer Rasse eigentümlich sind. Wenn wir in unsern Träumen Archetypen finden, die bis in die Urzeiten hineinreichen, müßten auch solche erkennbar sein, die rassische Eigenarten aufweisen; sonst wäre eine unerklärbare Lücke vorhanden. Das kollektive Unbewußte gehört zu unserem Ich und bildet zusammen mit dem psychologischen Ich, das auch das persönliche Unbewußte enthält, ein Ganzes, das Jung mit dem Ausdruck „Selbst" bezeichnet. Wir sehen also, daß das Ich nicht vorhanden sein kann ohne die Verbundenheit mit den Menschen, die in der Vergangenheit gelebt haben.

Das Selbst, in dem Gegenwart und Vergangenheit liegt, hat auch eine zukünftige Komponente. Fritz Künkel zeigte sie; er weist darauf hin, daß jeder Mensch ein Ziel hat. Dieses kann primitiv sein und sich nur auf die nächstliegenden Bedürfnisse erstrecken; es kann sich lediglich mit sich, höchstens noch mit der nächsten Familie beschäftigen. Bei dieser Zielsetzung kommt das Gemeinschaftsbewußtsein des Ichs nicht mehr zur Geltung; Not, Sorgen oder andere Ursachen haben es verschüttet.

Es gibt aber auch eine Zielsetzung, die über das Ich hinausgeht, die volksverbunden ist. An sie muß man mit scharfer Kritik herantreten. Eine Handlung selbst besagt noch nichts über die Zielsetzung des Handelnden. Gibt z. B. ein Mensch einen großen Beitrag für wohltätige Zwecke, so fragt es sich, aus welchem Grunde er so handelt. Gibt er den Beitrag, weil er gern an erster Stelle stehen möchte, weil er sich blamiert fühlt, wenn er weniger gibt, oder aus dem inneren Bedürfnis heraus anderen zu helfen? Nur das letzte Motiv beweist die volksverbundene Einstellung, die beiden anderen sind ichhaft.

Digitized by Google

Oft kennt der Mensch seine Zielsetzung nicht; zwischen Ober- und Unbewußtem besteht eine Disharmonie. Es gibt Menschen, die auf Grund ihrer Erziehung alles durchaus gut machen wollen und glauben, daß ihre Einstellung alles andere als ichhaft sei; versagen sie, so verfallen sie in eine Neurose; sie bekommen Herzbeschwerden, Magenkrämpfe, Kopfschmerzen, Schlafstörungen oder es treten andere Erscheinungen auf; sie kommen zum Arzt und dieser stellt im Einvernehmen mit dem Patienten Überarbeitung oder Ähnliches fest. Verwandte und Freunde sind mit dem Patienten der Ansicht, daß die Ursache der Erkrankung durchaus klar ist. Aber sie irren; es handelt sich um eine Selbsttäuschung. Dringen wir bei einem solchen Patienten in das Unbewußte, und zwar in das persönliche Unbewußte, so finden wir, daß beispielsweise der Patient als Kind verwöhnt worden ist; alles, was er machte, ist gelobt worden; für ihn gab es kein Versagen; auch in der Schule ging alles gut. Das Kind hütete sich vor Unarten, es war ein Musterkind. Natürlich nahm es an, daß ihm auch im Leben alles glücken würde, daß es ein Mustermensch sein würde. Diese Einstellung ist eine rein ichhafte, so sehr sie auch nach außen hin tadellos erscheinen mag. Ein Mensch, der nur den Wunsch hat, gut zu sein, dem aber jede Volksverbundenheit fehlt, muß versagen, wenn ihm im Leben Schwierigkeiten zustoßen. Er ist nur gut, um selbst in gutem Licht dazustehen; er tut seine Pflicht nicht um der Gemeinschaft willen. Dieser Mensch zieht sich vermittels einer Neurose aus der Gemeinschaft zurück, um keine Nackenschläge mehr zu erleiden. Er wählt unbewußt die Form der Neurose, um vor den Augen der anderen Menschen und vor seinem Gewissen ein Recht zu haben, aus der Gemeinschaft auszuscheiden.

Dahin gehören auch die Menschen, die ihre Zielsetzung bis ins Unendliche hineinreichen lassen. Es soll hier nicht weiter erörtert werden, inwieweit unser Ich über die erkennbare Welt hinausreicht, welche Bewandtnis es mit dem Fünkchen des Meister Eckhart hat. Aber auf eins muß hingewiesen werden: Es gibt Menschen, die ihre Verantwortung auf Gott abschieben und glauben, damit recht zu tun. Sie sehen nicht, daß sie ichhaft handeln, daß sie ihre Verantwortung nur deswegen leugnen, um selbst gut dazustehen, daß sie durch diese Ichhaftigkeit unter Umständen die Gemeinschaft schädigen und dadurch das tun, was sie vermeiden wollen, nämlich sündigen.

Wir haben gesehen, daß das Individuum sehr kompliziert ist, daß Individuum und Gemeinschaft eng miteinander verbunden sind. In jedem Individuum steckt die Gemeinschaft vergangener Zeiten. Das Individuum lebt innerhalb einer Gemeinschaft und muß sich zu ihr einstellen. In jedem Individuum sehen wir auch Zukünftiges, eine Zielsetzung. Der Wert des Individuums liegt einmal in seiner Erbmasse, dann aber auch in seiner Erziehung. Beide bedingen die gegenwärtige Haltung und die zukünftige Zielsetzung.

In Hitlers „Mein Kampf" lesen wir (Seite 460 f.), daß der völkische Staat, wenn auch erst in zweiter Linie, die Bildung des Charakters in jeder Weise zu fördern hat. Es besteht durchaus die Möglichkeit, einen durch falsche Erziehung mutlos Gewordenen zu einem mutigen und tüchtigen Menschen zu machen.

Jeder muß sich mit seiner Erbmasse und Erziehung beschäftigen, damit er eine rechte, volksverbundene Zielsetzung erhält. Freilich täuscht sich der Mensch besonders leicht über sich selbst. Jeder frage sich, ob seine oberbewußte Zielsetzung seinem wahren Wesen entspricht, ob sein Gemeinschaftsgefühl nicht nur ein Scheingemeinschaftsgefühl ist. Die Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur rechten volksverbundenen Lebenseinstellung.

Digitized by Google

Das Leib-Seele-Problem in der Heilkunde

Von Johann Heinrich Schultz in Berlin

In den letzten Jahrzehnten hat das Arzttum wesentliche Wandlungen erlebt. Aus oft tiefsinniger Wirrnis scheinsystematischer „philosophischer" Medizin, deren Eigenart sich am schärfsten in der geschichtlichen Tatsache spiegelt, daß Leben und Tod des Kranken davon abhing, ob der behandelnde Arzt die heiligen Schriften seiner Sekte, etwa des Galenus, richtig oder falsch übersetzte, führte die streng experimentelle naturwissenschaftliche Bearbeitung der Lebensvorgänge beim Gesunden und beim Kranken im 19. Jahrhundert zu einer Tatsachengrundlage erstmaliger Sicherheit; Mikroskopie, Chemie, Physik, experimentelle Physiologie, Biologie und Pathologie ließen völlig bindende Gesetzhaftigkeiten erkennen, synthetischchemische Arbeit ließ Tropenkrankheiten verschwinden und die furchtbare Volksseuche der Syphilis so vernichtend angreifen, daß unter gleichen Umständen, in gleichen Kliniken, in gleichen Zeiträumen heute 8 bis 10 erbsyphilitische Kinder beobachtet werden, wo vor 30 Jahren 286 festgestellt wurden, daß ein höchstbeschäftigter Großstadtfacharzt, der früher täglich 1—2 frische Fälle sah, deren heute im Monat 1—2 beobachtet. Es kann hier nicht ins einzelne gegangen werden, aber Leistungen wie Leberpräparatheilung früher absolut tödlicher bösartiger Blutarmut, Insulinbehandlung der Zuckerkrankheit, Seuchenfreiheit Deutschlands im Weltkriege, allgemeine Verlängerung der Lebensdauer um etwa 20 Jahre dürfen als beliebige Beispiele gegeben werden.

Es ist von entscheidender Bedeutung, sich über diese ungeheuren, in ihren Grundlagen unerschütterlichen und für jede gewissenhafte und sachgemäße Gesundheitsberatung unentbehrlichen Ergebnisse der wissenschaftlichen Medizin des 19. Jahrhunderts mit Dankbarkeit, Ehrfurcht und Bewunderung klar zu sein, wenn man von der Neugeburt des Arzttums in den letzten Jahrzehnten mit der Verantwortung zu sprechen übernimmt, die das neue Deutschland fordern muß. Klarheit und Selbsturteil wahrer, zu verläßlichen Ergebnissen führender wissenschaftlicher Arbeit verlangt eine fehlerfreie Methodik und ist daher notwendig an eine fruchtbarer Fragestellung offene Vereinfachung gebunden; es darf nicht nach allgemeinen, unendlich komplexen Lebensabläufen in einer Art von Abschätzen oder Probieren vorgegangen werden, sondern Teil um Teil muß das große Ganze erschlossen werden.

Organe waren erstes Forschungsobjekt wissenschaftlicher Medizin. Sie wurden, aus der Leiche oder durch Operation gewonnen, in ihrem feinsten Aufbau studiert, außerhalb des Körpers überlebend gehalten und unter verschiedensten Bedingungen beobachtet.

Die Organe sind gewissermaßen das ABC wissenschaftlicher Medizin. Lebensbuchstaben erkennen heißt noch nicht, das Buch des Lebens lesen können; aber ohne das Buchstabenbild bleibt der reichste Text unerschlossen. Vergegenwärtigen wir uns zunächst eine solche biologische Letter.

Über jeder Niere des Menschen liegt ein dunkelbraunrotes Organ etwa von Größe und Form einer gepreßten Feige: die Nebenniere; ihr Vorhandensein wurde von dem großen Anatom der Renaissance, Bartholomäus Eustachius Sanctoseverinatus im Jahre 1563 festgestellt. Mikroskopisch hatte 1846 Ecker erkannt, daß drüsenartige und dem Lebensnerv Sympathicus verwandte nervliche Bestandteile in ihr zu einer Einheit verschmolzen sind; ein Ausführungsgang der Drüse besteht nicht; die Nebenniere ist eine „Blutdrüse", die ihre Säfte unmittelbar in das Blut abgibt. 1855

Digitized by Google

beschrieb der englische Arzt Thomas Addison zum erstenmal eine tödliche Krankheit des Menschen, die auf Zerstörung der Nebenniere, etwa durch Tuberkulose, beruht und mit Blutarmut, allgemeinem Verfall, Kraft- und Willenlosigkeit, Darm- und Nervenstörungen sowie einer Braunfärbung der Haut einhergeht. Die Entdeckung dieses, dem ersten Beobachter zu Ehren „Addisonsche Krankheit" genannten Leidens bewies die Lebenswichtigkeit der Nebenniere für den Menschen. Oliver und Schäfer stellten 1894 in London fest, daß wässerige Auszüge aus Nebennieren stürmische Wirkungen auslösen, wenn sie einem Tiere eingespritzt werden. Besonders augenfällig ist eine Totalverkrampfung der Blutgefäße, die zu einer enormen Blutdrucksteigerung führt. Der dies bewirkende Stoff, das Adrenalin, konnte nach Arbeiten von Abel, v. Fürth und Takamine 1901 kristallisiert rein gewonnen und von Stolz 1906 in seinem Aufbau erkannt und künstlich dargestellt werden („Suprarenin"). In den letzten Jahren endlich sind Nebennierenpräparate gewonnen, die bei der Addisonschen Krankheit heilsam zu sein scheinen.

Ein Weg durch Jahrhunderte und — vom Organ aus — eine endgültige Lösung. Aber die Forschung machte nicht Halt. Das chemisch reine Adrenalin erwies sich nicht nur als ein unschätzbares praktisches Hilfsmittel — führt es doch zu völligem Verkrampfungsschluß der Blutgefäße und erlaubt daher z. B. im Bereich seiner Anwendung ein Operieren fast ohne Blutverlust und Bildtrübung durch Blutung —, sondern es ergab sich, daß die Lebenstätigkeit der Nebenniere im Organismus nach den verschiedensten Richtungen wirksam ist: Gefäßspannung, innerer Umsatz, Körperentwicklung, Hautfärbung u. a. erwiesen sich als wesentlich abhängig von der Nebennierentätigkeit. Ebenso wie die Kreislauforgane reagiert auch das Nervensystem intensiv auf die in das Blut eintretenden „innersekretorischen" Absonderungen der Nebenniere, indem bestimmte Anteile des Nervensystems, die „sympathischen", in Erregung geraten; ein Krampf der gegensätzlichen Anteile des Nervensystems, ein „vagotonischer" Zustand wie z. B. der Anfall beim Bronchialasthma, ist daher durch die gesteigerte Sympathicuserregung abzustellen, die der Einspritzung von Adrenalin folgt. Adrenalin ist ein sicheres, wenn auch bei häufigem Gebrauch nicht immer unbedenkliches Mittel zur Beseitigung von Asthmaanfällen.

Das „Organ" Nervensystem reagiert also auf das „Organ" „Nebenniere".

Noch können wir bisher in der „Organsprache" den Befunden gerecht werden.

Aber nun überschreitet die Erfahrung diesen Bereich, denn auch das Umgekehrte ist gültig: Erregungen des Nervensystems in bestimmter Richtung führen zu erhöhter Tätigkeit der Nebenniere und vermehrter Absonderung von Nebennierenstoff ins kreisende Blut; diese Reaktion führt aber wieder zu gesteigerter Erregung des Nervensystems.

Wir stehen in einem Zirkel; in modern-medizinischer Sprache ausgedrückt: die normalen und krankhaften Tätigkeitsverläufe (die „Normo"- und „Patho"-„Syndrome") sind in ein Kreisgeschehen eingebaut. Das Nervensystem ist mit dem Gesamtorganismus durch Myriaden feinster Leitungen verbunden; Umschaltung des Nervensystems ergibt Organismusumschaltung, zumal alle wesentlichen Lebenstätigkeiten im (tieferen) Gehirn Zentralschaltstellen, „Zentren", haben, so daß Atmung, Temperatur, Kreislauf, Stoffwechsel, Schlafen-Wachen usw. an kleinsten Schaltstationen zentral gesteuert werden. Schalten diese „Zentren" auf „Schlaf", so wird der Mensch übrigens weniger ansprechbar, ja gelegentlich völlig unempfindlich gegen eingespritzte Mengen Adrenalin, die im Wachzustand heftige Folgeerscheinungen setzen. Die Umschaltungen des Gesamtorganismus gehen mit Veränderung aller Lebensfunktionen einher, und diese wirken unmittelbar oder mittelbar, etwa durch Bildung von Absonderungen und Stoffwechselprodukten auf das Nervensystem.

Umschaltungen des Nervensystems wurden hinsichtlich der Erforschung der Neben-

Digitized by Google

niere zunächst ganz einfach in dem Sinne durchgeführt, daß der zu der Nebenniere führende Nerv elektrisch oder sonstwie gereizt wurde; es ergab sich eine erhöhte Ausscheidung von Adrenalin in den Blutgefäßen, die aus der Nebenniere kommen, den Nebennierenvenen, mit allen bekannten Folgen. W. B. Cannon und seine Mitarbeiter konnten 1925 nachweisen, daß Gemütsbewegungen spannend-angsthafter oder gespannt-gehemmter Art dasselbe mit sich bringen; werden Katzen durch Hunde geärgert, so sondern ihre Nebennieren stärker ab; es findet sich mehr Adrenalin in der Nebennierenvene, der Blutdruck steigt usw.

Was aber ist „Angst" für den Physiologen? Wie G. R. Heyer in einer Darstellung über „Das körperlich-seelische Zusammenwirken in den Lebensvorgängen" (Verlag Bergmann, München 1925) ausführt, ist „Angst" etymologisch von ah oder anh abzuleiten, das im Sanskrit zermalmen, quälen, morden meint; die „Enge" der angina zeigt Weiteres. Der Nebennierenstoff, das Adrenalin, ist aber nun eine exquisit die Adern „engende" Substanz. Soweit sind Möglichkeiten sichtbar. Aber ist „Angst" noch eine „Organfunktion"? Keinesfalls. Wie Schlaf, Lust, Trauer, Ehrfurcht und alles „Leben" sonst, ist die Angst eine Gesamtreaktion des einheitlichen beseelten Organismus. Weder „Seele wirkt auf Körper" noch „Körper wirkt auf Seele", sondern ein Ganzes, Einheitliches, Lebendiges lebt und wird gelebt. V. Weizsäcker sagt in seinen tiefgründigen „Studien zur Pathogenese" (Verlag Thieme, Leipzig 1935) in gleichem Sinne, daß nicht das Subjekt, der ganze Lebende, krank wird, weil seine Funktionen fehlgehen, sondern seine Funktionen gehen fehl, weil er krank ist. Ärztlichem Sprechen und Denken angepaßt empfahl ich 1919 in der ersten Auflage meiner „Seelischen Krankenbehandlung" (Verlag Fischer, Jena 1930), das Seelische als biologische Höchstfunktion im Gesamt der Vieleinheit des Organismus sehen und „wirksam" erkennen zu lernen. In neuerer Zeit spricht man gern im gleichen Sinne von „Leib-Seele-Einheit". Die psychischen Funktionen „sitzen" nicht irgendwo; der Schreck, der „durch die Nerven" „in die Nebenniere fährt", gewaltige Blutdrucksteigerungen, Blässe, Zittern usw. hervorruft, setzt Funktionsalarme, die ihrerseits wieder mit einem Chaos wilder Meldungen die schon vorher erschütterte Hirnzentrale überschwemmen, deren Durchblutung bis zu Bewußtseinsverlust abgeschnitten werden kann (Schreckohnmacht). Hier gibt es keine Frage mehr nach einem „Wo"; um so weniger, weil für den Arzt von heute nicht mehr ein mechanisch regulierter, aus Organbausteinen gefügter Körper im Widerstreit zu einer unmateriellen, dem Arzt des 19. Jahrhunderts in seiner Arbeit meist störenden und „peinlichen" Seele steht, sondern der Organismus als thematisierte Symphonie rhythmisierter Funktionsakkorde dem „Organismus der Seele" nach G. R. Heyers glücklicher Prägung in sich entspricht. Die Seele der Sinn des Leibes, der Leib der Ausdruck der Seele, mit L. Klages zu sprechen.

Das gilt um so mehr, als die angedeuteten, zu völlig lebendigem Einbau der Nebenniere in den Gesamtorganismus führenden Gesetzhaftigkeiten nicht etwa auf die Nebenniere beschränkt sind; auch nicht etwa auf die heute so beliebten und gefürchteten „Drüsen mit innerer Sekretion". Nein. Das Lebenskreisgesetz, daß alles Lebendige vom Nervensystem und in seiner Lebenstätigkeit zu ihm zurück schwingt, ist für das Gesamt des Organismus gültig. Wenn wir „uns" durch Gähnen und Strecken entmüden, so helfen uns unsere Bewegungsmuskeln; wenn unser Stoffwechsel richtig arbeitet, seine Abläufe usw.; überall ein kreisgeschlossenes Her und Hin, ein In-sich und Im-ganzen Sein und Leben. „Der Körper" ohne diese Fülle des synthetisch-harmonischen Ganzteiligen ist nicht „Leib" mehr, nur noch „Leichnam"; der erste Lehrmeister anatomisch-ärztlicher Forschung!

Was folgt nun aus diesen unabweisbaren Erfahrungen für die ärztliche Bewältigung des Leib-Seele-Problems? Einer der feinsinnigsten und tiefgründigsten Arzt-

Digitized by Google

philosophen, Hermann Lotze, leitet 1856 seinen unsterblichen „Mikrokosmos" mit den nachdenklichen Worten ein:

„Zwischen den Bedürfnissen des Gemütes und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ist ein alter nie geschlichteter Zwist. Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung ihn zu sehen vermag: diese Entsagung ist zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden. Und gewiß ist das, was man so gern als höhere Ansicht der Dinge dem gemeinen Erkennen gegenüberstellt, am häufigsten doch nur eine sehnsüchtige Ahnung, wohl kundig der Schranken, denen sie entfliehen, aber nur wenig des Zieles, das sie erreichen möchte. Denn aus dem besten Teile unseres Wesens entsprungen, empfangen doch jene Ansichten ihre bestimmte Färbung von sehr verschiedenartigen Einflüssen. Genährt an mancherlei Zweifeln und Nachgedanken über die Schicksale des Lebens und über den Inhalt eines doch immer beschränkten Erfahrungskreises, verleugnen sie weder die Eindrücke überlieferter Bildung und augenblicklicher Zeitrichtungen, noch sind sie selbst unabhängig von dem natürlichen Wechsel der Stimmungen, die andere sind in der Jugend, andere nach der Aufsammlung mannigfaltiger Erfahrungen. Man kann nicht ernstlich hoffen, daß eine so unklare und unruhige Bewegung des Gemütes den Zusammenhang der Dinge richtiger zeichnen werde, als die besonnene Untersuchung, mit der in der Wissenschaft das Allen gemeinsame Denken beschäftigt ist. Dürfen wir dem menschlichen Herzen nicht gebieten, seine sehnsüchtigen Fragen zu unterdrücken, so wird es gleichwohl ihre Beantwortung als eine nebenher reifende Frucht jener Erkenntnis erwarten müssen, die nicht von denselben Fragen, sondern leidenschaftsloseren und darum klareren Anfängen ausging."

Die hier vorgetragenen Bemerkungen eines Arztes möchten versuchen, im Tatsachenbereiche zu bleiben; im Vorhof für Fragemutige, aber auf dem harten Boden sicherer Arbeit. Um so mehr ist zu betonen, daß unsere Ausführungen in festen Grenzen stehen und Ewigkeitsfragen unberührt lassen; der Mensch ist ein einheitlich lebendiges Wesen, ein beseelter Organismus. In meinem jüngst erschienenen Übungsheft für das Autogene Training fügte ich bei:

„Dies Gesetz gilt nur für die Wirklichkeit dieser Welt; mit den letzten Fragen der Menschheit, mit Religion, Unsterblichkeit usw. hat es nichts zu tun; genau so kindisch, wie es für einen Frommen wäre, zu fürchten, daß ein aufopfernder Prediger des ewigen Lebens verlustig ginge, wenn ihn ein Raubtier gefressen hat, genau so töricht wäre die Besorgnis, die Wirklichkeitserkenntnis der Leib-Seele-Einheit könnte der Religion Abbruch tun. Für die Wirklichkeit dieser Welt aber ist das Grundgesetz bindend; nicht ein Leib trinkt und eine Seele wird trunken, sondern ein lebendiger Mensch trinkt und kommt in den Rausch."

Trotzdem scheint uns die ernsthafte Erfassung des „beseelten Organismus" fruchtbar genug auch in den Niederungen unseres Suchens, unseres Forschens und unseres Werktages.

Unserem Suchen erwächst neue Verantwortung. Wo schicksalhaft kernzerstörende Erbkrankheit ein menschliches Seelenleben nicht aufkommen oder verkümmern läßt, wie in den grauenhaften Lebensfehlschlägen des schweren Schwachsinns, etwa in Form der Idiotie, muß der Arzt, da bei diesen ganz oder teilweise Hirnlosen irgendeine Heilung unmöglich ist, als ein gewissenhafter Gärtner sorgen, daß Unkraut nicht alles Kraft- und Edelwachstum überwuchere und ersticke. Verzweifelt und hilflos stand er früher dieser heiligen Pflicht gegenüber. Volk und Arzt können es dem Führer nicht genug danken, daß seine Ehrfurcht vor der Natur nicht in Träumen blieb, sondern heute feste gesetzliche Grundlagen, dem deutschen Arzt wirksame Waffen zum Kampf gegen diese Zerstörer der Menschheit schmiedete. Der deutsche Arzt darf heute die Quellen dieser Entartung durch Unfruchtbarmachung der Erbträger zum Versiegen bringen; ein menschheitsbefreiender Fortschritt.

Bedeutet schon die Verwirklichung dieser Aufgabe eine Neugeburt des Arzttums, so nicht minder die scheinbar gegensätzliche, durch die Einheitserfassung des Menschen in der neuen Medizin gegebene „Wiederentdeckung der Seele". Auch hier handelt es sich um ein Wechselspiel, denn die wissenschaftliche Erforschung der Nervosität

Digitized by Google

(„Neurosen") und der ärztlichen Heilbehandlung durch seelische Maßnahmen („Psychotherapie") im letzten halben Jahrhundert waren ihrerseits auch Wegbereiter für die Erfassung der beseelten Lebenseinheit des Menschen. Die letzten Jahrzehnte haben in einwandfreien hypnotischen Versuchen an führenden Kliniken aller Kulturländer, besonders in unserem Vaterland, dartun lassen, daß alle Tätigkeiten des menschlichen Organismus bis tief hinab zu Säftefluß, Blutung, Stoffwechsel, Temperatur, Wasserausscheidung usw. in nachdrücklicher Weise von psychischen Funktionen beeinflußt werden können; dabei ist es gleichgültig, ob es sich im ganzen um einen gesunden oder kranken Organismus handelt; entscheidend ist nur, ob Funktionen verändert sind.

Erst jenseits der Funktionen, wenn örtliche oder allgemeine Zerstörung des Bestandes vorliegt, gewissermaßen örtlicher Tod, erlischt grundsätzlich die Möglichkeit eines psychischen Einflusses. Die Versuche sind grundsätzlich sämtlich so angesetzt, daß unter genau kontrollierten Bedingungen durch rein psychischen Einfluß (Hypnose) Funktionsänderungen gesetzt, ihre Ausmaße genau bestimmt und dann wieder die Ausgangsverhältnisse geschaffen werden. Etwa junge, gesunde Studenten bekommen bei gleicher Lebensführung genau konstante Kost, so daß die Nieren genau gleiche Mengen Harn liefern; wird nun, wie es durch Marx, den Oberarzt von Siebeck in Berlin, geschah, in Hypnose das Erlebnis gesetzt („die Suggestion gegeben"): „Sie trinken einen Liter Wasser", so erfolgt eine Harnmehrausscheidung von oft nahezu einem Liter. Wie ausgedehnt die Untersuchungen auf diesem Gebiete heute sind — alle namhaften modernen Seelenärzte trugen dazu bei — erhellt daraus, daß die neueste Zusammenfassung des Gebietes von Dunbar (Columbia Universität, Newyork 1935) aus den letzten 30 Jahren 2251 Arbeiten in etwa 600 Seiten enthält.

Hier ist nur das Grundsätzliche von Belang: Wo Leben, da ist seelische Bedingtheit als wesentliches Moment möglich; erst der Tod setzt der psychischen Vermittlung von Reaktionen grundsätzliche Grenzen. Wie anders ist nun das Suchen des Arztes! Funktionsstörungen jeder Art — und sie machen den wesentlichsten Teil der meisten Krankheiten aus — können neben aller Vielfalt körperlicher Zusammenhänge auch durch die Gesamtschwankungen und Gesamthaltungen bedingt sein, die in der Innenwelt als seelische Bewegung, Hemmung, Erregung usw. erscheinen. Damit rückt der Blick des Arztes in eine neue Perspektive; der Kranke als Mitmensch, als Subjekt, als „Seele" tritt ihm als verantwortungsvolle Aufgabe entgegen; ihn erfassen, geschweige denn der Versuch ihm zu helfen, ist an ärztliches seelisches Wissen gebunden. Die von uns seit Jahrzehnten angestrebte „Psychologisierung des Arztens" wird neue, ernste Pflicht[1]).

Wer in sich Ernst mit der Einheitsauffassung macht, wird die scheinbaren Gegensätze der beiden neuen ärztlichen Aufgaben leicht in lebendiger Synthese auflösen. Entstehung erblicher Fehlschläge verhindern ist ebenso Dienst am beseelten Organismus Mensch, wie die Auswertung aller Lebensregungen, auch der „biologischen Höchstfunktion", des Seelischen, zur Heilarbeit am Leidenden.

Durch die neue Kategorie des wissenschaftlichen Forschens über den seelischen Faktor im Leben des gesunden und des kranken Menschen ist gewissermaßen die Medizin um eine Dimension erweitert; ebenso in der — noch in den Anfängen stehenden — wirklich wissenschaftlichen Erforschung ärztlicher Heilwirkung durch seelische Maßnahmen (Psychotherapie).

Die größte Bedeutung hat die wirkliche Erfassung der Einheit des beseelten Organismus aber vielleicht für den ärztlichen Werktag. Der Arzt von heute weiß zum

[1]) Einfachstes hierzu nötiges ärztliches Rüstzeug wird in einer kleinen, demnächst erscheinenden Broschüre „Neurose, Lebensnot, ärztliche Pflicht" (Verlag Thieme, Leipzig 1936) zu vermitteln versucht.

Digitized by Google

Beispiel, daß eine ungenügende seelische Vorbereitung des Kranken vor Operationen unter ungünstigen Umständen zu so schweren Funktionshemmungen und Erregungen des „beseelten Organismus" führen kann, daß Leibes- und Lebensgefahr im Operationsverlauf entsteht; der Kranke braucht mehr Narkosemittel, um seine Angstunruhe abzustellen; nach der Operation arbeiten Kreislauf, Atmung usw. „angstverkrampft" und sind dadurch Störungen, etwa der Entstehung von Lungenentzündung, weit mehr ausgesetzt. Umgekehrt haben wir wissenschaftliche Berichte über Hunderte von (auch großen) Operationen und Geburten in rein hypnotischer Schmerz- und Erinnerungsfreiheit.

Der Mensch als beseelter, einheitlich lebendiger Organismus! Diese durch eine Fülle sicherer Erfahrungen bewiesene Auffassung ist Gesetz für den Arzt, der an der Neugeburt der Medizin in den letzten Jahrzehnten teilnehmen darf. Neue Möglichkeiten, neue Verantwortungen und neue Freiheit tun sich auf. Denn „das Gesetz nur kann uns Freiheit geben".

Seelenheilkunde

Von Fritz Künkel in Berlin

Was ein seelisches Leiden ist, läßt sich heute weit besser erklären, als es noch vor wenigen Jahren der Fall war. Im einzelnen sind allerdings die Grenzen zwischen einer organischen Funktionsstörung (Hirnverletzung, Geschwulst in der Nervensubstanz, Vergiftung usw.) und einer eigentlichen Seelenkrankheit (Angstneurose, Zwangsneurose, Hysterie) oft schwer in voller Klarheit zu bestimmen. Diese Schwierigkeit wird dadurch noch gesteigert, daß häufig seelische Leiden sich auf Grund einer körperlichen Störung entwickeln (z. B. Lebensangst nach Schilddrüsenstörung), wie auch umgekehrt körperliche Schäden oft durch seelische Entgleisungen hervorgerufen werden (z. B. Gehirnschäden durch Trunksucht). Trotzdem können wir jetzt die eigentliche Seelenkrankheit, die Psychoneurose, meist kurz Neurose genannt, ihrem Wesen nach von den übrigen Funktionsstörungen gut abgrenzen. Die Unterscheidung zwischen Neurose und Psychose, oder, wie die deutsche Sprache nicht sehr glücklich sagt, zwischen Seelenleiden und Geisteskrankheit, läßt sich theoretisch ebenfalls eindeutig und praktisch bis auf einzelne Grenzfälle mit genügender Sicherheit feststellen, was für den erfolgreichen Kampf gegen die psychotisch verdorbene Erbmasse eine unerläßliche Voraussetzung ist.

Daß die Neigung zur Geisteskrankheit vererbt wird, ist sicher; die Frage aber, ob und wie weit die Neigung zur seelischen Erkrankung erblich ist, bedarf einer besonderen Erwägung. Die Neurose oder, allgemeiner gesagt, die seelische Entgleisung steht nämlich zur Begabung und zur seelischen Mehrleistung in einem merkwürdigen Verhältnis, das wir nur als ein „dialektisches" bezeichnen können. Das alte Schlagwort „Genie und Irrsinn" hat sich als ziemlich taube Nuß erwiesen. Die oft genannten Genies, die später geisteskrank wurden, wie Hölderlin und Nietzsche, stellen Ausnahmen dar, die keinerlei allgemeingültige Schlüsse zulassen. Dagegen ist die Verwandtschaft und oft die wechselseitige Durchdringung zwischen Neurose und Begabung so deutlich greifbar, daß ein Hervorgehen dieser beiden Daseinsformen aus einer und derselben biologischen Voraussetzung nicht geleugnet werden kann. Erblich ist weder die besondere Begabung noch auch die Neurose; sondern erblich ist etwas Drittes, nämlich die gemeinsame Grundlage, aus der sich je nach den besonderen Umweltbedingungen mehr eine Hochleistung oder mehr eine Entgleisung entwickeln muß. Was aber ist dieses Gemeinsame, das später so gefährliche oder so segensreiche Formen annehmen wird?

Digitized by Google

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich am besten aus der anschaulichen Darstellung der Neurosenentwicklung. Vorläufig sei nur gesagt, daß es sich um eine biologische Eigentümlichkeit handeln muß, die zunächst noch jenseits von Gesundheit und Krankheit steht und die mit Weiterentwicklung und rassischer Höherzüchtung zusammenhängt, aber nicht oder nur mittelbar mit Rassenmischung (denn sie tritt bei reinrassigen Völkern, etwa in Skandinavien, fast noch häufiger auf als bei Mischrassen). Aber sie hat zunächst auch noch nichts mit Entartung zu tun, trotzdem Überzüchtung und Entartung durch sie beschleunigt werden; und sie läßt sich vorwegnehmend am besten wohl durch Bezeichnungen wie Feinnervigkeit, Feinsinnigkeit oder Feinfühligkeit andeuten.

Man stelle sich vor, daß in einer Familie vier Kinder aufwachsen. Das eine von ihnen, sagen wir das dritte, sei ein Junge, Hans mit Namen, der besonders zart veranlagt ist. Es mag sein, daß bei ihm durch irgendeinen Erbeinfluß nach Mendelschen Gesetzen eine Zartheit wieder zutage tritt, die vor Jahrhunderten einmal in die sonst etwas derbere Familie hineingekommen ist. Man könnte sich jedoch auch denken, daß durch eine Schwächung im Gesundheitszustand der Mutter während der Schwangerschaft ein ähnliches Ergebnis hervorgerufen wurde. Das nächste Kind, einige Jahre später, kann trotzdem wieder die durchschnittliche Derbheit der Familie besitzen. — Es versteht sich von selbst, daß die Ausdrücke „derb" und „zart" hier zunächst ohne jede Bewertung gemeint sind. Und auch der folgende Vergleich kann nur weiterführen, wenn wir ihn ohne Werturteil durchdenken. — Der zarte Junge wächst unter seinen robusteren Geschwistern auf wie ein Rennpferd unter Ackerpferden. Vermutlich hat ihm schon in der Wiege irgendeine alte Frau (die in solchen Fällen nie fehlt) prophezeit, daß er später einmal „entweder etwas sehr Großes oder etwas sehr Schlimmes" werden wird. Es gehört nicht viel Menschenkenntnis zu dieser Voraussage. Man braucht sich nur in das Schicksal des heranwachsenden Kindes einzufühlen, um seine großen Möglichkeiten und seine großen Gefahren ausrechnen zu können.

Nehmen wir an, die Erziehung sei gleichmäßig gerecht und dem Kulturzustand in dieser Familie durchaus angepaßt. Jeder Befehl, jedes harte Wort, jeder Tadel trifft jedoch den kleinen Hans um das Dreifache stärker als die übrigen Kinder. Und auch die Freuden und Aufregungen, wie etwa das Weihnachtsfest oder der Geburtstag, bewegen dieses zarte Gemüt weit tiefer als die anderen. Bald kommen einzelne Äußerungen zutage, die nicht mehr in den Rahmen passen und die entweder belacht oder bestaunt werden. Hans lebt wie mit einer dünneren Haut; er ist gleichsam eine Briefwaage, und seine Sache ist es, die Welt nach Grammen zu wägen; seine Geschwister dagegen sind Küchenwaagen und wägen fröhlich nach ganzen Pfunden; für die Grammgewichte haben sie weder Verständnis noch Interesse. — Die Folge muß sein, daß Hans immer deutlicher aus dem Rahmen herausfällt. Die Entscheidung, ob dieser Andersartige ein schaffender Geist, ein Entdecker und Führer oder aber ein Flüchtling des Lebens, ein Kranker und Verirrter werden wird, fällt nicht etwa durch ein bestimmtes Ereignis. Sie ergibt sich vielmehr aus der Gesamtheit dieses Kinderschicksals, aus zahllosen Einflüssen heller und dunkler Art und vor allem daraus, wie das Kind von seinen Eltern geliebt wird. Die falsche Liebe, die verzärtelnde Affenliebe, und die Lieblosigkeit, die das Kind vernachlässigt, wirken sich in gleicher Weise schädlich aus. Das Richtige wäre die verständnisvolle und wissende Liebe, die sich in die vorhandenen Schwierigkeiten und Möglichkeiten einfühlt, die die Zartheit bejaht und gerade dadurch die Leistungen fördert, die den gefährdeten Mut stärkt und die schöpferische Bewältigung der Lebensaufgaben ermöglicht.

Wenn das Kind in die Schule kommt, ist sein Schicksal meist schon entschieden.

Digitized by Google

Auch der Kindergarten, so wichtig er ist, kann hier nicht viel ändern. Die große Entscheidung, ob dies wertvolle Menschenmaterial lebendig, mutig und schöpferisch, oder aber ob es zerbrochen, feige und krank dem Staat und dem Volke zur Verfügung gestellt wird, die Entscheidung also, ob das Volk reich an schöpferischen Geistern oder reich an Hysterikern und Zwangsneurotikern sein wird, diese Entscheidung liegt allein in den Händen der Eltern. Darum hat es die Seelenheilkunde nicht nur mit der Heilung und Wiedereinordnung der Entgleisten zu tun, sondern vor allem auch mit der vorsorgenden Verhütung. Eine wichtige Seite unserer Arbeit ist die Heilpädagogik; noch wichtiger aber ist die vorbeugende Aufklärung und Beratung der Eltern. Besonders die Schulung der Mütter dürfte in dieser Hinsicht gleichbedeutend sein mit Geburtshilfe an unserer werdenden Kultur.

Die Selbstfindung des jungen Menschen, die Entwicklung seiner eigenen Verantwortung und seiner eigenen Produktivität kann durch mancherlei Störungen erschwert werden. Körperliche Krankheiten, geistige Veranlagungen, soziale Hindernisse mögen im Wege stehen; solange jedoch die Gemeinschaft, die Familie, die Gemeinde, der Staat und das Volk, dem werdenden Menschen die Treue hält, wird sich trotz aller Schwierigkeiten ein „wirhafter", gut eingeordneter Volksgenosse entwickeln. Mögen seine Fähigkeiten groß oder klein sein, er wird sie in den Dienst der Gemeinschaft stellen. Der Neurotiker dagegen ist ein „Wir-Krüppel"; weder körperliche Schäden (Organminderwertigkeiten) noch geistige Besonderheiten (Begabungen) noch soziale Hindernisse (zu große Armut oder zu großer Reichtum) können die ursprüngliche Wirhaftigkeit, die jedem Menschen innewohnt, zerstören. Das Samenkorn der Neurose, die „Ichhaftigkeit", entsteht ausschließlich durch den Treubruch zwischen Mensch und Mensch. Aber freilich wird dieser „Wirbruch" wesentlich begünstigt durch die eben aufgezählten Besonderheiten. Ein Kind, das viel krank ist, wird fast immer verwöhnt; ein sehr begabtes Kind wird bewundert; ein sehr träumerisches wird zu sehr mit Tadel bedrängt; und alle diese Erziehungsfehler führen schließlich die innere Isolierung des Kindes herbei. Die Verwöhnung läßt sich nicht durchführen; das Kind muß enttäuscht werden; seine übertriebene Selbsteinschätzung bricht zusammen. Das überforderte und verschüchterte Kind bekommt von vornherein eine zu pessimistische Lebensauffassung. In beiden Fällen entsteht ein Minderwertigkeitsgefühl, eine falsche Beziehung zur Gemeinschaft, ein Mangel an Wagemut und darum ein Bedürfnis nach Sicherungen. Und als die eigentliche Wurzel dieser Charakterverbiegungen und aller mißlichen Folgen, die daraus später hervorgehen, finden wir immer wieder die Angstbereitschaft.

Dieser Sturz aus der Gemeinschaft und diese Ersetzung der gesunden Selbstfindung durch die lebenswidrige Ichhaftigkeit kann jedem Menschen widerfahren, ja Andeutungen davon fehlen in keinem Charakter. Aber je feinfühliger ein Mensch ist, um so sicherer muß er diesem Schicksal verfallen. Das Kind und die in ihm liegenden Möglichkeiten werden um so leichter verdorben, je zarter sie sind. Der Wirbruch tritt um so früher ein, und er wird um so krasser empfunden, je feiner der Organismus angelegt ist, um den es sich handelt. Rennpferde werden leichter und gründlicher verdorben als Ackerpferde.

Die Folge dieser Schädigung ist eine zunächst sinnvolle, aber auf die Dauer recht fragwürdige Schutzmaßnahme, durch die das Kind sich gegen die übermächtigen Einflüsse der Außenwelt zu sichern versucht. Wenn es zu hart erzogen wurde, zieht es sich zurück, sucht Auswege und Umwege, wird faul oder phantastisch, stumpf oder träumerisch, beginnt zu lügen oder zu stehlen. Wenn es zu weich erzogen wurde, schießt es gleichsam ins Kraut, wird anspruchsvoll und empfindlich, ruhmsüchtig oder wehleidig, großsprecherisch oder allzu schüchtern; auf alle Fälle aber geht es der soliden Leistung aus dem Wege. Seine Kameradschaftlichkeit wird frag-

Digitized by Google

würdig; es stellt nicht sich in den Dienst der Gruppe, sondern die Gruppe in den Dienst seines Ich, falls es nicht überhaupt der Gruppe aus dem Wege geht. Auch viele Entgleisungen, Unehrlichkeiten, Widerspruchsgeist, Genußsucht, Reizbarkeit, Spielsucht und mancherlei Perversionen nehmen hier ihren Ursprung. Der Süchtige, wie etwa der Trinker, erlebt seinen eigenen „Trieb" wie eine fremde Macht, der er ausgeliefert ist. Es gelingt ihm nicht, die Verantwortung für sein Tun voll zu übernehmen; aber er beansprucht die Hilfe der Gemeinschaft, der er selbst nicht dienen mag. Er ist ichhaft im höchsten Grade, aber er sucht die Gemeinschaft und sehnt sich nach ihr wie ein Kind.

Meist antwortet die Umwelt auf diese Ichhaftigkeiten ihrerseits mit Entrüstung und Ablehnung. Wir wissen aber jetzt, daß die ichhafte Haltung nur die Antwort des Kindes auf den Wirbruch von seiten seiner Familie darstellt. Wenn die Rückantwort von draußen auch weiterhin ablehnend oder gar feindlich bleibt, kann der Entgleiste nichts weiter tun, als noch weiter zu entgleisen. Vielleicht strengt er sich an, um in das Wir zurückzukehren; aber der kleinste Mißerfolg genügt, um ihn von neuem und diesmal noch tiefer zu entmutigen. — Helfen kann hier nur eins, nämlich die unbedingte, rücksichtslose Treue der Gemeinschaft, die weder zu hart noch zu weich, sondern fest und freundlich zufaßt und den Entgleisten in seiner Volksgemeinschaft festhält, ob er es will oder nicht. Alle Heilpädagogik ist Treue des Wir gegen den Einzelnen, weil alle pädagogischen Fehler Treubrüche sind.

Von den Charakterschwierigkeiten, wie sie uns in Süchten, Leidenschaften oder Stumpfheiten entgegentreten, bis zu den eigentlichen seelischen Krankheiten ist nur noch ein kleiner Schritt. Es wurde schon gesagt, daß als (bewußte oder unbewußte) Triebfeder hinter allen diesen Charakterzügen die Angst verborgen liegt. Daß die verborgene Angst schlaflos macht, versteht sich von selbst. Die Schlaflosigkeit aber stört die Leistung; die Minderung der Leistung vergrößert die Angst; die Schlaflosigkeit steigert sich, Kopfdruck und Reizbarkeit kommen hinzu, die Neurasthenie ist im Gange.

Atmung und Drüsenfunktion, Blutkreislauf und Verdauung bringen treulich zum Ausdruck, was im Seelenleben vor sich geht. So öffnet sich hier der Weg, der aus den seelischen oder charakterlichen Verbiegungen in das weite Gebiet der körperlichen Funktionsstörungen hinüberführt. Und wo von der Veranlagung her eine gewisse Bereitschaft entgegenkommt, ist das Abgleiten in die (mehr nervlich bedingte) Konversionshysterie oder in die (mehr drüsenmäßig bedingte) Psychopathie kaum zu vermeiden. Wer aber an Nerven und Drüsen soweit gesund ist, daß ihm Hysterie und Psychopathie als Fluchtwege verschlossen bleiben, und wer doch auf der seelischen Seite einem so starken Lebensdruck ausgesetzt ist, daß er nicht standhalten kann, der wird in Grübelei und Aberglauben, in krankhafte Frömmigkeit und schließlich in das Labyrinth der Zwangsgedanken und Zwangshandlungen hineingedrängt. Der zwangsneurotische Charakter und der hysterisch-psychopathische Charakter bilden ein Gegensatzpaar, durch das zwei umfassende Gruppen von Entgleisungsmöglichkeiten gekennzeichnet sind. Und zwar scheint die erste Gruppe mehr der introvertierten, die zweite mehr der extravertierten Grundeinstellung zu entsprechen. Das Gemeinsame aber ist in allen Neurosen der Mangel an Mut, der sich als starre Ichhaftigkeit äußert; darum besteht die Heilung stets in der Ermutigung, die ausschließlich auf dem Wege einer neuen und gesunden Wirbildung erfolgen kann. Die Verheerungen, die der Treubruch hervorgerufen hat, können nur durch ein besonderes Hervortreten der Treue überwunden werden. Wo aber die Heilung gelingt, da sind die Furchtbarkeiten der Wirlosigkeit, die Schwierigkeiten der Wirfindung und die Aufgaben und Fragen der Wir-Entwicklung gründlicher und tiefer durchlebt und durchlitten worden, als es ander-

Digitized by Google

wärts der Fall ist. Der geheilte Neurotiker wird daher oft zu einem wertvollen und vielleicht unentbehrlichen Mitglied des Wir; er immunisiert die Gruppe gegen ein neues Zerbrechen; er ist (wenn nur die Heilung gründlich genug erfolgte) ein Wissender und ein Fachmann in den Fragen der Treue.

Mögen die neurotischen Symptome noch so verschieden aussehen, mögen körperliche Beschaffenheit und Erbmasse den einen zum stillen, grüblerischen Menschenfeind und den anderen zum aufgeregten, ewig jammernden Hysteriker machen, die seelenärztliche Aufgabe bleibt immer die gleiche: die Wiedereinordnung des Entgleisten in seine (alte oder neue) Umgebung. Der eine muß das Arbeiten, der andere muß das Lieben erlernen; der eine muß seine Herrschsucht und sein Geltungsstreben, der andere muß sein Minderwertigkeitsgefühl und seine Verantwortungsscheu abbauen; auf alle Fälle aber muß die „Wirhaftigkeit", das Erlebnis, daß man selbst nur ein Teil ist und daß man Anteil hat an den Aufgaben und Schicksalen des Ganzen, oder kürzer gesagt, das „innere Wir" zum Erlebnis kommen. Aber da hilft keine Belehrung, kein verstandesmäßiger Unterricht, kein Bücherlesen. Nur wirkliche Ereignisse, Erfahrungen und handgreifliche Tatsachen können helfen. Darum steht die seelenärztliche Behandlung nicht etwa außerhalb des Lebens; sie ist keinesfalls eine Ferienangelegenheit, kein romantischer Zauber, der sich nebenbei und heimlich durchführen ließe, ohne daß die Umgebung etwas davon merkt. Im Gegenteil, diese Behandlung bleibt entweder wirkungslos oder sie wirkt als „chirurgischer" Eingriff, sie ist ein Stück Leben gründlichster Art. Das ganze Gefüge des bisherigen Charakters wird durch sie umgebaut; nicht nur die weltanschaulichen Grundlagen, sondern auch die Gefühlserlebnisse und die Willensrichtungen werden verändert. Unbewußte Voraussetzungen des seelischen Geschehens treten ins Bewußtsein, die rassischen und familiären Hintergründe des eigenen Schicksals werden aufgedeckt, und eine neuerliche Durcharbeitung dieses neuen Materials macht eine neue Stellungnahme möglich. — Es versteht sich von selbst, daß die nervösen Symptome verschwinden, wenn der Mensch sich aus einem nervösen, mutlosen, unsicheren oder anspruchsvollen, reizbaren und gekränkten Egoisten in einen ruhigen, ausgeglichenen und verständnisvollen Mitmenschen verwandelt.

Der Weg, auf dem diese erstaunliche Wandlung erreicht werden kann (wenn auch nicht immer erreicht wird), muß, wie schon gesagt, durch ein besonderes Treueverhältnis gekennzeichnet sein. Die Treue, die einst die Erzieher dem wunderlichen, schwierigen und überzarten Kinde nicht halten konnten und die später die Umgebung dem nunmehr schon entgleisten, eigensinnigen Starrkopf oder dem ewig nörgelnden Weichling erst recht nicht zu halten vermochte, diese Treue muß einmal ein Mensch grundsätzlich und unerschütterlich durchhalten können. Aber Treue heißt nicht Nachgiebigkeit oder Mitleid oder weichliches Eingehen auf ichhafte Forderungen; andererseits heißt Treue auch nicht schelten, tadeln, zurechtweisen und „vernünftige" Forderungen stellen. Denn alles „Vernünftige", was man vom Standpunkt der Gemeinschaft aus zu einem Neurotiker sagen könnte, muß dem Patienten notwendigerweise als unvernünftig erscheinen; und wer mit einem Neurotiker „gerecht" (im Sinne der Gemeinschaft) verfahren wollte, wird an ihm zum Verbrecher. Hier ist eine besondere Art von Gerechtigkeit und Vernunft und Gemeinschaft nötig. Und darum eben kann diese Heilung nicht in jeder beliebigen Umgebung vor sich gehen.

Es gibt zwar Menschen, die durch erschütternde Ereignisse und besonders durch erschütternde Begegnungen mit großen Persönlichkeiten auch ohne eine eigentliche „Behandlung" geheilt worden sind; aber ihre Zahl ist gering, und ihr Schicksal ist ein besonderes, das keineswegs verallgemeinert werden kann. Die Seelenheilkunde

Digitized by Google

hat jedoch Methoden ausgebildet, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Die Neurosenbehandlung ist ein wichtiger Zweig der ärztlichen Kunst geworden.

Der erste Schritt besteht in der Herstellung eines vorläufigen Wir, einer Arbeitsgemeinschaft und Kameradschaft, die in ihrer Form ganz den Bedürfnissen des Patienten angepaßt ist. Der Arzt versucht, so gut er kann, sich auf den Standpunkt der Neurose zu stellen; und es gelingt ihm meist auf Grund seiner Erfahrung, die Eigentümlichkeiten der Symptome und die dunklen Zusammenhänge des Patienten-Schicksals grundsätzlich aufzuklären. Der Kranke fühlt sich zum erstenmal wirklich verstanden; alles Moralisieren fällt weg, das große „Richtet nicht!" des Neuen Testaments wird ernst genommen; der Vereinsamte, der sich bisher fast ausnahmslos nur unverstanden, kritisiert, entwertet oder angefeindet fühlte, erlebt zum erstenmal, was eine lebendige Gemeinschaft bedeutet. Andererseits bezahlt der Arzt dieses erste helle Erlebnis seines Patienten durch ein „unnatürliches" Maß von Entgegenkommen.

Darum besteht seine Aufgabe in der zweiten Phase der Behandlung darin, die gewonnene Verbindung aufrechtzuerhalten und trotzdem Schritt für Schritt eine Annäherung an die Forderungen der Wirklichkeit zu gewinnen. Aus dem allzu kindlichen „Schein-Urwir" wird allmählich ein lebendiges, „Reifendes Wir". Aber nun ist es der Patient, der diesen Fortschritt zu bezahlen hat, und zwar mit einem ständigen Entbehren und Verzichten. Der Arzt verhält sich anders, als der Patient es erwartet; er nimmt weniger Rücksicht, er ergreift nicht so eindeutig Partei für den Kranken, wie dieser es verlangen zu können meint. Darum besteht jetzt ständig die Gefahr eines neuen „Wirbruchs". Eine solche Enttäuschung aber würde das Ende der Behandlung und eine Verschlimmerung der Krankheit mit sich bringen. Der Patient wäre noch mehr als vorher (und mit Recht) davon überzeugt, daß es keinen Menschen auf der Welt gibt, der die Gemeinschaft mit ihm aufrecht erhalten kann. An Stelle der heilenden Treue würde noch einmal der krankmachende Verrat erlebt werden. Darum dürfen die Schritte innerhalb des „heilenden Wir" nicht zu groß gemacht werden. Man darf nicht vergessen, daß ein Fortschritt, der dem Gesunden vielleicht nur die Größe von einigen Millimetern zu haben scheint, für den Patienten schon einige Meilen bedeutet. So verschieden sind die Maßstäbe, und wer diese Unterschiede nicht berücksichtigen kann, versteht nichts von Seelenheilkunde. Andererseits aber dürfen die Zumutungen, die der Arzt an den Patienten stellt, auch nicht zu klein sein, denn sonst bleibt jeder Fortschritt aus. Der Patient diktiert dann das Gesetz des Handelns, er nimmt seinen Arzt ins Schlepptau und steuert auf eine Scheingesundheit los, die weder Verantwortung noch Leistung enthält, sondern nur Anerkennung des Patienten von seiten des Arztes und Bewunderung des Arztes von seiten des Patienten. Diese Scheingesundheit, die gar nicht so selten ist und die auch außerhalb der Seelenheilkunde vorkommt, z. B. in religiösen Sekten und weltanschaulichen Klubs, besteht immer in einer Schein-Führerschaft und einer Schein-Jüngerschaft oder anders ausgedrückt: sie besteht in der scheinbaren Harmonie von aktiven und passiven Neurotikern. Früher oder später aber bricht sie mit gewaltigem Lärm auseinander.

Als Beispiel mag die Heilung einer Ehe angeführt werden, die nach der Schwere des Falls und nach der Dauer der Behandlung zwischen der einfachen Eheberatung und der großen, tiefenpsychologischen Therapie in der Mitte steht.

Ein Kaufmann von Mitte dreißig, aus wohlhabender Familie, ist seit mehreren Jahren arbeitslos. Er ist mit seinem Vater verfeindet und darum in wirtschaftlich schlechter Lage. Seine Frau, zehn Jahre jünger als er, stammt aus einer alten Gelehrtenfamilie. Beide sind überaus feinnervig und dem Kampfe ums Dasein nicht gewachsen. Die junge Frau erwartete von der Ehe vor allem Sicherheit,

Digitized by Google

Sorglosigkeit und Schutz gegen die Unbilden des Lebens. Aber ihr Mann war kein Siegfried, der sie mit starkem Arm beschützen konnte; er erwies sich vielmehr als ein matter, weichlicher stets hilfsbedürftiger Knabe. Und er erwartete (unbewußt), daß seine Frau ihn pflegen, trösten und ermutigen sollte, wie es einst seine Mutter getan hatte. So mußten beide schon nach kurzer Zeit von ihrer Ehe aufs schwerste enttäuscht sein. Jeder fühlte sich vom anderen verraten, weil der Partner nicht hielt, was er (angeblich) versprochen hatte. Und nun, da durch diese Enttäuschung die ohnehin schwierige Lage noch verschärft wurde, stellten sich bei Beiden fast gleichzeitig Depressionen mit Schlaflosigkeit und Lebensüberdruß ein.

Der Therapeut wurde zu Hilfe gerufen; und sofort begann das unbewußte und gefährliche Spiel der „Übertragung". Die Frau setzte den Therapeuten unwillkürlich an die Stelle des Vaters und erwartete von ihm das Gleiche, was sie von ihrem Manne erwartet hatte, nämlich Schutz, Hilfe und Erleichterung des Lebens. Und da sie sich in ihren Nöten besser verstanden sah als jemals zuvor, stieg diese Erwartung und darum auch die Überschätzung des Arztes bald ins Ungeheuerliche. Der Mann aber fühlte sich ebenfalls zum ersten Male wirklich verstanden. Er sah in seinem Arzt gleichzeitig den Ideal-Vater, der ihm helfen konnte, und die Ideal-Mutter, die ihn trösten mußte. Beide aber verglichen zuerst im stillen und dann auch laut den Therapeuten mit dem Partner; und beide kamen zu dem Schluß: „Ja wenn du so wärst, wie der ist, — aber du bist leider das Gegenteil!" Es sah fast so aus, als ob die Ehe zunächst noch schwieriger geworden wäre.

Dann aber setzten die neuen — nämlich die heilenden — Enttäuschungen ein. Man verständigte sich theoretisch sehr rasch und sehr gründlich darüber, daß alle Selbstverwöhnung und alle Forderungen an den andern immer nur Flucht vor der Wirklichkeit wären. Theoretisch war der Weg der Heilung klar, aber die praktische Durchführung der einzelnen Schritte bedurfte einer geduldigen und wechselvollen Arbeit, die gleichbedeutend war mit der inneren Verselbständigung, oder wenn man so will, mit dem Erwachsen-werden der beiden Partner. Dabei wurde die Haltung des Therapeuten abwechselnd als unangenehme Härte, als sinnvolle Führung und als selbstverständliche und im Grunde erfreuliche Lebendigkeit empfunden.

Das „Urwir" erschien immer weniger wünschenswert, und das Ziel der Sehnsucht nahm — nach Überwindung mancher Widerstände — immer realere Formen an. Und schließlich gelang es beiden, die Gemeinschaft ihrer Ehe zu bejahen, auch wenn noch viele Unvollkommenheiten und ungelöste Aufgaben übrig blieben. Das „Heilende Wir", die Arbeitsgemeinschaft zwischen Patient und Arzt, die sich allmählich von mehr kindlichen zu mehr erwachsenen Formen entwickelte, wurde in dem gleichen Maße überflüssig, wie das „Reifende Wir" zwischen Mann und Frau, nämlich die Ehe, immer lebendiger wurde. Der Wunsch nach einem Leben ohne Schwierigkeiten und Hindernisse wurde abgelöst durch den Wunsch nach einem Leben voller Aufgaben und voller Gefahren, die sich in gemeinsamem Kampfe bewältigen ließen. Aus der kindlichen Verwöhnungsgemeinschaft der beiden Gatten wurde die reife Kampfgemeinschaft zweier Erwachsener. Und es zeigte sich, daß sie beide zusammen den Aufgaben der Wirklichkeit sehr wohl gewachsen waren. Trotzdem die Aussöhnung des Mannes mit seinem Vater noch lange auf sich warten ließ und trotzdem die wirtschaftliche Lage zeitweise noch äußerst schwierig blieb, gelang es den Beiden doch, sich Schritt für Schritt durchzukämpfen. Und diese Anpassung an die rauhe Wirklichkeit gab ihnen wiederum den Mut sich auch wechselseitig bei der Überwindung ihrer eigenen Charakterfehler immer tatkräftigere Hilfe zu leisten. Die nervösen Symptome aber waren inzwischen verschwunden.

Digitized by Google

Wehrpsychologie

Von Ludwig Zeise in München

„Der Krieg ist der Vater aller Dinge."

Dieser lapidare Satz des Heraklit kennzeichnet ein Urphänomen im Bereich des natürlichen Werdens, wonach alles Geschehen in Gegensätzen, in Widerstreit und Polaritäten verläuft. Von den großen kosmischen Rhythmen: Entstehen und Vergehen, Tag und Nacht, bis in die innerseelischen Spannungen von Liebe und Haß, Angriff und Verteidigung sehen wir die Kräfte, die das irdische Geschehen tragen, im Kampfe sich erfüllen. So wenig es nun angängig ist, die heraklitische These zur Rechtfertigung oder Verewigung einer voraussetzungslosen Gewaltanwendung zu mißbrauchen, wie es häufig etwa in der — übrigens auch geschichtlich unhaltbaren — Maxime geschieht: Kriege sind immer gewesen und werden immer bleiben, so ist doch eines sicher, daß auch der Mensch, insofern er den natürlichen Bindungen verhaftet ist, in jenes kosmische Spiel von Kraft und Gegenkraft mithineingezogen ist. Mag er als homo sapiens den Kampf mit den äußeren Naturkräften vermöge seiner freien Intelligenz auch zu seinen Gunsten entschieden haben, als zoon politikon ist er beständig dem Angriff von seinesgleichen auf sich selbst und die ihm heiligen Kulturgüter ausgesetzt. Hier gilt es zu kämpfen oder unterzugehen. Mit dieser elementaren Tatsache kann sich auch der aller Gewalt abholde Denker abfinden, der diesen Zustand als mit der menschlichen Vernunft unvereinbar geißelt. Denn „seit der gewurzelte, allentzweiende Haß Götter und Menschen trennt", ist es gut und sinnvoll, daß dem Menschen die Wirkungen dieses inneren Hasses in der Personifikation des äußeren Gegners entgegentreten. Gerade durch die Art, wie er den Kampf mit seinem Gegner führt, wie er sich an ihm bewährt, kann er eine Stufe erklimmen zur Erreichung jener menschlichen Würde, aus der schließlich ein Friede auf Erden hervorgehen kann. Wenn aber der politische Pazifist diesen Frieden vorzeitig verlangt, so fordert er zu einer verlogenen Haltung auf, gegen die sich ein gesunder Entwicklungsinstinkt mit Recht wehrt.

Es kann uns daher nicht wundernehmen, daß die Weisheit aller Zeiten die Wehrhaftigkeit als eine elementare Grundfunktion im sozialen Organismus festgelegt hat. Wenn Plato seine Politeia in die drei Stände der herrschenden Philosophen, der Krieger und der Handeltreibenden gliedert, so stellt er ja nicht etwa nur ein utopisches Ideal auf, sondern weiß, daß diese Dreigliederung der sozialen Verhältnisse einem inneren Gesetz entspricht und in dem vorbildlichen Gemeinwesen der älteren Zeit immer erstrebt und oft erreicht worden ist. So beruht das Kastenwesen alter Kulturen auf dieser organischen Dreiteilung; sie ist erst später aufgesplittert[1]). In der Blütezeit des Mittelalters ist diese organische Dreigliederung der sozialen Organismen noch einmal erreicht worden, um schließlich mit dem Aufkommen der modernen abendländischen Staatenbildung mit ihrer sozialen Dauerkrise verloren zu gehen. Vom Mittelalter haben wir die schönen Namen für die Gliederung der sozialen Grundfunktionen in Lehrstand, Wehrstand und Nährstand übernommen. Eine Propädeutik der Wehrpsychologie wird sich nun damit zu beschäftigen haben, welche Rolle der Funktion des Wehrens im sozialen Gefüge zufällt und welche menschlichen Kräfte ihr zugrunde liegen. Für eine solche Aufgabe liegen allerdings kaum mehr als Anregungen vor.

[1]) Das häufig vorhandene vierte ursprüngliche Glied des Kastenwesens bilden die Kastenlosen, die Paria.

Digitized by Google

Eine Wehrpsychologie selbst hat sich zunächst mit einem Einwand auseinanderzusetzen, der ihr grundsätzlich und auch in ihren praktischen Einzelforderungen immer wieder begegnet. Der Einwand nämlich: das Wehren ist eine so elementare Angelegenheit des Instinktes, tiefster willensmäßiger und ethischer Tugenden, daß eine bloß kopfmäßige Wissenschaft darüber etwas Wesentliches nicht ausmachen kann, und daß es gefährlich ist, ihr praktische Bedeutung einzuräumen. Und in der Tat, betrachten wir etwa die Strategie oder die Propaganda, beides Formen des Wehrens, so ist es unverkennbar, daß die Großleistungen auf diesem Gebiet zum mindesten nicht aus psychologischem Wissen geschöpft sind. Sie sind produktive Akte des Willens und des Könnens, und diese haben als Bildungen des Werdens die Eigentümlichkeit, sich von Grund auf zu ändern, sobald sie zu Gegenständen des Nachdenkens gemacht und damit in Gebilde des Gewesenseins verwandelt werden. Daher kommt es ja auch, daß es keinen strategischen Entschluß gibt, der nicht von den Besserwissern aller Schattierungen hinterher eben viel besser gedacht, aber wohl nur selten auch besser gemacht worden wäre.

Demgegenüber kann zweierlei geltend gemacht werden: In der modernen Entwicklung hat das Wehren einen so ausgedehnten wissenschaftlichen und technischen Oberbau erhalten, daß diese Wehrdisziplinen ohne weiteres auch der psychologischen Erforschung zugänglich sind. Und was zweitens die elementaren, seelischen Funktionen der Wehrhaftigkeit angeht, die ja doch stets das Treibende trotz aller Verkomplizierung der Wehrtechnik bleiben müssen, so hängt es von der Entwicklung der Psychologie selbst ab, ob sie auch hier sich als zuständig bewähren kann. Die schöpferischen Akte des Willens, des Könnens und, davon abgeleitet, der Kunst (man spricht ja mit Recht von einer Kriegskunst) sind freilich keine Gegebenheiten der Natur und infolgedessen auch nicht von einer Psychologie erfaßbar, die ihre Methoden von der Naturwissenschaft übernommen hat. In dem Maße aber, wie die Psychologie das selbst erkennt, in dem Maße, wie sie lernt, sich jener Kräfte des Willens und des Künstlerischen bei ihrer Erkenntnisgewinnung zu bedienen, werden auch diese Gebiete einsichtig[1]).

Die Wehrpsychologie wird sich also zunächst zu beschäftigen haben mit denjenigen seelischen Qualitäten, vermöge derer sich das Individuum der vermeintlichen oder tatsächlichen Bedrohung seines Daseins zu erwehren vermag, und mit den Erscheinungsformen, unter denen dies geschieht. Zum andern wird sie sich mit den sozialen Formen des Wehrens hinsichtlich ihres psychologischen Gehaltes zu befassen haben. Insofern sie nun von der Wehrmacht anerkannt wird und in ihren Dienst tritt, wird sie auch praktisch selbst zu einem Glied derselben, wird zur Wehrmachtspsychologie. Die vielfältigen Aufgaben, die ihr dabei zufallen, ergeben sich aus der Struktur der Wehrorganisation selbst. Sie sind in dem folgenden Schema[2]) umrissen:

1. Psychologie der militärischen Organisation (der Wehrsysteme, Rangstufen, Uniform usw.).
2. Psychologie der militärischen Arbeit (des Marschierens, Kraftfahrens, Funkens usw.).
3. Psychologie der Auslese und Zusammensetzung der Wehrmacht.
4. Psychologie der Ausbildung und Erziehung (mit dem Ziel der Einstellung auf den Krieg).
5. Psychologie der Gemeinschaftsstörungen.
6. Psychologie der militärischen Propaganda.
7. Psychologie der Kriegführung.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß dieser Aufgabenkomplex verwaltet wird von der Deutschen Wehrmachtspsychologie. Diese ist so gegliedert, daß jedem General-

[1]) Über die methodischen Probleme und Erfahrungen, die hier bereits vorliegen, vgl. den Beitrag von Friedrich Seifert in diesem Heft.

[2]) Die Einteilung ist gegeben nach M. Simoneit: „Wehrpsychologie", Bernard und Graefe, Berlin 1933.

Digitized by Google

kommando eine Psychologische Prüfstelle zur Erledigung der psychologischen Sonderaufgaben unterstellt ist. Die Leitung des Ganzen liegt in der Hand des Psychologischen Laboratoriums des Reichskriegsministeriums. Die Leiter des Psychologischen Laboratoriums sind zugleich Bearbeiter der Zweimonatsschrift „Soldatentum", die fortlaufend über wehrpsychologische Fragen unterrichtet[1]).

Das schwierigste und wichtigste wehrpsychologische Problem, das zugleich von allgemeinstem Interesse ist, ist das nach dem Sinn und Wert der soldatischen oder, allgemeiner, der heroischen Lebensform überhaupt. Von ihrer Beantwortung hängt der Charakter der militärischen Organisation, die Erziehung des jungen Rekruten entscheidend ab, sie ist das A und O der soldatischen Willensbildung. Und doch stoßen wir hier — intellektuell gesehen — auf ein scheinbar unlösliches Problem; nämlich: Es ist die Aufgabe der Aufgaben des Soldaten, daß er mit einem Höchstmaß an Unterordnung, Hingabe seiner Person mit ihren Wünschen und Privatneigungen vereinen muß ein Höchstmaß an individueller, freier Entschlußkraft. In dieser Ausschließlichkeit tritt diese Forderung in keinem anderen Lebensberuf auf. Und handelt es sich nicht dabei wirklich um ein Paradox? Freiheit und Selbstaufgabe, Selbständigkeit und Unterordnung, das sind zunächst Widersprüche, auch praktische Widersprüche für den jungen Soldaten, mit denen die militärische Erziehung rechnet. Und trotzdem muß mit aller Deutlichkeit betont werden: Nur so lange kann es den Typus des soldatischen Menschen überhaupt geben, als eben dieser Widerspruch, der zwischen den extremen Erscheinungsformen des blinden Kadavergehorsams und denen des zügellosen Abenteurers — auch geschichtlich gesehen — pendelt, in lebendiger Entwicklung stets neu gelöst und ausgeglichen wird. Und die jetzt lebende Generation hat noch die extremsten Zeitstimmungen gegen die Erscheinung des Soldatentums erlebt, von der selbstverständlichen Bejahung bis zur leidenschaftlichsten Verneinung als unwürdiger Menschenschinderei, während die gegenwärtige Zeitströmung in Verkennung wichtiger nationalsozialistischer Impulse wieder dazu neigt, das Soldatische zu stark zu verallgemeinern, so daß es hier und da ins Spielerische und Oberflächliche abzugleiten droht.

Wie löst nun die militärische Erziehung das Problem? Der erste Schritt zur soldatischen Willensbildung ist zweifellos das Gehorchenlernen. Es kann sich dabei nicht nur darum handeln, daß der Soldat in einer Art Verbalappell zu seinem Vorgesetzten tritt, das würde für das militärische Ganze nicht viel mehr bedeuten, als das, was die Dressur bei Tieren bewirkt. Darüber hinaus muß eine feine Umlagerung in der Willensstruktur stattfinden, eine innere Bereitschaft des Einzelnen, im Sinne des ihm überschaubaren Verbandes zu handeln. Das ist nicht ohne einen Verzicht auf eigenen Willen zu erreichen. Das äußere Mittel dazu ist der Drill, der das Ziel des Gehorchens mit dem des Beherrschenlernens der militärischen Funktionen erreicht. In diesem Sinne ist besonders das alte Exerzierreglement ein geradezu geniales Erziehungsbuch. Richtig angewandt, erfaßt es lückenlos das ganze System des somatisch gebundenen Willens und baut es im Sinne eines präzis funktionierenden Instrumentes von Grunde auf.

Hier liegt nun tatsächlich eine Klippe für das Bewußtsein des modernen, selbstverantwortlichen Menschen vor, und so hat es denn auch an Angriffen gegen den Drill nicht gefehlt. Wenn jemand, der seiner ganzen Veranlagung nach nur über eine geringe Selbständigkeit verfügt, zum Militär kommt, so kann es durchaus sein, daß sein ohnehin schwacher Persönlichkeitswille gebrochen wird. Die Folgen können sein, daß er im Dienst verludert, zum bloßen Mitläufer wird, oder daß er,

[1]) „Soldatentum." Zeitschrift für Wehrpsychologie, Wehrerziehung und Führerauslese. Herausgegeben vom Reichskriegsministerium. — Bearbeiter Oberst (E) von Voß und Oberregierungsrat Dr. Simoneit (Verlag Bernard und Graefe, Berlin).

Digitized by Google

ins selbstverantwortliche Privatleben zurückgekehrt, sich nicht mehr zurechtfindet. Und das muß sich um so stärker in solchen Zeiten auswirken, in denen dem Einzeldasein die Bindungen und Stützen eines größeren Gemeinschaftslebens fehlen.

Es muß aber berücksichtigt werden, daß der Drill ja nur ein erstes drastisches Mittel ist. Das Ziel der Entwicklung liegt nicht in einer erzwungenen Selbstentäußerung, sondern darin, eine Willenshingabe aus freiem Entschluß der Persönlichkeit zu erreichen. Und dieser Entschluß wird für das militärische Ganze um so wertvoller sein, je individueller und kraftvoller der Einzelne als Persönlichkeit geprägt ist, der sich dazu durchringt. Denn nun erfolgt der zweite Schritt: auf das Willensopfer folgt die Wandlung in dem Sinne, daß der Soldat überreichlich das von der Gemeinschaft zurückerhält, was er an sie hingegeben hat. Und nur wer wirklich etwas zu opfern hat, kann erwarten, daß Segnungen daraus erwachsen. Es ist eine ganze Stufenleiter von Werten, von ritterlichen Tugenden, die den Einzelnen seelisch weiten und bereichern können. Da ist die einfache und doch wieder gar nicht so selbstverständliche Kameradschaft, das tragende Bewußtsein, auf der Höhe des Berufskönnens zu stehen, von einer Menschengruppe mit höchsten ethischen und Leistungsqualitäten anerkannt und verpflichtet zu sein, wie es im Offizierskorps lebendig ist, und schließlich die Idee des Vaterlandes in all ihrer Vielfalt, die für uns Deutsche immer zugleich eine persönliche Repräsentation verlangt. Aber wehe der Gemeinschaft, die diese Werte nur fordert, nicht auch verwirklicht, die etwa zu einer bloßen Exerzierorganisation herabsinken würde.

Auch auf dieser Stufe erhebt sich eine zweite Klippe aus einer allgemeinen Tendenz des modernen Bewußtseins, die sich diesmal mehr auf der Seite der zu Führern Bestellten auswirkt: die Neigung zur Bürokratisierung und Mechanisierung. Es ist eine allgemeine Schwäche des modernen Bewußtseins, sich gegenüber den Werten des Lebens und der Seele nicht in voller Wachheit behaupten zu können. Man verhält sich so, als sei die Truppe nicht ein lebendiger Organismus, sondern eine kommandierbare Größe von mathematisch feststellbarer Kampfkraft. Wir wissen, daß gegen Ende des großen Krieges diese Willens- und Schicksalseinheit zwischen Führern und Geführten an manchen Orten zerrissen worden ist. Maschine und Material konnten nicht mehr gebändigt werden: im Materialdenken verwandelten sich die geführten Menschen zum bloßen Menschenmaterial.

Wir fassen zusammen: Jede Gemeinschaftsentwicklung erfordert entgegen der Selbstbehauptungstendenz den vollen Hingabewillen der einzelnen isolierten Personen im Sinne der Selbstentäußerung. Diese Hingabe wird militärisch zunächst durch äußere Mittel erzwungen. Das Ziel dieser Entwicklung aber ist es, sie aus freiem Entschluß der Persönlichkeit zu erreichen. Gerade weil man mit dem Streben des modernen Menschen nach Selbständigkeit rechnen muß, kann das nur geschehen, wenn man diese Selbständigkeit achtet, wenn man, neben allem unwägbaren Gefühlsmäßigen seine freie Einsicht in den Sinn und die Würde der Gemeinschaft aufruft, als deren Glied er sich fühlen und dann auch aus selbständigem Antrieb handeln lernen muß.

Damit ist aber zugleich unsere Anfangsfrage nach dem Sinn jener scheinbar paradoxen Willenshaltung, die Selbstaufgabe und Selbständigkeit vereinen soll, beantwortet. Diese Doppelseitigkeit unserer Willensakte ist nämlich nicht eine zufällige, bloß auf das Entstehen einer überindividuellen Gemeinschaft bezogene, sondern eine allgemeine und innerlich notwendige. Jede wirklich schöpferische Willenstat zeigt diesen Verlauf von Opfer und Wandlung. Der Gelehrte, der Künstler, der praktische Gestalter gibt sich selbst im vollen Sinne des Wortes an sein Werk hin, ja es ist das Paradox der schöpferischen Persönlichkeit, daß sie sich selbst erst gewinnt, wenn sie sich hingibt. Gerade die Persönlichkeitspsychologie hat die Tatsache erneut herausgestellt, daß der sogenannte Wille zur Selbstbehauptung, zur Eigen-

Digitized by Google

geltung, das Stigma der unproduktiven Persönlichkeit, der Minderwertigkeit trägt. In der Objektivation des Werkes verliert sich die Person, um eben dadurch ihren allgemein menschlichen Wert zu erhalten, Persönlichkeit zu werden. Und höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.

Die höchste Objektivation nun der Idee des Soldaten, die höchste Forderung, die an die Hingabebereitschaft des heroischen Menschentypus gestellt ist, ist der Tod. Und dieses Soldatenschicksal ist bejammernswert dort, wo der Betroffene ihm zu entfliehen trachtet, es ist aber von höchstem Adel dort, wo es Menschen trifft, die das Opfer der persönlichen Existenz für höhere Güter, als es das Leben ist, heroisch bejahen.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Wehrmachtspsychologie im Dienste der militärischen Auslese, so gibt die Entstehungsgeschichte der Wehrmachtspsychologie zugleich eine Antwort auf die Frage, warum eine Auslese, besonders in einem Volksheer, wo jeder Mann Soldat zu werden hat, dennoch notwendig ist.

Die Wehrmachtspsychologie ist in der vaterländischen Notzeit entstanden. Das Versailler Diktat hatte Deutschland ein unfreiwilliges Wehrsystem aufgezwungen. Die Beschränkung auf 100 000 Mann Reichswehr bei zwölfjähriger Dienstzeit machte es notwendig, durch kriegerische Qualität das zu ersetzen, was der neuen Wehrmacht an Quantität versagt blieb. Das bedeutete, daß an jeden einzelnen Mann, und besonders natürlich an die Führer, solche Ansprüche zu stellen waren, daß er im Notfall selbst als Führer auftreten konnte. Ein solches „Führerheer" war aber nur durch sorgfältige Auswahl der Freiwilligen zu erreichen. Hinzu kam, daß die ungeheure Zunahme der technischen Kriegsmittel an Kraftwagen, Nachrichtendienst, artilleristischem Meß- und Beobachtungsdienst usw. immer neue Spezialaufgaben stellte, die nur durch Spezialbegabungen höchstwertig zu lösen sind. Solche Begabungen aber müssen sorgfältig ausgesucht und gefördert werden. Das Offizierskorps hatte damals die opfervolle und noch gar nicht hoch genug eingeschätzte Aufgabe, Geist und Überlieferung der alten Armee auf die neue Reichswehr zu verpflanzen in einer Zeit, die allen soldatischen Bestrebungen nur Mißtrauen und Widerstand entgegenbrachte. Nun lag aber zugleich eine Fülle von neuen Aufgaben vor, die es nicht in der alten Überlieferung vorfand. Dazu kam, daß ein verlorener Krieg, Revolution und Inflation einen Umsturz alter sozialer Wertungen mit sich gebracht hatten, die sich auch auf das Angebot an Freiwilligen und Offiziersanwärtern auswirkte.

Das veranlaßte die verantwortlichen Persönlichkeiten, psychologische Auslesemethoden probeweise zu Hilfe zu nehmen. Schon im Kriege hatte man bei Fliegern und Kraftfahrern zunächst auf der Feindesseite psychotechnische Eignungsprüfungen in der Art, wie sie ja auch heute noch bei vielen wirtschaftlichen Unternehmungen üblich sind, durchgeführt. An diese Versuche knüpfte man an. Allein die ganze Sache hätte kaum einen befriedigenden Fortgang genommen, wenn sich ihrer nicht Persönlichkeiten angenommen hätten, die wissenschaftliche Sachkenntnis mit offenem Blick für die Bedürfnisse der Truppe glücklich vereinigten. Diese hatten den Mut, allen Formelkram über Bord zu werfen. Sie gingen zur Truppe, überzeugten sich, welche Anforderungen der Dienst an den Mann stellte; dann sahen sie sich die jungen Freiwilligen an, sprachen mit ihnen, ließen sie irgendwelche praktische Aufgaben lösen und entschieden dann auf Grund des gewonnenen Charakterbildes: der ist brauchbar und jener nicht. Was also jeder Führer zu tun hat, wenn er prüft, welche Leute er an einen bestimmten Platz zu stellen hat, das wurde auch hier getan, es wurde wissenschaftlich unterbaut und systematisiert. Und damit ist zugleich eine methodische Entwicklung gekennzeichnet, die die Wehrmachtspsychologie inzwischen mit großem Erfolg durchlaufen hat: den Weg von der Psychotechnik zur praktischen Charakterologie. Um den Unterschied beider Me-

Digitized by Google

thoden auf eine Formel zu bringen, kann man sagen: diese zeichnet seelische Leistungen nach möglichst meßbaren Maßstäben auf, jene kennzeichnet eine Persönlichkeit als leiblich-seelisch-geistige Ganzheit[1]). Was die eine an sorgfältiger Kleinarbeit objektiv sammelt, muß durch die andere — und in erster Linie durch den geschulten Blick des Psychologen — sinnvoll ergänzt werden. Denn das ist es, was die Wehrmacht in erster Linie braucht: nicht ein Bündel von vorgeschriebenen Funktionsmechanismen, sondern ganze Männer, welche im Notfall auch in der Lage sind, Leistungen zu vollbringen, die sie nicht geübt haben und zu denen sie von Natur aus vielleicht „unbegabt" sind. Wenn die Wehrmachtspsychologie auch ein bestimmtes Maß an seelisch-körperlicher Begabung fordern muß, so ist in ihr das Bewußtsein dieser letzten Unberechenbarkeit des Menschen doch durchaus lebendig und schützt sie vor Schematismus. Denn das ist ja das großartige Geheimnis des Menschen, wodurch er sich entscheidend über das Tier hinaushebt, daß er in der Schicksalsstunde seines Daseins über seine Organtüchtigkeiten oder -Untüchtigkeiten, an die das Tier unausweichlich gebunden ist, daß er über sich selbst hinaus zu wachsen vermag. Und wir können nur wünschen, daß auch unserem deutschen Volk immer wieder solche Männer erwachsen mögen, die es in der Schicksalsstunde über seine natürlichen Gebundenheiten hinausführen können.

Parapsychologie

Von Gerda Walther in München

> Wir haben da eine ganz neue, erst bei ihrer Morgenröte angelangte Wissenschaft, die uns ungeheure Horizonte eröffnet. Es wird eine der großen Aufgaben des 20. Jahrhunderts sein, der Parapsychologie zu ihrer vollen Bedeutung zu verhelfen." Ch. Richet †

Versunkene Tempel mit uraltem, sorgfältig gehütetem Weistum, Medizinmänner mit geheimnisvollem Zauberkram, Propheten mit überwältigenden Schauungen, entrückte Heilige und in den Flammen der Inquisition ächzende Hexen steigen vor uns auf — was ist es mit ihren geheimnisvollen Kräften, ihrem Blick in meilenweite Fernen und undurchsichtige Zukunft, mit ihrem Wissen um die innersten Regungen der Seelen anderer, vielleicht nicht räumlich anwesender Menschen? War und ist das alles nur Schwindel, Täuschung und Selbstbetrug, vielleicht geistige Umnachtung, oder hält doch einiges davon dem forschenden Licht des kühlen, unvoreingenommenen Verstandes stand?

Hierauf eine Antwort zu finden ist eine der Aufgaben der Parapsychologie (sowie ihrer Schwesterdisziplinen, der Paraphysik und der Paraphysiologie). „Para" = neben dem Tatsachenbereich, den die offizielle Psychologie gewöhnlich ins Auge faßt, geht das einher, was die „Para"psychologie untersucht. Manches von dem, was noch unlängst zu ihrem Forschungsbereich gehörte, wurde inzwischen von anderen Wissenschaften anerkannt und ihnen einverleibt, z. B. die Hypnose. So wird mit fortschreitender Aufhellung der von ihr untersuchten Tatsachen immer mehr in die bereits vor ihr bestehenden Wissenschaften einbezogen werden, bis sie als besondere Disziplin ganz verschwindet oder auch tatsächlich nur noch eine Unterabteilung der alles umfassenden Psychologie darstellt.

---

[1]) Näheres über die Methoden der Wehrmachtspsychologie in dem Buch: „Wehrpsychologie" von Oberreg.-Rat Simoneit.

Digitized by Google

Vorerst aber galt es, diese Gebiete dem wissenschaftlichen Forschen erst zu erschließen, den vorurteilslosen Denker zu überzeugen, daß hier wirkliche, eine Untersuchung verdienende, ja fordernde, Tatsachen vorliegen[1]).

Neben diesem Sammeln, Prüfen und Sicherstellen von spontan im Volk auftretenden Erlebnissen parapsychologischer Art versuchte man aber auch, selbst zu experimentieren. Man bediente sich hierbei der Menschen, die über telepathische, hellseherische usw. Fähigkeiten zu verfügen schienen, der sogenannten Medien, und suchte nun in möglichst einfachen, alle Täuschungsmöglichkeiten und Fehlerquellen ausschließenden Versuchen die Tatsächlichkeit dieser parapsychologischen (paraphysikalischen und paraphysiologischen) Erscheinungen auf diesem Wege nachzuweisen[2]). Worauf es dabei ankam, war immer wieder das Ausschließen von Betrug und Selbsttäuschung, das Nachweisen der Tatsächlichkeit. Alle diese Versuche ergaben und ergeben einwandfrei das Vorhandensein von Telepathie sowohl im engeren Sinne von Gedankenübertragung als auch im weiteren Sinne des Miterlebens der seelischen Gesamtsituation eines fernen Menschen, denn im Anschluß an E. Bozzano unterscheidet man jetzt zwischen der Übertragung von bloßen Gedanken- und Vorstellungsinhalten und derjenigen eines Querschnittes durch das augenblickliche Seelenleben eines anderen mit all seinen Gefühlsregungen, Stimmungen, Wünschen, Strebungen usw. Ebenso dürfte die Tatsächlichkeit von räumlichem Hellsehen und, in einzelnen Fällen, einer Vorausschau in die Zukunft feststehen. Erst in der jüngsten Zeit sind Telepathie und räumliches Hellsehen (etwa von verdeckten Spielkarten) in einfachen, aber zahlreichen Versuchen von zwei jungen Forschern — Dr. Bender an der Universität Bonn und Dr. J. B. Rhine, Duke University, U.S.A. — abermals nachgewiesen worden[3]). An den über 100000, sich über mehrere Jahre erstreckenden Versuchen Rhines beteiligte sich ein großer Teil der Studentenschaft und des Lehrkörpers der Duke University einschließlich Prof. William Mc. Dougalls.

Nachdem die Tatsächlichkeit dieser Erscheinungen so über jeden Zweifel sichergestellt war und ist, versuchte man den Vorgängen, die ihnen zugrunde liegen, allmählich beizukommen, ihre Ursachen zu erkennen. Eine gewisse Schwierigkeit liegt dabei in dem Umstand, daß den diese Dinge untersuchenden Forschern nur in seltenen Fällen die fraglichen parapsychologischen Fähigkeiten zu eigen sind, während die darüber verfügenden Versuchspersonen gewöhnlich nicht die zu ihrem Studium erforderliche psychologische Schulung besitzen und sich auch meist in einem veränderten Bewußtseinszustand befinden (Trance, Hypnose), der eine Selbstbeobachtung des Erlebten sehr erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Immerhin haben sich verschiedene Forscher darum bemüht, von den Versuchspersonen genauere Aufschlüsse über diese Dinge zu erhalten[4]). Mehr und mehr wird aber der Parapsychologe bestrebt sein müssen, das Erforschen dieser Erscheinungen auf exakt wissenschaftliche Weise und deren Erleben in ein und derselben Person zu vereinigen. Hier kann vor allem die von der phänomenologischen Philosophenschule ausgearbeitete Forschungsweise, die bei jedem Gegenstandsgebiet untersucht, wie es erlebt und erkannt wird, was zu seinem Wesen gehört[5]), noch viel leisten.

Wie in anderen Forschungsgebieten wird auch in der Parapsychologie neben der

---

[1]) Vgl. vor allem die in den Proceedings der seit über 50 Jahren bestehenden Society for Psychical Research in London niedergelegten Tatsachen.

[2]) Vgl. etwa die Veröffentlichungen von Wasielewski, Tischner, Richet, Geley, Osty, Podmore, Gurney, Meyers, Walter Franklin Prince usw.

[3]) Vgl. H. Bender: „Zum Problem der außersinnlichen Wahrnehmung", Zeitschrift für Psychologie, Bd. 135, und J. B. Rhine: Extra-sensory perception, Boston 1934.

[4]) Vgl. z. B. E. Osty: La connaissance supranormale, Paris 1925.

[5]) Siehe Fußnote 1 auf Seite 308.

Digitized by Google

Anwendung naturwissenschaftlicher und experimentalpsychologischer Methoden immer mehr eine Wendung zur „verstehenden" Psychologie im Sinne Pfänders[2]) spürbar. Auch eine Verbindung der sogenannten Tiefenpsychologie (Jung und andere) mit der parapsychologischen Forschung wird fruchtbar sein. Die Erkenntnisse der Tiefenpsychologie und ihre Durchforschung des Unterbewußtseins wird dem Parapsychologen die Deutung vieler Erscheinungen seines Gebietes erleichtern und ihn vor manchen voreiligen Schlüssen bewahren. Andererseits wird die Parapsychologie dem Tiefenpsychologen in vielen Fällen einen tiefen Einblick in jene Zustände vermitteln, in denen die Grenzen der Einzelpersönlichkeit gesprengt erscheinen und sie in allgemeinere, menschliche oder kosmische Bereiche eintaucht oder gar in ihnen zu versinken droht.

Vorläufig ist zwar die Tatsache der genannten parapsychologischen Erscheinungen sichergestellt, aber wir sind noch weit entfernt von einem restlosen Verstehen ihres Zustandekommens und ihrer Ursachen. So ist es nicht weiter verwunderlich, wenn ihre Deutung noch immer heiß umstritten ist. Viele Parapsychologen neigen dazu, alles oder fast alles, durch das menschliche Unterbewußtsein zu erklären (die sogenannten „Animisten"). Andere glauben an eine Art „allgemeines Bewußtsein", eine „Allseele", ein „kosmisches Gedächtnis" („Akasha-Chronik"), ein „kosmisches Reservoir", oder wie man es nun nennen will, in dem alles vergangene und künftige Geschehen aufgezeichnet ist und aus dem die parapsychologisch Veranlagten dann ihr Wissen schöpfen. Wieder andere stehen auf dem Boden des „Spiritismus" (vornehmer ausgedrückt: des „Monadismus")[3]) und nehmen eine Einwirkung Verstorbener an. Wahrscheinlich wird sich zeigen, daß jeder dieser Deutungsversuche innerhalb gewisser Grenzen seine Berechtigung hat und je nachdem bald die eine, bald die andere Erklärung, vielleicht auch mehrere zusammen, einen bestimmten Fall aufzuhellen vermögen.

Auch diejenigen Parapsychologen, die dem Spiritismus wohlwollend gegenüberstehen, unterscheiden sich freilich erheblich von den sogenannten Vulgärspiritisten, die jede Äußerung eines Mediums als Offenbarung aus dem Jenseits gläubig hinnehmen, oft zu ihrem nicht geringen seelischen und materiellen Schaden. Es sind hier exakte Versuche im Sinn und mit den Methoden der experimentellen Psychologie angestellt worden[4]), z. B. mit Hilfe der Assoziationsversuche Jungs in Verbindung mit dem psychogalvanischen Reflex von Veraguth, um die durch ein Medium sich manifestierenden „Wesenheiten" zu identifizieren. Ob durch diese sehr genauen Untersuchungen die Identität dieser „Wesenheiten" mit bestimmten Verstorbenen erwiesen wird, muß noch vorsichtig geprüft werden. Jedenfalls zeigen aber die Versuche Caringtons einwandfrei, daß man sich hier ebenso vor grober Materialisierung dieser Wesenheiten im Sinne einer Art von Schattenbildern Lebender hüten muß, als auch vor ihrer psychologistischen Umdeutung in bloße erdichtete Phantasieerzeugnisse. Man stößt hier auf noch weitgehend unerklärte psychologische Tatbestände, zu deren Aufhellung gerade die Parapsychologie vor allem berufen ist. Die meisten hier bisher verwendeten Begriffe stammen aus einer psychologischen Betrachtungsweise, die glaubt die Kategorien einer seelischen Ebene ohne weiteres

[1]) Wertvolle Ansätze hierzu finden sich (neben ausgezeichneten Experimenten) in dem Buch von U. Sinclair: Mental radio, does it work, and how? (London 1930). Einige Hinweise habe ich seinerzeit in meiner „Phänomenologie der Mystik" (Halle 1923) zu geben versucht.

[2]) Vgl. Alexander Pfänder: „Die Seele des Menschen. Versuch einer verstehenden Psychologie" (Halle 1933).

[3]) Vgl. Hans Driesch: „Parapsychologie, die Wissenschaft von den okkulten Erscheinungen", München 1932.

[4]) Vgl. Proceedings Society for Psychical Research, Juli 1934 und vor allem Juli 1935.

Digitized by Google

auf eine andere anwenden zu können, während es gerade darauf ankommt, das Neue, das sich da erschließt, auch in neuen, entsprechenden Begriffen zu fassen. Auch hier steckt die Parapsychologie noch in den ersten Anfängen.

Die genaue Schilderung des in innerer Selbstbeobachtung (also in „phänomenologisch-introspektiver Deskription und Analyse") Erfaßten sucht von der entgegengesetzten Seite an dieselbe Frage heranzukommen. Die verstehende Psychologie und Charakterkunde hat nachgewiesen, daß jeder menschlichen Seele eine ihr eigentümliche, ganz bestimmte Qualität zukommt, die mit den Eigenschaften des zu ihr gehörigen Leibes nicht zusammenfällt. Begriffe wie das „innere Licht", das vielleicht mit dem zusammenhängt, was manche die „Aura" nennen, die „Wucht" und „Stoffart" einer Seele[1]) suchen das Gemeinte auszudrücken. Diese „Stoffart" einer Seele kann, wie die phänomenologisch-introspektive Parapsychologie zeigt, auch bei telepathischen Erlebnissen mitschwingen. Es bedarf hier freilich eines sehr genauen Achtens auf die Unterschiede zwischen den Schwingungen der verschiedenen Menschen.

Dieses telepathische Erleben des Fremdseelischen in seinem Eigensein ist also völlig unabhängig von dem Wahrnehmen eines Leibes. Die genaue Erforschung dieses Phänomenes (vor allem insofern es sich auf das telepathische Erleben seelischer Schwingungen bezieht, die angeblich von Verstorbenen herrühren) bildet so die notwendige introspektive Ergänzung zu Caringtons Versuchen, mit Hilfe experimentalpsychologischer Methoden das in einen Menschen hereinragende Fremdseelische zu identifizieren.

Keiner, der sich ernsthaft mit Parapsychologie beschäftigt, wird heute noch die Telepathie, wenigstens die zwischen Lebenden, bezweifeln. Ob das Hellsehen ihr gegenüber eine besondere Fähigkeit ist, darüber sind die Forscher noch uneins. Immerhin gibt es Fälle, wo etwas keinem Lebenden Bekanntes hellseherisch ausgesagt und durch Nachprüfung als richtig bestätigt wird.

Auch mit dem Hellsehen in die Zukunft, der Prophetie, liegt es ähnlich; ihre Tatsächlichkeit kann der erfahrene Forscher schwerlich bestreiten, wenn sie auch selten und besonders vielen Fehlerquellen unterworfen ist. Ich denke hier vor allem an einige besonders gut gelungene Versuche von Osty und anderen mit Pascal Forthuny, neben gut beglaubigten Spontanphänomenen. Manche Forscher (wie z. B. Osty) meinen, daß die meisten Menschen in ihrem tiefsten, ihnen selbst nicht zugänglichen Unterbewußtsein ihr künftiges Schicksal kennen, und daß die Hellseher nur durch ein besonders gesteigertes Einfühlungsvermögen (vermittelt durch leiblichen Kontakt, einen dem anderen gehörigen Gegenstand, Schriftzüge, Telepathie usw.) sich in dieses tiefste Innere eines Menschen versetzen und das heraufholen, was er selbst dort schon „weiß", ohne es aber ins Wachbewußtsein emporheben zu können. Andere wieder suchen eine Erklärung im allwissenden „kosmischen" Bewußtsein oder wieder in den Eingebungen Verstorbener, deren Gesichtskreis dann allerdings weiter reichen müßte als der unsere.

Auf die paraphysikalischen und paraphysiologischen Erscheinungen näher einzugehen ist hier nicht der Ort, wo es sich um die moderne psychologische Forschung handelt. Aber selbstverständlich bestehen zwischen ihnen und den parapsychologischen Erscheinungen im engeren Sinne die innigsten Beziehungen. Viele krankhafte, oder doch außergewöhnliche Erscheinungen, die man im Hinblick auf ihren seelischen, nicht leiblichen Ursprung als „psychogen" bezeichnet, finden hier ihre Erklärung. So z. B. die Stigmatisationen der verschiedensten Art. Dergleichen braucht dabei durchaus nicht immer religiös untermalt zu sein. So besaß z. B. die u. a. von Osty und

[1]) Vgl. Pfänder, a. a. O. S. 306, und „Grundprobleme der Charakterologie" in Utitz' Jahrbuch der Charakterologie, I. Jahrg., Bd. I, S. 325 ff.

Digitized by Google

französischen Hochschullehrern und Medizinern untersuchte russische Emigrantin Mme. Kahl-Toukholka die merkwürdige Eigenschaft, daß von ihr telepathisch aufgefangene Vorstellungen (etwa Buchstaben, ein Glas usw.) alsbald auf ihrem Arm oder Halsausschnitt durch Rötungen der Haut bildlich wiedergegeben wurden[1]).

Ähnliche enge Verbindungen bestehen natürlich auch zwischen anderen parapsychologischen Erscheinungen und gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Geschehen (Fernbewegung, Spuk usw.). Gerade hier wird die Parapsychologie vielleicht der Medizin einst wichtige Hinweise und Aufschlüsse geben können. Dasselbe gilt für die Völkerkunde, die Religionspsychologie und Mythenforschung.

Uraltes Volksgut, nicht mehr verstandene Weisheit der Vorfahren kann durch die parapsychologische Forschung zu neuem Leben erweckt werden, weil es durch sie neues Verständnis findet. Die altgermanische Ehrfurcht vor wirklichen, volksverbundenen Seherinnen erscheint nicht mehr als törichter Aberglaube. Die Heil und Unheil anzeigenden Folgegeister, Fylgien, die den Helden in der Schlacht beschützenden und anfeuernden Walküren können einen tieferen Sinn haben und mehr sein als eine bloße Allegorie[2]). Wenn die Königstochter und Walküre Sigrun, von der die Edda singt, mit König Helgi Hundingsbane bis über seinen Tod hinaus verbunden ist, so daß er noch einmal kommt, um im Grabhügel sich mit ihr zu treffen, so ist das vielleicht doch mehr als die Ausgeburt einer überhitzten Phantasie, die manche Sagenforscher sogar als widerlich und krankhaft bezeichnen zu müssen glaubten, weil sie es allzu materialistisch verstanden. Vielleicht ist es die jubelnde Schilderung einer wirklich erlebten seelisch-geistigen Verbundenheit, die auch dem Tode widersteht. Daß auch heute noch von dergleichen berichtet wird, weiß der Parapsychologe. Damit ist auch die richtig verstandene Parapsychologie einer der Wege, die zu solchen verschollenen Erkenntnissen der Vorfahren zurückführen — zum Sinnbild als Wirklichkeit, als voll erlebtes seelisch-geistiges Geschehen.

Eines läßt sich jedenfalls mit Bestimmtheit als Ergebnis der Parapsychologie sagen: das grauenvoll beängstigende Bild des völlig in sich vereinsamten Menschen als „fensterloser Monade" (Leibniz), die höchstens durch unbewiesene und unbeweisbare „Analogieschlüsse" vom Mitmenschen etwas weiß oder zu wissen glaubt, — dieses Zerrbild des Menschen ist auch durch die Parapsychologie endgültig widerlegt. Sie zeigt dem Menschen vielmehr, wie innig er mit anderen verwoben, von ihrem Denken, Fühlen, Wollen durchsetzt ist, sei es nun bewußt oder unbewußt, sein Mitschwingen mit ihnen erkennend und ablehnend oder in innerer Verbundenheit von sich aus mitmachend, worauf ja erst wahre Gemeinschaft beruht, wie ich in meiner „Ontologie der sozialen Gemeinschaften" nachzuweisen versuchte. Nicht der einzelne, isolierte Mensch ist also das Ursprüngliche, sondern der mit Seinesgleichen bis ins Innerste Verwobene, wenn ihm dies auch nicht immer notwendig reflexiv bewußt ist. Demgegenüber ist der einzig nur auf sich gestellte Einzelne das oberste Ästchen am Baum des Lebens, das zeigt auch die Vertiefung in die parapsychologischen Erscheinungen immer wieder. Gerade die Parapsychologie kann deshalb auch dem Einzelnen wie der Gesamtheit dienen, indem sie ihm hilft, sich über all das klar zu werden, was da in ihm wogt und west. Der Einzelne kann erst durch solche Erkenntnis sich selbst in seinem Eigensein erfassen und abgrenzen, zugleich aber auch die gemeinschaftlichen Bindungen größerer oder kleinerer Art mit Volk, Stamm, Kameraden, in der Familie usw. erkennen und von innen her bejahen.

---

[1]) Vgl. Revue Métapsychique, Paris, März/April 1929, und Th. Besterman: Some modern mediums, London 1930, S. 107 ff.

[2]) Vgl. Martin Nink: „Wodan und germanischer Schicksalsglaube", Jena 1935.

Digitized by Google

Wie gefährlich das blinde Getriebensein von unerkannten Mächten des eigenen Unterbewußtseins ist, vor allem wenn sie sich als selbständige Gebilde ausgeben wollen, ebenso aber auch die undurchschaute Verwobenheit mit Fremdseelischem, gerade das zeigt und lehrt die parapsychologische Forschung immer wieder. Wie für die Psychotherapie wird sie hier bedeutsam für Soziologie und Massenpsychologie, in der ja die Telepathie eine große Rolle spielt[1]). Nur wenn dies Hereinragen unerkannter Mächte ins eigene Innere richtig durchschaut und erkannt (nicht etwa hinweggeleugnet) wird, kann man sich mit ihnen auseinandersetzen und von ihnen frei machen, um ein fester, dem Schicksal gegenüber unverzagter Charakter zu werden. So hilft die Parapsychologie durch ihre Beschäftigung mit diesen Dingen dem Menschen dabei, sich diesen Mächten gegenüber zu behaupten, indem er sie durchschaut, erkennt und versteht, statt aus Unkenntnis sie entweder furchtsam zu verdrängen oder ihnen kritiklos zu verfallen.

Gerade auf Grund dieser Erstarkung zu in sich ruhenden, selbstverantwortlichen Persönlichkeiten, die nicht mehr im Gewoge des Fremd- und Eigenseelischen im eigenen Unterbewußtsein zu versinken drohen, ist aber erst eine Gemeinschaft höherer, von innen heraus erkannter und bewußt bejahter und gewollter Art möglich. Dann handelt es sich nicht mehr um ein dumpfes Getriebenwerden von innen und von außen, sondern um die frei gewollte Einigung mit den anderen, mit der Gemeinschaft; sei es nun, daß sie dem Menschen äußerlich gegenübertreten, oder daß er sie an ihrem Hineinwirken ins eigene Innere spürt und erkennt. Mag auch das dumpfe Mit- und Ineinanderleben scheinbar stark und unzerreißbar sein, so wird es doch erst durch klar bewußtes Erkennen und Bejahen im Äußeren wie im Inneren sich ganz entfalten und allen Gefährdungen trotzen können. Gerade dazu kann, wie jede wesentliche Seelenkunde, so auch die Parapsychologie dem Menschen helfen, wenn sie ihn lehrt, die Mächte zu erkennen und zu fassen, die aus den Tiefen seines Inneren aufsteigen, ihn in fremdartigen Zuständen ergreifen und oft sein Bewußtsein und seine Person zu sprengen drohen.

Zusammenfassend ergibt sich also: auch die Parapsychologie trägt dazu bei, die neue Wendung in Philosophie und Psychologie zu stärken, die sich allenthalben vom isolierten Einzelnen und seinen Nöten abwendet, um den Menschen als — wenn auch eigenmächtiges — Glied kosmischer, naturhafter und gemeinschaftlicher Bindungen zu verstehen und zu bejahen. Wenn ihr als Wissenschaft auch nur die Sicherstellung, Erforschung und Erklärung von Tatsachen obliegt, so kann sie doch dem, der die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen vermag, auch im praktischen Leben viel Hilfe und Einsicht vermitteln. Sie wird ihm zeigen, daß er nicht mit unüberwindlichen Schranken von seinem Nebenmenschen abgeschlossen, aber auch nicht willenlos allem ausgeliefert ist, was ihm von diesem zuströmt. Sie wird ihm zeigen, wie räumliche Trennung kein unüberwindliches, entfremdendes Hindernis mehr ist, und daß auch der Tod nicht jegliche innere Verbundenheit zerstören muß, daß vielmehr auch die, die räumlich von ihm getrennt oder durch Verlust des Leibes seiner sinnlichen Wahrnehmung entzogen sind, ihre Gemeinschaft mit ihm aufrechterhalten und mit größter Anteilnahme sein Wirken für gemeinsame Ideale verfolgen können. So kann auch die Parapsychologie, richtig verstanden, dem Entstehen eines echten, auf Erkenntnis und Willen beruhenden Gemeinschaftsgeistes und einem von entsagungsvollem Hinnehmen und blindem Losstürmen gleich weit entfernten Verhalten gegenüber den Mächten des Schicksals die Wege bereiten.

[1]) Vgl. P. A. Dietz: Telepathie en Psychologie der Menigte, Amsterdam 1931.

Digitized by Google

Dionys Rappenglück

Erzählung von Alfons von Czibulka

Nomen et omen! — Die alten Lateiner waren doch gescheite Leute, und wo sie recht hatten, dort hatten sie recht. So war auch die Geschichte des Dionys Rappenglück, dessen Unglück in einem Jahre begann, da ein junger Wein so trefflich geraten war wie im vergangenen Herbst, eigentlich schon in seinen beiden Namen prophetisch angedeutet. Freilich in anderm Sinne als etwa der Schulmeister des Dorfes, in dem Dionys geboren und erzogen war, es meinte.

Dieser Schullehrer hatte einiges über die Alten und deren Götter gelesen. Darum pflegte er, als der Junge immer ungebärdiger heranwuchs und überhaupt das Leben als einen Hauptspaß anzusehen schien, zu sagen, daß es ja anders gar nicht sein solle, denn er mache damit nur seinem Vornamen Ehre. Und ein Dionysos könne eben nicht anders als dionysisch leben. Nur übersah der Gute dabei, daß Dionys nicht nur Dionysos, sondern auch Rappenglück hieß. Was man dem Lehrer aber verzeihen muß. Denn da des Jungen Vater Roßhändler war, wie schon sein Großvater und Urahne, so schien ihm der Name Rappenglück genügend ausgedeutet.

Ein Roßtäuscher ist noch niemals verhungert. Wenigstens nicht in jenen Zeiten, in denen noch Pferde und nicht Maschinen über die Landstraßen liefen. Darum war auch Vater Rappenglück ein Mann, der seinen Sohn studieren lassen konnte. So wurde Dionys ein dionysischer Student, raufte und trank etliche Jahre an den Universitäten herum und wurde schließlich Doktor der Rechte.

Welchem Berufe er sich aber zuwenden sollte, das wußte er, von den hohen Schulen heimgekehrt, selber noch nicht. Fürs erste war ein täglicher Besuch in irgend einer Weinschenke alles, was er tat. Weil aber darüber mehr Zeit verging, als man auch einem Doktor nach anstrengendem Studium zuzubilligen vermag, so meinte Vater Rappenglück, daß es bei diesem Berufe nicht bleiben könne. Und da er auch merkte, daß diese Vorliebe zum Traubensaft zu einem Unglück führen könnte, so hielt er dem Sohne des öfteren vor, daß der Wein zwar eine Gabe Gottes sei, doch mit Unmaß genossen, leicht zu einem Instrument des Teufels werde. Was freilich nichts nützte. Darum erkannte Rappenglück der Ältere, daß hier nur eines helfen könne, und spießte seinen Sohn als Köder an die Eheangel, mit der man Mütter schöner Töchter fängt.

Dieser Fang war nicht schwer. Erstens war der Dionys als der Sohn des Rappenglück ohnehin eine begehrte Partie und zweitens ein großes, schönes Mannsbild, dessen Anblick allein schon allen Weibern die Köpfe verdrehte. So dauerte es nicht lange, bis man vernahm, daß der Doktor die Tochter des Landrichters heiraten werde, der in einem nahen Städtchen am Rheine amtierte.

Wenn dieses Gerücht auch den Tatsachen vorauseilte, so war es doch schon so, daß Dionys und die Liselotte ineinander verliebt waren, wie junge Leute es nur sein können. So schien alles seinen wohlgeordneten Gang zu nehmen. Um so mehr als die schlanke Liselotte mit ihrem schwarzen Haar ein so schönes und dabei handfestes Frauenzimmer war, daß Dionys wahrhaftig plötzlich vom Weine ließ. Es fehlte nichts weiter mehr, als daß der junge Doktor in seinem schönsten Sonntagsstaat nach dem drei Stunden entfernten Rheinstädtchen reite, um dort die Eltern der Liselotte um deren Hand zu bitten. Was zwischen den beiden Vätern für einen Sonntag im Mai auch beschlossen wurde.

Dieser Tag war mäßig warm, und so ließ es sich prächtig auf der Landstraße traben, die zwischen einer Allee von Obstbäumen zum Rheine führte. In einem

Digitized by Google

scharlachroten Rock, einer grünen Weste, gelbledernen Hosen und mächtigen Kanonenstiefeln, dazu auf dem schönsten Pferde seines Vaters, einem schweren, doch edelblütigen Rappen, war Dionys auf dieser Brautfahrt prächtig anzusehen. Weil der Nachmittag heiß geworden war, hatte er den Dreispitz an die Satteltasche gehängt und ließ seine blonde Mähne im Winde wehen. Dazu pfiff er sich eins.

So kam er fast bis zum Rheine. Eben als die Straße sich über einen Höhenzug senkte, in der Tiefe über den Blütenwolken schon der Strom und ferne das Städtchen zu sehen war, überholte er vor einem Dorfe an der Biegung der Straße drei preußische Grenadiere, die mißmutig rheinwärts marschierten.

Wie alle dionysischen Temperamente war Dionys ein freundliches Menschenkind. Darum rief er den Grenadieren, als er an ihnen vorüberritt, einen lustigen Gruß zu. Das ist sein Unglück gewesen, und doch auch sein Glück. Denn der älteste, ein Feldwebel, dessen Gesicht nur aus einem Schnauzbart zu bestehen schien, hatte kaum den langen prächtigen Kerl auf dem schönen Rappen gesehen, als er schon den einen seiner Kameraden zwinkernd in die Rippen stieß und dem Reiter zurief: „He, Freund, wißt ihr den besten Wein im Ort?“

Das war nun gerade das, was man den Doktor nicht fragen durfte, weil es doch sein Ehrgeiz war, auf zehn Meilen im Umkreis jede Schenke und jeden Wein zu kennen. Darum antwortete er auch gleich lachend: „Doch, Herr Feldmarschall, marschiert mir nur nach!“ Dann ritt er wie ein siegreicher Feldherr an der Spitze seines Heeres vor den Grenadieren her durch das Dorf, das auf halber Höhe des Hanges lag. Bog dann auf einen Feldweg ein, der zwischen den Reben wieder hügelan führte, und hielt bald vor einer windschiefen, verrauchten Steinhütte, vor der zwei wackelige Tische standen, zwischen denen schwarz wie ein Höllenloch die Kellertür in die Tiefe des Berges führte. Dort rief er: „Hier! — Gesegne euch's Gott!“ wandte sein Pferd und wollte zur Straße zurück. Doch der Feldwebel vertrat ihm den Weg. „Warum so rasch, Junker? Gebt uns doch die Ehre, für Euren guten Rat ein Glas Wein mit uns zu leeren. Auf des Königs Wohl!“

Nun wollte Dionys zwar nicht. Doch weil er zu höflich war, um abzuschlagen, vielleicht auch selbst gerade Durst verspürte, sprang er aus dem Sattel und sagte: „Auf ein Viertelstündchen nur. Ich muß heute noch freien.“ Und dann saßen sie zu viert vor dem Kellerloch: Rappenglück zwischen den beiden Grenadieren, die wie eine Wache neben ihm hockten; ihm gegenüber der Feldwebel, über seinem Schnauzbart mit den Augen funkelnd.

Doch weil der junge Wein so duftete — es war der, der damals so trefflich geraten —, der Gaumen trocken vom Ritte war, Dionys von seiner Liebsten erzählte, wurden aus der einen Viertelstunde zwei. Und da er hastig trank, denn er wollte doch weiter, aber des Weines fast schon entwöhnt war, kam es, daß ihm der Zweck seines Rittes bald nur mehr als ein fernes Erinnern vorschwebte und selbst dieses rasch gänzlich erlosch.

Freilich wunderte es ihn, daß, obgleich die Dorfuhr eben erst drei geschlagen, über dem Tale schon das Abendläuten schwang und gleich darauf der Mond silbern über dem schwarzen Dache der Hütte stand. Doch eigentlich auch gar nicht über der Hütte, sondern durch sonderbare Stäbe schien, die sich mit ihm, dem Dionys, knarrend fortbewegten. Und gänzlich ungereimt kam es ihm vor, daß wieder nur einen Augenblick später die pralle Sonne ihm die Nase verbrannte. Das begriff er nicht. Bis er sich erheben wollte. Da freilich merkte er, daß er gebunden auf einem Leiterwagen lag, ein wenig Stroh unter sich hatte, über seinen Füßen auf einem Brett die Grenadiere von gestern saßen und hinter dem rumpelnden Gefährt angehalftert der Rappe lief. Eben als Dionys ein wenig stöhnte, weil ihn die Glieder schmerzten, drehte sich der Schnauzbart, der gerade mit der Peitsche nach den Pferden ge-

Digitized by Google

schlagen, halb nach ihm um und fragte: „Ausgeschlafen, Junker?“ Doch als Rappenglück mit einem Fluche antwortete, weil ihm sein Unglück zu dämmern begann, fauchte ihn der Feldwebel an: „Maul halten!“ und schob ihm einen Wisch unter die Nase, auf dem er lesen konnte, daß er nun König Friedrich Wilhelms Rekrut sei und die Kriegsartikel beschworen habe, was er, wie er wohl nicht leugnen werde, mit seiner Unterschrift „Dionys Rappenglück“ bestätigt habe. Womit für ihn der Wein nun wirklich zu einem Instrument des Teufels geworden war.

Damit wäre eigentlich die Geschichte zu Ende. Denn da den Werbern so leicht keiner wieder entkam, und der Eid auch galt, wenn er im Rausche geschworen, so war es mit der Liselotte nun nichts.

Doch alles im Leben hat zwei Seiten, und wenn einer ein Glückskind ist, kann ihm das Pech nichts anhaben, auch wenn er mitten darinnen sitzt. Darum kam auch Dionys nicht zu des Königs Grenadieren, sondern samt seinem Rappen zu den Dragonern, wo es schon lustiger herging. Doch weil er bei den Preußen nicht avancieren konnte, ging er zu den Österreichern und dort hat er es bis zum Obristen gebracht. Allein seine Liselotte konnte er nicht vergessen, so daß er unbeweibt blieb.

An vierzig Jahre vergingen, bis er wieder zum Rheine kam. Da war er schon ein eisgrauer Haudegen mit einem so schönen Schnauzbart, wie ihn der Feldwebel der Werber besessen. In dem Städtchen, wo er sein Glück verloren, schritt er ein wenig wehmütig zum Hause des Landrichters. Dort saß nun freilich längst ein anderer drin. Doch weil dieser, selbst schon bei Jahren, als ein Witwer ein einsames Leben führte, lud er den Obristen in seinen Garten zum Abendbrot. Und wie der Wein schon die Zungen löst, so erzählte Rappenglück dem Richter, als die Windlichter am Tische standen und die Mücken daran schwärmten, von seinen Abenteuern und wie Liselotte nun wohl eine alte Jungfer geworden.

Da seufzte der andere, drehte nachdenklich an seinem Glase und sprach: „Ja, Obrist, daran war der Teufelswein schuld, den man damals zum ersten Mal trank, und der hier vor Euch steht. Lang ist's her. Aber eine alte Jungfer, wie Ihr meint, ist die Liselotte nicht geworden. Die ist dreißig Jahre lang meine Frau gewesen und hat mir das Leben sauer gemacht. Dort drüben ruht sie. Gott hab' sie selig!“

Da lachte der alte Obrist Rappenglück fröhlich wie ein Junger, strich sich den weißen Schnurrbart nach Soldatenart, hob das Glas, daß die Windlichter golden darin funkelten, und rief: „Nun denn, dann sollen die preußischen Werber leben und dieser Teufelswein dazu!“

Bücherschau

Erziehung in alter und neuer Zeit

Es ist auffallend, daß uns bisher eine zusammenfassende Darstellung des germanischen Erziehungslebens fehlte. Man möchte es zunächst aus dem Mangel an Quellen erklären. Tatsächlich bieten auch die bekannten antiken Berichte über Germanien und Germanen nur wenige Hinweise, sie sind noch dazu von außen gesehen und nicht aus dem Innenraum germanischen Wesens. Wie für das germanische Geistesleben überhaupt, so müssen uns auch für das Erziehungsleben die nordischen schriftlichen Überlieferungen, vornehmlich die isländischen Sagas, als die wichtigsten Beweisstücke dienen. Diese enthalten in ihrer konkreten Erzählweise so viele Einzelzüge, daß sich daraus allgemeine Schlüsse auf die Art, wie die germanische Jugend in ihre Lebensaufgabe hineinwuchs, ziehen lassen. Warum diese Einblicke bisher so wenig getan wurden, erklärt sich aus der Gegenüberstellung, daß bezeichnenderweise auch die ritterliche Erziehung ebensowenig mit den Methoden der Erziehungswissenschaft untersucht wurde. Man stand eben unter der Auffassung, daß nur die planmäßigen Erziehungsveranstaltungen und unter ihnen wieder besonders die Maßnahmen zur

Digitized by Google

geistigen Schulung (also z. B. die mittelalterlichen Klosterschulen) untersuchungswürdig seien und einen überhaupt beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der Erziehung liefern könnten. Erst seit wir wieder erkannt haben, daß Erziehung nicht nur dort stattfindet, wo sie in besonderer Veranstaltung planmäßig gewollt wird, vielmehr überall, wo Jugend von einer Lebensgemeinschaft umfangen wird, ist es uns möglich geworden, auch altgermanisches Leben als eine besondere Art der Jugendformung zu betrachten und zu untersuchen.

Diese Aufgabe löst Fritz Wüllenweber in seinem Buche „Altgermanische Erziehung", dargestellt auf Grund der Islandsagas und anderer Quellen zum Frühgermanentum (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 174 S.). Er handelt dabei ganz folgerichtig, wenn er zunächst den Lebensraum des frühgermanischen Bauerntums selbst schildert, der beides zugleich ist: Erziehungszweck und formende Erziehungswelt. Denn besondere erzieherische Veranstaltungen sind nur wenige nachzuweisen. Um so nachhaltiger und ausschließlicher wirkt die Umwelt und ihre Weltauffassung auf den jungen Germanen ein. Nun ergibt sich, wenn man germanisches Leben vom geistesgeschichtlichen und erziehungswissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, eine Erkenntnis, die bisher nirgends mit solcher Deutlichkeit ausgesprochen wurde wie in Wüllenwebers Buch. Daß nämlich das Bauerntum nicht die einzige und letzte Lebensform des frühen Germanentums war, wie wir jetzt bei der starken Betonung der Formel „Blut und Boden" manchmal in neuer Einseitigkeit zu sehen glauben, sondern daß es die breite Grundlage für zwei andere höhere Schichten darstellt, die sich aus dem Bauerntum herausheben: die Schicht der Krieger und die nochmal darübergelagerte Schicht derer, die in den Besitz der höheren Lebenserfahrung und Lebensweisheit gelangten und darum zum vollendeten Führertum befähigt und berechtigt waren. Dabei ist hier unter Schichtung kein Getrenntsein zu verstehen, sondern ein Ineinanderwachsen. Jeder Frühgermane war im Bauerntum verwurzelt, war gelernter Bauer von Beruf und Besitz. Aber aus dieser Lebensgrundlage wuchsen die Befähigten und Berufenen in die kriegerischen Gefolgschaften hinein, die bäuerlichen Besitz neu erwarben und verteidigten; sie wurden Krieger, ohne ihr Bauerntum zu verlieren. Und ebenso wuchs aus dem Kriegertum eine kleinere Schicht zur weiteren Schau auf die Welt heran, die um Geschichte und ihre Lehren wußte, die das Rechtsleben überlieferte und höheres Weistum besaß. Auf irgendwelche Spuren einer gelehrten Priesterkaste, von denen phantasiekräftige Darsteller der deutschen Vorgeschichte verschiedentlich berichten, ist Wüllenweber offensichtlich nicht gestoßen. — Die „Altgermanische Erziehung" ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Erziehung. Sie wird den geschichtlichen Darstellungen der deutschen Pädagogik ein neues Gesicht geben: auch die deutsche Erziehung wird nun ihre Wurzeln in deutschen Boden senken können.

Aus dem Zurückschlagen des Bogens in die Frühzeit wachsen somit neue Werte und vor allem Antriebe für ein neues Formschaffen zu. Es ist kennzeichnend für unsere revolutionäre Zeit, daß bei einer Rückschau in die nahe Vergangenheit das Gegenteil eintritt; sie führt vielfach zu einer bald leidenschaftlichen, bald entsagenden Ablehnung dessen, was noch vor kurzem Glaube und Sehnsucht war. Vor mir liegt der Grabgesang einer umfassenden Bewegung des Vor- und Nachkriegsdeutschland: Werner Picht: „Das Schicksal der Volksbildung in Deutschland" (Verlag Die Runde, Berlin; 240 S.). Der Verfasser des Buches war an der Bewegung, von der die Rede ist, „in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg nicht unbeteiligt"; jetzt glaubt er den nötigen Abstand gefunden zu haben, um geistesgeschichtlich über sie schreiben zu können. Es nimmt uns nicht einen Augenblick wunder, daß eine Erwachsenenbildung, so wie er sie sieht, ein vollkommener Versager werden mußte. Das Buch ist nicht einfach zu lesen. Seine Sätze sind verwickelt, ständig mit Einschaltungen, Einschränkungen, Gegenüberstellungen usw. versehen. Ebenso verwickelt, bedenkend, zweifelnd, einschränkend ist auch das Denken, das hinter dem Buche steht, und es ist verständlich, daß die Volksbildung, der der Verfasser nahestand und die er eingehender verfolgt hat, zu fast ganz verneinenden Sätzen führte, wie: „Wir wissen nun, daß es keine ‚allgemeine Bildung' gibt." „Wir wissen ferner, daß die Verbreitung von Wissen im Sinne der Mitteilung von Kenntnissen, selbst wo die Gefahr der Halbbildung vermieden wird, an sich noch nichts mit Bildung zu tun hat." Und dann der besonders angreifbare Satz: „Wir haben weiter erkannt, daß wir keinen Schatz von Kulturgütern zur Verfügung haben, an dem teilzuhaben an sich ein Gewinn ist." Diese Sätze können nur von einer Volksbildung als Strandgut ans Land gespült werden, die in einem verhängnisvollen Glauben an

Digitized by Google

den Intellektualismus befangen war. Daneben aber gab es doch eine andere Art, eine bodenständige, die in Fühlung geblieben war mit dem Volkstum. Es ist bezeichnend, daß die ganze Heimatbewegung, die wir hier im Auge haben, in dem dicken Buch, wenn ich mich nach der etwas mühseligen Lesung richtig zurückerinnere, nicht einmal erwähnt wird. An die Ansätze dieser konkreten, verständigen, niemals intellektuell gewordenen Volksbildung kann die neue Zeit durchaus erfolgreich anknüpfen, ja sie hat es schon getan; und darum trifft die entsagende Ablehnung der Volksbildungsbestrebungen nur deren fruchtlos gebliebenen Ast, der freilich von manchen Volkshochschulen mit Vorliebe gepflegt wurde. Wer in das Wesen der intellektuellen Volksbildung der vergangenen Jahrzehnte eindringen will, etwa um eine Polemik zu schreiben, der findet hier reiches Material. Wer aber an den fruchtbaren Zweigen weiterarbeiten will, der hat wenig Gewinn, wenn er sich an den negativen Erfahrungen die Kräfte lähmen läßt.

Ein Beitrag zum Erziehungsplan der Zukunft ist das dritte uns vorliegende Buch: „Die höhere Schule im deutschen Volksstaat. Versuch einer Ortsbestimmung und Sinndeutung." Von Heinrich Weinstock (Verlag Die Runde, Berlin; 166 S.). — Unter der Decke, im engen Kreis der Zünftigen, werden gegenwärtig lebhafte Streitgespräche über die Zukunft der höheren Schule geführt. Ein gutes, großes Buch über diese wichtige Frage der deutschen Bildung ist aus den letzten Jahren kaum zu verzeichnen. Es ist das eine Folge jener falschen Auffassung des Führergrundsatzes, die mit in den Schoß gelegten Händen sagt: Die Führung wird's schon machen. Daß auch die Führung ihre Entschlüsse auf breiter Grundlage zu treffen hat und daß ihr diese Grundlage aus dem Bildungsdenken der Nation gegeben werden muß, wird dabei allzuleicht übersehen. Um so dankenswerter ist es, daß Weinstock hier das Ergebnis eines ehrlichen Ringens und einer heißen Wahrheitssuche vorlegt. Der Ort, von dem aus er spricht, ist schwerer zu kennzeichnen als der Schulaufbau, auf den er zielt. Jedenfalls geht sein Denken aus von der heutigen höheren Schule, an der er wirkt; es ist aber geläutert an der Versenkung in die Welt Platos; Nietzsches leidenschaftliche Gedankenstürme haben es durchrüttelt; Kerschensteiners tiefgründiges Bildungsdenken hat an ihm geformt; und schließlich hat auch die Volkwerdung der Deutschen zu dem Verfasser entscheidend gesprochen. Er selbst ist aber auch ein selbständiger Kopf, er gibt darum nicht etwa nur eine Synthese aus allem Erwähnten, er gibt das Endergebnis des eigenen Denkens. Dieses ist, kurz umrissen: die neunklassige höhere Schule, die ihr Zeitmaß bereits geschichtlich als berechtigt erwiesen hat; sie ist Auslese schule im strengsten Sinne; ihre Gegenstände sind die zwei klassischen und die zwei lebenden Sprachen; Deutschkunde dient nicht der harten Ackerarbeit der Schulung, sondern dem erhebenden Ernten einer wahren Bildung; Mathematik ist nach wie vor das klassische Denkfach; Naturwissenschaften müssen zurücktreten, um den Bildungsplan nicht zu trüben. Im Grunde genommen ist also das Buch ein Ruf: „Zurück zu Schulpforta!" Es ist hier nicht der Ort, die Gedanken Weinstocks zu erörtern. Es ist zu wünschen, daß das auf breiterem Raum an den verschiedensten Stellen geschieht. Dabei wäre wohl vor allem die Frage in den Mittelpunkt zu stellen, ob die Kunde von der deutschen Kultur und die deutsche Geschichte wirklich so fragwürdige Bildungsgegenstände sind, für die sie der Verfasser hält.

München. Fritz Fikenscher.

Die Seele des Arbeiters

In den Rahmen der Wissenschaft von den seelischen Grundlagen des Schaffens gehört das Buch von Prof. Dr. Rexford B. Hersey (Pennsylvania-Universität, Philadelphia): „Seele und Gefühl des Arbeiters" (Konkordia-Verlag, Leipzig 1935; 172 S.); Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley hat das Werk mit einem Geleitwort versehen, in dem er es als eine Tat zur Förderung des Verständnisses für die schaffenden deutschen Menschen begrüßt: „Sie verstehen lernen, heißt die deutschen Arbeiter liebgewinnen." Prof. Hersey begann seine Untersuchungen zu der hier vorliegenden und grundlegenden praktischen Arbeiterpsychologie und Psychologie der Menschenführung mit sozialpsychologischen Untersuchungen an amerikanischen Eisenbahnarbeitern (seit 1926), die er dann auf Grund eines diesbezüglichen Auftrages des Oberländertrusts, einer Organisation zur Förderung kultureller Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland, 1932 an deutschen Eisenbahnarbeitern fortsetzte, u. a. mit der Absicht, die Allgemeingültigkeit seiner amerika-

Digitized by Google

nischen Ergebnisse nachzuprüfen. Diese Erhebungen reichen vom Herbst 1932 bis Spätsommer 1934, betreffen also eine Zeit großer politischer und wirtschaftlicher Spannungen und Umwälzungen in Deutschland und zeigen so Auswirkungen der nationalsozialistischen Revolution auf den deutschen Arbeiter. Herseys Schrift beruht auf inniger Anteilnahme an dem Leben von etwa 50 deutschen Arbeitern, die auch in Vergleich zu den amerikanischen Arbeitern gestellt werden. Man habe in Deutschland erkannt, daß die Lösung der Arbeiterfrage mindestens ebensosehr ein seelisches wie ein materielles Problem ist, und das Buch möchte dazu beitragen, den Gedanken der Volksgemeinschaft auch im Kleinen, in den Betrieben mehr und mehr durchzusetzen. Hersey ist der Ansicht, daß wir auf Grund unserer neuen Einsichten in die zwischenmenschlichen Beziehungen vor einer Zeit von außergewöhnlicher Verheißung stehen. Das Buch behandelt in vier Kapiteln: „Das Wesen und Wirken der Gefühle", „Wodurch wird das Gefühlsleben beeinflußt", „Äußere Bedingungen der Zufriedenheit" und „Persönliche Eigenschaften als Bedingungen der Zufriedenheit". Es bringt u. a. eine aufschlußreiche Untersuchung über die Periodizität in Stimmung und Leistungsfähigkeit.

München. Hans Büttner.

Beethoven

Arnold Schering legt einen Versuch[1]) vor, Werke von Beethoven, die fast alle seiner letzten Schaffensperiode angehören und die wir gewohnt sind, ohne alle Frage der absoluten, also nicht programmatischen Musik zuzuweisen, im gewagtesten Sinn des Wortes ein vollkommen programmatisch gewertetes Denken zu unterlegen. Was den verdienstvollen Forscher und Musikgelehrten zu seiner Deutung Beethoven — Shakespeare veranlaßt hat, waren gelegentlich hingeworfene Bemerkungen von Beethoven selbst und seinen nächsten Freunden, sowie des Meisters Vorliebe für den englischen Dramatiker überhaupt. An sich ist der Versuch, Beethoven den Programmusikern zuzuzählen, bedingtermaßen ja richtig. Seine d-moll Sonate op. 31, die Sonate op. 81a, die Appassionata stehen in dem Ruf, äußeren, bezw. literarischen Vorbildern ihre Entstehung zu verdanken. Selbstverständlich kann etwa irgend ein Geräusch oder eine Ideenverbindung einen schon im Unterbewußtsein vorhandenen Musikkomplex zur Entfaltung bringen. Allein es will uns denn doch schwer einleuchten, daß im Fall Beethoven eine ganze Reihe von Werken in ihrem Gesamtverlauf streng nach den Szenenfolgen eines Wortdramas aufgebaut sein sollen. Schering versucht dies an der Hand der Streichquartette op. 74, 95, 127, 130, 131 und einer Reihe von Klaviersonaten nachzuweisen. Und wir fürchten mit sehr wenig Glück. Wenn Beethoven wirklich so verfahren wäre, dann müßten die Werke Shakespeares während der musikalischen Konzeption überhaupt nicht aus den Händen des Komponisten gekommen sein. Und in welch sklavischer Abhängigkeit vom Wort sehen wir da eine derart unbändige Natur, wie Beethoven sie doch in allen Dingen war. Scherings Deutungsversuche bedeuten keinesfalls eine Bereicherung, sondern im Gegenteil eine Verarmung des Bildes, das wir uns von Beethoven machen. Denn tatsächlich ist die Programmusik nicht der Art, sondern auch dem Grad nach von der freischöpferisch verfahrenden durchaus verschieden, sie holt sich die Leitidee von einem andern und übergibt dem Wort die eigentliche Führung. Nach Schering aber erscheint Beethoven wie ein verkappter Opernkomponist, und wer wollte behaupten, daß Beethovens Liebe nach den Erfahrungen mit seinem Fidelio gerade der Oper gehört hätte? Außerdem: da, wo Beethoven Programmusiker sein wollte, hat er es unzweideutig ausgesprochen. In der Pastoralsymphonie, im gewissen Sinn auch in der Eroika, in seinen Ouvertüren, in dem tonmalerischen Gemälde der Schlacht von Vittoria: da ist Beethoven Dolmetscher bestimmter realistischer Vorgänge und da will er auch nichts anderes sein. Allein Temperaments- und Stimmungsmusik, selbst wenn sie einen dramatischen Verlauf nimmt, ist noch lange keine Programmusik, ganz abgesehen davon, daß eine so visionäre Musik, wie es die letzten Quartette sind, jede anderweitige Auslegung von vornherein ausschließt. Und was soll endlich mit solchen Deutungsversuchen für die Beurteilung und Erkenntnis des wahren Wertes einer Musik überhaupt getan sein?

München. Siegfried Kallenberg.

[1]) Arnold Schering: „Beethoven in neuer Deutung" (E. F. Kahnt, Leipzig; 118 S.).

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Leopold Webers deutsche Odyssee (Georg Callwey und R. Oldenbourg, München 1935; 371 S.) ist ein gewagtes, aber ungewöhnlich interessantes Experiment. Der Gedanke, antike Epik in anderem als dem ursprünglichen Versmaß nachzudichten, ist nicht neu. Schiller hat es mit Vergils Aeneis versucht. Aber man muß gar nicht so weit zurückdenken. Erst vor wenigen Jahren suchte Albrecht Schaeffer den Beweis zu erbringen, es dürfe der Homerische Odysseus nur im fünffüßigen reimlosen Trochäus übersetzt werden, der „mit dem Hexameter gemein hat den unendlichen Fluß, nicht gemein die Kürze der einzelnen Verse, die allem Anschein der Überlieferung nach unserer Sprache im Gedicht ein Bedürfnis ist." Schaeffers sprachlich großenteils sehr schöne Arbeit ist doch im Artistischen hängen geblieben, vielleicht weil der Trochäus, so trefflich ihn Schaeffer zu handhaben wußte, in der großen deutschen Dichtung zu selten gebraucht wurde und also als Form nicht genügend eingedeutscht ist. Von daher wird man Webers Versuch begreifen müssen, der für seine Übersetzung den freien Vers der Edda-Lieder gewählt hat, im Glauben, die deutsche Sprache werde beim Umguß nur dann ihr Bestes leisten, wenn man sie von allen ihr fremden Fesseln befreie und sie sozusagen reden lasse, wie ihr das Maul gewachsen ist. Dem entgegen steht freilich die alte, immer sich wiederholende Erfahrung, daß der dichterischen Sprache, wenigstens bei uns Deutschen, nichts so wohltut wie ein von außen kommender Zwang, der das Lockere faßt und bindet und schon oft genug unsere Dichtung zu ihren höchsten Flügen gebracht hat. Daß ein Pferd nicht von selber die großen Hürden nimmt, sondern geschult werden muß, weiß jedermann — aber man will solche Lehren für die Sprache nicht gelten lassen. Mir persönlich scheint es, seit Goethe, Hölderlin und Mörike ihre Hexameter geschrieben haben, eigentlich kein Problem mehr, ob Homer in seiner eigenen Form verdeutscht werden kann. Eines Tages wird jemand kommen, der die Aufgabe löst und dann alle überzeugt. Zudem hat Goethe selbst in einem kleinen wundervollen Bruchstück einer Odyssee-Übersetzung den rechten Weg schon gezeigt. Daß also Webers Unternehmen zu einer wirklichen deutschen Homer-Erneuerung führt oder gar selbst schon die endgültige Nachdichtung sein soll, kann ich nicht glauben. Von allen traditionellen Bedenken abgesehen ... die Form des deutschen Verses, dieses ruckweise Stoßen und Schlagen ist viel zu gewichtig, um den unendlichen musikalischen Fluß des Originals wiederzugeben, der alles Gewaltige, Kräftige, Schwere (das es freilich auch enthält) mühelos auf seinen nie stockenden Wellen dahinträgt. Wohl aber bedeutet Webers Buch eine dichterische Leistung von eigenem Wert und Sinn. Seine Verse klingen gut, es ist ein selbständiger Gesang in ihnen, das Rauschen mehr des nördlichen als des jonischen Meeres. Und da bei Weber gerade das am stärksten herauskommt, was man sonst oft zu übersehen in Gefahr ist: die tragische Größe, das Hochherzige und Heldische, strahlt seine Nachdichtung mit neuem Licht auf das unsterbliche Gedicht zurück, ergänzt und steigert unsre Vorstellung davon, nähert und befreundet es uns auf neue Weise. Wo immer künftig Homer übersetzt wird, wird Webers Leistung ihren Teil daran haben müssen. Daß der griechische und der deutsche Geist ihre früheste Quelle in demselben nordischen Grunde haben, daß, wie Webers Nachwort sagt, „das Schicksalsempfinden der Griechen und Deutschen wesensverwandt ist", kann von nun an nicht mehr vergessen werden.

Der junge Franz Tumler ist heute schon eine der schönsten Hoffnungen unseres neuen Schrifttums. Seine Erzählung „Das Tal von Lausa und Duron" (Albert Langen/Georg Müller, München 1935; 86 S.) hat den Ton und das Geheimnis eines reinen dichterischen Anfangs. Vom Leben und Untergang eines Dorfes wird erzählt, über das der Krieg kommt als die Gestalt des unausweichlichen Schicksals. Tumler hat nicht das lärmende Gehabe mancher Anfänger nötig, die sich und der Welt ihre „elementare" Beschaffenheit beweisen müssen. Das Element dieses Österreichers und Stifter-Enkels ist die Stille der im Geheimen bewegten Natur. Und nicht oft ist in unseren Tagen das Lob der Heimat schöner gesungen worden, als in den Versen, die Franz Tumler seinem Buch vorangestellt hat: „Sieh, dem tieferen Dunkel / Entlocke ich dich / Wie du tönst in mir / Und allem Tagesschein / Ins verwirrte Gesicht schlägst: / Die Bläue der Berge / Wo fern der Wolken / Wachsende Schatten gehn / Unaufhaltsam, ist deine nur. / Dich zu erlangen, Heimat / Des Eises Schauer schreckten mich nicht / Und der klirrende Felssturz nicht / Und siehe: den hellen Tag verlöre ich gern / Wenn du trauerst; / Es ginge mein Fuß lahm / Wenn er dir nicht zugeht, o Heimat!"

Digitized by Google

Karl Heinrich Waggerl hat sich in seinen letzten Büchern immer stärker, seines Tones immer mächtiger gezeigt. Früher ist ihm mit Recht oft seine Hamsun-Nachahmung vorgeworfen worden, man spürt auch jetzt noch stark, daß er durch diese Schule ging. Aber sein Eigenes bricht durch mit immer klarerem Strahl. Das neue Buch „Mütter" (Inselverlag, Leipzig 1935; 263 S.) kann man von Anfang bis Ende lesen, ohne durch literarische Anklänge gestört zu werden. Vor allem: Waggerl hat hier sein eigenes Tempo, und das ist im Grunde schon alles. Unmöglich, etwa schneller zu lesen, als das Buch will. Leise werden wir hineingeführt, dann fängt die Welt, in der wir uns finden, mit stiller Notwendigkeit zu wachsen an, wie bei den Bäumen Ring auf Ring um den Stamm sich bildet. Da ist die Mutter Gertraud, die alte Hebamme. Da ist die Magd Barbara und Maria, die Hausiererfrau, da ist die Wirtin, sind die Kinder, die Männer, die Ahnen. Wie gut lernt man sie kennen, wie fest schließt sich die dörfliche Wirklichkeit um sie alle, Gute und Schlimme! Waggerl wird noch höher steigen, er ist noch lang nicht am Ende seines Weges, und das ist ja gut. Es wird ihm jetzt gewiß nicht mehr fehlen, denn er hat, was einem Dichter und Musikanten am meisten not ist: Humor. Und auch der Humor hat sich tiefer und kräftiger entwickelt als in den ersten Büchern.

Neben seine „Deutschen Heldensagen" stellt Severin Rüttgers nun die „Deutschen Volksbücher" (Inselverlag, Leipzig 1935; 638 S.), die wir uns schon lange so in eine gute, den Händen wie dem Auge bequeme Ausgabe zusammenwünschten. Er hat sie sorgfältig ausgesucht, diese „stammhaftesten Teile der ganzen Literatur" und hat sie nacherzählt mit Bescheidenheit, Takt und Kraft. Der hörnern Siegfried und die vier Haimonskinder, Herzog Ernst und Wigoleis, Barbarossa und Melusine und Griseldis, die schöne Magelona und Hirlanda, Eulenspiegel und die Schildbürger, Fortunat und Faust. Es ist, als ließen sie sich zusammen nieder um einen Tisch — wie verwandt alle in ihren Zügen, diese absonderlichen Kinder einer einzigen Familie! Die beste Möglichkeit unseres Lebens und Sinnens, unseres Kämpfens und Liebens ist in ihnen verkörpert. Wunder begegnen uns auch, wie ihnen, und wir können nicht anders, wir sehen das Wunderbare mit ihrem Blick und ertragen das Schwere mit ihrer Herzenskraft. Ihr Blut ist in uns, wir tragen es weiter. Die geduldige Griseldis ist noch mitten unter uns und vollbringt ihren Dienst, aber auch Melusine lebt und Faust schließt seinen gefährlichen Pakt mit dem Teufel, Eulenspiegel treibt seine leichte und die Schildbürger ihre schwerfällige Narrheit, Barbarossas Schatten ist unvergessen, manchmal fällt einem unter uns ein Wunschhut zu wie dem Fortunat, ihn dahin und dorthin zu tragen, und auch die Drachenbekämpfer sind nicht ausgestorben. Ein Buch wie dies müßte jedem von uns ins Haus.

Ein neuer Roman von Jakob Schaffner — die schöne, liebenswerte Geschichte von dem Mädchen „Larissa" (Zsolnay Verlag, Wien 1935; 365 S.). Das Buch ist voll glücklicher Gestaltungen und ernster, erlebter Erfahrung: „Gott liebt seine dunklen Helden vor allen und auf ihre Tragfähigkeit hält er am meisten. Die Starken müssen unten sein, um die Welt zu tragen."

Sieben Erzählungen: „Der Viehmarkt von Wängersthuel", „Die Bienen", „Die große Verheißung", „Der Orgelspieler", „Die Verfolgung", „Kockelburg", „Der Handschlag" hat Erwin Wittstock unter dem Titel: „Die Freundschaft von Kockelburg" gesammelt herausgegeben (Albert Langen/Georg Müller, München 1935; 268 S.). Teilweise hart und vor allem spannend erzählt. Es sind sieben Schulkameraden, die nach Jahren der Trennung in einem einsamen Gasthaus im Wald zusammenkommen und einander berichten von ihren Schicksalen geben.

Grete Garzarolli: „Zerbrochene Posaunen" (Rowohlt Verlag, Berlin 1935; 307 S.). Am Schicksal und Verfall einer großbürgerlichen Familie zeigt die Verfasserin den Untergang der Donaumonarchie im menschlichen Gleichnis. Ich kann nicht viel mit dieser Art von Roman anfangen, die sich so in die Einzelerscheinung von Krankheit und von innen wirkender Zerstörung verzweigt, ohne von anderem Sinn zu wissen, als daß es eben so war und so kommen mußte. Ich glaube auch nicht, daß über die geschichtlichen Hintergründe des Buches das letzte Wort heute schon gesprochen werden kann. Immerhin bleibt es ein interessanter Beitrag zur Geschichte einer Zeit.

Florian Seidl zeichnet den Lebensroman eines Künstlers, der vor Welt und Liebe in die Einsamkeit der Berge flieht, den aber sein Herz wieder zurücktreibt, um sich im

Digitized by Google

Kampf mit dem Leben zu vollenden, statt zu kapitulieren. „In der Hütte" (Cottasche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1935; 223 S.).

„Knecht Medardus wird Herr" (Cotta, Stuttgart 1935; 280 S.). Geschichte eines jungen Burschen, der sich mit Willenskraft und Zähigkeit vom Knecht zum Besitzer eines eigenen Hofes und Heims macht, gegen alle Widerstände seiner Umgebung sich emporarbeitet. Eine bayerische Bauerntochter, Maria Zierer-Steinmüller, hat dies Buch geschrieben.

Das alte unerschöpfliche Thema: Kampf einer Mutter um das ihr fremdgewordene Kind, schildert Maria Stiernstedt in ihrem Roman „Mattis Mutter" (aus dem Schwedischen im Verlag Hesse & Becker, Leipzig 1935; 238 S.).

Hervey Allen: „Antonio Adverso." (Aus dem Englischen in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart 1935; 2 Bände, 685 und 483 S.) Das ist eine merkwürdige Erscheinung in der neuen Literatur. Ein Entwicklungsroman der alten Schule, mit den für unser Gefühl primitiven Mitteln von einst, eine Handlung zu spinnen, Leute, die der Verfasser zusammenbringen will, einander begegnen zu lassen durch Zufalls Gnaden, altmodisch auch in der Typenhaftigkeit der Charaktere — erzählt aber mit einer Kraft, die weder altmodisch noch neu ist, sondern wohl für zeitlos gelten muß — für „zeitlos" in dem Sinne, daß eine jede Zeit ihre Geschichtenerzähler braucht, die sie in Atem zu halten verstehen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß Allens Buch nicht nur in Amerika, sondern neuerdings auch in England so starken Erfolg gehabt hat. Es wird auch bei uns Leser genug finden. Es ist keine Kleinigkeit, in einem mehr als tausend Seiten starken Werk diese zahllosen Figuren in einer beständigen Spannung untereinander zu halten. Mit Dichtung freilich hat das nichts zu schaffen, und ich muß auch sagen, daß mir die innere Überzeugungskraft des Buches gering scheint. Der Findling, der Antonio getauft und nachher, weil er unter „widrigen Umständen" zur Welt kam, Adverso zubenannt wird, hat sich eigentlich im Lauf seines Lebens sehr günstiger Umstände zu erfreuen. Er kommt mit Hilfe des allmächtigen Zufalls aus dem Kloster ausgerechnet in das Haus seines Großvaters, wird mit aller Sorgfalt aufgezogen, es kann nicht ausbleiben, daß der Alte ihn an der Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Tochter erkennt und zu seinem Erben einsetzt. Die Erbschaft ist natürlich nicht zu knapp bemessen, auch das Mädchen seiner Liebe, die schöne Spanierin Dolores, findet Antonio Fortuno (wie er eigentlich heißen müßte) nach einigen Mühen und Wirren wieder und kann sie heiraten. Wollte Gott, es würde allen Findlingen so gut gehen! — Der ausladend breiten Geschichte von Antonios Leben — sie spielt in der Zeit der Französischen Revolution und des ersten Kaiserreiches — steht als Vorspiel eine streng und stark geformte Novelle voran: das Schicksal der Mutter. Das ist prachtvoll erzählt, spannend wie selten etwas. Wenn man den Roman ganz ausgelesen hat, kommt man zu einem Gefühl, als wäre man in einer weitläufigen Gemäldegalerie gewesen, an deren Eingang eine gute Miniatur hängt. Man ist durch die Räume gegangen, hat gesehen und bewundert, beim Fortgehen bleibt man noch einmal vor der Miniatur stehen und sagt sich: die war eigentlich das Beste von allem. Wäre ich der Verleger einer unserer kleinen Büchereien, ich würde das Vorspiel des „Antonio Adverso" gesondert drucken und eines guten Erfolges sicher sein. — Schön ist aber auch manches nachher, besonders Antonios Kindheit im Klosterhof beim Brunnen und der Platane, die er besteigt, um in die Welt hinauszusehen, und interessant im zweiten Band die Begegnung Antonios mit Bonaparte, dessen Art erstaunlich echt und überzeugend herauskommt.

Den Vorgang, den Hervey Allen hier einmal im Vorübergehen streift: Napoleons großen Kampf mit der Mechanisierung und Verwirtschaftlichung der Welt, hat einer der begabtesten unter den jungen deutschen Erzählern, Erik Reger, zum Mittelpunkt seines neuen Romans gemacht: „Napoleon und der Schmelztiegel" (Rowohlt Verlag, Berlin 1935; 551 S.). Während der Eroberer siegend und zerstörend Europa durchzieht, Kronen und Länder ihren Besitzer wechseln, vollzieht sich in Westdeutschland die entscheidende Entwicklung im Zeichen von Kohle und Eisen. All diese Erfinder und Unternehmer, diese Idealisten und Spekulanten treten scharf gezeichnet vor uns hin, sie sind die Figuren, deren sich die Hand des völkerverwandelnden Schicksals bedient, der Strom der Entwicklung erweist sich stärker als der Wille des Einzelnen. Ein mächtiges, ja ein großartiges Thema, und stark erzählt!

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Januar 1936
Hauptschriftleiter: Leo Friedrich Hausleiter in München. — Stellvertreter: Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H. in München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 4. Vj. 35: 3613. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Niefern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Neuerscheinung!

Charakterologie

Von Dr. Paul Helwig

Mit 4 Tafeln, Geb. etwa . . . . . RM. 8.60

Helwig untersucht mit selbständiger Kritik die gesamten Fragen der modernen Charakterforschung: Strukturpsychologie, Typenlehre, Rassenkunde, Vererbungslehre, Psychoanalyse, Individualpsychologie, experimentelle Charakterkunde, Graphologie, Psychopathologie usw. Das Buch will nicht bestimmte Richtungen fördern, sondern aus der unübersehbaren Fülle der Veröffentlichungen die gesicherten Ergebnisse herausstellen. Offene Fragen werden in ihrer Problematik nicht verkleinert, die Hauptlehren stets ausführlich dargelegt.

Die ersten Urteile über:

Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre

In Verb. mit H. Bürger-Prinz, O. Graf, E. Hefter, G. Kloos, F. Panse, F. Stumpfl, herausgegeben

von Dr. med. Johannes Schottky

Abteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers, Berlin. Kart. RM. 4.20, geb. RM. 5.60

„Das Buch wird seine Bestimmung erfüllen, viele Kreise in die bisher bekannten Grundlagen von Begabung und Charakter einzuführen. Es ist sehr zu begrüßen, daß wissenschaftlich arbeitende Psychiater in allgemein verständlicher Form von ihrem Standpunkte aus Probleme darstellen, die natur- und geisteswissenschaftlich und außerdem praktisch, insbesondere für Erbfragen, von großer Bedeutung sind." (Prof. Pohlisch, Bonn, Universitäts-Nervenklinik, vom 9. 12. 35.)

„Das Buch fesselt durch Tiefe, Gründlichkeit und Beherrschung der gesamten Problemlage. Die Verbindung von guter wissenschaftlicher Tradition und Aufgeschlossenheit für die Bedürfnisse der Zeit ist ein begrüßenswerter Zug, der durch das ganze Werk hindurchgeht." (Prof. Dr. Kurt Schneider, Dir. d. Klin. Inst. d. Dtsch. Forschungsanst. f. Psychiatrie, Kaiser Wilhelm Institut, München, den 7. 12. 35.)

Mit dem Unbedenklichkeitsvermerk der Parteiamtlichen Prüfungskom. z. Schutze d. NS-Schrifttums versehen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

---

chwarzwald-Schule Triberg
algymnasium mit Oberrealschule. Schülerh. in gebder Wald- u. Höhenlage. Mittl. Reife a. d. ast. Staatl. Abitur. Jeb. Sport. Bilderprospekt.

lelmarbeit vergibt P. Holfter Breslau Hb.

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegt ein Prospekt der Firma **Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm, bei.**

Deutsches Kolleg

Bad Godesberg a. Rhein

Paritätische Stiftungsschule, Gymnasium und Realgymnasium von U III bis O I. Abiturberechtigt. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Familien-Internats. 12 (12) Klassen zu 10 bis 15 Schülern. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch-Geschichte, Kunstgeschichte. — Illustr. Prospekte durch den Direktor Dr. Berendt.

Tausende lesen ihre Zeitschrift-und welche Zeitschrift liest Du?

UMSTURZ IM WELTBILD DER PHYSIK

Von Ernst Zimmer

Ein einzigartig klarer Aufriß der heutigen Physik. Gemeinverständlich dargestellt! Das Buch gibt jedem gebildeten Laien die Möglichkeit, die neue „Quantenphysik" kennenzulernen, aber nicht oberflächlich, sondern von Grund auf, mit allen physikalischen Beweisgründen und ohne besondere Vorkenntnis in der Physik und fast ohne Mathematik! Geh. Rat Max Planck, der weltbekannte deutsche Forscher, Nobelpreisträger und Begründer der neuen Quantenphysik gab dem Buch das Geleitwort. „Nicht nur die beste, sondern sogar die einzige Lösung, die die schwierige Aufgabe einer populären Darstellung der modernen Physik bisher gefunden hat" — schreibt die „Umschau", Frankfurt. Der Berliner Lokalanz.: „Lebendig geschrieben! Ein spannender, wechselvoller Kampf d. Geister!"

267 Seiten
58 Bilder
Geheftet RM. 4.50
Leinen RM. 5.70

In allen Buchhandlungen

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., Münc

Digitized by Google

Zwei wichtige Veröffentlichungen der Süddeutschen Monatshefte:

Charakterkunde

Mit einer Einführung von Ludwig Klages

Aus dem Inhalt: Hans Kern, Die geistesgeschichtliche Situation der Charakterkunde / Hans R. G. Günther, Geisteswissenschaftliche Psychologie / Wolfgang Müller Kranefeldt, C. G. Jungs Typenlehre / Carl Haeberlin, Die Ueberwindung der Psychoanalyse / Werner Deubel, Auswirkungen des biozentrischen Menschenbildes / Ludwig Ferdinand Clauss, Rassenseelenforschung / Philipp Lersch, Die praktische Bedeutung der Charakterkunde / Carl Arnhold, Wie stelle ich den richtigen Mann an den richtigen Platz / Ludwig Klages, Zur Menschenkunde.

Eine vorzügliche Einführung in die Charakterkunde für jedermann!

Preis des Heftes RM. 1.50

Wandlungen der Weltanschauung

Das Sonderheft sucht den geistigen Wandel unserer Zeit zu umreissen, indem es einzelne Gebiete des menschlichen Wissens und der Wissenschaft auf das Grundsätzliche der im Fluss befindlichen Umformung hin untersucht. Es enthält: Weltanschauung und Wissenschaft. Von Ernst Krieck / Die Wandlung in der Soziologie. Von Reinhard Höhn / Wandlungen in der Psychologie. Von Gerhard Pfahler / Der Grundlagenwandel in den Naturwissenschaften. Von Bernhard Bavink / Das Problem Westen und Osten. Von Karl Haushofer.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München
Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Lesesverein

Süddeutsche Monatshefte

AP
30
S94
v.33
no.6

Tuberkulose

e Tuberkulose als Volkskrankheit
von Professor Dr. Kurt **LYDTIN**

e Heilstätte im Kampf gegen Tuberkulose
von Professor Dr. Hanns **ALEXANDER**

irurgische Behandlung der Tuberkulose
von Geheimrat Professor Dr. Ferdinand **SAUERBRUCH**
und Dr. Wilhelm **FICK**

ganisation der Tuberkulosebekämpfung
von Dr. Hermann **BRAEUNING**

le und Wege der Tuberkulosefürsorge
von Dr. Hans **DENKER**

. JAHRGANG HEFT 6 MÄRZ 1930

Digitized by Google

...jährlich RM 4.05 Einzelheft RM 1.50

Was wissen wir vom Krebs?

Wesen und Ursachen / Reizkrebse, Berufskrebse / Krebskrankheit und Infektion / Gewebezüchtung / Strahlenbehandlung / Operative Behandlung / Andere Behandlungsarten / Organisation der Krebsbekämpfung / Immunität / Zunahme des Krebses?

„Alle diese Fragen werden in ausnehmend klarer, eingehender und leicht verständlicher Weise beantwortet von Männern, welche auf diesem Gebiet selbst führend mitgearbeitet haben und maßgebend sind .... Aber nicht nur für Laien ist die Arbeit geschrieben, auch Ärzte sollten sie lesen, weil sie ihnen in ungemein fesselnder Weise einen Überblick über den heutigen Stand der Krebsfrage in der Breite und Tiefe gibt."

Ärzteblatt für Bayern (München)
18. August 1934

Preis des Heftes RM. 1.50

Die Welt der Strahlen

2. Auflage

Elektromedizinische Behandlung / Röntgen- und Radiumstrahlen / Krebsbehandlung / Zeileisbestrahlungen / Ultravioletttbestrahlungen / Rachitisbehandlung / Schädigungen durch Strahlen, und vieles andere

„Es ist erfreulich, daß eine so angesehene Zeitschrift sich mit beiden Füßen in umstrittene Gebiete stellt und in gesunder Modernität Problemen Bahn bricht, die einst beherrschend sein werden .... so wird „Die Welt der Strahlen" in ihrer streng sachlichen Aufklärung theoretisch und praktisch dem Laien wie dem Fachmann ein unentbehrliches Quellenwerk sein."

Münchener Zeitung, 8. Januar 1930

Preis des Heftes RM. 1.50

Kurpfuscherei?

Wunderheilungen / Moderne Naturheillehre / Gallspach / Sympathiekuren / Christian Science / Anthroposophie / Pendellehre / Heilmagnetismus / Augendiagnose / Batesmethode / Biochemie / Kurpfuscherische Krebsbehandlung usw.

„Die Initiative, ein Sonderheft über die Außenseiter-Methoden der Medizin herauszugeben, stellte nicht gewöhnliche Anforderungen an den Takt der Schriftleitung. Sie hat uns wiederum einen Band voll knapper, oft außerordentlich gut gefaßter Darstellungen von verschiedenen Standpunkten gebracht, Aufsätze, die alle von Aersten geschrieben sind, zuweilen anregende Gegensätze und manchmal ausgezeichnete Formulierungen enthalten."

Wendepunkt (Zürich), Januar 1933

Preis des Heftes RM. 1.50

Homöopathie

Moderne Medisin und Hahnemann / Konstitutions-Erkenntnis und -Behandlung / Immunitätslehre / Homöopathie in der modernen Klinik / Vergleichende Pharmakologie / Homöopathische Dosen / Homöopathie und Universität / Homöopathie und Facharzt, und vieles andere.

„So bildet dieses Sonderheft der Münchner Monatsschrift in seiner Gesamtheit von Einzelstimmen einen hervorragenden Beitrag über die Stellung der Homöopathie im medizinischen Weltbild der Gegenwart, einen Beitrag, der in erster Linie auch dem Laien Klarheit in dieser Frage zu geben vermag und ihn in den Stand setzt, sich seine eigene Meinung zu bilden."

Schwäbischer Merkur (Stuttgart)
5. Februar 1932

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze vom

Verlag der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H.

München — **Sendlinger Straße 80**

Digitized by Google

Moderne Hygiene

Körperpflege u. Körperübung / Kleidung / Ernährung / Seelische Hygiene / Lärmschutz / Soziale Hygiene / Gewerbehygiene / Stadthygiene / Wasserversorgung / Infektionskrankheiten / Tropenhygiene

„Da die Mitarbeiter dieses Heftes auf ihrem Gebiet wirklich Bedeutungsvolles zu sagen haben, kommt der umfassenden Aufsatzsammlung großer Wert zu, denn sie unterrichtet zuverlässig und allgemeinverständlich über alle Probleme, die der modernen Gesundheitspflege und -fürsorge gestellt sind."

Kasseler Neueste Nachrichten, 10. Mai 1935

Preis des Heftes RM. 1.50

Neue Lebenskräfte

Hormone und Vitamine

„Stepp führt den Leser in die Wunderwelt des Hormone und Vitamine ein. In zwei weiteren Aufsätzen beschäftigen sich W. Putschar und F. Micheel eingehender mit den Hormondrüsen bzw. Vitaminen. In das schwierige und erfolgreiche Gebiet der chemischen Erforschung der Hormone leuchtet H. Dannenbaum hinein. Der Verlag hat die Reihe seiner ‚wissenschaftlichen' Hefte um ein sehr wertvolles bereichert."

Münchener Medizinische Wochenschrift, 13. September 1935.

Preis des Heftes RM. 1.50

Die Neue Ernährung

Umstellung der Volksernährung / Das Brot Margarine / Die Milch und ihre Bedeutung Konservierte Nahrung / Vegetarismus und Rohkost / Neuzeitliche Fütterung und Düngung / Auswirkungen der Ernährungsumstellung, und vieles andere.

„. . . und der die Forderung seiner Zeit Verstehende wird dankbar dafür sein, daß ihm hier eine Arbeit geboten wird, die nach den verschiedensten Richtungen hin die bemerkenswertesten Probleme beleuchtet. Eine Reihe von dazu berufenen Fachleuten hat dabei mitgearbeitet und zu den Fragen Stellung genommen..."

Bayerische Ärzteseitung (München) 30. September 1933

Preis des Heftes RM. 1.50

Diätkuren

3. Auflage

Diätbetrieb in Krankenhaus und Praxis / Küchentechnik in der Diätetik / Diätbehandlung der Zuckerkrankheit / Abmagerungskuren / Diät bei Gicht / Diät bei Magen- und Darmkrankheiten, bei Herz- und Nierenkranken / Diätetik in der Chirurgie / Gersondiät / Vegetarismus und Rohkost, und vieles andere.

„Das Heft ist zum Tagesgespräch geworden. Beschränkt sich doch das Interesse für Fragen wie Vegetarismus, Rohkost, Fleischkost usw. längst nicht mehr auf einzelne; die breiteste Oeffentlichkeit nimmt daran lebhaftesten Anteil. Wir empfehlen das Heft unseren Lesern nachdrücklichst."

Karlsruher Zeitung, 15. Mai 1931

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze vom

Verlag der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H.

München **Sendlinger Straße 80**

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

März 1936 / Tuberkulose

Seite

Die Tuberkulose als Volkskrankheit. Von Dr. Kurt Lydtin, Professor für innere Medizin an der Universität München 321

Die Heilstätte im Kampf gegen die Tuberkulose. Von Professor Dr. Hanns Alexander, Leitendem Arzt des Sanatoriums Agra, in Agra, Kanton Tessin (Schweiz) 328

Die chirurgische Behandlung der Tuberkulose. Von Geheimrat Dr. Ferdinand Sauerbruch, Professor für Chirurgie, Direktor der chirurgischen Universitätsklinik der Charité, in Berlin, und Dr. Wilhelm Fick in Berlin . . . 337

Ziele und Wege der Tuberkulosefürsorge. Von Dr. med. Hermann Beuening, Direktor des Pommerschen Tuberkulose-Krankenhauses, Chefarzt der Fürsorgestelle für Lungenkranke in Stettin, in Hohenkrug . . . . . .

Die Organisation der Tuberkulosebekämpfung. Von Dr. Hans Denker, Geschäftsführer des Reichs-Tuberkulose-Ausschusses im Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst, in Berlin . . . . . .

Die bretonische Legende. Von Dr. Fritz Jaffé in München 356

Der baltische Graf. Erzählung von Heinrich Zillich . . .

Bücherschau.

Aus Politik und Geschichte. Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität München, z. Z. in Rostock 376

Musik. Von Siegfried Kallenberg in München 379

Vier Romane. Von Jörg Lampe in München . . . . .

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Braunau am Inn . . . . . .

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str.
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 2. März 1936

Rassenpflege und Volksgesundheit

Mit einem Vorwort von

Reichsminister Dr. Frick

Ministerialdirektor Dr. Arthur Gütt: Maßnahmen zur Verhütung erbkranken Nachwuchses / Direktor Dr. Friedrich Burgdörfer: Ausgleich der Familienlasten / Dr. Bruno Kurt Schultz: Anthropologische Forderungen / Prof. Dr. Paul Nitsche: Zur rassenhygienischen Umgestaltung des Eherechts / Prof. Dr. Ernst Rüdin: Über rassenhygienische Forschung / Dr. Alfred Ploetz: Zum Verhältnis von Rassenhygiene und Anthropologie / Prof. Dr. Kurt Lydtin: Ist die Tuberkulose ein rassenhygienisches Problem? / Dr. Alfred Ploetz: Rassenhygiene und Krieg.

Preis des Heftes RM. 1.50

Moderne Seelenkunde

Fr. SEIFERT, Das Bild des Menschen in der Psychologie von gestern und heute / C. G. JUNG, Psychologische Typologie / Ludwig KLAGES, Aus der Wissenschaft vom Ausdruck / G. R. HEYER, Leben und Erkennen / M. H. GÖRING, Individuum und Gemeinschaft im Reich der Psychologie / J. H. SCHULTZ, Das Leib-Seele-Problem in der Heilkunde / Fritz KÜNKEL, Seelenheilkunde / Ludwig ZEISE, Wehrpsychologie / G. WALTHER, Parapsychologie

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze vom

Verlag der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H.

München **Sendlinger Straße 80**

Digitized by Google

GEBURTENRÜCKGANG

Mahnruf an das Deutsche Volk. Von **R. Korherr.** Mit einem Geleitwort von Reichsführer SS **Himmler.** Vierte Aufl. Geheftet RM. 1.—. In jeder Buchhandlg.
Süddeutsche Monatshefte / München

...unge, deutsche Dichter

H. Anacker
K. Fr. Barthel
J. M. Bauer
Max F. Bevern
Herb. Böhme
W. Brockmeier
Fritz Diettrich
W. J. Hartmann
Joh. Linke
J. Mühlberger
K. N. Nicolaus
W. Schumann
Georg Schwarz
Heinrich Zillich

Preis des Heftes RM. 1.50

Durch jede Buchhandl.

Süddeutsche Monatshefte München

Ernst Wagner Apparatebau, Reutlingen

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Heidelberg Pädagogium Neuenheim Dr. Volz. Gymn. und Real-Klass. Sexta-Abitur. Mittlere Reife. Umschulung. Verpflegung d. eigene Landwirtschaft.

Schwarzwald-Schule Triberg, Realgymnasium mit Oberrealschule. Schülerh. in gesunder Wald- u. Höhenlage. Mittl. Reife a. d. Anst. Staatl. Abitur. Jed. Sport. Bilderprosp.

HEIMARBEIT vergibt P. Holfter, Breslau Hb.

Bücher sind Freunde

Neuerscheinung

Ölmacht-Weltmacht

Die räumlichen Grundlagen der Erdölkämpfe

Von Dr. Johannes Stoye

Mit 6 Karten. Kart. RM 1.20

Vom geopolitischen Standpunkt aus werden die ernsten Probleme erörtert, die dem zähen Ringen um den kostbaren und für die Großmächte lebensnotwendigen Rohstoff „Erdöl" (Petroleum) zugrunde liegen. Die Schrift klärt die räumlichen Verhältnisse der Erdölgewinnung und Verarbeitung und führt zur Klarheit darüber, warum die Ölmachtkämpfe für das weltpolitische Geschehen unserer Tage eine so ungeheure Bedeutung gewonnen haben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Leipzig / B. G. Teubner / Berlin

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

Der ganzen Auflage dieses Heftes liegt ein Prospekt der **Essener Verlagsanstalt GmbH., Essen,** Steelerstraße 65, bei.

WÜRTT. HOCHSCHULE FÜR MUSIK STUTTGART

Direktor: **Prof. Carl Wendling**

Ausbildung in sämtl. Fächern der Tonkunst / Musiklehrerseminar, Opernschule, Orchesterschule, Chorleiterkurs / Abteilung für evang. u. kath. Kirchenmusik

Aufnahme: Ende März, Hochschulordnung durch das Sekretariat

Aus dem Tagesgeschehen der ganzen Welt werden unter dem Gesichtspunkt — Staat als eigenbestimmtes Gebilde aus Volk und Raum — die großen langfristigen politischen Entwicklungen herausgearbeitet. — Wenn auch Sie diese sehen, verstehen und im voraus erkennen wollen, dann nehmen Sie die **Zeitschrift für Geopolitik** zur Hilfe. Ein kostenloses Probeheft sendet Ihnen gern der **KURT VOWINCKEL VERLAG G. M. B. H., Heidelberg,** Wolfsbrunnenweg 36

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK
Herausgeber Generalmajor a. D. Prof. Dr. **Karl Haushofer**

Ich ersuche um ein kostenloses Probeheft Zeitschrift für Geopolitik portofrei und unverbindlich.

Name: .....

Anschrift: .....

Digitized by Google

Am dritten Jahrestag der nationalsozialistischen Erhebung gelangte erstmalig der

Literaturpreis der Provinz Hannover

zur Verteilung. Von den drei durch den Preis ausgezeichneten Büchern erschienen folgende zwei im Verlag Carl Schünemann, Bremen:

Wilhelm Scharrelmann
„Das Fährhaus"

Roman aus der Worpsweder Landschaft. Umfang 331 Seiten Buchausstattung Hans Meid, Berlin. In Leinen gebunden RM. 2.85

Die „Berliner Börsenzeitung" urteilte kürzlich über den Verfasser: „Aus der gemeinsamen Front der deutschen Dichter sieht man die Gestalt dieses schöpferischen Menschen in seiner Sonderheit, die indes typisch ist für seine Heimat und für die Vielfalt des deutschen Lebens zeugt, herausragen. In der breiten Öffentlichkeit besinnt man sich stärker und beachtet ihn als den großen dritten Dichter neben Blunck und Griese im niederdeutschen Raum".

Alma Rogge
„Leute an der Bucht"

Erzählungen. Umfang 128 Seiten. Buchausstattung Siegfried Kortemeier, Gütersloh. In Leinen gebunden RM. 1.50

Die niederdeutsche Dichterin erzählt von dem Leben und Treiben an der Bucht des großen Stromes, von der Landschaft hinter den Deichen und ihren Menschen. Schicksale spielen sich vor uns ab, wehmütige Bilder von stillen Menschen werden gezeichnet. Alles Geschehen aber wird von einem gütigen, lebenbejahenden Humor durchleuchtet, der dem Buche seinen eigenen Reiz gibt und den Leser ganz in seinen Bann zieht.

Die Bücher sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Im Innersten ergriffen ... Voll Staunen über das reife und starke Talent ...

(Dresdner Neueste Nachrichten)

Lenelies Panse, Die Inschrift auf Hidury. Roman. Umfang 271 Seiten. Buchausstattung Hans Meid, Berlin. Geh. RM. 3.75. In Leinen geb. RM. 5.-

Carl Schünemann
Verlag — Bremen

Vorrätig in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Die Tuberkulose als Volkskrankheit

Von Kurt Lydtin in München

Akute Seuchenkrankheiten, plötzliche Massenerkrankungen und Massensterben vieler Menschen waren von altersher der Schrecken des Menschengeschlechtes. Nicht nur in grauer Vorzeit wurden sie wie alle Naturereignisse, die den Menschen ihre Ohnmacht vor Augen führen, als persönliche strafende Handlungen von Göttern und Dämonen erlebt; ihnen war man rettungslos preisgegeben. Für den europäischen Menschen von heute scheinen diese akuten Seuchen ihren größten Schrecken verloren zu haben, mag auch der und jener noch die schweren Seuchenzüge des Nachkriegsrußlands erfahren haben, mag die ältere Generation sich noch an einen oder den anderen der Seuchenzüge der Cholera erinnern, die im Jahre 1829 von Osten her eingeschleppt wurde und sich bis 1890 gelegentlich bemerkbar machte. Wir kennen wohl die in örtlichen Epidemien auftretenden Infektionskrankheiten des Kindesalters. Unser eindrucksvollstes Seuchenerlebnis ist die Influenza-Grippe des Jahres 1918. Die Mehrzahl von uns kennt aber die Seuchen nur aus der Geschichte früherer Jahrhunderte und von Schilderungen aus fernen Ländern.

Aber auch wir haben unser Massensterben. Nur verläuft es nicht akut und dramatisch. Die akute Seuche kommt und geht. Die chronische Seuche aber bleibt dauernd. Gleichmäßig, Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt, ja Jahrhundert für Jahrhundert holt sie ihre Opfer. Das Plötzliche und damit das Erschreckende ist den chronischen Seuchen genommen. In ihrer Auswirkung sind sie aber oft viel verheerender als die akuten Seuchen. Nur haben wir uns hineingefunden, haben uns an sie als an das Alltägliche gewöhnt. Unter diesen chronischen Seuchen steht an erster Stelle die Tuberkulose, an der in Deutschland auch heute noch jährlich 40 bis 45000 Menschen sterben. Die Zahl der offenen Tuberkulosen in Deutschland ist mit 400000, die Zahl der Menschen, bei denen diese Krankheit noch nicht völlig zur Heilung gekommen ist, mit 1,3 Millionen kaum zu hoch veranschlagt. So macht die Tuberkulosesterblichkeit etwa 10 v. H. der Gesamtsterblichkeit aus, jeder zehnte Todesfall bei uns ist auf eine tuberkulöse Erkrankung zurückzuführen. Nehmen wir dazu, daß kein Lebensalter von der Krankheit verschont wird, daß aber gerade die lebenskräftigsten Altersstufen von der Krankheit besonders heimgesucht werden, und zwar von einer Krankheit, die mindestens viele Monate, oft aber viele Jahre dauert, dann steht das Bild der Tuberkulose als Volkskrankheit wirklich vor uns. In allen Kulturländern ist die Tuberkulose die häufigste Seuche, die die meisten Opfer dahinrafft, die infolge ihrer langen Dauer die Gesundheit des Volkes am nachhaltigsten schädigt. In allen Ländern steht deshalb der Kampf gegen die Tuberkulose im Vordergrund der öffentlichen Gesundheitsführung.

Wenn wir eine Krankheit bekämpfen wollen, fragen wir nach den Ursachen der Krankheitsentstehung und suchen diese zu beseitigen. Häufig erleben wir dann aber, daß nicht eine einzelne Ursache vorhanden ist, sondern daß es viele Bedingungen sind, die zur Entstehung der Krankheit beitragen. So nahm man früher

Digitized by Google

an, daß für die Entstehung der Tuberkulose eine körperliche Anlage, und zwar eine erblich überkommene, eine Rolle spiele. Dann trat die Anschauung in den Vordergrund, daß wirtschaftliche und berufliche Einwirkungen die Krankheit maßgeblich auslösten. Man nannte die Tuberkulose eine „Proletarierkrankheit". Seit langem vermutete man etwas von einer Häufung der Krankheit durch unmittelbare Ansteckung. Seit 1882 wissen wir durch die geniale Forscherleistung Robert Kochs, daß ein Spaltpilz von ganz bestimmten Eigenschaften sich stets in den Produkten der Krankheit findet, daß dieser Pilz auch außerhalb des Körpers weitergezüchtet werden kann und daß durch Impfung mit dem Bazillus bei empfänglichen Tieren und Menschen Tuberkuloseerkrankung hervorgerufen werden kann. Damit gewann für lange Zeit die Anschauung die Oberhand, daß die Tuberkulose wie jede andere Wundinfektionskrankheit durch das Eindringen eines Krankheitserregers, durch eine Infektion zu erklären sei. Den sonstigen Einflüssen, die man früher verantwortlich machte, maß man nur insoweit Bedeutung bei, als sie die Anhäufung und Übertragung des Ansteckungsstoffes eher möglich machten. Es trat also der Infektionsstandpunkt in den Vordergrund.

Wie steht es mit der Bedeutung dieser Infektion? Woher kommt die Infektion? Es ist heute zweifelsfrei geklärt, daß für unsere Verhältnisse der tuberkulosekranke Mensch die Hauptquelle der Ansteckung ist. An Lungentuberkulose erkrankte Menschen zerstreuen bei jedem Hustenstoß einen Sprühkegel feinster Hustentröpfchen, von denen ein großer Teil den Kochschen Spaltpilz, den Tuberkelbazillus enthält. Gelangen gesunde Menschen in den Bereich eines solchen Sprühkegels, ist es möglich, daß solche Hustentröpfchen und damit Tuberkelbazillen eingeatmet werden. Sie können dann mit der Atemluft durch alle Filterwirkung der oberen Luftwege hindurch in die Lunge gelangen. Dieses Organ ist, für unsere Betrachtung können wir dies sagen, für die Tuberkelbazillen viel empfänglicher als die oberen Luftwege. Die Bazillen finden in der Lunge offenbar besonders günstige Lebensbedingungen, und die Aussichten, daß sie sich erhalten, vermehren und das Gewebe zerstören können, sind vor allem dort groß. Diese unmittelbare Tröpfcheninfektion gilt auch heute noch als eine der Hauptquellen der Infektion.

Wie läßt sich diese Infektion vermeiden? Eingehende Untersuchungen haben ergeben, daß im Abstand von 60 cm vom hustenden Kranken nur ganz wenige, in 80 cm Entfernung nur noch ausnahmsweise Hustentröpfchen vorkommen. Eine nennenswerte Infektionsgefahr besteht also nur dann, wenn sich der Gesunde in nächster Nähe des Kranken und im Bereich des Husten-Sprühkegels befindet und wenn er beim Husten einatmet. Ohne weiteres lassen sich die notwendigen Schutzmaßnahmen aus diesen Feststellungen ableiten. Beim Husten hat der Kranke und der Gesunde den Kopf so abzuwenden, daß der Gesunde nicht in den Bereich des Sprühkegels kommt. Der Kranke hat darauf zu achten, daß durch den vorgehaltenen Rücken der linken Hand der Sprühkegel verhindert wird; der Gesunde wie der Kranke müssen darauf achten, daß immer ein Abstand etwa von Armlänge eingehalten wird, wenigstens in solchen Zeiten, in denen Hustenanfälle sich häufen. Mögen für den Laien diese wenigen Maßnahmen vielleicht oberflächlich erscheinen, so müssen wir uns klarmachen, daß für die Hustentröpfchen die Aussichten, unmittelbar in die Lungen zu gelangen, außerordentlich gering sind. Der Körper verfügt über ein natürliches Schutzsystem. Die oberen Luftwege stellen ein langes Röhrensystem dar, das die meisten eingeatmeten Tröpfchen abfängt. Etwa dahin gelangte Tuberkelbazillen werden von den Schutzkräften des Körpers meist vernichtet. Bis einmal Hustentröpfchen in die Lunge hinuntergelangen, bedarf es zweifellos eines wiederholt erfolgenden Anhustens, wie es nur dann möglich ist, wenn der Gesunde dauernd in engster Gemeinschaft mit dem Kranken zusammen-

Digitized by Google

lebt, und wenn ganz grobe Nachlässigkeit vorliegt. Wäre es anders, müßte man ja überhaupt an der Möglichkeit jeglicher wirksamen Infektionsbekämpfung verzweifeln.

In noch höherem Maße gilt dies für die Staubinfektion. Sie haben wir eigentlich erst im letzten Jahrzehnt wieder ganz würdigen gelernt. Aus ihr ergibt sich eine wesentliche Erweiterung der Infektionsbekämpfungsmaßnahmen. Wir wissen, daß sowohl Hustentröpfchen wie Auswurfteile, die auf Taschentücher, Bettwäsche, Kleider oder auf den Boden gelangen, dort rasch antrocknen. Die Tuberkelbazillen sind auch gegen das Austrocknen recht widerstandsfähig. Bei unbeabsichtigten Bewegungen, bei leichtem Schütteln, noch viel mehr beim Reinigen und Klopfen der Kleider und der Wäsche lösen sich dann die Tuberkelbazillen zum Teil an feinsten Stäubchen haftend, zum Teil als freie Bazillen ab und schweben in der Luft. Gerade in diesem feinst verteilten Zustand aber können die Tuberkelbazillen besonders leicht das Filter der oberen Luftwege passieren und bis hinunter in die Lunge gelangen. Ja es ist bei dieser Sachlage auch mit Infektionen zu rechnen, die, ohne unmittelbare Beteiligung des Kranken selbst, ihren Ausgang nehmen von der Wohnung und von allerlei aus der Wohnung verschleppten Gegenständen.

Deshalb ist noch lange keine übertriebene Bazillenfurcht am Platze. Auch angesichts dieser Infektionsmöglichkeit kann es nicht darauf ankommen, den letzten Bazillus zu vernichten. Nicht der einzelne Bazillus ist gefährlich, denn die Bazillen gehen ja beim Austrocknen allmählich zugrunde. Nur wenige überleben und bleiben infektionstüchtig. Bis einmal diese Infektion verwirklicht wird, bedarf es einer Anreicherung von Tuberkelbazillen in der Umgebung des Kranken. Diese verhängnisvolle Anreicherung des infektiösen Materials kann aber, wie praktische Versuche gezeigt haben, durch ein allgemein hygienisches Verhalten, durch Hustendisziplin des Kranken, durch den Gebrauch der Spuckflasche, durch peinliche Reinlichkeit der Wohnung, durch Staubvermeidung, durch feuchtes Auswischen, durch eine fortlaufende Desinfektion der Gegenstände, mit denen der Kranke in Berührung kommt, vermieden werden. Sorgfältige Untersuchungen haben gezeigt, daß von Kindern in der Umgebung von Tuberkulosekranken, die die ihnen empfohlenen Reinlichkeits- und Vorsichtsmaßnahmen befolgten, viel weniger erkrankten und unter diesen immer weniger Todesfälle an Tuberkulose vorkamen, als bei den Kindern von solchen Kranken, die nachlässig und unsauber waren.

Gegenüber diesen Infektionsmöglichkeiten spielt die Ansteckungsgefahr durch die Milch und Milchprodukte tuberkulöser Rinder bei unseren Verhältnissen nur eine untergeordnete Rolle.

Wir kennen also die möglichen Infektionsquellen. Wir wissen, wie die Infektion zu vermeiden, zum mindesten wie sie auf ein Minimum zu beschränken ist. Für die Tuberkulosebekämpfung ausschlaggebend ist die Frage, welche Bedeutung kommt der Infektion für die Krankheitsentstehung zu?

Gehen wir dieser Frage im einzelnen nach, so ergibt sich eine Fülle scheinbarer Widersprüche, die zu allen Zeiten zu schlagwortmäßigen Überspitzungen Anlaß gegeben haben, die aber gerade heute klar zu Ende gedacht werden müssen. Wir können die unbestreitbare Tatsache voranstellen, daß Menschen, die einer dauernden Infektionsgelegenheit ausgesetzt sind und immer und immer wieder Tuberkelbazillen aufnehmen, häufiger erkranken als Menschen, die keiner Infektionsgefahr ausgesetzt sind. Nichts wäre aber falscher, als die Infektion allein für die Krankheitsentstehung verantwortlich zu machen. Wohl ist es ganz sicher, daß es ohne Infektion keine tuberkulöse Erkrankung gibt, genau so sicher ist aber, daß von den Infizierten nur der kleinere Teil erkrankt. Der weitaus größere Teil bleibt sein Leben lang gesund. Ja in gewissen Phasen des menschlichen Lebens gehen Infektionshäufigkeit und Krankheitshäufigkeit völlig verschiedene Wege.

Digitized by Google

Am klarsten kommt dies in der Tuberkulosesterblichkeit der Lebensaltersstufen zum Ausdruck (vgl. Abb. 1). Hier kann davon abgesehen werden, daß die Tuberkulose des Kindesalters mit ganz anderen Krankheitserscheinungen einhergeht als die Tuberkulose des Erwachsenen. Man könnte beinahe denken, daß es sich um verschiedene Erkrankungen handelt. Wichtig ist, daß die Tuberkulosesterblichkeit des Säuglings außerordentlich hoch ist. Im Kleinkinderalter nimmt dann die Sterblichkeit ab und erreicht im Schulkinderalter sehr niedrige Werte.

Auf der anderen Seite wissen wir aber, daß innerhalb einer Generation vom ersten Lebensjahr ab die Zahl der infizierten Kinder von Jahr zu Jahr zunimmt. Unter Umständen können in dichtbevölkerten Gegenden die tuberkulös Angesteckten im Schulkindalter 80 v. H. erreichen. Aber diese Infektionen ruhen im überwiegenden Teil der Fälle. Sie haben keine Neigung zur Ausbreitung, sie beschränken sich bei einigen auf geringfügige und oft leicht heilbare Krankheitserscheinungen. Wir sehen also, daß die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle zurückgeht, obwohl in diesem Lebensabschnitt die Zahl der Infizierten zunimmt.

Der weitere Kurvenverlauf zeigt dann, wie in der Mitte des zweiten Lebensjahrzehnts die Sterblichkeit plötzlich stark ansteigt. Sicher erweitert sich mit dem Eintritt ins Berufsleben der Menschenkreis mit denen der Einzelne in Berührung kommt. Eine gewisse Zunahme der Infektionsmöglichkeit ist damit gegeben. Alle Autoren sind sich aber darüber einig, daß dieser gewaltige Anstieg keineswegs eine entsprechend große Infektionszunahme zur Ursache hat. Im Säuglings- wie im Pubertätsalter ist die vermehrte Tuberkulosesterblichkeit bedingt durch die mit dem Lebensalter verbundenen inneren Umwandlungen des Organismus. Sie haben im Gefolge, daß die Widerstandskraft gegen die tuberkulöse Infektion in den einzelnen Lebensaltern verschieden ist. Mögen wir uns die Anfälligkeit des Säuglings für Tuberkulose mit der allgemeinen Anfälligkeit des Säuglings überhaupt verständlich machen, so erklären wir uns den Anstieg der Sterblichkeit im 2. Lebensjahrzehnt damit, daß die Beanspruchungen des Reifungsalters, die Umstellungen der Pubertät, den Organismus schwächen. Auf alle Fälle haben wir zur Kenntnis zu nehmen, daß der Infekt bei der Tuberkulose nicht alles bedeutet, daß auch die Widerstandskraft des Einzelnen eine Rolle spielt. Als einen Faktor, der die Widerstandskraft mitbedingt, haben wir so das Lebensalter kennengelernt.

Damit sind die Faktoren, die auf die Widerstandskraft Einfluß gewinnen, bei weitem noch nicht erschöpft. Zwar verschont die Krankheit keine Gesellschaftsschicht. Die Sterblichkeit betrug aber in den wirtschaftlich schlecht gestellten Schichten das Vielfache der Todesfälle in den sozial besser gestellten. Man schloß hieraus, daß schlechte Umweltbedingungen die Widerstandskraft ungünstig beeinflussen. Mögen hierbei auch andere Ursachen mitgespielt haben, daß Umwelt-Einflüsse die Widerstandskraft beeinträchtigen, zeigt uns ein Blick auf die Tuberkulosesterblichkeitskurve während der Kriegszeit (vgl. Abb. 2).

Der dauernde Abfall der Tuberkulosesterblichkeitskurve wurde durch einen steilen Gipfel in der Kriegszeit unterbrochen. Dieser Gipfel findet sich in der Kurve aller europäischen Länder. Am steilsten verlief er aber bei den blockierten Mittelmächten. Ihnen gemeinsam waren Hunger und Not bei stärkster allgemeiner Beanspruchung. Sie haben es ausgemacht, daß viele Tuberkulosekranke rasch wegstarben, sie waren aber auch Schuld, daß viele Menschen krank geworden sind, die unter normalen Umständen gesund geblieben wären.

Den Einfluß der Umweltbedingungen auf die Widerstandskraft zeigt uns in gleicher Weise die alltägliche ärztliche Erfahrung bei unseren Tuberkulosekranken, wenn sie geheilt werden. Die Tuberkuloseerkrankung, die in früheren Jahrzehnten als unheilbar galt, ist, seit uns Brehmer die hygienisch-diätetische Behandlung ge-

Digitized by Google

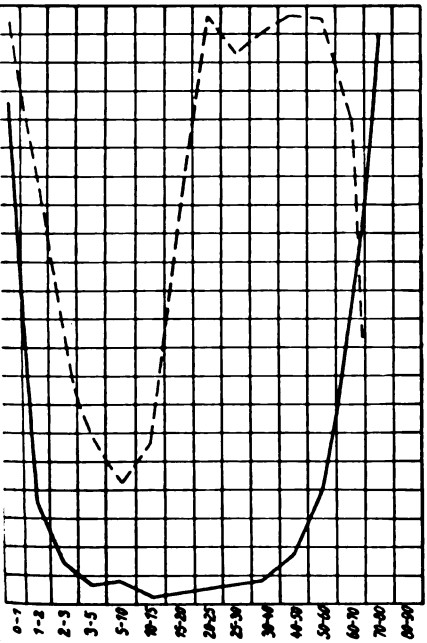


Abbildung 1
— Sterblichkeit an allen Krankheiten nach Altersklassen.
·– Sterblichkeit an Lungentuberkulose nach Altersklassen.

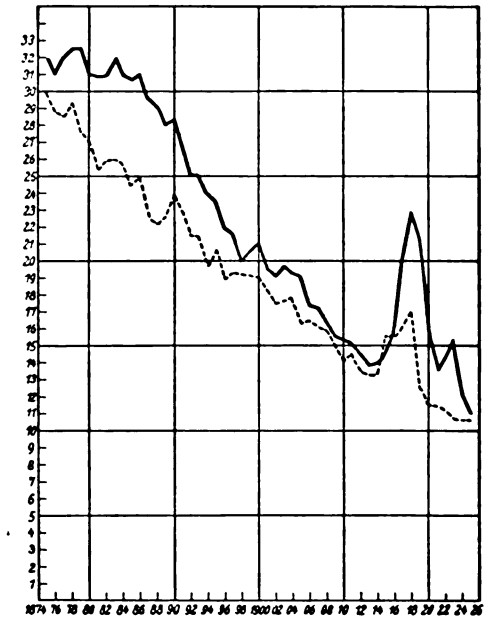


Abbildung 2
Sterblichkeit an Tuberkulose auf 1 Million.
—— Deutschland ----- England

lehrt hat, in besonders hohem Maße eine heilbare Krankheit. Diese Heilung wird letzten Endes dadurch erzielt, daß die Umweltbedingungen geändert werden, daß wir durch das Leben in der Heilstätte übertrieben die Verhältnisse zu vermeiden versuchen, die uns die Sterblichkeit der Kriegszeit gebracht haben. Diese Behandlung ist im wahrsten Sinne des Wortes eine biologische Behandlung. Dazu sind heute eine Reihe chirurgischer Maßnahmen gekommen, wie sie sich aus den besonderen Verhältnissen der Lunge heraus als zweckmäßig erwiesen haben[1]). Auch sie dürfen für sich in Anspruch nehmen, biologische Heilmaßnahmen zu sein, denn letzten Endes streben auch sie für die Heilung günstige mechanische Verhältnisse an, die die Natur uns schon immer vorgemacht hat. Die aus dieser Erfahrung sich ergebenden Folgerungen für die Bekämpfung der Tuberkulose als Volkskrankheit, sind weniger Sache der speziellen Tuberkulosebekämpfung als die einer hohen Staatspolitik und der allgemein öffentlichen Gesundheitsführung, die auch für den Ärmsten unseres Volkes erträgliche Lebensbedingungen zu schaffen sich bemüht.

Aber auch mit den Umwelteinflüssen haben wir die letzten Faktoren, die für die Widerstandskraft bestimmend sind, noch nicht erfaßt. Wohl jeder Arzt und auch mancher Laie kann uns genügend Beobachtungen erzählen, wo Menschen, die in den besten Lebensverhältnissen waren, ohne einer besonderen Infektion ausgesetzt zu sein, an Tuberkulose erkrankt und rasch gestorben sind. Auf der anderen Seite steht die große Zahl von Menschen, die in den ärmsten Verhältnissen mühsam ihr Dasein fristen und trotz Infektion ihr Leben lang gesund bleiben. Das sind keineswegs Ausnahmen, die die Regel (von dem Einfluß der Umweltbedingungen) bestätigen. Dieses Problem liegt tiefer. Noch bevor man von dem Charakter der In-

[1]) Vgl. den Aufsatz von Ferdinand Sauerbruch und Wilhelm Fick in diesem Heft.

Digitized by Google

fektionskrankheit etwas wußte, hatte man immer dem familiären Auftreten der Tuberkulose, der Vererbung, eine gewisse Bedeutung zugemessen. Niemals ist diese Auffassung verstummt. Robert Koch selbst hatte zur Zeit der Entdeckung des Bazillus in sorgfältiger Abwägung der Dinge dieser Möglichkeit Rechnung getragen. Heute sehen wir klarer. Die Zwillingsforschung hat es in hohem Maße wahrscheinlich gemacht, daß die Widerstandsfähigkeit gegen die Tuberkulose auch erbmäßig bestimmt ist. Ja, daß dem so sein muß, zeigt uns klar und deutlich der Verlauf der Sterblichkeitskurve, wenn wir sie über längere Zeit verfolgen.

Wir erkennen dann, daß die Tuberkulosesterblichkeit dauernd absinkt. Und wenn wir die Kurven verschiedener Länder betrachten, ergibt sich, daß der Sterblichkeitsabfall im Westen Europas zeitlich früher beginnt und im Osten erst viel später sich bemerkbar macht. Er beginnt etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den dichtbevölkerten Industrieländern England, Schottland, Wales, Preußen und Sachsen; die Agrarstaaten des Ostens, wo die Menschen im weiten Raum leben, folgen viel später, etwa um 1900, nach. Je höher die Sterblichkeit war, um so rascher sinkt sie auch ab. Die Krankheit drosselt sich offenbar selbst. Sie entzieht sich selbst den Boden. Die Bevölkerung wird im Kampf der Generationen mit der Krankheit widerstandsfähiger. Dies ist aber nur möglich, wenn es sich um Krankheiten handelt, bei denen der Erbfaktor für die Entstehung der Erkrankung bzw. für die Widerstandskraft eine wesentliche Rolle wenigstens mitspielt; denn dann kann es im Laufe der Zeit zu einer natürlichen Auslese kommen. Bei der hohen Tuberkulosesterblichkeit in dicht bevölkerten Industriegegenden wird die Infektionsgelegenheit außerordentlich groß. Bei dieser Infektionsdichte wird die Infektion schon früh verwirklicht. Sie wird immer mehr in das Kindesalter gerückt. Schon im Kindesalter sterben die erbmäßig ganz Widerstandslosen weg. Diese kommen nicht mehr zur Fortpflanzung. Und so wird die Zahl der Widerstandslosen in der folgenden Generation geringer).

So sind es viele Dinge, die mitsprechen, ob ein Mensch tuberkulosekrank wird oder nicht: Die Grundvoraussetzung jeder tuberkulösen Erkrankung ist die Infektion, ohne sie gibt es keine Erkrankung. Aber nur der geringste Teil der Infizierten wird krank. Wie der Einzelne mit der Infektion fertig wird, entscheidet seine Widerstandskraft. Die Widerstandskraft des Einzelnen ist wohl erbmäßig bedingt. Zwischen dem erbmäßig höchst Widerstandsfähigen und dem ganz Widerstandslosen bestehen aber fließende Übergänge. An diesen Zwischengliedern setzen die Umweltbedingungen an, und führen im ungünstigen Falle zur Krankheit. Auch ist die Widerstandskraft des Einzelnen keine absolut festgelegte Größe. Sie schwankt in Abhängigkeit vom Lebensalter und unter allen möglichen Beanspruchungen des Lebens.

Klar ergibt sich aus diesen Grundtatsachen, wo die Tuberkulosebekämpfung ansetzen kann.

Von der rassenhygienischen Seite die Tuberkulose grundsätzlich anzugehen, ist uns heute praktisch versagt. Es fehlen uns die Grundvoraussetzungen. Wir können den erbmäßig Widerstandslosen von dem, der infolge ungünstiger Umweltbedingungen erkrankt, nicht unterscheiden. Selbst wer trotz ärztlicher Behandlung an Tuberkulose stirbt, braucht nicht zu den erbmäßig ganz Widerstandslosen zu gehören. Er kann infolge ungünstiger Umweltbedingungen widerstandslos geworden und nur zu spät in ärztliche Behandlung gekommen sein. Daß wir in besonders krassen Fällen durch Eheberatung Unglück vermeiden können, spielt zahlenmäßig noch eine geringe Rolle.

Der Kampf gegen die Tuberkulose kann also geführt werden durch eine ent-

1) Vgl. des Verfassers Aufsatz: „Ist die Tuberkulose ein rassenhygienisches Problem?“ im Oktoberheft 1935 der S. M. „Rassenpflege und Volksgesundheit“.

Digitized by Google

sprechende Änderung der Umweltbedingungen, durch Hebung der allgemeinen sozialen Lage, durch Wohnungsfürsorge, durch Schaffung und Verbreiterung allgemeiner Hygiene. Die spezielle Tuberkulosebekämpfung muß aber vor allem unter den Gesichtspunkten einer gerichteten und zielstrebigen Infektionsbekämpfung geführt werden. Diese richtet sich in erster Linie gegen die hochgradige Gefährdung des Säuglings und des Kleinkindes. Sie richtet sich aber auch angesichts der Tatsache, daß die Widerstandskraft des Einzelnen unkontrollierbar schwankt, und der Erkenntnis, daß auch erwachsene Menschen, die einer dauernden Infektion ausgesetzt sind, besonders häufig erkranken, gegen die Infektion des Schulkindes und des Erwachsenen, wie sie besonders in der nächsten Umgebung eines Tuberkulosekranken verwirklicht ist.

Dieser Kampf gilt nicht dem letzten Tuberkelbazillus, er ist ferne von lächerlicher Bazillenangst. Hiervor schützen uns die geschilderten Erfahrungen, daß die quantitative Anreicherung des Ansteckungsstoffs erst die Voraussetzung für eine wirkliche Infektionsgefährdung ist. Dieser Kampf gegen die Tuberkuloseinfektion wird auch zu keinem Kampf gegen die Infektionsquelle, gegen den Tuberkulösen. In eigenartiger Weise verflicht sich das individual-ärztliche Interesse am Tuberkulosekranken mit den Forderungen, die die Bekämpfung der Volkskrankheit an uns stellt: Die wirksame Bekämpfung der Infektion ist deshalb so schwierig, weil die Infektionsquelle, der tuberkulosekranke Mensch, oft so spät erfaßt wird. Die Krankheit entsteht unheimlich, oft unmerklich für ihren Träger. Allzu oft gefährden so Tuberkulosekranke ihre Umgebung, ohne daß sie von ihrer Krankheit etwas wissen. Auf der anderen Seite ist die Behandlung der Krankheit gerade deshalb so schwierig und oft vergeblich, weil die einzelnen Kranken zu spät, in einem schon zu vorgeschrittenen Stadium in ärztliche Behandlung kommen.

Ohne weiteres ergibt sich hieraus, daß die wesentliche Voraussetzung der uns möglichen Tuberkulosebekämpfung sowohl vom Standpunkt des Individualarztes wie von dem des Sozialhygienikers aus die frühe Erfassung der Erkrankungsfälle ist. Sie schützt die Umgebung vor Ansteckung, sie ist aber auch die sicherste Gewähr für eine Heilung des Kranken. Hier hat sich durch die ärztliche Erfahrung der Nachkriegszeit die Sachlage wesentlich geändert. Erst jetzt haben wir Ärzte gelernt, das Röntgenbild für die Frühdiagnose der Tuberkulose ganz auszunutzen. Wir haben erfahren, was eine zielstrebige Organisation in der Erfassung der Frühformen zu leisten vermag.

Die Stoßtruppen in diesem Angriff gegen die Tuberkulose sind bei uns in Deutschland die Fürsorgestellen geworden. Sie stehen im Kampf gegen die Infektion und in der Aufspürung der Tuberkulösen in vorderster Linie. Die Heilung schon erkrankter wertvollster Menschen ist die Aufgabe unserer Heilstätten und Kliniken. Auch sie fügen sich mit ihrem Wirken über das Individualärztliche hinaus dem Kampf gegen die Volkskrankheit ein. Sie bringen, wenn sie den Kranken heilen, die Infektionsquelle zum Versiegen, und wenn ihnen dies nicht gelingt, hat der erziehbare Kranke in der Heilstätte sich so zu verhalten gelernt, daß er seine Umgebung praktisch kaum mehr gefährdet.

Wer sich einigermaßen die Verbreitung der Krankheit und die Infektionsmöglichkeiten klar macht, wer sich vor Augen hält, welche wirtschaftliche Belastung diese Erkrankung, die oft monatelange Arbeitsunfähigkeit, Krankenlager und Pflegebedürftigkeit bedingt, für den Einzelnen bedeutet, der versteht, daß der Einzelne auf sich gestellt hier machtlos ist. Der Schutz des Gesunden wie die Heilung des Kranken haben zur Voraussetzung eine wahre geordnete Gemeinschaft, nicht nur in dem Sinne, wie es unsere soziale Versicherung anstrebt. Wohl ist die soziale Versicherung für die allermeisten Kranken die einzige Hilfe, die ihnen die

Digitized by Google

Heilung der Krankheit ermöglicht. Die Fürsorgemaßnahmen gelten aber mindestens in gleichem Grade auch dem Gesunden. Der Gesunde hat wohl Rücksicht zu nehmen auf den Kranken, aber auch der Kranke hat die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich so zu verhalten, daß er den Gesunden nicht gefährdet. Diese Haltung versteht sich nicht aus einem wehmütigen Mitleid, sondern aus der vernunftmäßigen Einsicht, daß der Einzelne sich selbst und der Gemeinschaft so am besten dient. Es ist folgerichtig, wenn die Gemeinschaft daran denkt, den, der hiergegen verstößt, zu einem vernunftmäßigen Verhalten zu zwingen, wenn z. B. Gesetze erwogen werden, die es ermöglichen, den asozialen Tuberkulosekranken, der sich nicht zu einem geordneten Verhalten entschließen kann, zwangsmäßig zu isolieren.

Vielleicht wird bei dem gewaltigen Arbeitsaufwand, den die folgenden Aufsätze schildern, manchem Laien das Ergebnis aller Bemühungen noch gering erscheinen. Es ist sicherlich gering, wenn wir es an unseren Wünschen messen. Unsere Wünsche mögen die Phantasie unserer Forscher beflügeln. Einstweilen haben wir uns nüchtern an die tatsächlichen Gegebenheiten zu halten. Der Kampf gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit ist mühsame Kleinarbeit. Er kann keinen hundertprozentigen Erfolg haben, aber viele Erkrankungen können wir verhüten. Nicht anders steht es mit der Behandlung des einzelnen Kranken. Es ist menschlich, daß die Zahl der angepriesenen Wundermittel bei einer so verbreiteten Krankheit groß ist. Ein Wundermittel ist uns aber versagt. Wie der Kampf gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit die geduldige Kleinarbeit vieler verlangt, so ist auch die Behandlung des Einzelnen und ihr Erfolg, abgesehen von dem rechtzeitigen Beginn der Behandlung, letzten Endes abhängig von dem verständnisvollen Eingehen und der geduldigen Anpassung an die natürlichen Heilkräfte des Kranken. Diesem Grundsatz ordnen sich die mannigfachen möglichen Anwendungen ein, die uns bei der Behandlung der Krankheit unterstützen. Die Heilung braucht aber vor allem Zeit, sie setzt von seiten des Kranken wie des Arztes eine seelische Haltung voraus, die auf rasche glänzende Erfolge verzichten kann, die aber still und dafür um so hartnäckiger an ihrem Ziele arbeitet. Auf diesem Wege und mit dieser Haltung ist die deutsche Tuberkuloseforschung und die auf ihren Ergebnissen beruhende Tuberkulosebekämpfung in der Welt vorbildlich geworden.

Die Heilstätte im Kampf gegen die Tuberkulose

Von Hanns Alexander in Agra (Schweiz)

Die Lungentuberkulose galt Jahrhunderte hindurch als unheilbar. Dem deutschen Arzte Brehmer blieb es vorbehalten, die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht zu erweisen. Der Weg geht durch die Heilstätte. Die erste derartige Anstalt gründete Brehmer 1858 in Görbersdorf. Sein Schüler Dettweiler schuf 1874 das Sanatorium Falkenstein a. T. und führte hier bereits die Liegekur in die Behandlung ein. In Deutschland hat das Heilstättenwesen seinen besonderen Antrieb durch die Arbeiterversicherung erhalten. Reichs- und Landesversicherungsanstalten erhielten 1888/89 gesetzlich das Recht, ein Heilverfahren für Versicherte einzuleiten, um drohender Invalidität vorzubeugen. So entstanden neben sogenannten Privatsanatorien zahlreiche Heilstätten für Unbemittelte. Merkwürdigerweise wurden aber deutsche Heilstätten für den Mittelstand auf rein gemeinnütziger Grundlage nur in der Schweiz gegründet: 1901 die Deutsche Heilstätte in Wolfgang-Davos, 1914 als Schwesteranstalt das Deutsche Haus in Agra. Beide verdanken ihre Entstehung den tatkräftigen Bemühungen des deutschen Konsuls in Davos Burchard. 1918 kam als dritte deutsche Anstalt das Kriegerkurhaus Davos hinzu.

Digitized by Google

Sanatorien mit Selbstzahlern blieb selbstverständlich die Auswahl der Patienten sowie die Bemessung der Kurdauer überlassen. Den Versicherten aber wurden nur Kuren von 13 Wochen bewilligt. Die Zahl der Krankheitsfälle, die in dieser Zeit wirklich arbeitsfähig werden konnten, war natürlich beschränkt. Zwangsläufig mußte die Auswahl auf beginnende, meist geschlossene, d. h. keine Bazillen mit dem Sputum ausscheidende Kranke abgestellt werden. Eine wirklich erfolgreiche Bekämpfung der Volksseuche konnte damit nie geleistet werden. Der Grundsatz der 3 Monatskuren ist auch heute noch nicht ganz überwunden. Allerdings ist die Umstellung in vollem Gange. Sie mußte kommen, weil sich herausstellte, daß der Hauptanteil der früheren Heilstätteninsassen mit ihren geschlossenen „Spitzentuberkulosen" nur zum Teil wirklich behandlungsbedürftig war. Stellen diese doch oft nur alte, gutartige, vielfach bereits abgelaufene Formen der Krankheit dar. Vor allem dem Ausbau der Röntgendiagnostik verdanken wir diesen besseren Einblick in Entstehung und Ablauf der Tuberkulose. Heute wissen wir, daß der Beginn der Lungentuberkulose oft akut, grippeartig einsetzt, daß zunächst ausgedehnt erscheinende Lungenveränderungen sich rasch und vollständig zurückbilden können, daß auch positiver Bazillengehalt im Auswurf keineswegs Wiederherstellung völliger Arbeitsfähigkeit in nützlicher Frist ausschließt.

Von entscheidendem Einfluß für die weitere Gestaltung ist die chirurgische Behandlung der Lungentuberkulose geworden. Seitdem sie uns Handhaben gegeben hat, auch schwerere und schwerste, mit Höhlenbildung einhergehende Lungentuberkulosen wieder arbeitsfähig zu machen, haben sich die Heilstätten auch auf die Erfassung dieser Formen eingestellt, haben Einrichtungen zur operativen Behandlung getroffen, sind also mehr und mehr zu Tuberkulose-Krankenhäusern geworden. Diese Entwicklung war nötig und nützlich. Es würde aber eine Überspannung des Gedankens bedeuten, wenn etwa eine Trennung Heilstätte — Tuberkulose-Krankenhaus angestrebt würde. Schon 1931 hat Denker die Frage: „Haben wir zuviel Heilstätten gebaut?" für Deutschland entschieden bejaht. Er hat darauf hingewiesen, daß eine zielbewußt einsetzende, zentrale Regelung hätte verhindern können, daß an einer Stelle neue Anstalten entstanden, während andere — vielleicht in der Nachbarschaft — unzureichend belegt waren. Heute haben wir die angestrebte einheitliche Organisation. Damit dürfte den wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung getragen sein, das Vorhandene wird — den neuen Bedingungen angepaßt — zweckentsprechend ausgenützt werden. Den Heilstätten kommt dabei ihre klimatisch günstige Lage zugute. Auch bei der operativen Behandlung der Lungentuberkulose verliert die Allgemeinbehandlung, wie sie die Heilstätte gewährleistet, nichts an Bedeutung. Es ist durchaus nicht erforderlich, ja nicht einmal zweckmäßig, daß der Heilstättenarzt immer selbst operiert. Das für größere chirurgische Eingriffe geeignete Krankenmaterial wird in der einzelnen Anstalt beschränkt bleiben. Durch Zusammenarbeit mit Chirurgen oder Heilstättenärzten, die auf dem Gebiete der Thorax-Chirurgie besondere Erfahrung haben, läßt sich immer ein Weg finden, der ebenso den Forderungen der Kranken wie der Heilstätten gerecht wird.

Kinder und Erwachsene sollten niemals in einer Anstalt untergebracht werden. Auch ist eine strenge Trennung erholungsbedürftiger, womöglich nicht einmal tuberkulose-infizierter Kinder von tuberkulosekranken unbedingt erforderlich. Eine gemeinsame Behandlung der sogenannten extrapulmonalen Tuberkuloseformen (Drüsen, Bauchfell, Knochen, Gelenke) mit Lungenkranken in einer Kinderheilstätte wird nirgends Bedenken erwecken, wo eine entsprechende räumliche Trennung gewährleistet ist und die äußeren Bedingungen (Lage, Einrichtung, Besonnung) günstig erscheinen. Ein Teil der Knochen- und Gelenktuberkulose der Kinder findet sich heute noch in orthopädischen Anstalten oder Krüppelheimen. Sicher ist auch die

Digitized by Google

orthopädische Behandlung für diese Kranken wichtig. Das erstrebenswerte Z... scheint mir enge Zusammenarbeit der orthopädischen Anstalt mit einer Kinderh... stätte zu sein, wo je nach Notwendigkeit und Möglichkeit ein Austausch stattfind... Natürlich muß der Arzt der Kinderheilstätte über entsprechende orthopädi... Kenntnisse verfügen. Nach den Feststellungen des Reichs-Tuberkulose-Ausschu... waren zu Ende des Berichtsjahres 1934/35 in Deutschland vorhanden

	Anzahl der Heilstätten usw.	Betten oder Plätze
Heilstätten oder Tuberkulosekrankenhäuser für Erwachsene (einschl. der Versorgungskrankenhäuser)	173	21 822
Tuberkuloseheilstätten für Kinder:		
a) für alle Formen der Tuberkulose	21	3 306
b) für Lungentuberkulose	43	3 342
c) für chirurgische Tuberkulose	32	2 002
Zusammen:	269	30 472

Welche Fälle gehören in eine Heilstätte?

Liegt eine ausgedehntere, womöglich offene Tuberkulose vor, so ist die Fra... wohl ohne weiteres zugunsten der Heilstätte zu beantworten. Entscheidend fällt da... bei — abgesehen von der Behandlungsmöglichkeit — die Herausnahme ansteckung... fähiger Kranker aus der häuslichen Umgebung ins Gewicht. Aber auch bei leichte... ren Tuberkulosen spricht vieles in gleichem Sinne. Die Krankheit macht im An... fange nur wenig oder keine subjektiven Beschwerden. Selbst bei gutem Befinden und gleichbleibendem Gewicht kann der tuberkulöse Prozeß sich verschlechtern. Nur selten wird in gewohnter Umgebung die Durchführung der systematischen Ruhekur möglich sein. Abgesehen von der ungünstigen seelischen Rückwirkung bei derartigem Leben inmitten altgewohnter Umgebung werden Ablenkungen und anderweitige Verpflichtungen störend wirken; und das umso mehr, je weniger der Kranke gelernt hat, worauf es eigentlich ankommt. Es erscheint deshalb dringend angezeigt, auch beginnende Tuberkulosen in eine Heilstätte zu schicken. Sind die häuslichen Verhältnisse (Wohnung, Klima u. a.) günstig, bürgt der Charakter des Leichterkrankten für wirkliche Befolgung der Kurvorschriften, so kann nach einiger Zeit Weiterbehandlung zu Hause erwogen werden; sie wird ja ohnehin aus wirtschaftlichen Gründen oft nötig.

Ernstlich zu warnen ist davor, uneinbringliche Zeit mit unerprobten Behandlungsmethoden zu verlieren. Die Mittel, die in jedem Jahre neu auftauchen, unfehlbar sein und selbst „vom Arzt aufgegebene Kranke" sicher heilen sollen, sind Legion. Bei der oft geschickten Reklame mag die Versuchung, das eine oder andere zu probieren, groß sein. Bis heute aber gibt es kein Mittel, keine Methode, die die Heilstättenbehandlung überflüssig macht. Gerade wir Heilstättenärzte werden alles, was als wirksam angegeben wird und irgendwie Aussicht bietet, sorgfältig prüfen und würden das Heilmittel gegen die Tuberkulose freudig begrüßen. Es wäre geschichtlich interessant, festzustellen, wieviel Tausende von Mitteln nach Ansicht ihrer Erfinder schon Heilung der Tuberkulose versprachen, von denen heute kein Mensch mehr spricht, weil sie von Anfang an wertlos waren.

Der Gedanke, daß Zusammenleben vieler Kranker in einem Sanatorium die Ansteckungsgefahr erhöhe, darf als falsch verworfen werden. Gerade da, wo jeder weiß, worum es sich handelt, wo die Benutzung des Spucknapfes eine Selbstverständlichkeit ist, wo die hygienischen Einrichtungen (Desinfektion von Sputum, Zimmer, Wäsche, Geschirr) gegeben sind, ist die Infektionsmöglichkeit praktisch ausgeschlossen. Weitere Ansteckung eines Leichterkrankten durch einen Schwerkranken, einer geschlossenen Tuberkulose durch eine offene ist in nichts erwiesen. Trotzdem wird eine so enge räumliche Zusammenlegung verschiedenartiger Kranker vermieden werden. Hygiene, Zutritt von Licht, Luft, Sonne tun das übrige.

Digitized by Google

Wohin sollen wir unsere Kranken schicken?

Die Frage der reinen Klimawirkung wurde früher überschätzt. Die Ansicht, daß der Kranke in dem Klima gesund werden solle, in dem er später wieder arbeiten muß, entbehrt allerdings jeder tatsächlichen Grundlage. Gerade die Herauslösung aus der gewohnten Umgebung, der Wechsel des Klimas, die psychische Anregung durch neue landschaftliche Reize und vieles andere sind nicht zu unterschätzende unterstützende Faktoren einer Kur. Die einzelnen Elemente, die das Klima bedingen, setzen sich aus Sonnenschein, Temperaturablauf, Luftfeuchtigkeit, Bewölkung, Niederschlag, elektrischer Leitfähigkeit, Luftdruck, Wind, Bodenbeschaffenheit u. v. a. zusammen. Je nach ihrem Zusammenwirken im Laufe eines längeren Zeitabschnittes bedingen sie einen größeren oder geringeren Reiz auf den Organismus, gewährleisten eine größere oder geringere Schonung. Wir haben also von dem ausgesprochenen Reizklima des Hochgebirges bis zum Schonungsklima der Riviera alle nur erdenklichen Übergänge. Die Auswahl hat im Einzelfalle durch den Arzt zu geschehen, der sich dabei von den besonderen Verhältnissen des Krankheitsfalles, nicht zuletzt der besonderen Form der Tuberkulose leiten läßt. Auch hier ist eine Warnung angebracht. Es genügt nicht, in einem günstigen Klima zu leben, mag es noch so geschützt und sonnig sein. Auch die Klimareize wollen systematisch dem einzelnen Kranken angepaßt werden, wozu entsprechende Lebensweise, besondere Einrichtungen, fortlaufende ärztliche Anleitung nicht entbehrt werden können. Wir kommen also immer wieder zu dem zwingenden Schluß, daß für jede Form der Tuberkulose Heilstättenbehandlung das Gegebene ist.

Wie baut sie sich nun im Einzelfalle auf?

Die Grundlage bietet auch heute noch die von Brehmer-Dettweiler begründete, sogenannte hygienisch-diätetische Behandlungsform. Die Freiluftliegekur ist ihr Hauptgrundsatz. Wir verfolgen damit einen dreifachen Zweck:

a) Die Liegekur in möglichst horizontaler Lage gewährleistet eine gewisse Ruhigstellung der Lunge. Aufenthalt in frischer Luft wirkt gleichzeitig reizmildernd auf die Luftwege. Vorbedingung ist ein fester Liegestuhl, der kein Zusammendrücken des Brustkorbes, sei es durch nachgiebige (gänzlich ungeeignete) Stoffbespannung, sei es durch unzweckmäßige Form oder Armlehnen bedingt. Fünf bis sechs Stunden täglich werden in dieser Weise im Freien verbracht — zwei Stunden in völliger Ruhe, die übrige Zeit kann mit Lesen, Handarbeiten usw. ausgefüllt werden.

b) Außerdem wird eine Schonung des Gesamtorganismus und eine Herabsetzung des bei Tuberkulose oft gesteigerten Stoffwechsels erreicht.

c) Wir lassen — von besonderen Ausnahmefällen abgesehen — bei jedem Wetter, einigermaßen widerstandsfähige Kranke auch nach dem Abendessen, draußen liegen. Selbst anfänglich empfindliche, zunächst über alle möglichen Beschwerden klagende Kranke werden bald von der Witterung unabhängig. Selbstverständlich sind entsprechende Kleidung und Decken nötig; Wärmflaschen sind verpönt. Auf diese Weise wird eine ausgezeichnete Abhärtung erreicht, so daß — wie wir aus vielfacher Erfahrung wissen — auch früher anfällige Kranke gegen Erkältungen widerstandsfähig werden und es auch später im heimatlichen Klima bleiben.

Die Abhärtung wird unterstützt durch morgendliche Abreibungen mit kaltem Wasser, u. U. unter Zusatz von Franzbranntwein, Fichtennadelextrakt u. a. Auf diese Weise wird gleichzeitig die wichtige Hautatmung unterstützt.

Fiebernde Kranke gehören ins Bett. Sie bleiben zunächst im Zimmer bei stundenweise weit geöffnetem Fenster, kommen dann aber, auch wieder abgestuft und je nach Witterung, mit dem Bett auf die Liegehalle. Für diese Patienten haben die dem Zimmer vorgebauten breiten Veranden Vorteile. Für die nicht-bettlägerigen Patienten sind gemeinsame Liegehallen vorzuziehen. Erfahrungsgemäß wird da viel systematischer gelegen; auch läßt sich nicht vermeiden, daß die Vorbauten Licht und Luft wegnehmen.

Digitized by Google

Je nach dem Befunde werden genau bemessene Spaziergänge eingeschaltet. Mit fortschreitender Besserung wird die Liegezeit verkürzt, die Bewegung vermehrt.

Besonders die Kinder lassen wir gerne bei einigermaßen günstiger Witterung — auch im Winter — nachts draußen schlafen.

Dieses eintönige, untätige Leben verlangt eine besondere Berücksichtigung der Psyche der Kranken. An eine besondere „toxische Schädigung" nach dieser Richtung hin glaube ich nicht. Meiner Überzeugung nach erklären sich alle Besonderheiten aus dem erzwungenen, monatelangen Nichtstun bei reichlicher Verpflegung ohne erhebliche körperliche Beschwerden. Dazu kommt, daß der Großteil der Heilstätteninsassen jüngere Leute zwischen dem zweiten und dritten Jahrzehnt sind. Aufgabe des Heilstättenarztes ist es, die richtige psychische Führung seiner Kranken zu übernehmen. Dazu rechne ich fortlaufende Aufklärung über seine Krankheit — gleichzeitig mit dem Ziel hygienischer Schulung — Einhaltung strengster Disziplin, Möglichkeit sich mit seinem Arzt über alle ihn bewegenden Fragen auszusprechen, nicht zuletzt Anleitung zu entsprechender Arbeit. Mit einer guten Bibliothek, Vorträgen, Kino, Konzerten, Radio, Selbststudium in Sprachen allein ist es nicht getan, schon weil der Kranke bei allem mehr oder minder passiv bleibt. Einer körperlichen und seelischen Verweichlichung können wir nur durch vollwertige, aktive Arbeit des Patienten — natürlich nach Maßgabe seines Zustandes, unter dauernder ärztlicher Aufsicht — entgegenarbeiten.

Was auch bei werktätigen Patienten geleistet werden kann, zeigen die Heilstätten Hollands und die Militärsanatorien der Schweiz. In Deutschland sind als Vorkämpfer der Arbeitsbehandlung Brieger und Dorn zu nennen. Gerade in Deutschland aber sind diese Bestrebungen noch nicht Allgemeingut geworden, in erster Linie wohl weil die Einstellung der Sozialversicherten Arbeit als zur Gesundung notwendig nicht gelten lassen wollte. Auch hierin hat erfreulicherweise, wie zahlreiche neuere Arbeiten beweisen, der Umbruch in Deutschland Änderung gebracht. Der allgemeinen Durchführung stehen im Augenblick vordringlichere Aufgaben, insbesondere die Sorge für gesunde Arbeitslose entgegen. Aber gerade die Übergangszeit sollte ausgenutzt werden, um den Kranken den Gedanken der Arbeitstherapie als zur Behandlung und Gesundung nötig nahe zu bringen.

Daß wir damit gleichzeitig die Überleitung zum normalen Leben erleichtern, also schon der Nachfürsorge helfend vorarbeiten, sei kurz angedeutet. In Agra haben wir seit Jahren mit vollem Erfolg den Versuch gemacht, Arbeitstherapie vorzugsweise für Kopfarbeiter einzuführen. Wir haben, namentlich für die weiblichen Kranken gedacht, eine Abteilung für Handfertigkeit und Kunstgewerbe. Für Akademiker besteht eine Abteilung für wissenschaftliche Hilfsarbeit und Übersetzungen (Lesen von Korrekturen, Übersetzungen wissenschaftlicher Arbeiten oder Referate, Anfertigung von Zeitschriften- und Buchregistern u. a.). Im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft hält wöchentlich ein Patient seinen Mitpatienten einen Vortrag über irgendein ihm naheliegendes, allgemein interessierendes Gebiet. Fachgruppen der Theologen, Juristen, Nationalökonomen, Mediziner schließen sich zu gemeinsamer Weiterarbeit zusammen[1]).

Bei Kindern und Jugendlichen sollte systematische Beschäftigung der Kleinen und regelmäßiger Schulunterricht der Größeren durch ausgebildete Kräfte eine Selbstverständlichkeit sein. Daneben wird Stenographie-, Schreibmaschinenunterricht u. a. der späteren Weiterbildung vorsorgen.

Die Wichtigkeit einer sachgemäßen Ernährung wurde schon von Herrmann Brehmer betont. Der ursprüngliche Gedanke allerdings, durch möglichst weitgehende

[1]) Vgl. die im Verlag Thieme (Leipzig 1930) erschienene Broschüre: Alexander-Alexander „Arbeitsbehandlung".

Digitized by Google

Mästung die Tuberkulose bekämpfen zu wollen, hat sich als falsch erwiesen. Auch regelmäßige Gewichtszunahme kann mit einer fortlaufenden Verschlechterung des Krankheitsprozesses einhergehen. Die unnötige Belastung des Organismus, besonders des Herzens durch übertriebenen Fettansatz, der wasserausscheidenden Organe durch unnötige Flüssigkeitszufuhr wirkt erfahrungsgemäß oft schädlich. Ziel der Ernährung muß sein, ein unternormales Gewicht zu heben, ein normales auf seiner Höhe zu halten. Das wird erreicht durch eine vollwertige gemischte Kost, die reichlich frisches Gemüse und Obst bietet. Fiebernde brauchen natürlich eine gewisse Schondiät, doch soll man auch hier nicht zu einseitig vorgehen. Ein Speisezettel würde also etwa so aussehen:

1. Frühstück: Kaffee, Kakao, evtl. Tee, reichlich Milch, Butter, Brot, Honig oder Marmelade, Käse.
2. Frühstück: Milch, Butter, Brot.
Mittag: Suppe, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln oder Teigwaren, Salat oder Kompott, Nachtisch.
Nachmittags: Wie morgens — ohne Käse.
Abends: Suppe, Fleisch- oder Eierspeise mit Salat, Teigwaren — Obst oder Butter und Käse oder Brei mit Kompott — Milch.

Wir geben außerdem abends vor dem Schlafengehen noch Milch; auch bei Bedarf zu oder vor dem 1. Frühstück Grütze, Porridge o. ä.

Eine rein vegetarische oder rohköstlerische Ernährung ist für Lungentuberkulöse sicher nicht zweckmäßig. Das hochwertige animalische Eiweiß kann nicht entbehrt werden.

Die Bedeutung der Vitamine für die Ernährung auch der Tuberkulösen steht fest. Sicher sind aber bei einer normalen gemischten Nahrung alle derartigen Stoffe reichlich vorhanden, entsprechende Zugaben also nur in besonderen Fällen nötig.

Etwaige Änderungen, Verabreichung von Nährpräparaten, appetitanregenden Mitteln muß der ärztlichen Verordnung je nach den Besonderheiten des Einzelfalles vorbehalten bleiben.

Besondere Kostformen sind häufig angegeben worden, keine hat sich auf die Dauer als wirklich überlegen erwiesen. Die größte Bedeutung hat die kochsalzarme Diät nach Gerson bzw. Sauerbruch-Hermannsdörfer erreicht. Ursprünglich einheitlich durchgeführt, sind jetzt gewisse Unterschiede festzustellen.

Gerson faßt das Wesentliche seiner Diät in folgenden Punkten zusammen:

1. Weglassen des Kochsalzes.
2. Vorwiegende Verwendung pflanzlicher, lebender Nahrungsmittel.
3. Beschränkung der Kohlehydrate (Mehl, Zucker, Reis, Grieß, Teigwaren).
4. Verminderung der tierischen Eiweißstoffe (Fleisch, Eiweiß, Wild, Geflügel).

Dazu Lebertran abwechselnd mit der gelegentlichen Darreichung von bestrahltem Ergosterin. Nikotin ist grundsätzlich verboten.

Neuerdings unterscheidet Gerson 4 strenge, 2 weniger strenge Diätstufen, 3 Formen der Nachkuren und 3 verschiedene Einschaltungsdiäten.

Hermannsdörfer verbietet Kochsalz, Konserven jeder Art, geräuchertes oder gewürztes Fleisch, geräucherten oder gesalzenen Fisch, Bouillonwürfel, Suppenwürzen und bestimmte Extrakte. Beschränkt erlaubt sind Mehl, Kartoffeln, Zucker, Pfeffer, Weinessig, Liebigs Fleischextrakt, Dardex und Karnolektin, Bier, Marsalle, Malaga, Madeira, Rotwein, Weißwein, Kaffee, Tee, Kakao.

Im Prinzip ist also Fett in normalen Grenzen gestattet, Eiweiß wenig, Kohlehydrate erheblich beschränkt. Außer durch frische Gemüse, Salat, Obst soll durch Lebertran und ein chlorfreies Mineralsalzgemisch (Mineralogen) der Vitamin- und Mineralstoffgehalt gesteigert werden.

Die Wirkung dieser kochsalzarmen Diät für Hauttuberkulose und bestimmte Formen, namentlich fistelnde Knochen- und Gelenktuberkulose steht fest. Für die Lungentuberkulose sind die meisten Urteile zurückhaltend. Die neue große Veröffent-

Digitized by Google

lichung Gersons wirkt in keiner Weise überzeugend. Ein Versuch bei sonst schwer zu beeinflussenden Lungentuberkulosen ist gelegentlich gerechtfertigt. Man muß sich nur bewußt bleiben, daß wir mit einer solchen Kost Reiztherapie treiben, also die Rückwirkung auf den Lungenprozeß sorgfältig überwachen müssen.

Ein großes Verdienst hat die Arbeit der genannten Autoren in jedem Falle gehabt, indem sie die Frage der Ernährung der Tuberkulösen wieder in den Vordergrund schob und die Bedeutung frischer Gemüse, Obst usw. unterstrich.

Daß eine kochsalzarme Diät bei toxischen Nierenreizungen oder tuberkulösen Komplikationen der Harnwege nützlich und nötig ist, bedarf kaum der Erwähnung. Schließlich sind Stoffwechselstörungen bei Lungentuberkulose auch in der Ernährung sorgfältig zu berücksichtigen. Ich erinnere nur an die Zuckerkrankheit, die sich ja gar nicht selten bei unseren Kranken findet. Die ungünstige gegenseitige Beeinflussung dieser beiden Krankheiten konnte zum Glück durch das Insulin weitgehend bekämpft werden.

Die Strahlenbehandlung hat für die Lungentuberkulose keine überragende Bedeutung.

Sonnenbestrahlung bedeutet für Lungenkranke einen außerordentlichen Reiz, der nur in bestimmten Fällen und nur abgestuft unter ärztlicher Aufsicht angewendet werden sollte. Bei der allgemeinen Einschätzung von der Heilkraft der Sonne will dieser Satz vielen nicht einleuchten. So kommt es, daß wir auch heute noch Verschlechterung oder Wiederaufflackern ruhender Prozesse sehen, oft beginnend mit Blutungen oder Rippenfellentzündungen, die eindeutig auf unvorsichtige Sonnenbäder zurückzuführen sind. Die landläufige Anschauung, daß Kleidung einen Schutz gewährt, ist falsch. Durch sie wird erst recht eine gefährliche Wärmestauung begünstigt. So sehr wir bei allen Tuberkulosen der Drüsen, Knochen, Gelenke, des Bauchfells die heilende Wirkung der Sonne schätzen und ausnutzen, so zurückhaltend müssen wir bei der Lungentuberkulose sein. In Betracht kommen höchstens ältere, weitgehend zur Ruhe gekommene, zur Vernarbung neigende Formen. Auch dabei schrittweises Vorgehen, beginnend mit den Füßen, allmähliches Steigen bis zum Hals. Daß die einzelnen Menschen verschieden reagieren, besonders Hochblonde empfindlich zu sein pflegen, ist zu berücksichtigen. Auch bei überempfindlichen Erwachsenen kommt die von Klare für Kinder beschriebene „Sonnenbronchitis" vor.

Die Wirkung der Quarzlampe (Quecksilberdampflicht) beruht hauptsächlich auf kurzwelligen, ultravioletten Strahlen, unterscheidet sich also wesentlich vom Sonnenlicht. Der Name „künstliche Höhensonne" hat keine Berechtigung. Die Quarzlampe übt einen starken Hautreiz aus. Es kommt u. U. zu einer heftigen Entzündung im bestrahlten Bereich, nur stellt sich dieses Erythem erst einige Stunden nachher ein. Die Augen sind wegen der großen Empfindlichkeit der Bindehaut immer zu schützen. Besonders bei Lungentuberkulose ist vor kritikloser Anwendung zu warnen. Die Lampe gehört ausschließlich in die Hand des Arztes. Frische Prozesse, Fiebernde, frische Brustfellentzündungen werden ungünstig, aber auch ältere, gutartige Formen kaum unmittelbar beeinflußt. Der Vorteil liegt mehr in der Allgemeinwirkung — Hebung des subjektiven Befindens, Steigerung der Eßlust, bessere Durchblutung der Haut usw.

Bei der Röntgenbestrahlung steht auch wieder der großen Bedeutung für tuberkulöse Prozesse außerhalb der Lunge nur ein kleiner, noch dazu umstrittener Wirkungsbereich für die Lungentuberkulose gegenüber. Auch die Anhänger dieser Methode befürworten sie nur für gutartige, nicht zu ausgedehnte Formen bei vorsichtigem Vorgehen (Kleinfeldereinteilung, größere Zwischenräume).

Auch die Strahlenbehandlung ist ähnlich wie die kochsalzarme Kost unspezifische

Digitized by Google

Reiztherapie. In engerem Sinne verstehen wir darunter die Anwendung bestimmter Verbindungen, insbesondere von Eiweißstoffen, Lipoiden, Metallsalzen. Der Gedanke ist, den Organismus in der Bildung von Schutzstoffen durch Leistungssteigerung der Zellen zu unterstützen. Die Zahl der Mittel ist groß, ihre Wirkung beschränkt. Es muß der Erfahrung des Arztes überlassen bleiben, wann er einen Versuch mit dieser Behandlung macht und mit welchen Mitteln (Aolan, Yatren-Kasein, Haemoprotin, Helpin u. v. a.).

Größere Bedeutung haben die Metallsalze, mit denen man ursprünglich Chemo-Therapie treiben zu können hoffte. Ziel solcher Behandlungsart ist, durch chemische Verbindungen auf einen Krankheitserreger im menschlichen Körper unmittelbar einzuwirken, ihn abzuschwächen oder abzutöten. Bei der Tuberkulose liegen die Verhältnisse leider anders — schon weil der Kochsche Bazillus durch eine sehr widerstandsfähige Wachshülle geschützt ist. Wir müssen uns damit begnügen, die Abwehrreaktion des tuberkulösen Organs und damit des ganzen Körpers zu steigern und zu beschleunigen. Nach zahlreichen Versuchen mit Verbindungen von Jod, Arsen, mit verschiedenen Farbstoffen (Methylenblau, Trypanrot, Trypanblau u. a.), nicht zuletzt mit Salzen verschiedener Schwermetalle ist für die Praxis eigentlich nur die Goldbehandlung übrig geblieben. Auch hier wieder stehen dem Arzt verschiedene Präparate zur Verfügung. Die meiste Anwendung, wenigstens in Deutschland, findet z. Zt. wohl das Solganal, das entweder in die Vene oder — in Aufschwemmung in Olivenöl — intramuskulär eingespritzt wird. Man braucht das Gold allein oder in Verbindung mit Strahlenbehandlung, gerne auch in Verbindung mit spezifischer Reiztherapie.

Diese geht zurück auf Robert Koch und das von ihm 1890 dargestellte Tuberkulin. Das erste Präparat, das sogenannte Alttuberkulin, wird aus 4—6 Wochen alten, auf Glycerinbouillon gewachsenen Tuberkelbazillen gewonnen. Nach einstündigem Sterilisieren in strömendem Wasserdampf erfolgt Einengung auf $^1/_{10}$ des Volumens, danach wird die Flüssigkeit durch Filtrierung von den Tuberkelbazillen befreit. Im Laufe der Jahre sind zahlreiche Modifikationen angegeben worden. Die grundsätzliche Wirkung aber ist bei allen dieselbe. Koch glaubte, daß man mit diesem Mittel aktiv einen Schutz gegen Tuberkulose erzielen könne, und empfahl deshalb rasches Ansteigen zu möglichst hohen Dosen. Leider erwies sich diese Anschauung als unrichtig und damit die Methode als falsch. So folgte auf übertriebene Hoffnungen ein empfindlicher Rückschlag. Die Auswirkungen sind mit Unrecht heute noch nicht ganz überwunden. Wenn auch über die Theorie der Wirkung im einzelnen verschiedene Anschauungen bestehen, sicher ist, daß nur der Tuberkuloseinfizierte auf Tuberkulin reagiert. Es kommt selbst nach kleinsten Dosen zu einer Entzündung im Bereich tuberkulöser Herde. Wenn wir also den Kranken auch nicht mit Tuberkulin immunisieren können, so können wir doch eine günstige Umstimmung erzielen. Durch vorsichtige Dosierung, fortlaufende klinische Überwachung sind Schädigungen sicher zu vermeiden. Die Anwendung geschieht durch Einspritzung in oder unter die Haut, neuerdings auch nach dem Vorschlage Bessaus in die Blutbahn. Die gleichzeitige Verabreichung von Jod verhindert schädliche Einwirkung, z. B. im Sinne rascher Einschmelzung. Gerade die Bessausche Methode hat sich auch bei uns — selbst bei Kindern und Jugendlichen — als wirksam erwiesen. Das Tuberkulin ist uns ein wertvolles Hilfsmittel, um in geeigneten Fällen einen stockenden Heilungsverlauf anzuregen oder zu fördern.

Auf die zahlreichen, spezifischen Heilsera, Impfstoffe u. a. braucht hier nicht eingegangen zu werden; keines hat sich dem Tuberkulin überlegen erwiesen.

Die arzneiliche Therapie der Lungentuberkulose hat nur beschränkte Bedeutung. Eine spezifische Heilwirkung läßt sich nicht erzielen. Immerhin kommt

Digitized by Google

einigen Präparaten eine gewisse Bedeutung zu, vielleicht durch Beeinflussung des Zellgehaltes des Blutes oder durch Reizung gewisser Zellsysteme, die in Beziehung zur Bindegewebsentwicklung stehen (Schroeder). Zu nennen wären hier Kreosot, Kalk, Ichthyol, Kieselsäure, Eukalyptus, Zimtsäure. Das Heer der übrigen Medikamente wirkt rein symptomatisch und hat seine Bedeutung in der Behandlung der verschiedenen Komplikationen[1]). Gewarnt sei vor der unnötigen, oft schädlichen Bekämpfung des Hustenreizes durch Narkotika (Kodein, Heroin, Beatinsyrup, Dicodid usw.). Husten ist ein Reflex, der vielfach von dem Willen beherrscht werden kann. Schleim in den Luftwegen wird durch selbsttätigen Mechanismus bis zum Kehlkopf emporgebracht und kann von dort meist mit Räuspern entleert werden. Wo nötig, helfen nicht narkotische, sondern sekretverflüssigende Medikamente. Setzt man den Hustenreiz zu sehr herab, so bleibt Auswurf u. U. in den Luftwegen liegen, zersetzt sich, reizt die Bronchien oder führt zur Infektion gesunder Lungenabschnitte. Hustendisziplin ist unser Heilmittel in der Anstalt, mit dem wir in den allermeisten Fällen auskommen. Höchstens für die Nacht sind minimale Beruhigungsdosen nötig. Eine Ausnahme bilden natürlich trockene Katarrhe, besonders des Kehlkopfes, Brustfellentzündungen u. a.

Die chirurgische Behandlung der Tuberkulose, den künstlichen Pneumothorax eingeschlossen, hat gerade auch im Kampfe der Heilstätten gegen die Tuberkulose mehr und mehr an Bedeutung gewonnen. Sie erfährt eine gesonderte eingehende Darstellung[2]).

Die Heilstätte hat also im Kampf gegen die Tuberkulose große und schöne Aufgaben. Sie kann ihnen aber nur gerecht werden, wenn zwei Vorbedingungen erfüllt sind: Die eine ist die rechtzeitige Erfassung der Kranken, eine Aufgabe, an deren Lösung Fürsorge, Facharzt und praktischer Arzt gemeinsam beteiligt sind. Denn je eher die Krankheit erkannt wird, umso rascher und sicherer kann Heilung erzielt werden. Nach einer Statistik von Münchbach, beruhend auf den Jahrgängen 1920—1927 der Heilstätten Friedrichsheim und Luisenheim, wurden voll erwerbsfähig vom 1. Stadium 76,1 v. H., vom 2. Stadium 56,3 v. H., vom 3. Stadium 26,1 v. H. Diese Zahlen bedürfen keiner besonderen Erläuterung. —

Die zweite Bedingung ist die Nachfürsorge. Der Übergang aus den Heilstätten ins werktätige Leben ist vielfach zu schroff. Die Arbeitsbehandlung ist berufen, hier einen gewissen Ausgleich zu schaffen. Aber sie genügt in ihrer jetzigen Form noch nicht allen Anforderungen. Außerdem gibt es eine Anzahl von Lungentuberkulosen, die nicht mehr heilstättenbedürftig sind, aber immer noch Tuberkelbazillen ausscheiden. Man hat deshalb für solche Fälle die Gründung besonderer Arbeitsheilstätten (z. B. Männedorf bei Zürich) oder von Werkstättensiedlungen (Herrnprotsch bei Breslau und Papworth bei Cambridge) in Angriff genommen. Diese Wege müssen weiter ausgebaut werden, um die erzielten Heilstättenerfolge zu sichern und zu erweitern.

Mit der Betreuung in ärztlicher und menschlicher Hinsicht sind selbstverständlich die Aufgaben der Heilstätte nicht erschöpft. In gewissenhafter Arbeit werden die Ergebnisse zu sichten, neue wissenschaftlich begründete Behandlungsmethoden zu prüfen, die Erkenntnis vom Wesen der Tuberkulose in jeder möglichen Weise zu fördern sein. Gerade die Ärzte der Tuberkulose-Heilstätten waren sich dieser Pflichten immer bewußt. Sie dürfen stolz sein auf den Anteil, den ihre wissenschaftliche Arbeit an der Tuberkulosebekämpfung einnimmt.

---

[1]) Vgl. das im Verlag J. A. Barth 1931 erschienene „Lehrbuch der Tuberkulose" von Alexander-Baer.

[2]) Vgl. den Aufsatz von Ferdinand Sauerbruch und Wilhelm Fick in diesem Heft.

Digitized by Google

Chirurgische Behandlung der Lungentuberkulose

Von Ferdinand Sauerbruch und Wilhelm Fick in Berlin

Unter den vielfachen Versuchen zur Bekämpfung der Schwindsucht hat sich im Laufe der letzten 2 Jahrzehnte die chirurgische Behandlung der erkrankten Lunge einen besonderen und wichtigen Platz gesichert. Ihre große Bedeutung liegt in der Tatsache, daß es gelingt, selbst schwerste Formen einseitiger Tuberkulose noch zur Heilung zu bringen, bei denen die andern erprobten Heilmittel, wie Ruhe, Klima und Diät versagt haben. Zum Verständnis der Grundlagen, auf denen die operativen Maßnahmen beruhen, ist eine kurze geschichtliche Einführung und eine Darstellung des Wesens der Krankheit notwendig.

Die Methode stützt sich auf ärztliche Beobachtungen des vorigen Jahrhunderts. Man hatte wiederholt gesehen, daß selbst schwere fortgeschrittene Tuberkulosen sich besserten, wenn im Laufe der Erkrankung eine entzündliche Ausschwitzung im Rippenfell sich einstellte. Die abgesonderte Flüssigkeit breitet sich zwischen Brustwand-Innenfläche und Lunge aus, drückt das erkrankte Organ zusammen und schaltet es dadurch von der Atmung aus. Unter dem Einfluß der Schonung und Ruhigstellung wird so der Beginn der Ausheilung ermöglicht.

Noch wichtiger aber ist die mechanische Wirkung des Flüssigkeitsergusses auf bestimmte krankhafte Veränderungen in der Lunge selbst: Im Verlauf des Leidens sterben oft große Teile des Lungengewebes ab, werden ausgehustet, und an ihrer Stelle bildet sich eine sogenannte Kaverne, d. h. eine Eiterhöhle, von der aus sich der tuberkulöse Giftstoff leicht in die Umgebung ausbreitet. Durch den Druck der Flüssigkeit werden nun die Wände dieser Hohlräume einander genähert, sie verkleben und so können solche Kavernen schließlich ganz verschwinden.

Dieses überzeugende Heil-Beispiel der Natur haben kluge Ärzte nachzuahmen versucht. So schlug der deutsche Arzt Späth vor, Flüssigkeitsansammlungen in der Brusthöhle künstlich herzustellen. Forlanini und Murphy hofften dasselbe Ziel, die Zusammenpressung der Lunge, durch Lufteinblasung in den Brustraum zu erreichen. Ihr Verfahren setzte sich nach anfänglicher Ablehnung durch und der „Pneumothorax" ist heute zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel im Kampf gegen die Tuberkulose geworden.

Die Voraussetzung erfolgreicher Pneumothoraxbehandlung ist zunächst einmal eine richtige Auswahl der Kranken. Am wirkungsvollsten ist das Verfahren im Beginn der Erkrankung, wenn es gelingt, die Lunge in ganzer Ausdehnung mit Luft zu umhüllen. Das erkrankte Organ schrumpft dann zusammen und wird lahmgelegt. Ärztliche Kunst muß bei den Nachfüllungen die Spannung der eingeblasenen Luft dem Krankheitsverlauf anpassen. Der Zustand der anderen Lunge, das Verhalten des Herzens und der Scheidewand, die beide Brustfellräume voneinander trennt, erfordern dauernde Beobachtung. Zu starke einseitige Belastung dieser Wand, des sogenannten Mittelfells, beeinträchtigt die Leistung des Herzens und der gesunden Lunge.

Das an sich harmlose und einfache Verfahren kann bei unrichtiger oder übertriebener Anwendung gefährlich werden. So kommt es vor, daß infolge Reizwir-

Digitized by Google

lung der eingeblasenen Luft im Brustfellraum entzündliche Ausschwitzungen zu bilden, die später aus mannigfachen Gründen in regelrechte Eiterung übergehen. Der Ablauf der Erkrankung nimmt dann mit einem Schlage eine ungünstige Wendung. Noch bedrohlicher sind Eiterungen, die im Rippenfell durch Einreißen einer Zerfallshöhle der Lunge entstehen. Die plötzliche Überschwemmung mit dem infektiösen Material aus den Kavernen führt meist in kurzer Zeit zum Tode.

Je vorsichtiger und sorgfältiger die Methode vom Arzte geleitet wird, desto eher darf man daher einen glatten Verlauf ohne die genannten Komplikationen und mit Ausgang in Heilung erwarten. Es kommt aber hinzu, daß nur eine bestimmte Anzahl von Kranken für den Pneumothorax geeignet ist. Denn die Entzündungsvorgänge, die sich in der erkrankten Lunge abspielen, greifen häufig auf das benachbarte Rippenfell über und führen dort zu Verwachsungen zwischen Lungenoberfläche und Brustwandinnenfläche. Der kranke Lungenflügel wird dadurch an einzelnen Stellen mit der Brustwand verlötet und kann von der eingeblasenen Luft nicht mehr vollständig umhüllt werden. Die Zerfallshöhlen im Innern der Lunge bleiben infolgedessen ausgespannt, ihre Verklebung und Ausheilung wird unmöglich gemacht.

Dieses Auftreten von Verwachsungen in der tuberkulösen Lunge hat aber einen andern, wirkungsvolleren Heilplan den Weg gewiesen. Denn das neu gebildete Gewebe entstammt einem Heilvorgang, den der Körper selbst aufbringt, um den Krankheitsherd zu durchwachsen und abzukapseln. Es zeigt dieselbe faserige Struktur, wie wir sie an jeder äußeren Narbe wiederfinden, und wie sie besitzt es eine besonders starke Neigung zur Schrumpfung. Die krankhaften Zerfallsgebiete der Lunge werden daher immer stärker eingeengt und schließlich können kleinere Herde zur völligen Vernarbung gebracht werden. Dieser Selbsthilfe des Körpers steht aber bei größeren Zerfallshöhlen ein von der Natur selbst geschaffenes Hindernis entgegen. Die Lunge kann nämlich dem heilsamen Narbenzug nicht folgen, weil ihre Oberfläche in unmittelbarem Zusammenhang mit dem sie umhüllenden Brustkorb steht. Denn es ist selbstverständlich, daß auch ein starker Narbenzug nur dann in der Lage ist, den Panzer der Brustwand hereinzuziehen, wenn die Rippen wie in der Jugend noch weich und nachgiebig sind. Tatsächlich verdanken manche Kranke diesem Schrumpfungsprozeß Heilung und Gesundheit. Bei vielen andern aber scheitert dieser hoffnungsvolle Heilungsvorgang einfach an der knöchernen Starrheit der Brustwand.

Man versteht, daß bei solchen Kranken lediglich die mechanische Befreiung der Lunge die in ausreichendem Maße vorhandene natürliche Heilungsneigung zur Auswirkung bringen kann. Schon der Kliniker Quincke hatte die Bedeutung dieser besonderen anatomisch-mechanischen Verhältnisse erkannt und als Erster den chirurgischen Heilplan entworfen:

„Wenn die Lunge sich nicht zusammenziehen kann, weil der starke Brustkorb das verhindert, so muß man den unnachgiebigen Brustkasten nachgiebig machen. Man muß die Rippen durchschneiden, man muß sie herausnehmen; dann kann sich die Lunge zusammenziehen und dann wird auch eine Caverne, die sich im Innern gebildet hat, selbstverständlich verkleinert. Werden so tuberkulöse Höhlen eingeengt, dann können sie nicht mehr so viel Eiter fassen wie bisher, der Auswurf wird spärlicher und die Eitervergiftung bessert sich nach und nach. Der Körper kann seine Fähigkeiten zur Schrumpfung des Gewebes voll zur Geltung bringen und sich dadurch von der tuberkulösen Krankheit allmählich selbst befreien."

Die künstliche Einengung der Lunge durch Rippenkürzung beschränkt aber auch die Atembewegungen auf der kranken Seite. Die Lunge wird geschont und ruhig-

Digitized by Google

gestellt, ein Vorteil, der um so größere Bedeutung hat, als die Durchblutung des Organs sich danach gewöhnlich im Sinn der Heilung zu bessern pflegt.

Richtige Beobachtung und klinische Erfahrungen haben dann den Weg für die weitere Entwicklung der chirurgischen Behandlung der Lungentuberkulose gewiesen. Die ersten tastenden Operationen, die im Jahre 1907 auf den Vorschlag von Brauer durch Friedrich ausgeführt wurden, brachten Erfolge. Sie zeigten gleichzeitig aber auch die Gefahren solcher Eingriffe, die heute überwunden sind. Vor allen Dingen erkannte man bald, daß der ursprüngliche Heilplan, bei dem alle Rippen in großer Ausdehnung entfernt wurden, eine zu schwere Belastung für den geschwächten Kranken darstellte. Anatomische Studien lehrten uns eine bessere Methodik, die bei voller Erhaltung des mechanischen Erfolges die unmittelbaren Gefahren des Eingriffs ausschaltete. Heute werden nicht mehr die ganzen Rippen weggenommen, sondern nur von einem Schnitte aus, der parallel der Wirbeldornlinie von oben nach unten über den hinteren Teil der Rippen läuft, Rippenstücke von 3—5 Zentimeter Länge herausgeschnitten. Die Kürzung der Knochen gerade an dieser Stelle, am sogenannten Rippenhalse, führt dann zu einer bedeutenden Einengung der Brustkorbhälfte auf etwa 1/3 des früheren Volumens. Vor allen Dingen haben wir es aber in der Hand, je nach den anatomischen Verhältnissen eine größere oder kleinere Einengung zu erzwingen.

Es ist verständlich, daß auch dieser Heilplan mancherlei Abänderungen erfuhr, die nicht alle besprochen werden können. Schwere, ausgedehnte Tuberkulosen können gewiß nur durch eine vollständige Einengung der ganzen Lunge beeinflußt werden. Bei leichteren Erkrankungsformen genügt häufig die Fortnahme bis zur 9. Rippe, und bei rein auf die Lungenspitze beschränkten Zerfallsherden kann hie und da auch die Entfernung nur der obersten Rippen zum Erfolg führen. Sicher aber ist, daß alle sogenannten teilweisen Plastiken sich sehr oft als ungenügend erweisen, so daß wir grundsätzlich an der Gesamt-Einengung festhalten. Sind die unteren Abschnitte schon von vornherein mitbefallen, so wird zweckmäßig auch die betreffende Zwerchfell-Hälfte gelähmt, um dadurch die Atembewegungen des Lungen-Unterlappens noch besser auszuschalten. Das Zwerchfell steht dann nicht nur still, es wird sogar durch den Druck der Baucheingeweide allmählich um etwa Handbreite nach oben gedrückt, in dem Maße, wie seine Muskelfasern zugrundegehen und eine nachgiebige Bindegewebsplatte als Rest übrig bleibt.

Eine Sonderstellung nehmen diejenigen Kranken ein, denen man wegen Miterkrankung der anderen Lunge die Kürzung der Rippen, selbst auf mehrere Sitzungen verteilt, nicht zumuten darf. Hier kann unter Umständen ein noch schonenderes Verfahren Besserung, hie und da sogar Heilung bringen.

Da die Entfernung der Rippen zur Verkleinerung der Zerfallshöhlen zu eingreifend ist, wird bei solchen Patienten nur ein kleines Stück einer Rippe fortgenommen und von dieser Lücke aus die Innenwand des Brustkorbs mitsamt der darunter liegenden kranken Lunge abgelöst. Es entsteht so ein Hohlraum von etwa 200—400 ccm Inhalt, dessen äußere Wand der Brustkorb bildet, während die innere Wand das abgedrängte Rippenfell darstellt. In diesen Raum wird dann körperwarmes, keimfreies Paraffin in knetbarem Zustand eingefüllt, um die Gestalt des geschaffenen Hohlraums zu erhalten. Die Wunde wird darüber dicht vernäht, insbesondere die Lücke im Rippengitter fest verschlossen. Es gelingt so, Lungenkavernen unter Umständen vollständig zusammenzudrücken. Der Gesamtzustand bessert sich bald, die Auswurfmenge nimmt ab und bei günstigen Verhältnissen wird Ausheilung erreicht. Das Verfahren darf freilich nicht auf gleiche Stufe mit der Rippenkürzung gestellt werden, sondern dient nur für bestimmte Erkrankungsformen als Notbehelf.

Digitized by Google

Auf weitere Einzelheiten einzugehen würde zu weit führen. Ein gewisser Abschluß im Ausbau der operativen Behandlung ist heute trotz mancher Meinungsverschiedenheiten festzustellen. Grundsätzlich einig ist man sich jedenfalls in der Erkenntnis, daß die chirurgische Behandlung der Lungentuberkulose einen großen Fortschritt bedeutet, der Tausenden von Kranken Lebens- und Arbeitsfreude und oft volle Gesundheit wiedergegeben hat. Von größter Wichtigkeit für den Erfolg bleibt aber immer richtige Beurteilung des Krankheitszustandes im Einzelfalle und der Persönlichkeitsbedingungen des erkrankten Menschen. Operative Maßnahmen werden nie eine immer erforderliche Allgemeinbehandlung der Patienten ersetzen können.

Hier sei nun kurz geschildert, wie wir uns bei den einzelnen Kranken verhalten.

Ist eine Lungentuberkulose erkannt — auch das geschieht heute noch selbst in der Großstadt in vielen Fällen sehr spät — so wird zunächst die oft schon allein wirksame Allgemeinbehandlung einzusetzen haben. Sie ermöglicht dem Körper, durch genügende geeignete Nahrung, Ruhe, Luft und Sonne und durch den Reiz eines Klimawechsels von sich aus mit der Erkrankung fertig zu werden und sie in unschädlicher Form abzugrenzen. Gerade bei frischen Formen der Tuberkulose wird man oft mit diesen altbewährten Heilmaßnahmen auskommen.

Nur wenn sich kein Erfolg zeigt, kein Rückgang des Fiebers erkennbar wird und der Krankheitsprozeß im Innern der Lunge sichtlich fortschreitet, wird man sich zu energischem Vorgehen entschließen. Zunächst wird dann stets der Versuch gemacht werden, in der beschriebenen Weise durch Lufteinblasung die kranke Lunge ruhigzustellen und damit den Prozeß aufzuhalten. Gelingt dieser Versuch, dann wird durch regelmäßige Nachfüllung dafür gesorgt, daß der Erfolg anhält und der Körper Zeit findet, Ausheilung und Vernarbung der Krankheitsherde in der Lunge zu fördern.

Zeigt sich aber, daß infolge von Verwachsungen eine Beeinflussung der erkrankten Lungenteile nicht oder nur ungenügend möglich ist, dann wird man operativ vorgehen. Eine mehrtägige Beobachtung des Kranken geht dem Eingriff voraus. Alle Körperfunktionen werden eingehend geprüft, insbesondere sucht man sich über Gerinnerfassung und Herzkraft des Patienten klar zu werden. Ungestörte Nieren- und Darmfunktion ist eine unbedingte Voraussetzung für derartige Operationen.

Die Einengung des Brustkorbes selbst wird je nach Allgemeinzustand, Alter und Ausbreitung der Krankheitsherde in einer oder mehreren Sitzungen vorgenommen. Man bevorzugt dabei örtliche Betäubung, die sich gerade am Brustkorb sehr wirksam und völlig ausreichend durchführen läßt, entschließt sich aber überall dort zu Allgemeinnarkose, wo ängstliche Patienten darum bitten.

Diese Eingriffe erfolgen sämtlich nur am äußeren Brustkorb, also an den Rippen, und wirken nur mittelbar auf die erkrankte Lunge. Die Operationswunde wird nach Entfernung der Rippenteile gänzlich vernäht und heilt meist glatt mit einer strichförmigen Narbe. Schon in den ersten Wochen nach dem Eingriff kommt es gewöhnlich zu eindrucksvoller Besserung des Gesamtzustandes. Nach kurzdauernder Steigerung des Fiebers und Auswurfs wird die Körpertemperatur bald normal und auch große Auswurfmengen verschwinden schließlich vollständig. Das Allgemeinverhalten des Kranken, bessere Farbe und Gesichtsausdruck, Zunahme des Appetits und des Körpergewichts zeigen den Eintritt des erhofften Erfolges an. Die Zeichen der Giftausschwemmung, Kopfschmerzen, Mattigkeit und Schweiße verschwinden. Bei chronisch Lungenkranken ist dieser Erfolg der Operation oft geradezu überwältigend. Kranke, die seit Jahren das Bett nicht verließen, werden wieder frisch, kräftig und leistungsfähig.

Digitized by Google

Umsomehr muß man immer wieder der oft geäußerten Ansicht entgegentreten, daß derartige Operationen eine hochgradige äußere Entstellung zur Folge haben müßten. Es ist keineswegs so, daß die Patienten etwa später ihre Arme nicht mehr richtig gebrauchen können oder zu Krüppeln werden. Tausende von Kranken haben weder eine wesentliche äußere Verunstaltung noch eine Gebrauchsstörung der Arme zurückbehalten. Allerdings ist es notwendig, daß auch der Patient selbst frühzeitig mithilft, gerade Haltung anzunehmen und Bewegungsübungen im Schultergelenk zu machen. Die Einengung des Brustkorbs, Sinn und Ziel des Eingriffs, ist naturgemäß zu erkennen; da sie aber nur ausnahmsweise zu einer Verbiegung der Wirbelsäule führt, bedeutet sie keine Verunstaltung. Aber selbst wenn man mit derartigen Nachwirkungen rechnen müßte, so würden sie doch in keinem Verhältnis zu dem Gewinn stehen, den die Operierten durch restlose Heilung von einer unheimlichen, ihr Leben bedrohenden Krankheit haben.

Kurz sei noch auf die Operations-Gefahren eingegangen. Bei dem gegenwärtigen Stand der Technik hat die Fortnahme der Rippen, die früher zu den ernsten Eingriffen gehörte, viel von ihrem Risiko eingebüßt. Wir haben gelernt, die verschiedenen Komplikationsmöglichkeiten besser zu übersehen, und wissen ihnen zu begegnen. Auch schon durch die Anlage des Operationsplanes, durch Verteilung auf mehrere Sitzungen lassen sich viele Gefahren nahezu völlig ausschalten. So darf man heute einer großen Zahl von Kranken mit gutem Gewissen zu derartigen Eingriffen raten. Der Grad und die Schwere der Tuberkulose spielt dabei praktisch keine große Rolle, solange sie einseitig ist. Ob der Lungenkranke seit 4 oder 6 Monaten fiebert, ob er täglich reichlichen Auswurf hat oder ob vielleicht nur kleine Hohlräume bestehen und geringe Temperatursteigerungen vorhanden sind, das ist für die Anzeigestellung fast gleichgültig. Von ausschlaggebender Wichtigkeit aber ist der Allgemeinzustand des Kranken, der natürlich der Operation gewachsen sein muß.

Bei dem wechselvollen Verlauf der Tuberkulose ist es schwierig, sich über die tatsächlichen Erfolge einer bestimmten Behandlungsmethode ein klares Bild zu verschaffen. In je breiterem Umfang aber ein solches Verfahren angewandt wird, umso sicherer wird allmählich die Beurteilung der Erfolge werden. So ergeben Übersichten über die meisten größeren Sammelstatistiken der letzten Jahre eine auffallende Übereinstimmung in der Zahl der klinisch völlig geheilten, d. h. wieder berufsfähigen Kranken. Sie schwankt bei den einzelnen Autoren nur noch zwischen 35 und 45 v. H. Bei diesem Hundertsatz muß man bedenken, daß hier sämtliche, also schwerst, schwer und leichter erkrankte Patienten berücksichtigt sind. Man wird zugestehen müssen, daß unter diesen Umständen der Hundertsatz wirklich Geheilter erfreulich groß ist. Wählt man unter den Kranken nur die für operative Behandlung wirklich gut geeigneten aus, wie es viele Heilstättenärzte tun, so steigt die Heilziffer auf 70 und 80 v. H.

Freilich wird der Begriff der Heilung sehr vorsichtig angewandt. Wenn aber Kranke durch 5 Jahre bei voller Arbeitsfähigkeit auswurf- und fieberfrei sind und keine Bazillen mehr ausscheiden, so wird man wohl von einer Heilung sprechen dürfen. Weitere 30—40 v. H. der Patienten werden durch den Eingriff erheblich gebessert, dabei zum Teil arbeitsfähig. 10—15 v. H. bleiben unbeeinflußt, der Rest geht entweder in der 1. Woche nach der Operation (etwa 4 v. H.) oder nach Monaten an einer Verschlechterung der Tuberkulose zugrunde.

In den mir unterstellten Kliniken in Zürich, München und Berlin sind über 1000 Kranke nach diesen Gesichtspunkten operiert worden. Auch hier wurden bei Berücksichtigung aller Kranken etwa 42 v. H. klinisch geheilt.

Digitized by Google

Unsere Erfahrungen sind durch die Ergebnisse vieler anderer Kliniken vollauf bestätigt worden. Es gehört zu den dankbarsten Aufgaben des Arztes, sich dieser wirksamen Behandlung der Lungentuberkulose anzunehmen. Die Heilung eines schwer tuberkulösen Kranken ist nicht nur für ihn, sondern auch für die Umgebung und die Allgemeinheit von größter Bedeutung. Er wird dem Leben und der Arbeit zurückgegeben, seine Umgebung wird von der Gefahr der Ansteckung befreit.

Die chirurgische Behandlung der Lungentuberkulose ist heute nach zwanzigjähriger Arbeit so durchgebildet und erprobt, daß man mit gutem Gewissen nunmehr auch vor Laien die Aussichten dieser praktisch so bedeutungsvollen Methode besprechen kann. Der Schwerkranke und seine Familie müssen heute wissen, daß es noch Rettung gibt, auch wenn die üblichen Behandlungsmethoden versagen. Schon heute suchen die Kranken auch ohne den Arzt die Hilfe der Klinik auf, weil sie von glücklich Operierten gehört und Erfolge gesehen haben. Aber im allgemeinen sind Patienten und Chirurgen auf die Mithilfe der praktischen Ärzte angewiesen. Sie müssen den Kranken beraten und mit ihm Möglichkeit und Aussicht einer Operation besprechen. Mit der zunehmenden Kenntnis der Erfolgsaussichten in Laienkreisen wird diese Aufgabe hoffentlich erleichtert werden. Denn auch heute noch wird nur allzu oft der Entschluß zu operativer Behandlung verzögert und so der richtige Augenblick versäumt. Ganz besonders trifft das für die Kranken zu, bei denen sich eine Gasbrustbehandlung als ungenügend wirksam erwiesen hat.

Bei der großen allgemeinen Bedeutung, die die operative Behandlung der Lungentuberkulose hat, muß dafür gesorgt werden, daß in jeder größeren Stadt ein Krankenhaus sich dieser Methode besonders annimmt. Das ist möglich, sobald die praktischen Ärzte, die Fürsorgeärzte und die Behörden das richtige Verständnis für diesen gewaltigen Fortschritt unserer Kunst erworben haben und harmonisch zusammenarbeiten.

Die Gesamtzahl der Kranken, die für die geschilderte chirurgische Behandlung in Frage kommen, ist erstaunlich groß. Im Deutschen Reiche sind etwa eine Million Menschen tuberkulös erkrankt. Von dieser Zahl sind 10—12 v. H. als einseitig erkrankt anzusehen, also etwa 100000. Bei ihnen allen wäre demnach die operative Einengung der Lunge als aussichtsreiches Verfahren durchzuführen. Ob das durch Gaseinfüllung oder operative Rippenkürzung geschehen muß, hängt von der Art des Befundes ab. Jedenfalls würde es gelingen, von dieser großen Zahl mindestens 30—35 v. H. wieder vollständig zu heilen und arbeitsfähig zu machen. Das bedeutet natürlich auch für die Allgemeinheit einen ungeheuren wirtschaftlichen Gewinn. Denn man muß sich auf der anderen Seite vor Augen halten, daß ohne eine solche Behandlung jahrelang, manchmal jahrzehntelang von der Gesamtheit die Kosten für Unterbringung, Verpflegung und eine mehr oder weniger wirksame Arzneibehandlung aufgebracht werden müssen. Nach Durchführung der Operation genügt dagegen meist ein Zeitraum von 3 bis 4 Monaten, um die Kranken wieder arbeits- und berufsfähig zu machen.

Dieser bedeutsame Fortschritt in der Behandlung der Lungentuberkulose verpflichtet uns alle, Ärzte und Kranke, zu aktiver Mitarbeit. Unsere Regierung nimmt sich auch hier der notwendigen Förderung an und erleichtert durch wesentliche Verbesserungen in der Fürsorgetätigkeit Erfassung und Bekämpfung dieser Volkskrankheit. Beruhigende Aufklärung und gewissenhafte, verantwortungsbewußte Beratung wird das Vertrauen stärken, das Arzt und Kranken verbinden muß, um für den Einzelnen den richtigen Heilplan zu finden. Auf diesem Zusammenwirken beruht der Erfolg jeder ärztlichen Tätigkeit und darüber hinaus die Gesundung und Erstarkung unseres deutschen Volkes.

Digitized by Google

Ziele und Wege der Tuberkulosefürsorge

Von Hermann Braeuning in Hohenkrug

Das Ziel der Tuberkulosefürsorge ist nicht, einzelnen Kranken zu helfen, sondern die Ausrottung der Tuberkulose. Ihre Aufgabe ist also nicht individualmedizinisch, sondern volksgesundheitlich und zwar im Sinne der Seuchenbekämpfung. Der Name „Tuberkulosefürsorge" ist deshalb irreführend, denn er kann den Eindruck erwecken, daß es sich um einen Zweig der Wohlfahrtspflege handelt. Es sei aber gleich gesagt, daß trotz dieser auf das Wohl des ganzen Volkes gerichteten Aufgabe doch jeder Einzelne, der von der Fürsorgestelle betreut wird, oder seine Angehörigen, gesundheitliche oft auch wirtschaftliche Vorteile haben, denn das gesundheitliche und wirtschaftliche Wohlergehen der tuberkulösen oder tuberkulosebedrohten Familie ist die Voraussetzung für die erfolgreiche Bekämpfung der Tuberkulose.

Die Aufgabe der Tuberkulosefürsorge wäre leicht zu erfüllen, wenn wir eine Methode hätten, die in einfacher Weise die Tuberkulose mit Sicherheit verhütet oder heilt, etwa wie wir zur Bekämpfung der Pocken die Schutzimpfung haben, die die Erkrankungen an Pocken in Deutschland beseitigt hat, seitdem gesetzlich bestimmt ist, daß jeder Deutsche mehrmals geimpft werden muß. Viel schwieriger liegen die Verhältnisse bei der Bekämpfung der Tuberkulose. Da wir nicht eine völlig sichere Methode haben, sind wir gezwungen, eine große Anzahl Methoden anzuwenden, von denen keine unbedingt zuverlässig ist, auch keine für alle Fälle in Frage kommt, die aber in ihrer Gesamtheit doch Erfolg versprechen, vorausgesetzt allerdings, daß sie konsequent überall da angewendet werden, wo sie angezeigt sind. Denn das ist Voraussetzung jeder Seuchenbekämpfung, daß jeder einzelne Fall unschädlich gemacht wird, da von jedem einzelnen Fall aus die schon fast erloschene Seuche wieder ausbrechen kann. In dieser Forderung der allgemeinen Anwendung liegt die zweite große Schwierigkeit der Tuberkulosebekämpfung.

Träger der „Tuberkulosefürsorge" also Mittelpunkt der gesamten Tuberkulosebekämpfung sind die „Fürsorgestellen für Lungenkranke". Nicht etwa als ob sie alle einschlägigen Arbeiten selbst verrichten, sondern insofern als bei ihnen alle Fäden zusammenlaufen und sie jederzeit über den Stand der Seuche und ihrer Bekämpfung innerhalb ihres Arbeitsbereiches unterrichtet sein müssen, um, wo Lücken sind, helfend eingreifen zu können. Aufgabe der Fürsorgestellen ist es, dafür zu sorgen, daß überall in jedem Fall all das geschieht, was zur erfolgreichen Bekämpfung der Tuberkulose nötig ist, dabei aber im Auge zu behalten, daß immer die billigsten zum Ziele führenden Methoden angewendet werden. Leider sind wir von dem Ziele, so umfassend in der Tuberkulosebekämpfung zu arbeiten, noch weit entfernt, großenteils aus Mangel an Geld, zum Teil aber auch aus Mangel an Einsicht der in Frage kommenden Volksgenossen und aus Mangel an gesetzlichen Handhaben, die uneinsichtigen zum Folgen zu zwingen.

Was sind nun die Arbeitsmethoden der Fürsorgestellen?

Die erste Aufgabe jeder Seuchenbekämpfung ist, alle Seuchenherde so früh wie möglich aufzufinden. Das bedeutet bei der Tuberkulose, die Erkrankten aufzufinden, ehe sie ansteckungsfähig sind, denn dann können sie noch keinen Schaden angerichtet haben und dann sind auch die Heilungsaussichten am größten. Die Lösung dieser Aufgabe stößt auf die größten Schwierigkeiten aus folgenden Gründen:

1. Die beginnende Tuberkulose macht keine Beschwerden oder so minimale Beschwerden, daß der Kranke gar nicht auf die Idee kommt, „krank" zu sein, und den Arzt nicht aufsucht. Man nennt deshalb dieses Stadium der Tuberkulose „in-

Digitized by Google

appercept". Oft ist der Kranke längst ansteckungsfähig und nicht mehr heilbar, wenn die Beschwerden so stark sind, daß er sich entschließt, zum Arzt zu gehen.

2. Wenn die Tuberkulose so weit fortgeschritten ist, daß der Kranke den Arzt aufsucht, so macht sie durchaus keine kennzeichnenden Beschwerden; die Klagen des Kranken sind vielmehr nicht zu unterscheiden von denen anderer ganz alltäglicher und harmloser Erkrankungen wie Erkältung, Grippe, Luftröhrenkatarrh, Muskel- oder Schulterrheumatismus, allgemeine Schwäche und Erholungsbedürftigkeit, u. a. Man sagt: Die Tuberkulose maskiert sich mit diesen Krankheiten.

3. Erst die zu weit fortgeschrittene Krankheit kann jeder Arzt mit Klopfen und Horchen feststellen. Die beginnende kann meist nur mit Röntgenstrahlen entdeckt werden. Man sagt: die beginnende Tuberkulose wird nicht gehört, sondern gesehen.

Die Folgen dieser Schwierigkeiten sind:

Wo man feststellen will, ob eine Tuberkulose besteht, muß man eine Röntgenuntersuchung vornehmen; es ist ein Kunstfehler, bei Verdacht auf Lungentuberkulose oder bei Untersuchung auf Lungentuberkulose, die Röntgenuntersuchung nicht anzuwenden.

Um die Tuberkulose bei denen zu finden, welche sich noch für gesund halten, muß man möglichst viele Gesunde mit Röntgenstrahlen untersuchen. Auf je 100 Röntgenuntersuchungen von 20—50jährigen Menschen, die sich für gesund halten, findet man 1 bis 2 behandlungsbedürftige, auf je 300 einen ansteckenden Tuberkulösen. Das heißt, daß sich beispielsweise unter je 1000 Lehrern 3 bis 4 finden, die, ohne es zu wissen, an ansteckender Tuberkulose leiden und dadurch die ihnen anvertrauten Schulkinder gefährden. Unter je 100 Menschen, die sich für gesund halten und mit einem ansteckend Tuberkulösen den Haushalt teilen, sind gar 5 tuberkulosekrank. Wenn man bedenkt, daß in einer flott arbeitenden und gut eingearbeiteten Fürsorgestelle eine Röntgendurchleuchtung an Apparatur, Material und an Gehalt der technischen Assistentin nur 10 bis 20 Pfennig kostet und daß ein Arzt in 2 Stunden bequem 60 Durchleuchtungen machen kann, so ist die Forderung berechtigt, im weitesten Umfang „Gesunde" zu durchleuchten.

In erster Linie sollen in regelmäßigen Abständen durchleuchtet werden: alle, die mit einem ansteckend Tuberkulösen den Haushalt teilen; alle die ansteckend Tuberkulöse pflegen und bedienen; die Verlobten, Freunde, Mitarbeiter ansteckend Tuberkulöser; die Schulklasse, in der sich ein ansteckend tuberkulöser Lehrer oder Schüler befand. Ferner alle die, welche als ansteckend Tuberkulöse eine besondere Gefahr für ihre Umgebung wären: Schwestern in Säuglingsheimen und Kindergärten; alle Angehörigen von Familien, die Kinder in Pflege nehmen oder adoptieren wollen; Lehrer. Endlich Gruppen „Gesunder", an die die Fürsorgestelle leicht heran kommen kann, oder die besonderen Anstrengungen und Erkältungen ausgesetzt sind, oder die dicht beisammen wohnen, z. B. Rekruten, Mannschaften der Arbeitsdienstlager, Schutzpolizei, Studenten, Fortbildungsschüler, Angehörige des BDM.

Es ist erfreulich, daß die Kenntnis von der Notwendigkeit dieser Röntgenuntersuchungen scheinbar Gesunder schon soweit verbreitet ist, daß wir häufig von Behörden, Werkstätten, Warenhäusern usw., bei deren Personal Erkrankungen an Tuberkulose vorgekommen sind, aufgefordert werden, alle Mitarbeiter zu untersuchen.

Daß der Arzt bei einer Konsultation oder in irgend einem Gesundheitszeugnis für Behörden, Lebensversicherungen oder sonstige Zwecke nur dann sagen kann, die Lunge sei gesund, wenn eine Röntgenuntersuchung vorgenommen ist, ergibt sich aus dem Vorstehenden von selbst.

Um die „maskierten" Tuberkulosen rechtzeitig als Tuberkulose zu erkennen, ist es notwendig, wenigstens folgende Kranke mit Röntgenstrahlen zu untersuchen: Jeden, der wegen irgend eines Leidens in ein Krankenhaus aufgenommen wird,

Digitized by Google

das über einen Röntgenapparat verfügt; jeden, der drei Wochen an irgend einer Erkrankung des Kehlkopfes, der Luftwege oder der Lunge leidet; jede wässerige oder trockene Rippenfell- oder Brustfellentzündung; jeden, der an einer Tuberkulose irgend eines anderen Organes leidet; jeden, der Blut aushustet; jeden, der in den letzten Jahren mehrmals an „Erkältung" oder „Grippe" krank war.

Um die gewaltige Anzahl notwendiger Röntgenuntersuchungen vornehmen zu können, ist durch Gesetz seit 1. IV. 1935 in jedem Kreis ein staatliches Gesundheitsamt einzurichten, das über einen Röntgenapparat verfügt, Durchleuchtungen unentgeltlich vornimmt und für Photographien nur die Selbstkosten bezahlen läßt. Außerdem steht der Bevölkerung eine große Zahl frei praktizierender Ärzte und Krankenkassen, die Röntgenapparate besitzen, zur Verfügung. Es gehören übrigens erhebliche Kenntnisse dazu, die vieldeutigen Röntgenschatten richtig zu erklären.

Was geschieht nun mit den so aufgefundenen Kranken?

Handelt es sich um minimale oder stationäre Befunde, so kann man sie zu Hause von ihrem Arzt behandeln lassen, bisweilen können sie sogar ihrem Beruf weiter nachgehen. Doch ist ein solcher Versuch nur erlaubt, wenn die Sicherheit gegeben ist, daß eine Verschlechterung und der Zeitpunkt, an dem eine Anstaltsbehandlung notwendig wird, nicht übersehen wird. Diese Sicherheit besteht nur, wenn der Kranke regelmäßig mit Röntgenphotographien überwacht wird, die je nach Art des Falles in Abständen von ein oder mehreren Monaten angefertigt werden müssen. Es ist falsch mit Röntgenphotographien zu sparen.

Damit sind die Anforderungen, welche an die Röntgeneinrichtung der Fürsorgestelle gestellt werden, noch nicht erschöpft: auch jeder Tuberkulosekranke, der aus der Heilstätte oder der ambulanten Behandlung seines Arztes entlassen wird, muß noch jahrelang in regelmäßigen Zwischenräumen mit Röntgenstrahlen überwacht werden, da noch viele Jahre die Gefahr des Rückfalles besteht und der Rückfall der Tuberkulose zunächst ebensowenig Beschwerden verursacht wie die beginnende Tuberkulose. Natürlich kann diese Überwachung mit gleichem Erfolg jeder Arzt vornehmen, der über einen Röntgenapparat verfügt. Da aber die Erfahrung lehrt, daß die Tuberkulösen, eben weil sie keine Beschwerden haben, sich oft der Überwachung durch ihren Arzt entziehen, muß die Fürsorgestelle über alle Tuberkulösen ihres Bezirkes einen Terminkalender führen, an Hand dessen sie sich jederzeit überzeugt, ob die Kranken an irgend einer Stelle sachgemäß überwacht werden.

Natürlich besteht diese ärztliche Überwachung nicht nur in Röntgenkontrolle, sondern es werden auch alle anderen einschlägigen Untersuchungen vorgenommen.

Ich bin auf die Frage des Auffindens und der Überwachung der Tuberkulösen genauer eingegangen, weil es notwendig ist, daß die gesamte Bevölkerung hierüber gut unterrichtet ist und aus eigenem Antrieb mitarbeitet. Es wird hier noch sehr viel versäumt: immer wieder glauben die von uns zur Untersuchung Bestellten, es sei nicht nötig, der Aufforderung zur Untersuchung zu folgen, weil sie sich nicht sonderlich krank fühlen, und wenn dann die Beschwerden so groß sind, daß diese Uneinsichtigen zur Untersuchung kommen, ist es oft zu spät, ihnen zu helfen, und sie haben oft schon schweren Schaden angerichtet.

Die Behandlung der Tuberkulösen übernimmt die Fürsorgestelle nicht, sie verweist vielmehr die zu ihrer Kenntnis kommenden Behandlungsbedürftigen den zuständigen Ärzten oder Krankenanstalten. Die von der Fürsorgestelle empfohlenen Kuren in Krankenanstalten, die ja meist mehrere Monate und länger dauern und kostspielig sind, lehnen die Kranken leider oft ab, weil die Beschwerden, die sie empfinden, in keiner Weise der Schwere der Erkrankung entsprechen. Wenn dann schließlich die Beschwerden so erheblich sind, daß der Kranke selbst die Kur wünscht, ist oft eine Heilung nicht mehr möglich. Sehr viele Tuberkulöse sterben

Digitized by Google

an ihrer Erkrankung nur, weil sie eine rechtzeitig empfohlene Kur abgelehnt oder vorzeitig abgebrochen haben. Daß für die Aufbringung der Kurkosten sich Landesversicherungsanstalten, Krankenkassen, Wohlfahrtsämter, Vereine zur Bekämpfung der Tuberkulose im Mittelstand, neuerdings auch die nationalsozialistische Volkswohlfahrt und der Reichsbund Deutscher Beamter einsetzen, ist bekannt. Freilich sind noch immer die Mittel so gering, daß viele Familien Tuberkulöser auch selbst für den Kranken oder die daheim gebliebenen Angehörigen Opfer bringen müssen, die sie nur schwer tragen können.

Ziel der Behandlung der Tuberkulösen ist, zu verhüten, daß aus nicht ansteckenden (geschlossenen) ansteckende (offene) werden, und zu erreichen, daß die ansteckenden die Ansteckungsfähigkeit verlieren und daß schließlich die behandelten vollkommen gesund werden, wozu allerdings meist mehrere, bisweilen viele Jahre notwendig sind. Die Kranken brauchen aber nicht während dieser ganzen Zeit in Anstalten zu sein, müssen jedoch weitgehend ihrer Gesundheit leben, auch wenn sie ihrem Beruf nachgehen.

Die weitere schwierige Aufgabe der Fürsorgestellen ist, zu verhüten, daß die Tuberkulösen ihre Umgebung anstecken. Die Schwierigkeit liegt an der langen Dauer der Erkrankung und wiederum daran, daß die Beschwerden gering sind: einen Kranken mit Scharlach, Masern, Typhus oder einer anderen akuten Infektionskrankheit kann man unschwer während der Dauer der Ansteckungsgefahr im Krankenzimmer zu Hause oder im Krankenhaus von der Umwelt abschließen. Die ansteckende Lungentuberkulose dauert aber meist mehrere Jahre, gelegentlich 10 Jahre. Ich kenne eine Kranke, die seit 30 Jahren Tuberkelbazillen ausscheidet. Es ist verständlich, daß die Kranken in dieser langen Zeit gegen die Vorsichtsmaßnahmen abstumpfen und auch nicht freiwillig für so lange Zeit in ein Kranken- oder Siechenhaus gehen. Ein Gesetz zu zwangsweiser Isolierung fehlt selbst für solche Fälle, die böswillig ihre Umgebung gefährden.

Die billigste und für die Kranken schonendste Methode, sie unschädlich zu machen ist, daß man sie nicht in geschlossene Anstalten bringt (ambulante Isolierung). Um sie durchzuführen verfügt die Fürsorgestelle über entsprechend geschulte Schwestern, welche die Wohnungen der Kranken aufsuchen, feststellen, ob die Wohnung genügend groß ist und ob genügend Betten vorhanden sind, und die den Kranken und ihren Angehörigen an Ort und Stelle zeigen, was zu geschehen hat, um eine Übertragung der Erkrankung zu verhüten. Wenn möglich soll der Kranke ein eigenes Zimmer haben, auf jeden Fall ein eigenes Bett, hat er kein eigenes Schlafzimmer, so darf sein Bett nicht neben dem eines Gesunden stehen. Der Auswurf ist sorgfältig aufzufangen und unschädlich zu machen, ebenso sorgfältig ist die Wäsche, insbesondere Kopfkissen und Taschentücher, zu entkeimen. Er darf nie in der Richtung husten, in welcher der Gesunde sich befindet. Die Wohnung muß frei von Staubfängern und möglichst überall feucht aufzuwischen sein und manches andere mehr. Durch regelmäßig wiederholte Wohnungsbesuche überzeugen sich die Schwestern ob der Kranke und seine Angehörigen die Anordnungen richtig verstanden haben und sie gewissenhaft befolgen.

Daß wir in dieser Hinsicht manches auch in den Kreisen der Unbemittelten erreichen, die ja unsere Hauptklienten sind, zeigen folgende Zahlen: es schliefen allein im Zimmer vor Eingreifen der Fürsorgestelle 23,6 v. H., bald nach Eingreifen 48,2 v. H.; es schliefen mit einem Gesunden in einem Bett vor Eingreifen der Fürsorgestelle 21,2 v. H., bald nach Eingreifen nur 0,4 v. H.

Bisweilen ist die hygienische Sanierung nur dadurch möglich, daß man Kinder aus dem Haushalt entfernt und sie bei Verwandten, in anderen Pflegestellen oder in Heimen unterbringt. Dies kommt vor allen Dingen in Frage, wenn die Woh-

Digitized by Google

ung sehr eng oder die Mutter ansteckend tuberkulös ist, wenn die Kinder in den rsten zwei bis drei Lebensjahren sich befinden, wo sie besonders anfällig für Tuberulose sind, und wenn niemand sonst im Haushalt die Kinder versorgen kann.

Schwierig zu lösen ist auch oft die Aufgabe, den Kranken in seinem Beruf unhädlich zu machen. Wenn möglich, läßt man ihn in seiner Arbeit und saniert den rbeitsplatz, indem man den Kranken möglichst fern von seinen Mitarbeitern nd dem Publikum hält und den Arbeitsplatz möglichst so gestaltet, daß sich wenig Staub ansammelt und er auch feucht gereinigt werden kann.

Auf alle diese hygienischen Anordnungen näher einzugehen, würde zu weit führen. Sie erfordern viele Spezialkenntnisse und es gibt kein für alle Fälle gültiges Rezept, man muß individualisieren, wenn man sowohl der Allgemeinheit als auch dem Kranken gerecht werden will; die Fürsorgestellen geben gern Auskunft.

Wenn diese ambulante Isolierung nicht mit genügender Zuverlässigkeit durchgeführt werden kann, so muß man versuchen, den Kranken in einer Anstalt unterzubringen. Ich erwähnte schon, daß es ein Gesetz, eine derartige Isolierung zwangsweise durchzuführen, in Deutschland noch nicht gibt. Nur in Thüringen besteht seit 1934 für asoziale Tuberkulöse eine solche Verordnung. In Schweden ist die Möglichkeit, ansteckend Tuberkulöse zwangsweise in geschlossenen Anstalten unterzubringen, durch Gesetz gegeben und sie hat sich gut bewährt, schon insofern, als oft die Drohung sie in die Anstalten zu bringen, genügt, die Kranken zu veranlassen, daß sie die Anordnungen der Fürsorgestelle befolgen.

Da wir ein entsprechendes allgemein bindendes Gesetz nicht haben, sind wir gezwungen, die Kranken, die nicht zu Hause hygienisch zu sanieren sind, durch gütliches Zureden zu veranlassen, daß sie sich in Krankenhäuser oder Tuberkulose-Siechenhäuser aufnehmen lassen. Bei alleinstehenden Schwerkranken oder älteren Leuten gelingt das oft. Die Erfahrung lehrt aber, daß Tuberkulöse, die eine eigene Familie haben, solange sie sich noch einigermaßen helfen können oder ein Angehöriger ihnen hilft, lieber zu Hause bleiben und dort sterben, auch wenn die Häuslichkeit noch so dürftig ist, als daß sie dauernd (es handelt sich meist um Monate oder Jahre) in ein Kranken- oder Siechenhaus gehen, auch wenn dieses mit aller Behaglichkeit ausgestattet ist.

Endlich ist es die Aufgabe der Fürsorgestelle, festzustellen, wieviel Geld die tuberkulöse Familie braucht, um gesundheitlich einwandfrei zu leben, und ob ihr diese Mittel zur Verfügung stehen. Diese Feststellung kann der Wohlfahrtsbeamte dem Fürsorgearzt nicht abnehmen, da das Existenzminimum der tuberkulösen Familie höher ist, als das der gesunden Unterstützungsempfänger: Die Tuberkulösen brauchen eine größere Wohnung, mehr Wasch- und Scheuermittel, und der Kranke, wenn noch Aussicht besteht, daß die Ansteckungsfähigkeit schwindet, braucht meist eine bessere Ernährung, ebenso meist seine zwar gesunden aber dauernd der Ansteckung ausgesetzten Angehörigen. Wären reichlich Mittel für Unterstützungen vorhanden, so könnte wohl auch ein Nichtarzt an Hand irgend eines Schlüssels die Höhe der Unterstützung für die Tuberkulösen errechnen. Doch muß man bei derartig schlüsselmäßigen Berechnungen, um Schaden zu vermeiden, immer über dem Durchschnitt bleiben. Will man mit möglichst wenig Geld auskommen, so ist das nur durch sorgfältige Berechnung unter Berücksichtigung des Ernährungs- und Gesundheitszustandes aller Familienangehörigen möglich und unter fortlaufender gesundheitlicher Überwachung des Erkrankten und seiner Angehörigen, um einen durch zu geringe Unterstützung erzeugten Schaden rechtzeitig zu erkennen und zu beseitigen. Diese Feststellungen setzen eingehende Kenntnisse über den Bedarf an Wohnraum und Ernährung in Bezug auf Quantität und Qualität voraus.

Digitized by Google

Selbstverständlich unterrichtet sich die Fürsorgerin bei ihren Besuchen fortlaufend darüber, ob die Unterstützung richtig angewendet wird; geschieht das nicht oder befolgen die Kranken in anderer Hinsicht die Anordnung der Fürsorgestelle nicht, so hat es keinen Sinn, ihnen höhere Unterstützungen zu gewähren als anderen Unterstützungsempfängern.

Schon diese kurze Übersicht zeigt, wie mühsam und mannigfaltig die Arbeit der Fürsorgestellen ist. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie erfolgreich ist: in den von den Fürsorgestellen sanierten Familien Tuberkulöser sind Erkrankungen und Todesfälle an Tuberkulose seltener als in nicht sanierten; die Säuglingssterblichkeit ist, wie die Untersuchungen an weit über 1000 Säuglingen in tuberkulöser Umwelt gezeigt haben, bei den unter Obhut einer Fürsorgestelle für Lungenkranke stehenden Säuglingen aus offen tuberkulöser Umgebung geringer als bei der Gesamtheit der Säuglinge, obwohl Säuglinge besonders anfällig für Tuberkulose sind, d. h. daß die Gefahr, die die tuberkulöse Umwelt für den Säugling bedeutet, durch die Arbeit der Fürsorgestelle überkompensiert wird; sicher sind durch die Massenuntersuchung mit Röntgenstrahlen von Menschen, die sich für gesund hielten, viele Erkrankungen an Tuberkulose rechtzeitig entdeckt und geheilt worden, die sonst zum Tode geführt hätten; vor allen Dingen ist die Tuberkulosesterblichkeit nach dem Krieg in Deutschland trotz Inflation, Arbeitslosigkeit und Verlust des Volksvermögens erheblich zurückgegangen: sie betrug auf 10 000 Lebende berechnet 1880 = 32, 1914 = 16, 1930 = 8.

Wichtig ist aber die Feststellung, daß in den letzten Jahren keine nennenswerte Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit mehr erfolgt ist. Das dürfte folgenden Grund haben: Die Tuberkulosesterblichkeit der Wohlhabenden war erheblich geringer als die der Unbemittelten und hat nur wenig abgenommen. Die gewaltige Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit geschah fast nur in den Kreisen der Unbemittelten. Nun ist die Tuberkulosesterblichkeit bei den Unbemittelten fast ebenso gering wie bei den Wohlhabenden geworden und nimmt ebenso wenig ab. D. h. die bisherige Tuberkulosebekämpfung ermöglichte den Unbemittelten für ihre Gesundheit das Gleiche zu tun, wie die Wohlhabenden; die nun noch bestehende Tuberkulosesterblichkeit ist im wesentlichen bedingt durch die Hindernisse, die sich unserer Arbeit in gleicher Weise bei Bemittelten und Unbemittelten entgegenstellen. Das ist in erster Linie der psychische Widerstand der Bevölkerung selbst gegen unsere Arbeit, bedingt dadurch, daß die Tuberkulose erst zu spät Beschwerden macht und durch ihre lange Dauer schließlich die Kranken abstumpft; in gleicher Weise lehnt ein erheblicher Hundertsatz der Wohlhabenden wie der Unbemittelten es ab, sich untersuchen zu lassen, solange sie sich für gesund halten, oder eine langdauernde Heilstättenkur zu machen oder sich gar operieren zu lassen, obwohl sie keine Beschwerden haben, oder andere merken zu lassen, daß sie ansteckend krank sind, auf die Gefahr hin, ihre Arbeit und ihre Freunde zu verlieren. Der Versuch, durch Aufklärung der Bevölkerung hier weiter zu kommen, der zu den selbstverständlichen und wichtigen Aufgaben der Fürsorgestellen gehört, zeitigte nur sehr langsam Erfolge und wird viele Widerstände nie überwinden, wie die Erfahrung von Jahrzehnten gelehrt hat. Wir sind jetzt bei der Tuberkulosebekämpfung an dem Punkte angekommen, wo nur eine zielbewußte Gesetzgebung weiterhelfen kann, die den Kranken nicht nur, wie die bisherige, Rechte gibt, sondern auch Pflichten auferlegt. Wir haben in den letzten Jahren eine Reihe Gesetze bekommen, die für die öffentliche Gesundheitspflege epochemachend sind.. Wir dürfen hoffen, daß wir auch Gesetze bekommen, die uns von der Tuberkulose — der furchtbarsten Volksseuche der Kulturstaaten — befreien.

Digitized by Google

Die Organisation der Tuberkulosebekämpfung

Von Hans Denker in Berlin

Grundlage für die Organisation des Kampfes gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit ist die Tatsache, daß diese Krankheit auf Ansteckung beruht. Der Kampf muß also nach den Regeln des Seuchenkampfes geführt werden.

Wenn wir eine Seuche bekämpfen wollen, geschieht dies stets in der Weise, daß wir ihren Ursachen nachgehen, daß wir ihre Quellen aufsuchen und unschädlich machen. Neben den Kampf gegen die Krankheitsherde selbst und deren Erreger treten vorbeugende Maßnahmen, und zwar teils solche allgemeiner Art, wie die Förderung der Volksgesundheit als Ganzes, teils Einzelmaßnahmen für die von der Krankheit unmittelbar bedrohten Personen.

Der Kampf gegen die Infektionskrankheiten bildet einen wichtigen Zweig des staatlichen Gesundheitsdienstes, und so hat sich auch auf dem Gebiet der Tuberkulose seit langem das Bestreben der staatlichen Gesundheitsbehörden gezeigt, mit Gesetzen oder Verordnungen polizeilicher Art für eine Eindämmung dieser Krankheit zu sorgen. In Deutschland blieb es bisher Sache der einzelnen Länder, die einschlägigen Vorschriften zu erlassen und durchzuführen. Das Reich als solches hat sich bisher noch nicht dazu entschlossen, diese Frage einheitlich zu regeln.

Die deutschen Länder haben zum Teil besondere Tuberkulosegesetze erlassen, wie z. B. das Preußische Gesetz zur Bekämpfung der Tuberkulose vom 4. August 1923, teils haben sie die einschlägigen Bestimmungen im Rahmen der allgemeinen Seuchengesetze oder durch besondere Polizeiverordnungen geregelt. In Sachsen wurde in das Wohlfahrtspflegegesetz von 1925 eine Reihe von Bestimmungen eingefügt, die den Kampf gegen die Tuberkulose betreffen.

Durchweg gehen diese gesetzlichen Bestimmungen davon aus, daß dem behandelnden Arzt eine Meldepflicht auferlegt wird, die jedoch in den einzelnen Ländern verschieden weitgehend ist. Meistens beschränkt sich die Meldepflicht auf die Fälle von Erkrankungen an fortgeschrittener Lungentuberkulose, soweit sie eine Ansteckungsgefahr für ihre Umgebung bedingen. Das sind in erster Linie alle Fälle, bei denen Tuberkelbazillen im Auswurf nachgewiesen werden. Darüber hinaus aber werden vielfach die anderen Fälle mit einbezogen, bei denen zwar der Bazillennachweis aus irgendeinem Grunde nicht erfolgte, bei denen jedoch nach dem Ergebnis der ärztlichen Untersuchung anzunehmen ist, daß eine Ansteckung für andere Personen befürchtet werden kann. Insbesondere wird angenommen, daß das Vorhandensein einer Tuberkulose des Kehlkopfes stets mit der Gefahr der Ausstreuung von Tuberkelbazillen in die Umgebung verbunden ist. Neuerdings sind in Preußen auch alle Fälle von Lupus (Hauttuberkulose, „fressende Flechte") sowie jeder Verdacht einer solchen Erkrankung meldepflichtig geworden, weil diese Form der Hauterkrankung, die zwar nicht sonderlich ansteckend ist, für ihren Träger die Gefahr schwerster Entstellungen mit sich bringt, wenn sie nicht frühzeitig und ausgiebig behandelt wird. Die Meldepflicht dient also in diesem Falle mehr dem Interesse des Kranken, während sonst bei ihr das Wohl der noch Gesunden, deren Schutz vor der Ansteckungsgefahr im Vordergrunde steht.

Die behandelnden Ärzte haben ihre Meldungen an den Amtsarzt zu richten.

Es ist ohne weiteres begreiflich, daß durch die gesetzliche Meldepflicht nur ein Teil der Tuberkulosekranken erfaßt werden kann. Sehen wir einmal davon ab, daß

Digitized by Google

auch der Arzt nicht immer in der Lage sein wird, die Tuberkulose richtig und rechtzeitig zu erkennen und dann seiner Meldepflicht nachzukommen. Aber selbst beim besten Willen des Arztes und bei vollkommenster Ausnutzung aller Möglichkeiten moderner Diagnostik muß doch eine Vorbedingung erfüllt sein, nämlich die, daß der Kranke überhaupt erst einmal den Arzt aufsucht, und daran fehlt es sehr oft.

Wir wissen aus den neueren Forschungen über Entstehung und Verlauf der Lungentuberkulose beim Menschen, daß diese Krankheit in vielen Fällen unbemerkt entsteht. Ihr Träger wird selbst noch gar nicht gewahr, daß seine Lunge bereits krank ist. So kann bereits ein, wenn auch geringfügiger Zerstörungsherd in der Lunge vorhanden sein, bevor überhaupt ärztlicher Rat eingeholt wird, und bei diesem Zustande werden die Tuberkelbazillen bereits in die Umgebung verstreut, in der die Familienmitglieder, die Mitarbeiter oder andere Personen ebenso ahnungslos sind, wie der Kranke selbst.

Diese Tatsachen sind außerordentlich bedeutsam für die Frage, wie der Kampf gegen die Tuberkulose organisiert werden kann. Unsere erste Aufgabe, die Ermittlung der Seuchenherde, muß von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen werden.

Zunächst gehen wir von den bereits vorhandenen und uns bereits bekannten Kranken aus. Es ist anzunehmen, daß der Kranke, der an offener, also an ansteckungsfähiger Lungentuberkulose leidet, Angehörige oder sonstige Personen seiner Umgebung angesteckt hat. Diese Personen müssen sämtlich ärztlicher Untersuchung zugeführt und gegebenenfalls entsprechend behandelt werden. Selbstverständlich wird zunächst der praktische Arzt, der Hausarzt, dafür sorgen, daß auch die Angehörigen seines Patienten sich von ihm untersuchen lassen. Fast stets wird eine Röntgenuntersuchung dabei unerläßlich sein, denn ohne diese kann, wie wir heute wissen, eine Lungentuberkulose namentlich im Anfang meist nicht festgestellt werden. Der praktische Arzt wird sich also der Hilfe eines Facharztes versichern, wird Röntgenuntersuchungen veranlassen oder wird zu diesem Zweck die in Frage kommenden Personen an die Tuberkulosefürsorgestelle des betreffenden Bezirks überweisen. Die Tuberkulosefürsorgestelle nimmt auch von sich aus diese „Umgebungsuntersuchungen" vor, sobald ihr ein ansteckend Tuberkulöser bekannt geworden ist.

Ohne weiteres dürfte einleuchten, daß diese Wege allein nicht genügen, um unbekannte Tuberkulosefälle aufzuspüren. Wir benutzen daher auch ein anderes Verfahren, wobei wir nicht von dem einzelnen Kranken ausgehen, sondern den umgekehrten Weg wählen. Beispielsweise geschieht dies durch den sogenannten „Tuberkulinkataster", ein Verfahren, das besonders unter ländlichen Verhältnissen Erfolg verspricht. Hier gehen wir davon aus, daß erfahrungsgemäß die „Tuberkulinhautprobe" einen Fingerzeig dafür gibt, ob ein Mensch bereits mit einer Tuberkuloseansteckung in Berührung gekommen ist. Diese Probe liefert namentlich bei Kindern wertvolle Hinweise, und zwar um so besser, je jünger die Kinder sind. Der Kreis, in dem ein Kind sich bewegt, ist vor allen Dingen vor dem Schulalter, aber auch noch während der Zeit des Schulbesuchs meist ziemlich eng begrenzt und verhältnismäßig leicht zu überblicken. Wenn man also in einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, beispielsweise der gesamten Einwohnerschaft eines Dorfes, alle Kinder der durchaus harmlosen Tuberkulinhautprobe unterwirft, dann lassen sich leicht diejenigen Kinder ermitteln, die bereits mit Tuberkulose irgendwie in Berührung gekommen sind. Daraus ergibt sich der Schluß, daß die Quelle dieser Ansteckung in dem Kreise zu suchen ist, den die betreffenden Kinder betreten oder betreten haben. Von hier aus wird nun weiter geforscht, die Angehörigen dieser Kinder, ihre Verwandten, die Personen, mit denen sie sonst öfter in Berührung kommen, werden auf ihren Gesundheitszustand beobachtet. Auf diese Weise gelingt es in vielen Fällen, Seuchenquellen zu ermitteln und unschädlich zu machen.

Digitized by Google

Der dritte Weg ist der der „Reihenuntersuchung". Hierbei wird eine ganze Gruppe von Personen möglichst lückenlos ärztlich untersucht, etwa die Kinder einer Schulklasse, Jugendliche bestimmter Altersgruppen, Studenten, Angehörige von Gliederungen des Reichsheeres, der Schutzpolizei, der SA., SS., des Arbeitsdienstes, Belegschaften einzelner Betriebe, vielleicht auch einmal die Einwohnerschaft eines ganzen kleineren Ortes. Es liegt auf der Hand, daß derartige Reihenuntersuchungen im allgemeinen nicht von den praktischen Ärzten geleistet werden können, denen dazu die Zeit fehlt, sondern daß dazu besondere Ärzte, beamtete Ärzte, angestellte Ärzte oder Ärzte der erwähnten Gliederungen herangezogen werden müssen und daß derartige Untersuchungen wohl stets auf beschränkte Personenkreise, aber niemals auf größere oder gar die ganze Bevölkerung angewandt werden können. Vor allen Dingen aber, und das erschwert ihre Durchführung am meisten, haben sie eigentlich nur dann Wert für die Erkennung von Tuberkulose, wenn die Untersuchungen mit einer Röntgendurchleuchtung der Lunge verbunden werden können, der sich gegebenenfalls noch eine Röntgenaufnahme anschließen muß.

An die Maßnahmen, welche der Erfassung und Feststellung der Tuberkulosekranken dienen, müssen sich in der Organisation jene anderen möglichst lückenlos anschließen, die einerseits der Heilung bzw. Versorgung der Kranken gewidmet sind, andererseits den Schutz der Gesunden und der von der Ansteckung Bedrohten bezwecken. Träger aller dieser Maßnahmen ist in erster Linie die Tuberkulosefürsorgestelle, eine Einrichtung, die in Deutschland seit Beginn dieses Jahrhunderts in zunehmendem Maße ausgebreitet und vervollkommnet worden ist. Ursprünglich von Polikliniken oder von gemeinnützigen Vereinen, Tuberkulose-Hilfsvereinen oder dem Roten Kreuz geschaffen und betrieben, wurden die Fürsorgestellen mit ihrem allmählichen Ausbau, namentlich seit dem Kriege, mehr und mehr von den Gemeinden, den Städten und Kreisen oder von den Sozialversicherungsträgern übernommen. Der Staat, dessen eigentliche Aufgabe auch der Kampf gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit wäre, hielt sich dabei stark zurück.

Dieses ist grundlegend anders geworden, seitdem das Gesetz vom 3. Juli 1934 eine Vereinheitlichung des Gesundheitswesens in Deutschland angebahnt und auch die Bekämpfung der Volkskrankheiten in die Hand der nunmehr überall einzurichtenden staatlichen Gesundheitsämter gelegt hat. Nach § 3 des Gesetzes fällt diesen auch die Durchführung der ärztlichen Aufgaben in der Tuberkulosefürsorge zu. § 4 der 1. Durchführungsverordnung erläutert die ärztlichen Aufgaben des Gesundheitsamtes auf diesem Gebiet dahin, daß sie sich auf Maßnahmen zur Ermittlung Tuberkulosekranker und im Einzelfall auf die Feststellung erstrecken, welcher Art die Erkrankung ist und was zur Verhütung ihrer Weiterverbreitung erforderlich ist. Ferner auf Vorschläge für die Durchführung eines Heilplanes und schließlich auf die Anregung etwa in Betracht kommender wirtschaftlicher Hilfsmaßnahmen für den Kranken. Die Entscheidung über die Durchführung der Maßnahmen und die Durchführung selbst gehören dagegen nicht zu den den Gesundheitsämtern gesetzlich zugewiesenen Aufgaben.

In derselben Verordnung ist ausdrücklich festgelegt, daß das Gesundheitsamt entsprechende Fürsorge- und Beratungsstellen einzurichten und zu unterhalten hat. Jedoch ist es durchaus zulässig, daß die bisherigen gut arbeitenden Fürsorge- und Beratungsstellen weiter hierfür nutzbar gemacht werden, natürlich unter Leitung und Aufsicht des Gesundheitsamtes. In der 2. Durchführungsverordnung sieht der § 22 noch besonders vor, daß Arbeitsgemeinschaften oder Zweckverbände, deren Tätigkeit sich auf die gesetzlichen Aufgaben der Gesundheitsämter erstreckt, mit der Maßgabe weiter zu dieser Tätigkeit herangezogen werden, daß der Leiter

Digitized by Google

des Gesundheitsamtes hierbei den Vorsitz führen soll. Die Notwendigkeit dieser Bestimmung ist ohne weiteres klar, denn die Einheitlichkeit des Kampfes muß gewährleistet bleiben. Sie ist der Sinn des erwähnten Gesetzes vom 3. Juli 1934. Andererseits haben sich gerade Arbeitsgemeinschaften oder Zweckverbände bisher schon besonders bewährt, wenn es sich darum handelt, gemeinsam Maßnahmen durchzuführen, an denen viele verschiedenartige Stellen beteiligt und interessiert sind, ohne das Entscheidungsrecht der einzelnen beteiligten Stelle im Rahmen der für sie gültigen Vorschriften anzutasten.

Die Kostenfrage spielt naturgemäß dabei eine wichtige Rolle. § 4 des Gesetzes und der § 17 der 1. Durchführungsverordnung regeln die Beteiligung des Staates sowie der Stadt- und Landkreise an den Kosten der Unterhaltung und Einrichtung der Gesundheitsämter. Auch das Reich trägt zu den Kosten des öffentlichen Gesundheitsdienstes bei im Rahmen des Reichshaushaltsplanes (§ 9). Im übrigen beteiligen sich an den Kosten der Tuberkulosefürsorgestellen noch die anderen in Betracht kommenden Instanzen, vor allen Dingen die Träger der sozialen Versicherung. Ein besonderes Verdienst auf diesem Gebiete haben die Landesversicherungsanstalten, die auf Grund des § 1274 der RVO. für allgemeine Maßnahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität unter den Versicherten oder zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung beträchtliche Mittel aufgewendet und die Einrichtung und den Betrieb der Tuberkulosefürsorgestellen in Deutschland wirksam gefördert haben.

Im einzelnen sind die Aufgaben der staatlichen Gesundheitsämter bei der Tuberkulosebekämpfung im Rahmen der allgemeinen Vorschriften für den Seuchenkampf und für die ärztliche Fürsorge für Tuberkulosekranke und -gefährdete im § 61 der 3. Durchführungsverordnung (30. März 1935) genauer festgelegt worden. Zu den bereits erwähnten Maßnahmen tritt die allgemeine Aufklärung in allen hierher gehörigen Fragen und die fortlaufende ärztliche Überwachung der Tuberkulösen und ihrer Familien.

Zur Durchführung dieser Aufgaben bedarf es einer der Größe und Bevölkerungsdichte des Bezirks entsprechenden Zahl von Tuberkulosefürsorgestellen. Ihre ärztliche Leitung ist, wenn geeignete hauptamtliche Kräfte nicht oder nicht in genügender Zahl vorhanden sind, nach Möglichkeit Tuberkulose-Fachärzten, sonst solchen praktischen Ärzten nebenamtlich zu übertragen, die auf dem Gebiete der Tuberkuloseerkrankung besondere Erfahrungen besitzen. Jede Tuberkulosefürsorgestelle soll mit den notwendigen medizinisch-technischen Einrichtungen ausgerüstet sein, insbesondere über einen leistungsfähigen Röntgenapparat und über ausreichend geschulte Hilfskräfte verfügen. Wenn die erforderlichen Einrichtungen in der Fürsorgestelle selbst nicht vorhanden sind, muß ihre Benutzung andernorts vertraglich gesichert sein. Zahl, Sitz und Ausstattung der Tuberkulosefürsorgestellen bestimmt die vorgesetzte Dienstbehörde nach Anhören des Gesundheitsamts.

Die Untersuchung und Beratung in den Tuberkulosefürsorgestellen erfolgt unentgeltlich. Eine ärztliche Behandlung ist ihnen grundsätzlich untersagt; Ausnahmen sind nur mit Erlaubnis der Aufsichtsbehörde im Einvernehmen mit der ärztlichen Standesorganisation zulässig. Sie wird sich in bestimmten Fällen beispielsweise darauf erstrecken, daß in der Fürsorgestelle eine während des Aufenthaltes des Kranken in einer Lungenheilstätte oder einem Krankenhause begonnene Gasbrustbehandlung durch Nachfüllungen mit fortlaufenden Untersuchungen weitergeführt wird, wenn in dem betreffenden Bezirk ein hierfür geeigneter Facharzt sonst nicht zur Verfügung steht.

Bei der Frage, welche Fälle der ärztlichen Behandlung zugeführt werden müssen und welche Art der Behandlung in Betracht kommt — namentlich insoweit die

Digitized by Google

Kosten dieser Maßnahmen aus öffentlichen Mitteln zu bestreiten sind — ist vom Standpunkt des öffentlichen Gesundheitsdienstes nicht allein der Wunsch und Wille des Kranken selbst, als vielmehr auch das Wohl der Allgemeinheit und deren Belange maßgebend.

Nachdem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Heilstättenarzt Dr. Brehmer in Görbersdorf als erster praktisch gezeigt hatte, daß die bis dahin unter dem Bilde der „Lungenschwindsucht" gefürchtete Krankheit bei rechtzeitiger und geeigneter Behandlung heilbar sei, blieb die Wohltat der hierzu erforderlichen Heilstättenkuren zunächst auf die wohlhabenden Kreise beschränkt; dies wurde anders, seit mit den Neunziger Jahren die Errichtung von Volksheilstätten einsetzte und sich insbesondere auch die Träger der Sozialversicherung mit ihren Geldmitteln an diesen Aufgaben beteiligten. Unter der Führung des damaligen „Deutschen Zentral-Komitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke", das im Jahre 1896 auf Veranlassung des Reichskanzlers Hohenlohe begründet wurde, entstand eine große Reihe von Lungenheilstätten. So segensreich diese Entwicklung war, so wissen wir doch heute, daß nach dem Stand der damaligen Anschauungen über die allmähliche Entwicklung der Lungentuberkulose aus einem sogenannten „Lungenspitzenkatarrh" zahlreiche Personen in die Heilstätten eingewiesen worden sind, die gar nicht an einer wirklich behandlungsbedürftigen Lungentuberkulose litten. Dies führte einerseits zu einer Überschätzung der angeblichen „Erfolge" bei solchen Patienten, führte aber auch dazu, daß für die wirklich Behandlungsbedürftigen die Zeit des Kuraufenthaltes in der Anstalt vielfach zu kurz bemessen wurde. In diesen Fällen kehrte nach einer vorübergehenden Besserung des Befindens durch die Kur ziemlich schnell der alte ungünstige Zustand wieder, sobald der Betreffende in die Arbeit und in seine häuslichen Verhältnisse zurückgekehrt war.

Die Notwendigkeit einer „nachgehenden Fürsorge", also einer fürsorgerischen Weiterbetreuung der Kranken und ihrer Familien im Anschluß an die Heilstättenkur, gab bekanntlich den Anlaß zur Errichtung der Tuberkulosefürsorgestellen. Leider fehlte es damals an einer behördlichen Organisation, die diese Aufgaben einheitlich und planmäßig in Angriff nahm und durchführte. Insbesondere hielt sich der Staat dabei im Hintergrund und überließ es anderen Stellen, die erforderlichen organisatorischen Maßnahmen einzuleiten. Da es sich nun um keinerlei gesetzliche oder verwaltungsmäßige Pflichtaufgaben handelte, blieb es der mehr oder weniger großen Verantwortungsfreudigkeit, Einsicht und Tatkraft der Leiter bald dieser und bald jener Stelle überlassen, ob und in welchem Umfange Tuberkulosefürsorge im Sinne eines Seuchenkampfes und einer vorbeugenden Gesundheitspflege stattfand. So sehen wir in Deutschland ein überaus buntes Bild. Bald waren es Vereine, die zum Teil mit beträchtlichen Spendenmitteln voll Eifer, wenn auch nicht immer sehr planvoll, Tuberkulosefürsorge trieben. Bald waren es die Träger der Sozialversicherung, insbesondere die Landesversicherungsanstalten und manche Krankenkassen, die sich der Sache mit Interesse und gutem Erfolge annahmen. Mehr und mehr gelangte diese Arbeit seit dem Kriege auch in die Hand der Kommunalbehörden, deren Wohlfahrtsstellen, ausgehend von der Kriegsbeschädigtenfürsorge, allmählich auch andere Fürsorgezweige in Angriff nahmen. Die gesetzliche Grundlage hierfür, die Bestimmungen über die Fürsorgepflicht, bedingte, daß derartige Hilfe seitens der Gemeinden auf jene Kreise beschränkt blieb, die „fürsorgebedürftig" im Sinne dieser Gesetze waren.

Nun hat die Tuberkulosefürsorge als Seuchenkampf durchaus andere Grundlagen und Ziele als die Fürsorge im Sinne der Wohlfahrtspflege. Der gemeinsame Gebrauch des Wortes „Fürsorge" hat hierbei mancherlei Verwirrung angerichtet, nicht zuletzt auch unter den Kreisen derer, die von der Fürsorge den Nutzen haben

Digitized by Google

sollen. Sie lernten gar zu sehr und gar zu leicht den Begriff und das Maß der ihnen zuteil werdenden Sorge an dem Maße der empfangenen sachlichen Unterstützungen messen. Die richtige Tuberkulosefürsorge aber hat mit wirtschaftlicher Fürsorge an sich wenig zu tun, wenngleich sie sich ihrer in vielen Fällen als eines Hilfsmittels bedienen wird und muß. Im Gegenteil: Die Tuberkulosefürsorge muß manchmal Maßnahmen treffen oder anregen, die von dem Betroffenen als eine Beeinträchtigung seiner persönlichen Wünsche und Bedürfnisse — ob mit Recht oder mit Unrecht, kann dahingestellt bleiben — empfunden wird. Zum Teil aus derartigen Gedanken heraus gebrauchen wir heute statt des Wortes „Gesundheitsfürsorge" lieber das Wort „Gesundheitsführung", um insbesondere die Notwendigkeit verständnisvoller Mithilfe der Volksgenossen selbst dabei zum Ausdruck zu bringen.

Die Gemeinden hatten bei ihren Maßnahmen in erster Linie die „Fürsorgebedürftigen" im Sinne des Gesetzes im Auge. Die Sozialversicherungsträger beschränkten ihre Tätigkeit auf ihre Versicherten und deren Angehörige; es blieb also ein großer Teil der Bevölkerung außerhalb dieser Kreise. Hier suchten die großen Wohlfahrtspflegeorganisationen die bestehenden Lücken zu schließen. Das Deutsche Zentral-Komitee zur Bekämpfung der Tuberkulose schuf sich eine besondere Mittelstandsfürsorge, der sich auch die verschiedenen Beamtenverbände anschlossen. Reichsbahn und Reichspost betrieben ihre eigenen Tuberkulosebekämpfungsmaßnahmen, z. T. mit recht ansehnlichen Mitteln. Neuerdings ist die große Wohlfahrtsorganisation der NSDAP., die NSV. auf den Plan getreten, die mit ihrem Tuberkulosehilfswerk dann einzuspringen gedenkt, wenn zusätzliche Hilfe zu den Maßnahmen der übrigen Kostenträger erforderlich erscheint oder andere Kostenträger überhaupt nicht aufzutreiben sind.

Alle diese Leistungen, so begrüßenswert sie an sich stets waren und so erfolgreich sie in vielen Fällen eingesetzt wurden und werden, tragen von vornherein den Charakter des mehr oder weniger Freiwilligen an sich. Das gilt sowohl für die Leistungen der Versicherungsträger in der Tuberkulosefürsorge als in noch höherem Maße von denen der zahlreichen anderen Organisationen und Vereine, und auch die an sich gesetzlich begründeten Leistungen der Bezirks- und Landesfürsorgeverbände behielten stets die Eigenschaft einer beträchtlichen Ungleichmäßigkeit und Unsicherheit. Sie waren allzu abhängig von der teilweise recht betrüblichen Finanzlage der Gemeinden, sie waren aber auch abhängig von der Verpflichtung derjenigen, denen sie zugute kamen, später das Empfangene zurückerstatten zu müssen.

Besondere Schwierigkeiten hat von jeher die Tatsache an sich schon gemacht, daß so viele verschiedene Stellen an der Tuberkulosebekämpfung mitarbeiteten. Die Folge war einmal eine oft unerfreuliche Verzögerung in der Durchführung geeigneter Maßnahmen, wie einer Heilstättenkur, der Beschaffung einer besseren Wohnung für die Familie und dergl. In anderen Fällen gab es Doppelleistungen oder den Einsatz von Mitteln an ungeeigneter Stelle. Aus solchen Erwägungen heraus haben sich beispielsweise die Reichsversicherungsträger schon früher vielfach in Arbeitsgemeinschaften zusammengefunden, die in größeren Städten oder Bezirken für die einheitliche Durchführung wichtiger Maßnahmen sorgen sollten. Von kommunaler Seite wurde Ähnliches angestrebt. Das Deutsche Zentral-Komitee zur Bekämpfung der Tuberkulose setzte sich wiederholt dafür ein, daß Arbeitsgemeinschaften oder Zweckverbände gegründet wurden, an denen sich nicht nur die Versicherungsträger, sondern auch alle übrigen gesetzlichen und privaten Träger von Wohlfahrtseinrichtungen beteiligen sollten. Aufgabe dieser Arbeitsgemeinschaften sollte es sein, den persönlichen und sachlichen Aufwand der Tuberkulosefürsorgestellen zu beschaffen, einen zuverlässigen Nachrichtendienst über alle Tuberkulösen und die für dieselben einzuleitenden Maßnahmen zwischen den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaften zu sichern, ferner die Durchführung der Heilverfahren

Digitized by Google

oder ambulanter Behandlung und die Sicherung des Kurerfolges durch wirtschaftliche und gesundheitliche Fürsorge zu gewährleisten, sowie unheilbare Kranke so unterzubringen, daß sie möglichst keine Gefahr für ihre Umgebung bilden.

Derartige Gemeinschaften und Verbände sind in der Folgezeit in manchen Bezirken mit gutem Ergebnis geschaffen und unterhalten worden, z. B. in Thüringen und in den süddeutschen Ländern, in verschiedenen preußischen Provinzen usw. Aber nicht überall gelang es, einen solchen Zusammenschluß herbeizuführen. Teilweise blieben die Arbeitsgemeinschaften auch mehr oder weniger auf dem Papier stehen, denn ein Hauptfehler wurde niemals beseitigt: die Freiwilligkeit solcher Zusammenschlüsse, die damit von der Einsicht der örtlich beteiligten Stellen, manchmal sogar von dem Wechsel einzelner Persönlichkeiten abhängig blieb. Dem wird hoffentlich bald endgültig abgeholfen sein, denn § 61 der bereits erwähnten 3. Durchführungsverordnung schreibt die Bildung praktischer Arbeitsgemeinschaften in der Tuberkulosebekämpfung und -fürsorge allgemein vor. Hierbei wird besonderer Wert auf eine enge Zusammenarbeit mit den gesundheitlichen Einrichtungen der NSDAP. zu legen sein; der § 18 in der 2. Durchführungsverordnung vom 22. Februar 1935 weist hierauf besonders hin. In welcher Weise eine mustergültige Gemeinschaftsarbeit auf diesem Gebiete für einen umgrenzten Bezirk praktisch organisiert werden kann, zeigt neuerdings das Beispiel der Tuberkulosebekämpfung im Regierungsbezirk Schwaben, wo unter der Leitung eines hauptamtlichen Facharztes eine Zentralstelle als Beauftragter, Vertrauensarzt und Obergutachter in allen Fragen der Tuberkulose für sämtliche Träger des Tuberkulosekampfes in Staat, Gemeinde, Sozialversicherung und Partei geschaffen ist[1]).

Das Reichsministerium des Innern ist damit beschäftigt, gemeinsam mit dem Reichsarbeitsministerium die erforderlichen Anweisungen für eine solche Gemeinschaftsarbeit zu schaffen. Das Gesetz vom 5. Juli 1934 über den Aufbau der Sozialversicherung hat insbesondere mit seiner 3. Verordnung vom 18. Dezember 1934 über die „Gemeinschaftsaufgaben" der Versicherungsträger eine wertvolle Vorbedingung hierzu dadurch geschaffen, daß die Durchführung der vorbeugenden Gesundheitsfürsorge und die Beteiligung an den Aufgaben der Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik ebenso wie der Betrieb von Heilanstalten usw. in der Hand der Landesversicherungsanstalten zusammengefaßt wird.

Der Reichs-Tuberkulose-Ausschuß (Berlin W 62, Einemstr. 11), eingegliedert in den Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst, ist neben dem Reichsgesundheitsamt die beratende Stelle für das Reichsministerium des Innern in allen Fragen der Tuberkulosebekämpfung. Er vertritt auch die Organisation des Deutschen Tuberkulosekampfes in der Internationalen Union gegen die Tuberkulose, die, ebenso wie der Reichs-Tuberkulose-Ausschuß selbst, in regelmäßigen Abständen Tuberkulosetagungen veranstaltet, die Gelegenheit geben für einen Austausch von Erfahrungen und Vorschlägen zur möglichst zweckmäßigen Gestaltung unseres Kampfes. Für die rein wissenschaftlichen Fragen besteht eine besondere ärztliche Organisation, die „Deutsche Tuberkulose-Gesellschaft", während die auf dem Gebiet der Tuberkulose praktisch arbeitenden Fach-, Fürsorge- und Heilstättenärzte in der „Vereinigung Deutscher Tuberkuloseärzte" zusammengeschlossen sind. Beide sind ebenso wie die zuständigen Stellen der NSDAP. im Reichs-Tuberkulose-Ausschuß vertreten.

Organisatorisch sind mit den vorerwähnten Einrichtungen wohl alle Voraussetzungen gegeben, um einen wirksamen Kampf gegen die Tuberkulose in Deutschland zu führen.

[1]) Vgl. die ausführliche Darstellung von Medizinalrat Dr. Griesbach (Augsburg) in der Zeitschrift „Der öffentliche Gesundheitsdienst" 1935, Nr. 18.

Digitized by Google

Die bretonische Legende

Von Fritz Jaffé in München

Das Erbe

Es schien, als habe ein ungeheuerliches Tier sich mit letzter Kraft den Strand erschwommen. Nun reckte der Saurier die Gebeine gen Himmel, halb über der Starre des granitenen Ufers und halb aus der wiegenden Salzflut heraus. Noch war Ebbe, aber bald wird die heimkehrende See die untere Hälfte dieser bleichen Knochen ganz unter sich bringen.

Er-Lannic nennt man die Insel, das ist „Heideeiland". Denn nur Erika und Ginster vermochte die Verwitterung ihrem geschlossenen Gestein aufzuzwingen. Da war, niemand weiß wann, der Mensch hinzugekommen. Er pflanzte die steinerne Flora seiner Menhirs dazu. Unbehauen stehen sie, doch nach organischer Ordnung nebeneinander und hintan gereiht. So gleichen sie wirklich einem verfallenden Gerippe. Doch ist dies ein Sonderfall, auch in willkürlichen Gruppen oder noch öfter einzeln streben sie, selber grau, in den weißgrauen Dunst. So ringsum längs der Küsten und auf Inseln, deren Namen wie Fanfarenstöße der Urzeit gellen: Berder und Gavrinis, Gregan oder Veisit. Noch weiter, hinter der blickverlegenden Mönchsinsel, dehnt sich so fremdartige Inselflur: Branec, Carrec, Godec, Drenec. So ist sie, da der Herr das Land von den Wassern schied, dem grünen Schoße der atlantischen Tiefe entstiegen.

Seither ist der Golf des Morbihan mit schwarzen Klippen gespickt. Wie Leuchttürme ragen die grauen Menhirs von diesen Sockeln. Doch wolle Gott den Schiffer vor solchen Richtpunkten bewahren! Mor-bihan, das ist „das kleine Meer", das sich nach Armor landeinwärts breitet. Ar-mor aber, das bedeutet „das Meer" schlechthin, obwohl es wesentlich auch Land ist. So nennen die Bretonen ihre flutdurchbrauste Heimat. Und der Morbihan, das ist diese Amphibienlandschaft, Meer und Land in unentwirrbarer Mischung, bis in die letzte Folgerung ausgeklügelt. So viel Eilande — sagt das Volk — zählt dies kleine Meer, als das Jahr Tage. Zweimal täglich ändern die Gezeiten sein Gesicht. Welche Gezeiten! Zischend wälzt sich die Flut zwischen Kerpenhir und Port Navalo hindurch, fällt die zitternde Inselwelt an ihren Wurzeln an und beruhigt sich erst weit hinten im Fjord, beim alten Vannes. Das ist keine gewöhnliche Flut, das ist der Ozean, der zweimal am Tage von der Nordsee eingesaugt und zweimal wieder ausgespien wird. Wie eine zu enge Rippe liegt der granitene Vorsprung des bretonischen Landes dem Atemholen des Weltmeeres im Wege.

Draußen, dem offenen Meere zu, hebt das feste Schloß von Suscinio die graue Ruine. St. Gildas-de-Rhuis folgt mit der Abtei Abälards. Und in den Abendhimmel streckt sich eine legendäre Masse, ein cairn, ein zusammengesunkener Tumulus, der dem Suffeten Himilko zur letzten Ruhestatt geworden wäre. Ums Jahr 500 vor unserer Zeit kam, so will es die Überlieferung, der Punier von den Zinninseln zurück und starb an dieser Stelle, die er geliebt haben soll. Auf der anderen Seite der Einfahrt aber wies die Sage dem Cäsar die Höhe über Locmariaquer als Standort an. Als Kommandobrücke während der großen See- und Landschlacht, die die Macht der tapferen Veneter in der Armorika brach. Doch mußte sich der große Cäsar zweimal bequemen, ehe ihm solches gelang. Das erste Mal trat ihm der armorische Gott streitbar entgegen, wie später die Vala dem

Digitized by Google

Drusus in den deutschen Wäldern. Der armorische Gott aber hatte einen Atem von Nebel, den er über die Schiffe Cäsars blies. Und mit felsigen Armen griff er sie und versenkte sie unter Wassersäulen, die seine Füße waren. Im Jahre 57 kam dann freilich eine neue Flotte vom sicheren Namnetum (Nantes) her die gefügige Loire hinuntergerudert und erreichte die Gestade der Veneter. Und diesmal trug das bretonische Meer die römischen Trieren, denn der Gott Armoricas war nicht auf der Hut. Vielleicht auch zürnte er seinen Kindern. So konnte sich denn Cäsar im dritten Buche seines „Gallischen Krieges" rühmen, die Veneter überwältigt, ihren Senat hingerichtet zu haben.

Locmariaquer und Vannes wurden Römerstädte. Da aber empörten sich all die kleinen Gottheiten des Wassers und des Landes. Die Flut unterwusch die Fundamente, das Riedgras zersprengte die Kapitäle und der Salzwind zauste den Marmor. Wenige Jahrhunderte genügten, um all der südländischen Pracht Herr zu werden, und Jahrhunderte zählen nur wenig auf der granitenen Zeittafel der Bretagne.

Mag es doch sein, daß schon zu Cäsars Zeiten die Leute dort die Bedeutung all ihrer düsteren Steinmale nicht mehr kannten; ja, vielleicht war der Sinn gar schon verloren, als der karthagische Admiral sie heimsuchte, um sich darunter zu betten. In Zehnerreihen stehen zwischen Locmariaquer und Carnac die Menhirs. Mehr denn tausend bei Menec und an die tausend bei Kermario. Und was abseits dieser geballten Aufmärsche sich noch längs der Vorgebirge und Inseln hochreckt oder am Boden liegt, dürfte kaum gezählt sein.

Zeichen der Götter? Aber warum dann hier in erdrückender Menge und dort vereinzelt? Oder Zeitmesser, Jahressteine? Auch für diesen Fall bliebe der Schlüssel versagt. Grabmale toter Helden, wie die Hünengräber des Nordens? Die Bretagne besitzt solche Hünengräber in Form der Tumuli, und eher noch dürften die Innenkammern der turmartigen Cromlechs der Bestattung gedient haben, als die blanken Monolithe. Zwar fand man auch bei manchen Menhirs Asche oder Gebeine der Toten, aber nicht bei allen. Und so scheint es, als sei die Bestattung nicht der erste und eigentliche Sinn gewesen. Doch mögen die druidischen Priester gerne dort beigesetzt haben, wo die Stelle schon an sich heilig betont war.

Der Eindruck einer gewaltigen Nekropole überwiegt dennoch bei Carnac. Diente auch die Stätte nicht, oder nicht vordringlich, der Ruhe der Toten, so wurde sie doch zum Friedhof. Hierher pflanzte die Urmutter der Zeiten ihr altes Weistum. Und es ist, als verstünden die fernen Enkel den Sinn des Vermächtnisses, ohne den Wortlaut zu kennen. Kaum oder gar nicht schrieb der Kelte seine Rune: er pflegt sie zu leben. Über Meer und Küste, über gelbem Ginster, roter Heide und nackter Halde stehen die Zeichen. In den Menhirs setzte der Ahne der Vorzeit das Sinnbild und den Mythos. Mag auch der Text der Exegese verloren sein — der Sinn lebt, solange die Steine sprechen.

Men-er-Hroek, der Feenstein, nennt sich einer der Dolmen[1]). Und Menec, da wo die tausend Menhirs ihre Schwurfinger heben, das ist das „Feld der Klage". Klage um was? Es gibt noch einen anderen „Champ Dolent", oben am jenseitigen Ufer des Landes, und auch dort ragen Menhirs. Und weit draußen im Westen, hinter der Pointe du Raz, breitet sich die „Baie des Trépassés", die Bucht der Abgeschiedenen. Denn ernst war das Leben hier von je, karg das Los und nah der Tod. Längs des gesamten Westmeeres von Skandinavien bis Teneriffa heben sich diese steinernen Zeugen der Urzeit. Doch nirgends vielleicht so wie hier, im stillen, ab-

[1]) Menhirs sind hochgerichtete Einzelsteine, Dolmen waagerechte Druidenaltäre und Cromlechs Rundtürme.

Digitized by Google

seitigen Dreieck zwischen der satten Normandie und der fröhlich lachenden Loire lebt der Mensch noch die unbekannte Sprache seiner Monumente. Wer aber einen größeren, als den eingeborenen Zusammenhang sucht, der findet ihn jenseits des Meeres, wo Kelten, wie die Bretonen, an letzte Ufer gepreßt, der westlichen Sonne ins Antlitz starren. Der Dichter der „Trophées", José-Maria de Hérédia, hat einmal, vom bretonischen Penmarch her, den Sonnenuntergang beschrieben. Aber ebenso für die felsigen Küsten von Connaught oder Cornwall könnte das Bild gelten:

Hell blitzt das Röhricht über neidischem Granit.
Drei Hügel funkeln jäh. So karge Fluren ahnen,
Wie sie in Nichts sich lösen, wenn die Schatten mahnen,
Daß nun die Königin ins Meer hinüberflieht.

Zu Füßen braut schon Nacht. Aus engem Tale zieht
Der Rauch vom Menschennest empor in schwarzen Fahnen.
Ein Abendglockenklang sucht zitternd seine Bahnen,
Denn unerbittlich dröhnt der Ozean sein Lied.

Noch einmal spricht der Mensch das letzte Wort der Erde:
Urwort: der Strandhirt treibt vom Klippenrand die Herde
Landein mit jenem Ruf, den nur das Schafvolk kennt.

Der Meereshimmel steht in purpurroten Flammen,
Da schlägt die Königin den Fächer schnell zusammen,
Und wirft die goldne Schleppe in den Okzident.

Der Mythus

Aus dem Westen kam ein Volk gezogen. Die britische Cambria füllte das menschenarm gewordene Armor mit neuem Leben, das dem alten glich, es wieder auffüllte und ihm neuen Wesensgehalt verlieh. Walisische Stämme ergossen sich über die alten Festlandsclane. Der nördliche Osten des Festlandes warf seine Angeln, Sachsen und Dänen hinüber auf die Inseln. Und von den Inseln aber segelten dafür die Kelten zum südöstlichen, armorischen Festlandvorsprung.

Die Führer dieser Einwanderung aber trugen Namen, die wie das Knirschen schartiger Schwerter auf zerbeulten Sturmhauben klingen, Namen wie Gradlon und Fragan. Wie später die Besiedler der Neuen Welt, brachten sie die Landschaftsbezeichnungen der Heimat mit. Ein neues Cornwall entstand in der bretonischen Cornouaille, die ganze Armorika aber wurde zum kleineren Abbild des großen Britannien, zur Britannia Minor. Und herüber aus dem kymrischen Nebel quollen die uralten Sagen. Waren sie vielleicht von je den Kelten diesseits und jenseits gemeinsam gewesen, so wurde solche Verbindung fortan bewußt. Wie die Felsen von der bretonischen Küste sich auf dem Grunde der Tiefe nach der britischen Küste hinarbeiten, so spannte sich jetzt der bunte Regenbogen der Sage übers Meer. Und kaum wird es noch möglich sein, Geschichte, Überlieferung und Legende auseinanderzuhalten. Nicht einmal erwünscht wäre solche Trennung, da die Bindung lebendiges Seelengut wurde, Substanz der keltischen Bewußtheit und damit fortwirkende geistige Realität.

Da ist Artus, der strahlende Held, der einst wiederkehren wird, um sein Reich zu einen, wie Merlin, der Zauberer es vorausgekündet. Er ist den Iren, Walisern und Bretonen gemeinsam. Gerade in der bretonischen Legende aber ist der Glanz bereichert, bereichert um die liebliche Gestalt der Schwester Morgane, der Fee, die in den Spiegelungen der fremden, arabischen Wüste den Rittern aus dem Norden ihr Blendwerk vorgaukeln wird. Die Herren der Tafelrunde wählen die Bretagne

Digitized by Google

zum Tummelplatz. Eines Tages sprengt hier, nur von Kurvenal begleitet, Herr Tristan von Lonois ein. Er ist verstoßen, verbannt von Isolde der Blonden Angesicht. So entsetzt er das feste Carhaix, das die von Nantes berennen. Hier findet er Kaherdin, den besten und letzten Freund, hier die weißhändige Isolde, die, so geht die Hoffnung, ihm die verlorene, die blonde von Irenland, ersetzen soll. Aber unentrinnbar wirkt der Zaubertrunk fort, und so rüstet sich Kaherdin, Isolde Weißhands Bruder, mit Tristan zur schlimmen Fahrt nach Tintagel in den Liebestod.

Doch zurück zu Artus. Es ist kennzeichnend, daß es seiner Sagenfigur gelang, die Mächte dieser Erde zu schrecken. Frühzeitig schon und überall sang man in keltischen Landen von seiner Heimkehr. Denn allüberall war man bedrückt und gefährdet. Gegen Irland, Wales und Cornwall hin drohte der Plantagenetkönig, über der Bretagne lag der Schatten des mächtigen Franken in Paris. Und der stolze Heinrich II. von England verschmähte es nicht, gegen die Hoffnung der Kymrier anzukämpfen. Dazu mußte er das Gegenstandslose gegenständlich machen und einem Phantom Leben einblasen, um es dann als tot zu erweisen. In seinem Auftrag erbrach 1189 der Abt von Glastonbury die Krypta der Kirche, in der Artus ruhen sollte. Und die königlichen Herolde verkündeten es in den keltischen Landen: „Seht! Euer Artus ist tot. Er kommt nicht wieder!"

Schwerlich verfing in der Bretagne solcher Nachweis. Ihrem Volk war Artus weder in der Gruft von Glastonbury, noch sonstwo hienieden greifbar. War er doch nie gestorben, sondern auf dem Zauberschiff nach Avalun gefahren. Aus diesem luftigen Nirgendwo, Walhall zugleich und Kyffhäuser, würde er niederstoßen, wenn die Zeit erfüllt wäre, und die Engländer schlagen und die Franzosen. Spöttisch vermerkte es der provenzalische Troubadour Bertran de Born in einem jener Rügelieder, jener „Sirventès", mit denen er die Völker Frankreichs und Englands zum Kampfe gegen Richard Löwenherz aufrief: die Bretonen sind „frivol" (soll heißen abergläubisch) genug, sich auf ihren Märchenkönig zu verlassen: „Breto, que lor Artus demandon frevolmen". Das war im Jahre 1196, als Richard gerade der Bretagne seinen vertriebenen Schwager, den Grafen von Chester, neu aufgedrängt hatte. Nun verlangte der Troubadour des Südens von den Bretonen mehr als den Artusglauben, nämlich die Schwertergreifung. An bewaffneten Aufständen hat es ja auch hier wahrlich nicht gefehlt. Aber zwischen dem Schloßherren von Autafort im Limousin und den Bretonen klafft bereits der ganze Gegensatz zwischen der durchlichteten Positivität der mittelländischen und der nebelhaften Romantik der nordischen Welt. Doch hat er, der diese Gegenden nie gesehen hatte und ihre Bewohner nicht kannte, merkwürdigerweise soviel Rasseninstinkt, daß er in einem anderen Gedichte die „Iren und Bretonen" in einer Heerschau der Völker gemeinsam aufmarschieren läßt. Im übrigen war für die provenzalische Lyrik die Bretagne schlechthin identisch mit dem verzauberten Walde von Brestiande, den man jetzt bei Paimpont in der Ille-et-Vilaine sucht[1]). Und so sang der verträumte bretonische Barde in seinem fürchterlichen Mönchslatein unentwegt weiter:

Validus et magnus rex Arturus,
Si vixissest, fuissem securus,

wenn Artus noch lebte, wäre sein Volk in Sicherheit. Das ging gegen die Engländer. Noch hatte sich wegen der Überschneidung der nordfranzösischen Lehnsverhältnisse die Trennung nicht klar abgesetzt. Lange sollte ja die eigentlich unabhängige Bretagne einen Zankapfel zwischen London und Paris bilden, ehe sich

[1]) Bertran de Born: Poésies Complètes, Toulouse 1888, S. 99, 26, 18.

Digitized by Google

ihr Schicksal im bekannten Sinne entschied[1]). Denn Artus kam nicht, wohl aber liefen lichte und gefällige Regenbögen von Irland nach der Bretagne und von der Bretagne ins wallisische Land, und von allen keltischen Küsten nach Avalun.

Auch der Priester war von drüben, von den Inseln her gekommen, zu jener Zeit, da irische Mönche weithin Hand an die heiligen Eichen legten. Nach der Bretagne kam Sankt Gildas gezogen, er landete auf der Insel Huat, die man die „Ente" nennt. Dieser Heilige aber trank nur Wasser, und, da das den Bretonen nicht gefiel, schritt er zu Fuß gen Irland über das Meer. Dann aber wurde er Abt von St. Gildas-de-Rhuis, wo er Wunder tat und seine Geschichte de excidio Britanniae schrieb. Als er aber im Winter 570 zu sterben kam, da hielt er es wie ein alter Heide. Gleich einem der Jarls der Thule ließ er sich in segelloſem Schiff ins Meer stoßen. So war auch der verwundete Tristan gen Irland gefahren, nur die Harfe an der Seite. Weltlicher war es freilich um Sankt Gustan bestellt, den Betreuer der Nachbarinsel Hoedic, genannt das „Entlein". Als Schiffsjungen unter Piraten hatte ihn um das Jahr 1000 der Wind von England her herangeweht. Aber von Sankt Tudual, Sankt Yvo, Sankt Corentin und all den seltsamen Heiligen der Bretagne soll hier nicht mehr die Rede sein.

Der Priester setzte Kreuze auf die Menhirs, und über den massigen Hünengräbern errichtete man Kapellen. Doch die Legende schwebte mit den Möwen über dem uralten Gestein. Sie nistete sich ein in die Chöre der Kirchen und ließ sich unsichtbar am Hochaltar nieder. Das Christentum der Bretagne nahm eine seltsame Eigenfärbung an. So wollte es der Geist des Landes. Bei Tréguier erhebt sich die Kapelle von Notre-Dame de la Haine, der Madonna des Hasses, wo man noch im vorigen Jahrhundert vor dem Bilde der Mutter Gottes für den Tod seiner Feinde betete und vielleicht insgeheim noch betet. Und bei Guilvinec am Kap vom Penmarch soll der Geistliche vor nicht zu langer Zeit den versunkenen Städten in der Tiefe die Sakramente dargebracht haben. Denn hier ist „Vineta" auf Schritt und Tritt, längs des „Estran", der ungewissen Übergangszone zwischen den Gezeiten. Überall tönen Glocken aus dem Meer, die nur das Sonntagskind hört, und stehen Dome auf dem Meeresgrund, die nicht jeder sieht. Aber man braucht nur die verlassenen Kirchen im öden, einst glänzenden Kéritry betrachtet zu haben, um — fast daran zu glauben.

Mehr wohl als an irgendeiner anderen katholischen Küste ist die Jungfrau Maria hier die „Stella Maris", Stereden Vor. Und damit sie dem Fischervolk in Not dieser ihrer Schutzrolle immer eingedenk bleibe, hat man ihr blondes Haar in der Kirche zu Hoedic mit einem Kranz von goldenen Sternen geschmückt. „Gen Mitternacht, in einer Ecke des Landes, da saßen die Heiden", so singt die sonntägliche Gemeinde des Eilandes. Wirklich nur in einer Ecke des Landes, und sind sie ganz und gar verschwunden?

Saint-Yves de la vérité vermag dem frevlen Feinde Leid zuzufügen, überall im Lande sprudeln wundertätige Quellen, rauschen Eichen nahe bei Druidenaltären und recken Menhirs die Schwurfinger. Nicht immer vermögen Kruzifix und Madonna den Spuk der Vorzeit zu bannen. Ganz draußen aber irgendwo im offenen Meer, wo die Sonne in der Flut sterben geht, breiten sich Is und Occismor, die Inseln der Seligen.

---

[1]) Es mag erwähnt werden, daß England zwar die Inselkelten bedrängte, die Bretagne hingegen immer gegen Frankreich unterstützte, und umgekehrt. Als sich um 1400 Owen Glendower in Wales gegen die Engländer erhob, hatte Frankreich die Hand im Spiele. 1536, vier Jahre, nachdem die Bretagne französisch geworden war, wurde Wales endgültig mit England vereint.

Digitized by Google

Der Geist

Wie stets und allerorten beruht hier das ergreifende Moment auf der seelischen Spanne zwischen dem Ersehnten und dem Erlittenen. Diese ewige menschliche Tragik ist dem Kelten zu einer ständigen helldunklen Bewußtheit geworden, die aus der Wechselwirkung von Natur, Schicksal und Gedankenflug ihre Nahrung saugt. Es ist kaum übertrieben, bei ihm von einem eigenen „Stile der Melancholie" zu sprechen.

Und weil das Geschick des noch seelisch eigenständigen Keltentums ebenso stetig wie dunkel blieb, sucht sich die ungebundene Phantasie die lichte Ergänzung. Die wird überall und doch nirgends gefunden. Über dem fürchterlichen und doch geliebten Meer, über der harten und doch heimatlichen Erde erstrahlt das Märchenreich der Fee Morgane. Wie seine Menhirs sind die Blicke des Seekelten gegen Abend gerichtet: da wo die Sonne ins Meer taucht, mag Avalun liegen. Nie stellte der Kelte dar, was ihm göttlich ist. Um ihn leben und weben die geheimen Kräfte der Bäume und Nebel, der Bäche und Brünnlein. Der Riese und der Zwerg, die Nixe und der Elf erscheinen und verschwinden. Auf Gwendolens Schachbrett regeln die weißen und schwarzen Figuren selbsttätig ihren Kampf. Der Wagen der Morgane, die Barke Arturs fahren, wohin sie wollen, und doch „Zielen" zu.

Kein größerer Gegensatz ist zu dieser Welt denkbar, als die der griechischen Mythologie. Gegenüber den keltischen Zauberwesen erscheinen die hellenischen Nymphen, Oreaden und Dryaden wie Rokokoschäferinnen gegenüber Naturhirten. Dem Griechen eignet die Klarheit, selbst in der Fabel. Er ist zwar peinlichem Rationalismus fern, aber doch bestrebt, das Wunder mit Begriffen zu bändigen. Seine Natur ist göttlich, aber seine Götter bleiben menschenhaft, alles erscheint wohl- und gleichgeordnet. Die keltische Natur aber ist nordisch verhangen, wundersam, undurchsichtig und uferlos. Selbst die willkürliche Irrfahrt der Odyssee bemüht sich immer noch um handfestere Ortsangaben als die Schweifwege keltischer Sage. Arion freilich und Orpheus, die mit der Macht der Töne Tiere und Tote zwingen, sind dem Kelten verwandt. Verwandt sind ihm auch die der klassischen Antike nicht mehr geheuren Mysterien, und in den verpönten Sprüchen der thessalischen Hexen wird er Anklänge an die altirische Dämonie und an Brangänes Zaubertrunk erkennen.

Verspielte Tiefe und verträumte Größe sind die Kennzeichen der keltischen Sage. Das macht sie süß und schmerzlich zugleich und bahnt ihr den Weg zu verschwiegenen Innenkammern des menschlichen Herzens. Das Unpersönliche des Stoffes, der erhabene Mangel an Gebundenheit durch Raum und Zeit gerade befähigte dies alte Gut so recht, fast unbemerkt Eingang zu finden in die fester sich formende und fügende Dichtung der nichtkeltischen Umwelt. Wie der größte Teil des leiblichen Keltentums, von seinen wenigen Naturschutzparks abgesehen, mit germanischen und romanischen Völkern verschmolz, so legierte sich auch seine Legende dem Minnesang und der Chanson de Geste. Aber die subtile Mitgift des gleichsam anonymen keltischen Geistes bewahrte auch im dichteren Kleide geprägterer Sprachen die alte Zauberkraft. Ihre große Wirkung erzielte sie erst, nachdem Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg in Deutschland, Chrétien de Troyes in Frankreich den lose gefaßten oder ossianisch verschwimmenden Stoff umgegossen hatten. Nun erst wurde er weltläufig, nun erst eroberten Tristans liebendes Leid und die lichte Magie des Grals einen weiten Umkreis. Zu Rimini beugten sich Paolo Malatesta und Francesca über den „Lancelot", um an diesem Tage „nicht weiter zu lesen". Nicht nur die Trouvères und Minnesänger zogen von Burg zu Burg und Hof zu Hof, auch die große Stunde der keltischen Barden und Minstrels hatte geschlagen. So konnte es geschehen, daß selbst im fernen Byzanz die blassen

Digitized by Google

Frauen von ihren Balkonen herab den Klängen der irischen Harfe lauschten. Und doch legte sich über das eigentliche Keltentum bald wieder Dunkel. Zumal die Bretagne, gleich bedeutend als Dichterin wie als Mittlerin der Inseldichtung an das Festland, trat in den Hintergrund zurück.

Betrachtet man die großen Bretonen, so findet man, daß der religiöse Genius vorwaltet. Aber innerhalb dieser theologischen Geistesrichtung erscheint als allen diesen Männern gemeinsam der Hang zur Vernunft. Woher kommt das? Wenn das transzendente Bedürfnis der bretonischen Seele den ihr eigenen mystischen Hang zum neuen, christlichen Ausdruck bringt, so ist das durchaus begreiflich. Weniger begreiflich aber mutet das Ringen nach rationaler Klarheit auf diesem transzendenten Gebiete an. Und dennoch begleitet es alle religiösen Geister der Bretagne durch den Lauf der Jahrtausende: Pelagius und Abälard, Lamennais und Renan. Sollte es so sein, daß der Kelte, der einmal das Gehege des ererbten Zauberbannes durchbrach, auf dem Boden der geoffenbarten Religion sich skeptisch verhält, um nicht sozusagen Aberglauben gegen Aberglauben einzutauschen? Beruht die ausgeprägte Dogmenscheu der bretonischen Denker auf der stolzen Selbständigkeit des Freien, gefördert vielleicht noch durch die ahistorische Unschriftlichkeit der eigenen Überlieferung? Oder kommt einfach die bei jedem Volk vorhandene Polarität zum Ausdruck, das Gesetz der anderen Möglichkeit, die hier dem Verstande über den Überschwang zum Siege verhilft?

Wie dem auch sei: der Bretone Pelagius verwahrt sich im 5. Jahrhundert dagegen, daß der Sündenfall anderen Menschen als den Tätern schade, er verwirft die Belastung durch Adam, das Dogma der Erbsünde, und wird von der Synode zu Karthago als Ketzer gebrandmarkt. Siebenhundert Jahre später geht es dem großen Abälard auf dem Konzil von Soissons 1181 ebenso. Er betonte die Freiheit des menschlichen Willens, was auf ein Ähnliches hinausläuft. Eng verwandte Gedanken vertrat zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf katholischer Grundlage der Bretone Lamennais. „Gott und Freiheit", so lautet seine Losung. In seinen „Reflections sur l'état de l'église en France" verlangt er nicht mehr und nicht weniger, als die Trennung von Staat und Kirche.

Und endlich Ernest Renan, der Mann der Neuzeit, 1823 geboren in Tréguier. Renan, der während seiner geistlichen Jugend in sich den Abwehrwillen gegen jeden dogmatischen Glaubenszwang so entwickelte, daß er mit 23 Jahren den Priesterrock abwarf und bei Kants „Reiner Vernunft" landete, Renan, der im Leben des Heilandes nur das Vorbild gütiger Menschlichkeit, nicht aber das Wunder gelten lassen wollte! Wer wollte gerade heute ihm gleichwohl das Zeugnis tiefster Religiosität verweigern? Ihn rein rational zu deuten, würde abwegig sein. Doch pflegte er in späteren Jahren von sich zu sagen, daß weder sein Fühlen noch sein Denken auf eine der überlieferten oder landläufigen Formeln zu bringen sei.

Gemeinsam ist allen diesen Bretonen die religiöse Grundlinie, der Protest gegen Dogma und Zumutung, eine Geisteshaltung, die im katholischen Bereich der evangelischen Forderung außerordentlich nahe kommt, wenn nicht entspricht. Es ist im allgemeinen die Haltung, die der denkende, aber religiöse Mensch dem Zwange gegenüber einzunehmen pflegt. Zum Atavismus seiner engeren Heimat aber hat sich Renan selber bekannt, wenn er sagte: „Wir Kelten werden kein Parthenon bauen, weil es an Marmor gebricht. Aber wir tauchen die Hände ins Herz des Menschen und ziehen sie, wissend geworden wie die Hexen des Macbeth, zurück. Denn unsere Rasse ist voll des süßen Zaubers jeglicher Tollheit, und ihr gehört das Reich, das herrlichste der Welt, das Reich der Feen."

Heimliche Heiden und erklärte Ketzer sind alle diese Bretonen, Pelagius, der in jener Frühzeit Christus und die Stoiker mit gleicher Liebe erfaßt, Abälard, der

Digitized by Google

das Gewissen für den höchsten Richter hält, genau wie die modernen Denker. Doch hören wir Renan von seiner Abkunft berichten: „Im Lande Goëlo am Trieux gibt es einen Ort, Lédano geheißen, dort wo der Fluß sich zur Lagune weitet. Da steht ein Bauernhof, der heißt Keranbelec'[1]). Das war der Mittelpunkt des Clans der Renans, die aus Cardigan unter Fragans Führung gekommen waren." So geht es im Legendenton weiter. Nachweisbar sind die Renans freilich nur, solange Kirchenbücher geführt werden, also bis ins 16. Jahrhundert, als Bauern und Fischer in Lancerf, Plounez, Penvern, Ploudaniel und anderen Dörfern. Aber Renan weiß, daß sie schon tausend Jahre vorher dort saßen und mit Fragan, dem Waliser, gekommen waren. Als er 5 Jahre alt war, verlor er den Vater. Der Kapitän Renan war, auf dem Heimweg von langer Fahrt, in Saint-Malo von Bord gegangen und wurde nicht mehr gesehen. Einen Monat später wurde dann die Leiche bei Cap Fréhel an Land gespült. Ewige Bretagne. —

Das Schicksal

Eine bretonische Politik hat es nie eigentlich gegeben. Man müßte denn die Fehden der Clanfürsten untereinander oder die Geschichte der wechselnden und stets wieder abgestreiften Lehnsabhängigkeiten von England oder Frankreich so bezeichnen. Einmal aber kam die Zeit, wo das Land endgültig in den Machtbereich Frankreichs hineingezerrt wurde. Und dieser höchst politische Vorgang nahm die Form eines keltisch-bretonischen Ritterromanes an. Ein Mägdlein wurde entführt und mit ihm sank die Bretagne in des Räubers Arme.

In Nürnberg hatte 1490 der letzte bretonische Herzog seine Tochter Anna dem jungen Maximilian angetraut. Aber Karl VIII. belagerte, während der Römische König in Flandern focht, Rennes und zwang der Prinzessin seine Hand auf. Der Volksmund wollte sogar wissen, der Franzose habe der Erbtochter in einer Kapelle zwischen Pontreix und Chateaubriant aufgelauert und ihr Gewalt getan. Seither nennt er die alte Römerstraße „le chemin de la duchesse Anne". So kam die Bretagne an die Lilien, obwohl sich der wirkliche staatsrechtliche Anfall erst 40 Jahre später vollzog. „Da erschauerten im Dunkel der bretonischen Kathedralen die Gebeine der alten Fürsten, Hoël, Warok und Johann von Montfort, vor Scham. Und die Frankenkönige lachten unter den Pfeilern von Saint-Denis." So meldet der Chronist.

Ein Schrei der Empörung ging über alle Welt. Insonderheit aber zürnte das deutsche Volk ob der seiner jungen Königin zugefügten Meintat. Vor dem Regensburger Reichstag übergab der Meistersinger Hans Schneider dem Kaiser Maximilian ein Gedicht, das so lautete:

Got wil dir selb tun hilf bekant,
Daſz du der großen schmach und schant,
Die dir in Frankreich beschehen sint
An deinem weib und deinem Kint[2]),
Daß du bald tust widergelt[3]).

---

[1]) Diesen Hof gibt es nicht, aber die Stelle stimmt, nur heißt er Keruzec: also gibt es ihn doch, wie Renans Biograph Lasserre bezeichnenderweise bemerkt.

[2]) In der Tat war auch Maximilians unmündige Tochter Margarethe, die dem Franzosenkönige angetraut war und jetzt von ihm im Stiche gelassen wurde, beleidigt.

[3]) Die Belege sind einer neuerlichen Veröffentlichung des bretonischen Autonomisten Camille le Mercier d'Erm: La Chanson des Siècles Bretons (Dinard, etwa 1933) entnommen. Sie stützen sich auf eine Veröffentlichung von 1908 durch den damaligen Direktor der steiermärkischen Archive, Dr. v. Zahn.

Digitized by Google

Von Schlettstadt aus erhob Jakob Wimpfeling die weitreichende Stimme. Zu Mecheln in Brabant protestierten die kaiserlichen Räte gegen den Raub. Das half zwar nichts, aber die kleine Herzogin, jetzt Königin von Frankreich, rächte sich selbst. Sie war nicht umsonst Bretonin, und so war es ihr gegeben, mit leichtem Zauberwerk schweres Leid zu kürzen. Und als schweres Leid empfand sie den Anblick des verhaßten Gemahls. Als er zu allem anderen auch noch in der Bretagne die „gabelle", die drückende Salzsteuer einführen wollte, warf sie vor Karl VIII. ein gefeites Zwölfsoustück auf den Tisch. Das hat der Sage nach genügt, des Königs Seele zur Hölle fahren zu lassen. Dann führte der sanfte Ludwig XII. die Witwe heim. Der freilich liebte die schöne Marchesa della Spinola, die er im Winterlager zu Genua auf seinem Zug gegen Mailand kennen gelernt. Aber erst als alle Beteiligten gestorben waren, als Franz von Frankreich 1525 bei Pavia in des Kaisers Hand fiel, sang man im Reiche:

Mich dunkt es sei iezund gerochen
Das Freulin von Britania.
Got het uns geben sig alda!

Am Grabmal Maximilians in der Innsbrucker Hofkirche hatte sich inzwischen ein erlauchter Gast eingefunden. Die Fügung ließ aus diesem erregenden Roman eins der edelsten Werke deutscher Kunst erwachsen: von Peter Vischers Meisterhand geformt[1]), hebt sich vor dem kaiserlichen Sarkophage der alte Sehnsuchtstraum der Kelten, König Artus in schimmernder Wehr, durch das offene Visier den Blick in die Ferne gerichtet. So geschah es, daß bis auf den heutigen Tag der erste Ritter Britanniens dem letzten Ritter des Reiches die Totenwache hält. Und gleichzeitig, in den Jahren nach 1503, setzte der Bretone Michel Colombe seinen toten Herzögen in Saint-Pierre zu Nantes das herrliche Totenmal. Dort ruht auch das Herz der Anne de Bretagne.

Nun hinderte Franz I. nichts mehr, 1532 durch die Porte Mordelaise, das alte Einzugstor der bretonischen Herzöge, nach Rennes hereinzureiten und sich von den Ständen schwören zu lassen. Dann hielt er auf Schloß Suscinio im Morbihan Hof. Der Lettner von Sainte-Avoye in der Nähe hielt sein Bild fest, am rechten Flügel eines feierlichen Aufzuges bretonischer Fürsten und Heiliger. Immer noch aber dichtete das gekränkte deutsche Nationalgefühl:

Der Welsch dem Deutschen nie hold ward.
Es ist ein angeborne art,
Wo hund und katz zusammenkommen,
Da duen sie gegeneinander grommen.

Die Zeit der selbständigen Bretagne war vorüber, und ein fremdes Geschick breitete Leid über den stillen Erdenwinkel. Doch wäre es falsch, zu glauben, daß dies neue Schicksal nur erduldet und nicht auch gelebt wurde. Auch aus ihm erfloß Größe. Kurz nach der Vereinigung kreuzte Jacques Cartier von Saint-Malo die Küsten von Labrador an und erreichte 1535 den Lorenzstrom. Nicht nur dem Ruhme Frankreichs galten die kanadischen Vierhundertjahrfeiern des Vorjahres, sondern auch dem besonderen Verdienste der Bretagne. Ihre kühnen Seefahrer wurden Kapitäne und Admiräle einer großen Kriegsflotte. Ihren Fischern öffneten sich unter der Lilienflagge die neuerschlossenen Walfischgewässer des Nordwestens.

---

[1]) In dem Werke von Vincenz Oberhammer: „Die Bronzestandbilder des Maximiliangrabes" (Innsbruck-München 1935) wird zwar die Autorschaft Vischers bestritten. Auch wird dort ersichtlich, daß die lange in Augsburg verpfändeten Standbilder erst 1532 ihren Platz in der Innsbrucker Hofkirche einnahmen. Doch tut das in diesem Zusammenhang nichts zur Sache.

Digitized by Google

Zu einem ganz eigenen und wahrhaft bretonischen Betätigungsfeld aber wurde ihnen das Inselgewirr des karaibischen Meeres. Vornehmlich auf der Tortuga, der Schildkröteninsel, sammelte sich jene verwegene Gilde der Flibuste, die von dort aus die spanischen Presidios längs der Küsten brandschatzte und den heimkehrenden Silberflotten den Weg verlegte. Auch hier blieb Saint-Malo im Verein mit normännischen Seestädten führend. Untermischt waren diese französisch-bretonischen Freibeuter von Engländern, Holländern und Desperados aus aller Herren Ländern. Nicht selten aber wurde die bunte Sippschaft mit „inoffiziellen" Kaperbriefen der Majestäten von Frankreich und England ausgestattet, wenn nämlich gerade — Frieden mit Spanien war.

Die großen Zeiten der Neufundlandfischerei sind vorbei. Doch immer noch sammeln sich am letzten Februarsonntag jedes Jahres die Seglerflottillen von Roscoff, Paimpol, Audierne usw. im Hafen von Saint-Malo zur gemeinsamen Ausfahrt nach dem feierlich erteilten „Pardon des Terreneuves". In der Kathedrale von St. Vincent erteilt der Bischof den Segen für den Sommer auf hoher See. Dann geht er ans Meer und segnet es. Auch diese Beschwörung des Elementes schmeckt nach heidnischer Zauberrune.

Auf dem festen Lande indessen verengte sich das Schicksal und wurde tragisch. Zwar versuchte die keltische Bretagne, auch weiterhin, über ihren im Renner Vertrag feierlich verbrieften Rechten zu wachen. Doch waren die Abstriche, die sie sich fortlaufend gefallen lassen mußte, beträchtlich und auch durch zahlreiche Aufstände nicht abzuwenden. Noch im 18. Jahrhundert kam es mehrfach zu schweren Zusammenstößen zwischen der ständischen Provinz und der französischen Regierung. So weigerten sich 1717 die bretonischen Stände, eine unrechtmäßige Abgabe zu leisten. Der Regent Philipp ließ die Ständekammer auflösen, worauf ein bewaffneter Aufruhr losbrach. Der Führer, der ritterliche Marquis von Pontcallec, wurde durch Verrat von den französischen Dragonern ausgehoben und mußte 1720 mit mehreren Mitverschworenen zu Nantes das Blutgerüst besteigen. „Zwischen Franzosen und Bretonen wird ewig dieses Haupt stehen", soll nach der Legende die zu spät eingetroffene Schwester des Toten den Richtern zugerufen haben:

Tre Francision ha Bretoned,
Pen er Markiz e vou herped!

Natürlich wurde der Märtyrer der bretonischen Freiheit zur zweiten legendären Gestalt neben der unvergessenen jungen Herzogin in ihren, ihr vom Volk angedichteten Holzschuhen, der Duchesse Anne aux sabots. Über das Örtliche hinaus griff der letzte Konflikt der Bretagne mit der bourbonischen Monarchie. Zum letzten Male wurden damals nicht nur der Renner Vertrag, sondern die ältesten Pergamente des Königreiches herausgeholt. Der Herzog von Aiguillon, Gouverneur der Bretagne und Günstling Ludwigs XV., hatte einen Richter des Renner Parlaments, den Herrn de Chalotais, aus willkürlichem Anlaß in die Verbannung geschickt. Die Bretagne stellte sich wie ein Mann hinter ihren Sohn und drehte den Spieß um, indem sie Aiguillon unlauterer Machenschaften bezichtigte. Im April 1770 begannen gegen ihn die Verhandlungen vor der Cour des Pairs des Pariser Parlamentes unter dem Vorsitz des Königs, die schließlich dem Herzog wegen entehrender Handlungen seine Pairswürde aberkannte. Aber die selbst tief verstrickte Krone griff in das Verfahren ein, schlug es nieder und ließ die Richter des höchsten französischen Gerichtshofes verhaften[1]). Heute kann man das Standbild de Chalotais' am Justizpalast von Rennes bewundern.

[1]) **Marion:** La Bretagne et le Duc d'Anguillon, Paris 1898.

Digitized by Google

Damals schrieben die bretonischen Stände dem König: „Uns eignet unsere Ehre und unsere Freiheit wie Ihnen, Sire, die Krone. Wir geben unser Blut, um Ihre Rechte zu schützen, doch achten Eure Majestät die unsrigen!“ Diese Sprache atmet bereits den Geist Rousseaus und Montesquieus, aber dennoch haben alle Stände der Bretagne in der Zeit der schweren Prüfung dem Königtum die Treue gehalten. Es ist hier nicht der Ort, auf die Kämpfe ihrer Bauern und Edelleute gegen die Jakobiner einzugehen. Der Begriff der Chouannerie ist ja geläufig genug; genug, daß er die Märtyrerliste um neue Namen endlos bereicherte. Auf dem Marterfeld von Auray steht eine Sühnekapelle für die 952 von einem englischen Geschwader auf Quiberon gelandeten Royalisten, die der Konvent dort am 25. August 1795 ermorden ließ.

So überschritt die Bretagne die Schwelle des neuen Jahrhunderts, aufgeteilt in die französischen Departements Ille-et-Vilaine, Côtes-du-Nord, Finistère und Morbihan. Stärker als die übrigen Provinzen bluteten ihre tapferen Söhne jedesmal für eine halbfremde Sache. Jedesmal aber bereicherte sich dabei die bretonische Legende um ein Lied des Spottes oder gar des Hasses. Pamphlete sind die Waffe des Schwachen. Für den Aderlaß der napoleonischen Kriege wurde durch das Lied vom Conscrit de Saint-Pol quittiert, der tölpelhaft und innerlich unbeteiligt, nur Haus und Hof wiedersehen will und schließlich — einfach nach Hause läuft.

1870 führte der Skandal des Lagers von Conlie bei Le Mans, wo 80 000 Bretonen fast ohne Baracken und Verpflegung im eisigen Winter dahinsiechten, um schließlich bei Le Mans ohne Munition und schlecht bewaffnet gegen die Deutschen geworfen zu werden, zur erstickten Meuterei. „Sie haben genug Waffen, um sich töten zu lassen“, meinte man im Pariser Kriegsministerium. Irgendwo aber entstieg dem Schoße der getretenen Landschaft das schauerliche Lagerlied von Conlie, das etwa so geht:

Als Bajonett
Den Besenstiel,
Den Frost zum Bett,
Den Tod zum Pfühl.

„Marw eo“, er ist tot, sagt der Beamte in Pierre Lotis „Islandfischern“ der alten Mutter des in Cochinchina gefallenen Bretonen. „Marw eo“, so erscholl es tausendfach an den stillen Küsten der Bretagne, wenn Frankreich über seine Grenzen hinausgriff. Reichlich floß der Blutstrom der Bretagne. Der Weltkrieg brachte aus ähnlichen Gründen ähnliche Unzufriedenheit. All das aber kommt am schlichtesten in jenem alten Sang „An Hini-Goz“, der wohl schon im 16. Jahrhundert entstand, zum Ausdruck. Die neue Braut, Frankreich nämlich, mag schön, jung und reich sein, die Heimat uralt, gramgebeugt und arm. Aber ihr schlägt mein Herz, und nie der anderen.

Die Beharrung

Während dieser ganzen Zeit strömte durch die Pforten der Oberbretagne französische Sprache und Sitte ein. Immer enger wurde der Raum der „Bretagne bretonnante“, und immer stärker wurde er durch das Beispiel von Adel und Bürgertum überfremdet.

Aber zur gleichen Zeit, wie überall, erwachte das bedrängte Volkstum unter intellektueller Führung zum Widerstande. Die Erwecker meldeten sich zum Worte. Schon 1827 übertrug Le Gonidec die Bibel ins Bretonische. 1863 gab Luzel seine unschätzbare Sammlung der alten Sagen und Lieder. In neuer Zeit scharte sich

Digitized by Google

der bretonische Autonomismus um Le Goffic, den Marquis d'Estourbillon und Camille Le Mercier d'Erm. Aber darauf soll hier nicht eingegangen werden, wo die Tat beginnt, schweigt die Legende.

Nur soviel sei gesagt, daß es scheint, als halte das Breizad, die keltische Landessprache, jetzt seine Stellungen. Eine einmal bewußt gewordene Gefahr kann als halb überwunden gelten. Und selbst wenn, was heute kaum noch angenommen werden kann, die Sprache weiter zurückgehen oder gar verklingen würde, das Haus in der Landschaft, die Gebärde des Menschen und die Landschaft selber würden weiterhin Zeugnis ablegen. Man braucht den bretonischen Autonomismus in seiner politischen Gestalt nicht, wie das vielfach geschah, zu überschätzen, um dennoch zu dieser Überzeugung zu gelangen.

Wir sind zur Küste des Finistère gegangen. Finis terrae, ja, hier ist das Land wirklich zu Ende. Weit hinter uns zurück blieben die alten Schlösser mit ihren tief ins Gestein vergrabenen Trutztürmen. Hinter uns hatten wir die geschlossene Phalanx der windbedrängten Eichenwälder gelassen und die letzten, demütigen Häuser der Menschen. Endlich hörten auch die verkrampften Föhren auf, sich wie hilfeflehend landeinwärts zu beugen. Der Kriegsschauplatz zwischen Meer und Land erschien umso düsterer, als der Sieger Sturm an diesem Tage abwesend war. Still stand die Abendsonne am blauen Himmel. Nun begann auch die Heide zurückzuweichen.

Tot schien das Land. Noch säumten graugrüne Flechten die harten Felsbuckel, bis sie zum Meere hinabfielen. Da spielten sie dann, schwarz, rund und glänzend, wie Robben mit der trägen Brandung. Aber unendlich lange schien es her, seit das letzte Haus, grün umhegt und mit einem rührenden Gärtchen, den Weg gekreuzt hatte. In schwarzen, einfachen Strichen stand die Landschaft. Diese geologische Nacktheit, diese anspruchslos-erhabene Starre trägt ihre Ewigkeit in sich. Und sie besteht auch da die Probe, wo grüne Falten, karge Wälder und dahinter fette Weiden vom Leben zeugen, das sie tragen. Denn der Boden bleibt derselbe. Derselbe unter dem burghaften Kastell mit seiner vierfachen Ulmenanfahrt, wie unter dem erdnahen Bauernhäuschen.

Wo wir waren, offenbarte er sich, da alles Leben den Atem anhielt. Als aber die Sicht zum Meere frei wurde, ergab es sich, daß Bucht und Küste da unten lebhafter blühten, als vorher das Land. Da tummelten sich blendend weiße Jachten reicher Franzosen oder Engländer, von Dinard, von Jersey oder sonstwoher. Weiter draußen aber hielten den Horizont die blutroten Segel armorischer Fischer, wie sie schon Cäsar vor Augen gesehn. Gegen Süden drängte sich eine Düne weiß zwischen die Schwärze der Granitzüge und die helle Bläue des Wassers. Sommerlich war sie mit irgendeinem silbrigen Kraut bestanden. Darunter standen zwei, drei Fischerhäuschen, und, in vornehmem Abstand, ein durch eine Autostraße nach rückwärts verbundenes Hotel.

Die blutigen Segel der armorischen Fischer kämpften im maritimen Bilde um den Vorrang vor dem Weiß der Sportler. Die westlich versinkende Sonne glühte in den schiefen Fenstern der Strohhütten und wurde von all dem windigen Terrassenglas des Hotels nur dürftig reflektiert. So stand in dieser Abendstunde der Kampf zwischen dem Unwandelbaren und dem Zeitgut.

Bald aber wird die weite Heide zwischen Küste und Wohnland rosig aufleuchten. Wenn die Herbststürme brausen, werden die Fischer von dort oben, von Island und Neufundland heimgekehrt sein. Dann werden die Insassen der weißen Segler längst in ihren Pariser oder Londoner Clubs von der „malerischen Bretagne" berichtet haben. Die uralte Armorika aber wird wieder allein sein, allein mit ihren Kindern, ihrem Geheimnis und ihrer Legende.

Digitized by Google

Der baltische Graf

Von Heinrich Zillich

Sie ritten durch den Paß.

Graf Beußel wandte sich nach den Ulanen um. Sein Atem dampfte dabei über die Schulter hinaus. Die Leute brachten ihre Pferde nur schwer durch den Schnee. Zwischen ihnen schaukelten auch einige Kosaken und Feldwebel der Fußtruppen auf Bauerngäulen. Die Petersburger Ulanen saßen noch am besten im Sattel.

Der Graf stieß seinem Pferd mit den strohumwickelten Stiefeln in die Weichen. Es sprang etliche Längen vor. Dann ritt er wieder allein vor den beiden Herren, denen der Haufen der Soldaten folgte, die Straße hinab zwischen den steilen Wäldern.

Der österreichische Hauptmann vom Regiment Bianchi, der den Russen entgegengeritten war, neigte sich Leutnant Sternberg zu: „Ihr Herr Major —", aber er verstummte.

Der Leutnant verstand. „Er ist immer so schweigsam." Nach einer Weile begann er zum drittenmal schon: „Herr Hauptmann, erzählen Sie, bitte. Sind wirklich Deutsche in der Stadt? Wie Sie und ich. Und ist sie groß, die Stadt? Wir sahen seit einem Jahre nichts als verlauste Dörfer."

Ja, Kronstadt, dem sie als Quartiermacher der russischen Hilfstruppen entgegenritten, war deutsch, uralt und reich. Aus den ungarischen Tälern Siebenbürgens drangen seit Monaten schon die Aufrührer gegen die kaisertreuen Sachsen der südlichen Landstriche an mit Feuer und Tod. Das neue Jahr 1849 hatte unter des jungen Franz Joseph Regierung übel begonnen, den Rebellen Erfolg und in General Bem einen guten Führer geschenkt. Der Hauptmann hätte sich die Schmach nicht träumen lassen, einmal die Russen aus der Walachei zur Rettung der deutschen Sache in das Kronland führen zu müssen. Daß er dabei auf deutsche Offiziere traf, die behaupteten aus Riga zu sein, irgendwo an einem Meere, und daß der Russen Offizierskorps zur Hälfte ihres Blutes sei — es schien ihm den Ritt erträglicher zu machen.

„Wie groß ist das Detachement Ihres Generals Engelhardt? Wir kennen nur ungefähre Zahlen."

„Zweieinhalb Tausend Mann zu Fuß, fünfhundert Ulanen, hundertneunzig Kosaken und acht Geschütze."

Plötzlich stieß der Leutnant einen Ruf des Entzückens aus. Der Wald war rechts zurückgetreten vor einigen, im Schnee weit hinaufschwingenden Hängen. Er stand als breiter Wall vereister Tannen vor der Steinbrust eines Gebirgsstockes, dessen Kamm sich hoch oben in den Vormittagshimmel schob.

„Der Hohenstein!" erklärte der Hauptmann und zeigte über die Grate. „Sehen Sie dort das zurückgebeugte Antlitz eines liegenden Mannes, das von den Felsen gebildet wird?"

Die Gratlinie vor dem Blau der Ferne fügte sich zu einem riesenhaften, schweigenden Antlitz, kalt und von Schneefahnen überweht, zu einem Totengesicht von sonnenloser Blässe. Es ging mit den Reitern über dem Walde mit, der sich nun emporhob, so daß einige Minuten lang die Brust des Gebirges völlig verdeckt war, das Gesicht allein darüber ragte, als trüge man hinter den Tannenhängen das Haupt einer urweltlichen Leiche. Dann traten die Waldfelder noch höher und verhüllten es. Die Offiziere senkten die Augen.

„Haben Sie es bemerkt? Es ähnelte Beußel", flüsterte der Leutnant. Der Hauptmann nickte, unheimlich berührt. Sternberg setzte fort: „Wir heißen ihn das Toten-

Digitized by Google

gesicht. Weil er nie lacht, seitdem er seine Frau verloren hat. Vor zwei Jahren unten im Süden, wo sie ihn besucht hatte, als der Tatarenaufstand beendet schien. Sie trug ein Kind. Bei einem letzten Überfall wurde sie geraubt. Beußel schonte damals keinen Tataren, keine ihrer Herden, nichts. Die Frau konnten wir ihnen nicht mehr abjagen. Gefangene gestanden, daß einer ihrer Anführer an der Unglücklichen Gefallen gefunden hatte. Beußel stürzte, als er es hörte, wie tot zu Boden."

Der Hauptmann wollte fragen, in welchem Süden Tataren hausten, die Frauen raubten, aber es kam ihm zum Bewußtsein, daß diese Männer aus wilden Fernen stammen mochten, wenn sie auch Deutsche waren; sie mußten wohl etwas von den Russen an sich haben —

Das Tal begann sich langsam zu öffnen. Man sah die Hochebene mit Dörfern und Weilern.

Am Purzentor begrüßte der Stadtkommandant Oberst Stuttersheim die Herren, die absaßen. Man einigte sich rasch, nachdem die Zahl der anmarschierenden Truppen gemeldet worden war, über die Quartiere. Graf Beußel wurde gebeten, beim Stadtpfarrer Christoph von Greißing abzusteigen, wo für Gesellschaft gesorgt sei. Zwei Kameraden von den Savoyen-Dragonern wohnten schon dort, Wiener, heitere Kavaliere, ein Reichsfreiherr, ein Prinz.

„Ich danke für die Güte —" antwortete Beußel. „Ich bitte um ein Zimmer in einfachem Bürgerhaus. Ich liebe die Gesellschafterei nicht, Pastoren noch weniger, adlig bin ich selbst. Gebt mich zu einem Handwerker, der kein Dreckerl ist."

„O bitte!" Stuttersheim verbeugte sich erstaunt. Ein Leutnant der städtischen Freischar übernahm es, dem Major Quartier zu beschaffen. Er führte ihn zu einem Vetter, dem Stadtrat und Leineweber Teutsch in der Oberen Burggasse. Das Haus war nicht still, mehr als zehn Gesellen, etliche Lehrbuben, Mägde und rumänische Knechte arbeiteten in den Werkstätten des Erdgeschosses. Vor dem Gebäude floß ein Bach in einem schmalen, tiefgeschachteten Holzbett die Gasse hinab, in der viele Weber wohnten und das Wasser nutzten. Unmutig ob dieses Getriebes, über das Gaffen der Leute und ihre freudigen Zurufe, trat der Major durch das breite Tor, fand an dem noch jungen Hausherrn nichts auszusetzen, so daß er ihm die Hand reichte und dann in das für ihn rasch geöffnete Zimmer im Oberstock schritt. Als er beim Eintreten das Viereck der Fenster nur von einem ungeheueren waldüberströmten Berg ausgefüllt sah, dessen Spitze er erst erblicken konnte, nachdem er die Stirn an die Scheiben gepreßt und steil hinaufgespäht hatte, beschloß er endgültig, hier zu bleiben. Er drehte sich um, sah den Meister an und dachte eine Sekunde lang, daß dies schmale Antlitz auf der hohen Gestalt heimatlich vertraut sei, und er fühlte den sauberen Geruch der Stube die Lungen weiten.

„Herr Stadtrat!" sagte er, wie wenn ein Quelläderchen auf dem Brachfeld seines Herzens zu springen versuchte, „bin lange geritten und müde. Die zehn Mann meiner Begleitung, die bei Euch ins Quartier kommen, werden brav sein. Machen sie sich unliebsam bemerkbar, so verheimlicht es nicht. Kein Haar wird Euch gekrümmt, kein Faden genommen. Gebt ihnen zu essen, das ist Eure Pflicht — und mir auch."

Indessen wurde er noch nicht frei, denn auf der Schwelle erschien die Meisterin, ein blühendes Weib, mit geöffneten Lippen vor weißen Zähnen. Sie streckte dem Grafen die Hand entgegen und lachte: ja, essen solle er jetzt und trinken. In der großen Stube werde gleich gedeckt. Dann möge er erzählen von seinem Ritte, woher er komme und ob die Soldaten auch ordentliche Kerle seien. Man habe vor den Russen ein wenig Angst, meinte sie mit leiser Stimme. Gottlob, er sei ja ein Deutscher, gut, daß er da sei.

Dies heitere Sprechen ging in wenig Atemzügen über den Grafen, der wehrlos

Digitized by Google

stand, den düsteren Kopf etwas geneigt, und die Frau betrachtete, die dabei ihre Unbefangenheit verlor. Seine Augen glitten in einem unwilligen Staunen über ihre helle Haut und die Grübchen in den Wangen, über das tapfere Kinn und den Ansatz der Brüste. Seit zwei Jahren hatte er mit keiner Frau gesprochen.

Aber er kam zum Mahle aus seinem Zimmer hervor, saß wirklich neben dem Meister und der Frau, die schon vorher mit dem Gesinde gegessen hatten und ihm nun Gesellschaft leisteten. Die beiden merkten bald, daß ihm die Lust nicht nach der Sonne stand, die mit einem Strahle noch ins Zimmer schien. Es wurde ein stilles Beisammensein. Der Wortkarge nahm im geheimen den Anblick des Tischtuches, die gesicherte reiche Ordnung des Raumes in sein Herz, das unruhig wurde. Er erhob sich bald und sagte aus regungslosem Gesicht: „Es hat wie daheim geschmeckt!" Die jungen Menschen lösten die Hände auseinander, die sich während des Sitzens unter der Platte verschlungen hatten. Als der Major nun gehen wollte, drehte sich ein Bübchen, das die Klinke gerade erreichte, um die sich ruckweise öffnende Türe ins Zimmer hinein, stockte vor dem Fremden und begann hilflos zu weinen. Dies ergab einen neuen Anstoß zum Reden, während die Mutter den Kleinen auf die Arme hob und der den Grafen mit trotzigen blauen Augen musterte, den Daumen im Mund. Dem Major wurde der Blick zur Folter. Er fragte nach dem Alter des Kindes und als er hören mußte, es sei knapp zwei Jahre auf der Welt, stieß er hervor: „Der meine könnte mit diesem jetzt wohl die Kleider tauschen, wenn es ein Junge geworden ist und wenn er lebt und wenn —" Er starrte wie ein Irrer um sich, griff nach dem Becher auf dem Tische, füllte ihn so hastig mit Wein, daß ihm der dunkle Saft über den Handrücken sprang, trank und wandte sich wieder. Seine Hand kam zögernd auf das Haupt des Knaben, wobei ein Tropfen von den Fingern rot über die Kinderstirne lief.

Die Bestürzung, in der er seine Gastgeber zurückließ, vermehrte sich, als sie nach einer Stunde eine fast unvorstellbare Härte des Grafen mitansehen mußten. Einer der Russen, die in der leeren Wollkammer neben dem Stalle Quartier gefunden hatten, wurde von Leutnant Sternberg, als er die Unterkünfte besichtigte, dabei ertappt, wie er ein Paar fremde Stiefel in der Satteltasche verbarg. Ehe die Hausleute von dem Diebstahl etwas erfahren konnten, wurden sie auf ein ungewohntes Ereignis dadurch aufmerksam, daß ein Unteroffizier und ein Soldat mit dem Leutnant in die Stube des Majors traten, der schuldige Ulan unter Gewehr hineingeführt wurde, worauf nach kurzem alle herauskamen, der Ulan taumelnd und totenbleich. Inzwischen waren im Hofe vor den neugierigen Gesindeleuten die übrigen Soldaten ins Glied getreten. Der Major verkündete ihnen, er habe als derzeit höchster Offizier der Russen in dieser Stadt den Dieb vor ein Kriegsgericht ad hoc gestellt, das ihn zum Tode verurteilt habe. Er werde sofort erschossen. Jetzt erst begriff der Hausherr, den die Neugierde ebenfalls herbeigeführt hatte, worum es ging, aber wenn es ihm auch die Kehle zuschnürte, er merkte noch nicht, daß die Ursache des Spruches ein Diebstahl an ihm selbst war. Da trat der Major vor ihn hin, überreichte ihm die Stiefel, entschuldigte sich, daß ein Schuft unter den Leuten sei, und bat ihn, das Diebsgut dem Eigentümer zu übergeben.

„Es sind meine Stiefel!" schrie der Meister und ließ sie fallen, „ich bitte Euch, laßt den Kerl laufen!"

Seine Frau eilte bebend heran und flehte gleich ihm um das Leben des Burschen, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Sie faßte den Major an den Händen, ihr Atem stieß ihm ins Gesicht, die Tränen sprangen ihre Wangen hinab. Wie verzaubert unter dem Anprall schloß er die Augen, dann machte er sich in jäher, wie es schien, hilfloser Wut frei und brüllte dem Leutnant einen Befehl aus verzerrtem Munde zu. Die Soldaten marschierten klirrend ab. In dem Hofe,

Digitized by Google

auf den sich die Dämmerung senkte, blieb eine maßlose Stille. Die Lehrjungen drängten durch das Tor hinaus und blickten den Russen nach, die den kurzen Weg zur Stadtmauer hinaufschritten. Der Major hielt, als wäre er auf den Fleck hingebannt, die Augen zu Boden, die Hände auf den Säbel gestützt. Sie lauschten atemschwer. Doch die Salve, die bald herüberpeitschte, wurde aufgenommen vom langhindröhnenden Vesperläuten des Domes, das in diesem Augenblick einsetzte, als wollte es die Seele des Ulanen in die östliche Ferne hinauswiegen.

Der Major hob das Haupt, während alle noch unter dem Ertönen bebend horchten, und sagte aus einem staunenden und in diesem Augenblick gerade darum unheimlichen Gesicht zur Frau: „Solche Glocken hörte ich seit vielen Jahren nicht, o sie sind wunderbar!"

Teutsch führte später Leutnant Sternberg zum rumänischen Popen, der auf seine Fürsprache dem Gerichteten eine Grabstelle freigab. Als sie zurückkehrten, hatte ihm der junge Offizier die Geschichte des Majors erzählt und ihm auch mitgeteilt, daß General Engelhardt jede Verfehlung der Truppen im Freundesland mit dem Tode zu bestrafen befohlen hatte. Eiserne Kriegszucht sei die Ehre des Offizierskorps.

Als der Stadtrat dann allein durch sein Haustor getreten war, ging er langsam über den Hof, wo das Gesinde noch in Gruppen stand. Er hörte den Russen zu, die in der Wollkammer traurige Töne sangen, ein fremdes auf- und abschwellendes Lied, wie er es nie gehört hatte. Es gemahnte ihn an ein fernes Heulen, herangeweht über endlose Ebenen der Trauer. Oben in der Schlafstube, wo seine Frau mit verwirrtem Gesicht am Bette des Kindes saß, nahm er die Bibel vom Bücherbrett und begann daraus laut zu lesen, bis das Lied verhallte und die Rufe des Nachtwächters in das Haus drangen, darin der Schlaf in vielen Wellen rauschte.

Am nächsten Abend rückte General Engelhardt in die Stadt. Vor dem Rathaus empfingen ihn der Rat, die Geistlichkeit und die kaiserlichen Offiziere. Die Gymnasiasten brachten ihm einen Fackelzug und ein Ständchen, worauf der Wein in großen Kannen in den Saal der Stadtvertretung getragen wurde.

Zwei Tage später schlug Engelhardt die sich heranwagenden Ungarn auf den städtischen Äckern. Bei dem Gefechte wurde Graf Beußel durch den Säbelhieb eines Kossuthreiters an der Stirn verletzt und lag etliche Wochen einsam, nur von den Besuchen des Arztes gestört, im Bett.

Der Weg zu seiner Stube führte durch die Küche, und die Frau sah oft, obschon sie den Wunden nie erblickte, das Innere des Zimmers voll blauem Rauch, wenn ein Soldat das Essen hineintrug. Sie spürte die dunkle Nähe des Einsamen, den sie bedauerte und fürchtete. Schon nach wenig Tagen war ihr Bübchen einmal in das Zimmer des Offiziers gelaufen. Sie stand derweil mit klopfendem Herzen vor der halboffenen Türe, unsicher, ob sie das Kind zurückrufen solle. Doch dann hörte sie, wie der Graf den Jungen mit spröder Stimme lockte, die ungewohnt zu Kindern zu sprechen, dennoch von Sehnsucht durchtönt war, und der lauschenden Frau trat das Naß in die Augen.

So geschah es nun täglich des öfteren, daß das Kind in die Stube lief, mit seinem unverständlichen Sprechen den Major wohl erheiterte, denn dessen Stimme drang manchmal in die Küche hinaus wie ein plötzliches Gewitter, von dem man doch nicht annehmen konnte, daß es Zorn bedeute. Der Junge schleppte allerlei Dinge des Grafen aus dessen Stube, ritt auf dem Säbel, den er kaum über den Boden schleifen konnte, durch die Wohnung und weinte, wollte man ihm den Zutritt in des Kranken Zimmer verwehren. Bald rief der Major, der sein Schicksal in den müßigen Tagen und im Frieden des Hauses kaum noch ertrug, selbst nach dem Kinde. Und die Mutter schickte ihm den Knaben, aus dessen Geplapper dem Fremdling eine verlorene Stimme erklingen mochte.

Digitized by Google

Was die Besuche des Kindes, die sich über drei Wochen erstreckt hatten, für den Grafen bedeuteten, ermaßen die Eltern erst, als der Major wieder genesen über die Schwelle trat und nach einem Gruß an die Frau, mit dem Stadtrat zu sprechen begehrte. Nachdem die Männer sich in eine Ecke gesetzt, äußerte er, sein Los sei den Gastgebern wohl schon bekannt geworden, denn unter den Offizieren gebe es Schwätzer wie den Sternberg. Der Meister nickte. Nun, fuhr der Graf fort, dies erleichtere das Verständnis für sein Anliegen, das vielleicht seltsam erscheine und ungewöhnlich, aber ruhig geprüft werden möge. Er sehe wohl, daß dieses Haus sich wohlbestellt und reich darbiete, doch sei es eben — er erlaube sich, es zu äußern — ein bürgerliches Haus, das neben viel Arbeit Enge und die Ehre der Bescheidung fordere. Jeder Vater freue sich, wenn sein Sohn in ein größeres Dasein aufsteigen könne. Dies aber wolle er dem kleinen Julius ermöglichen, sagte er mit zitternder Stimme. Er sei Herr weiter Güter in Kurland und einiger Schlösser. Kurz, er wolle das Kind an Sohnes Statt zu sich nehmen und zum alleinigen Erben bestimmen. Er plane, wenn ihm dieser Wunsch erfüllt werden könne, den Abschied aus dem Heere zu fordern und mit dem Jungen nach Norden zu reisen.

Der Meister, der gebannt zugehört hatte, erhob sich dunkel vor Empörung. Er möge bleiben, rief der Graf, nun gleichfalls stehend, er möge bleiben und ihn anhören! Ein hundertfach bedeutsameres Leben könne er dem Knaben bieten als dessen leibhaftiger Vater. Die Beußels seien Generale und Minister gewesen, Botschafter und Statthalter. Er sei der letzte seines Stammes. Er habe mit Ehrfurcht bemerkt, daß die Frau des Stadtrates wieder gesegnet sei. Er wolle seinen Antrag fünf oder sechs Jahre aufrechterhalten, warten, bis mehrere Kinder das Haus füllten und dann noch einmal um den Jungen bitten. Und während er den Meister an den Schultern packte, sagte er, bitten wolle er wie ein Bettler um das Brot des Lebens.

Teutsch erwiderte, von Mitleid und Wut durchbebt, Gott werde dem Grafen ein zweites Weib schenken; er sei ja nicht alt —

Doch hier schrie der Major mit rasendem Antlitz: „Mensch, versteht Ihr denn nicht! Sie lebt! Sie lebt jeden Tag, den ich lebe! Und wie, Meister, und wie lebt sie! Heiraten soll ich, heiraten und dabei täglich vor mir sehen, was sie von den Hunden erdulden muß! Meister, habt Ihr kein Herz im Leibe!“ Er beugte sich vor und stöhnte: „Stirbt Euch ein Weib, so ist sie in Gott verewigt. Wenn Ihr sie aber tausendfach verloren habt wie ich und dennoch wißt, sie atmet wie Ihr atmet, dann geht und nehmt Euch eine andere!“ Er starrte mit Augen, aus denen das Böse funkelte, an dem Stadtrat vorbei. „Meister, es gibt für jede Tat einen Lohn. Das ist ein Gesetz! Ich habe keine Tat begangen, für die ich hätte so zahlen müssen. Ihr begreift es nicht, Meister, aber Gott ist heute in meiner Schuld. Was immer ich täte, ich habe es schon beglichen.“ Seine Züge entspannten sich. Er sagte leise: „Gebt mir den Jungen!“ Und dann ging er, nachdem er vor dem erschütterten und wortlos steifen Mann einen Augenblick gezögert hatte, aus dem Zimmer.

Mit diesem Zwischenfall war ein Schatten ins Haus gefallen. Die junge Frau, bisher leicht und beweglich trotz der Bürde, die sie leicht empfand, schlich durch die Räume. Sie nickte bloß, unfähig, fortan mit ihm zu sprechen, wenn der Major grüßend durch die Küche ging. Sie hinderte das Kind, wenn sie dessen Absicht bemerkte, in das Zimmer des Grafen zu laufen — und hörte es doch täglich durch die Türe jauchzen, während sie stumm an der Küchenwand lehnte und auf die Klinke blickte, bis sie sich endlich bewegte.

Der Major ließ keine Silbe mehr von seinem Wunsche verlauten, er sprach höflich, aber doch immer wie aus einem Nebel, was zu sprechen nötig war; seine Seelenpein durchdrang wie ein Geist Tür und Wort und Gedanken. Zu gleicher Zeit wurden die Nachrichten von den verstreuten Kampffeldern des Berglandes

Digitized by Google

ungünstiger. Der Graf, der zum Verbindungsoffizier der Russen im Stabe des Obersten Stuttersheim ernannt worden war, ritt neuerlich gegen die Ungarn aus und kehrte nach siegreichem Scharmützel zurück. Nach dem Falle Hermannstadts trat auch der Meister in die Bürgerwehr und leistete von der ersten Stunde an in den Feldern Vorpostendienst, immer einen Tag und eine Nacht hindurch, ehe er für die gleiche Frist heimkommen durfte. Da saß die Frau oft allein, das neue Leben unter dem Herzen, das zweijährige Kind vor den Füßen und blickte in die Schatten einer Zukunft, die undurchdringlich drohte.

In solches Warten trommelten an einem Nachmittag Mitte März die Schlegel der Bürgerwehr auf die Kalbfelle, straßab, straßauf: Kund sei getan den Bürgern, daß der österreichische Oberbefehlshaber Siebenbürgens, General Puchner, vor den Ungarn das Weite gesucht habe und auch die Russen samt den Kaiserlichen aus der Stadt noch in dieser Nacht in die Walachei übertreten. Ruhe sei geboten. Die Ungarn ständen noch weit. Jeder Bürger verfüge sich unverzüglich an seinen Platz in der Wehr, damit den Ungarn in der Frühe die Stadt ordnungsgemäß und zugleich die Waffen übergeben werden können, bis der Kaiser, der die deutsche Sache nicht verraten werde, neue Hilfe sende.

Hinter den Trommeln schritt die Angst durch die Straßen. Der Meister küßte sein Weib und rannte, die Muskete in der Faust, aus dem Tore, die Knechte hinterher. Im Hofe klirrten die Russen. Als um Mitternacht der Abmarsch begann, stand plötzlich der Major vor der Frau, die sich noch nicht zur Ruhe gelegt hatte, stand und blickte sie mit unbeherrschten Augen wild an. Sie begriff, daß er das Kind zu sehen wünschte. Abwehrend hob sie die Hand. Ehe noch ein Wort über seine Lippen drang, hatte er sich verbeugt und war durch die Tür getreten. Sie atmete mühsam auf und lauschte, die Schläfen in die Hände gepreßt, bis der Lärm der Truppen verhallt war. Dann vergewisserte sie sich, daß der Knabe ruhig schlief und eilte über die Gasse zu einer Nachbarin, weil sie die Stille des nachtönenden Hauses nicht mehr ertrug. Während sie dort am Herde saß, galoppierte ein Reiter die Gasse wieder herauf. Sie hörte es und trat, nachdem der Hufschlag jäh verklungen war, ans Fenster. Da erblickte sie in dem vagen Lichtschein, der auf die Gasse hinausfiel, wie der Major aus dem Tore ihres Hauses stürzte, ein großes Bündel im Arm in den Sattel stieg und davonjagte, wobei er den hell aufblitzenden Säbel in die Scheide steckte.

Mehr tot als lebendig wankte die Frau einen Augenblick später in die Schlafstube ihres Kindes. Die Decke des leeren Bettchens hing auf den Boden herab und leuchtete ihr entgegen.

Sie schrie aus der Zimmertür nach den Knechten, sie hastete die Treppen hinab in den Hof, zog selbst die Pferde aus dem Stall, und als schließlich ein rumänischer Knecht aus der Türe hervorschoß, stieß sie ihn mit den Fäusten an die Stränge. Mit ihm, einem Greis, der im Hause das Gnadenbrot aß, fuhr sie zum Schwarzgässer Tor. Sie fragte dort, wo die Schar ihres Mannes Dienst tue und erfuhr, er sei in den westlichen Äckern, fern von dem Passe, durch den die Russen und Kaiserlichen abmarschierten. „Fahr zu", rief sie und trieb selbst die Pferde durch das für die Nachzügler der Heere noch offene Tor in die Nacht hinaus. In ihr Gesicht wehte der kalte Nachwinterwind und der Glanz der Sterne.

Sie überholte die Nachhut der Reiterei, kaiserliche Husaren. Sie erzählte hastend dem ersten Offizier, den sie sah, ihre Not, aber der verstand sie nicht. Sie lenkte das Gefährt von der Straße ab in den gefrorenen Acker. Undeutlich klapperten die Hufe der Husaren an ihre Ohren. Bald erkannte sie, daß sie Dragoner überholte, dann Fußvolk und Geschütze, aber immer noch waren es Kaiserliche. Sie nahte rasch dem Gebirge, in Angst, daß die Russen schon den Paßeingang erreicht hatten

Digitized by Google

und ein Vorfahren nicht mehr glücken werde. Sie hielt sich wieder näher an die Truppe und rief aus der Gnade der Eingebung: „Wo ist Major Beußel? Er soll halten!"

Und in die Nacht hinein fingen die Soldaten den Ruf auf, als sei er der Befehl eines Hohen an einen Offizier, der vorne reiten mochte. „Major Beußel!" sprang es von Mann zu Mann weiter, sprang schon in der Ferne über auf die Russen, die alle den finsteren Grafen kannten und dessen Namen weitergaben. „Major Beußel!" über das langsam ziehende östliche Heer, das in den Paß eingedrungen war.

Der Graf trabte im Graben der Straße rasch an den marschierenden Abteilungen vorbei. Er wußte nichts als das eine: vorwärts! Er wiederholte immer wieder: „Gott sei's gedankt, daß ich die Frau nicht antraf!" Er trieb sein Pferd. Die Linke tastete oft nach dem Kind, das in einen Pelz gewickelt war, offenen Auges lag und staunend still. „Beußel, wohin?" hörte er es neben und schon hinter sich, wenn ihn die Fackeln bestrahlten, die hier und da entflammt worden waren. Doch plötzlich bäumten sich die Rufe wie ein Strom durch das Tal herauf, vom Echo der Bergwände gedoppelt und verdreifacht. „Beußel!" durch die Nacht, „Beußel zurück!"

Der Graf hielt erschreckt an. Er blickte über die Schulter nach hinten. Das Tal war eng geworden. Die Tannen lauschten rot im Fackelschein. Hoch oben drückte der Himmel aus dem Hohenstein das Totenantlitz vor dem sich hebenden Mond empor. Der Graf suchte, wo er das Kind verbergen konnte. Er ritt einige Schritte vorwärts. Noch immer flutete der Ruf „Beußel!" eine neue Welle. Er wandte das Pferd und ritt zurück. Er dachte, das Kind in einen Troßwagen zu legen. Keiner polterte heran, so weit er blicken konnte in der unklaren Helle der Nacht. Er ritt rascher nach hinten. Offiziere riefen wieder. Immer noch Fußvolk, endlich einige Wagen. Er spähte in den ersten, er spähte in den zweiten. Die Fahrer waren ihm unbekannt. Er ritt weiter zurück. Wieder Reiterei, Kosaken. Endlich Wagen dahinter seine Ulanen und hinter denen — er sah es genau in dem sich öffnenden Paßausgang — die Österreicher. Leutnant Sternberg hielt vor ihm.

„Wer rief mich?"

„Von den Österreichern kam es", antwortete der Leutnant und starrte mit aufgerissenen Augen auf das Kind. Seine Hand hob sich, staunend stieß er hervor: „Herr Graf, das ist doch —".

„Sternberg, das Kind bleibt im Troßwagen. Decken Sie es warm!"

Er legte es selbst ins Stroh, befahl dem Fahrer Achtsamkeit, so ihm sein Leben lieb. Er werde gleich wieder da sein. Nachdem er sich aufgerichtet, nickte er Sternberg drohend zu, gab dem Pferde die Sporen und fegte den Österreichern entgegen.

„Sie wünschen mich zu sprechen", keuchte er, vor Oberst Stuttersheim haltend. Der verneinte erstaunt. Der Ruf sei von hinten gekommen. Die Herren des Stabes umschlossen ihn, angedrängt von den heranmarschierenden Truppen. Ein Irrtum, meinten einige; aber er möge mit ihnen weiterreiten, und aus den Worten klang es, sein Platz sei als Verbindungsoffizier bei Stuttersheim. Bevor Beußel antworten konnte, trieb knapp an dem sich zur Paßenge schließenden Hange ein leichtes Stadtgefährt rücksichtslos vorbei und durch den Graben auf die Straße hinauf. Es hielt. Eine Frau schrie mit heiserer Stimme Beußels Namen.

Der Ring der Offiziere öffnete sich. Auf dem Wagen stand, die hellen Haare ins Gesicht geschüttelt, von den Fackeln wild überstrahlt, die den meisten Offizieren bekannte Frau des Stadtrats. Mit jedem Wort, das sie rief, stieß der warme Nebel ihres Herzens heraus. Sie schien nicht zu wissen, vor wem sie war. Sie sah niemand an. Sie erblickte Beußel nicht, der das Haupt in den Nacken warf und die Augen über die Frau hinaus ins Gebirge richtete. Stuttersheim faßte die Mutter an der Schulter, rüttelte sie, rief sie an. Ihr Blick fiel auf ihn. Sie stammelte:

Digitized by Google

„Beußel hat meinen Buben mitgenommen!“

Hinter den Offizieren staute sich der Vortrab der Österreicher. Stuttersheim gab mit erhobener Hand das Zeichen zum Halten, dann wandte er sich dem Grafen zu. Als der noch immer unbeweglich in die Ferne starrte, reckte er sich etwas im Sattel und räusperte sich. Da sagte Beußel, ohne das Haupt zu bewegen: „Herr Oberst, schicken Sie bitte einen Reiter zum letzten Planwagen der Petersburger Ulanen. Mein Befehl: Leutnant Sternberg soll das Kind übergeben. Ich bleibe bis dahin in Ihrer Gewalt.“

Die kaiserlichen Offiziere saßen steif vor Staunen auf ihren unruhigen Pferden. Durch die Stille, die gleichsam an den Rändern vom entschwindenden Lärm der Russen und dem Gebrodel der Österreicher umfaßt war, klang der Galopp eines Reiters in den Paß hinauf. Als der Mann wiederkehrte, ritt er im Trab. Die Mutter sah ihm, noch immer im Wagen stehend, unverwandt entgegen. Die Stille im Kreise der Offiziere lastete. Der Mond schwebte über dem Kamm des Hohensteins in einem Himmel, den der Morgen schon entfärbte. Stöhnend riß die Frau das Kind an sich, drehte es dem Lichte zu, betrachtete es. Die Lippen des Knaben bewegten sich. Er plapperte und regte sich im Pelzbündel. Während ihr die Tränen über die Wangen stürzten, rief die Frau: „Nach Hause, Mihail, wir fahren nach Hause!“

Tief über den Knaben gebeugt, den sie mit Gesicht und Schultern an die Brust preßte, die Arme darüber gebogen und die Hände im Haar, setzte sie sich auf die Wagenbank und flüsterte: „Fahre vorsichtig, Mihail!“

Das Gefährt polterte durch den Graben auf das Feld hinaus.

Oberst Stuttersheim blickte ihr, die Hand am Helm, nach. Als sie in der Dämmerung am Waldrand verschwunden war, erklang seine Stimme sehr kühl und über die Schulter hinweg: „Wir sind Gastfreunde Ihres Zaren, Herr Graf. Das verschließt uns den Mund vor diesem Unbegreiflichen. Wenn Ihre Truppen auch versucht hatten uns zu helfen, so waren doch die Rollen des Gastes und Gastgebers, denke ich, noch in der Stunde des Abmarsches, umgekehrt auf uns verteilt. Aber — unter Offizieren habe ich wohl nichts mehr zu sagen.“

Beußels Körper zuckte, als erlitte er einen Schlag. Seine Rechte bemühte sich nach dem Säbelgriff zu fassen. Sie sank kraftlos. Die Österreicher setzten sich in Gang. Eine Stimme drang durch den Lärm: „Gott helfe der Frau auf dem Heimweg —“

Trappelnd zogen die Savoyendragoner, ein kleiner Beritt. Dann rasselnde Haubitzen, die ächzend mahlenden Räder des Trosses, Fußvolk, das ganze Regiment Bianchi, nochmals Dragoner, zuletzt Husaren. Am Straßenrande so weit zurückgedrängt, daß die Hinterhufe des Pferdes im Graben stampften, ließ der Graf die Kaiserlichen vorübermarschieren. Auch hier riefen ihn manche an. Hinter der letzten Schwadron zog er den Säbel und ritt dem Wagen nach.

Er erkannte in dem Aufsteigen des Tages, daß die Frau die Heerstraße mied und am Waldrand der Stadt zulenkte. Sie mochte daran gedacht haben, daß die Freischärler bald auftauchen mußten. Der Graf hielt das Gefährt im Auge, sich selbst aber im Schutze der Bäume. Auf der Landstraße fern ritten kleine Trupps, doch wußte er nicht, welcher Partei sie zugehörten. Die Sonne fiel über das Land und lag wie Wellen von Glut in dem eisigen Acker. Weit hinter den nördlichen Hügelketten wolkte Rauch in den blauenden Himmel. Langsam fuhr der Wagen, langsam ritt der Graf. Aus dem Wald hauchte es kalt, auf dem Nacken lag manchmal der Sonnenschein wie ein linder Atem. Das Pferd stolperte auf dem steilen Waldrand und versuchte mehrmals ganz ins Freie zu laufen. Beußel zwang es zurück.

Der Wagen fuhr nun über die Wiesen vor der Krümmung des Schneckenberges,

Digitized by Google

hinter dem die Stadt liegt. Beußel sah den Kutscher die müden Pferde peitschen, um rasch den weit ausladenden Bergfuß hinter sich zu bringen und in die Sicht der Torwachen zu gelangen. Es streiften schon viele Reiter auf der Landstraße. Ein Schwarm Kossuthhusaren zügelte die Pferde an der Stelle, wo der Waldweg die Straße schnitt. Der Wagen fuhr mitten in die Gruppe hinein und hielt.

Graf Beußel gab dem Pferde die Sporen. Er löste sich aus dem Walde, fegte über die Wiesen heran, allein über die verschneiten Äcker, den Säbelkorb vor den Augen und schrie laut in den echohungrigen Vormittag. Die Kossuthhusaren wurden aufmerksam. Ihre Pferde tanzten. Die Hände an den Brauen versuchten sie die Kleidung des Reiters zu erkennen. Dann zogen sie blank. Sieben oder acht sprengten Beußel entgegen. Mit wahnsinniger Wut schlug er den ersten aus dem Sattel, riß das Pferd herum, traf den zweiten, schoß die Pistole doppelt ab und fehlte nicht. Einen Augenblick ohne Gegner, erspähte er, daß der Wagen, von niemand begleitet, wieder fuhr. Mit einem Zügelgriff zwang er das Pferd hoch und heulte über das aufgebäumte Roß hinaus ein befreites Brüllen. Auf den Hinterbeinen drehte sich das Tier und sprang los. Beußel senkte das Haupt auf die Mähne und brauste vor seinen Verfolgern in den Wald hinein.

Die Kossuthreiter durchstöberten das Gehölz. Sie versuchten den Waldhang hinaufzureiten. Die Hufe glitten ab. Sie verloren die Fährte auf dem Eisboden. Später sahen sie das reiterlose Pferd des Majors in die Felder hinaustraben. Sie fingen es ein.

Inzwischen wurde die Mutter von einem Rebellenoffizier, den sie um Schutz gebeten hatte, in die Stadt geleitet. Der Offizier nahm gleich Quartier im Hause des Meisters. Es war ein Deutscher aus Kaschau, von den Kaiserlichen entlassen, aus Trotz bei den Ungarn. Auf die Bitte des Stadtrates ließ er den Wald durchstreifen, in dem der Major verschwunden war. Vergebens. Man mußte annehmen, er habe sich zu seiner Truppe hindurchgeschlichen.

Als im Sommer die Kaiserlichen das Land säuberten und durch die Fluren endlich wieder Kinder laufen konnten, fanden Knaben auf dem Waldkamm vor dem Antlitz des Hohensteins eine Leiche. Die Bürgerwehr barg den Toten, dessen Knochenhand den Pistolenkolben noch hielt. Über dem Herzen war die Uianka durchschossen.

Bücherschau

Aus Politik und Geschichte

Es ist klar, daß bei der großen Ähnlichkeit in der Lage Preußens nach Jena und Deutschlands nach Versailles die Zeit zwischen 1806 und 1813 den Geschichtschreiber besonders fesselt. Trotz mancher Einzelstudien darf das Buch von Hans Hausherr: „Erfüllung und Befreiung. Der Kampf um die Durchführung des Tilsiter Friedens 1807—1808" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 271 S.) als die gründlichste Darstellung der Geschichte dieser Zeit gelten. Sie ist um so wertvoller, als sie auf selbständiger Quellenforschung beruht. Der Verfasser ist zur Bearbeitung dieses Stoffes vom Gegenwartserlebnis her geführt worden; aber er begeht nicht den Fehler, dem Leser den Vergleich förmlich aufzudrängen, der in den einzelnen Zügen nie stimmen kann. Der Grundgedanke der Steinschen „Erfüllungspolitik" konnte um so klarer herausgearbeitet werden, als Hausherr auch die finanztechnischen Fragen sachgemäß behandelt. Viel Neues bringt die unmittelbare Vorgeschichte von Steins Ausscheiden im Jahre 1808, es wird gezeigt, daß Stein an neuen unerfüllbaren Forderungen Frankreichs wie an inneren Gegenströmungen gescheitert ist. Bei der Lektüre dieses Buches ist man verblüfft, in welcher kurzen Zeit tiefste Erniedrigung, Versuch einer Erfüllungspolitik und Vorbereitung zur Befreiung einander gefolgt sind. Im Tempo liegt einer der Hauptunterschiede zur Lage Deutschlands nach 1918.

Digitized by Google

e Erklärung liefert die politische Lage. Denn Napoleon hatte mit dem Frieden von Til-
seinen Höhepunkt bereits erreicht, wenn nicht überschritten. Schon Tilsit legte den
im zum späteren Konflikt mit Rußland. 1808 begann der Aufstand in Spanien, der
cht mehr unterdrückt werden kann. Der Stern des Korsen fing schon zu bleichen an.
ir hoffen, daß der Verfasser dieses wertvollen Buches trotz der von ihm erwähnten be-
flichen Hindernisse in die Lage gesetzt wird, seine Forschung bis zum Jahre 1813
rchzuführen.

Wir stehen im Anbruch einer neuen Geschichtsbetrachtung. An die Stelle klein- oder
oßdeutscher Einstellung muß eine gesamtdeutsche treten, die neben der Geschichte des
utschen Staates die Geschichte des deutschen Volkes als einer Bluts- und Schicksals-
meinschaft berücksichtigt. Der bekannte österreichische Geschichtsforscher Heinrich Ritter
on Srbik hat schon seit langem den neuen Weg dieser Betrachtung beschritten. Von
inem auf umfassenden Studien beruhenden Werk „Deutsche Einheit. Idee und
Wirklichkeit" (F. Bruckmann A.-G., München 1935) sind bisher zwei Bände (456 S. und
26 S.) erschienen, die den Zeitraum bis 1859 ausfüllen. Österreichische Geschichte wird
ier zu einem Teil der gesamtdeutschen; es kann gezeigt werden, wie Österreich zu jeder
eit eine deutsche Sendung zu erfüllen hatte, wie eng das kulturelle Leben Österreichs mit
em deutschen verbunden blieb trotz politischer und konfessioneller Schranken. Es macht
abei nichts aus, daß der gebürtige Österreicher wohl gelegentlich die deutsche Seite des
sterreichischen Problems überbewertet, die Hauptsache ist der ehrliche Wille zum gesamt-
eutschen Verstehen, das Bemühen, den Deutschen die Mannigfaltigkeit ihrer Geschichte,
ie Spannungen zwischen Staatsgedanken und Volkstum begreifen zu lehren.

Wieder sind wir in der Lage, über einige Neuerscheinungen zur Bismarckliteratur zu berichten.

Reiches Quellenmaterial zur inneren Politik Bismarcks bietet der abschließende Band der „Gesammelten Werke Bismarcks", in dem der Herausgeber Werner Frauendienst „Politische Schriften 1871—1890" (Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1935; 498 S.) zusammengefaßt hat. Gerade die notwendige Beschränkung auf die innere Politik ermöglicht einen überaus starken Eindruck von der Arbeitskraft und der gewaltigen Gedankenleistung des Altreichskanzlers, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstrecken. Viel Neues bringt dieser Band zum Kulturkampf, die gesamte Korrespondenz mit Papst Leo XIII. ist an dieser Stelle zum erstenmal veröffentlicht worden.

Als eine Quelle zur inneren Politik darf auch das Buch von Siegfried von Kardorff: „Wilhelm von Kardorff. Ein nationaler Parlamentarier im Zeitalter Bismarcks und Wilhelms II. 1828—1907" (Mittler & Sohn, Berlin 1936; 384 S.) gelten. Der Führer der Freikonservativen hat auf das engste mit Bismarck zusammengearbeitet; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er Bismarck für den Schutzzoll gewann, dessen Notwendigkeit er früh erkannt hatte. Der Abschnitt, der diese Frage behandelt, ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Bismarcks. Das Buch leidet aber an Längen; die ausführliche Wiedergabe von Reichstagsreden, die nur Tagesbedeutung hatten, und die Wiederholung bekannter Tatsachen beeinträchtigen seine Wirkung erheblich. Freilich ist dies ein Fehler, der bei der Herausgabe von Privatnachlässen häufig unterläuft, da eine begreifliche Hemmung seitens der Familienangehörigen besteht, das Charakterbild auszuführen. Die Zeugnisse sollen für sich reden.

Dietrich Schäfers: „Bismarck" wurde von Maximilian von Hagen neu herausgegeben (Reimar Hobbing, Berlin 1935; 415 S.). Der Herausgeber hat sich damit begnügt, das Werk auf die neuesten Forschungsergebnisse hin zu ergänzen. Schäfers Bismarckstudie ist gewiß nicht das letzte Wort über Bismarck, sie wird an Tiefe und Farbigkeit von anderen Lebensbildern übertroffen, und das, was die neueste Zeit über Bismarck zu sagen hat, ist überhaupt noch nicht ausgesprochen worden. Aber wer nach einer klaren und großen Linie sucht, wer Bismarcks „heroische und maßvolle Realpolitik", wie der Herausgeber sich ausdrückt, auf sich wirken lassen will, der sei nachdrücklich auf dieses Buch hingewiesen.

Doch nun genug vom Staatsmann. Das Menschentum Bismarcks findet ein schönes Denkmal in einem kürzlich erschienenen Büchlein von Fürst Nikolai Orloff: „Bismarck und die Fürstin Orloff. Ein Idyll in der hohen Politik" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1936; 174 S.). Wohl wußte man aus Bismarcks Briefen

Digitized by Google

an seine Gattin von seinen Beziehungen zu Katharina Orloff. Aber nun zum erstenmal wird der Briefwechsel Bismarcks mit Fürst und Fürstin Orloff, soweit er erhalten blieb, zugänglich gemacht. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß das Familienarchiv der Orloffs sich in Paris befand und so die kostbaren Briefe der kommunistischen Zerstörungswut entgingen. Auch unter dem vielen, was schon von Bismarck veröffentlicht worden ist, bleibt dies eine besondere Gabe. Katharina Orloff sollte die einzige Frau sein, die Bismarck außer der Gattin zu fesseln wußte; einige Jahre lang wird der Briefwechsel mit ihr und die Hoffnung auf ein Wiedersehen ihm die schwere Last seines Amtes tragen helfen. Von einem Idyll läßt sich nur in den Jahren 1862—65 sprechen; der vielbeschäftigte Mann konnte seitdem nicht mehr an ein längeres Zusammensein denken und kam über die Enttäuschung, die Orloffs 1865 in Biarritz nicht vorzufinden, nicht ganz hinweg. Die Einführung durch den Enkel der Fürstin Orloff begründet psychologisch fein, wie Bismarck bei seinem letzten Urlaub, den er vor der Übernahme der Regierung 1862 in Biarritz verbrachte, auf ein solches Erlebnis innerlich besonders vorbereitet war. Es wurde ein Roman ohne Versteckspiel mit voller Klarheit und Reinheit; die Briefe von Katharina Orloff lassen den Zauber begreifen, den sie auf den so viel älteren Mann ausüben mußte. Bismarcks Briefe sind vollständig in der französischen Originalfassung und in deutscher Übersetzung wiedergegeben.

Die Untersuchung von Wolfgang Fornaschon: „Die politischen Anschauungen des Grafen Alfred von Waldersee und seine Stellungnahme zur deutschen Politik" (Historische Studien Heft 273; Emil Ebering, Berlin 1935; 182 S.) bestätigt das Bild, das man sich schon auf Grund von Waldersees Tagebuchaufzeichnungen machen konnte: die vorhandenen Gegensätze zu Bismarck sind weit weniger sachlicher als persönlicher Natur gewesen. Als Waldersee seine Hoffnung, der Nachfolger Bismarcks zu werden, begraben mußte, hat er sich bald wieder in weitgehender Übereinstimmung mit dessen Politik, besonders in der Beurteilung der sozialen Frage, befunden.

Wir besitzen keine deutsch geschriebene englische oder französische Geschichte größeren Umfangs, die dem Stand der neuesten Forschung angemessen ist. Solange es das nicht gibt, muß es willkommen sein, daß zwei Werke führender englischer und französischer Historiker in deutscher Übersetzung herausgebracht worden sind: George Macaulay Trevelyan: „Geschichte Englands" (2 Bände) und Charles Seignobos: „Geschichte der französischen Nation" (beide im Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin 1935). Das Werk von Trevelyan (421 S. und 431 S.) unterrichtet ausgezeichnet über die Entwicklung Englands zum Britischen Imperium unter starker Berücksichtigung des inneren Wachstums. Reichlich knapp ist die Darstellung der letzten Jahrhunderte geraten. Es ist bemerkenswert, in welchem Maße der Verfasser der Entstehung der englischen Rasse seine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Im Widerspruch zu manchen anderen Auffassungen erklärt Trevelyan das Eindringen der Germanen für das wichtigste Ereignis. Auch Seignobos' Werk (351 S.) geht in seiner gedrängteren aber anregenden Darstellung auf die Verschiedenheit der Völker und die Vermengung der Rassen in Frankreich besonders ein. Der Eigenart dieses Geschichtsforschers entsprechend, mehr Kollektiverscheinungen als Einzelpersönlichkeiten zu beobachten, lernt man vor allem die Kräfte begreifen, die das heutige Frankreich bewegen.

Die „Sudetendeutsche Geschichte" von Josef Pfitzner (Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935; 68 S.) ist ihrer Kürze und Klarheit wegen zu Schulungszwecken besonders geeignet; zeitgemäß ist vor allem die Darstellung der Lage der deutschen Hochschulen in Prag.

Unter dem Titel „Wir haben's gewagt. Weg und Wollen der Führer in Deutschland und Italien" (Cottasche Buchhandlung, Stuttgart und Berlin 1934; 315 S.) haben die Herausgeber O. Stahn und Filippo Bojano Essays über Führer des Nationalsozialismus und des Faschismus nebeneinander gestellt. Die politische Konstellation, unter der das Buch erschien, und für die es bestimmt sein sollte, war eine etwas andere als die heutige, aber wir glauben kaum, das dieses Buch deshalb unzeitgemäß geworden ist. Denn dem Leser wird nicht nur die Möglichkeit gegeben, die Führertypen zu vergleichen, sondern auch an der abweichenden Darstellungsart Völkerpsychologie zu studieren.

Die Erkenntnis, daß das rohstoffarme Deutschland nicht auf Kolonien verzichten kann, ist jetzt so sehr Allgemeingut geworden, daß kaum noch besondere Stimmung dafür ge-

Digitized by Google

macht zu werden braucht. Über die Einstellung der Partei schreibt H. W. Bauer: „Kolonien oder nicht?". Mit einem Geleitwort von Hjalmar Schacht (Richard Bauer Verlag, Leipzig 1935; 51 S.). Er sowohl wie der Reichsbankpräsident kommen zu dem Ergebnis, daß Deutschland Kolonien nicht entbehren kann.

Es ist durchaus richtig, wenn Johannes Stoye im Vorwort zu seinem Buch: „Das Britische Weltreich. Sein Gefüge und seine Probleme" (F. Bruckmann A.-G., München 1935; 348 S.) die bedauerliche Tatsache festnagelt, „daß die Unkenntnis über die politische, soziale und wirtschaftliche Wesenheit des Britischen Weltreiches nicht nur in breitesten Schichten unseres deutschen Volkes, sondern auch in erstaunlichem Maße in denjenigen Kreisen anzutreffen ist, die über andere Gebiete sehr gut unterrichtet sind." So wird man das vorliegende Buch um so mehr begrüßen, als es zur politischen Schulung besonders geeignet erscheint. Der Verfasser behandelt mit gründlicher Sachkenntnis in erster Linie die geopolitischen und handelspolitischen Fragen, es kommt ihm darauf an, die eigentümliche Struktur des Britischen Imperiums zu erklären, den englischen Volkscharakter in den Raum des Imperiums hereinzustellen. Wer von England und seinem Imperium nichts weiß, wird niemals die große Politik begreifen. Etwas gewagt sind Voraussagen über die Zukunft des Imperiums, die Stoye am Schluß seines Buches versucht; daß aber das Britische Imperium schwer gefährdet ist, darüber kann ein Zweifel kaum bestehen.

Die Todfeindschaft, die zwischen dem alten Österreich und Serbien bestand, mußte dazu führen, daß man sich im Vorkriegsdeutschland falsche Vorstellungen vom serbischen Volk und Land gemacht hat. Die schöpferischen Kräfte wurden unrichtig eingeschätzt. Heute hat Deutschland allen Grund, sich über Jugoslawien gut und vorurteilsfrei zu unterrichten. Wir empfehlen warm die Schrift: „Das Königreich Südslawien", die im Rahmen der Einzeldarstellungen der südeuropäischen Staaten erschienen ist (Universitätsverlag Robert Noske, Leipzig 1935; 262 S.). Hier wird von einzelnen Sachkennern — Gerhard Gesemann, Egon Heymann, Josef März, Friedrich Wilhelm von Oertzen, Alois Schmaus, Hans Schwab, France Stelè, Giselher Wirsing — über Politik, Volk, Landschaft und Kultur so ausführlich berichtet, daß man vor den Leistungen dieses Volkes alle Achtung bekennen muß. Das Geleitwort zu der Schrift stammt von Karl Haushofer.

Z. Zt. Rostock. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Musik

Kritische Untersuchungen über das Wesen der Musik, soweit sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, sind eine Angelegenheit des 19. Jahrhunderts. Geniale Anläufe zur Erkenntnis musikalischer Vorgänge müssen wir schon in Goethes Gedanken über Musik, noch mehr in Novalis' und Schopenhauers Definitionen sehen. Ein Standwerk dieser Art bedeutet dann Kaysers „Der hörende Mensch", dessen weitgefaßter Ausführungen bereits an dieser Stelle gedacht worden ist. Walter Hinz behandelt in seiner „Kritik der Musik" (Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel; 90 S.) das Problem durchaus vom Standpunkt des Philosophen und zwar im Sinn der Schopenhauerschen Gedankengänge, übrigens vertieft durch neuere Feststellungen physikalischer und tonphysiologischer Art. Für Hinz sind die indischen und platonischen Ideen Kriterien für das „Heilige" der Musik, dann aber vorzüglich Beethoven und Wagner, denen er eine von vornherein autoritäre Stellung für die Wahrheit in der Musik zuweist. Ob wir bei solch einseitiger, rein auf der philosophischen Grundlage ruhender Betrachtungsweise dem Urwesen der Tonkunst näher kommen, scheint uns fraglich. Denn des entscheidenden Gipfels, Johann Seb. Bachs, wird nicht gedacht, wie auch nicht seiner großen deutschen Vorläufer, die alle keine „Anfänge", sondern bereits wesentliche „Erfüller" der Kunst bedeuten.

In einer Broschüre „Musik und Gegenwart" bietet Theo Rüdiger eine Übersicht über die Entwicklung der deutschen Volksmusik vom Jahre 1400 bis zur Gegenwart (Weimarer Druck- und Verlagsanstalt; 35 S.). Zweifellos ist es für alle, denen eine zielbewußte Pflege nationaler Kulturbetätigung am Herzen liegt, eine Notwendigkeit, daß sie sich auch um die geschichtlichen Entwicklungstatsachen zuverlässig unterrichten können. Insoferne erfüllt die kleine Schrift recht gut ihre Aufgabe. Sie führt den Leser durch die Welt

Digitized by Google

all der vielen Musikererscheinungen, die der Eigenart ihrer Landschaft — im ganzen zusammengefaßt als norddeutscher und süddeutsch-schweizerischer Kulturkreis — musikalischen Ausdruck zu geben verstanden. Wir ersehen daraus auch, wie lebhaft und ehrgeizig heute noch im Lande draußen der tönenden Kunst geopfert wird. Leider aber drängt sich hier eine unerfreuliche Beobachtung auf. Denn wer erwartet, daß sich diese an sich so begrüßenswerten Bestrebungen im Rahmen einer wirklichen Volkstümlichkeit bewegen, wird sich nach Kenntnisnahme der hier mitgeteilten Programme und Aufführungen schwer enttäuscht sehen. Erstaunlicherweise ist nirgends von einem bodenständigen Musizieren, von der liebevoll gehegten Pflege des eigenen Liedes die Rede. Man wird an die unfruchtbarsten Zeiten des deutschen Männergesanges erinnert, wenn wir lesen, daß sich die einheimischen Musikverbände, meist Bläservereinigungen, im Schweiße ihres Angesichts abmühen, schwierige Werke der Kunst, wie z. B. die Rhapsodien von Liszt und ähnliches, ihrem Publikum mundgerecht zu machen. Wir haben alle Achtung vor solchem Ehrgeiz; allein was haben derartige künstlerische Übertragungen, die doch nichts wie unfruchtbare Künstelei bedeuten, mit der wirklichen Volkskunst zu tun? Und wieviel Schönes harrt gerade hier einer liebevoll und systematisch durchgeführten Arbeit! Auch wird merkwürdigerweise gerade solcher in diesem Sinne wirkender Männer vergessen, die wie Paul Kiem in Tegernsee und Helmut Pommer in Lindau die Klänge ihrer Heimat in Wort und Tat vor dem Untergang zu retten suchen.

München. Siegfried Kallenberg.

Vier Romane

Der stärkste und dichterischste der nachstehend zu besprechenden Romane ist „Dismas Koller der Schäfer" von Hans Friedrich (Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig 1935; 339 S.). Wieder einmal ein Buch, das uns wirklich etwas angeht, weil die Menschen des Romans und ihre Landschaft zu echtem Leben gestaltet sind. In diesem Buch ist nichts Kulisse und Staffage, nichts bloße Absicht; der Schäfer Dismas Koller ist wie ein Stück Natur, ein Mensch aus starkem und hartem Holz, und die Geschichte seines Lebens und seiner Ehe strömt wie ein Wildbach durch eine freie und wirklich geschaute Landschaft. Man möchte dem Roman weiteste Verbreitung wünschen, weil in ihm echt und unwillkürlich zur Dichtung reifte, was unsere Zeit bewußt als den Geist des Bauerntums verkündet.

Ähnlich starke Stellen hat der Roman von Otto Erich Kiesel: „In der Heimat, in der Heimat..." (Broschek & Co., Hamburg 1935; 309 S.). Er behandelt das Schicksal einer Bauerntochter aus dem Holsteinschen, die nach Hamburg heiratet, und deren Mann im Kriege fällt. Sehr gut ist das Leben in dem Hamburger Arbeiterhaus gezeichnet, und wie in allen diesen geplagten Menschen ein echtes Menschentum verborgen liegt, das dann plötzlich in guter Hilfsbereitschaft hervorbricht. Kiesel versteht es, ganz verschiedenartige Menschen zu gestalten und so die Mannigfaltigkeit des Lebens auf lebendige Weise deutlich zu machen.

Im gleichen Verlag erschien auch ein anderes Buch Kiesels: „Unterwegs nach Mölln", ein Eulenspiegelbuch (155 S.). „Tills letzte Wegstrecke", so lautet der Untertitel, bringt trotz allem echten Humor einen etwas blassen Till Eulenspiegel, der der geradezu mythischen Gestalt der Sage und des de Costerschen Romans nicht ganz gewachsen ist. Wenn man das Buch jedoch vergleichslos hinnimmt, als ein Stück für sich, dann hat es mit seiner allgemein menschlichen Gleichnishaftigkeit, und mit der Art, in der die menschliche Natur und das Unterwegssein des Menschen nach Mölln, womit das Sterbenmüssen gemeint ist, manches für sich.

Ein Roman ganz anderer Art ist der „Genius in Fesseln" von Eduard Thorn, der Lebensroman Christian Schubarts (Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1935; 264 S.). Er berichtet von der genialen Unausgeglichenheit des Dichters und Musikers Schubart (1739—1791), von der gepuderten Willkür und Enge seiner Zeit, die das Schicksal dieses Mannes bestimmen, der von 1777—1787 vom Miniaturdespoten, Herzog Karl Eugen von Württemberg, auf dem Asperg gefangengesetzt war. Das Buch ist gut und aus der Atmosphäre der Zeit heraus geschrieben.

München. Jorg Lampe.

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Hanns Johst gab uns den Roman vom „Sterbenden Adel", nun hat der Träger des Staatspreises, Richard Euringer, den Roman der fallenden Fürsten geschrieben: „Die Fürsten fallen, Roman aus hundert Jahren Anarchie" (Grethlein, Leipzig 1935; 756 S.). Die beiden Bücher haben manche Ähnlichkeit. Wie Johst sucht Euringer seiner Syntax etwas Hartes, Stoßendes und Metallisches zu geben, indem er Satz und Abschnitt aufs äußerste kürzt. So überraschende Prägungen dabei manchmal zustandekommen — es ist, aufs Ganze eines so umfangreichen Werkes gesehen, doch eine Gefahr. Der Stil wird kurzatmig, es kommt zu keinem epischen Fluß. Gleichwohl muß die große Absicht des Verfassers anerkannt werden, der den Sturz des europäischen Königsgedankens, wie er mit der französischen Revolution sich anbahnt und im Weltkrieg sich vollendet, als eine einzige zusammenhängende Tragödie sieht. Ein Bogen spannt sich vom Ende des 18. bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts. Ring um Ring greift die Kette der Ursachen ineinander, mehr als die wildesten Revolutionäre sind die Legitimisten selber in ihrer Ränkesucht, ihrer blinden Jagd nach Amt und Vorteil die Totengräber ihrer Idee. Die alte Wahrheit tritt wieder deutlich hervor: daß ein großer Gedanke nicht an dem Haß seiner Feinde, sondern an der Schlechtigkeit seiner Bekenner stirbt. Ein großer Stoff, wert, daß man sich um seine Gestaltung müht!

Franz Schneller: „Blaubuch eines Herzens" (Herder, Freiburg 1935; 304 S.). Eine zarte alemannische Liebesgeschichte, nicht ganz ohne Sentiment, aber im allgemeinen sauber erzählt, mit wohl gewählten und gesetzten Farben.

Nachdem Hunde und Katzen, Affen, Wölfe, Löwen und Pferde ihre Biographien erhalten haben, ist nicht einzusehen, warum nicht auch einmal die Lebensgeschichte eines Hechtes geschrieben werden soll, wie es Johannes Heinrich Braach auf anmutige und fesselnde Weise getan hat: „Tur-Dell, die Geschichte eines Hechtes" (Stalling, Oldenburg 1935; 192 S.). Braachs Buch kann neben dem Hechtbuch des Naturwissenschaftlers Svend Fleuron wohl bestehen, es hat den Reiz des frischen und freien Fabulierens: eine Liebe zum feuchten Element und einen lebhaften Schwung des Vortrags.

Ein neues Buch von Hjalmar Kutzleb: „Herzog Sterngucker" (Westermann, Braunschweig 1935; 272 S.). Bernhard von Waltersburg, der junge Prinz, muß auf ein stilles Gelehrtendasein, das er sich wünschte, verzichten, da ihn sein Schicksal früh an die Spitze seines kleinen Landes stellt. Er nimmt seine Aufgabe ernst und wird in seinem Willen, die Menschen zu bessern, enttäuscht, aber auch gereift.

Werner von Heidenstams prachtvoller Geschichtenkreis: „Karl der Zwölfte und seine Krieger" ist bei Langen-Müller, München als einbändige Volksausgabe herausgekommen (1935; 512 S.; deutsch von G. Bergmann). Das ist eines der großen Beispiele dichterischer Historie. Das Geschichtliche, so sehr es den Kern der Darstellung ausmacht und als Luft und Farbe das ganze Werk erfüllt, ist menschlich völlig durchleuchtet, vom Menschlichen her belebt. Die Jugend des Königs, die alte Gunnel, Poltawa — lauter Meisterstücke einer mit Worten sparsamen, an gedrängter Kraft reichen Erzählerkunst. Das Buch wirkt immer frisch und kräftig, so oft man dazu zurückkommt.

Das große Romanwerk von Jules Romains: „Die guten Willens sind", von dem die beiden ersten Bände „Der 6. Oktober" und „Quinettes Verbrechen" deutsch bei Rowohlt, Berlin, herauskamen (325 und 263 S.), haben wir schon im Weihnachtsheft dieser Zeitschrift angekündigt. Es handelt sich da nicht um irgendeine Neuerscheinung aus der Werkstatt eines berühmten Mannes, die man mehr oder weniger interessant finden und in der üblichen Weise abschätzen und einordnen kann, sondern um einen großartigen Vorstoß in der Richtung auf eine neue Form des Romans. Zugleich geht es hier um den höchsten Ertrag eines der erzählenden Kunst gewidmeten Lebens. Ursache genug also, uns aufmerksam zu machen. In seiner Vorrede hat Romains ausführlich dargelegt, worum es ihm geht. Bei uns Deutschen ist es gewöhnlich ein neuer unerhörter Gegenstand, der die beste Kraft der Autoren lockt — bei den Franzosen ist es die wachsame Sorge um die Form. Nicht ein neues Was zu erzählen ist die Aufgabe, sondern das neue Wie, und es ist außer jedem Zweifel, daß der Versuch Romains' der Kunst des Romans Einsichten von überraschender Art bescheren wird. „Wie oft habe ich lächeln müssen", sagt der Verfasser, „wenn ich sah, wie in einer Geschichte, die mir das Leben von Paris oder London dar-

Digitized by Google

zustellen meinte, fünf oder sechs Personen, immer wieder die gleichen, sich durch Zufall an den verschiedensten Orten trafen. ‚Aus ihrer Loge bemerkten die Morteville plötzlich die Dupont, welche im Parkett saßen' dann ‚Die erste hübsche Frau, der Jaques Dupont auf dem Rennen begegnete, war Alice Morteville'. ‚Über die bewegte Menge der Manifestierenden sah Pierre Morteville das energische Haupt von Jacques Dupont ragen'. Sodann kann der Verfasser sich daranmachen, uns die wildbewegte Menge, die glänzende Versammlung auf der Rennbahn zu beschreiben und alle Hintergründe beliebig auszumalen; der Unglückliche merkt nicht, daß seine Dupont und Morteville, sobald sie sich begegnen, und dadurch, daß sie sich mit einer so beklagenswerten Leichtigkeit begegnen, all das Unermeßliche unterdrücken, das sie umgibt, mich hindern, auch nur einen Augenblick zu fühlen, daß Paris oder London etwas Gewaltiges ist, in dem man sich verliert, und ohne weiteres diesem Paris oder London das Aussehen einer niedlichen Kleinstadt geben". Man sieht aus dieser hübschen Schilderung der Schwächen des üblichen Romans am besten, wohin Romains' Neuerung zielt. Diese Unwahrscheinlichkeiten, deren Verknüpfung sonst die Handlung spinnt und treibt, sollen verschwinden. Romains will so gewaltig sein, so voller Zufälle und Überraschungen wie das Leben selbst. Er will nicht nur die Drähte, an denen Romanfiguren gezogen werden, verbergen — er will überhaupt ohne Drähte auskommen. Er will eine Figur auftreten lassen, und eine zweite — sie wohnen vielleicht in naher Nachbarschaft, aber sie sollen sich nicht begegnen. Jede hat ihr eigenes Schicksal, das sie lebt, die Geschehnisse gehen nebeneinander her, berühren sich nicht — und um so großartiger tritt hinter ihnen, über ihnen, zwischen ihnen das Unendliche hervor, dies Wunder das „Leben" heißt. So löst sich der Roman vom Individuum, nicht mehr ein Einzelner ist wichtig — der Held ist ein Volk, eine Zeit oder eine Stadt. Dies alles aber soll nicht etwa von der genauen Beobachtung der Einzelperson entbinden — im Gegenteil. Jules Romains behauptet mit Recht (und was noch wichtiger ist, er handelt danach), daß der einzige Weg zur Richtigkeit eines Ganzen über die Richtigkeit seiner Teile führt. Indem er also eine menschliche Gesamtheit zu schildern unternimmt, verzichtet er auf nichts, was die individualistische Seelenkunst der letzten Jahrzehnte uns gelehrt hat, denn er weiß, jede Stufe ist nur zu überwinden, wenn man sie erst betreten hat und fest darauf steht. Dies alles macht Romains' Unternehmung zu dem, was man, nicht nur unter Literaten, ein „Ereignis" nennen muß. Denn hier schickt sich die Literatur an zu einem Schritt, den das Leben selbst schon getan hat. Sie erfüllt also ihre Aufgabe: Spiegel unseres Zustandes zu sein, ihn dem Bewußtsein einzuprägen und zu verewigen. Mit einer Spannung, die nichts mehr mit bloß ästhetischen Reizen zu tun hat, sieht man nun, wie Romains seine Aufgabe Schritt um Schritt durchführt, und wundert sich, wie eine Sache, die erst nur ein Form-Problem schien, so allgemein-menschliche Bedeutung gewinnen konnte. Es pflegt mit den Formfragen so zu gehen. Leute, die nur halb hinhören, glauben, es gehe dabei um handwerkliche Sorgen von Stubenhockern und Leisetretern, um die Narrheiten eines exklusiven Klubs. Sobald man sich aber näher damit einläßt, spürt man auf einmal, wie Form und Sein ineinander verschlungen sind, und daß ein richtig gebauter Vers zuweilen Macht hat, eine Welt aus den Angeln zu heben.

„Lebendige Wasser." Vier neue Geschichten von Jean Giono (Deutsch bei S. Fischer, Berlin 1935; 248 S.). Was erzählen heißt, was es bedeutet, den Dingen der Welt zu begegnen und sie im Bilde zu gestalten — hier wahrhaftig kann man es lernen. Da wird von Töpfern erzählt und ihrem Handwerk, vom Quellenwächter, vom Schleifstein, vom Schlächter, von den Sensen im Korn und immer von Pan, der hinter der Erscheinung der Dinge schlummert. Die Leidenschaft des Schaffens zittert und brennt in dieser Prosa, man kann es nicht anders sagen. Was da ist, wird gesehen mit jenem Ernst, der allem Wirklichen zukommt.

Der Deutsch-Nordische Schriftstellerverein nimmt in sein Travemünder Haus junge deutsche und skandinavische Schriftsteller auf, um ihnen sommersüber gute Wochen zu machen und eine Gemeinschaft des Lebens und Geistes zwischen ihnen zu begründen. Nun ist man auf den hübschen Gedanken gekommen, eine Art dichterisches Gästebuch herauszugeben, zu dem jeder der Geladenen etwas beigetragen hat. „Sterne und Strand" hat man es betitelt, hat es in Druck, Papier und Format schön ausgestattet, mit kleinen Zeichnungen geschmückt und im Neuen Sieben Stäbe Verlag zu Hamburg herausgegeben (1935; 58 S.).

Digitized by Google

Peter Fleming: „Brasilianisches Abenteuer" (Deutsch bei Rowohlt, Berlin 1935; 384 S.). Da wird beschrieben, wie Einer nach Brasilien zieht, um den in den Dschungeln des Amazonas verschwundenen Oberst Fawcett zu suchen, und wie er dabei das Geheimnis, die Wunder und die Abenteuer eines ganzen großen Landes entdeckt. Und wie ist das erzählt! Mit Kraft und Lust, mit Humor und Ernst und einer knabenhaften, aber nicht unreifen Freude an Landschaft, Tieren und Leuten. Ein schönes Buch, sehr englisch und recht einfach und menschlich dabei.

Im Styria-Verlag, Graz gibt Hans Leisthelm eine „Deutsche Bergbücherei" heraus, hübsch gedruckte und ausgestattete Hefte, die von den Bergen, ihrer Schönheit und Größe erzählen: „Schicksal in den Bergen" von Sigi Lechner, „Der Steinbock" von J. F. Perkonig, „Die Glocke im Hügel" von dem Norweger Tarjei Vesaas, „Der Ruf vom Nanga Parbat" von Rudolf Rauch und eine von Franz Tauber besorgte lyrische Auslese „Gedichte vom Berg". Was immer hier von den Bergen geredet und gesungen wird, stets geschieht es von Leuten, denen Berge nicht nur ein Sport und nicht nur Erholung sind, sondern die das tiefere Geheimnis des Gebirges begriffen haben. In denselben Zusammenhang gehört Gustav Renkers ebenfalls bei der Styria (Graz) erschienener Roman „Dämon Berg" (1935, 232 S.). Keine große schriftstellerische Leistung, aber eine Echtheit des Berggefühls, die hier wie dort mit vielen Unzulänglichkeiten und Sentimentalitäten versöhnt.

Bei Velhagen & Klasing, Bielefeld, zwei Märchenbücher, geschrieben und bebildert von Eduard Kölwel: „Wald-, Wasser- und Wichtelmärchen" und „Zauberer, Zwerge und Zwiebelkinder" (1935, 24 u. 26 S.). — Im gleichen Verlag „Der fröhliche Kreis, Allerhand aus Kinderland", Geschichten und Reimspäße von Otto Scholz (1935; 112 S.).

Autobiographien: August Winnig, der in „Frührot" und „Der weite Weg" Stücke seines bemerkenswerten Lebens erzählt hat, gibt nun einen dritten Band heraus: „Heimkehr" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 409 S.). Hier gibt er Bericht von seinen Erlebnissen zwischen 1918 und 1923. Es war die Zeit, da Winnig in der bedrohten Ostmark des Reiches eine entscheidende Tätigkeit entfaltete. Er war es, der den Mut hatte, in seiner Eigenschaft als Generalbevollmächtigter des Reiches mit dem System der Soldatenräte zu brechen und die Freikorps zum Kampf zu rufen. Was hier aufgezeichnet ist, bedeutet von nun an eine wichtige Quelle für die Ereignisse der ersten Revolutionsjahre.

Wilhelm Schmidtbonn hat sein Leben geschrieben: „An einem Strom geboren" (Rütten & Loening, Frankfurt am Main 1935; 394 S.). Er erzählt mit Freude und Wärme, anmutig oft, immer fest und sicher die Feder führend — gute Eigenschaften genug, um den Leser in Bann zu halten. Schmidtbonn ist nach Jahren der Wanderung und Verwandlung zu einem Leben mit der Natur, der Landschaft und den Tieren gereift. Im Krieg war er an der Front als Berichterstatter. Alles Schwere, was er dort sah, und dann Krankheit, Verarmung und Not der Inflationsjahre haben ihm die dankbare Lebensbejahung nicht erschüttert. Ein Wort von Hebbel steht dem Buch voran: „Der Strom hat sein Ufer nicht vorgefunden, sondern er hat es sich gebildet."

Rudolf Herzog selber ist der „Mann im Sattel", von dem er in seinem „Lebensroman" (Paul Neff, Berlin 1935; 407 S.) erzählt. Ein Mann wie Herzog ist im Grunde eine wohltuende Erscheinung. Glücklich, wer so wenig von Problemen beschwert durch die Zeiten geht, mit der bravsten Gesinnung und mit Worten und Sprüchen von so frischfröhlicher Art, wie sie in dem Heft „Deutsche Gedanken" aus dem ganzen Lebenswerk Herzogs zusammengetragen sind (Paul Neff, Berlin 1935; 46 S.), seine Leser zufrieden stellt.

„Bogen der Jahre" von Halliday Sutherland (Aus dem Englischen bei Rowohlt, Berlin 1935; 341 S.). Mit so lebendigem Humor, so viel Kraft der Anschauung ist dieser Lebensbericht gegeben, daß man gleich mitgeht und mit wachsender Freude weiterliest, bis zum Ende. Sutherland ist als Arzt und Forscher in England berühmt. Hier kehrt er nicht den Beruf heraus, er spricht nur von den Erfahrungen seines bunten und bewegten Lebens, als wäre alles ohne sein Zutun ihm geschenkt worden. Er erzählt von den Bergen seiner schottischen Heimat, von Jagden, Trinkgelagen und Stierkämpfen, vom Angeln und vom Walfischfang, von seinen Erlebnissen als Schiffsarzt an Bord eines

Digitized by Google

englischen Kreuzers im Weltkrieg. Etwas von gesteigerter Lebenskraft scheint davon auf uns überzugehen: von dieser stillen und festen Bewährung vor jedem Lebensaugenblick.

Ein anderes Buch vom Leben eines Arztes erschien in der Alpenlandbuchhandlung Südmark, Graz: Hans Kloepfer: „Aus dem Bilderbuch meines Lebens" (1935, 320 S.).

Neue Dramen und Gedichte: Gerhart Hauptmanns neues Stück „Hamlet in Wittenberg" (S. Fischer, Berlin 1935; 190 S.) ist besser als sein letztes von der „Goldenen Harfe", aber zu einer vollen Gestalt, zum wirklichen Ausreifen und Vollenden läßt es die ihm zur Gewohnheit gewordene Nachlässigkeit nicht mehr kommen. Gegen das Experiment an sich ist gar nichts zu sagen. Britting hat in seinem „Roman eines dicken Mannes, der Hamlet hieß" deutlich genug bewiesen, wie stark und eigentümlich eine übernommene Gestalt in eines neuen Dichters Händen werden kann. Hauptmann hatte sich schon früher in einer Theaterbearbeitung des Shakespearschen Hamlet mit dem unerschöpflich reichen Thema beschäftigt. Hier will er die Studentenjahre des Dänenprinzen vorführen, Kavaliere, Dirnen, Zigeuner und Liebschaften, Lebenslust und Wissenschaft in einem wilden und genialischen Durcheinander — am Ende ruft der Tod des Vaters den Prinzen nach Helsingör zurück. Ein Stoff wieder, wie ihn nur Gerhart Hauptmann so sieht und findet. Wir hätten eine neue deutsche Komödie davon haben können, für alles war hier Raum: für Musik, Heiterkeit, Derbheit, Tragik und Anmut. Alles das ist auch da — aber wieder nur im Entwurf. Man sieht sich um in diesem weitläufigen Gebäude und sieht: ein Genie hat das erdacht. Aber ein Unlustiger, ein unverantwortlich Leichtsinniger hat es ausgeführt! Da liegen die Schönheiten herum, zwischen Trümmern. Gespräche werden geführt, von der tödlichsten, pedantischen Langeweile, am schlimmsten Hamlets verliebte Ansprachen — papierener als Papier. „Du bist ein Kind, das Kind, du bist das Volkslied!" so redet dieser merkwürdig unshakespearisch veranlagte Prinz in einer Schäferstunde ein Zigeunermädchen an. Dann klingt ein Ton herauf, wie aus den Zeiten, in denen „Florian Geyer" geschrieben wurde (erinnert der Verfasser sich noch?) und man hofft: jetzt kommt es, jetzt wird alles sich sammeln und ordnen, es braucht ja nicht mehr als den Willen, es zu machen. Aber der Wille ist lahm, die formende Hand erschlafft, es verrinnt wie Sand und wird zuletzt — bei all der Bühnenerfahrung, die Hauptmanns langes Theaterleben ihm hätte schenken müssen — nicht einmal ein brauchbares Theaterstück.

Volksspiel: Eine schwungvolle Festdichtung zur Vereidigung junger Mannschaft auf die Fahne der Bewegung ist Eberhard Wolfgang Möllers Spiel: „Die Verpflichtung", das zuerst für die Marienburger Jungbannfahnenweihe geschrieben und zu diesem Anlaß durch den Rundfunk gesendet wurde (jetzt erschienen im Theaterverlag Albert Langen/Georg Müller, Berlin 1935; 16 S.). Von den weiteren Neuerscheinungen des gleichen Verlags sind zu nennen: eine neue Bearbeitung des alten „Paradeis-Spiels vom Oberufer" durch Helmut Amanshauser (52 S.), ein kleines Krippenspiel: „Die Hirtenstunde" von Josef Bauer (23 S.), „Die Krippenfahrt" von Carola Dohle (47 S.) und das „Werdenfelser Krippenspiel" von Otto Blümel, das als illustrierte Buchausgabe im großen Format im Münchner Buchverlag Langen/Müller herauskam. Wichtiger als diese immer wiederkehrenden Versuche, das Weihnachtserlebnis dramatisch zu gestalten, scheinen mir die Bestrebungen, die wie Paul Gurks Rüpelspiel: „Der Lockvogel" (1935; 32 S.), dessen Stoff auf eine Skizze Tschechows zurückgeht, oder wie Heinz Steguweits Spiel vom „Teufelsgulden" das Volksspiel von seiner eigensten Seite her, der derb humoristischen oder derb traurigen, wieder aufzubauen suchen. Erstaunlich ist freilich auch hier die lockere, ungesammelte Form. Dramenschreiben, auch beim kleinsten Spiel, ist eine Sache des Könnens, man muß imstande sein, eine Handlung zu bauen, zu steigern, in Gang zu halten. Es ist nichts getan, wenn man Bilder, und wären es die lärmendsten und buntesten, nebeneinandersetzt. Alois Lippl ist es mit diesen Dingen der Technik in einem „Passauer Wolf" besser geraten (Höfling Verlag, München 1935; 151 S.), wahrscheinlich, weil er mit Bewußtsein für die große Bühne gearbeitet und ihre Gesetze im Auge behalten hat.

München. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Februar 1936
Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 4. Vj. 35: 3613. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbinderarbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riesern bei Pforzheim.
Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Kampf len Bazillen

Von Dr. Gerhard Venzmer

ı Bakterien, Seuchen und ansteckende heiten! Wie das Wesen der Bakterien- heiten, besonders der Tuberkulose er- wurde, wie man sich wirksam gegen sie ɛt und dadurch sich und der Volksgesund- ient, zeigt dieses neue, allgemeinverständ- Buch des bekannten Arztschriftstellers. Rat Prof. Dr. Uhlenhuth, Freiburg i. Br., t: „Venzmers schönes Buch ist so inter- t und allgemeinverständlich geschrieben, vor allem auch der Laie ungeheuer viel ıs lernen kann." Ein hochinteressantes und ıich praktisches medizinisches Volksbuch für jedermann!

Seiten. Geheftet RM. 2.90, Leinen RM. 3.90

allen Buchhandlungen!

lag KNORR & HIRTH GmbH. München

Die Kneippkur die Kur der Erfolge!

Von San.-Rat Dr. Albert Schalle

Lesen Sie dieses große Gesundheitswerk! Es ist die modernste umfassende Darstellung der Kneippschen Heilmethode, besonders bei Nervenleiden, Herzleiden, Frauenleiden, Organerkrankungen, Stoffwechselkrankheiten, Infektionskrankheiten, Kinderkrankheiten usw. Auch tuberkulose Erkrankungen und Lungenleiden sind durch die Kneippsche Behandlungsweise besserungsfähig und heilbar! Die Kneippschen Bäder, Güsse, Wickel und Waschungen sind an Hand von 32 Bildtafeln genau beschrieben. Ein ärztliches Hausbuch für jede Familie!

650 Seiten. Lexikonformat. 36. Tausend! Geheftet RM. 5.90, Leinen RM. 7.50

In allen Buchhandlungen!

Verlag KNORR & HIRTH GmbH. München

Ein Appell an Alle!

EWALD AMMENDE

IUSS RUSSLAND HUNGERN?

Menschen- und Völkerschicksale in der Sowjetunion

XIV u. 356 Seiten mit 22 Abbildungen. Preis brosch. RM. 6.—, in Lein. geb. RM. 7.50

r Einspruch Ammendes ist so eindringlich und überzeugend, wie eben nur die Wahrheit eindringlich und überzeugend sein kann. Es liegt an der Welt, ihn zu hören . . . Völkischer Beobachter

s Buch ist mit einem unendlichen Quellenmaterial sehr gründlich zusammengestellt. Ammende hat Rußland als Student bereist, war als wirtschaftlicher Sachverständiger mehrfach im bolschewistischen Rußland. Er ist ein einwandfreier Kronzeuge für alle. Berliner Jll. Nachtausgabe

it überzeugender Dokumentation werden die Tatsachen — der alljährliche Tod von Millionen Sowjetrussen! — festgestellt und die Ursachen untersucht. Das Buch ist eine Tat. Basler Nachrichten

. Nirgendwo ist dies bisher erschütternder und überzeugender nachgewiesen worden als in diesem Buch, das jeder kennen muß, der es unternehmen will, über die heutige Lage im sowjetrussischen Paradies ein begründetes Urteil abzugeben. Germania

.. es stellt einen dokumentarischen und erschütternden Tatsachenbericht wirklicher Verhältnisse in dem durch eine skrupellose Propaganda der Welt ganz anders dargestellten „Sowjetparadies" dar. Deutsche Presse, Prag

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG • WIEN-LEIPZIG

Digitized by Google

Zum Tage der zwanzigjährigen Wiederkehr erschien:

VERDUN

von Oberregierungsrat Dr. Wilhelm ZIEGLER / Kart. RM. 4.80, Leinen 5.80

Es gibt keine Schlacht des Weltkrieges, in der die beiden größten Soldatenvölker Europas so leidenschaftlich und so erbittert ihre Kräfte gemessen haben, wie vor Verdun. Fast ein volles Jahr hat sich dieser Zweikampf auf derselben Stelle hingeschleppt, dem auf beiden Seiten mehr als 700000 Kämpfer zum Opfer fallen. Die „Tragödie von Verdun", wie das amtliche Werk des Reichsarchivs diesen kühnsten und großartigsten Anlauf nach dem höchsten Siegespreis genannt hat, erhitzt in Deutschland wie in Frankreich noch immer die Gemüter und gewisse rätselhafte Vorgänge des Schlachtenverlaufs sind noch heute in Dunkel gehüllt. Es bedurfte eines Abstandes von zwei Jahrzehnten, es bedurfte der Veröffentlichung unzähliger Regimentsgeschichten und Teilbeiträge auf beiden Seiten, um ein vollständiges, abschließendes Bild dieses Schlachtengewirres zu gewinnen. Dr. Wilhelm Ziegler hat die sich selbst gestellte Aufgabe, diesem gigantischen Zweikampf zweier Völker und zweier Feldherren eine Darstellung zu widmen, die vor der Geschichte Gültigkeit hat, in einzigartiger Weise gemeistert. Als Mitkämpfer hat er sich ein Erlebnis von der Seele geschrieben, das ihn seit 20 Jahren verfolgt, das uns die übermenschliche Leistung der Frontheere in Bildern und Szenen von unerhörter dramatischer Wucht erschütternd zum Bewußtsein bringt. Als Historiker entschleiert er das Rätsel Verdun bis in die letzten psychologischen Hintergründe dieses Dramas und gibt Antwort auf die Frage, warum diese Schlacht, die – mindestens dreimal – bis dicht an den Sieg der deutschen Truppen herangeführt hatte, mit so ungeheuren Opfern immer weiter gespeist wurde.

Die Einmaligkeit dieses Verdun-Buches liegt in der seltenen Vereinigung einer grandiosen Schlachtdarstellung mit der Erhellung verborgener strategischer Zusammenhänge, wie sie jetzt erst aus den zahlreichen Veröffentlichungen diesseits und jenseits zu Tage treten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Digitized by Google

Lesesaal

Süddeutsche Monatshefte

Ausgrabungen in aller Welt

- Urgeschichtliche Menschenreste
- Vorgeschichte Deutschlands
- Römerzeit. Deutsche Frühgeschichte
- Klassisches Altertum
- Alter Orient. Ägypten. Palästina
- Moderne Ausgrabungstechnik

33. JAHRGANG HEFT 7 APRIL 1936

Vierteljährlich RM 4.05 Einzelheft RM 1.50

P
o
94
33
7

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Frühjahrsneuerscheinungen

aus dem Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Die Deutsche Kulturgeschichte

Band I: Geschichte der Deutschen Kultur.
Von Prof. Dr. Georg Steinhausen, neubearbeitet u. erweitert von Dr. Eugen Diesel.

Band II: Bilderatlas der Deutschen Kulturgeschichte
bearbeitet von Dr. Friedrich Schulze, Direktor des Stadtgeschichtl. Museums in Leipzig.

Zwei Bände in Ganzleinen 35 RM., in Halbleder 45 RM.

Das grundlegende Werk über die Entwicklung der deutschen Kultur von den Anfängen bis zur Gegenwart.

*

PHILIPP METMAN

Mythos und Schicksal

Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik.
227 Seiten Text mit 16 Bildtafeln.

In Ganzleinen 4,80 RM.

Eine neue Deutung der antiken Göttermythen und ihre Beziehung zum Lebensinhalt des heutigen Menschen.

*

W. RAMMNER

Das Tier in der Landschaft

Die deutsche Tierwelt in ihren Lebensräumen
475 Seiten mit 127 mehrfarbigen und 269 einfarbigen Abbildungen.

In Ganzleinen 9,80 RM.

Völlig neu und einzigartig an diesem Werke ist die Bebilderung. Das ganze Buch enthält mitten im Text prachtvolle 4farbige Tier- und Landschaftsbilder neben lebensvollen Schwarzweiß-Zeichnungen. Der Text schildert das Leben der mitteleuropäischen Tiere in ihrer Umwelt und im Wechsel der Jahreszeiten.

Storms Werke

Illustrierte Ausgabe in 9 Bänden

Mit einer Vorrede von Hans Friedr. Blunck und Federzeichnungen von Karl Wernicke. Nach der von Theodor Hertel besorgten, kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe neubearbeitet und erweitert von Fritz Böhme

Jeder Band umfaßt etwa 400 Seiten (13×21 cm).

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Preis in Ganzleinen je 1,90 RM.

Die neue billige Stormausgabe in geschmackvoller Neuausstattung.

*

FREDERIK ADAMA VAN SCHELTEMA

Die Kunst unserer Vorzeit

Rund 200 Seiten Text mit 204 Abbildungen auf 68 Kunstdrucktafeln. Format 16,5×25 cm.

In Leinen gebunden 4,80 RM.

Eine großangelegte Gesamtschau der nordischen Kulturentwicklung von der Steinzeit bis zum Beginn des Mittelalters im Spiegel der bildenden Kunst.

*

MARTIN BLOCK

Zigeuner

Ihr Leben und ihre Seele
288 Seiten Text und 99 Abbildungen auf 64 Kunstdrucktafeln.

In Ganzleinen 5,80 RM.

Hier sind die Ergebnisse einer langjährigen Forschung zu einem packenden Bild des Zigeuners, seiner Art und seines Lebens zusammengefaßt. Dr. Martin Block ist der Zigeunerseele wirklich nahe gekommen. Seine aus tiefem ernsthaftem Wissen schöpfende Schilderung gibt erstmalig ein wahrheitsgetreues, umfassendes Bild des merkwürdigen Volkes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Digitized by Google

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Schwarzwald-Schule Triberg, Musikgymnasium mit Oberrealschule. Schülerh. in gesunder Wald- u. Höhenlage. Mittl. Reife a. d. Musik. Staatl. Abitur. Jed. Sport. Bilderprosp.

Ernst Wagner Apparatebau, Reutlingen

HEIMARBEIT vergibt P. Holfter, Breslau Hb. | **Bücher sind Freunde**

Die koloniale Schuldlüge
von Dr. Heinrich Schnee
Ehem. Gouverneur v. Deutsch-Ostafrika
5. Buchauflage
Mit 16 Vollbildern
Geh. RM. 2.70
In jeder Buchhandlung erhältlich
Süd. Monatshefte G.m.b.H.
München, Sendlingerstr. 80

Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Firmen bei:

„Viktoria zu Berlin" Allgemeine Versicherungs-AG., Berlin SW 68,

„Die Woche" Berlin SW 68

J. Stollreiter: Weiter, weiter, ihr Goten! Erzählung aus dem 6. Jahrhundert. Zweifarbiger Umschlag von A. Roloff. Halbleinen RM. 3.–, Edelbroschur RM. 2.50.

A. Köhler: Der deutsche Anteil an der Entdeckung u. Erforschung der Erdteile. Mit mehrfarbigen Karten.
1. Teil: **Afrika.** Halbleinen RM. 2.–.
2. Teil: **Amerika.** Halbleinen RM. 3.50, kartoniert RM. 3.–.

M. Grosch: Das alte Lied. Ein heiterer Roman, Ganzleinen RM. 3.25.

Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B.

Richtig disponieren! Schaden verhüten durch Studium der „Deutschen Rechts-Fibel", des großen Selbst-Unterrichts- und Nachschlagewerkes für das Reichsrecht. 4 Werbehefte vollkommen kostenlos erhalten Sie, wenn Sie diese Anzeige einsenden an den Verlag „Deutsche Rechts-Fibel" Charlottenburg 9, Kaiserdamm 38

Die Pfalz unter französischer Besatzung 1918–1930

Kalendarische Darstellung der Ereignisse vom Einmarsch im November 1918 bis zur Räumung am 1. Juli 1930. Herausgegeben vom bayerischen Staatskommissar für die Pfalz. 453 Seiten nebst einer topographischen Karte der Pfalz ● Preis in Halbleinen gebunden RM. 9.60 ● Zu beziehen durch jede Buchhandlung ● Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

April 1936 / Ausgrabungen in aller Welt

Seite

Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste. Von Dr. Hans Weinert, o. Professor für Anthropologie, Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Kiel . . . 385

Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland. Von Dr. Lothar F. Zoh, Landesleitung Schlesien im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, in Breslau 393

Römerzeit und deutsche Frühgeschichte. Von Dr. h. c. Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin 402

Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums. Von Dr. Carl Weickert, Professor für klassische Archäologie, Direktor der Antikensammlung, in München 419

Forschungen im Alten Orient. Von Dr. Walther Andrae, Professor an der Technischen Hochschule, Direktor der Vorderasiatischen Abteilung der Staatlichen Museen, in Berlin . 43

Aegypten und Palästina. Von Dr. h. c. Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin 43

Moderne Ausgrabungstechnik. Von Dr. Fritz Fremersdorf, Direktor der Römischen und Germanischen Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums der Hansestadt Köln . . . 43

Bücherschau.

Bücher zur Vor- und Rassengeschichte und zur Erblehre. Von Dr. Walter S. Förtner in München 448

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 43

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 8
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 7. April 1936

Von deutscher Vorgeschichte

Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung. Von Hans Hahne / Rassen der deutschen Vorzeit. Von Walter S. Förtner / Sprache und Schrift der Germanen. Von Gustav Neckel / Die altgermanische Kunst und wir. Mit 4 Bildtafeln. Von Wolfgang Schultz / Das Weltbild der Germanen. Von Hans Naumann / Deutsche Frühzeit und arische Geistesgeschichte. Von Walter Wüst.

Preis des Heftes RM. 1.50

Prägungen germanischer Religiosität

Germanische Religiosität. Von Hermann Mandel / Arianisch-gotische Religiosität. Von Edmund Weber / Die Frömmigkeit im Heliand. Von Erich Vogelsang / Meister Eckharts deutsche Frömmigkeit. Von A. Dempf / Bemerkungen zu Meister Eckhart / Die Reformation als Ausdruck germanischer Religiosität. Von R. Fr. Merkel / Hamann, der „Magus des Nordens". Von Hans Kern / Klassisch-romantische Religiosität. Von Karl Justus Obenauer / Sören Kierkegaard. Von Emanuel Hirsch / Bismarcks Christentum. Von Arnold Oskar Meyer.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte / München

Sendlinger Strasse 80

Digitized by Google

Deutsche Kunst

„Ohne in die leider immer noch üblichen Superlative der Buchbesprechungen zu verfallen, darf hier gesagt werden, daß die Kenntnis der Beiträge jedem bildenden Künstler, Museumsbeamten und Kunstschriftsteller, der sich nicht außerhalb der gegebenen Entwicklung stellen will, dringend zu wünschen ist. **So bedeutet das Heft eine Tat.**“ — So urteilt der „Deutsche Kunstbericht“ (Karlsruhe) über das große, mit zahlreichen Bildern geschmückte Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte. **Aus dem Inhalt:** Eugen Hönig, Die Reichskammer der bildenden Künste / Hubert Wilm, Aufbruch zur nationalen Kunst / Alexander Hellmeyer, Die Stadt Adolf Hitlers / Hubert Schrade, Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg / Paul Schultthenner, Von der neuen Baukunst / Gustav Steinbömer, Die neuen Aufgaben der Museen / Konrad Weiß, Bewegungen des deutschen Kunststimmes / Paul Rosner, Anmerkungen zur Forderung der Zeit / Edgar Schindler, Die Kunst im Volke / Fritz Nemitz, Die Aufgaben der Kunstkritik

Preis des Heftes RM. 1.50 — Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Deutscher Geist am Rhein

Die Dichter Alfons Paquet, Werner von der Schulenburg und Eduard Reinacher, die Literaturforscher Franz Schultz, Friedrich von der Leyen und Karl Justus Obenauer, der Volkskundler Paul Zaunert, der Philosoph Alois Dempf, der Geschichtsforscher Tim Klein, der Kunsthistoriker Konrad Weiß, der Musikforscher Hermann Unger erzählen in diesem Sonderheft von der rheinischen Landschaft und dem rheinischen Menschen, vom Volkstum und Brauch, vom Schrifttum und von der Musik, von Mystik und Romantik, von bildender Kunst am Rhein. — „Das Heft gilt dem geistigen Menschen, dem Schaffenden wie dem Miterlebenden im Rheinland. Er wird reichen Gewinn aus seiner Lektüre nehmen!“ Duisburg-Hamborner General-Anzeiger. (18. IV. 34)

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Vorkämpfer deutscher Kultur

J. G. Herder. Von Tim Klein. / Ernst Moritz Arndt. Von H. Kern. / Görres. Von Hanns Reich. / Franz von Baader. Von Johannes Sauter. / Richard Wagner. Von Karl Richard Ganzer. / Paul de Lagarde. Von Heinz Erich Eisenhuth. / Der Rembrandtdeutsche. Von Wilhelm Weigand. / Houston Stewart Chamberlain. Von Curt von Westernhagen. / Moeller van den Bruck. Von Hans Schwarz.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Familienforschung

Die Familienforschung hat im neuen Deutschland der Rassenpolitik und -Gesetzgebung, des Erbhofrechts, kurzum der Besinnung auf Ahnen und Volksverbundenheit einen tiefen Sinn und Zweck bekommen. Heute ist jeder Deutsche irgendwie dazu angehalten, sich um die Geschichte seiner Familie zu kümmern. Hinweise auf alle einschlägigen Fragen und sachgemäße Anleitung vermitteln erste Kenner des Faches in diesem Sonderheft: Staatsarchivdirektor Dr. Josef Franz Knöpfler: Familienforschung in der Anwendung / Archivreferendar Dr. Karl Buchner: Unsere Familiennamen / Egon Freiherr von Berchem: Wappenkunde und Wappenkunst / Adolf Roth: Die Ahnentafel von Richard Straußens Mutter / Dr. Hans Strobel: Bauernehre und Reichserbhofgesetz / Dr. Wilhelm K. Prinz von Isenburg: Biologische Fragen in der Familienforschung

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

„G
läßt
Expe
Mann
überna
sich sch
schöpfli
vorführe
einem w
Prinzen
und finde
hier Raum
aber wiede
ein Genie
es ausgeführ
geführt, von
Ansprachen —
lied!“ so redet
ein Zigeunerm
„Florian Geyer“
kommt es, jetzt
Willen, es zu ma
wie Sand und w
Theaterleben ihm

Volksspiel:
die Fahne der Bew
tung“, das zuerst
Anlaß durch den
Langen/Georg Müller
gleichen Verlags sind
vom Oberufer“ d
„Die Hirtenstund
Carola Dohle (47
Blümel, das als illus
Langen/Müller herausk
Weihnachtserlebnis dram
Gurks Rüpelspiel: „D
Tschechows zurückgeht, ode
das Volksspiel von seiner
wieder aufzubauen suchen.
Dramenschreiben, auch beim
sein, eine Handlung zu bau
man Bilder, und wären
Lippl ist es mit diesen Di
raten (Höfling Verlag, Mün
für die große Bühne gearbeitet
München.

Redaktion
Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in
Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabt
— D. A. 4. Vj. 35: 3613. — Zur Zeit ist
arbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in
Verlag: Stübbe

Digitized by Google

Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste

Von **Hans Weinert** in Kiel

den letzten Jahren sind so viele Funde von Urmenschen-Fossilien gemacht den, daß sie — wenn die Aufarbeitung erledigt ist — wahrscheinlich der aller bisherigen Funde gleichkommen werden. Die Bezeichnung „Ur- soll also hier gleichbedeutend sein mit dem Begriff „Affenmensch", „Vor- aler und Neandertaler"; oder mit anderen Worten: gemeint sind alle formen, die noch nicht die Bezeichnung Homo sapiens verdienen. Zeitlich e Epoche von den Uranfängen des Menschengeschlechts bis etwa zum der letzten Eiszeit, in der die Form Homo primigenius durch den Homo luvialis abgelöst wurde.

ohl verständlich, daß in weiteren Kreisen solche Urmenschen ein größeres rwecken als alle späteren Funde, die der Form nach bereits zum Homo ören. Rein wissenschaftlich wäre uns aber manche Klärung aus spä- ür die Entstehung der modernen Rassen wertvoller. Das soll voraus- den, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, daß rassenkundlich geschichtlich nur das bedeutungsvoll ist, was sehr alt ist. Fassen wir neuere Funde" etwa bis zum Beginn des letzten Jahrzehnts, so igstens 6—7 wichtigere Fundplätze zu nennen.

t vielleicht aber auch das Jahr 1928 noch mit hinzunehmen, denn e Miß Garrod aus dem Irak Höhlenfunde, die dem Moustérien, also er-Zeit, angehörten. Eine genauere Beschreibung ist bisher nicht en, so daß wir diese Fundstelle vorläufig nur verzeichnen können. t Bedeutung, als dieses Moustérien die Neandertaler-Kultur Euro- sopotamien hin ausdehnt.

ge des vergangenen Jahrzehnts begann die Erschließung einer Fundstätte, die in Bezug auf das Alter der Fossilien seit 40 Jah- erreicht worden war. Durch Ausgrabungen, die bis in das Jahr war man bei Chou-Kou-Tien (40 Kilometer von Peking) auf ehr alte Menschenreste zu finden, aufmerksam geworden. Hier e Menschenzähne gefunden, die ihr Bearbeiter, Davidson Black, ich ansprach, daß er ihnen den neuen Namen „Sinanthropus" llte gesagt sein, daß es sich um Reste aus einer Menschheits- ie noch den Namen „Affenmensch" verdiente. Im Anschluß an „Pithecanthropus" sollte der neue Name auf die Heimat China tte jahrelang mit intensiver Arbeit bei Chou-Kou-Tien weiter- ffnung, noch mehr und vor allen Dingen größere Fossilstücke Berechtigung der Diagnose „Affenmensch" beweisen könnten. n alle Hoffnung aufgegeben hatte, fand man den Gehirn- Sinanthropus pekinensis wohl weitgehend bekannt geworden mensch gleicht nun tatsächlich dem Originalfund des Pithec- nicht nur die Bezeichnung der Affenmenschstufe gerechtfer- man die Anwendung des Namens „Pithecanthropus" hätte die Freude aller interessierten Kreise über diesen Fund zu sen, welche Bemühungen man angestellt hatte, um zu der kten Pithecanthropus-Calotte ein Gegenstück zu finden.

Digitized by Google

In 4. Auflage liegt vor:

Geburten-rückgang

Mahnruf an das deutsche Volk von Richard Korherr

Mit einem Geleitwort von Reichsführer SS Himmler

„Und deshalb ist uns heute noch die Schrift Korherrs und ist uns das Vorwort Himmlers ein SOS-Ruf, der in alle deutschen Ohren gellen soll, aufzuwecken, aufzurütteln, bevor es zu spät ist."

Völkischer Wille (Berlin), 16. V. 1935

„Das Buch von Korherr gehört mit zu den wichtigsten auf diesem Gebiete, weil es den Geburtenrückgang nicht nur zahlenmäßig, sondern in seiner Totalität, in seiner historischen Erscheinung und seinen Auswirkungen in früheren Kulturen behandelt. Es ist ein eindringlicher Mahnruf zu einer grundsätzlichen Aenderung der seelischen Haltung des ganzen Volkes und des Einzelnen gegenüber dieser Frage. Der Geburtenrückgang ist heute eine Frage der Politik, der Wissenschaft, der Wirtschaft, des allgemeinen Interesses; alle diese Kreise werden aus dieser bedeutsamen Schrift neue Erkenntnisse und Anregungen schöpfen."

Deutsches Statistisches Zentralblatt, 1935, Heft 4.

Preis geheftet RM. 1.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE MÜNCHEN
Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste

Von Hans Weinert in Kiel

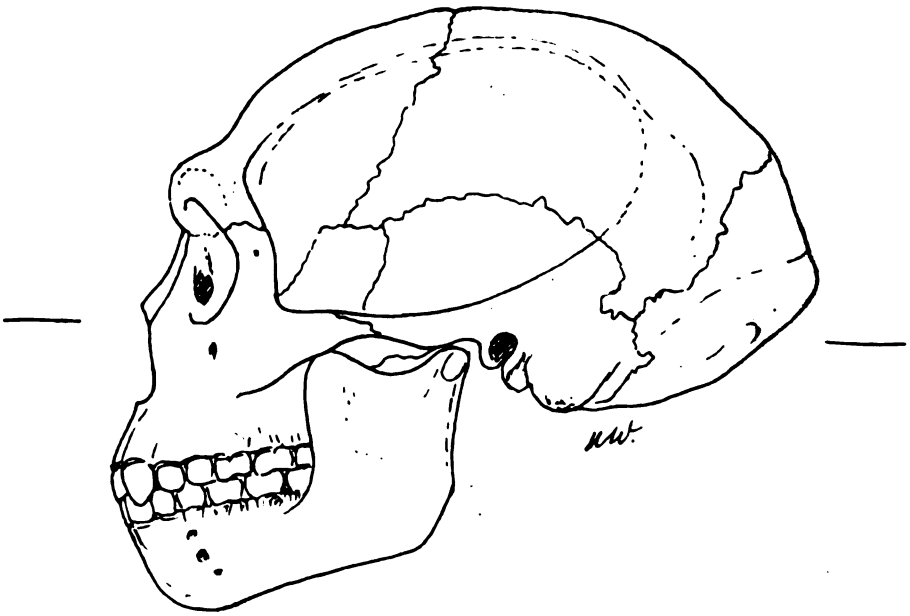
In den letzten Jahren sind so viele Funde von Urmenschen-Fossilien gemacht worden, daß sie — wenn die Aufarbeitung erledigt ist — wahrscheinlich der Anzahl aller bisherigen Funde gleichkommen werden. Die Bezeichnung „Urmensch" soll also hier gleichbedeutend sein mit dem Begriff „Affenmensch", „Vorneandertaler und Neandertaler"; oder mit anderen Worten: gemeint sind alle Menschenformen, die noch nicht die Bezeichnung Homo sapiens verdienen. Zeitlich reicht diese Epoche von den Uranfängen des Menschengeschlechts bis etwa zum Höhepunkt der letzten Eiszeit, in der die Form Homo primigenius durch den Homo sapiens diluvialis abgelöst wurde.

Es ist wohl verständlich, daß in weiteren Kreisen solche Urmenschen ein größeres Interesse erwecken als alle späteren Funde, die der Form nach bereits zum Homo sapiens gehören. Rein wissenschaftlich wäre uns aber manche Klärung aus späterer Zeit für die Entstehung der modernen Rassen wertvoller. Das soll vorausgeschickt werden, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, daß rassenkundlich und stammesgeschichtlich nur das bedeutungsvoll ist, was sehr alt ist. Fassen wir den Begriff „neuere Funde" etwa bis zum Beginn des letzten Jahrzehnts, so haben wir wenigstens 6—7 wichtigere Fundplätze zu nennen.

Wir können vielleicht aber auch das Jahr 1928 noch mit hinzunehmen, denn damals meldete Miß Garrod aus dem Irak Höhlenfunde, die dem Moustérien, also der Neandertaler-Zeit, angehörten. Eine genauere Beschreibung ist bisher nicht bekannt geworden, so daß wir diese Fundstelle vorläufig nur verzeichnen können. Sie hat insofern Bedeutung, als dieses Moustérien die Neandertaler-Kultur Europas bis nach Mesopotamien hin ausdehnt.

Am letzten Tage des vergangenen Jahrzehnts begann die Erschließung einer frühmenschlichen Fundstätte, die in Bezug auf das Alter der Fossilien seit 40 Jahren nicht wieder erreicht worden war. Durch Ausgrabungen, die bis in das Jahr 1922 zurückgehen, war man bei Chou-Kou-Tien (40 Kilometer von Peking) auf die Möglichkeit, sehr alte Menschenreste zu finden, aufmerksam geworden. Hier hatte man einzelne Menschenzähne gefunden, die ihr Bearbeiter, Davidson Black, als so frühmenschlich ansprach, daß er ihnen den neuen Namen „Sinanthropus" beilegte. Damit sollte gesagt sein, daß es sich um Reste aus einer Menschheitsperiode handelte, die noch den Namen „Affenmensch" verdiente. Im Anschluß an die alte Bezeichnung „Pithecanthropus" sollte der neue Name auf die Heimat China hindeuten. Man hatte jahrelang mit intensiver Arbeit bei Chou-Kou-Tien weitergegraben in der Hoffnung, noch mehr und vor allen Dingen größere Fossilstücke zu finden, die die Berechtigung der Diagnose „Affenmensch" beweisen könnten. Und gerade, als man alle Hoffnung aufgegeben hatte, fand man den Gehirnschädel, durch den der Sinanthropus pekinensis wohl weitgehend bekannt geworden ist. Dieser China-Affenmensch gleicht nun tatsächlich dem Originalfund des Pithecanthropus so sehr, daß nicht nur die Bezeichnung der Affenmenschstufe gerechtfertigt war, sondern daß man die Anwendung des Namens „Pithecanthropus" hätte wünschen können. Um die Freude aller interessierten Kreise über diesen Fund zu ermessen, muß man wissen, welche Bemühungen man angestellt hatte, um zu der 1891 von Dubois entdeckten Pithecanthropus-Calotte ein Gegenstück zu finden.

Digitized by Google



Der Sinanthropus pekinensis I (Loc. E)

Affenmensch-Stufe. Fund von Chou-Kou-Tien bei Peking. (Ergänzung von Weinert.)

Unsere Zeit bringt diesen Entdeckungen aber nicht mehr das Interesse entgegen, das Neandertaler und Pithecanthropus im vorigen Jahrhundert fanden. So werden die wenigsten wissen, daß die Ausgrabungen von Chou-Kou-Tien nicht mit dem Fund des ersten Gehirnschädels erledigt waren. Im Juni 1930 kam aus derselben Fundstelle ein neues Schädeldach aus dem Kalkstein ans Tageslicht, das schon vor dem ersten Sinanthropusschädel gefunden war, aber erst nach mühseliger Arbeit herausgemeißelt werden konnte. Dieser zweite Sinanthropus war in seiner ganzen Form zwar dem ersten Schädel ähnlich, aber er war größer und höher gewölbt. Man würde ihm wahrscheinlich von Anfang an kaum den Namen Sinanthropus gegeben haben, da er mit seiner ganzen Umrißform viel mehr dem europäischen Urmenschen entspricht. Und trotzdem liegt darin kein Widerspruch. Von vornherein war angenommen, daß der Anthropus von Peking zeitlich etwas jünger war als der Pithecanthropus von Java. Wenn man daraufhin eine mehr menschliche Form erwarten konnte, so wurde diese Erwartung durch den neuen Fund voll bestätigt. Die Lücke, die früher zwischen Pithecanthropus und den Neandertalern klaffte, ist durch die beiden Peking-Funde ausgefüllt. Letzten Endes bleibt es Sache der Übereinkunft, bis wohin man die Stufe des Affenmenschen reichen oder den Neandertaler-Kreis anfangen lassen will.

Neben diesen beiden genannten Schädeln waren verschiedene weitere Bruchstücke des Sinanthropusstammes gefunden worden: Zähne, Kiefer- und Schädelbruchstücke. Die Trümmer machen den Eindruck, als seien sie absichtlich zerschlagen, auch ihre Auffindung in Kalkgruben, die den Anschein von Abfallstätten erwecken, deuten darauf hin. Durch die Tagespresse gingen damals Nachrichten, es wären mehrere ganze Skelette gefunden worden, so daß wir nun über den Körperbau des ganzen Sinanthropus unterrichtet wären. Das war eine Falsch-

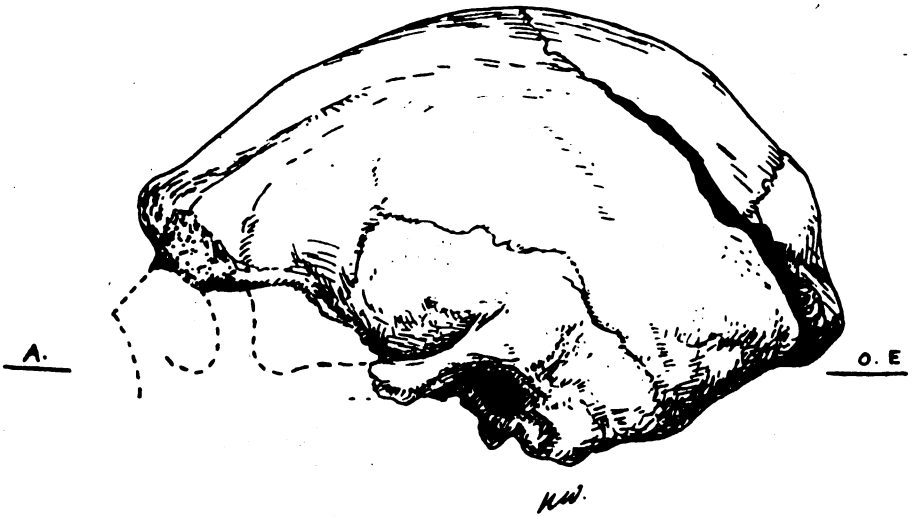
Digitized by Google

meldung. Aber die Ausgrabungen gehen weiter und werden jetzt nach dem Tode Blacks durch Professor Weidenreich (ehem. Frankfurt a. M.) fortgesetzt. Die Erfolge der Arbeiten berechtigen zu weiteren Hoffnungen. 1934 wurden ein Oberarmknochen und dann ein Schädelbruchstück, bestehend aus Schläfenbein und Teilen des Scheitel- und Hinterhauptbeines gefunden. Wichtiger wäre für die Forschung, etwas vom unteren Gliedmaßenskelett zu erhalten, vor allem Beckengürtel und Oberschenkel. Schließlich wird aus den letzten Ausgrabungen ein gut erhaltener Unterkiefer gemeldet. Das Stück könnte sowohl einem Pithecanthropus wie auch einem Neandertaler angehört haben, denn der Unterkiefer ist einer der variabelsten Knochen am Menschenskelett. Das neue Fundstück erfüllt also die Erwartungen, die man an die Sinanthropusform stellen könnte.

Heute ist der Name „Sinanthropus" nicht mehr Bezeichnung für einen Schädelfund, sondern er umschließt die Fundstätte für eine Menschheitsstufe und für einen so urtümlichen Kulturkreis, wie er bisher nirgendwo aufgedeckt wurde.

Ungefähr zur selben Zeit wurde das Andenken an Dubois' Pithecanthropusfund noch in anderer Weise wieder lebendig. Das — 40 Jahre hindurch erfolglose — Suchen führte zwar nicht wieder zur Entdeckung eines Pithecanthropus, aber in unmittelbarer Nähe der berühmt gewordenen Fundstätte von Trinil am Solo-Fluß fand man bei Wegearbeiten in der Umgebung des Dorfes Ngandong 1931 einen urmenschlichen Schädel, der sich schon durch seine Form als etwas Besonderes zu erkennen gab. Die Stelle war bereits bekannt durch Ausgrabungen fossiler Wirbeltiere; weitere sorgfältige Arbeiten brachten den Erfolg, daß bis zum Jahre 1933 sechs mehr oder weniger gut erhaltene Schädel gefunden wurden. Bei allen Fossilien fehlt das Gesichtsskelett, aber die Gehirnschädel von vier erwachsenen Personen sind so auffallend und so übereinstimmend, daß es kaum möglich ist, die Photographien voneinander zu unterscheiden, wenn nicht eine nähere Bezeichnung beigefügt ist.

Im ganzen gehören die Reste in den Neandertalerkreis. Sie zeigen den bekannten dicken Wulst über den Augenhöhlen, die fliehende Stirn und das lang-



Der Schädel Nr. V von Ngandong auf Java
Neandertaler-Stufe. Vorläufer der heutigen Australier-Rasse?

Digitized by Google

ausgezogene Hinterhaupt, und sie überraschen wieder durch ihre absolute Größe. Der Schädel „Ngandong Nr. V" ist einer der größten Menschenschädel, die wir besitzen. Er ist etwa 221 Millimeter lang. Leider ist der erste Bearbeiter der schönen Funde, Oppenoorth, nicht mehr auf Java, so daß wir in der letzten Zeit keine Berichte erhalten haben, ob die Ausgrabungen noch zu weiteren Erfolgen führten. Oppenoorth gab den Funden zwei Namen: einmal die Bezeichnung „Javanthropus". Da nach den bisherigen Gepflogenheiten die Kennzeichnung „Anthropus" die Stufe des Affenmenschen enthalten soll, muß diese Benennung abgelehnt werden; dagegen ist gegen Homo soloensis nichts einzuwenden, wenn wir uns bewußt bleiben, daß sie keinen Widerspruch gegen die Einordnung in die Neandertaler Stufe bedeuten soll. Denn dieser Neandertaler Javas hat doch seine Formeigentümlichkeiten, die ihn ohne weiteres kenntlich machen. Bei allen fällt die flache, fast ungewölbte Stirn auf. Am Hinterhaupt ist für die Nackenmuskeln eine große fast ebensowenig gewölbte Fläche vorhanden, die durch einen auffällig starken Hinterhauptswulst nach oben hin abgegrenzt wird. Dadurch bekommen die Ngandong-Menschen stammesgeschichtlich eine besondere Bedeutung. Man kann ihre Zeit etwa dem letzten europäischen Interglacial gleichsetzen; das ist dieselbe Periode, in der bei uns der Neandertaler auftritt.

Auf Java hatten wir aber bereits Funde, die aus der ältesten Eiszeit stammen (Pithecanthropus), und Reste zweier Schädel aus dem letzten Abschnitt der Eiszeit, in der bereits der Homo sapiens vorhanden ist. Diese späteiszeitlichen Menschenreste, die ebenfalls durch den Pithecanthropus-Entdecker Dubois bekannt gemacht sind, haben schon zur Zeit ihrer Auffindung die Kennzeichnung „Protoaustralier" erhalten. Dubois wollte damit sagen, daß die Form des Wadjak-Schädels schon als Vorläufer der heutigen Australier-Rasse aufgefaßt werden kann. Nun schließen die Ngandong-Funde zeitlich wie gestaltlich die Lücke, die noch zwischen Pithecanthropus und Wadjak offen war. Vielleicht haben wir also in diesen den Beleg zu erblicken, daß der australische Eingeborene uns hier in aufeinanderfolgenden Resten seiner Stammesentwicklung vorliegt. Der Mensch kann ja nur über See den australischen Kontinent erreicht haben; und das ist sicher nur dem Homo sapiens möglich gewesen. In Australien selbst schließen die ältesten Funde, die aber alle der geologischen Neuzeit angehören, an die Wadjak-Formen an. Da wir außer dem Menschen und dem von ihm mitgebrachten Dingo-Hund keine echten Säugetiere auf Australien kennen, sind wir zu der Annahme berechtigt, daß der Australier abgeschlossen von der übrigen Welt auf seinem Eiland als heutige primitivste Menschenform erhalten bleiben konnte.

Vielleicht haben wir also hier den besonderen Fall, daß wir den Werdegang einer lebenden Menschenrasse vom Uranfang der Menschheit bis auf den heutigen Tag verfolgen können.

Es könnte auffällig erscheinen, daß auch die nun zu besprechenden Fundstätten noch in Asien liegen. Wir sind dadurch aber nicht gezwungen, den Entwicklungsgang der gesamten Menschheit, ebenso wie ihren Ursprung, nach Asien zu verlegen. Ich selbst vertrete die Ansicht, daß als Paradies der Menschheit bis jetzt Europa durch Fundstücke besser belegt ist als irgendein anderes Gebiet der Erde. Wenn aber schon der Pithecanthropus in Java, also in der äußersten Südostecke Asiens gefunden ist, dann ist es selbstverständlich, daß auch alle späteren Menschenformen ganz Asien einnehmen konnten (so weit es bewohnbar war). Die neue Fundstätte liegt auch nur geographisch in Asien, nämlich in Palästina, und gehört, an der heutigen Zeit gemessen, dadurch zum europiden Rassenkreis.

Es handelt sich um Ausgrabungen, die die Engländerin Miß Garrod und von der Amerikanischen Vorgeschichtlichen Schule Dr. Mc Cown seit 1932 gemacht

Digitized by Google

haben. Palästina war uns als Wohnstätte des Primigenius-Menschen seit längerem bekannt. Wir besitzen ein Stirnbein aus der Neandertaler-Zeit von Taghba am See Genezareth. Ähnlich wie in Frankreich in der Dordogne haben wir auch bei diesen Fundstellen Ausgrabungsergebnisse, die von der letzten Zwischeneiszeit an, also seit der Periode des Neandertalers, bis zum voll ausgebildeten Homo sapiens hinaufreichen. Wenn wir auch nur die Fossilien der Neandertaler-Stufe berücksichtigen, so wird Palästina ebenso wie die Dordogne ein Urmenschheitsparadies werden, das durch die Reichhaltigkeit seiner Funde sogar verspricht, das klassische Land der Dordogne zu übertreffen. Jetzt schon läßt sich absehen, daß hier zum erstenmal ganze Begräbnisstätten aus der Neandertaler Zeit entdeckt sind, und daß wir Funde zu erwarten haben, die wirklich das ganze Skelett betreffen. Die Skelette liegen fest eingebacken im Kalkfelsen, der nun in großen Blöcken nach London geschafft worden ist; dort wird in mühseliger Arbeit Stück für Stück herausgemeißelt. Wann diese Arbeit vollendet ist — man hat den Abschluß des Jahres 1935 dafür angegeben — läßt sich nicht so leicht absehen. Allein aus Mugharet es Sukhul (in englischer Bezeichnung cave of the kids) sind von Mc Cown 9 Neandertaler Skelette entdeckt worden. Die Skeletteile, besonders die Beinknochen, sollen dem Homo sapiens mehr ähneln, als es die meisten europäischen Neandertaler tun. Es mag deshalb darauf hingewiesen sein, daß auch in Europa nicht alle Neandertaler die krummen und dicken Oberschenkel besitzen, wie wir sie von den am meisten bekannt gewordenen Fundstellen kennen. Auf jeden Fall ist es nicht nötig, aus solchen Einzelheiten der Skelettknochen den Schluß zu ziehen, daß der heutige Europäer mit allen seinen Unterrassen von den vorderasiatischen Neandertalern abstammen müsse.

Andere Funde, die Miß Garrod 1932 und 1933 in der Tabun-Höhle im Wady el-Mughara, 12 Meilen südlich von Haifa, gemacht hat, zeigen Neandertaler-Formen, die vollkommen denen in Europa entsprechen. Wir finden wieder den gleichmäßig dicken Torus supraorbitalis, also das neandertaloide Überaugendach, ferner die zwar schwach gewölbte, aber fliehende Stirn; dazu ein Neandertaler-Gesicht, das mit seiner Schnauzenbildung und seiner Kinnlosigkeit den höchsten Ansprüchen an eine Urmenschenform genügen kann. Es ist deshalb interessant, daß mehrere Einzelunterkiefer, die an derselben Stelle gefunden wurden, verschiedene Formen zeigen. Neben einer urtümlichen Kieferbildung, die wir ohne weiteres unter einen Affenmenschenschädel setzen können, haben wir ein anderes Stück, das die Kinnandeutung bereits so deutlich zeigt, daß wir den Kiefer auch an einem heutigen Australier- oder Negerschädel erwarten könnten.

Als Kulturperiode wird angegeben Acheuléo-Moustérien, also die gleiche Epoche, die wir auch für den europäischen Neandertaler kennen. Manche Steinwerkzeuge würden der bekannten Einteilung nach in das höher entwickelte Moustérien gehören, während andere den primitiveren Typus des Acheuléen zeigen. Auch daraus mögen wir für die europäischen Funde eine Lehre ziehen. Bei der Bearbeitung des Skelettes von Le Moustier habe ich stets darauf hingewiesen, daß die Anwesenheit eines Acheuléen-Keiles noch kein Grund ist, den Fund als älter anzusehen, als diejenigen Fossilien, die in reiner Moustérien-Kultur gefunden sind.

Geologisch wird die Zeit in das letzte Riß-Würm-Interglazial zu stellen sein, also wieder in dieselbe Periode, in der auch der europäische Neandertaler lebte. Am rassischen und kulturellen Zusammenhang der neuen Fundplätze mit denen Europas wird nicht zu zweifeln sein.

Die späteiszeitlichen Funde in denselben Höhlen gehören der Kulturperiode nach in die mittlere Steinzeit, die wir in Europa „Mesolithikum" nennen. Nach dem Fundort hat Miß Garrod die Periode „Natufian" genannt. Hierfür sind zwei

Digitized by Google

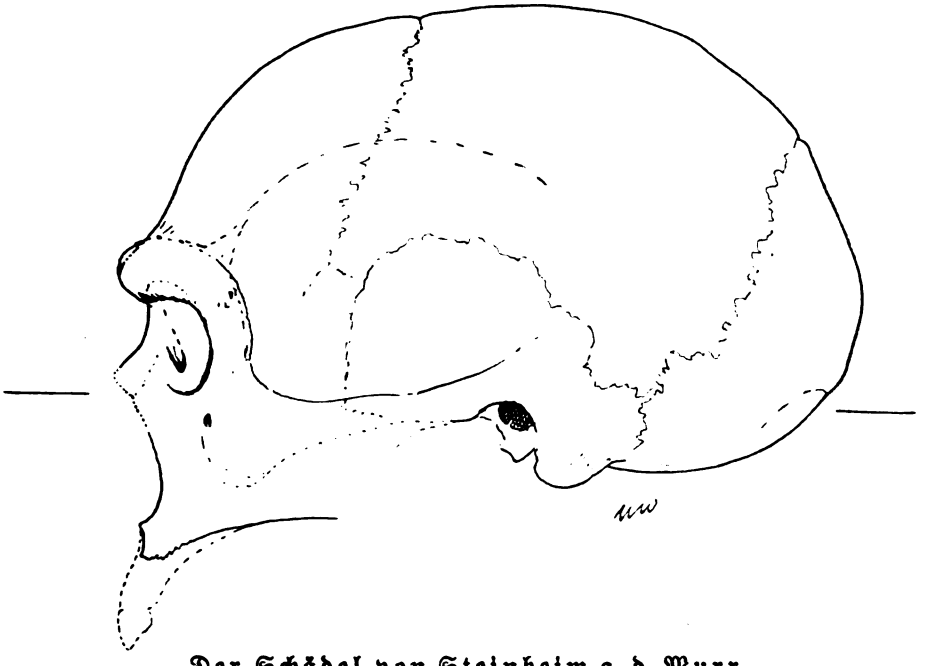
große Lagerstätten ausgegraben worden. Bei Shukbah fand man Überreste von 45 Personen. Am Mount Karmel (Mugharet el Wad) einen Begräbnisplatz, auf dem bis jetzt 87 Individuen festgestellt werden konnten. Um Urmenschen handelt es sich also nicht. Diese Funde sind interessant und bedeutungsvoll für Rassendiagnose. Sie werden bis jetzt im wesentlichen gekennzeichnet als mediterrane Rasse mit negerhaften Zügen; sie wären demnach von den heute dort wohnenden Eingeborenen wenig verschieden. Vorstehende Kieferränder und schwach ausgebildetes Kinn, dazu Langschädeligkeit verbunden mit niedrigem, breitem Gesicht sind die hauptsächlichsten Kennzeichen. Kulturell wird sich aus diesen Begräbnisstätten noch manches wichtige Ergebnis ziehen lassen. Es fällt z. B. auf, daß bei allen Frauenschädeln die beiden mittleren oberen Schneidezähne künstlich entfernt worden sind. Kannibalismus und Zweitbestattung scheinen als Gebräuche nachzuweisen zu sein.

Aus derselben Gegend wurden dann 1934 Funde gemeldet, die anfänglich direkt als Affenmenschen, also als Pithecanthropus bekannt gegeben wurden. Vier solcher Schädel sollten bei Kafze bei Nazareth als Zeugen ältester Menschheit angesprochen werden. Diese Nachricht hat sich nicht bewahrheitet. Es scheinen im Gegenteil sogar Schädel zu sein, die nur als Homo sapiens bezeichnet werden können. Einer von ihnen ist im ganzen so klein, daß die Schädelhöhe der im Neandertaler Kreis entspricht. Ein anderer zeigt eine Seitenkurve, die jeden Gedanken an Urmenschen von vornherein ausschließt.

Der schönste Urmenschenfund auf deutschem Boden wurde im Sommer 1933 bei Steinheim an der Murr gemacht. Die Murr ist ein Nebenflüßchen des Neckars, in den sie unterhalb Marbach mündet. Hier fand sich in 7½ Meter Tiefe in der Sigristschen Kiesgrube ein urmenschlicher Schädel, der so altertümliche Formen zeigte, daß er dem Kustos des Württembergischen Naturalienkabinetts, Dr. Berckhemer, als „Affenartiger Schädel" gemeldet wurde. Aus der begleitenden Tierwelt wird sich der Schluß ziehen lassen, daß dieser Menschenrest älter ist als die große Gruppe der europäischen Neandertaler. Er könnte spätestens in den Beginn der letzten Zwischeneiszeit gestellt werden, vielleicht gehört er noch dem vorletzten Interglazial an. Das Auffälligste an diesem Stück — der ganze Schädel mit Ausnahme des Unterkiefers, wenn auch in zertrümmertem Zustand, ist erhalten — ist der außerordentlich starke Wulst über den Augenhöhlen und der scheinbar besonders niedrige Verlauf der seitlichen Schädelumrißlinie. Diesen urtümlichen Merkmalen stehen allerdings auch Eigenschaften gegenüber, die eher an den jetzigen Menschen erinnern. Das Hinterhaupt ist rundlich, die Knochenleisten des Gehirnschädels sind außerordentlich zart, und vor allem ist das Gesicht nicht so äffisch vorgebaut, wie man es bei einem urtümlichen Schädel erwarten konnte.

Ehe man aber an die Bestimmung und stammesgeschichtliche Einordnung des Fundes geht, ist eine wesentliche Korrektur und Neuzusammensetzung vorzunehmen. Der Schädel macht zwar auf der rechten Seite den Eindruck, als sei er hier vollständig und unverändert erhalten, man kann aber nachweisen, daß das ganze Gesichtsskelett nach links hin verbogen worden ist. Trotz dieser weitgehenden Verdrückung ist, wie gesagt, die rechte Schädelseite nicht zerrissen; wir müssen also annehmen, daß das Fossilstück im Boden aufgeweicht, in die unnatürliche Form gepreßt und dann wieder erhärtet worden ist. Demnach können wir hier nicht, wie bei den meisten Skelettfunden, zertrümmerte Schädelknochen aufbauend zusammensetzen, sondern müssen aus den erhaltenen Teilen genau zu erkennen suchen, wie der Schädel früher ausgesehen hat. Da ich selbst diese Arbeit vorgenommen habe, kann ich die von Berckhemer gegebenen vorläufigen Erklärungen erweitern. Nach der richtigen Rekonstruktion sieht der Schädel zwar etwas anders aus, als sein fossiler Zustand es zeigt. An den einzelnen erkannten Merkmalen ändert sich aber

Digitized by Google



Der Schädel von Steinheim a. d. Murr
Wahrscheinlich weiblich, Vorneandertaler-Stufe. (Ergänzung von Weinert.)

dadurch nichts. Der Verlauf der Mediankurve zeigt im Stirnteil eine Bildung, die mehr an den Affenmenschen Pithecanthropus als an den Neandertaler erinnert. Die Schädelhöhe ist aber doch so groß, daß sie wesentlich über den flachen Schädel der Anthropusformen hinausgeht und in den Neandertaler-Kreis weist. Auch einzelne andere Merkmale sind urtümlicher, als wir es von Neandertalern her gewohnt sind. Dagegen machen das kleine Gesicht, das abgerundete Hinterhaupt und vor allen Dingen die kaum angedeutete Ausbildung der Muskelmarken einen rezent menschlichen Eindruck.

Das alles sind Anzeichen, die uns hier als weibliche Geschlechtsmerkmale dienen können. Sie sind jedenfalls nicht so zu bewerten, als sei der Steinheimer Schädel das Überbleibsel einer dem modernen Menschen näherstehenden Form, als es der europäische Neandertaler ist. Manche von den modern erscheinenden Eigenschaften sind uns von anderen Funden her bekannt. Aus anderen wieder lernen wir durch den Steinheimer Fund etwas Neues; d. h. wir müssen uns damit vertraut machen, daß die sogenannte Variationsbreite auch in frühmenschlicher Zeit größer war, als man es sich vielfach vorstellte, besonders dann, wenn es sich um die Gegenüberstellung der beiden Geschlechter handelt. Eine genaue Geschlechtsdiagnose ist deshalb nicht leicht, weil wir die Anzeichen für die Geschlechtserkennung aus dem Fund selbst erst ableiten müssen und sie dann auch gleich als Beweise verwenden.

Ausschlaggebend für die Einordnung des Schädels von Steinheim ist neben der anatomischen Diagnose auch die Lagerung. Wir haben ja nicht immer das Glück, einen Fossilfund in die Zeit zu setzen, die uns die Fundschicht anzeigt. Wie schwere Mißgriffe dabei gemacht werden können, wird noch zu besprechen sein. In der Sigristschen Kiesgrube sind die geologischen Verhältnisse im Verein mit den

Digitized by Google

Leitfossilien alter, zwischeneiszeitlicher Tiere aber so gesichert, daß man Berckhemer in der Zeitansetzung folgen kann. Es würde Aufgabe genauer geologischer Untersuchung sein, mit Sicherheit nachzuweisen, ob der Fund vor oder nach der Rißeiszeit eingeordnet werden muß, oder etwa einem kleineren Interglazial während der Rißeiszeit angehört haben kann. Rein nach Jahren gemessen könnte der zeitliche Unterschied dieser Feststellungen beträchtlich sein. Anthropologisch wird es aber nichts ausmachen, denn wir müssen sowieso damit rechnen, daß die Entwicklung vom Pithecanthropusstadium bis zur Neandertaler-Form wesentlich länger gedauert hat als die letzte Umwandlung vom Neandertaler zum Homo sapiens. Wir können also aus der geologischen Bestimmung nur lernen, in welche Zeit wir den „Urmenschen von Steinheim", der im allgemeinen dem Vorneandertaler-Kreis angehört, einzufügen haben.

1929 war in Saccopastore bei Rom ein Neandertaler-Schädel gefunden worden, der unzweifelhaft die Anwesenheit dieser Menschenform während der letzten Zwischeneiszeit in Italien bezeugt. Bei neueren Altersbestimmungen der Fundschicht ist jetzt (1935) ein zweiter Schädel an gleicher Stelle entdeckt worden, der ebenfalls typische Neandertaler Merkmale zeigt. Da wir auf die genaue Beschreibung des ersten Fundes seit sechs Jahren warten, wird wohl auch noch längere Zeit vergehen, bis der zweite Schädel bearbeitet und bekanntgegeben wird.

Die letzten Urmenschenfunde, die in diesem Zusammenhang zu besprechen sind, reichen im weiteren Zusammenhang bis 1913 zurück. Sie sind aber in der allerletzten Zeit durch neue Zusatzfunde bekannt oder, wie wir jetzt sagen können, berichtigt worden. Es handelt sich um die angeblich „uralten" Menschenfunde von Ostafrika. 1913 fand in unserer alten deutsch-ostafrikanischen Kolonie Professor Reck bei Oldoway ein Menschenskelett, das er nicht nur als urmenschlich, sondern sogar als früheiszeitlich ansprach. Obwohl gar kein Zweifel bestand, daß die Form des Skelettes wie des Schädels in jeder Beziehung modern menschlich war, wurde das hohe Alter des Fundes aufrecht erhalten mit der bedeutsamen Schlußfolgerung, wir hätten hier den Beweis, daß die Menschheit mit dem Typus des Homo sapiens angefangen hätte. Selbstverständlich konnten sich die Fachanthropologen mit einer solchen Erklärung nicht abfinden. Als Gast einer englischen Expedition konnte Reck 1931 noch einmal Ostafrika aufsuchen mit dem Ziele, neue Belege für seine Forderung zu bringen. Es ist wohl weit bekannt geworden, daß man auf dieser Forschungsreise bei Kanam und Kanjera Reste menschlicher Schädel fand, die den Beweis für das hohe Alter des Homo sapiens erbracht haben sollten. Dieses Mal waren es keine Skelette und keine Schädel, sondern trümmerhafte, kleine Bruchstücke vom Gehirnschädel und ein Unterkiefer. Trotzdem konnte man erkennen, daß es sich nur um Knochenstücke vom Homo sapiens handeln konnte, aber sowohl aus geologischer Lagerung wie auch aus mitgefundenen Feuersteinwerkzeugen wurde wieder der Schluß gezogen, daß die Kulturperiode als „Chelléen" eine der frühesten menschlichen Epochen sein müsse.

Wäre diese Behauptung erwiesen, dann wäre damit auch die Folgerung gerechtfertigt, daß der wirkliche Urmensch ein Homo sapiens gewesen wäre, von dem in späterer Zeit der Pithecanthropus und der Homo primigenius als abgesunkene Seitenzweige entsprossen wären. Ich habe mich stets gegen diese Schlußfolgerungen gewandt, weil das ganze Material so unsicher datiert erschien, daß man unmöglich eine Theorie darauf aufbauen konnte, die alles umstürzte, was wir bisher über den Entwicklungsgang der Menschheit wußten.

Die allerletzte Zeit hat meinem Zweifel Recht gegeben. Von England aus ging noch einmal eine Expedition nach Ostafrika; und nun konnte der englische Professor Boswell feststellen, daß die Angaben über Fundplatz und Lagerung von

Digitized by Google

Kanam und Kanjera in keiner Weise stichhaltig waren. Die Fundstätten waren nicht markiert und konnten nicht belegt werden. Die Photographien waren verwechselt und falsch etikettiert worden — der 1933 in Cambridge tagende Kongreß war also durch unhaltbare Angaben zu einem Urteil verführt worden, das jetzt wieder eingezogen werden mußte. Die gefundenen Schädelbruchstücke sind zwar alt, aber es liegt nicht der geringste Beweis dafür vor, daß sie über die Zeit hinausgehen, die uns auch sonst für den Homo sapiens bekannt ist.

So hat die letzte Feststellung des Jahres 1935 trotz ihres negativen Ergebnisses die große Bedeutung gehabt, daß sie uns von einer irrtümlichen Schlußfolgerung befreite und daß dadurch all die anderen schönen Funde, die das angebrochene Jahrzehnt uns gebracht hat, in ihrer Bedeutung für die menschliche Stammesgeschichte wieder voll anerkannt sind.

Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland

Von Lothar F. Zotz in Breslau

Wenn die deutsche Vorgeschichtsforschung heute als selbständige und selbstbewußte, tief im Werden unseres Volkes verwurzelte Wissenschaft neben der Geschichtsforschung, der klassischen Altertumskunde (Archäologie), der Menschheitskunde (Anthropologie) und anderen verwandten Forschungszweigen steht, so ist das vor allem der Lebensarbeit Gustaf Kossinnas, des 1931 verstorbenen, ehemaligen Professors für Vorgeschichte an der Berliner Universität, zu danken. Kossinnas heute weitgehend anerkannten wissenschaftlichen Ergebnisse wären undenkbar ohne die Bodenfunde, die für uns in den fern zurückliegenden Zeiten die geschriebenen, d. h. in diesem Falle geschichtlichen Urkunden ersetzen.

Während es dem Altmeister nie vergönnt war, selbst als praktischer Ausgräber versunkene Kulturen mit neuem Leben zu erfüllen, haben etwa seit Ende des 19. Jahrhunderts andere Männer die Arbeitsweise des Ausgrabens soweit vervollkommnet, daß die Nachrichten, die zuverlässig aus dem aufgeschlossenen Boden und den Altertümern, die er bewahrte, abgelesen werden konnten, immer mehr ins Einzelne gingen. Johanna Mestorf-Kiel, Josef Bayer-Wien, Josef Szombathy-Wien, Robert Forrer-Straßburg, Alfred Götze-Berlin, Hans Seger-Breslau, Albert Kiekebusch-Berlin, Carl Schuchhardt-Berlin und andere haben als Praktiker das geschaffen, worauf ein jüngeres Geschlecht von Ausgräbern nach dem Kriege zurückgriff. Ihre Ergebnisse lassen sich heute zu dem schon ansehnlich hohen Gebäude der deutschen Vorgeschichte zusammenfügen, einem Haus, das mit dem Aufbruch des Jahres 1933 nicht nur einen neuen Anstrich, sondern in der staatlichen Anerkennung und offiziellen Förderung auch eine feste Grundmauer erhielt.

Beschwingt vom Geiste des auf völkischer Grundlage erbauten neuen Reiches steht heute die Indogermanenfrage im Vordergrund der Forschung. Nach den Vorarbeiten Kossinnas, Schuchhardts, Schwantes und Sprockhoffs darf man mit dem Rasseforscher Günther in den Trägern der jungsteinzeitlichen Schnurkeramik das Kernvolk der Indogermanen sehen. Mitteldeutschland war ihre Urheimat. Die Schnurkeramiker sind so gut wie rein nordrassisch. Die Frage nach der nordischen Rasse aber, die heute im Mittelpunkt allgemeinster Teilnahme steht, ist noch weit von ihrer Lösung entfernt, und die Ansichten der Forscher gehen hier weit aus-

Digitized by Google

einander. Diese Frage muß gemeinsam von Vorgeschichte und Menschenkunde aus der gründlichen Bearbeitung der vorindogermanischen, mithin der alt- und mittelsteinzeitlichen Kulturen und ihrer Träger gelöst werden. Wenn wir deshalb an Hand wichtiger Ausgrabungen auf deutschem Boden die Fortschritte der Vorgeschichtswissenschaft deutlich zu machen versuchen, so können wir in einem ersten Abschnitt die vorindogermanische der indogermanischen und nachindogermanischen Zeit voranstellen.

Die vorindogermanische Zeit

Es sind jetzt genau 80 Jahre her, seit Fuhlrott in der kleinen Feldhofer Höhle im Neandertal bei Düsseldorf jene ersten Urmenschenfunde machte, nach denen man heute eine ganze Menschengruppe des älteren Abschnitts der Eiszeit benennt. Neben wenigen anderen Skelettresten aus Deutschland machte in den letzten Jahren ein dem Neandertaler verwandter Urmenschenschädel von Steinheim in Württemberg von sich reden. Daneben sind vom Neandertaler geschaffene zwischeneiszeitliche Kulturen, deren Alter mit 50 000 bis 100 000 Jahren nicht zu hoch gegriffen ist, von z. T. weltgeschichtlicher Bedeutung bei uns entdeckt worden. Die frühaltsteinzeitlichen, besonders aus Frankreich bekannten Faustkeile reichen im großen und ganzen bis zum Rhein, zwei, man möchte sagen klassische Faustkeile liegen als Einzelfunde seit einigen Jahren aus den Schottern des Rheins bei Säkkingen und denen der Leine von Döhren bei Hannover vor. Leider fand man bei der planmäßigen Ausräumung der Heidenschmiede, einer schwäbischen Höhle bei Heidenheim, alle Schichten verwühlt und konnte aus dem Fundstoff nur nach formenkundlichen Gesichtspunkten einige Faustkeile herausstellen, die sicher der frühen Altsteinzeit angehören. Umso glücklicher war G. Riek, der in der Vogelherdhöhle bei Stetten ob Lontal, Oberamt Ulm, unter einem jungsteinzeitlichen Wohnboden eine Schichtenfolge von acht völlig ungestörten altsteinzeitlichen Kulturen antraf.

Hierbei sind die frühaltsteinzeitlichen Funde weniger wichtig als die Schichten der Spätaltsteinzeit. Sie gehören der Willendorfer- und Thaingerstufe (Aurignacien und Magdalénien) an. Abgesehen davon, daß innerhalb dieser Fundschichten zum erstenmal ein Schädel des eiszeitlichen Aurignacmenschen in Deutschland gefunden wurde, überraschen die wunderbaren Tiervollbilder (Plastiken) in Elfenbein, Knochen und Stein. Sie zeigen, daß die eiszeitliche Kunst Süddeutschlands hinter der Südwesteuropas nicht zurückstand. Dürfen wir nach diesen Erfolgen erwarten, auch einmal altsteinzeitliche Felszeichnungen oder gar Malereien zu finden, oder hat unser, mit dem westeuropäischen verglichen erbarmungsloses Klima diese herrlichen Blüten einer 20 000 Jahre alten Jägerkunst restlos zerstört?

Was die Vogelherdhöhle für die Willendorfer, das bedeutet für die darauf folgende Thainger Stufe der Petersfels im badischen Hegau, unweit Engen. Dort konnte E. Peters neben Hunderten von Feuersteinwerkzeugen und verzierten Knochengeräten eine erstaunlich große Zahl jener sonst nicht häufigen durchlochten „Kommandostäbe" aus Knochen oder Rentierhorn heben, die sicher mit dem Jagdzauber in Verbindung standen. Auf einem dieser Stäbe sind schreitende Rentiere dargestellt, die in naturgetreuer Wiedergabe der seit langem berühmten Zeichnung eines weidenden Rentiers vom benachbarten Thaingen in der Schweiz nicht nachstehen. Erstaunlich ist auch die Zeichnung eines Wildpferdes auf einer Schieferkohlenplatte. An Kleinkunstwerken wird die Petersfelshöhle bisher von keinem altsteinzeitlichen Fundplatz Deutschlands übertroffen. Erwähnt seien noch durch-

Digitized by Google

lochte Kohleanhängerchen, die stark stilisierte Frauenkörper mit Überbetonung des Gesäßes darstellen und zu den merkwürdigsten Erzeugnissen sinnlicher Triebbestimmtheit gehören. In den letzten Jahren wurden auch mehrere Höhlen an der oberen Donau bei Sigmaringen aufgeschlossen. Beachtliche Funde werden aus der weiträumigen St. Nikolaushöhle gemeldet.

Trotz dieser großen Erfolge in Süddeutschland hat sich das Schwergewicht der deutschen Altsteinzeitforschung unleugbar nach Mittel- und Nordwestdeutschland verschoben. So erfreulich die fast lückenlose Schichtenfolge in der Vogelherdhöhle, so überraschend die für Deutschland einzigartigen eiszeitlichen Kunstdenkmäler aus dieser und der Petersfelshöhle auch sind, grundsätzlich neue Erkenntnisse erbrachten sie der Forschung nicht. Umsomehr werden die noch längst nicht abgeschlossenen Ausgrabungen in der Ilsenhöhle unter Burg Ranis in Thüringen die Anschauungen über Zeitstellung, Wurzeln und gegenseitige Beziehungen verschiedener Altsteinzeitkulturen berichtigen und die kulturelle Eigenentwicklung, die auf deutschem Boden schon während der letzten Zwischeneiszeit stattfand, dartun. Dietrich von Breitenbuch, dessen Geschlecht sich seit 400 Jahren im Besitz der fast tausendjährigen Burg Ranis befindet, ist es zu danken, wenn die altsteinzeitliche Besiedlung der Höhle der Wissenschaft bekannt wurde. Es ist eine einzigartige Fundstelle. Geduckt schmiegt sich das Städtchen Ranis an den steil emporragenden Felsen, den die völlig erhaltene mittelalterliche Burg krönt. Unterhalb der Zinnen und Mauern, die kühner Baugeist im 13. Jahrhundert aus dem Felsen erwachsen ließ, öffnet sich die Höhle, deren Decke z. T. während der letzten Eiszeit niedergebrochen ist. Abgesehen von den wissenschaftlichen Ergebnissen ist die hier unter schwierigsten Umständen angewandte Grabungstechnik eine Tat, die W. Hülle verdankt wird, der die Erschließung mit Hilfe der Reichsgemeinschaft Deutscher Volksforschung durchführt. Durch spätaltsteinzeitliche Schichten, aus denen u. a. der Unterkiefer eines Kindes stammt, liegen, durch mehrere Schichten voneinander getrennt, die Wohnböden, deren Inhalt mit Recht zur Herausstellung der frühaltsteinzeitlichen Ranifer Stufe geführt hat. Diese Stufe gehört in die Zwischeneiszeit, z. T. womöglich noch in die vorletzte Eiszeit, besitzt demnach das beachtliche Alter von rund 100 000 Jahren. Die in den Hochgebirgshöhlen der Schweiz, in der Petershöhle bei Velden in Franken und seit dem vergangenen Jahre auch in den Kitzelberghöhlen bei Kauffung im schlesischen Boberkatzbachgebirge durch zahlreiche Ausgrabungen erkannte, merkwürdig urtümliche Kultur gebirgsbewohnender Höhlenbärenjäger tritt in Ranis gemeinsam mit einer in der Technik der Steinbearbeitung ebenso merkwürdig fortgeschrittenen Kultur auf.

Eines der beachtlichsten Rätsel eiszeitlicher Gesittungsentfaltung ist die Frage nach der Herkunft des französischen Solutréen. Mortillet und Breuil stellten es vor 30 bis 50 Jahren in Kultur- und Zeitenfolge zwischen das Aurignacien (Willendorfer Stufe) und Magdalénien (Thainger Stufe), weil man an einigen französischen Fundstellen, wir wagen heute zu sagen zufällig, die Solutréen-Kultur unter Magdalénien- und über Aurignacien-Schichten angetroffen hatte. Dennoch blieb dieses in Frankreich als altsteinzeitlich nachgewiesene Solutréen ein Rätsel. Diese Kultur ist gekennzeichnet durch lorbeerblattförmige Speerspitzen, deren wunderbare Schönheit durch höchste Vollendung der Bearbeitungstechnik des Feuersteins erzielt wurde. Nur noch einmal und rund 25 000 Jahre später, wurde in Europa im jungsteinzeitlichen, nordischen Feuersteindolch eine ähnlich vollendete Steinwaffe geschaffen. Lorbeerblattförmige, über die ganze Fläche überarbeitete solutréenähnliche Feuersteinspitzen liegen nun in Ranis zwischen den Geräten aus Höhlenbärenknochen, die so urtümlich sind, daß die Forscher, die sie aus anderen

Digitized by Google

Höhlen zuerst als solche beschrieben, jahrelang um Anerkennung kämpfen mußten. Möge danach der Leser selbst die große Tragweite der Schlüsse überprüfen, die sich für die Erforschung der frühesten Menschheitskulturen aus den bisherigen und noch zu erwartenden Funden von Ranis ergibt. Als ein besonders glücklicher Umstand darf es angesehen werden, daß W. von Stockar in Ranis dem Ausgrabungsleiter zur Seite steht. Er vermochte die Pollen von Waldbäumen im zwischeneiszeitlichen Wohnboden der Höhle nachzuweisen, und es bedürfte eines besonderen Aufsatzes, um den neuartigen und weittragenden Ergebnissen gerecht zu werden, die von Stockar mit Reagenzglas, Quarzlampe und Mikroskop für die Kulturgeschichte erzielt hat.

Knapp zwei Wegstunden von Ranis entfernt liegt am Fuße zerklüfteter Kalkfelsen das Dorf Döbritz. Dort arbeitet Martin Richter, nachdem schon früher aus der „Wüsten Scheuer" beachtliche Altsteinzeitfunde ans Tageslicht gekommen waren, gegenwärtig in der Kniegrotte. Die Erfolge dieser Grabung sind im Gegensatz zu den bisher genannten noch wenig bekannt. Was die Petersfelshöhle für Süddeutschland, ist die Kniegrotte bei Döbritz unweit Pößneck für Mitteldeutschland. Der Kulturmittelpunkt, der noch am Ende der Eiszeit, zur Zeit der Thainger Stufe, in Thüringen vorhanden war, könnte nicht besser beleuchtet werden, als durch Richters Funde. Das künstlerische Wollen der Kniegrottenbewohner findet nicht nur in den Verzierungen der Knochen seinen Ausdruck, unter denen die Darstellung eines Wildpferdes an der Spitze steht, sondern eine der Verzierungen wird zu einem wichtigen Markstein in der Geschichte vorgeschichtlicher Erfindungen. Ich erinnere mich einer Knochenharpune, die mir ihr Ausgräber vorsichtig in die Hand legte. Auf dieser Harpune ist die geflochtene Schnur, mit deren Hilfe sie geschleudert wurde, in zierlichster Ritzung dargestellt, ein sicherer Beweis für die Kenntnis der wahrscheinlich aus verarbeiteten Pflanzenfasern gedrehten Flechtschnur zu einer so frühen Zeit.

Wenn wir uns nun von den süd- und mitteldeutschen zu den norddeutschen Altsteinzeitkulturen begeben, wäre ein weiter Umweg über Westdeutschland am Platze. Dort nämlich hat J. Andree in den letzten Jahren die westfälischen Höhlen, in denen z. T. seit Jahrzehnten gewühlt wurde, einer planmäßigen Untersuchung unterzogen. In der Balverhöhle bei Callenhardt und in anderen Grotten fanden sich Wohnböden verschiedener altsteinzeitlicher Kulturstufen mit zahlreichen Feuersteinwerkzeugen, die Verwandtschaft mit holländischen Funden verraten.

Noch vor einem Jahrzehnt gab es nur einen Vorgeschichtsforscher, der entgegen der althergebrachten Meinung an die Möglichkeit glaubte, in dem flachen Aufschüttungsgebiet der norddeutschen Küstenländer altsteinzeitliche Besiedlung nachweisen zu können. Dieser Forscher war Gustav Schwantes. Dank seiner Vorarbeiten hat A. Rust 1933 bei Meiendorf zwischen Hamburg und Lübeck und neuerdings bei Ahrensburg in Holstein Erfolge erzielt, deren Auswirkungen fast als umstürzend bezeichnet werden dürfen. Die Untersuchungen wurden mit Unterstützung des Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches durchgeführt und ihr Erfolg war von vornherein von einer ausgeklügelten Grabungstechnik abhängig. Die alt- und mittelsteinzeitlichen Siedlungen lagen bis zu 5 Meter Tiefe am Ufer einstiger Teiche in unmittelbarer Nähe des damaligen Inlandeisrandes. Um das Grundwasser, den Deckschlamm und Triebsand zu beseitigen, mußten neben anderen technischen Einrichtungen dauernd mehrere 12 Meter tiefe Brunnen in Betrieb gehalten werden.

Die Funde, deren Anzahl bei der Größe der abgedeckten Fläche hoch in die Tausende geht, geben nicht nur neue Einblicke in die handwerkliche, sondern, was noch

Digitized by Google

wichtiger ist, in die geistige Welt der Rentierjäger der Hamburger Stufe (Thainger Stufe Magdalénien). Kunstwerke fehlen nicht. Kennzeichnenderweise zeichnete man hier im Norden die Tierbilder auf eine Bernsteinscheibe. Die Erhaltungsmöglichkeiten waren völlig anders als in den Höhlensiedlungen. Man fand deshalb die Feuersteingeräte mit verzierten Knochen geschäftet, so daß ihre einstige Verwendungsmöglichkeit in ganz neuem Lichte erscheint. Völlig einzigartig sind die Leichen von Rentieren, die man mit Steinen beschwert im Wasser versenkt hat. Hier ist man einem eiszeitlichen, von Zaubervorstellungen beherrschten Brauchtum auf der Spur, das uns tiefe Einblicke in die geistige und religiöse Welt der späten Altsteinzeit vermitteln wird.

Doch nicht genug mit diesen Ergebnissen, konnte bei Ahrensburg die Frage des Weiterlebens altsteinzeitlicher Kulturen und Menschenrassen in der Nacheiszeit wesentlich eingeengt werden. Schon K. Gumpert war es 1930 gelungen, unter einem Felsschutzdach der Steinbergwand bei Ensdorf in der Oberpfalz eine nacheiszeitliche Feuersteinkultur unmittelbar an eine eiszeitliche anzuknüpfen. Das Problem des „Hiatus", das einmal eine so große Rolle in der vorgeschichtlichen Wissenschaft spielte, besteht heute nicht mehr. Zwischen den altsteinzeitlichen Jägerkulturen, die mit der letzten Eiszeit um 10 000 v. Chr. versiegten, und den jungsteinzeitlichen Bauernkulturen des 4. und 3. Jahrtausends klafft keine Lücke mehr. Die grabungsmäßige Erfassung nacheiszeitlicher, von Jägern und besonders von Fischern getragener Kulturen, wie sie in Ahrensburg und an vielen anderen Stellen erforscht wurden, hat zur Aufstellung einer mittleren Steinzeit geführt. Sowohl in Mittel- wie in Ostdeutschland konnte bewiesen werden, daß die Nachfahren der Mittelsteinzeitmenschen und ihre Kultur bis ins 3. Jahrtausend hinein weiter lebten. Die genaue Zeitbestimmung der bei Hamburg und an anderen Stellen ergrabenen Kulturen konnte u. a. durch die mikroskopische Bestimmung des in den Wohnböden enthaltenen Blütenstaubes (Pollenanalyse) erbracht werden. Auf diesem Gebiet arbeiteten die Naturwissenschaft und die Vorgeschichte besonders erfolgreich zusammen bei den von H. Reinerth durchgeführten Ausgrabungen im Federseemoor bei Buchau in Württemberg, wo neben anderen, spätere Kulturen umgreifenden großartigen Ergebnissen, namentlich die mittlere Steinzeit klar erfaßt werden konnte.

Die indogermanische und nachindogermanische Zeit

Die 2 bis 3000 Jahre der Jungsteinzeit, das Jahrtausend der Bronzezeit, das Jahrtausend der vor unserer Zeitrechnung liegenden Eisenzeit und die 2000 Jahre danach, werden betrachtet an den menschengeschichtlich gesehen riesigen Zeiträumen altsteinzeitlicher Kulturentfaltung zu einer recht geringen Zeitspanne. Und doch übertrifft die Zahl der Funde, die diesen 6000 Jahren entstammen, bei weitem die Zahl der Altsteinzeitfunde. Seit der Mensch seßhaft, seit er Bauer geworden war, hat sich nicht nur die Menschheit selbst und damit ihre kulturelle Hinterlassenschaft gewaltig vermehrt, sondern auch die Möglichkeiten der Erhaltung im Boden sind, gesehen im Lichte unseres erdgeschichtlichen Gegenwartszustandes, gewachsen. Seit dem 3. Jahrtausend wohnte man ja in der Regel weder in Höhlen, wie in der Alt-, noch in leicht vergänglichen Schilfhütten wie in der Mittelsteinzeit. Sicherheit und Schutz bot jetzt das Pfostenhaus. Man lebte in Einzelgehöften oder Dörfern, deren Reste sich stets mehr oder weniger gut im Boden hielten.

Die, wie man sagt, donauländische oder bandkeramische älteste Hackbaukultur, deren Anfänge allem Anschein nach bis in das 4. Jahrtausend zurückgehen, reicht

Digitized by Google

vom Dnjestr bis zum Rhein. In den über so weite Landräume verstreuten bandkeramischen Völkern von erstaunlich einheitlicher Gesittung sahen bis vor kurzem manche Forscher die Urindogermanen, während man diese nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung weiter nördlich suchen muß. Wie schon eingangs erwähnt wurde, liegt die indogermanische Urheimat höchstwahrscheinlich in Mitteldeutschland. Von dort stießen schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends die streitaxttragenden Schnurkeramiker, ein Volk rein nordischer Rasse, nördlich und nordwestlich vor in das Gebiet der fälischen Riesensteingräberbauern, von denen wir den ältesten Pflug kennen. Es kam im Norden zur Ausprägung der „Einzelgrabkultur" unter künstlichen Erdhügeln. Das Volk der Megalithbauern stieß seinerseits in verschiedenen Gruppen weit süd- und südostwärts vor. Der Hauptstoß nordischer Völker indes erfolgte erst gegen Ende des 2. Jahrtausends. Er streute die schnurverzierte Irdenware in die Gebiete der donauländischen Bandkeramiker. Eine nordische, die streitaxtführende Herrenschicht, der die Zähmung des Pferdes gelungen war, legte sich alsbald über die unterworfenen Völker, stieß bis weit nach Asien hinein vor und verbreitete indogermanisches Vaterrecht und indogermanische Sprache.

Unter den vielen, in der Nachkriegszeit in Österreich und Deutschland planmäßig erforschten Siedlungen der donauländischen Kultur erlangten die Ausgrabungen W. Buttlers in Köln-Lindenthal die größte Bedeutung. Dort, an der Westgrenze des bandkeramischen Verbreitungsgebietes, wurde ein vollständiges jungsteinzeitliches Dorf freigelegt. Es war durch Gruben und Palisaden, die es rings umgaben, gesichert, und mehrere Tore führten in das Innere. Über 60 Häuser konnten untersucht werden, die z. T. eine merkwürdige Nierenform besaßen. Es ist kennzeichnend für das bandkeramische Ackerbauernvolk, daß es für seine Kornvorräte große rechteckige hallenförmige Speicheranlagen errichtete, von denen an die 40 nachgewiesen wurden. Diese Speicherbauten zeichneten sich durch einen, über den Erdboden gelegenen, von Pfählen umgebenen Fußboden aus, eine Bauart, die man bei ähnlichen Anlagen noch heute in der Schweiz und in Norwegen zum Schutze der Vorräte vor Bodenfeuchtigkeit und kleinen Tieren findet.

Andere, wichtige Ausgrabungen jungsteinzeitlicher Siedlungen führen uns in die Nordostecke des Reiches, nach Succase bei Elbing in Ostpreußen. Dort hat B. Ehrlich an der Haffküste eine Steinzeitniederlassung erforscht, deren Bedeutung um so größer ist, als es sich hier um eine Siedlung der Schnurkeramik handelt, jener Kulturgruppe also, in deren Trägern die Mehrzahl der Forscher heute die Urindogermanen sieht. In Succase fand man Rechteckhäuser, deren Wohnböden und Herde zahlreiche Irdenware enthielten. Diese Keramik, eine an der ganzen Haffküste ausgeprägte einheitliche Stilgruppe, verrät die Verschmelzung althergebrachten, von den Vorfahren ererbten Kulturgutes mit dem neu erworbenen schnurkeramisch-indogermanischen.

Die ungezählten, oft reich mit Beigaben ausgestatteten jungsteinzeitlichen Gräber und Gräberfelder, die in allen Teilen Deutschlands und Österreichs planmäßig gehoben wurden, übergehen wir, wollen jedoch noch einen Blick in das indogermanische Kerngebiet werfen. Unmittelbar bei der Stadt Halle, in der Halleschen Heide, hat die Landesanstalt für Volkheitskunde mehrere jungsteinzeitliche Hügelgräber allen Anforderungen neuzeitlicher Grabungstechnik gemäß, ausgegraben. P. Grimm hat kurz über die Ergebnisse berichtet. Die Grabgewölbe sind z. T. in den Boden des anstehenden Felsgesteins eingehauen, z. T. aus Platten zu riesigen Steinkisten oder zu Steinpackungen aufgebaut, in denen die Toten ruhten. Eine der Deckplatten wog 18 Zentner. Über diesen Gräbern, die durch Zugangsstollen, welche

Digitized by Google

mit Holz oder Steinplatten versteift waren, mit der Außenwelt in Verbindung standen, wölbte sich der Erdhügel. In einem Hügel konnte an Stelle der Steinkisten ein Holzbau mit steinernem Eingang festgestellt werden, in einem anderen fanden sich nicht weniger als sieben Grabanlagen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß sie reich mit Steingeräten, Schmuck und Irdenware ausgestattet waren. Die schönen schnurverzierten Gefäße verraten erstaunliches Formgefühl und erlesenen künstlerischen Geschmack. Von den Schmuckstücken sei nur eine feine Kette erwähnt, deren Perlen aus den angeschliffenen und durchbohrten Eiern des Totenkopfs, des größten unserer Nachtfalter bestehen. Die Halleschen Grabhügel wurden um die Mitte des 3. Jahrtausends angelegt; sie geben uns tiefe Einblicke in die geistige Welt und den indogermanischen Totenkult.

In dieser Darstellung würde eine Lücke klaffen, wenn wir nicht von den Riesensteingräbern sprächen, die als Hünenbetten in den Sagen unseres Volkes eine so bedeutende Rolle spielen. Wie stark sie die Vorstellungswelt noch immer beschäftigen, zeigt der ernstliche Versuch, in ihnen germanische Gotteshäuser zu sehen. Erinnert sei in diesem Zusammenhange an das „germanische Sterngehöft" Oesterholz bei Detmold, das durch sorgfältige Ausgrabung H. Reinerths als Rest einer fränkischen Burganlage erkannt wurde. Ebenso schnell brach die Gotteshausanschauung zusammen, konnten doch K. H. Jacob-Friesen und W. Matthes durch Ausgrabungen in Niedersachsen erneut beweisen, daß die Hünenbetten Sippen- und Erbbegräbnisse waren.

In die älteste Bronzezeit führen uns die Ausgrabungen F. Holters, der für das nordostdeutsche Gebiet eine in sich geschlossene Kulturgruppe nachweisen konnte. In Schmirtenau, unweit Schneidemühl, wurde ein ausgedehntes Körpergräberfeld planmäßig erforscht. Unter gewaltigen Steinpackungen fand man oft mehrere, reich mit Beigaben versehene Hockerbestattungen. Einer nur wenig jüngeren Zeit, nämlich dem 16.—14. Jahrhundert v. Chr. gehören die ungezählten, bronzezeitlichen Hügelgräber an, die, weil sie von der Zerstörung bedroht waren, in allen deutschen Gauen durch wissenschaftliche Ausgräber eingehend untersucht werden mußten. Die vielerorts neuen Ergebnisse werden Bände füllen. Besondere Erwähnung verdient hier eine Ausgrabung H. Pieskers, der vor kurzem im Herzen der Lüneburger Heide, in Baven, Kreis Celle, in einem Grabhügel ein vollständiges Totenhaus nachweisen konnte. Der Tote, ausgestattet mit prächtigen Bronzewaffen, wurde in einem Holzhaus beigesetzt, das dann abgebrannt wurde.

Zu Beginn der Bronzezeit war die Verschmelzung der schnurkeramischen Indogermanen mit dem Herrenbauernvolk der Riesensteingräber und den Trägern der nordischen Einzelgrabkultur so weit gediehen, daß uns mit dem 2. Jahrtausend im Norden eine einheitliche, von einem Volk geschaffene Kultur entgegentritt — die germanische Kultur. Ebenso wie das Totenhaus von Baven ist auch ein anderes, von K. Kersten bei Grünhof-Tesperhude innerhalb eines Hügelgrabes entdecktes, um die Mitte des 2. Jahrtausends von Germanen errichtet worden. Im Inneren des holsteinischen Hauses waren Mann und Frau gemeinsam bestattet, und es ist wohl möglich, daß die Sitte, über den körperbestatteten Verstorbenen ein Holzhaus zu errichten und dann abzubrennen, bei den Germanen ein Vorläufer der eigentlichen Leichenverbrennung auf dem Scheiterhaufen und der Urnenbestattung gewesen ist.

Von den Hunderten von illyrischen Urnenfeldern der Bronzezeit, die besonders in Schlesien und Brandenburg mit Tausenden von kunstgewerblich vollkommenen Gefäßen den Dampfpflügen entrissen wurden, kann hier nicht die Rede sein. Das illyrische Volk wurde um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends, von

Digitized by Google

den beiden anderen indogermanischen Völkern, die während dieser Zeit eine Rolle im heutigen Deutschland spielten, nämlich von den Germanen und den Kelten zerrieben. Möglicherweise gehören die noch in Holz erhaltenen Siedlungen von Biskupin in der ehemaligen Provinz Posen jenen Germanen an, die die Illyrier Ostdeutschlands aufsaugten. Ein klares Bild über die großen Grabungserfolge J. Kostrzewskis läßt sich bis heute um so weniger gewinnen, als dieser Schüler Kossinnas sich auch nach der deutsch-polnischen Annäherung nicht zu einer sachlichen Stellungnahme zu den Fragen vorgeschichtlichen Volkstums durchgerungen hat und die deutsche Vorgeschichtsforschung mit unsachlichen Angriffen überschüttet. Zu jenen ältesten ostdeutschen Burgen, die die bedrängten Illyrier um 600 v. Chr. errichteten, gehört auch der Vaterunserberg bei Nieder-Neuendorf, unfern Görlitz. An seiner Freilegung waren verschiedene Ausgräber beteiligt, die das Glück hatten, auch hier die alten Holzbauten noch vorzufinden. So war es möglich, verschiedene Bauabschnitte der Burg und mehrmaliges Niederbrennen der Wälle nachzuweisen, und so besonders gute Einblicke in jene bewegte Zeit zu gewinnen, in der die Illyrier den ostdeutschen Boden nicht nur gegen die aus Asien hervorbrechenden Skythen, sondern auch gegen die ältesten Ostgermanen zu verteidigen hatten. Nach Annahme der meisten Forscher wurde auch die süddeutsche Hallstattkultur von illyrischen Stämmen getragen, die zwischen 800 und 500 einen besonderen Reichtum entfalteten. Diese Prunksucht, von der man im Hallstattkreis sprechen kann, wurde neuerdings offenbar an den Beigaben, die O. Paret aus einem Fürstengrab bei Stuttgart-Cannstatt heben konnte. Da lagen neben Waffen und Geräten aus Eisen und Bronze die wunderbarsten Prunkstücke aus Gold: Armbänder, Ringe, Schalen, ein Diadem. Aus Rheingold sind alle diese edeln Dinge geschmiedet. Zur Seite des bestatteten Fürsten fand man einen vierrädrigen bronzebeschlagenen Wagen. Auch aus dem germanischen Kulturkreis kennt man solche Speichenradwagen, und sie gelangten nachweislich aus dem Norden als Renn- und Streitwagen bis nach Ägypten.

Wenn die Keltenfrage heute weniger als vor dreißig Jahren, als man bei La Tène am Neuenburger See eine keltische Stadt ausgrub, im Mittelpunkt der Anteilnahme steht, so nur, weil die Vorgeschichtsforschung der Nachkriegszeit in den hierfür in Frage kommenden Ländern nicht mit den in Skandinavien, Dänemark, Holland, Deutschland und Polen erzielten Fortschritten Schritt gehalten hat. Der Bronze- und Goldreichtum ist außerdem im keltischen Gebiet geringer als im germanischen; die Kelten erreichten ihren kulturellen Höhepunkt während der vorchristlichen Eisenzeit. Als besterforschte keltische Siedlung Deutschlands darf dank A. Götzes unermüdlichen Forschungen die Steinsburg bei Römhild in Thüringen gelten. Jene Gipfelburg wurde wahrscheinlich schon in der Jungsteinzeit angelegt, vom Ende der Bronzezeit bis ins erste vorchristliche Jahrhundert von Kelten bewohnt und als Bollwerk gegen die von Nordosten herandrängenden Germanen ausgebaut. Unter den keltischen Friedhöfen erlangte der von G. Kraft bei Singen am Hohentwiel ausgegrabene deshalb eine besondere Bedeutung, weil die beobachtete Leichenzerstückelung mancherlei geistesgeschichtliche Fragen aufwirft.

Die siedlungsarchäologische Arbeitsweise Kossinnas trug besonders reiche Früchte in Ostdeutschland, wo es dank der Arbeiten M. Jahns, K. Tackenbergs und E. Petersens seit Jahren gelungen ist, Urheimat, Ausbreitung, Siedlungsgebiete und Wanderungen der einzelnen Ostgermanenvölker an Hand der Bodenfunde zu erkennen und geschichtlich auszuwerten. Zur Kennzeichnung der gotisch-gepidischen Kultur trugen neben den Ausgrabungen W. La Baumes auf dem bei Danzig gelegenen Friedhofe von Praust vor allem die Grabungen O. Voigtmanns bei, dem es bei Braunswalde-Willenberg nahe Marienburg gelang, Hunderte von Gräbern

Digitized by Google

zu erfassen, deren Anlage vom ersten vorchristlichen bis ins fünfte nachchristliche Jahrhundert reicht. Im westgermanischen Gebiet kommt neben anderen Forschungen der Erfassung der Cherusker durch die Ausgrabungen H. Schrollers weitgehende Bedeutung zu. Wenn es auch noch nicht gelang, die Örtlichkeit der Kämpfe zwischen Armin und den römischen Kolonialheeren festzulegen, so vermag man heute an Hand der längs des Leineflusses aufgedeckten Siedlungen, Gräber und Burgen immerhin das cheruskische Siedlungsgebiet im Jahrhundert vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung festzulegen[1]).

In Österreich hat E. Beninger um die Germanenforschung die größten Verdienste. Unter seinen zahlreichen Ausgrabungen sei nur die Erforschung des langobardischen Gräberfeldes von Neu-Ruppersdorf in Niederösterreich erwähnt, das dem 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr. angehört. Der Wiener Forscher konnte hier so merkwürdige Bestattungssitten, wie Leichenzerstückelung und Schädelabtrennung feststellen. Ganz ähnliche Erscheinungen beobachtete der Verfasser bei der Ausgrabung des silingisch-gepidischen Gräberfeldes von Groß-Sürding bei Breslau, das ebenfalls aus dem 5. Jahrhundert stammt. Es gelang ein noch jetzt im Aberglauben des Volkes verwurzeltes Brauchtum über die Pestzeiten des Mittelalters bis zu den Germanen zurückzuverfolgen. In Groß-Sürding handelt es sich um einen Seuchenfriedhof. Man hat die Toten z. T. in Massengräbern neben und übereinander bestattet. Um die Lebenden vor dem „Nachholen" zu schützen, beerdigte man die Verstorbenen in Bauchlage, enthauptete oder zerstückelte die Leichen. Dieses merkwürdige Brauchtum ist weder blutrünstig noch grausam, sondern allein der Ausdruck der Furcht vor dem Toten und dem Tode. Noch 1913 wurde in Deutschland ein vermeintlicher Vampyr nach seinem Tode von den Angehörigen enthauptet.

Endlich und zu guter Letzt begeben wir uns in das Land der Alemannen. Es gibt kaum eine größere Kulturschande als die durch Jahrzehnte von Raubgräbern betriebene Zerstörung des großen Gräberfeldes von Oberflacht bei Tuttlingen. W. Veeck, der endlich 1921 mit planmäßigen Ausgrabungen begann, berichtet, daß man sich aus den, dank besonders günstigen Bodenverhältnissen hervorragend erhaltenen Eichenbohlen der germanischen Grabgrüfte Möbel bauen ließ. Dennoch gelang es an einigen Bestattungen, die durch Zufall der Zerstörung teilweise entgangen waren, Grüfte, Totenbettstätten, Totenbäume und Holzkistensärge zu erforschen. Neben den sonst üblichen Beigaben wurden zahlreiche schön gedrechselte und verzierte Holzgefäße gefunden, die sonst gewöhnlich niemals erhalten sind. Hier bietet sich die Möglichkeit, das germanische Kunstgewerbe von einer neuen Seite, nämlich der der Holzverarbeitung besser, als dies bisher möglich war, zu beleuchten. Außer Eiche und Buche wurde Tanne, Kirschbaum, Birnbaum und Weide verarbeitet und es konnte gezeigt werden, daß die Form des „Logel", eines Holzfäßchens, aus dem der württembergische und badische Bauer noch heute seinen Most oder Wein trinkt, unmittelbar auf die Alemannen des 5. Jahrhunderts zurückgeht.

Jede Ausgrabung erbringt eine Fülle von kulturgeschichtlichen Einzelnachrichten. Häufig gibt sie dabei der Wissenschaft neue Fragen auf, die man durch Erkenntnisse, die bei erneuten Grabungen gewonnen werden, zu beantworten sucht. Die vornehmste Aufgabe der deutschen Vorgeschichtsforschung bleibt es, die gesamten, zufällig oder bei planmäßigen Ausgrabungen gewonnenen Funde, Beobachtungen und Ergebnisse in einen gemeinsamen Rahmen zu fügen und innerhalb dieses Rahmens, der verläßlicher ist als die häufig tendenziösen Nachrichten antiker Schriftsteller oder frühchristlicher Theologen, Geschichte zu schreiben.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Friedrich von Oppeln-Bronikowski in diesem Heft.

Digitized by Google

Römerzeit und deutsche Frühgeschichte

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin

Die Römerzeit in Deutschland

Die Römerzeit in Deutschland hat nur von der Wende unserer Zeitrechnung bis zur Völkerwanderung gedauert, rund 400 Jahre, am rechten Rheinufer und linken Donauufer sogar nur bis 260 n. Chr. Dennoch schiebt sie sich entscheidend zwischen die deutsche Vor- und Frühgeschichte, als bald feindliches, bald friedliches Wechselspiel römischer und germanischer Kultur, in das zuletzt auch das Frühchristentum eindringt; so bilden sich hier die Elemente, aus denen dann die Kultur des deutschen Mittelalters erwachsen ist.

Aus der Germania des Tacitus, aus Caesar und anderen antiken Schriftquellen besitzen wir die erste Kunde von unseren Altvorderen. Aus den römischen Lagerstätten an der Rhein- und Donaufront sind die ältesten, meist noch heute blühenden deutschen Städte erwachsen, und in unserer Sprache haftet bis heute eine Unzahl von Lehnwörtern für Kulturgüter, die unsere Voreltern von den Römern empfingen. Immer zahlreicher werden auch die Funde von römischen Einfuhrwaren aller Art bis nach Ostelbien und Skandinavien, zuerst aus Italien, dann aus Gallien, schließlich aus den für die Ausfuhr arbeitenden rheinischen Fabriken. Ebenso beruhte der Handelsverkehr, soweit er nicht reiner Tauschverkehr war, auf den römischen Münzen, die sich häufig als „Verwahrfunde" in Menge finden.

Umgekehrt nahmen auch die Römer manches von den Germanen an, nicht nur Tauschwaren im Handelsverkehr, Bernstein, Felle, friesische Wolle, Schinken, Gänse; sie lernten auch Bier brauen, wie sie uns den Weinbau lehrten, und die Römerinnen, die für das germanische Modeblond schwärmten, färbten sich die Haare mit den Pomadekugeln aus Mattium (Wiesbaden), die später auch als Seife, eine germanische Erfindung, dienten. Aber auch als Soldaten und Ingenieure gingen die Römer bei den Germanen in die Lehre, so bei der Anlage von Moorbrücken (Pontes longi) und Landwehren, die bei unsern Vorfahren von alters her Brauch war. Erst 1927 hat Carl Schuchhardt die Reste des Grenzwalls der Angrivaren (Engern) wiederentdeckt, an dem Germanicus seine letzte Schlacht gegen Arminius 15 n. Chr. geschlagen hat. Nach dem Muster dieser germanischen Wehrbauten legten die Römer ihr Uferkastell und ihre Lagerbefestigungen in Haltern (Aliso) an der Lippe an, deren Ausgrabung, gleichfalls von Schuchhardt begonnen, bis in die jüngste Gegenwart von A. Stieren-Münster fortgesetzt wird. Nach gleichem Vorbild entstand aus einem bloßen Grenzweg und Grenzgraben der germanische Limes, der „Pfahlgraben", der sich vom Unterrhein über Berg und Tal bis nach Lorch in Württemberg hinzog, wo er seine Fortsetzung in der Steinmauer („Teufels- oder Heidenmauer") des rhätischen Limes fand, der an der Donau bei Kelheim endete. Beide Befestigungslinien, die an die heutige französische Grenzbefestigung von Belgien bis zur Schweiz gemahnen, sind seit zwei Menschenaltern in ihrem Verlauf wie in ihrem Werden genau erforscht worden; aus der hierfür eingesetzten Reichslimeskommission hat sich die Römisch-germanische Kommission des Archäologischen Reichsinstituts in Frankfurt a. M. entwickelt, die 1927 ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiern konnte.

Der Limes war durch zahlreiche Warttürme und Kastelle, erst aus Holz und Erde, dann aus Stein (so die wiederhergestellte Saalburg im Taunus) verstärkt. Die ersteren, von den Römern mit dem germanischen Lehnwort burgus bezeichnet,

Digitized by Google

haben in den mittelalterlichen Streittürmen fortgelebt, von denen Regensburg bis heute noch eine Anzahl besitzt. Hinter ihnen bildeten die beiden Ströme die Hauptabwehrstellung und zugleich wichtige Verkehrswege in jener straßenarmen Zeit. Dahinter lagen linksrheinisch Nymwegen, Vetera (Birten) bei Xanten an der alten Lippemündung, Köln, Bonn, Mainz und Straßburg und an der Donaufront Augsburg, Regensburg, Passau und Wien. Auf dem Unterrhein nördlich des Limes sicherte den Verkehr eine römische Rheinflotte, die ihr Standlager auf der Altenburg bei Deutz, dem Brückenkopf von Köln, hatte. Alle diese Lagerstädte aber überflügelte Trier, das als Hauptetappenort und Straßenknotenpunkt der Rheinfront zum Industrie- und Handelsmittelpunkt wurde und seit der Reichsteilung Diokletians (268 n. Chr.) zur Kaiserresidenz emporstieg, von der aus die ganze westliche Reichshälfte beherrscht ward.

Trotz seines kunstvollen Verteidigungssystems wurde der rheinische Limes im 2. Jahrhundert von den Chatten und Alemannen mehrfach durchbrochen und 260 endgültig überrannt. Damit ward auch der rhätische Limes unhaltbar, Rhein und Donau wurden wieder zur Reichsgrenze. Nun setzte am linken Rhein- und rechten Donauufer eine fieberhafte Bautätigkeit ein. Die alten Lagerstädte wurden stark befestigt, an den Heerstraßen entstanden Kastelle, zu denen man jedes Baumaterial nahm, das man fand, besonders die während der Germaneneinfälle zerstörten Tempelbezirke und Grabmäler. Derart verbaut sind eine große antike Heilstätte bei Alzey und die Neumagener Grabmäler bis auf die Gegenwart gekommen.

Eins der wenigen Römerlager, die nicht in einer deutschen Stadt fortgelebt haben, war das von Vetera. Es wurde 69 n. Chr. im Bataveraufstand zerstört und dann verlegt; seine Reste haben sich weit besser erhalten als andere, später von Städten überbaute Lager. Es ist neuerdings von Museumsdirektor H. Lehner-Bonn entdeckt und ausgegraben worden und hat überraschende Aufschlüsse geliefert, nicht nur für den römischen Lagerbau, sondern auch für die Baugeschichte der frühen Kaiserzeit. Als Zweilegionenlager steht es in Deutschland einzig da. Obwohl nur mit Wall und Graben befestigt, enthielt es eine Reihe stattlicher Steinbauten. Im Schnittpunkt der beiden Hauptlagerstraßen lag die weitläufige Kommandantur (Praetorium) mit großer Exerzier- oder Versammlungshalle und säulenumgebenem Hof. Auf beiden Seiten schlossen sich prächtige Wohngebäude für die beiden Generale (Legaten) an, mit hallenumsäumten Gartenanlagen wie in den damaligen Kaiserpalästen in Rom, und dahinter folgte eine Reihe kleinerer Villen für die zwölf Stabsoffiziere (Tribunen), ein großes Lazarett (Valetudinarium) usw. Die hohen Offiziere scheinen dies Lager mehr als Sommerfrische betrachtet und den Winter in Köln verbracht zu haben. Die Folge war seine baldige Zerstörung. Seitdem, sagt Tacitus, befestigte man die Lager in Germanien besser.

Etwas weiter nördlich legte Trajan die Militärkolonie Colonia Trajana an. Der sowohl strategisch wie handelspolitisch wichtige Punkt war von alters her besiedelt und bildete damals den Hauptort der germanischen Cugerner, den Trajan mit einem Mauergeviert befestigte. In der Südostecke entstand, erst aus Holz, dann aus Stein, eine Arena, die jetzt wieder ausgegraben wurde und zu Freilichtspielen eingerichtet werden soll. Auch die mächtigen Eichenbalken des römischen Rheinhafenkais haben sich bis heute erhalten. Mit der südöstlichen Stadtmauer gleichgerichtet war ein spätrömischer Friedhof, über dem sich die Stadt Xanten erhebt, ad Sanctos, wie der Name ursprünglich lautete, denn nach der Überlieferung wurde der Xantener Dom über den Gräbern des hl. Viktor und seiner Gefährten erbaut, die als römische Soldaten Christen geworden waren und den Märtyrertod erlitten hatten. Aus dieser Wallfahrtsstätte hat sich im Mittelalter die Stadt Xanten entwickelt, während Colonia Trajana allmählich verfiel.

Digitized by Google

Bei Reparaturarbeiten im Dom fand sich jetzt unter dem Hochaltar ein Eichensarg mit den Gebeinen zweier Männer, die deutliche Spuren eines gewaltsamen Todes — vermutlich in der Arena — trugen. Im übrigen war die Beisetzung ungestört. Hier liegt also der seltene Fall vor, daß der Heiligenkult von der frühchristlichen Zeit bis heute ununterbochen fortbestanden hat. Die Ausgrabung ergab ferner eine ganze Abfolge von Kultbauten über dem Märtyrergrab von frühchristlicher Zeit bis zu dem noch jetzt stehenden gotischen Dom, dessen Längsachse von der bei christlichen Kirchen üblichen Orientierung abweicht, weil sie der Ausrichtung des römischen Friedhofs folgt.

Für uns Deutsche hat Colonia Trajana und Xanten ein besonderes Interesse, denn dort ist von rheinfränkischen Sängern die Siegfriedsage lokalisiert worden. Aus Colonia Trajana stammt Siegfrieds Mörder und Gegenspieler Hagen von Tronje, „der Trojaner", und Siegfried selbst ist in Xanten geboren; vielleicht besteht sogar ein Zusammenhang zwischen seinem Namen und dem des hl. Viktor. Und begraben ist Siegfried nach dem Nibelungenlied ze Lorse bi dem munster, d. h. im Kloster Lorsch an der Bergstraße, einer anderen berühmten Wallfahrtsstätte. Es ist gewiß kein Zufall, daß Siegfrieds Heimat und Grabstätte, ja das größte deutsche Epos, mit den Haupttreibungsstellen germanischer und römischer Kultur verknüpft sind. Wir werden dieser fruchtbaren Antithese noch mehrfach begegnen.

Bei Reparaturarbeiten am Bonner Münster haben sich nach den Ausgrabungen Lehners ganz ähnliche Verhältnisse ergeben wie in Xanten. Auch das Bonner Münster erhebt sich über Märtyrergräbern, denen des hl. Cassius und Florentius und eines Gefährten, auf einem spätrömischen und frühchristlichen Friedhof. Auch dort folgte ein Kultbau auf den anderen bis zu dem prächtigen romanischen Münster, aber die Steinsärge der drei Märtyrer, die sich unter dem Hochaltar fanden, waren leer. Immerhin ist auch in Bonn ein ununterbrochener Heiligenkult von frühchristlicher Zeit bis zur Gegenwart sicher. Ebenso besteht enger Zusammenhang mit der römisch-germanischen Epoche, denn in die Fundamente eines frühchristlichen Kultbaues sind als Werkstücke etwa fünfzig Weihaltäre der im ganzen Rheingebiet verehrten Muttergottheiten sowie einiger anderer Gottheiten verbaut und dadurch zum Teil vorzüglich erhalten geblieben. Im Bonner Provinzialmuseum sind die Weihaltäre der Matres Aufaniae jetzt aufgestellt. Es sind Reliefbilder, meist mit drei Figuren. Zwei Frauen mit einem Kind oder mit Früchten im Schoß und mit großen haubenartigen Mützen, wie sie die Schweizer Bäuerinnen noch heute tragen, sitzen rechts und links von einer kleineren weiblichen Gestalt, vielleicht ihrer Schutzbefohlenen; auch die Stifter sind z. T. mit Frau und Kind abgebildet, wie auf einem christlichen Altarbild. Unter ihnen sind Zöllner, Kaufleute und Zivilbeamte aus der Lagervorstadt (Cannabae) von Bonn, vor allem aber Offiziere und Soldaten der I. Legion, damals (250—300 n. Chr.) großenteils romanisierte Einheimische, aber auch Griechen und Orientalen. Der Tempel dieser aufanischen Mütter oder ihr heiliger Bezirk ist noch nicht gefunden, aber offenbar hat Bonn den Mittelpunkt ihres Kults gebildet.

Siegfried Loeschcke hatte das Glück, einen großen römisch-nordischen Götterbezirk im Altbachtal bei Trier zu entdecken. Die trotz des Besatzungselends begonnene, aber noch nicht beendete Ausgrabung hat bereits erstaunliche Ergebnisse gebracht und eine archäologische Sensation der Nachkriegszeit gebildet. Es handelt sich um das Stammesheiligtum der Treverer, das man nicht mit Unrecht als „nordisches Delphi" bezeichnet hat. Bisher sind über fünfzig große und kleine Kapellen mit zahlreichen Kultstandbildern und Altären sowie ein Theater für die Kultfeiern entdeckt worden, alles in Steinbau und in Steinbildern der Nachwelt erhalten, während die hölzernen Vorgänger der Kapellen und Götterbilder vermodert sind.

Digitized by Google

Die Bauform ist jedoch ganz unrömisch, und verehrt wurden zumeist einheimische, zum Teil ganz unbekannte Lokalgottheiten. Die Römer stellten den Einheimischen also ihre Baumeister und Bildhauer für ihre eigenen Kulte zur Verfügung und lieferten ihnen die antike Formensprache für ihre Götterbilder. Dabei sind merkwürdige, oft rein äußerliche Gleichsetzungen zwischen römischen und nordischen Gottheiten entstanden, die noch in der Bezeichnung unserer deutschen Wochentagsnamen fortleben, aber es finden sich auch Kreuzungen zwischen germanischen und keltischen Göttervorstellungen.

Aus diesen Kultmischungen sind vor allem die im ganzen Rheingebiet beheimateten, auch in Trier gefundenen Jupiter- oder Gigantensäulen zu erklären, auf denen ein dem Jupiter gleichgesetzter nordischer Himmelsgott speerschwingend reitet wie der wilde Jäger Wotan, unter seinen Pferdehufen ein schlangenartiges Ungeheuer mit brüllendem Menschenhaupt, das in der Rechten eine Keule, den Donner, schwingt, die Personifizierung der Gewitterwolke, die Züge des Donnergottes Donar trägt. Vor allem aber ist der Kult der westgermanisch-keltischen Muttergottheiten vertreten, die auch in Trier als Matres Treverorum verehrt wurden; meist aber erscheint eine Einzelgöttin Aveta als Beschützerin von Haus, Hof und Garten.

Wie gesagt, ist die Form der Kapellen ganz unrömisch, aber bei keltischen und slawischen Tempeln geläufig. Es sind Bauten mit quadratischem Grundriß, großen Fenstern und spitzem Dach, von einem Säulenumgang auf niedriger Mauer umgeben, in dem jedenfalls Weihgeschenke standen. Im Innern stand nur das Kultbild, durch die großen Fenster sichtbar, der Altar im Freien vor dem Eingang. Zu größeren Feiern diente das Theater, in dem sich auch tönerne Kultmasken fanden.

Als letzter heidnischer Gott erscheint im Altbachtal der persische Lichtgott Mithras, der Todfeind und Schrittmacher des Christentums, dessen Kult von den römischen Soldaten aus dem Osten des Weltreichs eingeführt wurde. Kultstätten dieser Religion sind im römischen Germanien häufig.

Einen sehr ergiebigen Fund machte Behn 1929 in den Trümmern eines spätrömischen Kastells in Alzey, in das, wie erwähnt, die Reste eines großen Heilbezirks als Werkstück verbaut waren: über 80 große Bruchstücke von Altären, Reliefs, Säulen und Architekturteilen eines Tempels des nordischen Heilgotts Apollo Granus, dessen Name in Aquae Granae, dem heutigen Aachen, fortlebt.

Noch reichhaltiger war die Ausbeute aus einem Römerkastell bei Neumagen an der Mosel, das zahllose Werkstücke von Grabmälern enthielt. Sie befanden sich zwar schon seit längerer Zeit im Trierer Museum, wurden aber im Weltkrieg durch eine französische Fliegerbombe in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Neuordnung und die Lichtbildaufnahme der Neumagener Grabmäler durch W. von Massow kam fast einer Neuentdeckung gleich. Da sich in diesen Denkmälern alle Lebensgebiete spiegeln, selbst das Leben auf den Landstraßen, an denen sie standen, bilden sie einen unschätzbaren steinernen Kulturgeschichtsatlas zum Leben am Rhein und an der Mosel zur Römerzeit bis 260 n. Chr. In zunehmendem Maße haben Einheimische an ihnen mitgearbeitet, wie nordische Sitten und Bräuche sich mit den römischen verschwistert haben. So ist eine Kunst entstanden, die in keiner Provinz des römischen Reichs ihresgleichen hat. Manche dieser Grabreliefs würden, aus ihrem antiken Rahmen gelöst, wie eine Vorwegnahme gotischer Werke, ja niederdeutscher Barockwerke wirken. So weisen sie über die Antike hinaus in eine kommende Welt. Was besonders ins Auge fällt, ist die scharfe, bisweilen humorvolle Charakteristik der Figuren. Selbst die Form dieser Grabmäler wird immer unrömischer, schließlich fast gotisch emporstrebend.

Stadt und Land empfingen römische Kultur. Überall entstanden römische Gutshöfe (Villae rusticae), vom großen Schloßgut bis zum Bauernhof, die ersteren meist

Digitized by Google

in herrlicher Lage im Mosel- und Rheintal oder auf den Rebenhöhen und in der Eifel. Erst neuerdings werden sie nicht nur nach Kunstschätzen, besonders Fußbodenmosaiken, durchwühlt, sondern systematisch ausgegraben[1]).

Die römische Kultur in Westdeutschland zeigt ihren Hochstand auch in einer Neuerwerbung des Direktors Fr. Fremersdorf, der Sammlung Niessen, für das Kölner Museum. Wenn sie auch manch wertvolles Stück aus anderen Gebieten, aus Italien und Griechenland enthält, so wiegt doch das Römisch-Germanische und besonders das Kölnische vor, denn Konsul Niessen hatte schon vor 50 Jahren, als noch keine amtliche Stelle an die Betreuung der Bodenfunde dachte, aussichtsreiche Grundstücke gepachtet oder gekauft, um ihre Bodenschätze zu heben. Das Kölner Museum steht jetzt mit seiner Sammlung römischer Kleinkunst und römischen Kunstgewerbes, besonders mit seiner Gläsersammlung an erster Stelle. Bekanntlich hat die rheinische Glasindustrie sogar die Wirren der Völkerwanderung überdauert und bis in die Karolingerzeit eine achtbare Technik bewahrt. So zeigt sich auch auf rein technischem Gebiet der Zusammenhang zwischen Römischem und Germanischem.

Einen eigenartigen Beitrag dazu haben jüngst auch die Ausgrabungen am Brunholdisstuhl über Bad Dürkheim in der Pfalz geliefert, der Heimat des Dürkheimer Feuerberg, den wir gleichfalls der von den Römern eingeführten Weinkultur verdanken. Dort fallen von der Höhe des Talrands zur Rheinebene die senkrecht abgearbeiteten Wände eines römischen Steinbruchs ab, in die vorgeschichtliche Felszeichnungen, Pferde und Räder an Stäben, eingemeißelt sind. Ein Gegenstück dazu gibt es bisher nur in Schweden — in den berühmten bronzezeitlichen Felszeichnungen von Bohuslän. Da die Wände des Steinbruchs durch Schuttmassen halb verdeckt waren, unternahm Museumsdirektor E. Spratter aus dem nahen Speyer ihre Freilegung bis zur Sohle, wozu große Erdbewegungen nötig wurden. Die Ausgrabungen bestätigten, daß der Steinbruch römisch und die Felszeichnungen altgermanisch waren. Sie brachten eine Reihe römischer Inschriften und Steinbruchswerkzeuge zutage, die von Soldaten der Garnison Mainz (22. Legion, von 90 bis um 400 n. Chr.) stammen, aber auch neue Felszeichnungen und Reliefbilder von Pferden und Radstäben, Menschenfiguren in offenbar kultischer Haltung und symbolische Tierbilder. Diese rühren von germanischen Söldnern im römischen Dienst her, die in spätrömischer Zeit bekanntlich immer zahlreicher wurden. Wahrscheinlich war die in die Rheinebene vorspringende Bergnase, bevor sie zum römischen Sandsteinbruch wurde, eine germanische Kultstätte gewesen, auf der man Sonnenwendfeiern beging.

Andere Ausgrabungen wiederum führen uns an das Ende der Römerzeit nach dem Fall des Limes, als der immer stärker werdende Druck der Germanen die wirtschaftliche Blüte der römischen Provinzen knickte und die Verödung des Landes begann, während überall Kastelle zur Abwehr emporwuchsen. Zwei von ihnen wurden am Rhein ausgegraben, 1935 durch Fr. Fremersdorf das konstantinische Kastell von Deutz, das eine bisher in Deutschland unbekannte Form des Lagerbaus geliefert hat, und 1926/27 das um 370 erbaute Kastell von Altrip (alta ripa = Hochufer) gegenüber von Ludwigsburg an der alten Neckarmündung durch Direktor G. Bersu von der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt in Verbindung mit dem Museum in Speyer. Dazu kommt an der Donaufront noch ein Kastell bei Grundremmingen. Auch diese beiden zeigen ungewöhnliche Formen. Das von Altrip wurde von Kaiser Valentinian I., dem letzten, der in Trier residiert hat,

[1]) Vgl. den Aufsatz von Fritz Fremersdorf in diesem Heft.

Digitized by Google

Form eines halben Sechsecks angelegt; es hatte starke Kasematten und zeigt ch sonst eine hohe Befestigungskunst, die für die gesunkene Kampfkraft der römi- en Truppen, aber auch für die Fortschritte in der Belagerungskunst auf ger- nischer Seite spricht. Dennoch war diese letzte römische Kraftanstrengung um- nst, denn Valentinian fiel 375 im Krieg gegen die Quaden, und drei Jahre äter endete sein Bruder Valens, der in Konstantinopel regierte, in der schicksals- llen Schlacht bei Adrianopel gegen die Westgoten, mit der die Völkerwanderung gann. Der Zusammenbruch der Donaufront datiert sich aus derselben Zeit durch e Ausgrabung des Kastells von Grundremmingen, das die Mitte zwischen Limes- stell und Burgus hält. Es wurde um 380 von den Alemannen erobert.

Zum Schluß noch ein Blick auf ein frühmittelalterliches Bauwerk, das ohne ntike Vorbilder undenkbar ist: die berühmte Kaiserpfalz Karls des Großen bei ngelheim am Rhein, die Chr. Rauch in Gießen neuerdings ausgegraben und aus äterer Überbauung herausgeschält hat. Die streng axiale Durchbildung der römi- hen Lager-, Thermen- und Villenbauten kehrt in den zahlreichen Gebäuden von ngelheim wieder. Die Königshalle mit dem Hochsitz des Kaisers, die Kirche, wo ie Bischofssynoden tagten, die Räume für den Hofstaat, die Beamten, die Besatzung nd die Gäste, alles war symmetrisch angeordnet und durch Säulenhöfe verbunden. ein dreibogiges Triumphtor öffnete sich in der Hauptfront; auf der Rückseite chloß ein riesiges Halbrund wie beim Trajansforum in Rom den ganzen Komplex ab, der seinerseits an den weitläufigen Diokletianspalast in Spalato gemahnt; weiter abseits lag ein großer Wirtschaftshof.

Deutsche Frühgeschichte

Der Zug der Kimbern und Teutonen führte zum ersten Zusammenprall der Germanen mit dem Römischen Weltreich. Er war gleichsam das Vorspiel der Völkerwanderung. Durch ihn lernten die Römer zuerst die gewaltigen Kräfte kennen, die im fernen Nordland schlummerten. Sie unterschieden aber die Germanen noch nicht von ihren Nachbarn, den Kelten, denen sie freilich nach Rasse und Kultur nahestanden. Erst Caesar, der Gallien eroberte und den zweiten Ansturm der Germanen abwehrte, erkannte deutlich die Unterschiede. Zahlreiche neue Funde im ganzen süddeutschen Raum, besonders ein neues Fürstengrab mit Wagenbestattung in Cannstatt (1935), zeugen für die Höhe der keltischen Kultur und Technik; am ergiebigsten war die langjährige, noch nicht beendete Ausgrabung der Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild in Thüringen, eines richtigen keltischen Oppidums, wie Caesar es beschreibt und wie wir es aus der Ausgrabung von Bibracte (Mont Beuvray) kennen. Dem unermüdlichen Eifer A. Götzes ist die Ausgrabung und zugleich die Rettung der Reste der Steinsburg zu danken. Sie ergab eine befestigte Stadt mit starker Umwallung aus Trockenmauern, das Kernwerk eines großen Verteidigungssystems, das über die Rhön bis zum Taunus reichte. Einer seiner letzten Stützpunkte war der Glauberg zwischen Frankfurt und Gießen, der seit 1933 von Dr. H. Richter ausgegraben wird. Unter dem Druck der Germanen wurde diese Stellung bald nach dem Kimbernzug preisgegeben; die Helvetier räumten das ganze Maingebiet und wanderten nach Ostfrankreich ab, was für Caesar der Anlaß zum Eingreifen in Gallien wurde. Da sich nach dem Abzug der Helvetier auch die keltischen Bojer in Böhmen nicht mehr sicher fühlten, schlossen sie sich ihnen an, aber auf dem Fuße folgten die nachdrängenden Suebenscharen des Ariovist. Caesar schlug die Helvetier bei Bibracte und die Sueben bei Schlettstatt. Die ersteren siedelten sich dann in der Schweiz an; Reste der Sueben

Digitized by Google

blieben in Schwaben zurück, das bis heute nach ihnen heißt. Andere germanische Wandervölker siedelte Caesar am Rhein an, der fortan zur Grenze zwischen Römern und Germanen ward. Als dann Augustus 15 v. Chr. den Rest der Keltenherrschaft in Deutschland zerstörte, indem er das ganze Alpenvorland bis zur Donau mit einem Schlag eroberte, stießen die Germanen auch dort auf die Römer. Als einziges freies Land blieb ihnen Böhmen, das die Markomannen unter Marbod besetzten. Weiter östlich, in Schlesien, hatten sich die nordgermanischen Vandalen angesiedelt, die im Zusammenhang mit dem Kimbernzug in Bewegung geraten waren, und den ganzen Ostraum erfüllten in immer neuen Wellen andere nordgermanische Völker: so die Burgunder, die erst im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. nach Westdeutschland abwanderten, um die Wende unserer Zeitrechnung die Gepiden, die in Siebenbürgen endeten, und die Goten, die bis zum Schwarzen Meer vorstießen und das weite Gebiet zwischen Ostsee und der unteren Donau beherrschten. Durch sie ist dann die Lawine der Völkerwanderung ins Rollen gekommen. Alle diese Wanderzüge germanischer Völker, soweit sie nicht literarisch überliefert waren, sind erst durch die neueste Siedlungsforschung G. Kossinas und seiner Schule geklärt oder bestätigt worden.

Kaiser Augustus überschätzte die Kraft des Römischen Reiches, als er den Plan faßte, die Reichsgrenze vom Rhein und der Donau bis zur Elbe vorzuschieben. Sie wäre damit wesentlich verkürzt worden und mit weniger Truppen zu halten gewesen. Augustus glaubte wohl, mit den Germanen ebenso rasch fertig zu werden, wie Caesar und er selbst die Kelten unterworfen hatte; doch der halbe Erfolg dieser Feldzüge endete mit der Niederlage des Varus und der Vernichtung seiner Legionen; die Wiederaufnahme der Offensive unter Tiberius aber hatte trotz großen Aufwands an Truppen keinen Erfolg. So kehrten die Römer notgedrungen zu Caesars Rheingrenze zurück, die seit Domitian nur durch eine vorgeschobene rechtsrheinische Verteidigungsstellung vom Taunus bis nach Württemberg verstärkt wurde, wo der Anschluß zur Donau erfolgte.

Das wichtigste römische Kriegslager in den Feldzügen gegen Armin war Aliso, das heutige Haltern an der Lippe. Dort hörte die Schiffbarkeit des Flusses auf und die Etappenstraße begann. Das Lager diente also vor allem zum Schutz der Etappendepots für Getreide und Kriegsmaterial, von dem sich in dem Uferkastell noch große Mengen fanden. Die Wehrbauten ahmten genau den germanischen Pfostenbau nach, aber auch die Wohngebäude des Hauptkastells waren im germanischen Holz- und Fachwerkbau aufgeführt. Im Standlager Vetera bei Xanten kehrt die gleiche Art der Anlage in Stein übersetzt wieder.

Auch die Germanen stützten sich in den Römerkriegen auf Befestigungen, die freilich nicht dem römischen Vorbild, sondern dem altheimischen Brauch folgten. Waren die Römerlager viereckig und nach den vier Himmelsrichtungen ausgerichtet, mit senkrecht sich schneidenden Lagerstraßen, so fehlt den germanischen Volksburgen jedes starre Schema. Sie benutzen Bergkuppen und Steilabfälle, jedes natürliche Hindernis, passen sich organisch dem Gelände an und sichern nur schwache Punkte, besonders die Tore. Jeder Baustoff, der zur Hand ist, ist recht: Holz und Erde, Trockenmauern, später auch Mörtelbau. Dieser Gegensatz im Wehrbau geht durch die ganze Folgezeit bis zur Erfindung der Feuerwaffen fort. Während die fränkischen Königshöfe dem römischen Vorbild folgen und ihrerseits in den fränkischen und normännischen Erobererburgen (Bastille und Tower) sowie in den deutschen Ordensburgen (Marienburg) fortleben, folgen die sächsischen Gauburgen der Karolingerzeit und die deutschen Dynastenburgen des Mittelalters dem Vorbild der altgermanischen Volksburg.

Von der Grotenburg bei Detmold, dem Stützpunkt der Cherusker z. Zt. der

Digitized by Google

Varusschlacht, ist freilich nur noch ein Stück der Trockenmauer erhalten. Dagegen können wir uns ein deutliches Bild von dem Aussehen von Mattium, der Hauptfeste der Chatten, machen, die 15 n. Chr. von Germanicus zerstört wurde und seit dem Weltkrieg von H. Hofmeister untersucht und teilweise ausgegraben worden ist. Es ist die heutige Altenburg bei Niedenstein nördlich Fritzlar, deren antiker Name noch an dem nahen Dorf Metze haftet. Das überraschendste an dieser Ausgrabung war, daß sie eine stadtartige Siedlung, ähnlich der keltischen Steinsburg, zutage brachte, mit breiter Hauptstraße und einem von ihr abzweigenden Straßennetz, an dem kleine Einraumhäuser ohne Hofanlagen reihenweise lagen. Die Bewohner waren also keine Ackerbürger, sondern vermutlich Handwerker und Händler. Gefäßscherben und viele Metallwaren zeugen für starke Hausindustrie.

Daß die Cherusker, das germanische Volk, das unter Armins Führung die Römerherrschaft brach und der Weltgeschichte durch die Varusschlacht einen neuen Weg wies, archäologisch bisher kaum zu erfassen waren, nimmt Wunder. Bekanntlich ist selbst der Schlachtort noch strittig. Bis auf den schon genannten Rest des Bruchsteinwalls der Grotenburg zeugte von den Cheruskern bisher nur eine Menge vorrömischer Eisenschlacken und Rennherde der sogen. Waldschmieden. Wie aber ihre Wohnungen und Gräber aussahen, welches ihr Kulturstand war, erfahren wir erst durch die neuesten Grabungen des Direktors Jacob-Friesen und des Kustos H. Schroller vom Landesmuseum Hannover sowie des Göttinger Professors U. Kahrstedt (Vogelsburg bei Salzderhelden). Dabei sind so zahlreiche cheruskische Siedlungsreste aus der Zeit um Christi Geburt zutage gekommen, daß sich deutlich vier Haustypen herausstellen. Die meisten verraten noch die Herkunft vom steinzeitlichen Grubenhaus, denn sie sind mehr oder weniger in den Erdboden eingetieft, was zweifellos guten Schutz gegen Wind und Frost bot, aber auch seine Nachteile in gesundlicher Hinsicht hatte. Am verbreitetsten ist das kleine einräumige Haus (4 : 4 m) mit hohem Dach, das ohne Firstbalken auf den eingerammten Wandpfosten ruhte. An der Giebelseite über der Eingangstür springt das Dach vor und wird hier von zwei Außenpfosten getragen, die den Anten der Vorhalle des griechischen Tempels entsprechen; denn dieser Tempel ist ja aus dem nordischen Holzhaus entstanden, das die indogermanischen Wandervölker nach dem Süden mitbrachten und in Stein übersetzten. Die Wandlücken zwischen den Pfosten waren mit lehmverputztem Flechtwerk verschlossen, das, durch Brand gehärtet, sich in Menge in den Hausresten fand und noch den Abdruck der Weidenruten des Wandgeflechtes bewahrt hat. Das Dach war wegen des Schneeschubs spitz; die Sparren trugen Latten, auf die Stroh oder Schilf aufgebunden war. Dieser Haustyp ist unsterblich; er findet sich von der Bronzezeit bis zur Wikingerzeit und lebt auf dem Lande noch heute fort.

Noch urzeitlicher sind die kleinen Grubenhäuser, deren Dach auf der aufgeworfenen Erde unmittelbar auflag, so daß nur die zwei Giebelwände durch Flechtwerk zu verschließen waren. Die in ihnen gefundenen Topfscherben, Tierknochen, Spinnwirtel und Webegewichte kennzeichnen diese Hütten als die von Plinius und Tacitus beschriebenen Koch-, Spinn- und Webstuben der Frauen, die als Spinnstuben bis in die Zeit unserer Großmütter fortbestanden haben.

Im Gegensatz zu diesen urzeitlichen Haustypen steht eine Brunnen- oder Zisterneneinfassung aus Angermissen in Gestalt eines sauber genuteten Holzkastens und in gleicher Weise sind die cheruskischen Wohnhäuser von Leese und Letter erbaut, Bohlenständerhäuser von 6 zu 4 Metern mit einem Pfostengerüst, in das die Wände aus Brettern eingelassen sind, und einem auf zwei Pfosten ruhenden Firstbalken, der das Dach trug. Diese vermuteten Bretterwände boten natürlich ganz anderen Schutz gegen Wind und Wetter als die dünnen, verputzten Flechtwerkwände. Bemerkenswert ist, daß der gleiche Haustyp sich in dieser Gegend bis ins 4. Jahr-

Digitized by Google

hundert fortsetzt, obwohl andere Völker, Sachsen und Friesen, die Cherusker inzwischen überlagert und aufgesogen hatten.

Schließlich fanden sich noch langgestreckte Hallenhäuser von 12 bis 15, ja 20 m Länge. Auch bei ihnen reicht das Dach bis auf den Erdboden herab, hat aber einen Firstbalken. Eine doppelte innere Pfostenreihe zerlegt das Haus in einen Mittelraum und zwei Seitenräume. Man erkennt deutlich die Urform des niedersächsischen Bauernhauses mit Diele und Fleet in der Mitte und den Ställen zu beiden Seiten. Besser erhalten haben sich dieselben dreigeteilten Langhäuser in den Wurten oder Warfen, den künstlich aufgeworfenen Wohnhügeln der meeranwohnenden Chauken, der nördlichen Nachbarn der Cherusker, und deren westlichen Nachbarn, der Friesen.

Römische Befestigungskunst hat die später angelegten cheruskischen Burgen beeinflußt, so die Düsselburg am Angrivarierwall mit Wallgraben und einspringendem Torturm nach Art des Römerlagers bei Haltern, aber die vorrömischen — wie die Vogelsburg bei Salzderhelden, deren Wall jetzt noch über 7 m aufragt — zeigen noch den alten keltischen Wallbau aus Trockenmauern mit Holzankern, Caesars murus gallicus.

Von größter Seltenheit sind die frühfränkischen Häuser. Im Götterbezirk bei Trier haben sich einige von ihnen eingenistet, aber nur in die Reste größerer Häuser, also nichts Ursprüngliches. So bleiben denn die Friedhöfe die Hauptzeugen für die fränkische Kultur der Völkerwanderungs- und der Merowingerzeit. Am aufschlußreichsten ist der große Reihengräberfriedhof in Soest, der von A. Stieren in Münster i. W. ausgegraben wurde und dessen Funde im dortigen vorgeschichtlichen Museum ausgestellt sind, u. a. das völlig ausgehobene und im Fundzustand wieder aufgestellte Grab einer Gaugräfin oder Fürstin.

Im ganzen sind es über 200 Gräber, teils in drei Schichten übereinander, aus der Zeit von 550 bis 700; bei den Bodenverhältnissen haben sich leider nur die Metall- und Glassachen erhalten, doch läßt die Bodenverfärbung die Anlage der Gräber noch erkennen. Die ältesten, vorwiegend Frauengräber mit reichen Beigaben, bestanden aus sorgfältig gezimmerten Grabkammern (bis zu 5 : 3 m), in die die Särge nebst den großen Beigaben — Waffen, Bronzebecken, Holzgefäße, z. T. mit Metallbeschlägen, sogar eine Sitzbank — gestellt waren. Dann folgten Baumsärge mit dürftigen Beigaben und wenige beigabenlose Brettersärge, die den Übergang zum Christentum anzeigen. Abseits eine Reihe von Pferdegräbern, eins mit richtiger Grabkammer. Die Bestattungsbräuche sind also fast durchweg noch heidnisch, obwohl König Chlodwig schon 496 getauft war. Doch in Mitteldeutschland setzte sich das Christentum nur ganz allmählich durch, zumal die Nachbarn der Franken, Sachsen und Friesen, noch am alten Glauben festhielten.

Der Stil der in den prachtvollen Grabbeigaben erhaltenen kunstgewerblichen Arbeiten wurzelt in dem uralten südrussischen Zierstil, den die Goten bei ihrem langen Aufenthalt in Südrußland aufgenommen und selbständig weitergebildet hatten, und der durch ihre Wanderzüge zum Gemeingut der Germanen wurde.

Ein frühes Beispiel für die Aufnahme des gotischen Zierstils durch andre Germanenvölker ist das neuerdings entdeckte Fürstengrab von Altlußheim in Baden in der Nähe von Speyer, etwa aus dem Beginn der Völkerwanderung, als die Römer durch Alarichs Einfall in Italien gezwungen wurden, die letzten Truppen von der Rheinfront wegzuziehen. Welchem Stamm dies Grab angehört, ist bei der Ähnlichkeit der Funde nicht auszumachen; man kann ebensowohl an die Burgunder in Worms denken, wie an den Zug der Vandalen und Sueben nach Spanien oder an ein alemannisches Grab.

Fast unübersehbar ist in Deutschland wie im ganzen Völkerwanderungsgebiet die Fülle der neu entdeckten oder neu untersuchten Friedhöfe der Völkerwanderungszeit.

Digitized by Google

Bleiben wir zunächst auf alemannischem Gebiet, in Württemberg und Baden. Schon vor einem Jahrhundert (1846) wurde der berühmte Friedhof von Oberflacht entdeckt. Aus ihm stammt das im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte wieder aufgebaute und ergänzte Grab eines alemannischen Kriegers und Sängers, der mit seiner Harfe im Arm in seiner kunstvoll gedrechselten Bettlade liegt, umgeben von seinem gleichfalls aus Holz gedrechselten Hausrat. Dies Grab ist nicht nur für die materielle Kultur aufschlußreich, sondern auch für die Jenseitsvorstellungen der damaligen Germanen, für die der Tote noch immer ein „lebender Leichnam" war, der im Grab wohl versorgt werden mußte, damit er nicht wiederkam. Da die alten Grabungen jedoch recht unsorgfältig und unsystematisch gewesen waren, entschloß sich Museumsdirektor W. Veeck-Stuttgart zu einer Nachgrabung, die sich gelohnt hat, obwohl nur acht Gräber unberührt waren. Um so reicher war das Ergebnis der Nachlese in den früher geöffneten Gräbern. Die Ähnlichkeit mit dem Inhalt der Soester Frankengräber ist groß: mit Eichenbohlen verschalte, unterirdische Grabkammern, in denen die größeren Beigaben, Bronzebecken, Eimer, Waffen, besonders beigesetzt waren; nur wenige „Totenbäume" mit geringen Beigaben; im übrigen sehr reiche Beigaben aus Metall, Glas, Ton, Leder und Holz. Aber diese Gräber haben auch bemerkenswerte Besonderheiten. Wie gesagt, bestand der Hausrat vorwiegend aus gedrechseltem Holz, meistenteils von großer Kunstfertigkeit, und die Toten wurden fast durchweg in ihren gedrechselten Bettstätten, nicht im Sarg beigesetzt.

Ein anderer Alemannenfriedhof bei Herten, Amt Lörrach, seit 1887 ausgegraben, hat (seit 1930) 261 Gräber geliefert, der bekannte Friedhof von Mengen bei Freiburg, seit 1932 durch Professor Kraft für das Alemannische Institut in Freiburg, dann für das Museum für Urgeschichte ausgegraben, bis 1934 sogar 479 Gräber. Auf dem alemannischen Reihengräberfriedhof von Schretzheim bei Dillingen an der Donau, wo schon 1890—1901 und 1928 gegraben wurde, schloß Dr. P. Zenetti die Grabungen 1933/34 mit 639 Gräbern ab!

Nachdem dort die früheren Grabungen zahlreiche, zum Teil goldene Scheiben- und Spangenfibeln, Schmucksachen aus Gold- und Bronze, Perlen aus Glas und Bernstein, Haarkämme, Lang- und Kurzschwerter, Lanzen und Schildbuckel, ergeben hatten, fanden sich jetzt in drei Kriegergräbern Panzerplattenwämser, bisher einzig dastehend, ferner das Grab eines gezäumten Rosses, aber ohne Kopf. Trotz den oft reichen Beigaben spiegelt sich das Elend der Völkerwanderungszeit in einer Reihe von Skeletten, deren medizinische Untersuchung den Nachweis von Skorbut und Rachitis erbrachte, ausgesprochenen Entbehrungskrankheiten, die bei wandernden Massen in unwirtlichen Gegenden mit feindlicher Bevölkerung begreiflich sind.

In Thüringen war vor allem der bekannte Friedhof aus der Merowingerzeit bei Stössen, Kreis Merseburg, ergiebig (Grabung der Landesanstalt in Halle). Besonders reich waren wiederum die Frauengräber ausgestattet. Sie enthielten silbervergoldete Gewandnadeln, Ketten aus bunten Glasperlen, Scheren, Webemesser und Spinnwirtel. Einem zwölfjährigen Mädchen, das offenbar schon die Rolle einer Hausfrau versah, lagen zur Seite ein Schlüsselbund, Messer, Toilettengerät und zwei verzierte Kämme. Als Wegzehrung für die Reise ins Jenseits war ihm ein Gans- und ein Ferkelbraten mitgegeben.

Eigenartig sind die Funde aus Schlesien. Zunächst zwei vandalische Runenfunde aus Sedschütz (1931) und Niesdrowitz (1934), die der Museumsleiter Dr. Raschke-Ratibor und Professor Dr. Krause-Königsberg gemeinsam zu enträtseln versucht haben, die ältesten datierbaren Runenfunde aus Deutschland (3. Jahrhundert n. Chr.). Bei beiden handelt es sich um Runenzauber, bei der zweiten im Totenkult. Der

Digitized by Google

Tote soll bei der Fahrt ins Jenseits gegen feindliche Einflüsse geschützt, aber auch gehindert werden, wiederzukehren und die Lebenden zu peinigen.

Ein Jahrhundert weiter, und wir finden einen krassen Beitrag zur Totenfurcht in dem von L. Zotz ausgegrabenen Friedhof von Groß-Sürding bei Breslau[1]). Der Brauch der Leichenverstümmelung wird an diesem Seuchenfriedhof der Völkerwanderungszeit in seiner vollen Bedeutung klar.

Die furchtbare Wirklichkeit der Völkerwanderung spricht besser aus dem Gräberfeld von Groß-Sürding als aus den Kostbarkeiten, die sich innerhalb wie außerhalb Deutschlands immer wieder auf den Spuren germanischer Wandervölker finden. So wurde 1934 in Straze bei Pistyan (Tschechoslowakei) das Grab eines Quadenfürsten aus der Zeit um 400 entdeckt, das fünf silberne Gewandnadeln mit Filigranschmuck und eine besonders schöne goldene Spange im Stil der in den Fürstengräbern von Sacrau in Schlesien gefundenen, sowie drei silberne Sporen enthielt. Dazu kam ein Sieb, Gläser mit Zierschliff und zwei hohe Glaskannen, die sämtlich für die Trinkfreudigkeit ihres Besitzers sprechen. Das Grab enthielt eine Doppelbestattung von Mann und Frau, vielleicht ein sogen. Witwenopfer, wie es in Skandinavien noch zur Zeit Karls des Großen, in Indien bis auf die Gegenwart fortbestanden hat.

Kostbar war der Goldfund, der 1934 beim Abtragen einer Sanddüne auf dem Flugplatz von Cottbus gemacht wurde. Er ist einer der bedeutendsten Schatzfunde in Deutschland aus nachchristlicher Zeit; bestand er doch aus vier Armringen und einem Halsring von insgesamt 856 Gramm Feingold. Er ist jetzt im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte ausgestellt. Sein Prachtstück ist ein doppelt gewundener Armring mit eingepunztem Ziermuster, dessen Enden in Schlangenköpfe auslaufen. Dieser Typ war am Ende des 4. Jahrhunderts bei den Burgundern in Südschweden beheimatet. Vielleicht ist der Armreif auf dem Handelswege zu den burgundischen Wanderscharen gelangt, die damals von Ostdeutschland nach dem Rhein zogen; vielleicht aber ist er auch von einem burgundischen Goldschmied in Deutschland gefertigt worden.

Daß die Germanen auch auf der Wanderung ihre Goldschmiede hatten und ihren Kunststil mitnahmen, lehrt ein neuer langobardischer Grabfund aus Poysdorf in Niederösterreich, der in seiner Art einzig war, denn er enthielt die Werkzeuge sowie Bronzemodelle für Gußformen eines langobardischen Goldschmieds des 6. Jahrhunderts, als die Langobarden, die Nachzügler der Völkerwanderung, auf dem Zug von der Unterelbe nach Italien in Österreich und dann in Ungarn Station machten. Ihre prächtigen Goldschmiedearbeiten sind durch Funde in Italien bekannt, doch läßt sich ihr Stil bis nach ihrer niedersächsischen Heimat zurückverfolgen. Ebenso haben sie ihren germanischen Holzschnitzstil nach Italien mitgebracht, wo sie ihn freilich des Holzmangels wegen in Stein übersetzen mußten. So ist in Oberitalien jener „lombardische" Ornament- und Architekturstil entstanden, der sich im frühen Mittelalter durch ganz Europa verbreitet hat und die Grundlage zum sogen. romanischen Stil bildet, der in Wahrheit ein germanischer Stil war.

Von lombardischen Baumeistern, die in Langbartheim, heute Lampertheim an der Bergstraße wohnten, ist auch, wenigstens teilweise, das berühmte Reichskloster Lorsch erbaut, auf das wir schon als sagenhafte Grabstätte Siegfrieds hingewiesen haben. Die an die Klosterkirche angebaute Ecclesia Varia (Bunte Kirche), so genannt nach ihrem farbigen Freskenschmuck, war die Grabstätte Ludwigs des Deutschen und der letzten deutschen Karolinger, aber als römische Siedlung Lauriſſa war Lorsch ebenso mit der Antike und als berühmte Wallfahrtsstätte durch ein römisches Märtyrer-

[1]) Vgl. den Aufsatz von Lothar F. Zotz in diesem Heft.

Digitized by Google

grab mit dem Frühchristentum verknüpft, und bis tief ins Mittelalter blieb es eine christliche Kulturstätte, die erst in der Neuzeit blindwütend zerstört, ja als Steinbruch geschändet wurde. Jetzt sind seine Reste durch die Untersuchungen von Chr. Rauch in Gießen und die neuen, noch nicht beendeten Ausgrabungen von Fr. Behn sichergestellt.

Das für die Gegenwart wichtigste und zugleich besterhaltene Bauwerk von Lorsch, durch Behns Tatkraft gründlich konserviert, ist nicht die große Klosterkirche mit ihren zwei festungsartigen Westtürmen, die durch Umbauten seit dem Brand von 1090 starke Veränderungen und Zerstörungen erlitten hat, sondern die kleine sog. Torhalle, ein schon in alle Kunstgeschichten übergegangenes Juwel karolingischer Baukunst, tatsächlich die von Karl dem Großen erbaute kaiserliche Wohnhalle, die einzige auf deutschem Boden erhaltene germanische Königshalle, ein langgestreckter, zweistöckiger Bau, die Urform der mittelalterlichen Kaiserpfalzen. Wie in der Pfalz Karls des Großen zu Ingelheim, fehlt auch in der Lorscher Halle der antike Einschlag nicht. Das Untergeschoß der Frontseite zeigt die drei Arkaden eines römischen Triumphbogens, und im Innern haben sich jetzt bei der Renovierung Wandfresken mit Scheinarchitekturen im pompejanischen Stil gefunden.

Zum Schluß kehren wir nochmals in die frühfränkische (merowingische) Zeit zurück.

Auf dem Büraberg bei Fritzlar, einem wichtigen Flußübergang, der schon in den Feldzügen des Germanicus eine Rolle gespielt hatte, wurde von J. Vonderau 1926/27 im Auftrag des Hessischen Landesmuseums in Kassel unter Beihilfe der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt ein fränkisches Grenzkastell gegen die Sachsen ausgegraben, das schon im 6. Jahrhundert erbaut wurde, mit Mauern, Türmen und Toren in solider Mauertechnik nach römischem Vorbild, doch wie die altgermanischen Volksburgen in unregelmäßiger Form dem Gelände angepaßt. In diesem Kastell fand sich eine christliche Kapelle. Sie war der hl. Brigitte, einer irischen Heiligen, geweiht, stammt also bereits aus der Zeit der irischen Mission, die der angelsächsischen vorausging, und ist wohl das älteste noch vorhandene christliche Gotteshaus auf deutschem Boden nächst dem Trierer Dom, dessen Kernbau sich in einen spätrömischen Prachtbau eingenistet hat. Wie gefährdet das Christentum damals noch in Germanien war, erhellt daraus, daß diese Kapelle im Schutz eines fränkischen Kastells erbaut werden mußte.

Das Bistum auf dem Büraberg, eins der ersten, die Bonifatius begründete, war nur von kurzer Dauer. Von ihm oder dem ersten Bischof, seinem Gehilfen und Landsmann Witta, stammt nach Ausweis der Ausgrabung nur die Taufkapelle, die an die Brigittenkapelle angebaut wurde, denn das Taufen war bischöfliches Vorrecht.

In der Übergangssiedlung von Fritzlar zu Füßen des Büraberges hatte Bonifatius schon früher ein hölzernes Petrikirchlein erbaut, das 732 durch einen Steinbau ersetzt ward. Die Reste seiner Grundmauern im Grundriß einer römischen Basilika wurden 1910 bei Wiederherstellungsarbeiten unter dem Pflaster der jetzigen prächtigen Stiftskirche gefunden. Schließlich begründete Bonifatius in Fritzlar ein kleines Benediktinerkloster, dessen erster Abt sein Landsmann, der hl. Wigbert, wurde. Später erwarb sich die Klosterschule von Fritzlar einen hohen Ruf. Das Wirken des Bonifatius aber mag uns Heutige daran erinnern, daß die deutschen Stämme das Christentum nur von ihresgleichen, den Franken und Angelsachsen, angenommen haben.

Digitized by Google

Wikinger und Slawen

Durch die Völkerwanderung war die Welt neu verteilt. Das fränkische Weltreich faßte diese neue germanische Welt für kurze Zeit zusammen, bevor sie in Nationalstaaten auseinanderfiel. Die Verhältnisse festigten sich, und statt Neuland mit dem Schwert zu erobern, mußte man es mit Axt, Feuer und Spaten gewinnen.

Nur die Nordgermanen unternahmen eine neue Völkerwanderung größten Stils, besonders durch ihre weltumspannenden Eroberungszüge und Handelsfahrten zu Schiff, und im Gefolge der Awaren drangen die Slawen seit dem 6. Jahrhundert auf breiter Front vom Balkan bis zur Ostsee vor und besetzten die in der Völkerwanderung geräumten germanischen Gebiete. Nur die alten baltischen Völker an der Ostseeküste leisteten ihnen Widerstand. Am Ende der Völkerwanderung stießen die Slawen keilförmig bis tief ins Maingebiet vor, dann über Saale und Elbe bis ins Herz von Thüringen und Niedersachsen (Hannöversches Wendland), und es dauerte lange, bis diese Vorstöße aufgefangen, die Eindringlinge germanisiert waren. Erst die Sächsischen Kaiser gingen zum Gegenstoß über und begannen mit der Rückeroberung des alten, in der Völkerwanderung preisgegebenen Siedlungslandes. So entbrannte hier ein neuer Kampf um den Lebensraum, und die Front richtete sich nicht mehr nach Westen und Süden, sondern nach Osten. Die Ostsiedlung ist die eigentliche Aufgabe der Deutschen bis in die Neuzeit geblieben.

Die Kultur der Wikinger — im Westen Normannen, im Osten Waräger (Eidgenossen) genannt — wächst als letzte, üppige und unversälschte Blüte aus der germanischen Vorzeit heraus, und das dürftige Kulturinventar, das die Slawen aus ihren Urſitzen zwischen Düna und Pripetsümpfen mitbringen, ist durchaus vorgeschichtlich, ja im Vergleich zur damaligen deutschen, nordischen und baltischen Kultur fast ein Rückfall in die Steinzeit. Daher auch die starken Anleihen der Slawen bei diesen Kulturen, durch die sie den Abstand allmählich, wenn auch nie ganz einholten. So fällt die romanische Periode in Ostelbien ganz aus, und vom vorgeschichtlichen Grubenhaus kommt man mit einem Sprung zur Gotik.

Die einzige Wikingerstadt auf deutschem Boden, wohl die größte nordische Stadt überhaupt, war Haithabu (Heideort), an einer Ausbuchtung der Schlei südlich von Schleswig gelegen, eine schwedische Wikingergründung des 8. Jahrhunderts, die erst später in dänischen Besitz kam. An sie schloß sich das 808 erbaute Danewerk, der Grenzwall gegen Deutschland, an. Haithabus Bedeutung als Hafen und Handelsstadt liegt in seiner Schlüsselstellung für den damaligen Welthandel, der bei der großen Straßenarmut die See- und Flußstraßen bevorzugte. Da nun der südliche Seeweg seit der Eroberung Nordafrikas und Spaniens durch die Araber (um 700) gesperrt war, suchte sich der Welthandel andere Wege. Dnjepr und Düna vermittelten den Handel von Byzanz und vom Schwarzen Meer, die Wolga den von Bagdad und vom Kaspischen Meer nach dem Norden. Seine Träger waren schwedische Wikinger, die ihre Stützpunkte in Nowgorod und Kiew hatten. Auch ihre Umschlaghäfen an der Ostsee — Grabin und Seeburg bei Libau —, sowie ihre Faktoreien an den beiden preußischen Haffen — Truso und Wiskiauten — sind durch neue Grabungen festgestellt. Von da gelangten die Handelsgüter zu Schiff nach Haithabu, von wo sie nach einem kurzen Landweg im Schutze des Danewerks das Flußsystem der Eider erreichten und zu Schiff durch die Nordsee zu den Rheinmündungen und ins Frankenreich gelangten. Diese Verbindung entsprach also dem Nordostseekanal, und ihr verdankte Haithabu seine Blüte.

Seine schon 1900 begonnene Ausgrabung durch das Museum vaterländischer Altertümer in Kiel ist seit dem Weltkrieg durch den Museumsleiter G. Schwantes unter Mitarbeit O. Scheels in großem Stil wieder aufgenommen worden. Um die

Digitized by Google

Landseite zieht sich ein mächtiger halbrunder Holzerdwall, durch dessen zwei Tore die Hauptstraße von Süden nach Norden führt. Ein westöstlich fließender Bach, der zeitweise durch eine Holzkonstruktion überdacht war, vollendet die Teilung in vier Stadtviertel, deren eins ein Industrieviertel war, denn die Wikinger waren nicht nur „Fahrleute", sie verstanden sich auch selbst auf die Herstellung von Handelsgütern, besonders von Metall- und Glaswaren, Schmucksachen und Kämmen. Auch die sämtlichen Werkzeuge, Hämmer, Zangen, Ambosse, Waagen und Gewichte, wurden gefunden. Die Häuser waren klein und einräumig, meist mit lehmverputzten Flechtwerkwänden, nicht anders als die um 800 Jahre älteren, die wir aus der Chattenfeste Mattium kennen, und die etwas jüngeren aus slawischen Burgsiedlungen (Zantoch, Oppeln), bei denen auch die Lage des Herds in einer Ecke die gleiche ist. Die Grafenburg lag dicht nördlich auf einer befestigten Anhöhe.

Besser als die Häuser der Lebenden belehren uns die Gräber über den Kulturstand der Bewohner. Die älteren, heidnischen, von der wachsenden Stadt überbaut, waren Holzkammergräber, in denen die Toten in vollem Schmuck, die Männer in Waffenrüstung bestattet wurden. Besonders reich ausgestattet war ein Fürstengrab mit zwei Bestattungen, Mann und Frau, ein sogen. Bootskammergrab, über das ein 20 Meter langes Totenschiff zur Fahrt ins Jenseits gestülpt war, dessen Eisennieten noch reihenweise im Sand der Bestattungsgrube lagen.

Als der Sachsenkaiser Heinrich I. die Ostgrenzen des Reichs gegen die Avaren und Slawen sicherte und hinausrückte, fühlten sich die Wikinger von Haithabu entweder so stark oder auch in ihrer Stellung so bedroht, daß sie ihn unter König Knuba 934 anzugreifen wagten. Heinrich schlug Knuba und zwang ihn zu einem Frieden, der Tribute und die Taufe einschloß. Für Deutschland bedeutete dieser Sieg noch mehr: die Durchbrechung des nordgermanisch-slawischen Riegels, der Deutschland von der Ostsee abschloß. Haithabu dagegen ging zurück und verlor seine Bedeutung ganz, als es um 1000 unter dänische Herrschaft fiel. An seiner Stelle kam deutscherseits Schleswig, dänischerseits die um 950 begründete Wikingerfeste Jumneta oder Jomsburg empor, in deren Schutz eine große slawische Handelsstadt erblühte. Von Haithabu aus unternahm 1042 der Dänenkönig Magnus der Gute eine Strafexpedition gegen das unbotmäßige Jumneta; es ist die letzte geschichtliche Nachricht über die alte Wikingerstadt. Doch auch Jumneta wurde bereits um 1100 von den Dänen zerstört, weil es ihnen über den Kopf wuchs; seitdem lebt es nur noch in der nordischen Jomswikingersaga und in der deutschen Sage als Vineta fort. Man hat es an der ganzen Pommerschen Küste gesucht; am wahrscheinlichsten lag es an einer der Odermündungen. Neuerdings haben größere Ausgrabungen in und bei Wollin auf der gleichnamigen Haffinsel viele Siedlungsspuren der Wikinger zutage gefördert; ob damit Jumneta gefunden ist, bleibt ungewiß.

Truso am Drausensee, unweit der Mündung der Nogat, eines Weichselarms, ins Frische Haff, und Wiskiauten bei Ostseebad Cranz, in ähnlicher Lage am Kurischen Haff, wurden bereits als Faktoreien der Wikinger genannt. Truso, 1926 von dem verstorbenen M. Ebert und von B. Ehrlich-Elbing ausgegraben, bildete den Ausgangspunkt der großen Handelsstraße, die die Weichsel aufwärts und den Dnjestr abwärts zum Schwarzen Meer und nach Byzanz führte. Es war eine ausgedehnte Siedlung, die in ihrer ältesten Periode bis auf die Latènezeit zurückgeht; ihre Rolle ist später auf Elbing übergegangen.

Bei Wiskiauten ist die Siedlung selbst bisher nicht gefunden, wohl aber ein großer Friedhof, den Direktor W. Gaerte vom Prussia-Museum in Königsberg mit Unterstützung der Forschungsgemeinschaft der deutschen Wissenschaft seit 1932 ausgräbt. Der Ort liegt an der Samländischen Bernsteinküste an einem in das Kurische Haff mündenden Flüßchen, wo die über die Nehrung führende Straße mit dem Seeweg

Digitized by Google

durch das Haff zusammentrifft. Die Gräber stammen aus dem 11. Jahrhundert. Die ältesten sind die sogen. Brandschüttungsgräber (Leichenbrand mit Grabhügel). Später umgab man den Hügel mit einem Steinkranz und wälzte auf seine Spitze einen Denkstein; auch die Gräber wurden mit Steinen umhegt. Das uralte Megalithgrab mit seinem Menhir kehrt hier also wieder. Auch das Streitroß des Toten ist bisweilen mit beigesetzt. Eins dieser Gräber hatte im Innern einen Absatz. Auf der Stufe des Absatzes lag das Pferd, auf der Sohle stand der Baumsarg des Reiters mit Waffen und Tränkeimer. Mannigfach waren die anderen Gräber ausgestattet, mit Schwertern, Lanzen, Sporen, Steigbügeln, Trensen, Scheren und Gewandnadeln, diese in den seltenen Frauengräbern stets paarweise und durch Reihen von Schmuckketten verbunden. Ferner fanden sich Eimerbeschläge und eiserne Schiffsnieten, mit denen sich der Wiking im Jenseits selbst ein Schiff zimmern sollte, im Grab eines Kaufmanns neben den Waffen auch Waage und Gewichte. Die Gewandnadeln — Schalenfibeln in Schildkrötenform mit prächtigen Ornamenten — haben ihre nächsten Parallelen in Mittelschweden am Mälarsee, wo die schwedische Hauptstadt Birka (heute Björkö) lag.

Auch in einem altpreußischen Grabe bei Linkuhnen fanden sich fünfzig Wikingerschwerter. Die Bewohner der Ostseeküste nahmen diese schönen Waffen gern in Tausch gegen ihre heimischen Waren, Bernstein und Felle, um sich ihrer gefürchteten Nachbarn, der Polen, zu erwehren, die auch hier zum Meere drängten. So sind die Wikinger zu Waffenschmieden der Preußen und Litauer geworden und haben sie vor dem polnischen Joch bewahrt. Zugleich aber hat der nordgermanische Einfluß die Balten zur Aufnahme der Kolonisation durch den Deutschorden vorbereitet.

Doch das alles ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der weltumspannenden Herrschaft der Wikinger, die von Skandinavien bis zum Kaspischen Meer und über Nordfrankreich und Irland bis nach Island reichte und selbst zur Entdeckung Amerikas (um 1000) führte. Den Kriegs- und Handelsfahrten folgten die Staatengründungen, in Rußland, das seinen Namen von den Nordmännern empfing, wie in Süditalien und Sizilien, wo der Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. der Erbe der Normannen wurde, und vor allem in England, wo das welterobernde Wikingertum seine letzte und endgültige weltgeschichtliche Auswirkung gefunden hat.

Auch den Slawen kam die Kultur der Wikinger zugute, und auch bei ihnen bereiteten die Wikinger ungewollt den Boden zur Germanisierung durch die deutsche Kolonisation. Wikingischer Einfluß ist bis nach Oppeln in Oberschlesien spürbar, wo 1930 eine wichtige slawische Burgsiedlung des 11. bis 13. Jahrhunderts bei der Fundamentierung eines neuen Regierungsgebäudes entdeckt und von dem Museumsdirektor von Ratibor, Dr. G. Raschke, ausgegraben wurde. Die Burg lag auf einer Oderinsel, die den Übergang erleichterte, aber auch sperrte. Es sind fast stets die gleichen Gegebenheiten, aus denen die großen Übergangssiedlungen im Osten entstanden sind, mögen sie Brandenburg, Berlin (mit seinen Ablegern Spandau und Köpenick) oder Breslau und Oppeln heißen. Die slawische Burgsiedlung bestand ganz aus Holz, die kleinen Einraumhäuser im slawischen Blockbau aus Rundhölzern, deren Fugen mit Moos verstopft waren, wie die radial ausstrahlenden Bohlenwege, an denen diese Häuser standen, und die kreisrunde Burgmauer aus kreuz und quer liegenden Balken mit Erdfüllung. Bis zu neun Bauschichten wurden an manchen Stellen festgestellt. Nur die unterste ruhte auf Pfahlrosten; die anderen standen auf den Überresten der versackten oder niedergebrannten Häuser. Dielen und aufgehende Wände waren noch wohl erhalten. In einer mit Lehm und Steinen ummantelten Ecke lag der Herd. Rings um die Innenwände liefen breite Bänke. Auch Schemel und Bettgestelle haben sich erhalten, ebenso große Mengen von hölzernem Hausrat, Löffel, Teller, Bütten und Eimer, aber auch viel Tongeschirr,

Digitized by Google

beides ohne jede Verzierung. Ferner Angelhaken und Sicheln aus Metall, aber keine Sensen. Der Ackerbau war noch wenig entwickelt; Hirse bildete das Hauptnahrungsmittel; auch Ölfrüchte, Flachs und Hanf wurden angebaut. Entwickelter war der Gartenbau; auch das Handwerk bildete sich heraus. An Obst und Gemüse fanden sich Kerne von Pflaumen, Äpfeln, Birnen, Pfirsichen und Gurken. Von Jagdtieren waren Hirsch und Reh vertreten, von Haustieren Rind und Schwein, Schaf und Ziege, sowie Federvieh. Außer Wikingschen Einfuhrstücken — Perlen und Ringe aus Bernstein, Bronzeschalen, silberplattierte Pferdegeschirre, Sporen und Steigbügel — fanden sich einzelne arabische, sogar chinesische Lackarbeiten, daneben deutsche Webschiffe und Schuhe.

Auf diese Holzsiedlung folgte eine steinerne Fürstenburg, die der Herzog Kasimir nach Art der deutschen Burgen erbaute. Auch deutsche Siedler zog er ins Land.

Der Einfluß der deutschen Kultur auf die Slawen war vielseitig und nachhaltig. Das erste, worauf sie im weiten Gebiet der alten Lausitzer Kultur stießen, waren zahlreiche Burgwälle, die sie schleunigst besetzten; in ihnen finden sich zu oberst stets slawische Scherben oder Einbauten, so in dem riesigen Burgwall von Lossow bei Frankfurt a. O. eine kleine feste slawische Burg. Von diesen rings geschlossenen Fluchtburgen unterscheiden sich die von den Slawen selbst angelegten Burgwälle durch ihre schanzenartige, halbrunde Form mit einem schützenden Bachlauf in der Kehle. Manche haben auch zu Kultzwecken gedient, und so sind nach dem Glaubenswechsel Kirchen in ihnen erbaut worden.

Die ostelbische Burgwallforschung geht ohne viel Aufsehen ihren Gang. Sie schreibt mit dem Spaten ein Stück Siedlungsgeschichte und enthüllt bisweilen jahrhundertelange, tragische Kämpfe um ein Stück Erde.

Kann man bei den Lausitzer Burgen über ihre germanische Herkunft im Zweifel sein, so besteht doch kein Zweifel, daß die Slawen eine andre Art von Wehrbau von den Deutschen übernommen und sie beharrlich weitergebildet haben. Es sind die sogen. Rundlinge, kleine Rundwälle, die östlich der Weser als Sitze sächsischer Gaugrafen in der Karolingerzeit auftreten, sich nach neuen Bodenfunden aber bis zu den Cheruskern zurückverfolgen lassen. Die Gebäude sind im Kreis an den inneren Wallrand gerückt, so daß ein Innenhof freibleibt. Im Slawenland, aber nur auf ehemals germanischem Boden, haben sie sich zu großen Rundsiedlungen mit den bekannten Ringstraßen ostdeutscher Städte ausgewachsen.

Bei Berührung mit den Germanen vertauschten die Slawen ihre Grubenhäuser mit dem germanischen Pfostenhaus mit Flechtwerkwänden. Ein sprechendes Beispiel dafür bildet die erste der zehn Burgen von Zantoch an der Warthe, einer der größten Ausgrabungen der letzten Jahre, die durch die Weichselregulierung veranlaßt war und ihretwegen im Eiltempo durchgeführt werden mußte. Die Leitung hatte Direktor W. Unverzagt vom Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte. Zantoch, auf deutsch „Zusammenfluß", nämlich der Warthe und Netze, war eine der ganz wenigen Übergangsstellen über das früher versumpfte Urstromtal der Netze und Warthe und ein ständiger Zankapfel zwischen Pommern und Polen.

In die alten Burgunderfitze in Pommern waren Slawen eingerückt, die sich Pomoranier, Meerleute, nannten und von den zurückgebliebenen Resten der Burgunder den germanischen Wehr- und Hausbau übernahmen. So erklärt es sich, daß der Brückenkopf, den sie Zantoch gegenüber zwischen Warthe und Netzemündung anlegten, einen Erdwall mit Palisadenkranz und Pfostenhäuser mit Flechtwerkwänden nach germanischer Art aufwies. Diese Burg wurde jedoch bald von den zur Ostsee drängenden Polen zerstört, die an derselben Stelle eine große Trutzburg im slawischen Baustil errichteten, während die Pomoranier auf dem gegenüberliegenden Schloßberg ein kleines Kastell anlegten.

Digitized by Google

Wie der Burgwall von Oppeln bestand auch der polnische Burgwall von Zantoc aus einem Rost von kreuz und quer liegenden Hölzern; darüber eine Erdschüttung, die nur auf der Innenseite mit Holzbohlen abgesteift war. Bei einem Neubau wurde noch ein starker Wehrgang vorgelegt, anscheinend mit Kasematten für die Besatzung. Die Häuser im Innern der Burg waren zwar auch zweiräumig, doch im slawischen Blockbau aufgeführt, holzverschalt auch die Brunnen; selbst die Hausherde bestanden aus Schichten von Holz und Lehm, eine sonst nirgends beobachtete Eigentümlichkeit. Um die Herde standen vier Pfosten, die anscheinend einen dachartigen Rauchfang getragen haben. Die Gassen hatten Knüppeldämme; alle Häuser standen buchstäblich auf Stallmist, der nicht ausgeräumt war; freilich hat er das Holzwerk und die Abfälle vorzüglich konserviert, so daß man sich ein Bild von der Lebenshaltung der Bewohner machen kann. Sie war der von Oppeln sehr ähnlich; auch hier bildete die Hirse das Hauptnahrungsmittel, und der Obstbau war entwickelt.

Der Kampf um die Ostmark spiegelt sich auch auf religiösem Gebiet im Schicksal der letzten slawischen Tempelburgen Rethra und Arkona, die Carl Schuchhardt in Gemeinschaft mit R. Koldewey, dem Wiederentdecker von Babylon, ausgegraben hat. Rethra war das Hauptheiligtum der Wendenvölker, wo ihre Feldzeichen verwahrt und nach jedem Feldzug nebst einem Teil der Beute wieder abgeliefert wurden, zudem Orakelstätte, ein „slawisches Delphi", wo das heilige weiße Roß des Gottes Suarasic, über Speere schreitend, die Zukunft weissagte. Der Tempel ist 1068 von dem streitbaren Bischof Burkard von Halberstadt zerstört worden, der auf dem heiligen Roß des Suarasic, mit den Tempelschätzen beladen, heimkehrte. Die Zerstörung war so gründlich, daß 1921 bei der Ausgrabung nur die Plattform des Tempels und geringe Reste zu Tage kamen. Besser erhalten war die Burgmauer mit den drei Toren, deren mittelstes ein Propyläenbau aus Holz mit hohem Treppenaufgang war, etwas in der slawischen Baukunst Ungewöhnliches.

Nach dem Fall von Rethra zog sich der heidnische Kult der Slawen nach der Tempelburg von Arkona auf der Insel Rügen zurück, wo der Kriegsgott Swantewit verehrt ward. Sie wurde genau 100 Jahre nach Rethra von dem dänischen Bischof Absalon von Seeland zerstört. Der dänische Chronist Saxo Grammaticus, Absalons Sekretar, hat einen höchst lebendigen Bericht davon hinterlassen, der wie eine schaurige nordische Ballade endet. Der ins Meer vorspringende steile Kreidefelsen, auf dem die Tempelburg lag, war auf der Landseite durch einen 200 m langen Wall abgeschlossen, an den sich die Wohnungen der 300 Tempelwächter anlehnten. Der Wall hatte eine Höhe bis zu 17 m und ein Tor mit hohem Holzturm. Im Innern lag ein weiter Festplatz. Auf ihm stand der große viereckige Holztempel, dessen Kultraum nur von Holzpfosten abgegrenzt und mit Purpurvorhängen abgeschlossen war. In ihm stand das riesige vierköpfige Götzenbild, das unter den Beilhieben der Eroberer zusammenbrach und in den Kochfeuern der Dänen endete. Hier gelang es Schuchhardt, das Fundament aufzufinden, das auf dem Brandschutt eines älteren Tempels stand. Es hatte 20 m Seitenlänge. Auch die Auflager für die Pfosten des Kultraums ergaben ein Viereck von 6,5 m Seitenlänge.

Lähmender Schreck verbreitete sich beim Fall dieses Heiligtums unter den Slawen. Als die Dänen mit 20 Schiffen vor Charentia, dem heutigen Gartz, landeten, beeilte sich der dortige „König", sich mit 6000 Kriegern zu ergeben. Absalon zog mit seinem Häuflein in die Burg ein und zerstörte die drei Tempel des siebenköpfigen Kriegsgottes Rugiavit, des fünfköpfigen Porevit und des vierköpfigen Porenut, deren Holzbilder gleichfalls mit Beilhieben zerschlagen und verbrannt wurden, wie es Saxo Grammaticus geschildert hat. 1928 grub Schuchhardt mit W. Petzsch u. a. die Reste aus; es war die letzte Grabung des Altmeisters. Auch hier war viel zerstört oder in den Fundamenten einer Fürstenburg aufgegangen.

Digitized by Google

Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums

Von Carl Weickert in München

Die Ausgrabungstätigkeit im Gebiet des klassischen Altertums hatte während des Krieges eine Unterbrechung erfahren und war in den Jahren nachher nur zögernd wieder aufgenommen worden. Doch hat die in den letzten Jahren geleistete Arbeit den Vorkriegsstand vielleicht noch übertroffen. An ihr sind in erster Linie die Heimatländer beteiligt. Italien hat die Ausgrabungstätigkeit straff organisiert, ebenso den Denkmalschutz, und begleitet beide mit vorbildlich pünktlichen Veröffentlichungen. Das gilt nicht nur für die Heimat, sondern auch für die Kolonien in Afrika mit den großen Ausgrabungen von Leptis Magna und Kyrene, und für die Inseln des Dodekanes, vor allem Rhodos. Griechenland hat wie früher neben eigener Arbeit in weitestem Maße Fremden Gastfreundschaft zur praktischen wissenschaftlichen Betätigung gewährt. Außer den Ländern, die in Griechenland Institute unterhalten, also Deutschland, England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien und Österreich, haben in der Nachkriegszeit auch Schweden und Dänemark größere Ausgrabungen auf griechischem Boden unternommen. Auch die Türkei hat dem früheren Brauch folgend unter eigener Beteiligung fremden Nationen die Arbeit an einigen Orten Kleinasiens gestattet.

Durch diese gemeinsame Arbeit ist eine große Masse von Funden zu Tage gefördert worden, und die Vorstellung des Fernerstehenden, als müßten sich die Geheimnisse des Bodens doch einmal erschöpfen, ist gründlich widerlegt. Im Gegenteil, die neuen Ergebnisse sind so umfangreich, daß es schwer ist, den Überblick zu behalten. Es sollen hier nicht zufällige Funde aufgezählt werden, die manchmal Kostbarstes wie ein Geschenk ans Licht bringen. So jene Bronzestatue des Zeus aus dem Meere beim Artemision an der Nordspitze der Insel Euböa, die zum Herrlichsten gehört, was aus der größten Zeit der griechischen Kunst erhalten geblieben ist. Oder Marmorreliefs aus dem Hafen des Piräus, deren dekorativ kühle Darstellungen als Nachbildungen von Motiven auf dem Schilde der Athena Parthenos des Phidias erkannt wurden und der nur schwer zu gewinnenden Vorstellung vom größten griechischen Künstler dienen. Oder die in einer Höhle bei Pitsa in einiger Entfernung von Korinth aufgefundenen ersten griechischen Gemälde auf Holztafeln, Pinakes. Sie gleichen im Stil der korinthischen Vasenmalerei des 6. Jahrhunderts v. Chr. Auf der am besten erhaltenen Tafel ist ein zu einem Altar schreitender Opferzug von Männern, Frauen und Knaben dargestellt. Die Figuren stehen auf weißem Grund und haben bei Männern schwarze, bei Frauen rote Umrisse. Die Gewänder sind farbig, blau und dunkelbraun.

Auch auf Wiederherstellungs- und Erhaltungsmaßnahmen können wir nicht eingehen, etwa auf die im Zuge der vor dem Kriege begonnenen Arbeiten auf der Akropolis von Athen vorgenommene Wiederaufrichtung der Säulenreihe einer Langseite des Parthenon. Diese Arbeit wird gegenwärtig am Niketempel, dem jedem Besucher der Burg bekannten zierlichen Bauwerk am Burgaufgang, fortgesetzt. Es ist zu hoffen, daß sie außer der Sicherung dieses Tempels auch die Lösung eines schwierigen baugeschichtlichen Problems bringen wird.

Der Überblick über die planmäßigen archäologischen Untersuchungen soll mit denen beginnen, die in vorgeschichtliche Zeit zurückreichen. Auf diesem Gebiet hat die archäologische Forschung der letzten Jahrzehnte früher geltende Anschauungen berichtigt. Die alten Griechen schienen erst mit der dorischen Wanderung

Digitized by Google

am Ende des 2. vorchristlichen Jahrtausends nach Griechenland gekommen zu sein und der mykenischen Kultur ein Ende bereitet zu haben. Heute steht fest, daß diese von Norden kommende Völkerbewegung nur eine letzte starke Welle in großen Zeitabständen sich wiederholender Bewegungen darstellt, und daß mindestens schon um die Mitte des 2. Jahrtausends die Bewohner Griechenlands ein den Griechen stammverwandtes Volk waren. Es ist der Träger der Kultur der mittleren Bronzezeit, die in Griechenland als die mittelhelladische bezeichnet wird. Diese Bevölkerung hängt ohne Bruch mit der der späten Bronzezeit zusammen, deren Kultur die späthelladische oder mykenische ist und die besonders im Peloponnes ihren Charakter durch enge Verbindung mit dem minoischen Kreta erhielt. Doch hat offenbar schon im 3. Jahrtausend eine nord-südlich gerichtete Völkerbewegung stattgefunden, die das griechische Festland nur schwach berührte, aber ihre Spuren auf den Inseln des ägäischen Meeres hinterlassen hat, ja sogar in der Zeit des Überganges vom Stein zur Bronze die Insel Kreta erreichte. Die Träger dieser Bewegung, die also auch zu der späteren reichen Entfaltung der minoischen Kultur auf Kreta beigetragen haben, sind an ihrer Vorliebe für das Spiral- und Wirbelornament kenntlich. Die eingesessene Urbevölkerung Kretas wie auch der Inseln und des griechischen Festlandes wird am deutlichsten in der neolithischen Zeit sichtbar.

Hier bringt eine jüngst unternommene Ausgrabung der Italiener in Poliochni auf der Insel Lemnos einen Beitrag. Es wurde eine sehr alte Siedlung entdeckt, die besonders gut erhalten ist, weil sie nach der Zerstörung nicht mehr bewohnt wurde. Es sind drei bis vier, in den ältesten Teilen wie es scheint neolithische Schichten vorhanden, die, älter als die am besten bekannte zweite Ansiedlung von Troja, das früheste Bild einer Ansiedlung im Gebiet des ägäischen Meeres ergeben. Die zweite Ansiedlung hat, stellenweise bis zu 5 Metern erhalten, den Ring ihrer geböschten Mauer mit Toren und Türmen, mit gepflasterten Straßen und den ziemlich hoch erhaltenen, aus Stein gebauten Wohnhäusern. Besonders interessant ist ein Bau mit einem langen Zuge von Sitzstufen, der an die theaterähnlichen Bauten späterer Zeit, vor allem an die großartigen Schautreppen der minoischen Paläste in Knossos und Phaistos erinnert. Auffallend für diese Frühzeit ist die entwickelte Wasserversorgung: tiefe Trinkwasserbrunnen, eine unter den Straßen liegende Kanalisation und sogar ein Bad haben sich gefunden. Leider fehlt noch zur besseren Erkenntnis die zugehörige Nekropole.

In Troja haben die Amerikaner die alten deutschen Ausgrabungen fortgesetzt, einmal um die früheren Ergebnisse mit der inzwischen fortgeschrittenen vorgeschichtlichen Forschung in Einklang zu bringen, dann auch um die Grabung auf früher nicht erforschtes Gebiet auszudehnen. Das wichtigste Ergebnis scheint zu sein, daß nicht die mit ihrer großartigen Mauer erhaltene sechste Schicht, wie früher angenommen, das homerische Troja ist, sondern die nächst höhere siebente, die durch Feuer zerstört wurde. Aus der frühesten Schicht, von der bisher noch kein Hausgrundriß bekannt war, hat sich der eines zweischiffigen, langgestreckten Hauses wiedergewinnen lassen. Ebenso konnten Hausgrundrisse der sechsten Schicht, bei denen wie in der zweiten das Megaron vorkommt, ergänzt werden. Ein Haus mit besonders schöner Stützmauer war zweigeschossig. — In der Nähe von Troja, bei Kum Tepe wurde eine Siedlung mit zugehörigen Hockergräbern festgestellt, die älter ist als die Siedlungen auf dem Burghügel von Troja.

Auf Kreta wurden die aus den Grabungen der Franzosen, Engländer und Italiener berühmt gewordenen Paläste, der mittelminoische von Mallia und die spätminoischen von Knossos und Phaistos weiter erforscht und konserviert. Als wichtige Ergänzung für die Geschichte der kretischen Wandmalerei wurden in

Digitized by Google

r Ruine eines Landhauses in Amnisos, der lange gesuchten Hafenstadt von
ıossos, Reste mittelminoischer Wandgemälde gefunden, z. B. das prachtvoll le-
ndige Bild eines Lilienbusches, dessen Farben nicht auf den roten Grund gemalt,
ıdern in ihn eingelegt sind. Die berühmten Wandmalereien von Knossos, Phai-
ɔs und Hagia Triada gehören in der Hauptsache erst spätminoischer Zeit an. —
ɔstbare Funde ergab eine Höhle bei Arkalochori im Gebirge von Mittel-
eta. Sie war schon längere Zeit als Fundplatz frühminoischer Keramik be-
nnt, doch wurde jetzt durch Gelegenheitsfunde Einheimischer die Aufmerksamkeit
neut auf sie gelenkt. Man fand einen ganzen Schatz goldener und silberner Dop-
lbeile, die als Weihgeschenke mit besonders schönen und auffallend langen
ronzeschwertern niedergelegt wurden. Das Doppelbeil diente als wichtigstes Kult-
mbol der kretischen Religion. Wenn diese Kostbarkeiten auch erst spätmittel-
inoischer und frühspätminoischer Zeit, also etwa dem 16. Jahrhundert v. Chr.
ıgehören, so ist doch der Kult mit Sicherheit hier bis in das dritte Jahrtausend
ırückzuverfolgen, ein Beispiel für die große Zähigkeit des Kultes. Auch fand
ch in der Höhle ein Bronzebeil mit hieroglyphenähnlicher Schrift. Die sehr sel-
ıen Denkmäler kretischer Schrift wurden noch durch Funde aus einem Herren-
aus in Apodulu in Westkreta vermehrt, dem ersten größeren minoischen
undplatz im Westen der Insel. Eine steinerne Opferschale und ein Steatitbecher
ragen Schriftzeichen, die einem linearen Schriftsystem angehören. Die endliche
ntzifferung der kretischen Inschriften wird mit der Erkenntnis der kretischen
prache die wichtigste Quelle für die Beurteilung der völkischen Zugehörigkeit der
ıochbegabten Minoer erschließen.

Auf dem griechischen Festland ist der wichtigste Fund der Frühzeit die
nittelhelladische Siedlung von Malthi in Messenien durch die Schweden. Sie
ɔesteht aus einem Mauerring, an den die Häuser wabenartig ansetzen. Im In-
ıern ist eine Hausgruppe, vielleicht das Herrenhaus, eigens ummauert. Es ist auf-
allend, daß die Bauweise hier vielmehr an die der vielräumigen kretischen Pa-
läste erinnert, während das einzeln stehende Megaron, das sonst für das Haus des
Festlandes ein bezeichnender Typus ist, in Kreta aber nur selten und spät vor-
kommt, hier in Malthi nur einmal erscheint. Für die Würdigung des kretischen
Einflusses auf das Festland, der noch in den späthelladischen Palästen von Mykene
und Tiryns sehr stark ist, ist Malthi ein wichtiger Hinweis. Doch läßt sich unter
dieser aus der Fremde übernommenen Kulturdecke durch die Forschung der letzten
Jahrzehnte die heimische Eigenart der mykenischen Kultur immer deutlicher erkennen.

Diese innere Festigkeit gegenüber fremdem Einfluß ist eine der Voraussetzungen
für die bereits erwähnte Tatsache, daß zwischen der mykenischen und der
eigentlich griechischen Zeit kein jede Verbindung abreißender Bruch besteht. Das
kann sich in der Fortsetzung des Kultes am gleichen Ort zeigen, wenn es nicht ganz
äußerlich geschieht, wie etwa so, daß noch heute Kapellen an der Stätte griechischer
Heiligtümer stehen, auch wenn längst keine Menschen mehr dort wohnen. Der
Ort bleibt geweiht. Auch im Altertum standen an Stelle der mykenischen Burgen
von Athen, Mykene und Tiryns frühe griechische Heiligtümer, ohne daß, wie es
für Tiryns wahrscheinlich ist, der alte Kult sich unmittelbar fortgesetzt hätte.

Der seltene Fall der Beibehaltung von Ort und Kult ist in der neueren Zeit
zweimal beobachtet worden. Einmal ist es die heilige Stätte des Mysterienkultes
von Eleusis. Dort ist in der tiefsten Schicht unter dem Telesterion ein mykeni-
sches Megaron gefunden worden. Der gleichzeitige Palast liegt höher oben auf dem
Hügel, außerdem ist das Megaron durch ein seiner Vorhalle vorgelegtes Podest,
das man über zwei seitliche Freitreppen erreichte, vom Typus des Wohnmegarons
verschieden. Offensichtlich ist also der Bau ein Kultbau, um nicht zu sagen, ein Tem-

Digitized by Google

pel, der erste aus mykenischer Zeit. Das Fehlen von Kultbauten bei den mykenischen Burgen des Peloponnes ist möglicher Weise ebenfalls minoischem Einfluß zuzurechnen, denn die großen kretischen Paläste enthalten nur kleine Kapellen, die keine eigene architektonische Ausbildung erfuhren. Der einzige minoische Kultbau ist ein Grabtempel in der Nähe von Knossos; er scheint von ägyptischen Vorbildern abhängig zu sein. Auf dem Podest des Kultbaues von Eleusis werden Kulthandlungen vorgenommen worden sein, die mit dem späteren Mysterienkult zusammenhängen.

Ebenso hat sich der Kult mykenischer Zeit unmittelbar in dem späteren Heiligtum der Hera von Samos fortgesetzt, wo das deutsche archäologische Institut regelmäßige Grabungen durchführt. Unter dem großen archaischen Altar des 6. Jahrhunderts v. Chr., in dessen Verlauf das Heiligtum durch den Architekten Rhoikos mit dem Neubau von Tempel und Altar eine durchgreifende Neugestaltung erfuhr, liegen nicht weniger als sieben ältere Aschenaltäre, die, sich allmählich vergrößernd, an dem einmal geheiligten Platz blieben. Der älteste dieser Altäre reicht in die Frühzeit des 1. Jahrtausends zurück. Eine Menge unter ihm gefundener winziger Gefäßchen, die nur für Kultzwecke gedient haben können, und das Fehlen jeglicher Wohnspuren an dieser Stelle beweisen, daß in spätmykenischer und der anschließenden Zeit, also dem Ende des 2. Jahrtausends bereits ein Kult ausgeübt wurde, den die einwandernden jonischen Griechen dann weiterführten. Jener älteste Kult wird keiner anderen Gottheit gegolten haben, als einer der späteren Hera ähnlichen Gestalt, aus deren Kult eine Eigentümlichkeit, die auch bei der Hera von Argos geübt wird, in den Kult der jüngeren Hera von Samos überging, nämlich das Bad des Kultbildes im Meere. Ferner ist die Grabung im Heraion von Samos von größter Bedeutung für die Frühgeschichte des griechischen Tempels. Bald nach der Errichtung des zweiten Altars wurde ein Tempel gebaut, also in der geometrischen Zeit des 9. Jahrhunderts v. Chr. Ein etwa hundert Fuß langer, schmaler, einfacher Bau, der bald eine ihn rings umgebende Säulenstellung erhielt, — es waren Holzsäulen einfachster Gestalt, die dicht an die Wände gerückt das überkragende steile Giebeldach stützten. Im frühen 7. Jahrhundert wurde dieser Tempel in gleicher Größe durch einen Neubau ersetzt, dann folgt in der Zeit des Tyrannen Polykrates der gewaltige Neubau von Tempel und Altar durch Rhoikos, nach dessen baldiger Zerstörung am Ende des 6. Jahrhunderts der Bau des noch größeren Tempels begonnen aber nie vollendet wurde, dessen eine Säule heute noch aufrecht steht. Durch die Ausgrabungen von Samos ist das Vorhandensein von Tempeln in einer Frühzeit erwiesen worden, der man bisher Tempel nicht zubilligen wollte. Eine große Masse von Einzelfunden, Keramik, Bronzestatuetten und Marmorfiguren, diese leider meist nur in Bruchstücken, geben ein anschauliches Bild der weiten Beziehungen des Heiligtums, die nicht nur nach Griechenland und Ägypten, sondern auch tief nach Asien hinein, bis nach Luristan reichten. Zudem stellt sich die Kunst der archaischen Jahrhunderte Joniens hier zum erstenmal im Zusammenhang dar.

Neben der Kontinuität des Kultes ist für unseren Zusammenhang die Kontinuität der Form wichtig. Sie ist mit aller wünschenswerten Deutlichkeit in einer wiederum von Deutschen geleiteten Ausgrabung in dem Friedhof vor dem Dipylontore, im Kerameikos, dem Töpferviertel von Athen erwiesen worden. In Athen ist die durch die dorische Wanderung an anderen Orten hervorgerufene Erschütterung weniger stark fühlbar geworden, Ereignisse wie die Zerstörung der Burgen von Mykene und Tiryns scheint Athen nicht erlebt zu haben. In den Gräbern dieses attischen Friedhofes wurden in klar ablesbaren und dicht übereinanderliegenden oder sich schneidenden Schichten Gefäße beigesetzt, die von spätmykenischer Zeit die ungebrochene Entwicklung hin zu dem attischen geometrischen, dem soge-

Digitized by Google

nannten Dipylonstil zeigen. Die Zwischenstufen bezeichnet man zur Kennzeichnung des Zusammenhanges als submykenisch und protogeometrisch. Durch diese Beobachtungen wird nicht nur die Kontinuität zwischen Mykenisch und Geometrisch bewiesen, sondern auch die relative zeitliche Ansetzung des Geometrischen im Verhältnis zu Älterem und Jüngerem gegen jeden Widerspruch gesichert. Auch für die späteren Jahrhunderte hat dieser Friedhof eine Fülle neuer Anschauung gebracht. Wie auch sonst nicht selten lösen Verbrennung und Bestattung ohne ersichtlichen Grund einander ab oder laufen nebeneinander her. Keinesfalls können völkische Verschiebungen die Ursache gewesen sein. Im Kerameikos herrscht vom 10. bis zum 8. Jahrhundert die Verbrennung; vom 9. Jahrhundert ab kommen auch Bestattungen vor, die dann im 8. Jahrhundert zunehmen. In den ersten drei Vierteln des 7. Jahrhunderts wird verbrannt, später wieder bestattet. In den Brandgräbern des 7. Jahrhunderts wurde die Leiche in einem Schachtgrabe mit Zuganlage verbrannt, Beigaben in vorher angelegten, breiten, nicht in das Grab hineinführenden Opferrinnen beigesetzt. Über dem Schacht reicher Gräber wurde dann ein kastenförmiger Grabbau aus Lehmziegeln errichtet, dessen Außenflächen mit rotem Stuck überzogen wurden. Ferner wurde durch die deutsche Ausgrabung in die Geschichte der attischen Gefäßmalerei des 7. Jahrhunderts Ordnung gebracht.

Für die archaische Zeit ist eine wichtige Grabung die der Engländer im Heiligtum der Hera Limenia bei Perachora auf einer Landzunge am Nordufer des korinthischen Golfes, Korinth gegenüber. Hier kamen außer den Resten einiger früher Tempel, darunter eines in seinem rückwärtigen Teil dreizelligen Baues, eine Form, die sonst nur in Italien bei dem fälschlich etruskisch genannten Tempel vorkommt, eine große Menge besonders schöner Bronze- und Elfenbeinfunde zu Tage, außerdem auffallend viele ägyptisierende Skarabäen. Überhaupt hatte dieses korinthische Heiligtum weitreichende Verbindungen, denn unter den frühen Scherben fanden sich neben den einheimischen protokorinthischen und korinthischen solche aus Athen und Böotien, aus der Argolis und aus Lakonien, von den Kykladen, aus Rhodos und Ostjonien, aus der griechischen Kolonie von Naukratis im Nildelta, ja sogar aus Etrurien. Kleine tönerne Hausmodelle geben mit ihren steilen, offenbar Stroh nachbildenden Dächern und den vor die Stirnwand gestellten Säulen eine Vorstellung vom griechischen Haus des 8. Jahrhunderts v. Chr.

Für das griechische Wohnhaus, das bisher erst seit hellenistischer Zeit gut bekannt war, haben drei Fundplätze jetzt auch älteres Material geliefert. Larisa im äolischen Kleinasien, Vouni auf Zypern und Olynth in Makedonien.

In Larisa graben schwedische und deutsche Forscher vereint. Diese Stadt hat keine römische Überbauung erfahren und scheint seit 300 v. Chr. nicht mehr bewohnt worden zu sein. Neben prachtvollen archaischen Stadtmauern und einem leider schlecht erhaltenen äolischen Tempel sind hier die Reste eines Palastes aus dem 4. Jahrhundert und ein großer Wohnbau gefunden worden, dessen älteste Anlage, ein rückwärts zweigeteiltes Megaron, dem 6. Jahrhundert angehört. Ihm ist im 5. Jahrhundert ein im Plan kreuzförmiges Hofhaus vorgelegt worden.

Entfernt läßt sich diesem erweiterten Bau eine Palastanlage des 5. Jahrhunderts in Vouni vergleichen, die schwedische Ausgrabungen freigelegt haben. Hier bildet den Kern einer weitläufigen Anlage ebenfalls ein megaronartiger Bau mit aufgelösten Wänden, dem ein rings von Gemächern umgebener Säulenhof vorgelegt ist. Doch kreuzen sich in Vouni verschiedene Richtungen: die symmetrische Anordnung des Megarons und seine Hervorhebung auf hochgelegener, durch Freitreppe zugänglicher Terrasse sind nicht griechisch. Auch die verschiedenen Höfe und vielen Räume wirken fremd. Der Orient mag eingewirkt haben, und es lassen

Digitized by Google

sich sogar Erinnerungen an Minoisches vermuten, die hier auf Zypern in griechischer Zeit nicht vereinzelt wären.

In Olynth sind ganze Wohnquartiere der griechischen Stadt des 4. Jahrhunderts freigelegt worden. Auch hier ist die 338 v. Chr. zerstörte Stadt nicht wieder bewohnt worden. Der Stadtplan ist regelmäßig, wie es für neu anzulegende griechische Städte seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. Brauch ist. Die Straßen kreuzen sich rechtwinklig und bilden Blocks, die hier in Olynth meist zehn Häuser, fünf in jeder Reihe mit einer schmalen Gasse dazwischen umfassen. Der das hellenistisch-griechische Haus kennzeichnende Peristylhof ist hier noch selten. Die Säulenhallen stehen meist nur auf einer oder mehreren Seiten des Hofes, um ihn legen sich die Räume, je nach der Größe des Hauses mehr oder weniger. Ausgeschmückt wurden die Häuser durch Fußböden aus Kieselmosaik — sie gehören zu den frühesten erhaltenen — und durch Bemalung der Wände, z. B. rote Wand über weißem Sockel mit gelber Zwischenschicht, oder über schwarzem Sockel mit weißer Zwischenschicht. Das Hauptviertel der Stadt, in dem sich die Tempel und öffentlichen Gebäude finden müssen, hat diese amerikanische Ausgrabung noch nicht festgestellt.

Nach diesem Hinweis auf die wichtigsten Grabungen etwa der letzten fünf Jahre seien nur noch kurz einige Grabungen genannt, die vor allem topographische Bedeutung haben. In Athen wurde die Akademie festgestellt, in der Plato lehrte. Die Anlage geht in archaische Zeit zurück und hat den Grundriß eines rechteckigen Hofes mit langen, schmalen, anliegenden Sälen, ist also ein frühes Gymnasion. Wichtiger ist die in größtem Stil unternommene Ausgrabung der Agora in Athen, in die sich die Griechen und die Amerikaner teilen. Das ganze Gebiet der Altstadt von Athen zwischen dem sogenannten Theseion und der Hadrianstoa soll freigelegt werden. In dem amerikanischen Sektor ließen sich einige aus der Überlieferung bekannte Gebäude feststellen: der Altar der Zwölfgötter, die Halle des Zeus, der Tempel des Apollon Patroos, das Buleuterion, die Tholos. Alles ist jedoch stark zerstört. Aus der Masse der Einzelentdeckungen sei ein neolithisches Hockergrab genannt. Das Ergebnis der anthropologischen Untersuchung des Skeletts, die über die Ureinwohner Athens Aufschluß geben kann, steht noch aus.

Ebenfalls den Amerikanern wird die Ausgrabung von Korinth verdankt. Infolge der Zerstörung durch Mummius im Jahre 146 v. Chr. und den später erfolgten römischen Wiederaufbau ist auch hier die Zerstörung in den griechischen Schichten sehr groß. Doch hat sich feststellen lassen, daß Korinth im 7. Jahrhundert, einer Zeit der Hochblüte, bereits eine sehr große Ausdehnung hatte, wie sie der damaligen Vormachtstellung Korinths entspricht. In der Unterstadt wurde das älteste bisher bekannte Asklepiosheiligtum gefunden, das dem 6. Jahrhundert angehört, an der Agora eine große zweischiffige, rings von Säulen umgebene Halle späterer hellenistischer Zeit, der größte griechische Bau des Festlandes.

In Italien ist die archäologische Tätigkeit nicht minder lebhaft. Es ist nicht möglich, die Fülle der Einzelarbeit, die hier geleistet wurde, zu schildern. Jedes Zeugnis der Vergangenheit sorgfältig zu beobachten, auch wenn es vereinzelt noch so unbedeutend erscheint, ist hier selbstverständliche Pflicht. Hingewiesen sei nur auf einen Fund aus der griechischen Zeit Unteritaliens. In der Nähe von Pästum, am Selefluß, wurde das lange gesuchte Heiligtum der argivischen Hera entdeckt. Der Tempel, etwa von der Größe des Cerestempels von Pästum, stammt aus der Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr. Wohl einem älteren, aber noch nicht festgestellten Bau entstammt ein Relief mit der Darstellung eines Frauenraubes. Wenn es sich, wie vermutet wird, um eine Metope handelt, ist es die älteste griechische auf italischem Boden. Doch kennzeichnet schon sie sich mit ihrem eigentümlich brettartig flachen Relief als deutlich vom Einheimisch-Griechischen entfernt.

Digitized by Google

Auf dem Gebiet der römischen Archäologie überstrahlt alles andere die mit der Freilegung des Cäsarforums vorläufig abgeschlossene Säuberung der Kaiserfora in Rom. Das Cäsarforum knüpft noch an die alte Vorstellung vom Handelsmarkt an. Der auf ihm errichtete Tempel der Venus Genetrix, der Stammmutter des julischen Kaiserhauses, ist in seiner heutigen Gestalt eine Wiederherstellung aus dem Jahre 113 n. Chr. Das Augustusforum wirkt in seiner strengen Abgeschlossenheit mit dem Tempel des Mars Ultor und den riesigen Apsiden repräsentativ, während das gewaltige Forum Trajans mit dem nicht frei gelegten Tempel, der Säule, der Bibliothek und einer Basilika weiter ausgreift und auch anstoßende Kaufhäuser in den architektonischen Plan aufnimmt.

Auf griechischem Boden sind zahlreiche römische Bauten freigelegt worden, so vor allem von den Amerikanern auf den Märkten von Korinth und Athen oder von den Franzosen am Forum von Philippi in Makedonien; hier sind in erster Linie spätere römische Bauten und eine frühchristliche Basilika untersucht worden. Den Tempel von Ancyra in Kleinasien, der die berühmte Wiederholung der langen Grabinschrift des Kaisers Augustus trägt — das Original stand auf zwei Bronzepfeilern am Eingang zu seinem Grabbau in Rom —, haben Untersuchungen deutscher Gelehrter als hellenistischen Bau festgestellt, der in römischer Zeit als Tempel der Roma und des Augustus weiter benutzt wurde.

Den Schluß soll eine deutsche Ausgrabung bilden, das Asklepieion von Pergamon. Dieses Heiligtum ist in seiner bis jetzt erkennbaren Gestalt römisch und gehört dem 2. Jahrhundert n. Chr. an. Um einen rechteckigen Hof mit Säulenhallen an drei Seiten liegen die Hauptbauten, ein prächtiges Propylon, vom Eintretenden rechts ein viereckiger Saal, wohl für den Kaiserkult bestimmt, links zwei Rundbauten und hinter der Säulenhalle der einen Langseite ein Theater. Es ist dies die späte Fortsetzung einer Überlieferung, deren früheste Spur in dem anfangs genannten neolithischen Bau von Poliochni zu erkennen ist. Neben den interessanten für die mit dem Asklepioskult in Zusammenhang stehenden Krankenheilungen bestimmten Einrichtungen des Heiligtums, eines langen unterirdischen Ganges, eines Brunnens und wohl des einen Rundbaues, ist in erster Linie die architektonische Gestalt der beiden Rundbauten wichtig. Der ältere, kleinere ist der Tempel. Man betrat ihn durch eine säulenreiche Vorhalle. Der Rundbau selbst trug über der starken zylindrischen Kreismauer mit innen eingeschnittenen Nischen eine Kuppel; sie wölbte sich mit farbigen Mosaiken bedeckt über dem Raum. Der größere Rundbau, dessen Bestimmung nicht ganz klar ist, ist zweigeschossig. Im Untergeschoß legen sich um einen massiven Kern in dreifachen konzentrischen Kreisen Pfeilerstellungen und Mauern. Die äußerste Mauer war nur eine Umfassungsmauer, über den inneren Ringen erhob sich das zweite Stockwerk, ebenfalls kreisförmig, aus dem sechs Nischen mit ihren Rundungen nach außen treten, ein Motiv, das hier zum erstenmal vorkommt. Über ihnen folgte noch ein Tambur, der dann das Dach, diesmal nicht in Form einer Kuppel wie beim Tempel, sondern eher in Gestalt eines hölzernen, ziegelgedeckten Zeltdaches trug. Diese beiden pergamenischen Rundbauten sind eine wichtige Etappe auf dem Wege des Rund- und Kuppelbaues in die große Architektur. Sie übertreffen schon hier die Gebäude mit rechteckigem Grundriß, hat doch der Asklepiostempel eine Gewölbespannung von rund 29 Metern, während der zweistöckige Rundbau im Obergeschoß einen Durchmesser von etwa 44 Metern hat. Das Motiv des kuppelgewölbten Rundbaues ist nicht etwa, wie man früher oft glauben machen wollte, orientalisch; seine Heimat liegt im Westen. Die unmittelbaren Vorläufer des Pantheons, dieses großartigsten Vertreters des Kuppelbaues in Rom, lassen sich in Italien selbst bis zum Beginn des 1. vorchristlichen Jahrhunderts zurück verfolgen. Die

Digitized by Google

Pergamener Rundbauten sind also aus dem Westen vordringende Boten für die Ereignisse am Kuppelbau spätantiker und byzantinischer Zeit im Osten, für die Kuppel des Hagios Georgios in Saloniki und für die Kirche der Hagia Sophia in Konstantinopel. Zudem nehmen die von außen sichtbaren Rundnischen am zweigeschossigen Rundbau von Pergamon ein Motiv des späteren Kirchenbaues im Osten und Westen voraus. Hier ist derselbe indogermanische Geist wirksam, der im frühesten Beginn des Altertums im östlichen Mittelmeer in der Wanderung der Spirale und des Wirbels begegnete.

Forschungen im Alten Orient

Von Walter Andrae in Berlin

Die letzten Jahrzehnte sind reich gewesen an Überraschungen und Umwälzungen, die sich der ausgrabenden Forschung in Kleinasien, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Iran, also im Gebiete Vorderasiens ergeben haben. Meist handelt es sich hier um Stätten der vorchristlichen Zeit. Man ist tief in die Jahrtausende vorgedrungen und gerade in der allerletzten Zeit, insbesondere im südlichen Mesopotamien, dem Sumererlande „Sinear", zu ansehnlichen Gestaltungen des 4. Jahrtausends gelangt, von denen aus gesehen das Spätere sich in sinnvoller Entwickelungskette aufreiht. Das dritte, zweite und erste Jahrtausend gaben hier und in den anderen genannten Ländern ebenfalls wertvolle Erkenntnisse her, die uns das alte Hethiterreich im Herzen Kleinasiens, alte Siedlungen in Phönikien und Syrien, bisher unbekannte Städte im Euphrat- und Tigrisgebiete, eine hohe Bronzekultur in Hoch-Medien, die großen Paläste der achämenidischen Perserkönige, die Zeit der Partherherrschaft in Mesopotamien (diese an verschiedenen Punkten schon über die Zeitwende um Christi Geburt hinaus) kennen lehrten und weiter in nachchristlicher Zeit auch eine große sasanidische und eine frühe islamische Residenz ins Licht rückten.

Daß die deutsche Forschung an diesen Ergebnissen wesentlichen Anteil hatte, kann uns stolz machen. Wir rücken sie mit einem gewissen Recht in die Mitte unserer Betrachtung. Es wäre aber ungerecht, in einer Übersicht die Leistung der englischen, amerikanischen, französischen, russischen, neuerdings auch der holländischen, dänischen, italienischen und tschechischen Forscher zu übergehen. In den äußeren Methoden lernt hier einer vom anderen, jeder geht seinen Weg und kommt auf seine Art zum Ziele. Man wird neidlos die Vorzüge der anderen vor den eigenen anerkennen. Anders bei den inneren Methoden. Da kann ein jeder, und so auch wir Deutschen, nicht anders, als die eigene in die Mitte zu stellen. Und sie ist heute die wesentliche, von der Zeit geforderte: Sie zielt ab auf die Erkenntnis des Sinns aller Gestaltungen, die mit Hilfe der äußeren Methoden rein und ehrlich der aufbewahrenden Erde entnommen sind. Dieser inneren Arbeit erblühen mehr und mehr tiefere Erkenntnisse von Zusammenhängen zwischen Zeiten und Völkern, von Entwicklungsvorgängen der einzelnen Menschen und der Menschheit, die sich in ungebrochener Weise bis zu unserer eigenen Zeit, und sich in uns selbst auswirken. Damit sind wir zugleich vor die Frage des Sinnes dieser Forschung gestellt und erhalten die Antwort.

Schon zahlenmäßig steht die mesopotamische, man kann mit einem gewissen Recht sagen: die sumerische Forschung im Mittelpunkt. Eine Reihe von Expeditionen graben dort seit dem Kriege z. T. mit beträchtlichen Mitteln. Zunächst unsere Deutschen: Seit 1928 läßt die Deutsche Forschungsgemeinschaft (früher Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft) die Ruine Warka des altsumerischen Uruk ausgra-

Digitized by Google

ben, an der 1913 schon die Deutsche Orient-Gesellschaft hatte arbeiten lassen. Uruk ist maßgebend geworden wegen der Ungebrochenheit der Schichtungen, die in tiefem Such-Schacht vom jungfräulichen Boden ab aus der Jungsteinzeit heraufführen bis zum Ende der Partherherrschaft im 3. Jahrhundert n. Chr. Sie ergaben Erwachen, Hochblüte und Niedergang der eigentlichen sumerischen Kultur mit ihren ausgedehnten monumentalen, mosaikgeschmückten Tempelbauten, mit der Geburt und dem Aufblühen der Schreibkunst, mit dem Entstehen bildnerischen Könnens in Relief, Einlegearbeiten, Siegelschneiden. Man sieht diese Kultur verankert auf dem uralten Boden der Jungsteinzeit und beeinflußt durch Zuwanderung andersartiger Menschen. An dem festen Gerüst dieser Schichtungen gemessen ordnen sich jetzt die Funde der anderen sumerischen Stätten gut und sicher ein, auch wenn es uns an der Möglichkeit fehlt, nach Jahrzehnten und Jahrhunderten zu zählen. Die Schichtenzahlen treten an die Stelle der Jahreszahlen.

Ein Geschlecht mit starkem Gestaltungswillen und mit sauber ordnendem Geist tritt uns in den Sumerern neu entgegen. Ihre Hochterrassen und Tempel drücken ihre Gottesvorstellung aus und sind zumeist in strenger Ebenmäßigkeit mit langgestrecktem Kultraum und vielen Seitenräumen durchgeführt. Die Wandgliederung mit senkrechten Rillen, Nischen, Rundstäben hält gewissermaßen uralten Rohr- und Mattenbau als Ziegel- und Erdbau in der Erinnerung fest. Gebrannte Tonstifte, eine sumerische Erfindung, und Ziegel beginnen als Mosaik-Kruften die Lehmbauten zu schützen und dauerhaft zu machen. Die Tendenz des „Verewigens" tritt als wesentliches Merkmal dieser Kulturstufe erstmals vor unsere Augen. Es ist schön, solches bei der Forschertätigkeit mitzuerleben. Dasselbe gilt von der Erfindung und Weiterentwicklung der Schrift, die diesen mosaizierenden Tempelerbauern verdankt wird. Sie beginnen mit vielen hundert auf plastischen Ton geritzten bildhaften Zeichen, die allmählich vereinfacht und zu den mit eingedrückten keilförmigen Strichen geschriebenen sumerischen, babylonischen, assyrischen Keilschriftzeichen wurden.

Nahe an die Schriftgestaltung und in sie übergreifend grenzt die Bildkunst. Viele Bilder werden zu Sinn-Bildern und zu Schriftzeichen. Der bildende Künstler fühlt sich berufen, Erkenntnisse mitzuteilen in seinen Gestaltungen so wie der Schreiber in seinen Schriftzeichen, die mit künstlerischer Sorgfalt gestaltet sind. So sind insbesondere in den Siegelbildern, die durch Abrollen der Siegelrolle auf bildsamem Ton entstehen, Erkenntnisse und geistige Erlebnisse der Künstler dargestellt und gewiß mit dem Wesen des Siegelinhabers in Beziehung gesetzt. Uruk hat wunderbare Beispiele geliefert: sehr große, schön geschnittene Siegelrollen mit Pflanzen-, Tier- und Menschendarstellungen, die zweifellos die höheren Weihen haben. Was in die Friese der Bauten und in die größeren Maßstäbe z. B. der Bildstelen und Steingefäße hineingestaltet war, führt die Motive der Siegel weiter. Ein großes Kultgefäß aus Alabaster ragt auch bildnerisch über alles hervor, eine Löwenjäger-Stele ist bisher die älteste Großplastik Mesopotamiens.

Die 900türmige sumerische Stadtmauer enthüllte sich — wiederum ein ganz neues Ergebnis — erst in den letzten beiden Jahren.

Uruk hat weitere Tempel ergeben. Das altsumerische Ininna-Heiligtum E-anna wird zum babylonisch-assyrischen Ischtar-Tempel mit einem großen Hochtempel, einer „Zikurrat". Oft unterbrochene, aber immer wieder aufgenommene Pflege gedeiht ihm von den Herrschern an. Ein zweiter, wie es scheint, noch älterer Tempel (Bit rêsch) war dem Himmelsgott Anu geweiht, er ist noch unter griechisch-seleukidischer Herrschaft in gewaltigem Ausmaße neu ausgebaut worden. Ebenso ein dritter Tempel (Esch-gal), dessen Gottheit noch unbekannt blieb. Es gehörte zu den Überraschungen der Forscher, babylonische Kultform im monumentalsten Ausdruck zweier solcher Riesentempel bis tief in die Griechenzeit hereinragen zu sehen,

Digitized by Google

also ins 3. Jahrhundert v. Chr. Auch einen parthischen Tempel aus nachchristlicher Zeit und mancherlei zugehörige parthische Funde haben sich in Uruk ergeben.

Ur in Chaldäa, das englischer Forschung unterliegt, überraschte die Welt durch die bekannten reichen Goldfunde in altsumerischen Fürstengräbern, in denen sich mehrfach die Massenbestattung des mit dem Herrscher in den Tod gegangenen Gefolges herausstellte. Wir tun einen Blick in das fast unbegrenzte Können von Kunst und Handwerk um 3000 v. Chr. Gefäße, Geräte, Waffen und Wehr, Schmuck der glanzvollsten Art aus Gold, Silber, Steinen, Einlegearbeiten der feinsten Ausführung, Musikinstrumente, Gefährte von königlicher Pracht sind in reicher Fülle vor uns auferstanden. Gräber und Grüfte verhältnismäßig einfacher Bauart umschlossen diese Schätze. Eine spätsumerische Epoche, um 2300 v. Chr., die Zeit der sogenannten III. Dynastie von Ur, führte die Überlieferung der Königsgräber in Ur weiter in großartigen Ziegelgrüften mit unechten Gewölben.

In Ur war es vor allem der Tempelbau für den Mondgott Nannar, der den englischen Ausgräber anzog. Ein Hochtempel ragt wie in Uruk noch heute über die Ruinen empor. Er ist aus gebrannten Ziegeln errichtet von dem durch seine Reliefstele bekannten Könige Urnammu, einem Herrscher der III. Dynastie. Seine drei Fronttreppen sind noch heute ersteigbar. Zu seinen Füßen liegen, wieder wie in Uruk, Höfe und Tempelbauten größten Ausmaßes und erfuhren bis in die Zeit der Perserkönige immer wieder Neu- und Umbauten.

Das Stadtbild von Ur, begrenzt von einer starken Stadtmauer, füllte sich mit Leben, als außer den Tempeln auch Teile der Wohnstadt freigelegt werden konnten, vor allem Quartiere der Zeit um 2000 v. Chr., in deren Gassen und Häusern man jetzt herumgehen kann, fast wie in denen von Pompeji.

Dicht bei Ur hat eine kleine Landstadt im Hügel Tell el 'Obêd Reste des Tempels einer weiblichen Gottheit der Zeit um 3000 und viele Gräber, überdies aber noch viel ältere Töpferware aus der Jungsteinzeit hinterlassen. Die letztere gilt jetzt als leitendes Kennzeichen für die gleichzeitigen Schichten aller altmesopotamischen Ruinen. Man nennt sie „Obêd-Ware". Sie ist einfarbig mit schwarzen, meist „geometrischen" Mustern bemalt.

Näher bei Uruk haben kurzdauernde französische Ausgrabungen in Senkere, dem alten Larsa, einer Stadt des Sonnengottes Schamasch, und in Tello, dem alten Lagasch, mit dem Tempel des Ningirsu, stattgefunden. Dieses war schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts untersucht worden und hat dem Louvre die berühmten Gudea-Statuen eingebracht. Die neuere Forschung ergab Bestätigungen zu Ur und Uruk aus allen Epochen der sumerischen Kultur. Ein seltsamer unterirdischer Gang-Bau wird als Grabstätte angesehen, ohne daß man es klar beweisen könnte. — Auch das früher von Deutschen erforschte Fara (Schuruppak) ist auf kurze Zeit von Amerikanern wieder bearbeitet worden, wodurch sich Ergänzungen zu den Ergebnissen aus mittelsumerischer Zeit fanden.

Der Reisende, der nun weiter nach Norden vordränge, um die neueren Grabungsstätten zu erreichen, würde über das verlassene Babylon kommen, das seit 1917 mit dem Ende der deutschen Arbeit öde daliegt, und könnte Kisch und Djembet Nasr einen Besuch abstatten, d. h. englisch-französischer Arbeit an uralten Stätten, deren Reste aus der Jungsteinzeit und der frühsumerischen Epoche dort vielfach auf der Oberfläche liegen. Nach Djembet Nasr benennt man jetzt eine gewisse Töpferware, gewisse Siegel und kleine Steinbildwerke ähnlich wie nach Tell el 'Obêd. Es gibt da 2- und 3farbig bemalte Tongefäße und einen ganz ausgeprägten Stil des Bildners. Djembet Nasr liegt vor den ersten Dynastien von Ur,

Digitized by Google

also noch im Ende des 4. Jahrtausends. Zwischen ihm und der „'Obêd-Zeit" denkt man sich eine lange Epoche, die „Uruk-Zeit", von etwa 1000 Jahren, die sich in dem Tief-Schacht von Uruk durch mindestens sieben gewaltige Schichtungen bezeugt.

Weiter nach Norden gehend kommen wir, schon jenseits des Tigris und östlich vom Diala, an eine Gruppe alter Stätten, die von der amerikanischen Chikago-Expedition erforscht werden: Chaffadschi, Tell Asmar (das alte Eschnunna), Tell Ischchali, Tell Adschreb. Die Funde dieser Stätten, Tempel, Wohnhäuser, Bildwerke, Gefäße gehören nach dem heutigen Stande des sorgfältigen schichtenweisen Vorgehens der Forscher dem 3. Jahrtausend an. Sie beginnen bereits am Ende des 4. Jahrtausends und stehen in enger Beziehung zu den südmesopotamischen. Ein ganzer Hort wohlerhaltener, z. T. bemalter Statuetten aus Eschnunna und viele Köpfe und Figuren aus Chaffadschi stellen die Menschen der ersten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends, etwa um 2900—2800, vor uns hin: langschöpfige, langbärtige priesterliche Gestalten, kahlrasierte, mit glatten oder Zottenröcken bekleidete Männer; ob auch Götterfiguren dabei sind, ist zweifelhaft. Drei dieser Figuren aus Chaffadschi sind nackte Männer je auf einem dreifußigen Untersatz, sie sind in Kupfer gegossen. Einer von ihnen ist höher als die beiden anderen und trägt auf dem Kopfe ein Strahlengebilde. Auch bei ihm ist die göttliche Eigenschaft unseres Erachtens nicht sicher.

Überraschend war eine ovale Tempelumlegung in Chaffadschi, gebaut aus ungebrannten Ziegeln; sie enthielt in ihrem Innern die rechteckige Tempelterrasse.

Wichtig sind die gut erhaltenen Heiligtümer in Eschnunna mit den Kulteinrichtungen aus Anfang und Ende des 3. Jahrtausends, Eschnunna reicht herab bis in die Hammurabi-Zeit, um 2000 v. Chr., in der sich noch Tempelerneuerungen und reiches Leben an Wohnhäusern, Gräbern, Schmuck und Gefäßen bezeugen.

Wenig südlich davon, am rechten Ufer des alten Tigris, liegt das von Amerikanern begonnene Grabungsfeld von Seleukia-Tell Umar: Ein altsumerischer Hügel von geringer Bedeutung neben der großen seleukidisch-griechischen Königsresidenz mit den parthischen Besiedlungen darüber. Diese sind einigermaßen erforscht. Es gibt dort noch große Palastbauten mit Höfen und Säulenhallen, Gräbern und Grüften, die von dem Glanz der Griechenzeit zu zehren scheinen.

Gegenüber von Seleukia lag Ktesiphon, dessen hochragende Stadtmauern jetzt vom Tigris durchbrochen sind. Die Stadt ist so in zwei Hälften zerschnitten, deren östliche fast ganz vom Königspalast der Sasaniden eingenommen wird. Hier steht das eindrucksvollste und größte Hallenbauwerk Mesopotamiens, der berühmte Chosrocs-Bogen: Taq-i-Kesra, eine gewaltige Ziegeltonne mit einer Blendfassade nach dem Hofe zu. Deutsche Ausgräber haben den Palast und die Weststadt untersucht und viel von der merkwürdigen, in die frühe islamische überleitenden Stuckarchitektur im Palast und seiner Umgebung, und in der Weststadt eine christliche Kirche des 5. Jahrhunderts mit dem Heiligenbild gefunden.

Weiter nördlich über Bagdad hinaus gelangen wir in die Gegend von Kerkuk, wo amerikanische Forscher in Tarkhalan, dem alten Nuzi, an die Siedlungen churrischer Volksteile gelangt sind, von denen insbesondere Keilschrifttäfelchen Kenntnis geben. Eigenartige Rechtsurkunden sind in reicher Fülle vertreten. Auch die Gefäß- und Gerätefunde sind als Merkmale dieser Volkskultur bemerkenswert. Sie gehört hauptsächlich dem 2. Jahrtausend an. Mit einem aufgefundenen Tempelbau kommt man schon dem der Assyrer nahe, an deren Landesgrenzen die genannten Orte liegen, wenn Assyrien sie sich nicht einverleibt hatte, wie das zu verschiedenen Zeiten im 2. und 1. Jahrtausend der Fall war.

Digitized by Google

In Assyrien hat die Forschung seit dem Weggang der deutschen Expedition von Assur geruht, bis das amerikanische Chicago-Institut in Chorsabad, der Königsburg Sargons II., Dur Scharrukin, das Britische Museum in Ninive wieder zu graben begannen, während die Philadelphia Universität in Tell Billa und Tepe Gaura, das Britische Museum in Arpatschije neue Untersuchungen anstellten.

Chorsabad, das von den Franzosen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ausgegraben war, barg noch eine Fülle ungelöster Fragen. Es war verdienstlich, an den Palasttempeln und in der Umgebung des Palastes nachzugraben, und man ist reich belohnt worden durch viele schöne Einzelheiten dieses monumentalsten aller assyrischen Paläste, dessen Dimensionen fast alles Altmesopotamische in den Schatten stellen. Eine hier gefundene assyrische Herrscherliste bestätigt die früher mühsam zusammengefundene Chronologie jetzt durch authentische Reihen. Neue Alabasterreliefs und -friese sind aufgedeckt, neuartige Palasteinrichtungen gefunden; das hier nicht bodenständige syrische Hilani, früher nur vermutet und ergänzt, stellte sich wirklich heraus — ein Haustypus, der sich durch eine breite Säulenvorhalle wesentlich vom assyrischen unterscheidet.

Tell Billa und Tepe Gaura, insbesondere der letztere Hügel, der dicht bei Chorsabad liegt, ergaben Schichten und Funde, die mit den früh- und mittelsumerischen Südmesopotamiens zeitlich zusammengehen: Schöne Rollsiegel, Goldschmuck, Gefäße, Geräte. In Tepe Gaura findet sich, schon dem 4. Jahrtausend angehörend, auch kunstvolles Bauen mit ungebrannten Ziegeln in einem Grundrißschema, das man in so früher Zeit so wenig wie im Sumererlande erwartet hatte: die langschiffige Anlage, wie in Uruk, nur in kleinerem Ausmaße, stellt offenbar ebenfalls den Tempel dar; denn alle anderen Bauten sind äußerst bescheiden.

Arpatschije ergibt nach den Angaben des englischen Ausgräbers schon an seiner Oberfläche 'Obêd-Keramik, das heißt Gefäße mit einfarbig-schwarzer Bemalung in „geometrischen" Mustern, wie sie in südmesopotamischen Ruinen aus den jungsteinzeitlichen Schichten gehoben werden. Unter dieser Schicht fand man Tongefäße von wesentlich lebendigerer Bemalung, welche der vom Tell Halaf im oberen Mittelmesopotamien ähnelt. Mit diesem älteren Fundmaterial gehören Rundbauten zusammen, die meist ein Zeichen sehr hohen, urgeschichtlichen Alters sind.

Ninive, von dem wir seit dem vorigen Jahrhundert so viele glänzende Kunstwerke der spätassyrischen Königszeit erhielten, hat man neuerdings in größeren Tiefen erforscht und dort eine der 'Obêd-Ware ähnliche schwarzbemalte Keramik gefunden. Ein glänzender Einzelfund fiel dem englischen Ausgräber dabei in die Hand. Er stammt aus dem 27. Jahrhundert: ein kupfergegossener, naturgroßer, bärtiger Herrscherkopf, vermutlich Sargon I. oder sein Sohn Naramsin, die der Dynastie von Akkad angehörten. Das Werk steht jetzt im Iraq-Museum zu Bagdad.

Wer jetzt nach Westen weitergeht, gelangt an der Chaburquelle Ras ul 'Ain zum Tell Halaf, wo neuere deutsche Nachgrabungen in tieferen Schichten jene reicher bemalte frühe Tonware ans Licht gebracht haben, die nach der Lage in Arpatschije noch vor der 'Obêd-Ware anzusetzen wäre. Die Motive dieser Gefäßmalerei enthalten viel Lebendiges: Pflanzen, Tiere, Menschen, die in der 'Obêd-Malerei fast ganz fehlen. Auch mehrfarbige Bemalung kommt hier vor. Es gehört wiederum zu den Überraschungen dieser Forschungsepoche, daß sich immer wieder das „höhere" Können zeitlich vor das „mindere" setzt, daß es vom Lebendigen zum Erstarrten, vom Vielfältigen zum Vereinfachten geht.

Im Tell Halaf hat sich in der letzten Zeit seiner Besiedelung die jungassyrische Kultur des 10.—8. Jahrhunderts ausgewirkt. Gehen wir weiter nach Westen, so zeigt sie sich auch in Hadatu, dem Hügel Arslan Tasch, und in Til Barsip, dem Hügel Tell Ahmar, am Werke; jener in der obermesopotamischen Steppe, dieser

Digitized by Google

n Euphrat südlich Djerabis-Karkemisch gelegen. Beide sind von den Franzosen forscht und ergaben Basaltskulpturen, z. B. die Torlöwen, nach denen der Arslan aſch seinen Namen hat, ferner schöne Elfenbeinschnitzereien und Wandmalereien. iese vor allem verdienen Beachtung wegen ihrer Größe und weitgehenden Voll- indigkeit. Es sind figurenreiche Bilder zur Verherrlichung des Königs. Was die önigsresidenzen am Tigris nur in spärlichen Splittern davon erbracht hatten, ist ımit weit in den Schatten gestellt. Mit viel schwarzer Konturzeichnung und wenigen arben kommt diese monumentale Malerei aus.

Geht man nun den Euphrat abwärts, so trifft man wieder auf französische Arbeit n Tell Hariri, das für Mari, die Hauptstadt des Reiches von Ma-er oder Mari ehalten wird. In einem Ischtar-Tempel des 3. Jahrtausends lernt man dort eine teihe von Gipsstein-Statuetten von Frauen und Männern in Zottenröcken kennen. ;. T. tragen sie semitische Keilinschriften. Sonst aber ähneln sie den gleichzeitigen Statuetten aus Assur, Chaffadschi und Eschnunna sowie solchen aus dem sume- ischen Süden. Man setzt sie um 2700—2600 v. Chr. an.

Nicht weit südöstlich von dieser altertümlichen Stätte liegt das griechisch-römisch- parthisch-palmyrenische Dura-Europos, das von den Amerikanern und Franzosen noch fortlaufend untersucht wird. Eine hocherhaltene Stadtmauer schließt die Stadt gegen die Hochebene der syrischen Steppe ab, ein steiler Felsabsturz trägt die Akro- polis am Rande der Euphratauen. Der Strom geht in majestätischen Windungen unten vorbei. Das Hauptstadttor überwältigt jeden Besucher mit seinem hohen Bo- gendurchgang. Ein wohlerhaltenes römisches Praetorium, Marktstraßen, Tempel sind neben christlichen und jüdischen Kultgebäuden bescheidenen Umfangs aufgedeckt. An vielen dieser Bauten, insbesondere an den zuletzt genannten ergaben sich über- raschend gut erhaltene Wandmalereien und Ritzereien. Für unsere Erkenntnis des Entstehens der frühchristlichen Kunst haben sie entscheidende Bedeutung gewonnen.

Bevor wir nach den westlichen Ländern des alten Orients unsere Blicke lenken, sei es gestattet, den Euphrat zu verlassen und dem noch im Tiefland der Ne- benströme Kercha und Karun gelegenen Susa eine kurze Betrachtung zu widmen.

Susa ist lange Jahre hindurch von den Franzosen erforscht worden und hat den Louvre außerordentlich bereichert. Die neueren Nachforschungen galten vornehmlich der vielbewunderten, aber auch viel erörterten Keramik der ältesten Schichten des großen Palasthügels, die wir mit Susa-I- und Susa-II-Ware bezeichnen. Man hat auch den Achaemeniden-Palast noch weiter ausgegraben und von dem schönen Figurenfries aus schmelzfarben-überzogenen Kunststeinen soviel nach Paris gebracht, daß sich dort eine stattliche Reihe der „Unsterblichen", d. h. der königlichen Leib- garde, wieder aufstellen ließ.

Im Hochiran ist in der letzten Zeit nun endlich die langersehnte Erforschung vieler wichtiger Stätten in Gang gekommen. Am auffälligsten, weil am größten, wird die von Persepolis bleiben, das die Perser selbst heute als das Wahrzeichen ihrer alten Überlieferung zu verehren beginnen. Das amerikanische Chicago-Institut hat hier unter Beteiligung mehrerer deutscher Forscher große Teile der prächtigen Königspaläste des Darius, Xerxes, Artaxerxes, Treppen, reliefgeschmückte, zinnen- bekrönte Rampen nicht nur ausgegraben, sondern z. T. wieder aufstellen lassen.

Die Anlagen vor den Königsgräbern an der Felswand Nakschi-i-Rustem sind auf- gedeckt. Die alte Stadt Pasargadae, die in größerer Entfernung von Persepolis liegt, hat man begonnen aufzunehmen und auszugraben. Wichtig wurde auch die Auffindung und Ausgrabung des vorgeschichtlichen Hügels bei Persepolis, der nicht nur eine wohlerhaltene, einfarbige, aber reich bemalte Töpferware höchsten Alters, sondern auch die Wohnhäuser ihrer jungsteinzeitlichen Hersteller mit allem Inhalt ergab. Man ist geneigt, diese Funde noch vor die Susa-I- und 'Obêd-Zeit zu setzen.

Digitized by Google

In der Nähe von Hamadan liegen Nehawend und Tepe Giyan, wo von französischen Ausgräbern die Siedelungsschichten des 3. und 2. Jahrtausends aufgesucht sind und aus Gräbern und Häusern bemalte und unbemalte Töpferwaren, Bronzen u. a. hergaben, von denen in den letzten Jahren vielerlei schon im Antikenhandel angeboten worden war. Insbesondere gelang es, die Herkunft der sogenannten „Luristan-Bronzen", die den Markt überschwemmt hatten, in der Nähe der genannten Ortschaften festzustellen. Meist stammen sie aus einer Art von „Steinkisten-Gräbern" und bestehen in eigenartig geformten Gefäßen, Zaumzeugen und Pferdebeschlägen, Waffen, Schmuck.

Östlich von Teheran haben die Amerikaner die großen Ruinen von Rhei (Rhages) und von Damghan (Hekatompylos) untersucht und dabei in den oberen Schichten islamische und sasanidische Funde gemacht. Hervorzuheben ist die reiche Stuckarchitektur von Damghan, die sich an die mesopotamische von Ktesiphon und Kisch anschließt. In den tieferen Schichten sind in Damghan auch die vorchristlichen Jahrtausende durch kennzeichnende Töpferware und anderes vertreten.

In den persisch-turkestanischen Randgebirgen haben die Russen die Auffindung einer großen Stadt gemeldet, die sie parthisch nennen.

Wenn wir weit über die östlichen Räume hinblicken, müßten noch Mohendjo Daro und Harappa genannt werden, jene beiden Ruinenstätten am mittleren Induslauf, der sich durch Steppen und Wüsten zieht. Die Engländer und Inder haben hier eine hochzivilisierte Bevölkerung festgestellt, deren Wohnsitze, etwa am Anfang des dritten Jahrtausends, also gleichzeitig mit der Blüte der sumerischen Kultur in Mesopotamien und unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen, errichtet sind. Erstaunlich gut angelegte Bäder und Entwässerungen, schöne Gefäße und Siegel, Schrifturkunden, die der Entzifferung harren, gehören zu den Ergebnissen. Nach Mesopotamien hinüber bestanden Beziehungen, ob zu Lande oder zur See, ist unentschieden. In Kisch und Eschnunna fanden sich Siegel mit Bildern und Inschriften wie die der Siegel von Mohendjo Daro.

Der Westen des alten Orients, den wir oben am Euphrat verließen, ist durch das von den Churri bewohnte Land Subaru, zeitweise durch einen geeinten Mitanni-Staat, mit Alt-Mesopotamien verbunden. Die Völkerschaften, die wir mit Churri bezeichnen, erstrecken sich von den Ländern östlich des Tigris über Assyrien, der Gegend um Mosul und über Obermesopotamien bis nach Syrien. Erst in neuester Zeit ist erkannt, wie starke völkische und politische Kräfte in diesem Landstrich gewaltet haben. In Assyrien, im Gebiet des Tell Halaf, am oberen Euphrat, hat man sie rein oder mit südsemitischem Geist zum Assyrischen vermischt am Werke gefunden. In Syrien und an der phönikischen Küste kommen sie mit dem westsemitischen, ägyptischen und kappodokisch-„hethitischen" Wesen in Berührung. Das lehren mehr und mehr die dänischen Untersuchungen in Hama (Hamat), die amerikanischen in Rifanije in der Nähe von Antiochien, die französischen in Katna, insbesondere aber diejenigen von Minet el Beida und Ras Schamra (Ugarit). In diesem an der Küste gelegenen Orte, dem Hafen für Nordsyrien und das alte Hinterland bis hinüber nach Assyrien, sind in ägyptischen Tempelanlagen zahlreiche wichtige ägyptische oder ägyptisierende Bildwerke gefunden. Keilschrifttäfelchen überlieferten eine bisher unbekannte Schrift und Sprache; kyprischer Import, kappadokisch-hethitisch anmutende Figuren kennzeichnen den Synkretismus, den diese Hafenstadt beherbergte.

Weiter südlich haben Franzosen in Byblos nachgegraben. Zu den späten Fürstengräbern haben sie jetzt in tiefen Schichten die Hinterlassenschaften der Siedler dieses Küstenortes bis ins 3. Jahrtausend und noch weiter hinauf gefunden: Gräber zeichnen sich mit eigenartigen Gefäßen aus; ägyptische Einfuhr auch hier.

Digitized by Google

Palmyra, dessen Machtbereich wir bereits in Dura-Europos streiften, verdient genannt zu werden, weil die französische Altertumsverwaltung in Syrien hier umfangreiche Arbeiten vorgenommen hat. Zur vollständigen Freilegung des großen Tempels, in dem bekanntlich das Dorf Tudmor eingenistet war, fügte sie weitere Erforschungen des Stadtgebietes und der Stadtmauern. Es lohnt sich, diese hochanstehenden, goldgelb leuchtenden Stein-Ruinen zu besuchen. Im Tempel sind wichtige Skulpturen von den oberen Gebäudeteilen, den Friesen und Gebälken, unten im Steingewirr aufgedeckt worden. Sie sind bemalt und lassen uns Einblicke tun in die Götterwelt der Palmyrener. — In der Palmyrene ist von den Franzosen an vielen Stellen fleißig gearbeitet worden. Viele neue topographische und archäologische Ergebnisse liegen vor.

Kappadokien und das Hethiterland haben mehr und mehr in den letzten Jahren dem Ausgräber ihre Pforten geöffnet. Der Kül Tepe bei Kaisari hat dem tschechischen Erforscher zu den früher aus Raubgrabungen bekannt gewordenen Tontafel-Urkunden weitere aus authentisch beobachteter Fundstätte hinzugegeben. Sie sind Zeugen eines assyrischen Großhandels in der Zeit um 2000 v. Chr.

Bei Malatia haben die Franzosen eine Burg mit monumentalem Löwentor in Arbeit genommen.

Im Alischar Hujük, südöstlich Ankara, ist vom Chicago-Institut längere Zeit nach der Entwicklung innerkleinasiatischer Kulturen geforscht und eine Schichtenfolge erarbeitet worden, die nach und nach Anschluß erhält an die größte und wichtigste Ausgrabung Kleinasiens: die von Bogasköy, die von Deutschen ausgeführt wird. Beim Dorfe dieses Namens liegen die Ruinen der Hauptstadt des hethitischen Großreichs, Hattusas, die in der Mitte des 2. Jahrtausends blühte. Man hat hier die großen Festungswerke und Tore mit Sphinxen und Königsrelief, die Tempelanlagen und die Burg untersucht. In dieser fanden sich außergewöhnlich große Mengen von Tontafel-Urkunden großen und größten Ausmaßes, deren literarischer Inhalt, soweit er in akkadischer Keilschrift, aber in einer indogermanischen Sprache geschrieben ist, einen tiefen Blick in das hethitische geistige, religiöse und politische Leben tun läßt. Die Bearbeitung dieses Schriftwerks erfolgt in Berlin an den staatlichen Museen. Anfänge der Entzifferung einer anderen Schriftgattung, der sogenannten hethitischen Hieroglyphenschrift, konnte nach bilinguen Königssiegeln, die in Bogasköy gefunden wurden, gemacht werden. Sie gestatteten endlich eine Datierung des großen, jetzt neu untersuchten hethitischen Felsheiligtums Jasilikaya bei Bogasköy, wo man die Königskartuschen mit den gleichen Namen der Siegel wiederfindet. Die Götter der Hethiter sind hier in feierlichen Aufzügen auf Felsreliefs zusammen mit den Bildern der Herrscher und ihres Gefolges zur Darstellung gebracht. Schon vor 40 Jahren sind Abgüsse von ihnen nach Berlin gelangt und werden in ähnlicher Weise wie in Jasilikaya an neu zu eröffnenden Museumswänden angebracht als ein seltenes Zeugnis frühindogermanischer Kunst.

Das Museum hat nach unserer Überzeugung die eingangs aufgestellte Forderung zu erfüllen übernommen: mit inneren Methoden an den Sinn der Gestaltungen aus Menschenhand heranzukommen. Museen sind selbst zu Forschungsstätten geworden. Unsere deutschen Museen können nicht anders, als mit der deutschen Innerlichkeit zu forschen, hier wird die Sinnfrage ganz eindringlich gestellt und der Versuch gewagt, sie zu beantworten. Wie das zu geschehen habe, darüber besteht noch keine Einmütigkeit, nur darüber, daß es nicht erlaubt ist, das Museum als Magazin und Archiv zu betrachten. Es soll und kann Leben spenden, wenn das, was es aufbewahrt, zum Sprechen gebracht wird. Die vorderasiatische Abteilung (und, wie sie, noch andere Abteilungen der Staatlichen Museen in Berlin) hat sich diese Aufgabe gestellt. In dem Rahmen der umfangreichsten aller Künste, der

Digitized by Google

Baukunst, versuchte man hier die Bildkunst, die Farbkunst, die Töpfer- und Metallkunst, die Schreibkunst einzuhängen, versucht, den Gestaltungen der Zeiten und Völker in heutiger Sprache und Gesinnung — wie sollte es anders möglich sein? — ihre Deutungen abzulesen und unseren Zeitgenossen zu vermitteln. Die Prozessionsstraße und das Ischtartor von Babylon, das Burgtor des nordsyrischen Scham'al, der assyrische Palastsaal, das kassitische Tempeltor und die Tonstift-Mosaikfronten aus Uruk sind hier gewichtig mitsprechende Baukunstwerke geworden; die Sphinxe von Bogasköy und Kalach, der große Basaltvogel vom Tell Halaf und tausend kleine Gestaltungen an Schmuck, an Siegeln usw. übertragen ihre Wirkungen schon ausgiebig auf sich öffnende Seelen, die Einblicke in die Entwicklung von Mensch und Menschheit suchen.

Ägypten und Palästina

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski in Berlin

Wie andernorts, ist auch in Ägypten die Urzeitforschung, die Frage nach dem Woher, die große Frage der Zeit, auf die zahlreiche Ausgrabungen der letzten Jahre Antwort geben. Bei den englisch-amerikanischen Grabungen in El Tasa ist eine jungsteinzeitliche Kultur entdeckt worden, deren Glockenbecher denen vom Michelsberg bei Bruchsal ähneln wie ein Ei dem andern. Diese Glockenbecherkultur hat sich am Ende der nordischen Steinzeit über Spanien nach England und durch Mitteleuropa bis nach Ungarn ergossen, um dann plötzlich aufzuhören. Sie macht den Eindruck einer fremden Völkerwelle, die anscheinend aus Nordafrika stammt. Ihre Verbreiter waren Hammiten, die sich von Südarabien aus über Nordafrika, Kreta und Spanien ausbreiteten und deren erstes Auftreten in Ägypten jetzt in der älteren Schicht von Negade faßbar wird. Eine andre kupferzeitliche Kultur ist in Badari erschlossen worden. Allen diesen oberägyptischen Kulturen steht nur eine einzige Ausgrabung bei Merimde im Delta gegenüber, die von der Wiener Akademie der Wissenschaften unter Leitung von J. Junker vorgenommen wurde. Dort fand sich eine steinzeitliche Kultur mit dem für Ägypten ungewöhnlichen Brauch der Hausbestattung, und zwar ohne Beigaben.

Aus diesen verschiedenen, sich überlagernden und überschneidenden Rassen und Kulturkreisen ist die ägyptische Kultur allmählich zusammengewachsen, politisch durch Vereinigung der beiden Reiche im Delta und die Eroberung Oberägyptens, kulturell durch strenge Auswahl des reichen Kulturerbes. Die großartige Einheitlichkeit der klassischen ägyptischen Kultur ist also das Werk eines langen Auslese-prozesses. Sie mag dem Laien starr und formelhaft dünken, aber das gilt erst für die Spätzeit eines jahrtausendelangen Kulturablaufs. Gerade das Alte Reich zeigt eine stürmische Entwicklung, ein Suchen nach neuen Formen, die nur teilweise weiterleben. Nichts ist dafür lehrreicher als die Nachkriegsausgrabungen an der Stufenpyramide von Sakkara, der Grabstätte des Pharaos Zoser, des Begründers der dritten Dynastie (2800 v. Chr.), durch Cecil M. Firth im Auftrag der ägyptischen Unterrichtsverwaltung. Jene Zeit kennzeichnet sich als schöpferische Übergangszeit, die vom Lehmziegel- und Holzbau zum Steinbau schreitet. Auch die klassische Dreiecksform der Pyramide ist noch nicht gefunden. Die älteste Form des Grabes ist die sogen. Mastaba (Bank), ein Grabhügel mit schrägen Wänden und flachem Dach. Die späteren Königsgräber bei Abydos dagegen sind unterirdische Grüfte. Durch Übereinanderschichten mehrerer Mastabas über der Gruft entstand die Pyramide, das Königsgrab des Alten Reichs. Diese Übergangsform zeigt die

Digitized by Google

ufenpyramide von Sakkara. Auch die übrigen Bauten zeigen den Übergang vom en Lehmziegel-, Holz- und Schilfbündelbau zum Steinbau, noch ohne die spä- e Beherrschung des Steins. Aber nicht nur in die Geschichte der Baukunst, auch die der Schrift geben uns die Funde in Sakkara tiefe Einblicke; es fanden sich hllose Schalen und Schüsseln aus Alabaster, Diorit und Porphyr mit Tinten- schrift und Datum. Diese Ausgrabung hat zwar keine märchenhaften Gold- ätze geliefert, wie das Grab Tut-anch-Ammons, dessen Aufdeckung eine Sen- tion war, doch sie wirft überraschendes Licht auf die Entwicklung der Baukunst id Kultur des Alten Reiches.

Durch Ausfüllen der Stufen entstand die klassische Form der Pyramide, wie sie is in den großen Pyramiden von Gise entgegentritt. Um diese Pyramiden leg- n sich ganze Totenstädte mit regelmäßigen Straßenzeilen, in denen der Hofstaat nd die Vornehmen der 4. bis 6. Dynastie bestattet sind. An ihrer Ausgrabung ar auch Deutschland beteiligt. Die durch den Krieg unterbrochenen deutschen Gra- ungen konnten erst seit 1927 mit Hilfe der Notgemeinschaft der Deutschen Wissen- haft und der Wiener Akademie sowie mit Unterstützung des aus Hildesheim ammenden Großkaufmanns Pelizäus († 1930) abgeschlossen werden. Die Leitung atte H. Junker vom deutschen Ägyptologischen Institut in Kairo. Herr Pelizäus berwies die ihm zugefallenen Fundstücke dem von ihm geschaffenen Museum in Hildesheim, einem der reichsten ägyptischen Museen der Welt.

Die Mastabaform blieb bei den Gräbern der Großen erhalten. Die der 4. Dyna- tie sind riesige Steinklötze über tiefen Grüften, zu denen ein Schacht vom Dach hinabführte. Sich vor Grabräubern zu schützen war der Leitgedanke der ägypti- chen Grabanlagen, und doch haben alle Maßnahmen die Grabräuber nicht ab- gehalten; die meisten Gräber sind von den Archäologen in geplündertem Zustand entdeckt worden. Selbst das durch einen seltenen Glücksfall erhaltene Grab Tut- anch-Ammons zeigte starke Spuren der Beraubung.

In den Gräbern der Großen der 4. Dynastie stehen schlichte Steinsärge, in denen der 5. Dynastie sogar Holzsärge, und die Leichen sind noch nicht mumifiziert, höchstens mit Gips übergossen. Inschriften erscheinen erst in der 5. Dynastie; da- gegen fand sich in einem Grab (Kajem-Anch) eine Reihe der im Alten Reich seltenen Wandmalereien. Auch sonst boten diese Gräber manche Überraschungen. So fand sich im Grabe des Zwerges Seneb ein seltsames Bildwerk von vorzüglicher Erhal- tung, ein wahres Meisterwerk: die Gruppe des Zwerges und seiner Familie. Ein Anbau an die Grabkammer war mit einer Hängekuppel überwölbt, einer Bau- form, die in der ägyptischen Baukunst sonst nirgends nachweisbar ist und erst in hellenistischer Zeit wieder auftritt.

Über das Grab Tut-anch-Ammons, die künstlerische Spitzenleistung einer durch die deutschen Amarnafunde erschlossenen Periode des Neuen Reichs (um 1350), in der noch einmal ein großer Stilwandel eintrat, ist soviel veröffentlicht worden, daß es hier als bekannt vorausgesetzt wird.

Ein deutscher Ägyptologe, U. Hölscher von der Technischen Hochschule in Han- nover, leitete 1927—32 neue Grabungen des Orient-Instituts Chicago in Me- dinet Habu in Oberägypten, die dem riesigen Totentempel des Pharaos Ramses III. (um 1200 v. Chr.) am Westufer des Nils gegenüber dem „hunderttorigen" The- ben (heute Luxor und Karnak) galten. Die Ausgräber fanden ein Steinchaos vor, in das sich eine ganze koptische Stadt eingenistet hatte, und doch war dies einst eine Anlage von höchster Symmetrie gewesen, die an die Römerbauten der Kaiserzeit ge- mahnt, ein längliches Viereck von streng axialer Durchbildung, mit einer mächtigen Zinnenmauer im Stil damaliger syrischer Festungen. Der Tempel besteht aus einer Reihe von Säulensälen mit Kapellenkranz, die vom Licht zum Dunkel, vom

Digitized by Google

Öffentlichen zum Geheimnisvollen führt, bis zum Allerheiligsten, wo allein der Reichsgott Ammon auf seiner Nilbarke stand. Ringsum lagen die Priesterwohnungen und Vorratskammern, später angebaut ein zweiter Bezirk für den Hofstaat und Speicheranlagen. Der Palast des Königs schloß sich links an den Tempel an, durch eine hohe Steinwand mit zwei Durchgängen von ihm getrennt. Ein Unikum war sein auf Säulen ruhender überwölbter Thronsaal; denn von Nebukadnezars überwölbtem Thronsaal in Babylon abgesehen haben erst die Römer den Bogenschnitt in die große Baukunst eingeführt; bis dahin ist er nur bei Nutzbauten, Kanälen, Gräbern und Kapellen angewandt worden. Nach den neuen Grundsätzen der Archäologie ist dieser Palast aus den noch vorhandenen Baugliedern wieder aufgebaut worden, so daß der Besucher ein Anschauungsbild erhält.

Schon bekannt waren die Reliefbilder, mit denen die Mauern und Tempelwände bedeckt sind. Doch die Ausgräber haben sie nach neuen Methoden im Lichtbild aufgenommen und sie so erst voll erschlossen. Waren die scharf beobachteten Rassentypen der Fremdvölker im Torbau schon längst berühmt, so sind die großen freskoartigen Bilder der ältesten geschichtlichen Seeschlacht (1180) an der äußeren Tempelwand nicht minder beachtlich durch ihr Streben nach bewegter Bildkomposition und durch die getreue Wiedergabe der Waffen, Kleidungsstücke und Rassenmerkmale der verschiedenen Völker.

Einen Querschnitt durch das ganze ägyptische Altertum ergaben die Grabungen der deutschen Hermopolis-Expedition (seit 1929) unter Leitung von G. Röder, Direktor des Pelizäus-Museums in Hildesheim. Hermopolis war der griechische Name für eine der ältesten ägyptischen Kulturstätten, nach der Überlieferung sogar die Stätte der Weltschöpfung mit dem „Urhügel" und Urzeitbezirk, einem heiligen Garten, dessen Bauten noch unter Alexander dem Großen erneuert und erst von den Christen zerstört worden sind. Hermopolis war zugleich die heilige Stadt des Gottes Thot, des Erfinders der Schrift und aller Kunstfertigkeiten, den die Griechen mit ihrem Handelsgott Hermes gleichsetzten; daher der griechische Stadtname. Die damals in Ägypten blühende Alchemie machte diesen Gott zum Hermes Trismegistos, dem dreimal Großen, und als Alchemistengott ist dieser durch die Araber nach Europa gelangt. Außer einer fortlaufenden Reihe von ägyptischen Tempeln und Einzelfunden von der frühdynastischen bis zur Römerzeit sind in Hermopolis viele Reste einer großen hellenistisch-römischen Stadt mit Griechentempeln und römischer Wasserleitung aufgedeckt worden.

Palästina ist von jeher ein Zwischenreich zwischen den Großmächten Ägyptens und Mesopotamiens gewesen. Ägypter, Assyrer und Babylonier haben das Heilige Land mit Karawanen und Heeren durchzogen, es geplündert und unterworfen und ihm das Siegel ihrer Kulturen aufgedrückt. Dann haben Römer und Araber, Kreuzfahrer und Türken, Franzosen und Engländer sich um dies Stückchen Erde gestritten, und so ist es kein Wunder, daß auch die Wissenschaft des Spatens es zu erobern sucht.

Wie anderswo ist auch in Palästina die Forschung bis zur Altsteinzeit vorgedrungen. Zahlreiche Höhlensiedlungen und Felsgräber haben sich gefunden. Im Karmelgebirge hat Th. McCown mit Dorothy Garrod bei einer Gemeinschaftsgrabung des Britischen Archäologischen Institut und der American School of Archeological Research 1929—34 an drei verschiedenen Stellen Gräber entdeckt, die Funde vom Altpaläolithikum bis zum Mesolithikum enthielten. Auch am See Genezareth wurde 1925 ein Moustérienschädel entdeckt. Bei Geser fanden sich sogar Höhlenmalereien. Die um 2500 eingewanderten Kanaanäer erbauten befestigte Hügelstädte mit schrägen oder abgetreppten Lehmziegelmauern auf zyklopischen Steinsockeln mit Holzankern und Strebepfeilern und starken Türmen, bis-

Digitized by Google

weilen mit mehrfachem Mauerring und besonderer Herrenburg (Megiddo, Taanach, Lachis usw.), und legten unterirdische Quellhäuser an (Jerusalem, Megiddo, Gibeon, Gasa, Geser). Diese Befestigungen fanden die Israeliten bei ihrer Einwanderung (um 1450) vor und fügten neue hinzu.

Unter den zahlreichen Nachkriegsausgrabungen seien hier kurz folgende erwähnt. Flinders Petrie grub 1926/33 mit seiner Gattin die Philisterstadt Gasa aus, deren Geschichte sich von 3500 bis 500 v. Chr. verfolgen ließ, und zwar in vier verschiedenen, örtlich getrennten Anlagen. Für die Universität Philadelphia grub Allan Rowe 1932/33 den Ruinenhügel von Beisan aus, der eine merkwürdige syrisch-hethitische und kyprisch-mykenische Mischkultur aus der Zeit der 18. und 19. ägyptischen Dynastie (1550 bis 1200) und einen von Ramses II. erbauten Tempel der einheimischen Göttin Aschtoret (Astarte) entdeckte, während die American School im Jahre 1933 in Gibeon die Zitadelle Sauls, seinen Stützpunkt gegen die Philister, und die Reste einer kanaanitischen Burg ausgrub. Das Orient-Institut der Universität Chicago nahm die 1903/04 von G. Schumacher begonnene Ausgrabung von Megiddo auf. Eine englische Expedition setzte 1933 die Grabungen in Lachisch fort. Die Harvard-Universität nahm in Verbindung mit dem Britischen Archäologischen Institut in Jerusalem und zwei anderen Organisationen unter Leitung von G. Reisner-Boston die Grabungen in Samaria wieder auf, bei denen die Stadtmauern des Königs Omri und seines Sohnes Ahab sowie der Palast dieser Könige entdeckt wurde. Aus dieser Zeit stammt auch ein Tontafelfund, der Briefe der assyrischen Großkönige an Ahab enthielt. Später erbaute Herodes der Große an der Stätte von Samaria eine hellenistisch-römische Stadt, die er zu Ehren seines Gönners Augustus Sebaste nannte. Von ihr haben sich Reste des Augustus- und Jupitertempels und eine Palästra mit Wandbildern von Gladiatorenkämpfen gefunden.

Von Bedeutung wurde die Fortsetzung der Ausgrabung von Jericho 1925—34 durch John Garstang, Direktor des Palestine Exploration Fund, die vier Städte von der Bronzezeit (2500) bis zur Zerstörung durch Feuer und Erdbeben (um 1400) ergab. Von den zahlreichen Funden zeigen die aus der Spätzeit starken ägyptischen Einfluß.

Für die deutsche Görres-Gesellschaft grub E. A. Mader 1926/27 die Ruinenstätte des sogen. Abrahamsbrunnens bei Hebron aus, die als einer der größten Märkte Palästinas überliefert ist. A. M. Schneider erschloß auf dem Berg Garizim die Stätte des Tempels, den die Samariter um 400 v. Chr. als Gegner Jerusalems erbauten. Mader und Schneider gruben 1933 gemeinsam die Kirche des Brotwunders am See Genezareth mit einzig schönen Fußbodenmosaiken und ein römisches Kastell des 2. Jahrhunderts bei Minjeh (Kapernaum) aus, während die Dominikaner in Jerusalem auf dem Berge Nebo eine frühchristliche Kirche mit großen Klostergebäuden freilegten. Von all diesen Ausgrabungen wollen wir uns zwei näher ansehen.

An einem strategisch wichtigen Punkt, wo die große Handels- und Heerstraße von Mesopotamien und Damaskus nach Ägypten sich mit der Straße Tyrus—Jerusalem kreuzt, liegt Megiddo (Har Mageddon, Berg der Schlachten), das schon durch seinen Namen seine von alters her umstrittene Lage anzeigt. Dort hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts der Deutsche Palästina-Verein (G. Schumacher) den Spaten angesetzt. Seit 1926 wurde die Ausgrabung vom Orient-Institut der Universität Chicago in großem Stil aufgenommen. Sie führte zur Aufdeckung einer nach einheitlichem Plan erbauten Stadt mit ringförmiger Luftziegelmauer auf Steinsockel und einem einzigen Tor aus der Zeit nach 1000. Dicht an die Stadtmauer von Megiddo stieß ein großes Gebäude, das sich durch seine vier Abteilun-

Digitized by Google

gen mit gepflasterter Mittelgasse und eine steinerne Krippe als Schwadronsstall für 120 Pferde auswies. Außerdem fand sich eine riesige unterirdische Brunnenkammer mit einer in den Fels gehauenen Treppenanlage, die bis auf die vorisraelitische Zeit zurückgeht.

Folgen wir der Heer- und Handelsstraße von Mesopotamien nach Ägypten bis zum Nordrand des Sees Genezareth, so erhebt sich dort im Kranz hoher Schneeberge ein Bergrücken, auf dem die altkanaanäische Stadt Generet lag. An der Stelle, wo die Straße sich zum See herabsenkt, lag ein Trümmerberg, in dem Mader und Schneider statt der vermuteten Stadt Kapernaum 1933 ein römisches Kastell vom Beginn des 2. Jahrhunderts entdeckten. Nach seiner Zerstörung durch die Araber hat es noch in der Zeit der Kreuzzüge als Unterbau für das Lustschloß eines Emirs oder Kalifen gedient. Später ist es durch Erdbeben untergegangen.

Einem Erdbeben zum Opfer gefallen ist auch die älteste christliche Basilika in Galiläa, die Kirche des Brotwunders, die nördlich vom See Genezareth lag und ebenfalls von Mader und Schneider ausgegraben wurde. Sie hatte mit Vorhof und Atrium die stattliche Länge von 51 m. Im 7. Jahrhundert ist sie von den Persern und Arabern zerstört worden; dann hat man sie notdürftig hergestellt und die prächtigen Fußbodenmosaiken ausgeflickt. Der Gegensatz zwischen diesen heiteren und farbenprächtigen spätantiken Mosaikbildern und der Strenge der christlichen Symbolik fällt auf; doch dem jungen Christentum fehlte noch die eigene Kunstform und so machte es Anleihen bei der untergehenden Antike.

Übrigens finden sich bildliche Darstellungen auch in hellenistischen Synagogen nicht nur in der Diaspora, sondern auch in Palästina selbst. So fand Dr. Sukenik 1929 in Beth Alpha (Galiläa) in einer Synagoge ein Fußbodenmosaik, das den Sonnenwagen inmitten der zwölf Tierkreisbilder und in den Zwickeln die vier Jahreszeiten zeigt.

Moderne Ausgrabungstechnik

Von Fritz Fremersdorf in Köln a. Rh.

Daß „Ausgraben" eine große Kunst ist, die auch bei besonderer Begabung erst in vieljähriger Arbeit und Erfahrung erlernt sein will, das wissen vielleicht die wenigsten. Sie stellen sich vor, daß man nur ein genügend großes und tiefes Loch in die Erde zu machen brauche, um dann schon etwas zu finden. Dieses „Finden" ist in vielen Fällen tatsächlich außerordentlich leicht. Aber darauf kommt es uns heute gar nicht mehr an. Denn die meisten unserer Museen sind bereits derart überfüllt, daß die Unterbringung weiteren Materials vielfach ernsten Schwierigkeiten begegnet. Zu den riesigen Magazin- und Depotbeständen einfach weitere hinzuzufügen und die Kataloge mit vielen Tausenden von Nummern zu belasten, liegt kein Grund vor. Unendlich viel wichtiger ist dagegen die Beantwortung der Frage, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen ein Gegenstand in früherer Zeit der Erde anvertraut worden ist, weil wir erst dann über die betreffende Zeit selbst etwas erfahren, auch über Sitten und Gebräuche, Glaube und Jenseitsvorstellungen, Kultur und Handelsbeziehungen sowie über die völkische Zuweisung.

Im 18. und auch noch im ganzen 19. Jahrhundert hat man mit Eifer in Pompeji gegraben, nach der alten Methode, das Erdreich bis auf die Hausmauern abzutragen und in ihrem Innern dann den mehr oder weniger reichen Hausrat zu bergen. So starrt heute dem Besucher Pompejis ein wüstes Gewirr von kahlen Hausmauern entgegen, mit denen er nichts anzufangen weiß. Die verfeinerte Methode der letzten Jahrzehnte dagegen deckt von oben das Erdreich lagenweise ab

Digitized by Google

und hält dabei auch jeden Rest vergangenen Holzes sofort fest, mit dem Ergebnis, daß wir jetzt auch über die ehemaligen Anlagen aus vergänglichem Material bei diesen Gebäuden genau unterrichtet werden, so daß wir uns z. B. eine genaue Vorstellung vom Aussehen hölzerner Balkone, von Treppenanlagen und Dachkonstruktionen machen können. Diese sog. Nuovi Scavi Pompejis lassen uns — ebenso wie die sehr sorgfältigen Grabungen auf dem Boden Herculanums — einen wirklich unmittelbaren Einblick in das Leben der Stadt vor 1900 Jahren tun. Wir wissen heute, daß Schliemann sowohl in Troja wie in Tiryns wichtige Beobachtungen versäumt hat, und es wird keinen Archäologen geben, der nicht wünschte, daß diese wichtigen Untersuchungen heute noch einmal von vorne angefangen werden könnten. Freilich müssen wir gerecht sein und dürfen nicht vergessen, daß unsere heutige, bis in tausend Feinheiten und Einzelheiten vorgetriebene Methode sich auf den Erfahrungen all derer aufgebaut hat, die vor uns waren.

Das Gesagte gilt nicht nur für den Süden, sondern ebenso für unsere Heimat. Hügelgräber z. B. pflegte man lange Zeit so „auszugraben", daß man in die Mitte des Hügels ein Loch grub, in der Hoffnung, dort die Urne mit dem Leichenbrand des Verstorbenen zu finden. Daß ein solcher Hügel vielfach nicht eine, sondern mehrere und z. T. zeitlich weit auseinander liegende Beisetzungen enthält, konnte man bei dieser „Methode" allerdings ebenso wenig feststellen, wie die Spuren hölzerner Einbauten oder die Profile kleiner Gräbchen, die den Hügel umgaben und nach außen abschlossen, Beobachtungen, die aber für die völkische Zuweisung von besonderer Wichtigkeit sind. Plünderte man nach der zuerst genannten Methode früher einen Hügel innerhalb einer Stunde aus, so dauert die heutige Untersuchung je nach der Größe viele Tage oder gar Wochen. Oder ein anderes Beispiel: Am römischen Grenzwall, dem großen Limes zwischen Rhein und Donau, grub man lange Zeit immer wieder steinere Wachtürme aus und stellte erst später bei sorgfältigerer Beobachtung fest, daß diesen Anlagen aus Stein vielfach an derselben Stelle solche aus Holz vorangegangen waren.

Auf deutschem Boden sind es vor allem drei große Untersuchungen gewesen, die für die späteren Grabungsarbeiten richtunggebend geworden sind, nämlich die Untersuchungen in den Römer-Lagern von Haltern i. W. bei Recklinghausen (um Christi Geburt), Hofheim im Taunus (bis rund 50 n. Chr.) und Xanten am Niederrhein (bis 69 n. Chr.). Das Wesentliche bei diesen Untersuchungen war, daß man nicht mehr in die Erde hineingrub, sondern das Erdreich in zusammenhängenden Flächen gleichmäßig und lagenweise abdeckte. Diese Art des Vorgehens ist freilich heute nur eine von vielen Möglichkeiten; aber sie bildete den Ausgangspunkt zu einer ungeahnten Schulung unseres Auges. Besonders gelagerte Objekte machen natürlich auch eine besondere Art des Vorgehens notwendig. So benutzt man neuerdings bei der Untersuchung der Pfahlbau-Siedlungen im Bodensee und der altsteinzeitlichen Siedlungsplätze bei Hamburg hölzerne oder stählerne Kästen, die abgesenkt und dann vom Wasser frei gepumpt werden, so daß man in ihnen wie in den Hohlräumen werdender Brückenpfeiler arbeiten kann. Das bildet die Voraussetzung für eine lagenweise Trennung und somit den Aufbau einer zeitlichen Abfolge der Funde, die anders gar nicht möglich wäre. Nur kurz sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß in Zukunft das Flugzeug dem Ausgräber noch wertvolle Dienste leisten wird. In England z. B. hat man damit schon die besten Erfahrungen gemacht und ganze Siedlungen, Lager und Stadtanlagen bis in alle Einzelheiten hinein festgestellt, so daß der Ausgräber anhand der Flugbildaufnahmen wie nach einem genauen Plan arbeiten kann, ohne erst lange und vergeblich suchen zu müssen. So werden durch die moderne Technik Dinge erfaßt, die uns sonst bei allem Scharfsinn entgangen wären.

Digitized by Google

An keiner Stelle auf deutschem Boden ist in den letzten zehn Jahren so vielseitig und mit so großem Erfolg gegraben worden wie in Köln. Ich möchte auf einige dieser Untersuchungen in grabungstechnischer Hinsicht kurz eingehen, zumal sie auf der einen Seite die vielfältige, recht verschiedene Art der Arbeitsmethoden zeigen, auf der andern Seite aber erkennen lassen, zu welch wichtigen Erkenntnissen wir bei systematischem Vorgehen gelangen können.

Im Jahre 1929 stießen Erdarbeiter bei Verlegung eines Bachlaufes im äußeren Grüngürtel im Westen Kölns auf schwarz verfärbte Stellen im Lehm, die Topfscherben enthielten; nach erfolgter Reinigung zeigte sich, daß diese dem Kulturkreis der Bandkeramiker angehörten, deren Spuren wir vom östlichen Donaubecken bis nach Belgien hinein verfolgen können. Im vorliegenden Falle gelang es in vierjähriger Arbeit erstmalig, die vollständige Siedlung einer befestigten Dorfanlage von etwa 50 000 Quadratmeter Flächeninhalt nicht nur äußerlich zu ermitteln, sondern nahezu restlos zu untersuchen[1]). Wir gingen dabei so vor, daß wir genau abgesteckte Flächen von 8 Meter Breite systematisch untersuchten. Zunächst wurde der Humus und die sog. Deckschichte über den eigentlichen Siedlungsspuren abgestochen. Auf der Höhe der Kulturschichte wurde dann die Fläche mit besonderen Schaufeln gleichmäßig planiert und geschabt, so daß die Siedlungsspuren als deutliche Verfärbungen des Bodens meist klar und deutlich zu sehen waren. Sie wurden alsbald umrissen, aufgemessen und photographiert und zum Schluß ausgehoben, um den Kulturinhalt sicherzustellen. Auf diese Weise haben wir sozusagen die Topographie dieses ganzen Bauerndorfes des ausgehenden 3. Jahrtausends v. Chr. ermittelt und festgehalten. Das Ergebnis ist kurz folgendes: Das Dorf war zunächst nur von einem einfachen Spitzgräbchen umgeben; erst in späterer Zeit ward eine starke Befestigung vorgenommen, indem man einen 5—6 Meter breiten Sohlgraben aushob und dahinter einen Wall mit Palisadenwerk errichtete, der an der Stelle der Tore unterbrochen war. Die Wohnräume waren nach eigentümlicher Sitte der damaligen Zeit unregelmäßig in die Erde hineingegraben, rings umgeben von den Pfostenlöchern der die Wände und das Dach tragenden Hölzer. Von regelmäßiger Form dagegen waren kleine Speicher sowie große, bis zu 30 Meter lange Vorrats- und Ernteſcheunen, die in Art der Pfahlbauten über einem hölzernen Unterbau errichtet waren. Aus den Hüttenstellen stammen Werkzeuge wie Hacken, Sicheln, Reibsteine, Handmühlen und die Bruchstücke zahlloser Tongefäße; aus den verschiedenartigen Abfällen und den gefundenen Tierknochen sind wir über die Tiere und Pflanzen dieser Zeit (Schaf, Ziege, Rind, Schwein und Hund; Gerste, Hirse und Emmer) gut unterrichtet. Nicht nur für den Hausbau, sondern auch für die Erkenntnis der Lebensbedingungen und der Wirtschaftsform dieser ältesten Ackerbauern auf deutschem Boden sind diese Untersuchungen und Feststellungen von grundlegender Bedeutung. Aber von all dem wäre nichts bekannt geworden, wenn Unberufene hätten hier wühlen können; sie hätten nur Gegenstände gefunden!

Im Jahre 1928 ward am Neumarkt in Köln ein großer Geschäftsneubau aufgeführt. Bei der Größe des Baugrundstückes zog man der Ausschachtung durch

[1]) Vgl. Fremersdorf: „Ausgrabung eines neolithischen Dorfes bei Köln". Germania, Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, 15/1931, S. 49 ff. — Buttler: „Das bandkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal", ebenda S. 65 ff. — Buttler: „Zur neolithischen Keramik von Köln-Lindenthal", Germania 16/1932, S. 97 ff. — Haberey: „Das bandkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal", Germania 17/1933, S. 1 ff. und 19/1935, S. 107 ff. — Die große zweibändige Veröffentlichung in der von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts herausgegebenen Bücherreihe „Römisch-Germanische Forschungen" ist für Herbst 1936 zu erwarten.

Digitized by Google

Menschenhand die Ausschachtung mittels Bagger vor. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß so jede wissenschaftliche Beobachtung unmöglich gemacht war; denn der Bagger warf, von unten nach oben wühlend, alle Erdschichten und Kultureinschlüsse wild durcheinander. Aber zum Schluß mußte der Rand der Baugrube von Hand ausgeschachtet werden. Dabei zeigten sich an der Ostwand des Grundstückes zwei gleiche grabenartige Einschnitte, die nur wenige Meter voneinander entfernt lagen. Keramische Einschlüsse datierten sie in die Zeit um Christi Geburt. Was waren das für merkwürdige Anlagen? Als Befestigung waren sie zu klein, vom Zwei-Legionslager, das für das Jahr 14 n. Chr. auf Kölner Boden literarisch bezeugt ist, konnten sie nicht herrühren. Erst die Beobachtung gleicher Anlagen an anderen Stellen des Stadtgebietes während der nächsten Jahre brachte des Rätsels Lösung. Beim Eintragen all dieser Reste in den Stadtplan zeigte sich nämlich, daß sie bisher immer nur an solchen Stellen lagen, an denen sich im 2./3. Jahrh. n. Chr. Straßen der im Jahre 50 n. Chr. gegründeten Kolonie befanden. Der Schluß ist zwingend, daß wir es mit Straßengräbchen zu tun haben, die zum Oppidum Ubiorum gehört haben müssen, jener Ubierstadt, in die des Kaisers Augustus großer Feldherr Agrippa die Ubier nach ihrer Übersiedlung auf das linke Rheinufer verpflanzt hatte[1]). Auf diese Weise werden wir durch systematische Weiterbeobachtung nach und nach den Stadtplan des ältesten, d. h. augusteischen Köln ermitteln können.

Nur 3 Kilometer südlich der Stadt lag auf einer mäßigen Erhebung das befestigte Lager der römischen Rheinflotte (Classis Germanica Pia Fidelis), von dem 1905 durch Untersuchungen des Provinzialmuseums Bonn schon Teile bekannt geworden waren. Im Jahre 1926 bot sich die letzte Möglichkeit zu einer größeren Untersuchung an dieser Stelle, da das Gelände unmittelbar vor der Aufteilung und Bebauung stand. Wir haben deshalb dort alsbald eine Grabung großen Stils eingeleitet und größere zusammenhängende Flächen des Kastellinnern sowie der bürgerlichen Siedlung vor dem Westtor planmäßig abgedeckt. Wir begnügten uns aber nicht damit, die großen Anlagen der steinernen Kasernenbauten zu ermitteln, die jeweils zu zweien zusammengefaßt von Lagergassen getrennt wurden, in die Vorhallen auf hölzernen Ständern mit davor liegender Traufe hineinreichten. Nach erfolgter Aufnahme beseitigten wir vielmehr diese Reste und gingen weiter in die Tiefe, mit dem Erfolg, daß unter den Steinbauten im gewachsenen Sand die untrüglichen Reste von Holzbauten klar und deutlich in die Erscheinung traten. Durch keramische Funde lassen sie sich in die spät-augusteische Zeit (um 20 n. Chr.) datieren[2]). Der Gesamtbefund geht mit den Anlagen von Haltern zusammen.

Auf ähnliche Weise wird seit einer Reihe von Jahren die Erforschung des spätrömischen Kastells Deutz betrieben, das von Kaiser Konstantin d. Gr. um das Jahr 320 gegen die stürmisch andrängenden Germanen errichtet wurde[3]). Es sollte gewissermaßen der Brückenkopf für Köln werden, ein gewaltiges Bollwerk von 150 Meter Seitenlänge mit nur zwei Toren im Osten und Westen, aber zahlreichen halbrund vorspringenden Türmen und einer Umfassungsmauer von 4 Meter Dicke. Das alles war in felsenfestem Gußmauerwerk errichtet. Und doch ging auch diese Festung im Anfang des 5. Jahrhunderts an die Germanen verloren!

[1]) Fremersdorf, Germania 12/1928, S. 199, 11; 13/1929, S. 85, 14. — Ein Aufsatz über das älteste römische Köln, in dessen Rahmen die hier geschilderten Anlagen eine Rolle spielen, ist seit langem in Vorbereitung.

[2]) Fremersdorf, Germania 11/1927, S. 83 und 160 g. — Die wissenschaftliche Bearbeitung der wichtigen und sehr umfänglichen Funde von dieser Stelle (allein über 700 Kisten Keramik) steht noch aus.

[3]) Fremersdorf, Germania 14/1930, S. 249, 2 und in den folgenden Jahrgängen. — Die Untersuchungen sind noch im Gange, ihr Abschluß ist vorläufig nicht abzusehen.

Digitized by Google

Im Mittelalter ist dieser gewaltige Bau einfach als bequemer Steinbruch benutzt worden. Besonders im Innern, wo die Kasernen, die Dienst- und Verwaltungsgebäude lagen, hat man die Mauern fast bis auf den letzten Stein ausgebrochen. Trotzdem ist es uns möglich, die Grundrisse dieser Gebäude mit voller Sicherheit zurückzugewinnen. Denn wenn auch die Steine der Mauern verschwanden, so blieben doch ihre Fundamentgruben zurück, die sich bei planmäßigem horizontalem Abdecken vom gewachsenen Erdreich mit aller Deutlichkeit abheben. So ist im Laufe der letzten fünf Jahre die Innenbebauung des Kastells Deutz bereits zu einem erheblichen Teil zurückgewonnen worden, es wird bei Fortsetzung dieser systematischen Arbeit das erste Beispiel für ein Lagerschema der späten Kaiserzeit auf deutschem Boden werden.

Selbst bei römischen Steinbauten bedarf es besonderer Methoden, um mehr als den äußerlichen, einem Jeden sichtbaren Befund aufzunehmen.

Im Jahre 1926 wurde südlich der Hauptkampfbahn der Stadionanlagen bei Köln-Müngersdorf die sog. Jahn-Wiese angelegt, ein Aufmarschplatz für Zehntausende von Turnern, denen auf Erhöhungen ringsum hunderttausend Zuschauer zusehen können. Zur Gewinnung des für die Errichtung dieser Ränge notwendigen Erdreiches mußte das Gelände um rund 1½ Meter tiefer gelegt werden. Da uns bekannt war, daß sich hier eine umfängliche Siedlung befinden müsse, deren Ausdehnung an den umherliegenden Trümmern etwa abgelesen werden konnte, mußten wir durch eigene Ausgrabung den Abtragungsarbeiten zuvorkommen, da diese alles bis auf den letzten Stein beseitigen mußten. So gelang uns die Zurückgewinnung einer vollständigen römischen Gutshofanlage mit allen Einrichtungen in einer Vollständigkeit, die bis heute einzig dasteht[1]). Außer einem Herrenhaus von 50 Meter Frontlänge und mit 30 Räumen waren es elf Nebengebäude, ferner die Wasserversorgung und Entwässerung, die Umfassungsmauer und Wegeanlagen, Abfallgruben und Abortanlagen sowie zwei Grabfelder: Brandgräber des 1. und 2. Jahrhunderts sowie steinerne Sarkophage des 4., von denen noch die Rede sein wird. Neben der vollständigen Ermittelung der Gesamtanlage galt meine ganze Aufmerksamkeit von Anfang an der Frage nach der Baugeschichte des Hauptgebäudes, des Herrenhauses. Denn bisher hatte man die gefundenen Bauten dieser Art einfach als Bautypen, d. h. als etwas aus einem Guß Errichtetes angesehen, während andererseits solche Anlagen jahrhundertelang bestanden haben. Rein äußerlich war dem Bauwerk verschiedenzeitliche Entstehung nicht anzusehen. Ich ließ deshalb quer durch das Mauerwerk zahlreiche Schnitte machen, die bis in den gewachsenen Boden reichten. Sie ließen einmal die verschiedenartige Struktur des Mauerwerkes gut erkennen, gaben zum andern Aufklärung darüber, wo Baufugen lagen, wo sich also an schon Vorhandenes Späteres anlehnte. Das Ergebnis dieser mühsamen Arbeit war die Ermittelung der Baugeschichte des Herrenhauses durch sechs Bauperioden hindurch, angefangen von der Zeit um 50 n. Chr. bis ins 3. Jahrhundert (Abb. 1).

Eines der schon erwähnten landwirtschaftlichen Nebengebäude war ein rechteckiger Bau von 15 × 27 Meter Größe. In seinem Innern lagen zahlreiche große Grauwackeblöcke umher. Wären sie einfach mit dem Bauschutt entfernt worden, so wären wir über die wahre Bedeutung dieses Bauwerkes nie aufgeklärt worden. Ich ließ deshalb die Steine in ihrer Fundlage liegen, damit sie so eingetragen und vermessen werden konnten. So zeigte sich schon bald, daß sie offensichtlich in gewollten Reihen lagen, die unbedingt einen besonderen Zweck verfolgten. Es waren die steinernen Unterlagen für hölzerne Balken, die einen Holzfußboden trugen,

[1]) Fremersdorf, Röm. Germ. Forschungen Band 6: „Der römische Gutshof Köln-Müngersdorf". Berlin 1933.

Digitized by Google

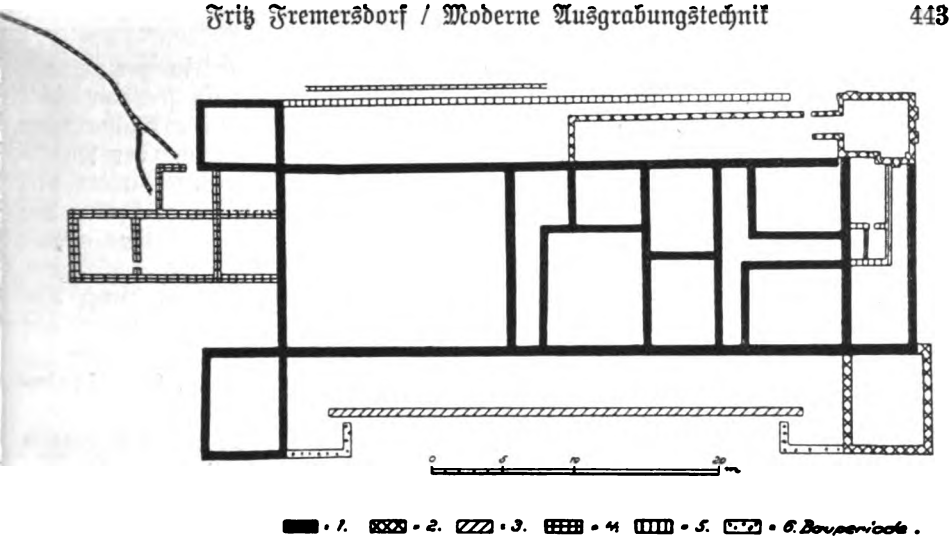


Abbildung 1

damit das darauf gelagerte Erntegut frei von Feuchtigkeit blieb. Somit handelt es sich um eine etwas primitive Art eines Trockenspeichers (Horreum) (Abb. 2).

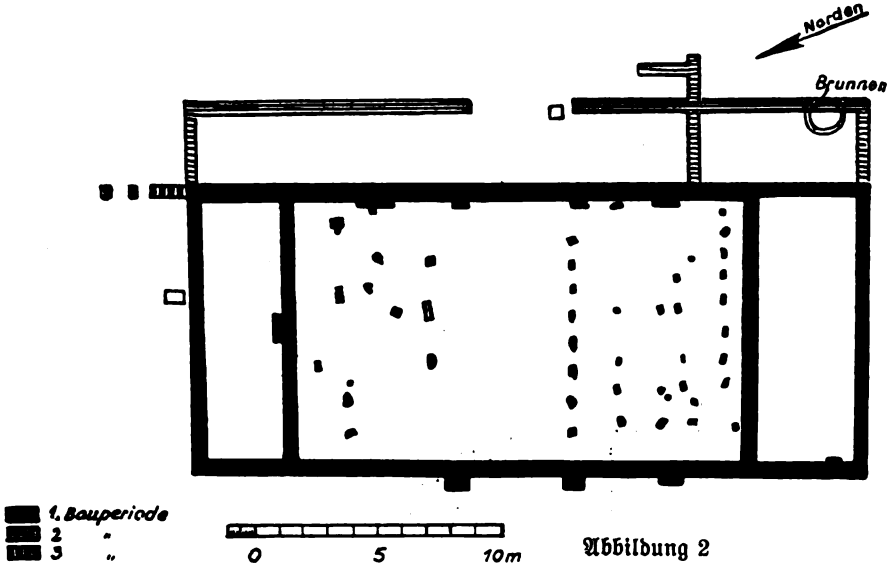


Abbildung 2

Der allgemeine Verlauf der großen, über 70 Kilometer langen Wasserleitung aus der Eifel, die das römische Köln mit frischem Trinkwasser versorgte, ist lange bekannt. Strittig war die Zeit der Entstehung. Willkommenen Anlaß zur Aufrollung dieser Frage bot 1927 die Verlegung des Duffesbachbettes bei Köln-Efferen[1]). Da zeigte sich vor allem die bis dahin unbekannte Tatsache, daß die

[1]) Die bisherigen Ergebnisse sind zusammengefaßt in dem Aufsatz von Fremersdorf in den Bonner Jahrbüchern 134/1929, S. 79 ff.

Digitized by Google

Anlage mehrere Bauperioden aufweist. Die älteste Anlage war ein gemauerter U-förmiger Kanal. Aber mitten in und auf diesen hatte man in späterer Zeit rechteckige Pfeiler gesetzt, die nur von einem Aquädukt, d. h. einer Wasserrinne auf Bogenstellungen, herrühren konnten. Die sorgfältige Überwachung der Fundstelle ergab in einem Falle noch das Vorhandensein eines mächtigen Kämpfers auf einem dieser Pfeiler; damit war die Höhe der Bogenansätze gegeben, es konnte die Höhe der Kanalsohle und damit weiterhin das Gefälle der ganzen Anlage genau errechnet werden. Weiter westlich von dieser Stelle, bei der Burg von Hermülheim, ward noch ein besonderer Schnitt angelegt, der in mühsamer Arbeit durch das felsenfeste Gußmauerwerk dieser Anlage geschlagen werden mußte, bis hinab auf den gewachsenen Boden. Die aufgewendete Mühe lohnte sich. Auch hier ergaben sich mehrere Bauperioden, aber mehrere Kanäle übereinander (Abb. 3). Wahrscheinlich liegt diese Stelle in der Nähe eines großen Sammelbeckens, das von verschiedenen Stellen Zufluß erhielt. In seiner Nähe verlohnten sich wegen der zu geringen Höhe Pfeilerstellungen noch nicht. Die wiederholte Höherlegung der Wassersohle aber lehrt uns, daß im Laufe der Zeit sich die Bauweise in der Römerstadt geändert hatte. Aus einfachen Häusern aus Holz und Fachwerk waren mehrstöckige Steinhäuser geworden, deren Versorgung mit Wasser auf dem bisherigen Wege nicht mehr möglich war; es mußte die Sohle des Wassers allgemein gehoben werden. Wenn man diese Zusammenhänge überdenkt, wird einem auch klar, um welch wichtige und technisch bedeutsame Anlage es sich dabei handelt. Denn die römische

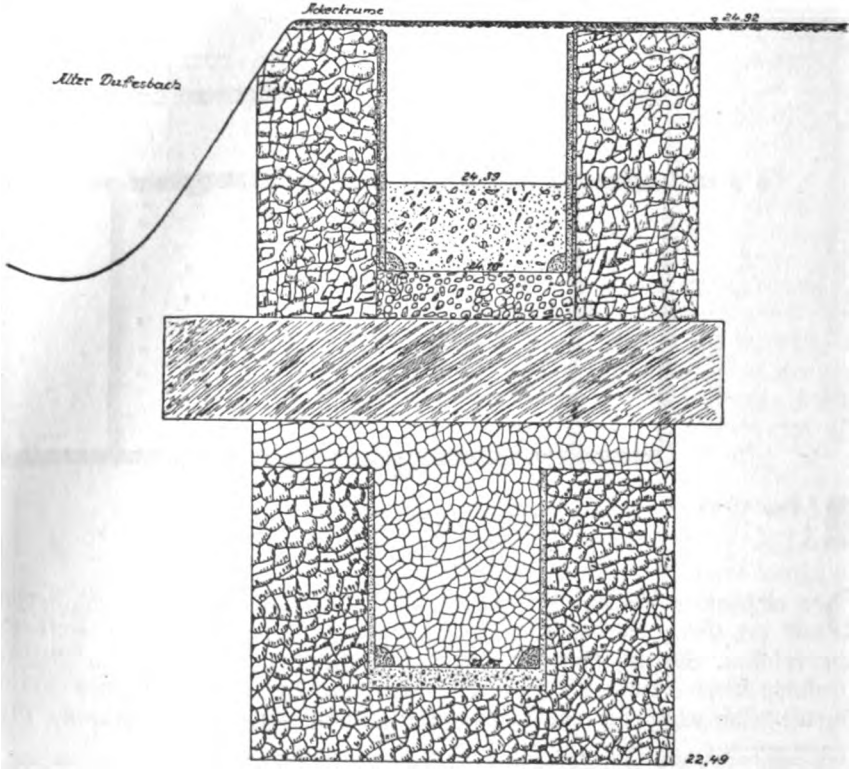


Abbildung 3

Digitized by Google

asserleitung aus der Eifel nach Köln ist nicht wie eine moderne Wasserleitung ich dem System der kommunizierenden Röhren gebaut, sondern als Gefälle-eitung darauf angewiesen, den allmählichen Gelände-Abfall von der Hoch-Eifel s Köln so auszunutzen, daß das Wasser immer in Fluß blieb, in Köln aber noch it dem nötigen Gefälle ankam. Diese Anlage stellt das hervorragendste Werk mischer Ingenieurkunst auf deutschem Boden dar.

Von jeher ist der Reichtum der kölnischen Grabfunde an köstlichen Erzeugnissen des Kunstgewerbes bekannt. Aber noch bis vor wenig mehr als zehn Jahren at man sich in der Hauptsache damit begnügt, die reichen Beigaben der Gräber u bergen; auf die so überaus wichtigen Fundumstände war fast nie geachtet wor-en. Was sie uns alles erzählen können, sollen einige Beispiele klar machen.

Bei Errichtung eines Bürogebäudes in der Steinfeldergasse in der Nähe von St. Gereon kamen im Jahre 1925 Brandgräber und Skelettgräber zutage[1]). Das ürde nicht weiter überrascht haben, wenn nicht beide Arten der Beisetzung in derselben Tiefe und nahe beieinander angetroffen worden wären, ohne daß sie sich gegenseitig überschnitten. Ein Teil der Brandgräber kann auf Grund hand-gemachter Keramik mit Sicherheit als germanisch bezeichnet werden. Deshalb liegt die Vermutung nahe, daß wir in den gleichzeitigen Skelettgräbern — es handelt sich um die Zeit von Christi Geburt bis etwa zur Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. — Kelten vermuten dürfen. Beide müssen in mehreren Fällen zur selben Zeit in die Erde gekommen sein; vielleicht liegen hier Herr und Sklave im Tode vereint.

Ein anderes Grab von derselben Stelle setzt uns noch mehr in Erstaunen. Denn der Tote lag auf der linken Seite, die Arme wie zum Gebet über der Brust ge-kreuzt, die Beine hoch angezogen, also ein richtiger Hocker. Diese Bestattungsart ist seit der jüngeren Steinzeit weit verbreitet, aber die Tongefäße, die sich in aller-nächster Nähe des Toten fanden, sind einheimische Ware, sog. belgische Keramik aus der Zeit um Christi Geburt. Also uralte Bestattungssitten, die sich hier bis in römische Zeit hinein erhalten haben.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß an anderer Stelle Leichen nicht in der üblichen Rückenlage angetroffen wurden, sondern auf dem Bauche liegend. An mehreren Schädeln konnten unzweifelhaft chirurgische Eingriffe, sog. Trepanationen, nachgewiesen werden.

Die Errichtung eines Krankenhauses in der Jakobstraße auf bis dahin un-bebautem Gelände bot 1929 willkommene Gelegenheit zu eingehenden Beob-achtungen auf dem riesigen Totenfeld an der Via Appia Kölns[2]). Hunderte von Gräbern mit sehr reichen Beigaben — vor allem an Gläsern — wurden ermittelt. Aber mehr als das. Wir gewannen auch diesen Teil des Grabfeldes topographisch zurück. Indem wir zusammenhängende Flächen systematisch abdeckten, traten schon in den höheren Lagen die Grabschächte deutlich in Erscheinung, sie konnten ver-messen und eingezeichnet werden. Die allmähliche Verfolgung bis hinab auf die Grabsohle führte zu wichtigen Feststellungen bezüglich der Anlage der Gräber, die zwar vorher schon vereinzelt, hier aber nun bei fast jedem Grabe gemacht werden konnten. Es fanden sich nämlich Beigaben nicht nur im Grabe selbst, bei der Leiche, sondern 50—80 Zentimeter höher, seitlich vom Grabe, auf einer oder auch mehreren Seiten. In deutlich kenntlichen Nischen waren dort Kannen und Flaschen, Teller mit den Resten gebratener Hühner u. a. mehr aufgestellt. Es konnte nach-gewiesen werden, daß diese Nischen ursprünglich nichts anderes waren als kleine

[1]) Fremersdorf: „Gräber der einheimischen Bevölkerung römischer Zeit in Köln", in der Prähistorischen Zeitschrift 18/1927, S. 255 ff.

[2]) Über die bedeutenden Ergebnisse dieser umfänglichen Untersuchungen liegen bisher nur kurze Berichte in der Germania 14/1930, S. 107, 4 und S. 249, 1 vor.

Digitized by Google

hölzerne Wandschränkchen, die z. T. mehrere Gefache aufwiesen. Da die Beigaben der Gräber vielfach den Zweck verfolgten, den Toten auf seiner langen Reise ins Jenseits mit Speise und Trank zu versorgen, hatten diese „Vorratsschränkchen" wohl den Zweck, ihm diese Dinge in greifbare Nähe zu bringen. Er brauchte nur nach links oder rechts die Hand auszustrecken, um all das in nächster Nähe greifen zu können, dessen er bedurfte.

Seit 1932 sind wir dabei, an der Luxemburger Straße einen noch heute freiliegenden Teil des großen und reichen Gräberfeldes „nach"zuuntersuchen, auf dem in den achtziger und neunziger Jahren die damaligen Schatzgräber „gearbeitet" haben. Ihnen ging es nur um den Inhalt der Gräber. So kam es, daß sie die erwähnten Nischen vollkommen übersehen haben, so daß wir heute zwar die eigentlichen Grabschächte leer und ausgeraubt vorfinden, in vielen Fällen dagegen die seitlichen Nischen noch mit allem Zubehör antreffen.

Gerade bei Gräbern ist es besonders wichtig, stets die ganze Anlage freizulegen und zunächst alle Beigaben an ursprünglicher Stelle liegen zu lassen, um ein einwandfreies Gesamtbild zu gewinnen. Dadurch wird es möglich, das ursprüngliche Aussehen mancher Gegenstände mit Sicherheit zurückzugewinnen. Wir sehen etwa die bronzenen Beschläge eines hölzernen Kastens in ursprünglicher Lage und Anordnung, so eindeutig, daß danach ohne weiteres die Rekonstruktion vorgenommen werden kann. Aus zahlreichen Gräbern Kölns — und bisher nur Kölns — kennen wir kleine Bronzegegenstände: Leiter, Waage, Hammer, Hacke, Spaten, Frosch, Eidechse, Schlange u. a. Ihre Bedeutung ist bisher nicht eindeutig geklärt, man nennt sie „Mithras-Symbole", obwohl sie mit Mithras sicherlich nichts zu tun haben. Von anderer Seite wurde behauptet, es handle sich um Kinderspielzeug. Daß diese letztere Deutung sicherlich nicht zutrifft, können wir nach den Beobachtungen der letzten Jahre mit Sicherheit sagen. Denn diese Dinge fanden sich stets in Gräbern Erwachsener, noch nie in denen von Kindern. Vielleicht sind es Symbole von Angehörigen einer gewissen Sekte, etwa der Sabazius-Anhänger. Allein die Beantwortung dieser Frage bedarf noch eingehender Beobachtungen.

Wie schon angedeutet, kamen bei der Freilegung des römischen Gutshofes von Köln-Müngersdorf auch steinerne Sarkophage zum Vorschein, ehemals sicher reiche Beisetzungen von Angehörigen des Gutsbesitzers. Sie waren leider alle schon in älterer Zeit völlig ausgeraubt worden. Aber vor den Särgen stand eine Unmenge von Gegenständen, von deren Vorhandensein die Grabräuber keine Ahnung haben konnten, und die ihnen deshalb entgingen. Keramiken, zahlreiche Gläser, darunter eine völlig unversehrt erhaltene Schale mit gravierter Darstellung einer Hasenjagd, große Bronze-Gefäße u. a. kamen hier zum Vorschein. Bei zweien der Särge lag auch ein großer silberner Löffel mit in Schwefelsilber eingelegter Inschrift Deo Gratias, wichtige Zeugnisse für das älteste Christentum im Rheinlande, das damals noch gegen uralte heidnische Anschauungen ankämpfen mußte. Denn die vor den Särgen aufgestellten Dinge sind die Zeugen großer Leichenschmäuse, die nach der Beisetzung des Toten über seinem Grabe stattfanden[1]).

In einer der Glasflaschen lagen kleine Knöchelchen. Sie wurden sorgfältig geborgen und von einem Berliner Fachmann bearbeitet, der sie als Köpfe von Feldspitzmäusen bestimmen konnte. Nur Mausköpfe, von den übrigen Knochen keine Spur! Man muß also Mäuse gefangen, ihnen die Köpfe abgeschnitten und diese in die Glasflasche gelegt haben, sicher mit voller Absicht und aus einer bestimmten Anschauung oder einem Aberglauben heraus.

Bei der Freilegung eines anderen Steinsarges zeigten sich Teile eines großen

[1]) Fremersdorf, Röm. Germ. Forschungen 6/1933, S. 95 und 99.

Digitized by Google

Tontellers, die seitlich neben dem Sarge vorstanden. Nach Lage der Dinge mußte der größere Rest des Gefäßes unter dem Sarge stehen. Nachdem der ganze Sarg gehoben war, fand sich der Teller tatsächlich — zwar zusammengedrückt, aber vollständig — unter dem Sarge vor; in ihm lagen die Knochen eines Huhnes und ein eisernes Messer. In diesem Falle können wir etwas klarer sehen. Unbewohnte Stellen waren nach Ansicht der Alten Tummelplätze böser Geister. Stellte man an einer solchen Stelle nun einen schweren Steinsarg in die Erde, so mußte das den Unwillen dieser Geister erregen. Man zweifelte nicht daran, daß diese den Toten in seiner Ruhe stören würden, und daß dieser dann vielleicht bei den Lebenden umginge. Deshalb setzte man unter den Sarg den Teller mit dem Huhn. Denn dieses ist ein sehr unruhiges Tier; durch sein ewiges Gackern würde es die Geister verscheuchen und damit die Ruhe des Bestatteten sicherstellen.

Man sieht, zu welch wertvollen und wichtigen Feststellungen wir durch sorgfältiges Graben und genaues Beobachten kommen können. Deshalb muß unser Ziel sein, möglichst ganze Grabfelder auszugraben. Erst dann werden wir ganz Sicheres, wie über die Anlage der Friedhöfe, ihre Abgrenzung nach außen hin, die Art ihrer Belegung, ihre Aufteilung und anderes mehr sagen können. Daß wir damit der Aufhellung der Frühgeschichte unseres eigenen Volkes die besten Dienste erweisen, soll noch an einem letzten Beispiel gezeigt werden.

Im Jahre 1927 wurde in nächster Nähe des schon erwähnten römischen Gutshofes bei Köln-Müngersdorf ein fränkisches Grabfeld angeschnitten, das in der Folge auch systematisch und restlos ausgegraben ward[1]). Auch hier haben wir ganze zusammenhängende Flächen abgedeckt und die Untersuchung lagenweise hinabgetrieben. In der Höhe von etwa 20—30 Zentimetern über der Grabsohle, die vorher durch einen schmalen seitlichen Einschnitt sichergestellt wurde, begann die Kleinarbeit nur mit Pinzette und Bürste. Schließlich ward nach Fortnahme der Beigaben der ganze Grabschacht systematisch horizontal geschabt. Dabei konnte nicht nur die Größe der ehemaligen Holzsärge an ihrer dunklen Verfärbung im Boden, sondern vor allem — und zwar zum ersten Male — die untrüglichen Spuren großer hölzerner Grabkammern ermittelt werden, in denen der Holzsarg ehedem aufgestellt war. Es sind Feststellungen, die in der Folge auch bei fränkischen Gräbern in Soest i. W. bestätigt wurden. Das Wichtigste aber dürfte die Art der Belegung des Grabfeldes, nicht in der Reihe der Todesfälle sondern durch Sippenverbände sein, die im Falle Köln-Müngersdorf eindeutig herauskam. Denn wir erfaßten den gesamten Friedhof mit 150 Gräbern. Zwar kennen wir Hunderte solcher völkerwanderungszeitlicher Grabfelder auf deutschem Boden und darüber hinaus; aber bisher waren immer nur einzelne Gräber und Gräbergruppen bekannt, nie ganze Totenfelder. Deshalb erlaubt auch erst der Fall Köln-Müngersdorf mit seiner restlosen Erforschung weitgehende Schlüsse, die für unsere deutsche Frühgeschichte von hoher Wichtigkeit sind.

Nichts ist schwerer als ausgraben, nichts aber auch verantwortungsvoller. Das kann nicht laut und deutlich genug gesagt werden. Treu wie in einem Archiv hat der Heimatboden die Zeugen längst vergangener Zeit für uns verwahrt. Nur ein einziges Mal besteht die Möglichkeit eines Einblickes in dieses Buch der Geschichte, und von dem Ausgräber und seinen Fähigkeiten hängt es ab, ob er diese „Urkunden des Bodens" auch richtig liest, ehe sie für immer verloren sind.

[1]) Fremersdorf, Germania 11/1927, S. 161; 13/1929, S. 87 und 221, 6; 14/1930, S. 107, 6. — Die Veröffentlichung in den Röm. Germ. Forschungen ist seit Jahren in Vorbereitung.

Digitized by Google

Bücherschau

Bücher zur Vor- und Rassengeschichte und zur Erblehre

Vorgeschichte und Rassengeschichte sind heute gerade für unser deutsches Volk so sehr zu einem untrennbaren Ganzen geworden, daß wir fünf Bücher, die sich diesen beiden Fragen zuwenden, nicht einzeln würdigen können, sondern die großen Epochen zusammenfassen müssen, um dann zu sehen, wie sich jedes der Werke dazu stellt. Vorausschicken muß man, daß die Skelettfunde aus ur- und vorgeschichtlicher Zeit nicht annähernd so reich und vollständig sind, wie die Kulturfunde, daß also eine vorgeschichtliche Kulturgeschichte viel leichter zu schreiben ist als eine vorgeschichtliche Rassengeschichte. Nun ist das Fundverhältnis so: Fast nirgends stimmen die Skelettfunde — nach der Begrenzung ihres Fundraumes — vollkommen (manchmal nicht einmal annähernd) mit den Kulturen, deren Grenzen durch die Funde oft ziemlich genau zu ziehen sind, überein. So wurden „nordische" Skelett- oder Schädelfunde nicht etwa nur im Raume der sog. „Schnurkeramik" sondern fast ebenso häufig im Gebiet und in der Zeitstufe der „Megalithleute" gemacht; diese Tatsache darf bei den Versuchen, die Urheimat der als nordisch angenommenen Urindogermanen zu bestimmen, nicht außer acht gelassen werden.

Ur- und Vorgeschichte stellen uns für das deutsche Gebiet vor drei Hauptfragen: 1. Ursprung und Herkunft des europäischen Menschen überhaupt; 2. Ursprung und Herkunft der Indogermanen bzw. der nordischen Rasse; 3. Ursprung und Herkunft der Germanen. Der Übergang vom Germanentum zum Deutschtum fällt schon in geschichtliche Zeit.

Für die erste Frage ist die Urgeschichtsforschung zuständig. Die ersten menschlichen Skelettfunde stammen aus der frühen Eiszeit (etwa 200 000 bis 40 000 oder 30 000 v. Chr.). Das Vorhandensein des Menschen auf der Erde und also auch in Europa während der klimatisch so überaus günstigen Tertiärzeit ist zwar aus vielen Gründen sehr wahrscheinlich, ja im Hinblick auf die Verteilung der Menschenrassen auf der Erde so gut wie sicher, aber bisher durch keinerlei Funde belegt. Während der Eiszeit aber war Deutschland bis auf einen schmalen mitteldeutschen Streifen vom Gletschereis der skandinavischen Gebirge und der Alpen bedeckt. Man muß also für die Herkunft des europäischen Menschen ganz Europa, ja vielleicht noch andere Erdteile heranziehen.

Und da zeigt sich ein seltsamer, heute noch keineswegs überbrückter Bruch: die frühen Eis- und Zwischeneiszeiten zeigen Europa von einer primitiven Menschenrasse bewohnt, dem sogenannten Neandertaler, die ausklingende Eiszeit bringt dagegen schon durchaus den homo sapiens der heutigen Zeit. Denn sowohl der Aurignac-, wie der Grimaldi-, wie der Cro-Magnon-Typ sind verschiedene Formen dieses homo sapiens. Zu dieser Frage sei zunächst die „Erbgeschichte des Menschen" von Univ.-Prof. Dr. Walter Seiffert (Freiburg i. B.) „eine Vortragsfolge über die erbbiologische Stellung des Menschen als Gattung, Rasse und Persönlichkeit" (Ferdinand Enke, Stuttgart 1935; 176 S., 108 Abb.) herangezogen. Seiffert setzt sich gründlich mit der Entstehung der Arten überhaupt, mit der Entstehung des Menschen und schließlich mit der Entstehung der Rassen auseinander. Uns dreht es sich hier vorwiegend um die Entstehung der Rassen. Und da scheint uns Seiffert den Unterschied zwischen dem Neandertaler und dem Aurignacmenschen viel zu gering einzuschätzen: vorerst spricht nichts dafür, daß der Aurignacmensch aus dem Neandertaler hervorgegangen sei, auch ist die Rasse von Aurignac kaum so primitiv einzuschätzen, wie es Seiffert tut. Dagegen ist die Einreihung des Grimaldityps als „Urnegroiden" wohl richtig, auch gegen die Gleichsetzung des Cro-Magnon-Typ und dalisch-fälischer Urrasse dürfte kaum viel einzuwenden sein, wenn man in diesem Typ nur die Grundlage, nicht die Rasse selbst sieht.

Carl Schuchhardt in seinem Werk: „Alteuropa, Kulturen, Rassen, Völker" (3. Aufl., Walter de Gruyter, Berlin 1935; 355 S., 186 Abb., 43 Tafeln) geht die Frage von der Seite der Kulturkreise, also der kulturellen Hinterlassenschaft der Eiszeitmenschen an. Bei der Rassenfrage kommt er für die Entstehung des Menschen zu ungefähr derselben Reihenfolge wie Seiffert, den Schnitt zwischen Neandertaler und den Menschen der „jüngeren Altsteinzeit", also denen von Aurignac, Cro-Magnon und Grimaldi, betont er mit Recht stärker, auch weist er den Neandertaler den Acheul- und Le-Moustier-Kulturgruppen zu und verneint ein Entstehen der späteren Rassen aus der früheren.

Digitized by Google

„Der Geist der Vorzeit", ein eigenartiges Buch von R. R. Schmidt (Keil Verlag, Berlin 1934; 244 S., 100 Abb., 50 Tafeln) geht wieder von ganz anderer Seite an das Problem heran: von „Seele und Artgedächtnis" aus, also von geistig-weltanschaulichem Erbgut her. Immerhin widmet auch er der „Urgestalt des Menschen" ein Kapitel von fast 50 Seiten. Auch hier die Reihenfolge Pithecanthropus—Sinanthropus—Neandertaler; nur nimmt Schmidt irrig auch den Unterkiefer des homo Heidelbergensis zum Neandertaler, während er sicher in die Stufe des Sinanthropus gehört. Auch hier ein scharfes Abheben der „Sapiens-Rassen" der späten Eiszeit vom Neandertaler; allerdings ist die Behauptung, daß der homo sapiens in Europa entstanden und der Osten von damals keine Sapiens-Rassen kenne, überholt: nicht in Asien, wohl aber in Afrika, am Viktoria-See, hat man besonders urtümliche Formen des homo sapiens entdeckt. Es wäre ja auch erstaunlich, wenn das immer wieder eisbedeckte Europa der Urherd dieser Rassen wäre. Im Cro-Magnon-Typ sieht Schmidt „eine Ausgangsform der altnordischen Rasse" und in der fälischen Rasse seine noch heute fortlebende veredelte Form. Die Zeitschätzungen der drei Autoren schwanken besonders für die Zeit des Urmenschen stark; hier kann man eben tatsächlich vorerst nur vermuten.

Univ.-Prof. Dr. Ferdinand Birkner, einer der besten Kenner besonders der Altsteinzeit befaßt sich in seinem neuen Werk „Ur- und Vorzeit Bayerns" (Knorr & Hirth, München 1936; 215 S., 450 Textfiguren, 20 Kunstdrucktafeln) mit den Rassen der Eiszeit nur, soweit sie bayerisches Gebiet berühren; immerhin stellt er ebenso wie R. R. Schmidt schon das Auftreten einer kurzschädligen Rasse in der Altsteinzeit fest, ohne sich über ihren Ursprung auszusprechen. Diese Feststellung ist wichtig, denn sowohl die Aurignac- (Schmidt nennt sie „Brünn"-)Rasse, wie die von Cro-Magnon war langschädlig, die heutige Rassenverteilung aber weist einen starken Einschlag kurzköpfiger Rassen auf.

Überblicken wir die vier Bücher, so bringen sie uns der Entstehung bzw. Urheimat des europäischen rezenten Menschen nicht viel näher, Seiffert verwechselt sogar die Funde vom Viktoria-See mit dem von Oldoway, die ersten sind sehr früh, der letzte ein klarer Aurignacien-Fund. Hier setzt nun das außerordentlich wertvolle Werk von Univ.-Prof. Dr. Hans Weinert ein: „Biologische Grundlagen für Rassenkunde und Rassenhygiene" (F. Enke, Stuttgart 1934; 174 S., 33 Abb.) Wichtig ist hier, daß die asiatischen Menschenaffen (Gibbon, Orang Utan usw.) keine nähere Verwandtschaft mit dem Menschen haben, dagegen die Gruppe Gorilla-Schimpanse-Mensch als „Summoprimaten" zusammengefaßt werden muß. Das läßt einen Schluß auf die Entstehung des Menschen als Hypothese zu. Ferner stellt Weinert fest, daß Aurignac- und Cro-Magnon-Menschen gleichzeitig nebeneinander vorkommen und daß sich aus beiden die zwei europäischen Hauptrassen, die bisher nicht glücklich als „westisch" bezeichnete mediterrane Südrasse und die fälisch-nordische Nordrasse (beide mit frühen kurzköpfigen Beimischungen) gebildet haben.

Zur Frage der Hauptkomponenten des Indogermanentums, der fälischen und nordischen Rasse hat zuerst Carl Schuchhardt die auf Kulturresten aufgebaute Hypothese aufgestellt, die Urindogermanen seien die „Schnurkeramiker" Mitteldeutschlands (ursprünglich sogar nur Thüringens — erste Stufe der Schnurkeramik — ein unwahrscheinlich kleines Ausgangsfeld für die unzähligen Völker der Indogermanen); sie hätten dann die „Megalithleute", d. h. die Erbauer der nordischen Riesensteingräber „indogermanisiert". Seiffert überträgt nun diese Hypothese auf die Rassengeschichte, nennt die Schnurkeramiker „nordisch", die Megalithleute „fälisch", was noch weniger stimmen will. Denn rein „nordische" Schädel tauchen gleichzeitig, also vor der „Indogermanisierung", auch im Megalithkreis auf. Nordisch kann dann mit „indogermanisch" bzw. „schnurkeramisch" nicht gleichbedeutend sein. Hier hilft wieder Weinert mit seiner Anschauung, daß fälisch und nordisch ursprünglich eine Rasse waren und nur Spezialisierungen aber keine Rassen sind. Dann ist der Megalithkreis und der Schnurkeramikerkreis nordisch-indogermanisch. Das leuchtet eher ein, denn eine Rasse, die in den Herrenschichten bis nach Indien „ausstrahlte" und in Europa den Kern aller indogermanischen Völker ausmachte, bedarf auch eines genügend großen Ausgangsgebiets. Die Bandkeramiker, die Vorfahren der Ost-Indogermanen hatten wohl schon viel mediterranes (westisches) Blut in sich aufgenommen und in allen drei Kulturkreisen Alteuropas findet man schon Kurzköpfe, also eine (ostisch?-)alpine Beimischung. Seiffert will bei den Kelten sogar schon eine dinarische (?) Beimischung annehmen; damit wären die Germanen die rassisch den Urindogermanen am nächsten gebliebenen Arier, wogegen vor allem

Digitized by Google

sprachliche Gründe sprechen. Hier ist Kossinnas Hypothese einer Verbindung der letzten in der Urheimat gebliebenen Indogermanen mit den „Finno-Indogermanen" wohl wahrscheinlicher.

Man sieht aus dieser kurzen Zusammenstellung von fünf hervorragenden Werken, wieviel ungelöste Fragen Vorgeschichte und Rassengeschichte noch immer bergen. Birkners Monographie ist hier insofern im Vorteil, als sie bis in die Zeit der Völkerwanderung, bis zur Besiedlung des Süddonaulandes mit den germanischen Baiwaren (den Vorfahren der Bayern) reicht; je näher wir der Gegenwart kommen, desto sicherer bestimmbar werden natürlich die Funde; immerhin ist seine Kenntnis auch der geringsten Reste der Altsteinzeit bewundernswert.

Drei Bücher zur Erblehre (im weitesten Sinn) sind bedeutsam: Zunächst der erste Teil des neuesten Werks des Begründers der Rassenseelenforschung Ludwig Ferdinand Clauß: „Rasse und Charakter", 1. „Das lebendige Antlitz" (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.; 101 S., 55 Bilder). Man könnte es einen kommentierten Bilderatlas nennen; Clauß vermeidet jede allgemeine „Bewertung" der Rassen, wie: gut, böse, kühn, feig usw. und weist nach, daß diese Eigenschaften so ziemlich bei allen Rassen vorkommen und nur die Art, gut oder böse zu sein, ja überhaupt die Welt aufzufassen, verschieden und jeder Rasse „artmäßig" ist. Meist sprechen die Bilder für sich, die ungemein feine, bis in die Tiefen psychologischer Erfassung dringende Behandlung jedes aus den Bildern sprechenden rassischen Einzelfalles aber zeigt erst, wie unmöglich solche allgemeinen, „absoluten" Werturteile dem Rassebegriff gegenüber sind. Man wird auf den zweiten Teil „Die Lebensrolle" gespannt sein dürfen.

Noch mehr ins Medizinische leitet das Werk: „Die organischen und funktionellen Erbkrankheiten des Nervensystems" von Privatdozent Dr. Friedrich Curtius (Ferd. Enke, Stuttgart 1935; 195 S., 20 Abb.). Das Buch stellt zu hohe Ansprüche an medizinisches Denken, als daß es ein Volksbuch werden könnte; für den an solchen Problemen interessierten, wirklich durchgebildeten Laien bietet es freilich eine Fülle von Anregung, allerdings gelegentlich auch von Bedenken. Man darf auch das Problem der Erblichkeit nicht zu Tode hetzen, gerade das kann leicht zu Rückschlägen führen.

Eine Sonderstellung nimmt das Buch: „Wilhelm von Humboldt und das Problem des Juden" von Wilhelm Grau ein (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 154 S.). Es ist eigentlich ein Geschichtswerk, aber so ausschließlich rassisch eingestellt, daß es in unsern Zusammenhang gehört. Mit großer Sorgfalt und einfühlendem Verständnis ist der Einfluß von Juden und namentlich geistvollen Jüdinnen besonders auf den jungen Humboldt dargestellt, ein Einfluß, der erst durch Karoline v. Dacheröden, seine spätere Gattin, zurückgedrängt wurde. Immerhin hat dieser Einfluß wesentlich dazu beigetragen, daß der Staatsmann Humboldt sich so lebhaft für die Emanzipation der Juden einsetzt, — ein geschichtlicher Vorgang, der das Schicksal Deutschlands stark beeinflußt hat, der allerdings so im Sinne der Zeit lag, daß er wohl auch ohne Humboldt sich durchgesetzt hätte. Daß Humboldt im Grunde das Fremde wohl fühlte, daß er aber das Fremdrassige dabei nicht klar erkannte, sondern die Juden nur als Religionsgemeinschaft auffaßte, ist eine Betrachtungsweise, die er mit den meisten seiner gebildeten Zeitgenossen teilte.

Hingewiesen sei noch auf zwei Bücher aus J. F. Lehmanns Verlag: „Rasse und Humor" von Siegfried Kadner (235 S., 50 Abb.), das schon 1930 erschienen, aber bisher noch zu wenig beachtet worden ist. Daß jede Rasse ihre Art von Humor hat, ist zweifellos; aber das Gewicht der kulturellen Umwelt, also des Volkes, das aus recht verschiedenen Rassen zusammengesetzt sein kann, wirkt hier ausgleichend: ein Deutscher, einerlei, welches Rassenelement in ihm vorwiegt, wird in seinem Humor stets anders sein als ein Franzose, der rassisch vielleicht gleich veranlagt ist. Erst Rasse und Volkstum zusammen ergeben das jeweils Typische des wahren Humoristen. Das Buch „Der Aufstieg des Arbeiters durch Rasse und Meisterschaft" (1935; 160 S.) von Karl Valentin Müller bringt eine überzeugende Widerlegung des Marxismus und seines „Gleichheitsprinzips". Besonders lesenswert ist das Kapitel: „Die im Schatten leben".

Eine Gemeinschaftsarbeit ist das in Verbindung mit H. Bürger-Prinz, O. Graf, E. Hefter, G. Kloos, F. Panse, F. Stumpfl vom Abteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers Dr. med. Johannes Schottky herausgegebene Buch „Die Persönlichkeit im Lichte der Erblehre" (B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin 1936;

Digitized by Google

146 S.). Jeder Name bedeutet hier ein eigenes, oft umfangreiches, stets aber inhaltreiches Kapitel, meist einen ganzen Aufsatz. Vom Lebenswerk Galtons, der die Mendelschen Gesetze gewissermaßen vorausahnte, ohne sie bei Abfassung seiner Schriften schon zu kennen, und doch auf dieser Phantasiegrundlage einen Bau aufrichtete, der in den Hauptzügen noch heute fest steht, über Begabung und Vererbung (auch des Charakters), experimentelle Psychologie und Erblehre zu der Erscheinung des Schwachsinns führt das Buch auf seinem Wege schier durch alle wichtigen Erscheinungen der Erbbiologie. Es ist leicht faßlich geschrieben und doch hieb- und stichfest, wenigstens soweit heute schon unser Blick reicht.

Den Anfang einer vom Reichsnährstand, Verlagsgesellschaft m. b. H. Berlin, herausgegebenen Schriftenreihe „Die Ahnen deutscher Bauernführer" macht das von Manfred v. Knobelsdorf bearbeitete, 1935 erschienene Buch „R. Walther Darré" (99 S.). Es ist genau genommen eine sprachlich und familiengeschichtlich kommentierte Ahnentafel des Reichsbauernführers, die zeigt, mit welcher Genauigkeit und welchem geschichtlichen Spürsinn ein solches Werk in Angriff genommen werden will, soll, wie hier, ein klares Ergebnis herauskommen.

Der Verlag Lehmann hat noch ein hübsches Bilderbuch, 48 Lichtbildaufnahmen, mit einem Vorwort von Enno Folkerts herausgebracht: „Oberbayerischer Bauernadel" (1936), das das überraschend „adelige" Blut unseres oberbayerischen Stammes in seinen führenden Bauernschichten zeigt. Kopfputz, Hut usw. machen oft die klare Herausschälung des vorwiegenden Rassenelements schwer; immerhin ist gegenüber der Behauptung, Süddeutschland sei ein „entnordetes Mischgebiet", an Hand dieser Bilder festzustellen, daß trotz alpinen und besonders dinarischen Einschlags diese Gesichter den germanischen Grundcharakter kaum je verleugnen.

Zum Schluß sei Erich Bethes „Ahnenbild und Familiengeschichte bei Römern und Griechen" erwähnt (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1935; 121 S., 7 Abb.). Trotz eingehender Studien hat Bethe doch feststellen müssen, daß die poetische Ader der Griechen und der Ehrgeiz römischer Patrizier die Familiengeschichte beider Völker so verfälscht haben, daß man nur schwer auf Grund kommt. Daß dies Bethe in einer überraschend großen Zahl von Geschlechtern doch gelungen ist und daß er die Eigentümlichkeit und seelische Besonderheit auf diesem Gebiete plastisch herausarbeiten konnte, ist das Beste, was man zum Lob dieses mehr für den geschichtlich angeregten Leser berechneten Buches sagen kann.

München. Walter S. Förtner.

Neuerscheinungen

In seinem Tagebuch „Marginalien" hat Henry von Heiseler geschrieben, es gebe bei jedem Dichter ein Grundthema, das in allen Variationen seiner Werke immer wiederkehre. Bei Hauptmann: Mitleid. Bei George: der seherische Einzelne gegenüber der Menge usw. Das Grundthema bei Wiechert würde wohl so zu formulieren sein: der an seine Träume verlorene Mensch, den eine harte Wirklichkeit packt, schüttelt, verwundet und verwandelt. Dies ist es auch, worum es in dem neuen Schauspiel: „Der verlorene Sohn" geht (Langen-Müller, München 1935; 57 S.). Ein Spiel, mehr mythisch als dramatisch gesehen, stärker in der Schilderung von Gefühlszuständen als von Kämpfen und Entscheidungen, aber kreisend um die wesentlichen Erlebnisse, die die Seele der heutigen Menschen angehen. Wiecherts großer Erfolg ist kein Zufall, er konnte auch nicht „gemacht" werden.

Hans Franck gibt eine Bach-Novelle „Eine Pilgerfahrt nach Lübeck" (Holle, Berlin 1935; 93 S.).

Von Eduard Stucken zwei neue Erzählungen „Adils und Gyrid" und „Ein Blizzard" (Zsolnay, Wien; 266 S.).

„Ich und du und noch ein Bu" von Het Mardner (Holle, Berlin 1935; 64 S.). Das sind hübsche Reime und sehr hübsche deutsche Trachtenbilder, zu einem Buch von gleich erfreulichem Außen und Innen zusammengestellt.

Ein neues Buch von Wilhelm Schussen, die „Geschichte des Apothekers Johannes" (Herder, Freiburg 1935; 130 S.). Frisch und klar erzählt, wohl gezeichnete Menschen und Schicksale.

Digitized by Google

In seiner „Preußischen Novelle" (Stalling, Oldenburg 1935; 122 S.) ist Werner Beumelburg etwas Gutes gelungen. Hier konnte er ganz seine geschlossene Kraft bewähren, die nicht arm an Gefühl ist, aber sparsam im Ausdruck davon. Die Gestalten des jungen Romin, seines Vaters, der Frau von Romin, des großen Königs, des Sergeanten Krischan sind lebendig hingestellt und gegeneinander geführt zu einigen unvergeßlichen Situationen.

Der begabte Verfasser des „Leutnant Lugger", Friedrich Heydenau, schreibt die Geschichte eines kriegsgefangenen Kosaken, für den das Rußland des Bolschewismus den Tod seiner Heimat bedeutet. Er bleibt als Tischler unter Deutschen zu Gast, bis er nach mancher Not und Gefahr an der Seite eines slowakischen Mädchens eine neue Heimat in einem anderen Slawenreich findet: „Hejo und Hila" (S. Fischer, Berlin 1935; 282 S.).

In einem Roman von Alexander Reuß wird eine Schilderung des elsaß-lothringischen Grenzschicksals geboten: „Zwischen den Völkern" (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1935; 239 S.).

In Hamburg ist ein neuer Verlag begründet worden, Goverts, der sich mit guten Büchern einführt. „Frau Orpha", ein flämischer Roman von Marie Gevers (246 S.), kraftvolle und zarte Schilderung von Land, Leuten und Schicksalen. — Editha Klipstein's Buch „Anna Linde" ist die Lebensgeschichte einer Frau: der Weg aus der Heimat in die große Welt und ihre Verführungen, aus den Verführungen in die Ruhe der Heimat zurück (468 S.). — Die Irin Helen Waddell hat in ihrem „Peter Abälard" den alten Stoff von Abälard und Heloise wieder aufgenommen und erzählt ihn auf neue, innerlich erregte Weise (336 S.).

Friedrich Torbergs Buch: „Die Mannschaft" (Kittl, Leipzig 1935; 605 S.) scheint mir eines der wenigen Sportbücher, die nicht nur eine Mode und Zeitgesinnung mitmachen, ihr dienen und von ihr leben, sondern die es verstehen, Sport als eine menschliche Haltung zu begreifen. Man kann diesen Roman eines Sportlebens kaum besser charakterisieren als durch das geistreiche Motto aus einem enzyklopädischen Wörterbuch, das der Verfasser an den Anfang stellt: „Sport (engl.), Belustigung, Kurzweil, Zeitvertreib, Spiel, Scherz, Spaß, Sport, Vergnügen, Spielzeug, Wettkampf, Spott, Hohn, Gegenstand des Spottes, Liebeständelei, Liebeslust, Sportliebhaber, Spieler, Wetter, Gauner, Spielart". Dies alles, was ein kenntnisreiches Lexikon aufzählt, lebt in dem Buch und macht es zu einer auf besondere Weise amüsanten Lektüre.

André Foelckersam: „Drei Monde im silbernen Feld" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1934; 262 S.). Eine Gutsgeschichte, die Liebe einer Frau zu einem Fremden, der verhängnisvoll in ihr Leben tritt, Leidenschaft, Kampf und Bewährung. Leise erzählt, mit langsam zunehmender Spannung.

„Annke, die Erntebraut", ein fröhliches Spiel zur Ernte von Margarete Cordes (Volksspieldienst Langen-Müller, Berlin 1935; 32 S.). Im gleichen Verlag Erntechöre von Felix Oppenberg: „Wir binden die Garben" (24 S.) und „Brot", ein „Chorspiel von Arbeit und täglicher Ernte" von Eberhard Trüstedt (28 S.).

„Mittsommer" nennt Anton Gabele eine neue Novellensammlung. Ernste und heitere, derbe und behäbige Geschichten, bei Herder in Freiburg erschienen (1935; 208 S.).

Albert Mähl: „Leisegang verständigt sich" (Broschek, Hamburg 1935; 150 S.). Die komische Geschichte eines Literaten und Schöngeistes, der in der Schweiz für die Humanität und die Verständigung der Völker wirken will und an einen grobschlächtig-ruhigen Schweizer Pfarrherrn gerät. Mancherlei lustige Situationen ergeben sich daraus.

Josef Magnus Wehner: „Das große Vaterunser". Das sind Erzählungen von legendärem Ton und feierlichem Ernst (erschienen bei Hueber, München 1935; 136 S.). Eine Art „Leidensgeschichte der Menschheit" soll hier gegeben werden, vom ersten Menschenpaar an über den Hauptmann von Kapernaum bis zu den Soldaten des Weltkriegs.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 30. März 1936
Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H., München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 1. Vj. 36: 8185. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riesern bei Pforzheim.
Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

JÖRG LECHLER

5000 Jahre Deutschland

Germanisches Leben in 620 Bildern

214 Seiten. 1936. Gr.-8°. Kart. RM. 5.80

Jörg Lechler geht einen Schritt weiter in der Darstellung der Vorgeschichte. Sein jüngstes Werk sucht hinter dem toten Fund den lebendigen Menschen. Wohl zeigt es all die schöngeformten Werkzeuge und Geräte, aber es ordnet sie ein in den Arbeitsgang und zeigt ihren Gebrauch, zeigt, wie der Germane sein Haus baute, wie er bohrend die Härte des Steins bezwang, die feinwandigen Luren goß und die bauchigen Gefäße formte. Sahen wir so unsere Vorfahren lebendiger?

GUSTAF KOSSINNA

Die deutsche Vorgeschichte

eine hervorragend nationale Wissenschaft

7. Auflage (15.—25. Tausend)

durchgesehen und durch Anmerkungen ergänzt von Dr. Werner Hülle, Berlin. XI, 302 Seiten mit 483 Abb. im Text. 1936. Gr.-8°. RM. 7.—, geb. RM. 8.40, Vorzugspreis*) RM. 6.—, gebunden RM 7.40 (Mannus-Bücherei Band 9)

*) Für Bezieher der Zeitschrift „Mannus", der „Mannus-Bücherei" oder bei Bestellung von 3 verschiedenen Bänden dieser Zeitschrift.

Das Werk gehört zu den ersten 100 nationalsozialistischen Büchern

Buch und Volk: Dieses Hauptwerk des Begründers und Vorkämpfers einer wahrhaft deutschen Vorgeschichtsforschung ist eine Programmschrift nationalsozialistischer Geschichtsauffassung geworden. Es ist die grundlegende wissenschaftliche Veröffentlichung über die Ur- und Frühzeit unseres Volkes und eine unentbehrliche Waffe gegen die Lüge von der Unkultur unserer germanischen Vorfahren.

GUSTAF KOSSINNA

Altgermanische Kulturhöhe

Eine Einführung in die deutsche Vor- und Frühgeschichte

5. Auflage. 88 Seit. mit 55 Abbildungen auf 12 Tafeln. 1935. Kl.-8°. Kart. RM. 1.80

Das Dorf: Ein Buch, in dem jede Zeile von unendlicher Liebe zu unserer herrlichen deutschen Vorgeschichte spricht. Gustaf Kossinna versteht es hier, in seiner schönen Sprache von der Hoheit germanischen Wesens zu erzählen. Einen unerschöpflichen Reichtum von artreinem und sugendfrischem Kulturleben bespricht er und man fühlt es, Kossinna schöpft aus dem vollen. Jörg Lechlers Verdienst ist es, das Buch im Sinne seines großen Lehrers mit prächtigen Abbildungen ausgestattet zu haben.

JÖRG LECHLER

Vom Hakenkreuz

Die Geschichte eines Symbols

2., erweiterte und vermehrte Auflage. VII, 90 Seiten mit 600 Abbildungen und einer farbigen Tafel. 1934. Gr.-8°. RM. 3.75

Das Werk wurde unter die ersten 100 nationalsozialistischen Bücher aufgenommen

Reichszeitung der deutschen Erzieher: Es ist unzweifelhaft das Beste, was auf diesem Gebiet geschrieben wurde. Die Bilder sind technisch hervorragend. Lechler tritt ganz ohne vorgefaßte Meinung an seinen Stoff heran und zeigt in streng wissenschaftlicher, aber leicht verständlicher Darstellung die Verbreitung und zeitliche Festlegung des Hakenkreuzes.

Mein Verzeichnis „Vorgeschichte im völkischen Sinn" ist kostenlos erhältlich

Die Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen

Curt Kabitzsch / Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Ur- und Vorzeit Bayerns

Von Universitäts-Professor Ferdinand Birkner

Mit diesem Buch erscheint das längst erwartete bayerische Vorgeschichtswerk. Es schildert die na
lichen Kulturverhältnisse Bayerns, angefangen von den Höhlenbewohnern der Eis- und Steinzeit
den Kelten unter der Römerherrschaft. An Hand vieler seltener Fundstücke aus allen Gegenden Ba
deckt hier Professor Birkner, der verdiente Direktor i. R. der Vor- und Frühgeschichtlichen Sta
sammlung in München, die Wurzeln unserer heimatlichen Kultur auf und weckt in uns so die Ach
vor dem Erbe der Ahnen. Die Bayerische Lehrerzeitung urteilt: „Das Werk bringt uns zum Bewuß
daß die Kultur der Gegenwart in ihrer ganzen Eigenart aus der Vergangenheit hervorgewachs
und ohne diese nicht verstanden werden kann." Und die Bayerische Ostmark, Regensburg: „Was aber
Hauptsache ist, das Buch ist so geschrieben, daß auch der Laie es leicht versteht und ein deutliches B
von dem bekommt, was die ernste Wissenschaft auf diesem Gebiet erarbeitet hat!" Ein wertvol
Grundwerk für alle Vorgeschichtsfreunde. 215 Seiten mit insgesamt 450 Figuren und 20 Kunstdr
tafeln. Geheftet RM. 5.80, in Leinen RM. 6.90.

Weitere Werke zur Vor- und Frühgeschichte:

Die Bayerischen Ortsnamen

als Grundlage der Siedlungsgeschichte. Von B. Eberl. Teil I: Ortsnamenbildung und Siedlu
geschichtliche Zusammenhänge. 112 Seiten. Kartoniert RM. 3.—; Teil II: Grund- und Bestimmu
wörter. 161 Seiten. Kartoniert RM. 4.—.

Münchens Vorzeit

Von Heinrich Geidel. Eis- und Steinzeit auf Münchens Boden bis zur Besiedlung durch die Be
waren. 120 Seiten, 51 Bilder, 1 Karte. Geheftet RM. 4.—, Leinen RM. 5.20

Bayerns Boden

Von Dr. Franz Münichsdorfer. Die natürlichen Grundlagen der Siedlung. Band I: Südbayern
172 Seiten, 52 Bilder und Karten. Geheftet RM. 4.50, Leinen RM. 5.50. Band II: Nordbayern mit
Rheinpfalz. 232 Seiten, 78 Bilder und Karten. Geheftet RM. 5.20, Leinen RM. 6.20.

Die Römer in Bayern

Von Friedrich Wagner. Was uns die Römerfunde in Bayern alles erzählen! 4. Auflage. 130 Seiten
74 Bilder, 2 Karten. Geheftet RM. 3.60, Leinen RM. 4.80.

In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München

Digitized by Google

AP
30
S9
V.33
no. 8

Süddeutsche Monatshefte

Das Geld zum Bauen
Bauvorschriften
Der Bauplatz
Der Rohbau
Gestaltung des Hau
Innenausbau
Heizung
Gas und Elektrizität
Inneneinrichtung
Der Hausgarten
Das Wochenendha

33. JAHRGANG HEFT 8 MAI 193

Digitized by Google

Vierteljährlich RM. 4.05 Einzelheft RM. 1.5

Ur- und Vorzeit Bayerns

Von Universitäts-Professor Ferdinand Birkner

Mit diesem Buch erscheint das längst erwartete bayerische Vorgeschichtswerk. Es schildert d
lichen Kulturverhältnisse Bayerns, angefangen von den Höhlenbewohnern der Eis- und Stei
den Kelten unter der Römerherrschaft. An Hand vieler seltener Fundstücke aus allen Gegend
deckt hier Professor Birkner, der verdiente Direktor i. R. der Vor- und Frühgeschichtlic
sammlung in München, die Wurzeln unserer heimatlichen Kultur auf und weckt in uns so
vor dem Erbe der Ahnen. Die Bayerische Lehrerzeitung urteilt: „Das Werk bringt uns zum
daß die Kultur der Gegenwart in ihrer ganzen Eigenart aus der Vergangenheit hervorg
und ohne diese nicht verstanden werden kann." Und die Bayerische Ostmark, Regensburg: „
Hauptsache ist, das Buch ist so geschrieben, daß auch der Laie es leicht versteht und ein de
von dem bekommt, was die ernste Wissenschaft auf diesem Gebiet erarbeitet hat!" Ein
Grundwerk für alle Vorgeschichtsfreunde. 215 Seiten mit insgesamt 450 Figuren und 20
tafeln. Geheftet RM. 5.80, in Leinen RM. 6.80.

Weitere Werke zur Vor- und Frühgeschichte:

Die Bayerischen Ortsnamen

als Grundlage der Siedlungsgeschichte. Von B. Eberl. Teil I: Ortsnamenbildung und
geschichtliche Zusammenhänge. 112 Seiten. Kartoniert RM. 3.—; Teil II: Grund- und B
wörter. 161 Seiten. Kartoniert RM. 4.—.

Münchens Vorzeit

Von Heinrich Geidel. Eis- und Steinzeit auf Münchens Boden bis zur Besiedlung dur
waren. 120 Seiten, 51 Bilder, 1 Karte. Geheftet RM. 4.—, Leinen RM. 5.20

Bayerns Boden

Von Dr. Franz Münichsdorfer. Die natürlichen Grundlagen der Siedlung. Band I:
172 Seiten, 52 Bilder und Karten. Geheftet RM. 4.50, Leinen RM. 5.50. Band II: Nord
Rheinpfalz. 232 Seiten, 78 Bilder und Karten. Geheftet RM. 5.20, Leinen RM. 6.2

Die Römer in Bayern

Von Friedrich Wagner. Was uns die Römerfunde in Bayern alles erzählen! 4. Auflage.
74 Bilder, 2 Karten. Geheftet RM. 3.60, Leinen RM. 4.80.

In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. Mün

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Digitized by Google

Sichern Sie Ihr Hab und Gut!

Wir bieten Ihnen umfassenden Versicherungsschutz durch unsere Feuerschäden-, Einbruchdiebstahl-, Wasserleitungsschäden-, Sturm- und Glasschäden-Versicherungen. Unser guter Versicherungsschutz ist bekannt.

Volksfürsorge

ALLGEMEINE VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT
HAMBURG 5 An der Alster 57-61

OBAG

● BAUPLÄTZE die billigsten und verkehrgünstigsten, an neugebauten Straßen, Licht, Gas, Wasser vorh., eingezäunt, bequeme Ratenzahlung

Waldfriedhof	10 Min. z. Straßenbahn, Neuaufteilung v. **100 Bauplätzen** a.d. Würmtal- u. Salburgstr. Plätze ab 28 Pf. p. qf. **Vorzug keine Straßensicherung**
Fürstenrieder Straße	2 Minuten zur Straßenbahnendst. Waldfriedhof, **100 Bauplätze** Ecke Fürstenrieder und Planegger Straße
Harlaching	vis-à-vis Wettersteinplatz an der Grünwalder und Wenningstraße herrlich gelegene Bauplätze, äußerst billig
Harlaching	Neuaufteilung von 30 Bauplätzen an der Nauplia- und Heigistraße, nur 10 Minuten zur Straßenbahn-Haltestelle Südtiroler Platz
Balanstr. und Fasangartenstr.	2 Minuten vom Bahnhof Fasangarten und 12 Minuten zur Straßenbahn-Endstation der Linie 7 Plätze ab RM 1000.–
Pasing	2 Minuten vom Bahnhof Neuaubing und 5 Minuten zum Bahnhof Lochham, Plätze direkt am Wald ab RM. 900.–
Freimann	nördlich vom Aumeister neuvermessene Plätze (Bachufer)
Neuaufteilungen:	**Begenhausen** an der Vollmannstraße 75 Bauplätze enorm billig **Sendling** nächst St.-Heinrich-Kirche, 100 Bauplätze

Besichtigung sämtlicher Grundstücke Samstag u. Sonntag nachm. Auskunft direkt am Platze od. durch

OBAG Oberbayr. Grundstückverwertung GmbH. München, Löwengrube 1 Fernsprecher 11897

Digitized by Google

Deutsche Kunst

Ohne in die leider immer noch üblichen Superlative der uchbesprechungen zu verfallen, darf hier gesagt werden, daß e Kenntnis der Beiträge jedem bildenden Künstler, Museumseamten und Kunstschriftsteller, der sich nicht außerhalb der egebenen Entwicklung stellen will, dringend zu wünschen ist. So bedeutet das Heft eine Tat." — So urteilt der „Deutsche unstbericht" (Karlsruhe) über das große, mit zahlreichen Bildern geschmückte Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte.

Aus dem Inhalt: Eugen Hönig, Die Reichskammer der ildenden Künste / Hubert Wilm, Aufbruch zur nationalen unst / Alexander Heilmeyer, Die Stadt Adolf Hitlers / ubert Schrade, Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg / Paul Schmitthenner, Von der neuen Baukunst / Gustav Steinbömer, Die neuen Aufgaben der Museen / Konrad Weiß, Bewegungen des deutschen Kunstsinnes / Paul Rosner, Anmerkungen zur Forderung der Zeit / Edgar Schindler, Die Kunst im Volke / Fritz Nemitz, Die Aufgaben der Kunstkritik

Preis des Heftes RM. 1.50

Familien-forschung

Die Familienforschung hat im neuen Deutschland der Rassenpolitik und -Gesetzgebung, des Erbhofrechts, kurzum der Besinnung auf Ahnen und Volksverbundenheit einen tiefen Sinn und Zweck bekommen. Heute ist jeder Deutsche irgendwie dazu angehalten, sich um die Geschichte seiner Familie zu kümmern. Hinweise auf alle einschlägigen Fragen und sachgemäße Anleitung vermitteln erste Kenner des Faches in diesem Sonderheft: Staatsarchivdirektor Dr. Josef Franz Knöpfler: Familienforschung in der Anwendung / Archivreferendar Dr. Karl Buchner: Unsere Familiennamen / Egon Freiherr von Berchem: Wappenkunde und Wappenkunst / Adolf Roth: Die Ahnentafel von Richard Straußens Mutter / Dr. Hans Strobel: Bauernehre und Reichserbhofgesetz / Dr. Wilhelm K. Prinz von Isenburg: Biologische Fragen in der Familienforschung

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Zwei wichtige Gesundheitsbücher für jedes Haus:

Die Kneippkur – die Kur der Erfolge

Von San.-Rat Dr. Albert Schalle

Es ist die modernste umfassende Darstellung der Kneippschen Heilmethode und zeigt deren erfolgreiche Anwendung bei vielen Krankheiten, besonders bei Nervenleiden, Herzleiden, Frauenleiden, Organerkrankungen, Stoffwechselkrankheiten, Kinderkrankheiten usw. Samt einer genauen Beschreibung der Kneippschen Bäder, Güsse, Wickel, Waschungen und Heilkuren! Ein ärztliches Hausbuch für jede Familie! „Wir sind glücklich, ihr wertvolles Buch in unserem kleinen Bücherschatz zu wissen, haben wir doch in gar manchen Fällen das tiefgründige Werk zu Rate gezogen. Und noch immer hat es uns eine klare Auskunft geschenkt. Wir danken Ihnen von ganzem Herzen für das viele Gute, das Sie uns damit erwiesen haben." So schreibt beispielsweise Familie Muff in Roggliswil (Schweiz). — Das Werk umfaßt 632 Seiten und 32 Tafelbilder. Lexikonformat. Geh. RM. 5.90, Leinen RM. 7.50.

Illustrierter Prospekt kostenlos!

Recken und Strecken

Von Christian Silberhorn

Das Buch der natürlichen Körperübungen! Fort mit den Platt- und Spreizfußbeschwerden! Fort mit Muskelrheumatismus, Ischias, Verdauungs- und Kreislaufstörungen und den Beschwerden der Frau! Fort mit Fettleib und Hängebauch, fort mit der schlechten Körperhaltung bei Dir und den Kindern! Richtige Nachbehandlung von Unfällen und Lähmungen! Erhaltung und Wiedergewinnung der normalen Organfunktionen durch natürliche Körperübungen — das ist der Sinn dieses Buches! 140 Seiten, 144 Bilder. Geh. RM. 3.70, Leinen RM. 4.70.

In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Gebr. Wetsch Möbeltransporte
München, Bayerstr. 13, Tel. 55801 • Möbellagerung

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Mai 1936 / Das Eigenheim

Seite

Grundsätzliche Ueberlegungen. Von Friedrich Kroff in München 453

Das Geld zum Bauen. Von Dr. Joachim Fischer-Dieskau, Oberregierungsrat im Reichs- und Preußischen Arbeitsministerium, in Berlin 455

Bauvorschriften. Von August Blößner, Oberbaurat am Hochbauamt (Stadterweiterung), in München 458

Der Bauplatz. Von Dr. August Lang in München . . . 461

Ratschläge für den Rohbau. Von Hans Schuhmann in München 466

Die Gestaltung des Hauses. Mit Plänen und Entwürfen, sowie einer Baukosten-Zusammenstellung. Von Professor Theo Lechner, Architekt B. D. A., in München 468

Innenausbau. Von Otto Roth, Architekt in München . . 478

Wärmeschutz und Heizung. Von Dr. Ing. Kraft Ernst Wilhelm Rußelt, Professor an der Technischen Hochschule und Vorstand des Laboratoriums für Wärmekraftmaschinen, in München 6

Gas im Haushalt. Von Dr. Irmgard Landgrebe in Berlin

Elektrizität im Eigenheim. Von Dr. Erich Walch in München . . . . .

Die Inneneinrichtung. Von Professor Dr. h. c. Paul Schultze-Naumburg, Direktor der Staatlichen Kunsthochschulen, N. D. N., in Weimar . . . . .

Der Hausgarten. Von Architekt Alwin Seifert, Dozent für Gartengestaltung an der Technischen Hochschule in München

Das Wochenendhaus. Von Regierungsbaumeister Stadtrat Guido Harbers, Beigeordneter für Wohnungs- und Siedlungswesen in der Hauptstadt der Bewegung . . . . .

Die Waldbrunnerin rechtet mit den Himmlischen. Erzählung von Maria Zierer-Steinmiller . . . . .

Bücherschau

Technische Bücher. Von Heinz Kemenater in München . 513

Zwei Bücher über Baukunst. Von Alexander Heilmeyer in München 514

Zwei neue Opernführer. Von Siegfried Kallenberg in München . . . . .

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brandenburg a. Inn . . . . .

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str.
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 5. Mai 1936

Die koloniale Schuldlü

Von Dr. Heinrich Schnee, ehem. Gouverne
Deutsch-Ostafrika

Mit 16 Bildtafeln

5. Auflage. (11. ergänzte u. verbesserte Auflage des gleichnamig
Hefts der Süddeutschen Monatshefte)

Als klassische Darstellung deutscher Kulturarbeit gehört dieses Werk in die Hand jed
auch jedes heranwachsenden Deutschen. Die englische Ausgabe hat in Großbritanni
und Amerika ungeheures Aufsehen erregt! 16 vorzügliche hochinteressante ganzseiti
Aufnahmen ergänzen das geschriebene Wort. „Eines der schönsten Bücher, die uns d
Nachkriegszeit beschert hat." Prof. Dr. J. Loserth in der „Tagespost" Graz, 13. II. 19

Preis steif geh. RM. 2.70

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze vom
VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE MÜNCHE
Sendlinger Straße 80

Wer will
- eine Bett-Couch
- Miete sparen
- Siedlungsmöbel

fordere Katalog von **Patent-Jaeke**
München 2 M 7, Dienerstraße

Digitized by Google

17.- RM monatlich während der Sparzeit.

Nach Zuteilung monatlich nur **52.50 RM** als Zins- und Tilgungsrate einschließlich Lebensversicherungsschutz.

Für ein Eigenheim mit 5 Zimmern, Küche, Bad und Nebenräumen, das z. B. je nach Lage und Ausführung **10 000.- RM** kostet.

Schon 16600 Eigenheime mit über 236 Millionen RM finanziert. Freie Architektenwahl.

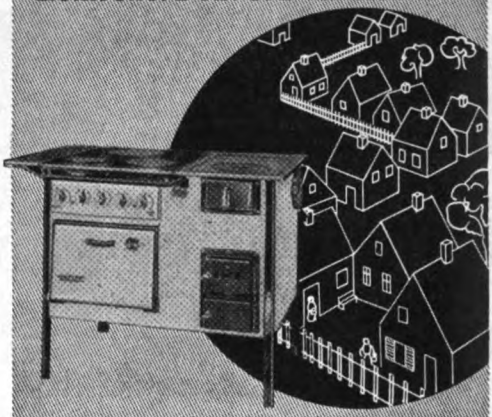
Deutschlands größte Bausparkasse

Gemeinschaft der Freunde Wüstenrot in Ludwigsburg

Verlangen Sie kostenlose Druckschrift Nr. 99

GRAETZOR

Elektroherd Nr. 892 mit Kohleteil

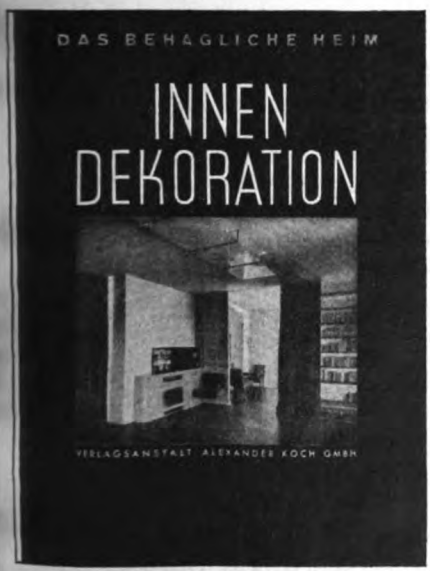


Der tausendfach bewährte

Elektro-Siedlungsherd

Fordern Sie unsere interessante Druckschrift Nr. 163b

EHRICH & GRAETZ AG., BERLIN SO 36
NÜRNBERG W, Weidenkellerstraße 4
MÜNCHEN 2 SW, Mathildenstraße 10



Ein guter Berater und sicherer Führer in allen Fragen der Wohnungskunst ist die

INNENDEKORATION

Herausgeber: Dr. Alexander Koch

Älteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung 47. Jahrgang.

Die monatlich erscheinenden Hefte bringen reichhaltiges Anschauungsmaterial für die Gestaltung des behaglichen Heims. Die Arbeiten der führenden Architekten auf dem Gebiet der Außen- und Innen-Gestaltung von Landhäusern und sonstigen Eigenheimen sind hier in hervorragender Bildwiedergabe vertreten.

Bezugspreis:
Vierteljährlich RM. 6.60 einschl. Versandkosten
Einzelheft RM. 2.50 zuzüglich Versandkosten

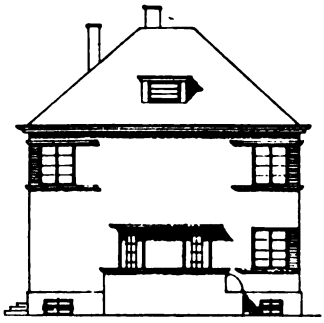
VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH G. m. b. H.
STUTTGART O 75, Neckarstr. 121

Digitized by Google

Gas schafft Arbeit – Gas erspart Arbeit!

Darum koche, bade, wasche nur mit Gas!

Unverbindliche und kostenlose Beratung durch die Gaswerke, die Installateure und den Fachhandel.



Wo gibt es

billige Bauplätze

Stadtviertel Moosach Neuaufteilung

mit sehr günstigen Straßenbahnverbindungen (Linien 4, 14, 24, 34), 11 Minuten Fahrzeit zum Hauptbahnhof, Preis von RM. 900.— bis 3000.— einschließlich Straße im Unterbau

Besicht. jeden Sonntag v. 8—5 1/2 Uhr Gaststätte Rummelwirt, Ecke Dachauer und Hanauer Str.

Boschetsrieder Straße
Ecke Höglwörther Str. (Neuaufteilung)

sehr schöne Lage in Waldnähe, Aufteilungs- und Bebauungspläne genehmigt. Preis von RM. 1100.— bis 2700.—

Besichtigung jeden Sonntag von 3—1/2 6 Uhr an den Plätzen u. Höglwörther Straße 96. — Eventuelle Bebauung wird auf Wunsch übernommen.

Stadtrandsiedlung
München-Lohhof-Süd
(Bahnhofnähe)

25 Minuten Fahrzeit zum Hauptbahnhof. 2 Autobuslin. nach München, Plätze in der Größe von ca. 1/4 Tagwerk oder 10000 qf von RM. 670.— bis 1000.—. Anzahlung nur RM. 220.— bis 300.—, Rest in mehreren Jahresraten

Besichtigung jeden Sonntag und täglich Otto Eckl, Lohhofsiedlung

Untermenzing

(Hindenburgstraße) mit Gebirgsaussicht, Preis pro Platz RM. 700.—, Anzahlg. RM. 250.—. Rest mehr. Jahresraten

ANTON MÜNCH, Immobilien, Karlstr. 54a, Tel. 59199

Digitized by Google

t Wagner Apparatebau, Reutlingen

esden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's
Sanatorium
Nerven- u. innere Kranke

Diesen Morgen wieder Rasierärger gehabt!
Müßt jetzt unbedingt mal Kalderma-Rasierseife probieren!

Der Wert des Eigenheim's
liegt in seiner Behaglichkeit

Zu behaglicher Innen-Ausstattung

hilft Ihnen

HORN am Stachus **MÜNCHEN**

Unsere Spezialabteilung für Wohnungs-Ausstattung steht Ihnen jederzeit unverbindlich mit Rat und Tat zur Verfügung.

Unseren Hauptkatalog senden wir auf Verlangen völlig kostenlos zu.

Digitized by Google

In jedes Eigenheim die gelben Bücher von Elly Petersen

Das gelbe Gartenbuch

Das Gartenbuch für jedermann, gleichviel ob er nur einen kleinen Heimgarten sein eigen nennt oder paar Tagwerk Gartenland, ob er an schönen Blumen und Blütensträuchern Freude hat, oder Obst Gemüse ernten will. Für alles gibt Elly Petersen Rat und Anleitung. Und materiell macht sich das durch das Vermeiden von Mißerfolgen rasch hundertfach bezahlt. Jubiläumsauflage: 75. Tausend! 4 mit 125 Zeichnungen und 7 farbigen Tafeln. Geh. RM. 4.—, Leinen RM. 5.30.

Unsere Zimmerpflanzen

Elly Petersen schenkt hier ein erlebtes, ein neuartiges und notwendiges Zimmerpflanzenbuch dem Anfä wie dem Fortgeschrittenen! Es ist das Zimmerpflanzenbuch für die kleine Wohnung, für den Wintergc und für das kleine Glashaus! Es bringt alle Neuheiten und die guten altmodischen Pflanzen. Es lehrt Pflege, vereinfachte Aufstellung, Schädlingsbekämpfung usw. Dazu viele Fotos und herrliche Farb 176 Seiten. Geh. RM. 3.60, Leinen RM. 4.80.

Das gelbe Kochbuch

Dieses Kochbuch wird man nicht nur gelegentlich nachschlagen, sondern auch wirklich lesen, so unterhal ist es geschrieben. Im Plauderton bekommt man alle notwendigen Hand- und Kunstgriffe beigebracht. D folgen 1200 Rezepte für Suppen und Braten, Fisch und Gemüse, Eintopfgerichte, Saucen, Salate, E speisen, Gefrorenes, Torten und Gebäck! Mehr als genug, um Abwechslung in den Küchenzettel zu brin 480 Seiten, 50 Bilder. Leinen RM. 5.20.

Das gelbe Einmachbuch

Es bringt die hohe, fast vergessene Einmachkunst unserer Eltern und Großeltern wieder zu Ehren enthält 300 bewährte Rezepte für alle Arten von Gelees und Marmeladen, für das Einwecken von Früc und die Bereitung von Fruchtsäften, für Gemüse, Pilze, Kräuter, Gurken und andere schöne Dinge. Auch moderne Diät ist nicht vergessen und Rohköstler kommen ebenfalls auf ihre Rechnung. 120 Sei 25 Bilder. Kart. RM. 1.95.

Das gelbe Backbuch

Backen ist eine Kunst für sich! Hier lehrt Elly Petersen wie man sehr gut und sparsam backt! Und weiter sie ein überreiches Backlexikon: Über 300 Rezepte aus Hefe und Mürbeteig, einfache und feine Gebäcke Tee und Kaffee, Obstkuchen, Torten, Schmalzgebackenes, salziges Backwerk, Füllungen, Creme, Guß- Spritzglasuren usw. Dazu eine Menge Grundrezepte! 142 Seiten, 120 farbige Zeichnungen und 38 Fo auf Tafeln. Kart. RM. 2.75.

„Frau Petersen" — so schreiben die Dresdner Neuesten Nachrichten — „ist eine ideale Lehrerin. Sie l nichts, aber auch gar nichts an Kenntnissen voraus und nimmt sich die Mädels und jungen Frauen vor, t man den erwachsenen und verständigen Abc-Schützen vornimmt!" Und das Stuttgarter Tageblatt urteilt: „ gibt wenig Bücher, die sich in Bezug auf Klarheit und Zweckmäßigkeit mit diesen Werken vergleichen lassen

In allen Buchhandlungen zu haben!

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Digitized by Google

Zwei Berater für die Haus- u. Gartenplanung:

Das freistehende Einfamilienhaus

von 10000 bis 30000 Mark und darüber

Von Reg.-Bmstr. Guido Harbers

Großquart, mit 395 Abbildungen, kart. RM. 6.80

Ein gut unterrichtender Überblick über die Wohn- und Gestaltungsmöglichkeiten des freistehenden Einfamilienhauses, der das Grundsätzliche in Bezug auf Lage, Grundstückseinteilung, Grundriß, äußere Gestaltung und Baukosten gründlich erläutert.

Der Wohngarten

Seine Raum- und Bauelemente

Von Reg.-Bmstr. Guido Harbers

In Verbindung mit Gartenarch. H. Paulus

268 S. Großquart mit 453 Abbild., kart. RM. 9.50, geb. RM. 10.50

Der sparsame Wohngarten mit dem höchsten Wirkungsgehalt ist das Hauptziel dieses entzückenden Gartenbuches, das dem Gartenfreund zuverlässige Anleitung zu selbstschöpferischer Gartengestaltung gibt und ihm die rechten Wege zu den Freude- und Schönheitsquellen des Gartens zeigt.

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY MÜNCHEN

Preiswerte **Bauplätze**

Zweckmäßige, neuzeitliche **Neubau-Villen**

Ein- und Zweifamilienhäuser

IM STADT- UND VORORTBEREICH

Besonders zu empfehlende Baugelände

Obersendling b. Altersheim

zwischen Waldfriedhof- und Forstenrieder Straße, Haltestelle Habacher Straße

Kurparksiedlung Neufriedenheim

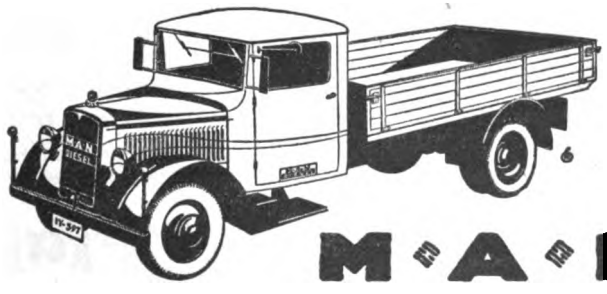
östl. u. westl. der Fürstenrieder Str., zwischen Waldfriedhof u. Laim

Nymphenburg, Isartal, Schwabing, Freimann, Milbertshofen, Solln, Baierbrunn, Icking, Gräfelfing-Lochham, Pasing, Obermenzing, Ottobrunn

Bayer. Grundstücksverwertung GmbH.

München, Karlsplatz 7 Telefon 10989, 12014

zugstark - betriebsbillig



M·A·N

DIESEL

Lastwagen 2½-6½ t Nutzl.

Omnibusse / Sonderfahrz.

Diesel-Fahrzeuge seit 1923

Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G., Werk Nürnberg.

Digitized by Google

Gegr. 1889

Bayerische Vereinsbank

Kredit- und Hypothekenbank

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns rechts des Rheins

Sorgfältige und entgegenkommende Erledigung
von Bankgeschäften aller Art

Sparverkehr

Verkauf von Gold-Pfandbriefen

Gewährung von Hypothek-Darlehen

Neuaufteilung!

Bauplätze

beim Willibaldplatz

an der Stadtgrenze München-Laim-Pasing zwischen der Schacky- und Landsbergerstraße 3 Minuten zur Straßenbahn. **nur 45 Pfg./qf**

2) in Nymphenburg, a. Park, Herthastr. baurf. **65** Pfg./qf
3) Paulsdorferstr., Siedlg. a. Wallgauplatz, dir. a. d. Endstation Lin. 7, Ständlerstr. ab **1500.-** RM. d. Platz
4) in Berg a. Laim Gratlspitz-St. Veitstr. ab **1000.-** RM.
5) Solln (Martinshof) Wolfratshauserstr. v. **25-28** Pfg./qf
6) Obermenzing Ecke Adolf-Wagner-Georgstr. **25** Pfg./qf

Besichtigung obiger Gelände Sa.—So. 3—5 Uhr.

Übernahme von Neuaufteilungen u. Ankauf von Grundbesitz durch:

Grundstücks-Verwertung Georg Grundler

Blumenstr. 21a, Laden Tel. 27047

„Die Wohnung"

das deutsche Fachgeschäft für **Wohnungs-Einrichtungen**

ARCHITEKT **EUGEN EISELE**

Dienerstr. 8, gegenüber Dallmayr-Haus

In jeder Preislage kann ich Ihr Heim künstlerisch, Ihrer persönlichen Note entsprechend einrichten.

Pfaff

die treue Helferin

für jeden Beruf und Haushalt.

Günstige Zahlungsbedingungen

Pfaff-Nähmaschinen-Haus

München, Bayerstraße 9 · Telefon 55648

Digitized by Google

Grundsätzliche Überlegungen

Von Friedrich Kroff in München

In der Regel wird dem Erwerb eines Eigenheimes — durch Kauf oder durch Bau — nicht die Einschätzung zuteil, die er vom Bauherrn und seinen Familienmitgliedern verdient. Man betrachtet das Unternehmen etwa wie eine der in der Stadt üblichen Wohnungsveränderungen und ist sich nicht genügend bewußt, daß diese Art Wohnungsveränderung eine — Lebensveränderung ist, an Bedeutung gleichzusetzen mit Berufswahl, Eheschließung und Familiengründung, Veränderung des Wohnortes u. dgl.

Je weniger tief nun der Entschluß zum Eigenheim begründet ist, desto gewagter ist das Unternehmen, das so viele nur einem schönen Sommertag und der bestechenden Idylle des Kaffeetisches im Garten, die solch ein Tag ihnen zufällig gezeigt hat, verdanken, also einer Stimmung, einer Laune, deren Nachhaltigkeit ungewiß ist. Und doch ist die Nachhaltigkeit des Willens zum Eigenheim und die Dauer der Erhaltung seines Besitzes, wenn möglich für Lebens- oder gar Familiendauer, von ausschlaggebender Wichtigkeit, der am sichersten dann Genüge geschieht, wenn sich in der Schaffung des Eigenheims die große Sehnsucht des Menschen nach Erdverbundenheit erfüllt.

Es bedarf dieses tiefen und starken Antriebes schon deshalb, weil der bedeutsame Schritt zum Eigenhausbesitz bekanntlich nicht nur Vorteil und Beglückung mit sich bringt, sondern durchaus nicht ohne Verzicht auf gewisse Lebensgewohnheiten und Bequemlichkeiten abgeht. Man denke nur an die größere Entlegenheit, die den neuen Wohnsitz meistens von der Mietwohnung in größerer Stadtnähe unterscheidet. Die tägliche Raumüberwindung auf dem Weg zur Arbeitsstätte des Familienoberhauptes und der im Erwerbsleben stehenden Kinder, ferner bei den Einkäufen und anderen Besorgungen durch die Familie, die größere Schwierigkeit beim Besuch von Vergnügungsstätten, vielleicht auch ungewohnte Vereinsamung bei Leuten, die geselligen Verkehr gewohnt sind — all das muß in größerem oder geringerem Maße in Kauf genommen und somit im vorhinein wohl überlegt werden. So spielt also bei der Wahl des dauernden Wohnsitzes die Verkehrslage, die nähere Umgebung und die Art des Weges zur Innenstadt eine hervorragende Rolle; Mißgriffe dabei bilden häufig den Grund zu späteren Enttäuschungen.

Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß durch den Garten und seine Bestellung zwar viel Schönes und Gutes der Familie zuteil wird, daß ihr aus ihm aber auch ein ansehnliches Stück neuer Arbeit erwächst. Es muß sehr wohl überlegt werden, wer diese Arbeit regelmäßig leistet, soll es nicht dahin kommen, daß, wie so oft, die Hausfrau damit überlastet wird.

Man darf diese Überlegungen natürlich nicht zu weit treiben, zumal zu viel Vorsorge und Vorsicht schließlich zur Entschlußlosigkeit führt. In jüngerem Lebensalter kann man mit weniger Überlegungen auskommen als in höheren Jahren und bei schwerfälligerer Veranlagung.

Der Hauptgesichtspunkt, der beim Entschluß zur Gründung des Eigenheimes der reiflichsten Überlegung bedarf, liegt ebenso wie die vorgenannten in der Gewährleistung der Dauer und Endgültigkeit des Eigenhausbesitzes: es ist der wirtschaftliche. Die finanzielle Sicherung des Erwerbes ist nicht zuletzt deshalb so ausschlaggebend, weil sie über den individuellen Interessenkreis der Familie hinaus-

Digitized by Google

und in die Volkswirtschaft hineinreicht. Hast du die Mittel zum Bauen? muß jeder sich vor allem fragen, und nicht nur zum Bauen, sondern auch zur dauernden Erhaltung deines Besitzes? Dabei gilt es nicht zuletzt zu prüfen, wie die wirtschaftliche Lage einer Familie beschaffen ist, sowohl hinsichtlich vorhandenen Barvermögens wie hinsichtlich der Höhe und Sicherheit des Einkommens und allenfalls des vorhandenen Rückhaltes bei Verwandten. Wer hierin sich nicht nach menschlichem Ermessen hinreichend befriedigende Aussichten zuschreiben darf, der lasse lieber die Hand vom Bauen und bewahre sich damit vor wirtschaftlichem Frettertum, das das erhoffte dauernde Glück auf fester Scholle für ihn und die Seinen nur allzu leicht in eine von Jahr zu Jahr wachsende Bürde verkehrt und schließlich mit der peinlichen Rückkehr in das einst so wohlgemut verlassene Mietwohnungselend endigt.

Wer sich mit diesen grundsätzlichen Überlegungen vor dem Entschluß, ein Eigenheim zu erwerben, ernstlich befaßt hat, der mag mit gutem Gewissen den entscheidenden Schritt wagen. Er wird ihn vor sich, vor den Seinen und vor dem Kreis seiner Mitarbeiter, die ihm bei der Verwirklichung seines Planes mit ihrem Fleiß und Können an die Hand gehen, getrost verantworten können. Und so mag er sich mit begründeter Aussicht auf ein gedeihliches Ende den Einzelüberlegungen und praktischen Geschäften zuwenden, die das eigene Haus im eigenen Garten erstehen lassen.

Mit Fug sehen wir ab von den Fällen, wo der Erwerb eines Eigenheimes lediglich eine Geldangelegenheit ist, das Haus also nur als Spekulationsobjekt betrachtet wird, von dem man sich jederzeit zu trennen bereit ist, sobald man mit Gewinn verkaufen kann.

Eine Grunderwägung anderer Art, die wir schon gestreift haben, schließt sich hier an. Es ist die Frage, ob man das Eigenhaus fertig kaufen oder es sich selber bauen soll. Beide Möglichkeiten haben ihr Für und Wider. Daß der einfache Kauf finanziell weniger verwickelt ist als die Finanzierung eines Neubaues, darf für den Regelfall wohl voraus bemerkt werden.

Steht das Haus schon fertig vor einem, so ist man in der Lage, genauestens zu prüfen, was man an einem Haus hat, wie es in Wirklichkeit aussieht, was seine Bauqualitäten sind — Werkstoff sowohl wie Verarbeitung — und wie man sich in seinen Räumen fühlen und bewegen wird. Dabei ist vorauszusetzen, daß man von den Dingen, die man da prüft, selbst etwas versteht oder einen Fachmann an der Hand hat. Andernfalls ist man auch beim Kauf des fertigen Hauses vor späteren Überraschungen nicht sicher. Auf jeden Fall muß der Käufer hier das Haus nehmen, wie es ist, und sich ohne Sonderwünsche damit zufrieden geben. Seine Raumwünsche dürfen nur allgemeiner Natur sein. Das bedeutet eine gewisse Anspruchslosigkeit, oder man muß das seltene Glück haben, daß sich der Befund des Objektes gerade mit den individuellen Wünschen deckt.

In allen anderen Fällen ist man besser daran, wenn man sich sein Heim durch Planung und Bau erst schafft. Hiebei kann jeder Wunsch und jeder Traum, sofern es nur die Geldmittel erlauben, erfüllt, jede Klippe, die das häusliche Behagen stört, vermieden werden. Und ein wichtiger Vorteil spricht außerdem für das Selbstbauen, was immer auch die gegenteiligen Erfahrungen von Pechvögeln oder Pessimisten dagegen sagen mögen: das Bauen ist eine Lust, es ist Schaffensglück, und eine beglückende Spannung liegt in dem schrittweise zum Ziel reifenden Werk, das ein Stück unseres künftigen Lebens sein und uns und unsere Kinder zurückführen soll in die beglückende ständige Fühlung mit dem mütterlichen Boden der Erde.

Digitized by Google

Das Geld zum Bauen

Von Joachim Fischer-Dieskau in Berlin

Nicht nur zum Kriegführen, sondern auch — was uns Deutschen näher liegt — zum Bauen gehört erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. Dieses Geld ist heute, wo an unseren Kreditapparat gewaltige Aufgaben aller Art herantreten, nicht leicht zu beschaffen. Darum ist auf dem Wege zum Eigenheim die Strecke, die zu den Finanzierungsquellen führen soll, eine der schwierigsten und dornenvollsten. Wir haben es hier mit einem Problem zu tun, das für den einzelnen Baulustigen, wie für unsere ganze Volkswirtschaft von großer Bedeutung ist.

Im neuen Deutschen Reich hat der Eigenheimgedanke einen mächtigen Aufschwung genommen. Das Massenmietshaus, die Mietskaserne unseligen Angedenkens, wird von der Staatsführung und der Bevölkerung selbst abgelehnt. Das Wohnbedürfnis wird in zunehmendem Maße im Kleinhaus, namentlich im Eigenheim und in der Kleinsiedlung befriedigt. Der Anteil der Kleinhäuser mit 1 bis 4 Wohnungen, der im Jahre 1931 nur 70 v. H. des gesamten Zuganges betragen hat, ist 1934 auf über 90 v. H. gestiegen.

Nun brauchen wir jährlich, um nur unseren Zuwachs an neuen Haushaltungen aufzunehmen, mindestens 300 000 neue Wohnungen. Nehmen wir, gering gerechnet, die durchschnittlichen Kosten einer Wohnung mit etwa 6000 RM. an, so bedingt dieses Programm einen jährlichen Kapitalaufwand von etwa 1,8 Milliarden RM. Die Aufbringung dieser selbst für eine große Volkswirtschaft gewaltigen Summe wird erleichtert, wenn vorwiegend Eigenheime gebaut werden. Denn derjenige, der sich ein Eigenheim bauen will, ist bereit, hierfür seine Ersparnisse zu opfern und sie als Eigenkapital einzusetzen. Tatsächlich ist seit der Machtergreifung — im Gegensatz zu den vergangenen Jahren, in denen dieser Anteil erheblich geringer war — etwa die Hälfte des gesamten Investitionsaufwandes des Wohnungsbaues in irgend einer Form (wenn auch nicht ausschließlich als Eigenkapital) von den Bauherren selbst aufgebracht worden, so daß nur die andere Hälfte dieses Aufwandes den eigentlichen Kapitalmarkt belastet hat.

Werfen wir einen Blick darauf, aus welchen Quellen im einzelnen das Wohnbauprogramm des vergangenen Jahres finanziert worden ist, so erhalten wir gleich ein Bild davon, welche Institute sich mit der Finanzierung von Eigenheimen befassen. Im Jahre 1935, in dem rund 215 000 Neubauwohnungen, darunter vorwiegend Eigenheime, gebaut worden sind, sind schätzungsweise aufgebracht worden:

von den Sparkassen (Stadt- und Kreissparkassen)	rund	150	Mill.	RM.	Hypotheken
von privaten Hypothekenbanken	„	120	„	„	„
von öffentlich-rechtlichen Kreditanstalten (Stadtschaften, Landesbanken, Preußische Landespfandbriefanstalt usw.)	„	70	„	„	„
von privaten Versicherungsunternehmen (Lebensversicherungsgesellschaften)	„	50	„	„	„
von öffentlich-rechtlichen Versicherungsanstalten (Provinzielle und sonstige Lebens- und Feuerversicherungsanstalten u. dgl.)	„	20	„	„	„
von der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte	„	80	„	„	„
von sonstigen Trägern der Sozialversicherung (Landesversicherungsanstalten usw.)	„	20	„	„	„
von privaten und öffentlichen Bausparkassen	„	85	„	„	„

Digitized by Google

Die angeführten Gruppen von Geldgebern, die man unter dem Begriff des „organisierten Realkredits" zusammenfaßt, dürften auch in der Zukunft die Hauptquellen für die Wohnungsbaufinanzierung bilden. Dabei kann allerdings der Umfang, indem die einzelnen Gruppen als Hypothekengeber in Frage kommen, starken Schwankungen unterliegen. Z. B. können die Hypothekenbanken und öffentlich-rechtlichen Kreditanstalten nur dann Hypotheken geben, wenn ihnen vom Reichswirtschaftsminister der Neuverkauf von Pfandbriefen gestattet wird, was wiederum von der allgemeinen Lage am Kapitalmarkt abhängt. Ebenso ist es für Kapitalsammelstellen wie Sparkassen und Versicherungen von größter Bedeutung, in welchem Ausmaße von ihnen Reichsanleihen zu übernehmen sind.

Neben dem „organisierten Realkredit" treten auch private Geldgeber auf, die ihr Kapital hypothekarisch anlegen wollen; die Bedeutung dieser privaten Geldgeber — unter denen leider auch unreelle Elemente vorkommen, so daß gewisse Vorsicht am Platze ist — ist jedoch, im ganzen gesehen, volkswirtschaftlich erheblich geringer als die des organisierten Kapitalmarktes.

Haben wir so die finanziellen Fragen des Eigenheimbaues mehr vom Standpunkt der Volkswirtschaft beleuchtet, so wollen wir jetzt die Dinge vom Blickfeld des einzelnen Bauherrn betrachten. Der glücklichste Bauherr ist sicher der, der das ganze Haus aus eigener Tasche bezahlen kann. Solche Bauherren sind aber selten. In der Regel werden daher eine oder mehrere Hypotheken für den Bau aufgenommen werden. Dagegen ist nichts einzuwenden. Wohl aber ruht der Bau nur dann auf einer gesunden finanziellen Grundlage, wenn auch eigenes Kapital des Bauherrn hineingesteckt ist. Wie hoch der Hundertsatz des eigenen Geldes sein muß, läßt sich freilich nicht ein für alle Mal sagen. Mindestens sollen es 10 v. H., in der Regel aber 20 bis 30 v. H. sein. Dringend zu warnen ist davor, über seine Mittel zu bauen. Ist die laufende Belastung zu groß, steht sie nicht in einem vernünftigen Verhältnis zum Einkommen — wobei erfahrungsgemäß höchstens ein Fünftel bis ein Viertel des Einkommens für das Heim verwendet werden sollte — so wird das Haus statt zu einer Quelle der Kraft und Freude zu einer schweren Last. Jeder, der bauen will, sollte daher, nachdem die Kosten seines Bauvorhabens feststehen, sich einen genauen Finanzierungsplan machen. Dieser Plan muß Auskunft darüber geben, woher die Kapitalien genommen werden sollen, mit denen der Bau endgültig bezahlt wird. Da die Hypotheken im allgemeinen erst nach Fertigstellung des Baues ausgezahlt werden, ist von vornherein im Finanzierungsplan auch zu prüfen, wo das eigentliche Baugeld herkommen soll, das während des Baues selbst zur Bezahlung der Baustoffe, der Handwerker usw. erforderlich ist. Notfalls muß hierfür ein sogenannter Bauzwischenkredit beschafft werden. Der Plan muß aber auch weiter ein genaues Bild davon geben, wie hoch die laufende Belastung aus dem Eigenheim wird. Bevor diese Fragen nicht endgültig geklärt sind, sollte keinesfalls mit dem Bau begonnen werden, sonst sind Enttäuschungen und Rückschläge unvermeidlich.

Im allgemeinen kommt für die Finanzierung eine Dreiteilung in Frage: Zunächst die erste Hypothek. Wenn man sie nicht von privater Hand erhält, so ist sie von einem der bereits angegebenen Geldinstitute zu beschaffen. An welche dieser Stellen der Baulustige sich wendet, hängt ganz von den Umständen ab. Wer beispielsweise bei der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte versichert ist, für den wird es naheliegen, sich mit dieser Anstalt in Verbindung zu setzen. Wer in engen Geschäftsbeziehungen zu einer Sparkasse steht, wird diese um die Hypothek bitten. Für Baulustige, die eine Lebensversicherung abgeschlossen haben, empfiehlt sich eine Anfrage bei ihrer Versicherungsgesellschaft. — Die erste Hypothek wird im allgemeinen bis zu etwa 40—50 v. H. des Beleihungswertes gegeben, der etwas niedriger liegt als die Gesamtherstellungskosten. Die Zinsen, die für erste Hypotheken auf Neu-

Digitized by Google

bauten jetzt üblich sind, schwanken zwischen 4 und 5 v. H., wobei die Auszahlung des Darlehens zu etwa 98—99 v. H. erfolgt. Bei den Hypotheken der Pfandbriefinstitute bestimmt sich die Auszahlung nach dem Pfandbriefkurs, von dem ein Abschlag von 2½ bis 3 v. H. für die Kosten der Geldbeschaffung abgeht. Da der Kurs der Pfandbriefe im allgemeinen um 96—98 v. H. pendelt, ist für die Pfandbriefhypotheken mit einem Disagio von etwa 5—7 v. H. des Nennbetrages des Darlehens zu rechnen. — Als Form der Hypotheken ist für den Bauherrn im allgemeinen die unkündbare Tilgungshypothek die günstigste; bei ihr erfolgt die Rückzahlung in Form jährlicher Tilgungsraten, meist von 1—2 v. H. des ursprünglichen Hypothekenkapitals, unter Zuwachs der ersparten Zinsen.

Hinter der ersten Hypothek wird häufig noch eine nachstellige Hypothek aufgenommen. Sie kann bis zu etwa 75 v. H. des Beleihungswertes des Grundstücks gehen. Zweite Hypotheken sind naturgemäß schwerer zu beschaffen als erststellige, weil das Risiko für den Gläubiger größer ist. Als Geldgeber kommen für nachstellige Hypotheken im allgemeinen die gleichen Institute in Frage wie für die ersten Hypotheken. Häufig werden beide Hypotheken von demselben Institut gegeben. Das Reich erleichtert die Beschaffung nachstelliger Hypotheken wesentlich dadurch, daß es für solche Hypotheken dem Geldgeber gegenüber die Bürgschaft übernimmt, falls es sich um bescheidene Eigenheime bis zu 100, ausnahmsweise bis zu 120 qm nutzbarer Wohnfläche handelt. Dann braucht für die nachstellige Hypothek in der Regel auch kein höherer Zins gezahlt zu werden als für die erste Hypothek. Über die Reichsbürgschaften erhält man Auskunft bei der Gemeindeverwaltung oder bei der Deutschen Bau- und Bodenbank A.G. in Berlin W 8, Taubenstr. 48/49, die die Treuhänderin des Reiches hierfür ist[1]).

Hinter der zweiten Hypothek folgt die sogenannte Restfinanzierung. Sie sollte, soweit irgend möglich, mit echtem Eigenkapital des Bauherrn belegt werden. Besitzt er bereits eine lastenfreie Bauparzelle, so verringert sich natürlich der Geldbetrag, den er zur Verfügung haben muß. Soweit Finanzierungslücken bleiben zwischen der oder den Hypotheken und dem Eigenkapital, können sie unter Umständen dadurch überbrückt werden, daß bei der Gemeinde langfristige Stundung der Aufschließungskosten des Grundstücks, der sogenannten Anliegerleistungen, beantragt wird, oder daß zunächst ein Restkaufgeld stehen bleibt. Vielfach sind auch Arbeitgeber — seien es Behörden, seien es Unternehmer — bereit, ihren Gefolgschaften beim Bau von Eigenheimen durch Darlehen oder Vorschüsse zu helfen. Auch die Möglichkeit, durch Selbsthilfearbeiten beim Ausschachten des Baugrunds u. dgl. einen Teil des Eigenkapitals zu schaffen, sollte im Einzelfall geprüft werden.

Für denjenigen, der rechtzeitig einen Bausparvertrag abgeschlossen hat und den Bau erst beginnt, wenn die Zuteilung erfolgt ist, ist die Finanzierungsfrage gelöst. Die Bausparkassen sind von der Staatsaufsicht einer scharfen Siebung unterzogen worden, um alle unzuverlässigen Unternehmen auszuschließen. Geblieben ist aber das Problem der Wartezeit, die im allgemeinen nicht im Voraus berechnet werden kann.

Die Bauzwischenfinanzierung wird in vielen Fällen dem Bauherrn dadurch ermöglicht, daß die Institute, die die Hypotheken zugesagt haben, schon während der Bauzeit nach Maßgabe des Baufortschritts Vorschüsse darauf gewähren. Es gibt auch Spezialinstitute für die Bauzwischenfinanzierung. Zu nennen ist hier vor allem die dem Reich gehörende, bereits erwähnte Deutsche Bau- und Bodenbank Aktiengesellschaft. Auch die preußischen provinziellen Heimstätten, die als Treuhänder-

[1]) Vgl. Regierungsrat Dr. Blechschmidt: „Die Reichsbürgschaften für den Kleinwohnungsbau" (Verlag Müller, Eberswalde).

Digitized by Google

stellen für das gesamte Wohnungs- und Siedlungswesen fungieren, beschaffen Bauzwischenkredite.

Öffentliche Mittel können für den Bau von Eigenheimen nur unter bestimmten Voraussetzungen zur Verfügung gestellt werden. Grundsätzlich ist die Finanzierung von Wohnungsbauten nicht Sache des Staates, sondern des Bauherrn und der Wirtschaft. Nur da, wo es sich um Bauvorhaben für bestimmte, besonders leistungsschwache Bevölkerungsschichten handelt, hilft der Staat mit Darlehen. In Betracht kommt hier vor allem die Kleinsiedlung, die der Arbeiterschaft, namentlich den Stammarbeitern industrieller Betriebe, ein Heim schaffen soll. Für Eigenheime besser gestellter Schichten werden vom Reich keine Mittel mehr ausgeworfen. Viele Städte sind aber in der Lage, aus ihrem Wohnbaufonds den Bau von Eigenheimen mit Darlehen zu unterstützen, sofern es sich um wirklich bescheidene Bauten handelt. Maßgebend für die Bewilligung solcher Darlehen sind die Reichsgrundsätze für den Kleinwohnungsbau vom 10. Januar 1931[1]). Danach soll die nutzbare Wohnfläche der zu fördernden Eigenheime 60 qm im allgemeinen nicht übersteigen. Die Darlehen betragen 1000—1500 RM. Sie sind mit 4 v. H. zu verzinsen und mit 1 v. H. zu tilgen[2]).

Sehr wichtig für die Finanzierung des Eigenheimes sind die Steuerbefreiungen. Eigenheimbauvorhaben, die bis zum 31. März 1939 bezugsfertig werden, werden bis zum Schluß des 1943 endenden Steuerabschnittes von der Landesgrundsteuer vollständig, von der Grundsteuer der Gemeinden und Gemeindeverbände zur Hälfte befreit. Ebenso besteht volle Befreiung von der Vermögensteuer für das im Haus und Grundstück angelegte Kapital des Bauherrn und von der Einkommensteuer, soweit das Einkommen aus dem Haus fließt; so sind Miet- und Pachterträge hieraus einkommensteuerfrei; auch der Nutzungswert der eigenen Wohnung wird nicht besteuert. Allerdings wird die Steuerbefreiung nur dann gewährt, wenn die nutzbare Wohnfläche 150 qm nicht übersteigt. Hat der Bauherr mehrere Kinder, so kann diese Fläche überschritten werden[3]).

Der Eigenheimgedanke marschiert und wird sich weiter durchsetzen, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Und das ist gut so; denn damit wird ein wichtiger Beitrag zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes geliefert.

Bauvorschriften

Von August Blößner in München

Mit leiser Angst vernimmt mancher, der ans Bauen gehen will, von Bauvorschriften verschiedener Art und erkennt nicht immer, daß diese Vorschriften für jedermann gelten und gerade dem Einzelnen Schutz gegen unangenehme Nachbarbebauung sind, freilich aber auch den jeweiligen Bauherrn zwingen, auf die Rechte seiner Nachbarn zu achten.

Ein im großen Rahmen regelndes Gesetz, das Ordnung und Schutz für die Entwicklung weiter Gebiete bringt, ist das Reichs-Wohnsiedlungsgesetz vom September 1933, das größere Landgebiete vor Bebauung schützt und die Wälder, Waldränder

[1]) In der Fassung der Verordnung vom 6. Februar 1936 (RGBl. I S. 98).

[2]) In einzelnen Ländern, z. B. in Bayern, werden auch vom Land Darlehen für den Bau kleiner Eigenheime gegeben, die unter Umständen 1500 RM. überschreiten.

[3]) Wegen der Einzelheiten sei auf die Schrift von Blechschmidt und Fischer-Dieskau: „Die Steuerbefreiungen für den Wohnungsbau" (Verlag Müller, Eberswalde) verwiesen.

Digitized by Google

und landschaftlich schönen Gelände gegen Änderungen sichert und damit den angrenzenden Wohnsiedelungen die schöne Umgebung, gesunde Lage und oft den landschaftlichen Rahmen erhält. Das Gesetz hält damit auch die uneingeschränkte Ausdehnung neu entstehender Siedlungen hintan und verhindert, daß der Siedler, der meinte, in die Nähe der freien Natur zu kommen, bald nur Straßen und Zäune in der weiten Umgebung hat.

Bevor über die Auswahl oder Bebauung eines Bauplatzes entschieden wird, soll bei den zuständigen Amtsstellen genaue Erkundigung über geltende Bauvorschriften, über den Stand der Baulinienführung und die jeweils zulässige Bebauungsart, Baustaffel, eingeholt werden, damit einigermaßen Klarheit erlangt wird, ob jeweils die Bebauung in offener Bauweise oder in geschlossener Reihe erfolgen muß, ob Vorgärten vorgesehen sind oder ob das geplante Haus vielleicht an einen Grünplatz zu liegen kommt. Auch die in näherer Umgebung geltende Bauweise ist für die Auswahl eines Bauplatzes nicht ohne Bedeutung. Handelt der Baulustige nicht in dieser Art, können die unangenehmsten Überraschungen nachträglich folgen.

Enttäuscht ist so mancher Parzellenbesitzer gewesen, der beim Kauf nur Gärten um sich herum fand, nach einiger Zeit aber auf allen Seiten die Hauswände der Nachbarhäuser vor sich sieht. Und froh muß er sein, wenn Ordnung in die Bebauung gebracht wird, damit wenigstens den Gärten Sonne und Luftzufuhr erhalten bleibt. Nur Bauvorschriften können hier helfen. Die Freihaltung der Innengärten wird durch Festlegung der sog. rückwärtigen Bebauungsgrenzen gefordert, so daß im Innern der einzelnen Baublöcke die Gärten ohne jegliche Bebauung bleiben müssen; damit bleibt eine zusammenhängende grüne Fläche gesichert, die nur außen gegen die Straßen hin von Gebäuden umrahmt ist. Diese rückwärtigen Bebauungsgrenzen werden auch bei Baublöcken mit Geschoßhäusern eingeführt und sind von allerbestem Einfluß auf die Schönheit und Wohnlichkeit der dort entstehenden kleinen oder größeren Stockwerkswohnungen; solche Baugrenzen haben noch erhöhte Bedeutung für die Kleinsiedlungen, deren Gärten ureigene Teile der Einzelwohnung sind.

Gleichen Zweck verfolgen die Bestimmungen, die nur eine gewisse Haustiefe hinter der Baulinie zulassen und gleichzeitig die Errichtung von Rückgebäuden ausschließen, wie dies in einer eigenen Baustaffel für niederste Bebauung z. B. in München eingeführt ist. Wenn diese Baustaffel 10 nun teilweise sogar auf Erdgeschoß und Giebeldach beschränkt werden wird, findet dies Stützung in einer Verordnung des Reichsarbeitsministers vom 15. Februar 1936 über die Regelung der Bebauung; in dieser Verordnung ist ausdrücklich festgelegt, daß Bestimmungen möglich sind, wonach in einzelnen Teilen einer Gemeinde Gebäude mit mehr als einem Vollgeschoß und ausgebautem Dachgeschoß nicht errichtet werden dürfen. Dadurch wird dann verhindert, daß in den Kleinsiedlungsgebieten jener unangenehm wirkende Wechsel zwischen eingeschossigen und zweigeschossigen Häusern, zwischen Giebeln und Walmdächern sich immer wieder zeigt, der jetzt in einzelnen Gebieten, trotz angestrengter Arbeit der Baubehörden nicht zu verhindern ist, weil die Wahl der Hausform allzu oft ganz von der finanziellen Kraft des Bauherrn abhängig ist. Wenn nun für einzelne Flächen oder Straßen diese niedere Giebelhausform durch Vorschrift festgelegt wird, wissen die Grundbesitzer selbst von Anfang an, daß hier enge Begrenzung in der baulichen Auswertung vorliegt; anderseits kann auf ein einigermaßen einheitliches Straßen- und Platzbild gerechnet werden.

Will man aber sicher gehen, daß gute einheitliche oder schön zusammengestimmte Bebauung entsteht, so muß für jede Straße und jede Platzseite ein Bebauungsplan schon bei Errichtung des ersten Gebäudes verlangt und aufgestellt werden. Er muß ausweisen, ob die Anbauung in geschlossener oder offener Bauweise erfolgen soll, er muß die Verteilung der Baugruppen und Einzelhäuser festlegen und die Größe

Digitized by Google

der Gebäudeabstände und Zwischenräume bestimmend aufstellen. Außer diesem Lageplan ist stets auch ein Aufbauschema notwendig, aus welchem Höhe des Hauses sowie Form und Neigung des Daches ersichtlich sind. Es ist nicht immer leicht, zu einem frühen Zeitpunkt, zu welchem nicht alle Angrenzer ihre eigenen Bauabsichten schon kennen, einen solchen Plan aufzustellen, aber er muß gefordert werden und so lange gelten, bis er vielleicht durch einen besseren und schöneren Plan abgelöst wird. Nur so können Neusiedelungen wieder die Schönheit alter Dorfanlagen erhalten, nur so kann für die Bewohner eine schöne Heimat und ein Gemeinschaftsleben in freundlichem Rahmen entstehen. Liebe zum Volkstum und zur engeren deutschen Heimat muß allen Amtsstellen und Behörden, die hier mitsprechen, zu eigen sein, um die wichtigen, dem Heimatland ureigenen Bauformen zu finden; bodenfremde Versuche sind zu verhindern, auch wenn ihnen Vorzüge nachgesagt werden sollten. In München und in anderen gleich arbeitenden Gemeinden hat sich schon früh der Grundsatz herausgebildet, daß Baukultur überall gelten muß, nicht nur in einzelnen bevorzugten Straßen oder Gebieten.

Den Vorteil von Bauvorschriften erkennt der Anwesensbesitzer gerne an, wenn es sich darum handelt, von seiner Wohnung Betriebe fernzuhalten, die größere Nachteile oder Belästigungen für die Bewohner zur Folge haben können. Die erwähnte Verordnung des Reichsarbeitsministers bringt hierüber ein eigenes Verbot und stützt damit neuerdings ausführliche ortspolizeiliche Vorschriften, für München im besonderen die Bestimmungen der Staffelbauordnung, die eigene, abgegrenzte „geschützte Wohngebiete" kennt, daneben aber auch innerhalb der für Wohnsiedlungen geeigneten Baustaffeln jede störende Anlage verbietet. Dabei darf freilich in den Kleinhausgebieten der Außengelände nicht jeder Gewerbebetrieb, nicht jeder Handel oder Verkaufsladen untersagt sein. Ganz besonders darf bäuerliche Siedlung, die in der Nachbarschaft vielleicht noch geblieben ist, nicht unnötig behindert werden.

Ebenso wie Übereinstimmung in die Gestaltung der Häuser gebracht werden muß, ebenso wichtig ist es im Interesse des Straßenbildes, die Einfriedungen der Vorgärten in der einzelnen Straße oder bei einer Platzumbauung einheitlich zu gestalten; wo nicht besondere Vorschriften hierüber bestehen, ist bei Vorlage der Baupläne auch Aufschluß über Gestaltung der Einfriedungen zu geben.

In landschaftlich besonders schönem Gelände muß auch dem Baumschutze ein Augenmerk zugewandt werden; in München besteht z. B. für das Baugebiet im Isartal südlich Harlaching eine besondere Forderung, wonach die Bauparzellen so groß zu wählen sind, daß die Erhaltung des besten Baumbestandes möglich bleibt, in der Regel ein halbes Tagwerk. In solch bevorzugtem Wohngelände, das eigentlich der Öffentlichkeit als Wald hätte erhalten werden sollen, hat der Bauende große Verpflichtungen hinsichtlich der Gestaltung seines Hauses und Gartens zu übernehmen; auf Erfüllung dieser Pflicht muß die Bauvorschrift hinweisen.

Von allergrößter Bedeutung für jeden Hausbau, besonders für den Kleinhausbau, ist die allerorts aufgestellte Vorschrift, daß die Bewilligung zum Hausbau von der Sicherung des Straßengrundes und seiner Befestigung abhängig zu machen ist; nur selten kann in einfach gelagerten, kleinen Verhältnissen davon abgesehen werden. Für die Art der Befestigung, für Breite der Straßen und Fußwege gilt meist ein eigenes Straßenbaustatut, das auch die Höhe des zu leistenden Kostenbetrages bestimmt. Geschickte Grundstückbesitzer verstehen es, diese Kosten bei der Parzellierung eines größeren Grundbesitzes günstig auf alle Parzellen zu verteilen und so zu vermeiden, daß Einzelparzellen an breiteren Straßen oder an Straßenecken unnötig überlastet werden und den Bauenden Schwierigkeiten entstehen.

Für den Kleinwohnungsbau und für Kleinhäuser sind vielfach Erleichterungen in der Herstellung der Straßen eingeführt. Schon die Breite der Straße wird auf ein

Digitized by Google

Kleinstmaß herabgedrückt, wenn es sich um kurze Siedlungsstraßen handelt, wobei freilich der motorisierte schnelle Verkehr wieder manche Änderung ins Gegenteil verlangt. Auch hinsichtlich der Oberflächenbefestigung ist Vereinfachung angängig und eingeführt, soweit nicht durchgehender Verkehr in der Straße zu erwarten ist. Immer wieder zeigt sich, daß der Hausbesitzer, der aus der Stadt heraus in mehr ländliche Umgebung umsiedelte, seine gewohnten Bedürfnisse und Wünsche mitnimmt; er ist nicht zufrieden mit den Verbindungswegen, die dem Landbewohner noch recht sind, und er will gute Versorgung mit Licht- und Wasserleitungen; dazu gehören aber einwandfrei gebaute Straßen. Diese hohen Aufwendungen setzen der Ausdehnung von Siedlungen schon selbst oft eine Grenze, aber es muß allgemein als Grundsatz gelten, daß nicht jedes Stück Land dazu bestimmt sein kann und das Recht in sich trägt, Bauland zu werden.

Ergänzend sei erwähnt, daß der Luftschutz weit gelockerte Bebauung wünscht, und daß in dieser Hinsicht mehr als jetzt Einfluß auf die Gestaltung der Siedlungen bezüglich ihrer guten Durchlüftbarkeit in Berücksichtigung der vorherrschenden Windrichtungen genommen werden wird.

Alle Bauvorschriften, die für den Kleinsiedlungsbau maßgebend sind, sollen aufbauende Heimatpflege und das Bestreben, die Umgebung der Städte zu lockern, gut miteinander vereinen. Es muß klar sein, daß diese Vorschriften dort starr sein müssen, wo Widerwärtigem entgegenzutreten ist, aber dort auch wieder beweglich sein sollen, wo schöne Baulösungen ohne Störung der Nachbarinteressen als Ausnahmen zulässig erscheinen. Die Entschließungen des bayerischen Staatsministeriums des Innern über „Sauberkeit in Stadt und Land" haben den beteiligten Ämtern und den waltenden Beamten eine wertvolle Handhabe dazu gegeben, überall zu verlangen, daß dem Charakter des Bodens und der Landschaft wie auch dem Schönheitsempfinden unseres Volkes und unserer Zeit Rechnung getragen wird. Diese Forderungen der Allgemeinheit mit den Wünschen und Anliegen des Einzelnen zu vereinigen, ist die Aufgabe des Baubeamten, der allen Ratsuchenden ein Helfer und Berater sein muß, wenn er an seinen Posten paßt, der aber selbst eine Abgrenzung seiner Entschlüsse durch die Bauvorschriften erhalten hat und braucht.

Der Bauplatz

Von August Lang in München

Goethe prägte einmal das sinnvolle Wort: „Alles beruht auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes und auf Reinheit des Vorsatzes." Es ist nicht übertrieben, dieses Wort auch auf den Hausbau und alle hierzu notwendigen Vorbereitungen anzuwenden. Die Grundlage alles Bauens bleibt der Platz, auf dem gebaut werden soll. Der Bauplatz aber soll niemals eine Verlegenheitslösung sein, gleichgültig ob es sich um einen Zweckbau, ein landwirtschaftliches Anwesen, ein großstädtisches Mietwohnhaus, ein Eigenheim oder auch nur um ein bescheidenes Wochenendhaus handelt.

Der Klärung der wichtigen Frage: „Wo soll mein Haus stehen?", leistet ein Blick auf die Verkehrsverhältnisse Vorschub. Wenn es auch für einen Pensionisten oder Privatmann, der sich irgendwo zur Ruhe setzen will, nicht so sehr von Belang ist, verkehrstechnisch günstig zu wohnen, oder wenn ein Einsiedler aus natürlichem Verlangen nach einsamer Abgeschlossenheit die Heerstraßen des Volkes gar absichtlich meidet, so sind doch in vielen Tausenden von anderen Fällen die verkehrstechnischen Beziehungen des Bauplatzes ausschlaggebend. Die ungeheure Ent-

Digitized by Google

wicklung des heutigen Schnellverkehrs bringt es mit sich, daß die Auflockerung der Städte rascher vor sich geht, als man in den letzten Jahrzehnten wahrnehmen konnte. Deshalb wird zwar zunächst noch kein fühlbarer Mangel an geeigneten, verkehrsgünstig gelegenen Baugrundstücken eintreten; in einigen Jahren aber wird man sich schon weit außerhalb der bisherigen Peripherie der Großstädte nach solchem Gelände umsehen müssen. Dazu kommt die Begünstigung der Eigenheimbauten und des Siedlungswesens durch die Förderungsmaßnahmen vor allem des Reiches, die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Bausparkassen, der vermehrte Einsatz von Privatkapital auf dem Baumarkt, so daß man mit einer völligen Veränderung der ganzen Lage und der Erschließung neuen billigen Baulandes an den Verkehrsadern, die Stadt und Land verbinden, wird rechnen müssen. Diese Entwicklung wird natürlich nicht ohne Einfluß auf die Grundstückspreise der stadtnäheren Gelände bleiben. Doch, wie gesagt, ist eine Überteuerung stadtnahen Baugeländes gegenwärtig und auch in den nächsten Jahren noch nicht zu befürchten. Dazu kommt, daß in vielen Großstädten und auch in zahlreichen Mittelstädten die Generalbaulinienpläne noch nicht festliegen und daß in vielen kleineren Gemeinden, in denen Bauplätze verfügbar sind, die Flurbereinigung noch nicht vollkommen durchgeführt ist. Somit werden sich hinsichtlich der vorhandenen Baugeländeflächen noch Änderungen ergeben, die mitunter bei der Wahl des Bauplatzes von ausschlaggebender Bedeutung sein können.

Was ist nun der beste Bauplatz? Für jeden, der hinsichtlich der Lage keine Bedingungen stellt, beantwortet sich diese Frage in aller Kürze mit: „der billigste". Aber selbst der billigste Bauplatz kann zum teuersten werden, wenn bei und nach seiner Bebauung Mängel zutage treten, die man erst nach der Aufschließung erkennen kann. Schon mancher hat sich einen Bauplatz erworben und auf Grund vorhandener Zusagen oder Versprechungen erwartet, daß in seiner nächsten Nähe z. B. eine neue Straße angelegt wird, daß die Eisenbahn- oder Straßenbahnverhältnisse bald eine günstige Lösung erfahren, daß in der unmittelbaren Nähe nicht alles verbaut wird, daß diese oder jene ruhestörende Fabrikationsanlage nicht durchgeführt wird, daß die Gas- und Wasserleitung bis an ihn herangeführt wird, daß die Grundwasserverhältnisse eine Besserung erfahren, daß die Kies- und Sandgewinnung an Ort und Stelle möglich ist u. a. m. Und keine dieser Erwartungen ist je in Erfüllung gegangen. Mit diesen Andeutungen haben wir schon die großen Gesichtspunkte genannt, die für die Güte eines Bauplatzes ausschlaggebend sind. Der Bauplatz liegt am besten, von dem aus auf bequeme Weise die vorhandenen Verkehrsmittel erreichbar sind, sei es nun durch die Benützung der vorhandenen Straßen, durch nahe Verkehrseinrichtungen, wie Straßenbahn oder Eisenbahnhaltestelle, durch regelmäßigen Kraftomnibusverkehr oder durch seine Erreichbarkeit mit dem eigenen Kraftfahrzeug oder sonstigen Verkehrsmitteln. Ist nun die verkehrstechnische Lage günstig, so ist darauf zu achten, daß nicht an heißen Sommertagen die Staubwolken durch die offenen Fenster in die Zimmer jagen können, und daß nicht bei Regen sich kleine Seen vor dem Hause bilden, die im Spritzbogen die neugetünchte Hauswand verschandeln. Es gibt Gegenden, die den größten Teil des Jahres die gleiche Windrichtung haben. Liegt nun in der Nähe ein Betrieb, dessen Rauch und Kohlenqualm oder dessen Abgase weithin getragen werden, so wird man an seinem Heim auf solchem Platz nur einen Teil des Jahres ungetrübte Freude haben können.

Wenn wir von den Eigenschaften sprechen, die einen Bauplatz begehrt machen, so denken wir vor allem an seine Lage in einer schönen Landschaft. Begehrenswert erscheint uns ein Platz, von dem aus wir etwa einen Blick über eine ganze Gebirgskette, auf einen See oder in ein reizendes Tal haben. Auch die Moorlandschaft

Digitized by Google

hat ihre Reize, ebenso ein Platz am Rande eines schattenspendenden Hochwaldes, inmitten einer schönen Parkanlage, kurzum in einer Umgebung, in der die Natur ihre bunten Farbenspiele treibt. Das sind die idealen Plätze. In einen Wald hineinzubauen, kann nicht geraten werden, weil die Folge hievon meist durchfeuchtete Wohnungen sind. Dagegen wird ein vorhandener lockerer Bestand an Laub- oder Nadelhölzern, Buschwerk und Strauch immer einen freundlichen Eindruck hinterlassen. Es ist auch nicht ratsam, so nahe an einem See oder einem fließenden Gewässer zu bauen, daß bei Hochwasser die Keller überflutet werden können.

Weder zu groß, noch zu klein soll der Platz gewählt werden. Ein zu großer Platz läßt das darauf erstehende Haus, wenn es sich nicht gleich um ein Schloß handelt, zu wenig im Gleichmaß erscheinen, er verursacht auch erheblich mehr Aufwand an Arbeit, Bepflanzungs- und Unterhaltungskosten. Dabei spielt es gar keine Rolle, ob der Garten ein Zier- oder ein Nutzgarten oder nur Wohngarten bzw. Parkanlage sein soll. Nicht jedermann ist in der Lage, sich einen eigenen Gärtner zu leisten. Selbst wenn ihm seine Mittel gestatten, sich einer Hilfskraft zu bedienen, bleibt den Hausbewohnern noch soviel zu tun übrig, daß man immer von einer gewissen Arbeitsbelastung sprechen muß. Verteuernd wirkt auch die notwendige Anlage von Wegen durch einen großen Platz und deren dauernde Instandhaltung. Zu klein darf der Platz nicht gewählt werden, weil sonst das Haus nicht genügend Luft hat, d. h. weil man sich in der Situierung des Hauses wesentliche Beschränkungen auferlegen muß. In dieser Beziehung ist bei der bisherigen Form der Vorstadtsiedlung viel gesündigt worden. Nicht selten sieht man Eigenheime, deren Gartenland so klein ist, daß vielleicht gerade zwei Meter für den Vorgarten und ebensoviel für den hinter dem Haus gelegenen Garten übrig bleiben. Von einer solchen Anlage hat kein Platzbesitzer etwas. Wenn schon für die Vorgärten selbst da und dort gewisse Ausmasse vorgeschrieben sind, so hat das seinen Grund in der wohlüberlegten Absicht, den Hausbewohnern den Staub der Straße aus der Wohnung fernzuhalten und ihnen einen Blick ins Grüne zu eröffnen. Deshalb hat man auch bei den neuen Reichskleinsiedlungen dem Siedler soviel Gartenland zugebilligt, daß er damit auch wirklich etwas anfangen kann. Die Hausabstände müssen untereinander so weit sein, daß eine Überschattung des einen Hauses durch das Nachbarhaus vermieden wird. Im übrigen ist die Größe des Platzes immer eine Angelegenheit des Geldbeutels. Richtig legt man aber sein Geld dann an, wenn der Bauplatz den Mindestgrößenanforderungen entspricht. Diese sind bei Neuparzellierungen aufgeteilter Großgrundstücke immer eingehalten, so daß man sich an diese Ausmaße auch beim Kauf anderer Grundstücksflächen halten kann.

Was die Form des Bauplatzes anlangt, so wird man rechtwinklige, mehr tiefe als breite Plätze vorziehen. Ein spitzwinkliger Platz kann nur an der Gabelung zweier Straßen liegen und verursacht daher neben der schwierigen Raumausnützung bedeutend mehr Straßenbau- und Unterhaltungskosten. Auch quadratische Plätze, sofern sie nicht groß sind, haben den Nachteil einer größeren Straßenbreite und der Notwendigkeit, das Haus schon aus Gründen der Symmetrie in die Mitte des Platzes zu stellen. Es kann aber Fälle geben, in denen der Platz aus- und einspringende Grenzen aufweist. Hier gibt es nur einen Rat: Man verständige sich mit dem Nachbarn über die Ausrichtung dieser unnormalen Verhältnisse.

Die am wenigsten erfreulichen Erscheinungen im Städtebild sind die Baulücken. Man versteht darunter freie, unbebaute Plätze innerhalb geschlossener Baugruppen von mehrgeschossigen Häusern. In Villenvierteln kann man ebensowenig von Baulücken sprechen wie etwa innerhalb einer Dorfsiedlung, es sei denn, daß es

Digitized by Google

sich um ein sogenanntes Reihen- oder Straßendorf handelt, in dem alle Häuser unmittelbar zu beiden Seiten der Straße liegen. In den größeren Städten entstanden diese Baulücken meist in der Zeit des spekulativen Bauens im Zusammenhang mit der zu Ende gegangenen Finanzierungsmöglichkeit des platzbesitzenden Bauherren. Die zu solchen Baulücken gehörenden Straßen sind meist schon angelegt und gepflastert, die Kanalisation ist wie die übrige Bewässerung und Entwässerung, die Gas- und Stromzuleitung anschlußfertig vorhanden. Daß diese Bauplätze erheblich mehr kosten als jungfräuliches Bauland, versteht sich von selbst. Aber gerade in der letzten Zeit gewinnen die Baulücken in den Großstädten öffentliches Interesse, da die Gemeinden ihre Schließung mit erheblichen Zuschußleistungen fördern. Die Stadt München ist hierin beispielgebend vorangegangen. Die Förderung mit öffentlichen Mitteln hat erreicht, daß schon viele Baulücken geschlossen werden konnten. Bei der Bebauung muß die Staffelbauordnung besonders ins Auge gefaßt werden.

Von der geologischen Beschaffenheit eines Bauplatzes interessiert uns vor allem die Frage nach dem Stand des Grundwassers, weil hiervon die hygienische und technische Durchführung des Baues wesentlich abhängt. Sind die Grundwasserverhältnisse schwankend und so, daß keine Möglichkeit der Unterkellerung ohne Glasbeton vorhanden ist, so eignet sich der Platz nicht zum Bau eines Eigenheimes, sondern höchstens eines Wochenendhauses ohne Keller. Es gibt gerade in Oberbayern und auch in München verschiedene Gegenden, in denen wegen der Grundwasserverhältnisse besondere Bebauungsvorschriften bestehen, weil der Grundwasserspiegel zu hoch liegt. Manche Siedler, die das nicht glauben wollten, haben die unliebsamsten Erfahrungen gemacht. Auch hierüber können die Baubehörden den Baulustigen die nötigen Auskünfte geben. Für die Gestaltung der Baukosten sind die sonstigen geologischen Eigenschaften des Baugrundes durchaus nicht gleichgültig. So spielt die Eigenversorgung mit Kies und Sand aus der Baugrube selbst eine wichtige Rolle, da das Anfahren dieser notwendigen Baustoffe oft erheblichen Kostenaufwand erfordert und anderseits die Möglichkeit besteht, den überschüssigen Kies und Sand zur Herstellung von Straßen und Wegen innerhalb des Bauplatzes selbst nützlich zu verwenden. Eine weitere Frage, die beachtet werden muß, ist die nach der Stärke der Humusdecke der für die Anlage eines Gartens verbleibenden Fläche. Sie sollte mindestens mehr als 30 Zentimeter stark sein.

Vor dem Entschluß zum Kauf eines Bauplatzes ist es notwendig, zahlreiche Überlegungen anzustellen. Zunächst muß man sich Klarheit über die Rechtsverhältnisse verschaffen. Es können bei dem ausgewählten Platz Grunddienstbarkeiten zugunsten Dritter eingetragen sein, die einer Bebauung hindernd im Wege stehen, wie z. B. Nutzungsbeschränkungen, Wegerechte des Nachbarn, Freiflächenbeschränkungen für spätere Dauergrünanlagen usw. Hier spielt also die Kenntnis der Baulinien, soweit sie bereits festgelegt sind, herein. Nicht ungefährlich sind gerade in dieser Hinsicht Eckbauplätze, bei denen die Straßensicherungskosten erheblich ins Gewicht fallen. Auch das Vorhandensein einer rückwärtigen Baulinie kann den Nutzwert eines Platzes wesentlich herabsetzen.

Weiterhin ist notwendig, sich bei den zuständigen Behörden, bei der Lokalbaukommission, beim Bürgermeisteramt oder beim Bezirksamt über die Lage und Höhe der an dem Grundstück vorbeiführenden oder neu anzulegenden Straßen Kenntnis zu verschaffen. Mancher Siedler war zutiefst betroffen, als ihm die Auflage gemacht wurde, die Straßenverbindung bis zu den nächsten anschließenden Straßen nach beiden Seiten herzustellen, damit den feuerpolizeilichen Vorschriften über die Zu- und Abfahrt bei bebauten Grundstücken Genüge geleistet war. Diese Auflage übersteigt oft die finanzielle Leistungsfähigkeit eines einzelnen

Digitized by Google

Siedlers. In den Mittel- und Großstädten sind von ausschlaggebender Bedeutung die Anordnungen über die Art der Bebauung, die hier nach einem fertigen Plan, der Staffelbauordnung, vor sich gehen muß. Wenn bei einem parzellierten Grundstück bereits ein Bebauungsplan vorliegt, so muß man sich die darin festgelegten Bedingungen zu eigen machen. Auch hierüber kann man sich bei der Baubehörde Aufschluß erholen.

Hat man nun einen passenden Bauplatz gefunden und entschließt man sich zum Kauf, so wird man in vielen Fällen der Mitwirkung eines guten, zuverlässigen und erfahrenen Maklers nicht entraten können. Kauft man von Grundstücksgesellschaften, so ist der Kauf in der Regel leicht gemacht, weil diese Gesellschaften alles Notwendige bereits vorbereitet haben. Kauft man aber sozusagen aus erster Privathand, so beachte man Folgendes:

Der erste Gang führt zur Gemeinde bzw. zum Bezirksamt. Dort holt man sich bei den Bauämtern die erforderlichen Unterlagen über Straßensicherungskosten, über die Wasserzuführung und die Kosten des etwaigen Gas- und Stromnetzanschlusses. Schriftliche Auskünfte können nur erteilt werden, wenn ein amtlicher Lageplan des Grundstückes dem Ersuchen beiliegt. Hat man diese Sicherheit erlangt, so geht der Weg der Erkundigungen weiter zur Lokalbaukommission oder dem zuständigen Hochbaureferenten, den man über die Art der Bebauungsmöglichkeit des ausgewählten Platzes befragt. Man wird dann die Baustaffel erfahren und auch die möglichen Dispensen. Man wird aber keinesfalls darüber im Unklaren gelassen, was geschieht, wenn man als Bauherr sich nicht an die bestehenden Vorschriften hält. Die dritte Station der Sicherheit ist das Grundbuchamt, wo man Aufklärung über die grundbuchrechtlichen Verhältnisse, über die etwaige hypothekarische Belastung des Grundstückes, über vorhandene Grunddienstbarkeiten und die Möglichkeiten ihrer Ablösung erhält. Bis zur endgültigen Klärung der steuerrechtlichen Verhältnisse, die bei dem zu erwerbenden Grundstück vorliegen, wird man gut tun, einen Teil des Kaufpreises zurückzubehalten, weil ja auch die steuerliche Haftung auf den Käufer übergeht.

Die Verbriefung des Grundstückskaufes erfolgt immer notariell. In der Großstadt ist es gleichgültig, welchen Notar man sich zur Abwicklung des Kaufgeschäftes wählt, auf dem Lande ist es in der Regel der für das zuständige Amtsgericht bestimmte Notar. Schriftliche und mündliche Abmachungen zwischen Käufer und Verkäufer sind rechtlich zwecklos, wenn sie nicht im Kaufprotokoll beglaubigt werden. Die Notare selbst haben die Verpflichtung, bei der Abfassung dieses Protokolls beide Teile in neutraler Weise zu beraten. Die Urschrift des Kaufvertrages mit den Originalunterschriften der Vertragspartner verbleibt beim Notariat. Beglaubigte Abschriften des Protokolls werden den Vertragspartnern und dem Finanzamt zugestellt. Eine formelle Besonderheit ist noch das Vorkaufsrecht der Siedlungsbehörde, dessentwegen eine Verzichterklärung beigebracht werden muß. Auch die zuständige Verwaltungsbehörde muß zur Rechtsgültigkeit des Kaufabschlusses ihr Einverständnis gegeben haben. Die Kosten der Verbriefung richten sich nach der Höhe des Kaufpreises und stellen sich einschließlich der Steuern und Gebühren von Notariat, Staat und Gemeinde sowie der Stempelgebühren auf durchschnittlich 6 v. H. des Kaufpreises. Die Bezahlung dieser Kosten ist ebenso wichtig wie die vorher erwähnte Genehmigungseinholung, weil die Auflassung des Grundstückes zugunsten des Käufers im Grundbuch erst dann erfolgt, wenn keine Steuer- oder Gebührenrückstände mehr vorhanden sind. Wenn man sich nicht schon vor dem Kauf einen amtlichen Lageplan des Grundstückes zu verschaffen in der Lage war, so hat man dies nach dem Kauf nachzuholen, weil dieser Plan, auch Messungsoperat genannt, beim Antrag zum Bau des Hauses eingereicht werden muß.

Digitized by Google

Ratschläge für den Rohbau

Von Hans Schuhmann in München

Schon aus Gründen der Sparsamkeit wird man für den Eigenheimbau ein Grundstück wählen, das ausreichende Kies- und Sandgewinnung ermöglicht, und wird solche Baupläße meiden, die wegen zu hohem Grundwasserstand die Fundierung unnötig verteuern. Wer ferner wirtschaftlich und technisch richtig handelt, unterkellert selbstverständlich das ganze Haus, das dadurch an Raumwärme im Winter und an Raumkühlung im Hochsommer außerordentlich gewinnt.

Ein wichtiges Kapitel, dessen Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden kann, ist die Isolierung der Grundmauern gegen aufsteigende Erdfeuchtigkeit. Es geschieht leider immer wieder, daß bei Keller-Zwischenmauern die unbedingt notwendige Isolierung entweder mangelhaft oder überhaupt nicht ausgeführt wird. Auch bei den Zwischenmauern und nicht nur bei den Außenmauern muß Teerpappe mit Bleieinlage als Isolierung Verwendung finden. Nur so erreicht man trockene Mauern und dadurch warme Stuben.

Dem Einfluß des Feuchtigkeitsgehaltes der Mauern auf die Wärmehaltung und auf den Heizaufwand ist größte Beachtung zu schenken. Man hat festgestellt, daß die Wärmeleitfähigkeit aller porösen Körper mit wachsendem Feuchtigkeitsgehalt sehr schnell zunimmt. Das erklärt die Tatsache, daß Betonaußenwände, die selten innerlich ganz trocken sind, stark Wärme leiten und sich mit Feuchtigkeit beschlagen. Beton wird, wie jeder Mörtel, mit viel Wasser angemacht. Je dichter der Beton und je stärker die Mauern, um so mehr Wasser bleibt darin eingeschlossen, um so größer ist das Wärmeleitvermögen, um so stärker die Abkühlung der Innenwandfläche und um so größer der Tauniederschlag auf den Wänden, in den Wohnräumen oder Stallungen. — Wenn man also die Isolierung der Fundamentmauern schlecht durchführt, so braucht man sich über zentimeterdicke Eisschichten, die dann im Winter in den Wohnräumen in Erscheinung treten, nicht zu wundern.

Von Wichtigkeit ist ferner, daß bei der Herstellung der Kellerdecken aus Eisenbeton — wie überhaupt bei allen Eisenbetonarbeiten — nur Facharbeiter tätig sind. Dies gewinnt natürlich an Bedeutung bei allen Arbeiten, die im Zusammenhang mit dem Luftschutz zur Ausführung kommen. Von einer Holzbalkenlage über dem Keller, die für bestimmte Eigenheimbauten wieder zulässig ist, sei im übrigen dringend abgeraten.

Für das Mauerwerk ist der richtig gebrannte Ziegelstein sehr wichtig. Mehlige Ziegelsteine saugen viel Wasser und verwittern rasch. Während der Bauzeit ist das Abdecken des Mauerwerks erforderlich, um es vor plötzlichen Regengüssen und damit vor zu starker Durchnässung zu schützen. Zur Vermeidung von Mehrkosten trägt das genaue Einhalten der Aussparungen für alle Arten der Installation bei. Wird poröses Außenmauerwerk aufgeführt, so ist unter allen Umständen ein entsprechender Betongurt unter der Balkenlage anzubringen.

Bei Zwischenwänden ist für Türöffnungen immer noch der Blindtürstock am meisten zu empfehlen. Werden Dübelsteine verwendet — in neuerer Zeit sind einige gut gelungene Versuche auf diesem Gebiet durchgeführt worden — so achte man darauf, daß sie durch Bandeisen eine genügende Verankerung im Mauerwerk finden.

Digitized by Google

Bei Eigenheimbauten geschieht es häufig, daß Fensterstöcke, ohne vorher grundiert worden zu sein, versetzt werden. Dies ist unter allen Umständen zu verhindern. Aus Gründen der Haltbarkeit muß der äußere Fensterrahmen wenigstens aus Föhrenholz sein, desgleichen vom Innenfenster der Wetterschenkel. Nach dem Setzen der Fensterstöcke hat sofort das Aufbringen eines Kantenschutzes zu erfolgen. Als Glas wird wohl hauptsächlich das 4/4 rheinische gebraucht. Wobei zu beachten ist, daß es eine richtige Kittbettung erhält und nicht auf Holz zu liegen kommt. Die Fensterrahmen ordne man nach Nummern und bewahre sie im Speicher auf, wo sie dann vom Glaser und vom Maler ungestört in Arbeit genommen werden können.

Der Fehlboden! Wer sich vor Enttäuschungen schützen will, sorgt 1. für eine gründliche Entfernung von Schmutz und Feuchtigkeit, legt dann leichte Pappe oder eine gute Papierunterlage und erlaubt 2. als Auffüllung nur ganz trockene, am besten ausgeglühte Rieselsel. Strengste Beachtung der Trockenarbeit ist hier erste Pflicht.

Soll Parkettboden gelegt werden, darf der Blindboden erst nach Beendigung der Verputzarbeiten zur Ausführung kommen, da andernfalls das Holz die ganze Feuchtigkeit des herabfallenden Mörtels aufnimmt. Dies führt zu den unliebsamsten Überraschungen. Der schöne Parkettboden nimmt die Feuchtigkeit auf, wird wellig und schiebt nach allen Seiten. Feuchtes Fehlboden-Füllmaterial macht sich besonders unangenehm bemerkbar, wenn Eichenlangriemen im Schiffsverband Verwendung finden sollen, da in diesem Falle zwischen Eichenriemen und Auffüllung eine enge Verbindung besteht.

Die wichtigsten Merkmale der Bauhölzer seien hier kurz aufgeführt: Die Steineiche ist spröder, die Stileiche zäher, die Föhre ist widerstandsfähig im Wechsel zwischen Naß und Trocken, die Fichte ist beliebtes Tram-, Stütz- und Sägematerial, die Tanne neigt zu Rißbildungen, die Ulme kann als Ersatz von Eiche gelten, wenn sie keinen Wechsel von Nässe und Trockenheit zu ertragen hat, die Rotbuche ist unempfindlich gegen bleibende Nässe und die Pitchpine (kanadische Pechkiefer) ist wegen hohem Fettgehalt wenig empfindlich gegen Nässe. Die übrigen Holzarten wie Esche, Weißbuche, Pappel und die ausländischen Harthölzer Karri und Jarrah und das indische Teak-Holz spielen als Bauhölzer eine geringe Rolle.

Die Dachform wird der Architekt nicht ohne Rücksicht auf die Windverhältnisse gestalten; die doppelte Biberschwanz-Eindeckung mit Teerpappstreifen-Einlagen gilt immer noch als vorzüglich. Empfehlenswert ist für den über das Dach geführten Kaminteil Klinkersteinmauerung. Um unliebsame Windstörungen auszuschalten, ist ein enges Zusammenarbeiten mit der zuständigen Kaminkehrerinnung mehr als nutzbringend.

Da beim Rohbau für den Hausschwamm häufig die gefährlichsten Nahrungsplätze angelegt werden, die nachher auszurotten viel Ärger und eine Menge Geld kostet, beachte man: eine gute Entwässerung des Baugrundes und Isolierung der Mauern. Wichtig ist auch ausreichender Schutz gegen Schlagregen und die Verwendung von vollkommen trockenem, lang und richtig gelagertem Bauholz, gleichgültig ob es sich um Gebälke, Fußbodenlager oder um Sockelleisten handelt. Es dürfen jedenfalls auch keine Holzteile, die in das Mauerwerk eingreifen oder mit ihm in Berührung kommen sollen, unimprägniert verwendet werden. Bauschutt ist als Fehlbodenauffüllung abzulehnen; Holzbalken, Holzfußböden dürfen weder mit Gips, Zementestrich, noch mit Linoleum und ähnlichen Belagen luftdicht abgeschlossen werden, solange nicht die Gewähr der vollkommenen Trockenheit des Holzes wirklich gegeben ist. Für Waschküchen ist eine eigene Entlüftung notwendig.

Die Beachtung dieser Punkte wird ein Entstehen des Hausschwammes außerordentlich erschweren.

Digitized by Google

Die Gestaltung des Hauses

Von Theo Lechner in München

Das Gesicht des Wohnhauses, wie oft ist es schon beschrieben worden von Fachleuten, Laien und Dichtern, wie viele Bücher und Hefte über das neuzeitliche Wohnhaus sind im letzten Jahrzehnt auf dem Büchermarkt erschienen und wie ist der Erfolg? Das Lied vom schönen Haus, das ist ein Lied, das wir immer wieder singen und das doch noch zu wenige hören, die Melodie ist volkstümlich genug und wird doch nicht überall verstanden. Sind die Ohren im allgemeinen zu verbildet, ein Volkslied aufzunehmen und seine ganze Schönheit und Anmut zu verstehen? Haben sich die Menschen vordem an zu viel Verkrampfungen gewöhnt, um zur natürlichen Schönheit nimmer leicht zurückfinden zu können? Sind wir nicht auf den Schulen zu viel „gebildet" oder verbildet worden, um noch den Begriff einfacher Schönheit als selbstverständlich aufnehmen zu können? Wir haben die Harmlosigkeit dem Schönen gegenüber verloren, unsere Schulen haben im Punkte „Baugesinnung" versagt.

Wer heute durch deutsche Lande reist und sich in Marktgemeinden und Städten umsieht, ist immer von neuem überrascht, wieviel Zauber an Straßenbildern, an künstlerischen Plätzen und Winkeln, wieviel Liebe früherer Zeiten an Haustüren und freundlichen Häuserzeilen sich erhalten hat, und erstaunt, in die neu gebauten Bezirke kommend, wie wenig von solchem Zauber sich hier findet. Es ist so, als ob unsere Väter gar nicht mehr gesehen hätten, wie anständig die Baugesinnung der Vorfahren war, wie eng diese Bauten der Großvätergeneration noch mit dem Boden und seinen Gegebenheiten, dem einheimischen Baustoff und dem soliden Können einer früheren Handwerkergeneration verbunden waren. Den Baustoff gab der Boden her, die Fenster waren aus einheimischem Holz, das Dach wurde gedeckt vom Material, das auch der Boden der Heimat schenkte, nicht weit her holte man sich in teuren Transporten den Hausbaustoff. Durch die Jahrhunderte bildete sich für die betreffende Gegend eine Überlieferung, die nicht nur durch die vom Boden geschenkten Baustoffe, sondern von Wind und Wetter und Lebensgewohnheiten aufs genaueste gebildet worden war. Das Gesicht des Wohnhauses formte sich in keinerlei Willkürlichkeiten, es wuchs mit den Bäumen des Landes, mit den Trachten der Menschen, mit ihrem Können und ihrer Liebe zu künstlerischer Übung. Dieses ganz natürliche, ganz landschaftsgebundene Wachsen einer Baugesinnung und eines Gesichtes verhalf einer Landschaft auch zu ihren Reizen, die uns heute noch so unbeschreiblich anziehen. Jede Gegend ist reizvoll, jede Landschaft unseres gesegneten Vaterlandes hat „ein Gesicht". Wenn der Mensch aber sich ansiedelt und mit seinen Bedürfnissen kommt, dann tut er nichts dazu, diese Landschaft zu verschönern, in ihrer Wirkung zu steigern, sondern er benützt die Natur nur in jeder Weise und verunziert sie oftmals. Das war nicht immer so.

Es gab in unserem Vaterlande Zeiten, da krönte ein Klosterbau oder ein Herrschaftshaus einen Hügel in einer solchen der Naturgröße ebenbürtigen Ruhe und Schönheit, daß die Natur nicht beleidigt wurde. Ein Seeufer konnte durch ein Schifferhaus, durch eine Badehütte in seiner Wirkung gehoben werden, der Maler suchte geradezu „das Wirtshaus an der Landstraße". Erst den letzten hundert Jahren blieb es vorbehalten, so viel zu verunstalten und manches noch so liebliche Fleckchen Natur mit Hotel und Kurhaus, Villa und Strandbad zu mißbrauchen, daß unsere Enkel vor einem Scherbenhaufen stehen werden. Gewiß ist der Ruf tapferer Männer der letzten Jahrzehnte nicht ungehört verhallt, gewiß haben sich Volkskunst- und

Digitized by Google

Heimatschutzvereine nicht umsonst in der uneigennützigsten Weise bemüht, auf die vorhandenen Schätze heimatlicher Baukunst und Handwerkskunst hinzuweisen, aber im Vergleich zu dem riesigen Anwachsen der Städte und der Siedlungsgebiete allerorten ist der Erfolg doch ein bescheidener. Vergessen wir nicht, daß es die letzte Stunde ist, sich des Gesichtes der Heimat zu erinnern, seine Größe, seine Reinheit und seine Einfachheit zu wahren! Wir alle sind mitverantwortlich, die wir Auftraggeber oder Ausführende, Bauherrn oder Architekten sind, wir bleiben vor unseren Kindern verantwortlich für das Gesicht unserer Zeit, unserer Heimat.

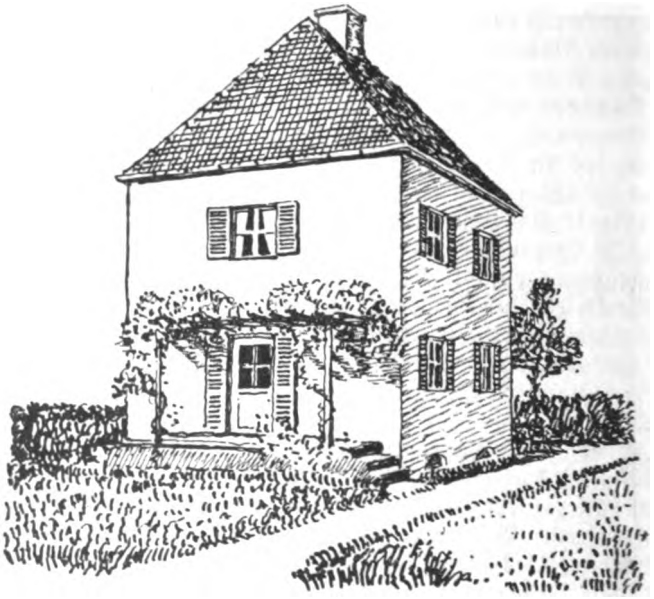
Derjenige, der sich den Traum eines eigenen Heimes verwirklichen will, sieht sich meist einem Chaos von vielen Wünschen, Ideen und Vorstellungen gegenüber, und besonders Frauen wollen auch im kleinsten Hause oft so viel von dem verwirklicht haben, was sie anderswo gesehen und gehört haben, daß der Baukörper schon verkrampft und verunstaltet ist, bevor er Wirklichkeit werden kann. Der Kampf mit den Tatsachen beginnt schon bei der Wahl des Bauplatzes, bei der Stellung des Hauses, bei den ersten Dispositionen. Meistens sind die Mittel so bescheiden bemessen, daß nur ein kleiner Bauplatz erworben werden kann. Man stelle das Haus dergestalt in die Ecke, daß auf der Nord- und Ostseite gerade die vorschriftsmäßigen Entfernungen zum Nachbarn sind, das Gartenland in seinen besonnten Flächen möglichst ungeteilt erhalten bleibt. Besser der Zugang zum Haus ist von Norden oder Osten als von Westen, wo die Winde zu leicht Eingang ins Haus finden und der Regen gegen die Türe peitscht. Schon der Zaun, den wir dem Bauplatz als unserem neuen Heim geben, erlaubt, sich einer guten Umgebung anzugleichen, von einer schlechten zu entfernen. Die Umzäunung soll sich wenn irgend möglich den Nachbarzäunen in Höhe und Ausführung anschließen, um den ersten Schritt zu einer Unauffälligkeit zu tun, die unseren Siedlungen so notwendig ist. Die Zeiten müssen vorbei sein, da jeder „Villenbesitzer" glaubte sich vom Nachbarn durch einen möglichst hohen und auffallenden Zaun unterscheiden zu müssen. Das „Ortsübliche" ist meistens auch hier das Beste. Die Hecke bleibt die idealste Umfriedung eines Besitzes, sie ist aber nicht immer möglich.

Ist die Lage des Hauses nach den Sonnen- und Windseiten auf dem Grundstück bestimmt, so kann mit dem Erdaushub begonnen werden. Eine Schürfgrube hat uns gezeigt, daß viel Kies vorhanden ist. Wir werden also das Material für die Kellermauern aus der eigenen Baugrube erhalten und gehen mit dem Keller so tief in das Erdreich hinein, wie dies für die Helligkeit und Entlüftung von Waschküche und Bügelzimmer wünschenswert ist. Bei der Anlage des Kellers wird man heutzutage auch nicht auf einen bombensicheren Luftschutzraum mit Stützen und den entsprechenden Türen und Fenstern verzichten, die heute von Spezialfabriken geliefert werden. Es ist ferner von Vorteil, im Keller einen Raum mit Ziegelpflaster zu belegen, das die für die Aufbewahrung von Wein, Gemüse und Obst bessere Luft schafft, als der moderne betonbelegte Keller, es soll auch darauf gesehen werden, daß kein Heizrohr durch diesen Vorratskeller geführt werde. Von der Tiefe des Kellers, der Bodenbeschaffenheit, der Terrainbewegung ist es abhängig, ob die Garage in den Keller gelegt wird oder ebenerdig. Man soll sie nur dann in das Kellergeschoß einbauen, wenn eine auch im Winter gute und nicht zu steile Zufahrt gegeben ist. Die Garage am Hause hat den großen Vorteil der besseren Wärmehaltung und den, daß eine Mauer schon vorhanden ist, daß sie also billiger kommt als die freistehende Garage.

Es ist ein hocherfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß so viele Menschen aus den Mietskasernen zum eigenen Haus zurückkehren, wie es unsere Vorfahren gehabt haben. Man kann diesen Wunsch nicht genug fördern und unterstützen. Wer auf eigener Scholle sitzt, und sei sie noch so klein, ist ein guter Staatsbürger, er ist „seßhaft", er versteht den Bauern auch als Städter durch die Arbeit im eigenen Garten,

Digitized by Google

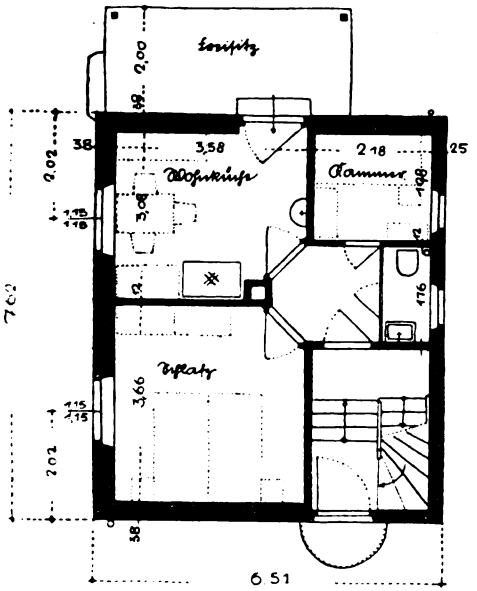
er hat viel mehr Verständnis für viele Staatsnotwendigkeiten als der Besitzlose, [illegible] keinen eigenen Grund bebaut. Wir sind aber heute noch ein armes Volk und unsere Lebenshaltung wird noch auf Jahrzehnte bescheiden sein müssen. Wir sind gezwungen, beim Bau unseres eigenen Hauses genau zu rechnen, und sollten alle Wünsche, die wir in unser Haus einbauen, sorgfältig erwägen, nicht nur auf die augenblicklichen Anschaffungskosten hin, sondern auch auf dauernde Aufwendungen hin, die dafür zu machen sind. Wenn wir unter diesen Gesichtspunkten an den Bau des eigenen Hauses herangehen, so soll der Grundsatz bei allen Überlegungen maßgebend sein: „Einfach und solid". Die Mauern sollen unserem wechselnden Klima entsprechend stark genug



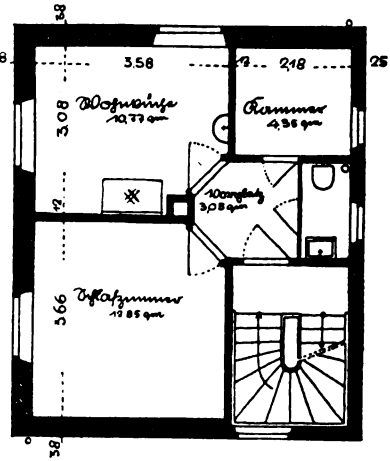
Das Haus für 10000 Mark

sein. Die Fenster durchbrechen die Mauer und sind Abkühlungsflächen; man sollte sich nicht einbilden, absolut Atelierfenster haben zu müssen. Auch zu viele Balkon- und Terrassentüren gestatten der Zugluft Eintritt und verursachen Abkühlung. Man braucht im Einfamilienhaus nicht den Garten ins Zimmer zu ziehen, denn solches Vorrecht für Leute, die eine Heizung nach Belieben steigern können, die Riesenglaswände im Boden elektrisch versenken lassen und eine Bühnenwirkung anstreben, ist in den meisten bürgerlichen Fällen unangebracht. Wir haben in unserem Vaterlande meist die Hälfte des Jahres eine kalte, häufig die Heizung beanspruchende Witterung. Für ein solches Klima haben wir zu bauen. Der Aufriß, die äußere Gestaltung des Hauses richtet sich demnach vor allem nach den Forderungen, ein Haus vor den Unbilden der Witterung zu schützen, ein behagliches und angenehmes und nicht zu

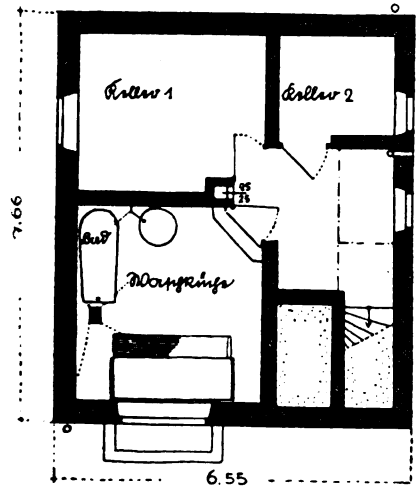
Digitized by Google



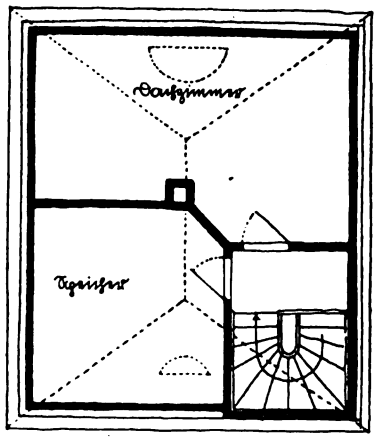
Erdgeschoß



Obergeschoß



Kellergeschoß



Dachgeschoß

teures Wohnen zu sichern. Deshalb soll der Hauskörper möglichst geschlossen sein, mit einem Dach behütet, das nicht zu viele, immer mit Reparaturkosten begleitete Ausbauten zeigt. Unsere Vorfahren haben gewußt, warum sie in Stadt und Land ihre Häuser als solide Baukörper mit sparsam geöffneten Dachflächen hingestellt haben. Es steckt eine uralte, gesunde Überlieferung in den alten Bau- und Hausregeln, und nicht ungestraft entfernt man sich von ihr.

Es soll aber keineswegs behauptet werden, daß die Forderungen unserer Zeit gesundheitsfördernder und bautechnischer Art nicht beim heutigen Wohnungsbau

Digitized by Google

berücksichtigt werden sollen. Windgeschützte Sitzplätze mit der Möglichkeit, in der Sonne zu liegen und den Garten zu genießen, können wohl verwirklicht werden, wir wenden uns nur gegen die Auswüchse und Übertreibungen, die aus jedem kleinen Wohnhaus ein Minatursanatorium machen wollen und in unserem Klima am wenigsten Berechtigung haben.

Bei der Besprechung von zeitgemäßen Wohnhäusern ist die Verschiedenheit der Ansprüche an die Hausgröße in erster Linie zu berücksichtigen. Wir haben aus der Nachkriegszeit mit ihren Wechselfällen, dem Vermögensverfall und der gänzlichen Veränderung der Familienverhältnisse gelernt, daß ein Haus so gebaut werden soll, daß es möglichst verschiedenartigen Verhältnissen und Anforderungen an seine Verwendbarkeit gerecht wird. Dabei spielt die Anlage der Treppe eine entscheidende Rolle. Wenn man einen Hausgrundriß einzuteilen beginnt, wird die Frage nach der Treppe wichtig sein. Viele schöne Wohnhäuser der Vorkriegszeit sind deshalb in der wirtschaftlich schwierigen Zeit der letzten zwanzig Jahre so schwer zu verwerten gewesen, weil die „Diele" mit der nicht abzuschließenden Treppe die Möglichkeit einer später notwendig gewordenen Teilung der Geschoße nicht erlaubt.

Manche Familien bauen ein Haus, bemessen auf die augenblicklichen Verhältnisse mit mehreren Kindern. Wenige Jahre vergehen und die Notwendigkeit stellt sich ein, die elterliche Wohnung zu verkleinern, den Haushalt einzuschränken, zu teilen und für eine Verwertung der übrigbleibenden Räume zu sorgen. Die Hypothekenbanken ziehen deshalb mit Recht jene Haustypen für eine Belehnung vor, welche die Treppe als leicht abtrennbare Einheit vorsehen. In dem im letzten Jahrzehnt immer mehr aufkommenden Begriff des „wachsenden Hauses" spielt diese Möglichkeit eine große Rolle. Baut ein junges Ehepaar sich das Haus, dann ist die Möglichkeit gegeben, das eine Stockwerk zuerst zu vermieten, was die Hauslasten erleichtert, und dann nach Jahren, wenn Kinder eine Vergrößerung des Hausstandes bedingen, dieses selbst mit zu bewohnen. Dabei soll der Diele nicht die Berechtigung abgesprochen werden in einem Hause, für das die oben angeführten Möglichkeiten nicht in Frage kommen. Es ist sehr reizvoll die Treppe so zu legen, daß sie beim Eintritt in das Haus nicht sofort sichtbar wird, daß sie etwas geräumiger angelegt eine besondere künstlerische Note in die Grundrißgestaltung bringt. Oft ist nur der erste Lauf der Treppe mit wenig Stufen sichtbar, während unter einem Bogen der übrige Teil verschwindet, was der Diele den Eindruck eines behaglichen Wohnraumes verleiht. Es gibt Treppen, die steigt man gerne zum Obergeschoß, sie sind ansprechend durch eine Wendung, durch die Aussicht, die man in die Diele oder durch richtig angelegte Fenster ins Freie hat. Die Treppe schwingt sich frei tragend zum Obergeschoß, oder sie ist eingebaut zwischen Mauern und eingewölbt, sie ist begleitet von der Phantasie des Architekten und von einem Geländer, das dem Schreiner oder dem Kunstschlosser Gelegenheit gibt, handwerkliches Können zu zeigen.

Wenn keine Diele gewünscht wird, bleibt der Vorplatz als der Raum, der uns den ersten Eindruck des Hauses vermittelt. Durch eine Pflasterung kann auch ihm eine besondere Note gegeben werden. Der kleinste Vorraum läßt sich durch die richtige Anbringung einer Kleiderablage, durch geschmackvolle Behandlung der Türen liebenswürdig gestalten. Eine verglaste Windfangtüre mit Bleisprossen ist praktisch und nicht unerschwinglich und betont die Intimität des bescheidenen Raumes. Die Kleiderablage kann in einem Wandschrank oder in einer Mauernische mit Vorhang untergebracht werden.

Wichtig für jedes Haus ist die Anlage der Wasser-Zu- und -Ableitungen, die Zusammenlegung der Zapfstellen. Eine geschickte und erfahrene Hand kann hier viel Geld und Ärger ersparen helfen. Dieselbe Sorgfalt und Erfahrung ist nötig, um die Kamine möglichst günstig zu legen. Wenn auch elektrisch oder mit Gas gekocht

Digitized by Google

wird, so soll doch nicht ein Kamin gespart werden, der gestattet, einen Ofen für die Übergangszeit oder für die Zeit, wie wir sie ohne Koks erlebt haben, in einem Wohnraum aufzustellen. Der Kamin für die Warmwasserheizung des Hauses ist für diese allein notwendig, daneben ein Kamin für die Waschküche. Manche Häuser fallen dadurch unangenehm auf, daß die Schornsteine am Dach nicht günstig herauskommen. Die früheren Zeiten legten mit Recht und auf Grund reichlicher Erfahrung großen Wert darauf, daß die Kamine am First erschienen und das Dach bekrönten. Der Kamin gilt als zum Gesicht des Hauses gehörig und als architektonisches Hilfsmittel, das Dach zu gestalten, und man wußte außerdem, daß kein Kamin besser zieht als der möglichst hohe, der durch keine am Dachwinkel entstehenden Wirbel gestört wurde.

Wenn so die wichtigsten Momente der inneren „Organisation" eines Baues festgelegt sind, kann man sich der Betrachtung der einzelnen Wohnräume widmen. Man sieht dann, daß am Neubau nichts willkürlich gemacht werden darf, daß alles Sinn und Zweck hat und einer gründlichen Vorbereitung bedarf. Der Mensch von heute hat bestimmte Anforderungen an das Wohnen, von denen die Absage an einen Raum reiner Repräsentation, früher Salon genannt, eine der wesentlichsten ist. Dafür gestaltet er sich lieber den Wohnraum größer als früher und schließt ein Eßzimmer an, das womöglich mit einem geschützten Sitzplatz als einem Aufenthaltsplatz im Freien verbunden ist. Der Wohnraum, mit der Möglichkeit ein Musikinstrument und eine Bibliothek aufzunehmen, ist meist länglich und mit seinen Hauptfenstern der Sonnenseite zu geöffnet. Eines dieser Fenster wird gerne als Blumenfenster ausgebildet, indem zwischen äußerem (Winter-) Fenster und dem inneren Fenster ein größerer Zwischenraum zur Aufnahme der Pflanzen geschaffen wird. Es ist von Vorteil, dieses Fensterbrett aus Stein oder Kunststein auszubilden. In diesem Wohnzimmer läßt sich oft in einer Aussparung der Wand eine Vergrößerung der Bibliothek unterbringen mit einfachen Fachbrettern, die den Raum behaglich stimmt und persönlich macht und billiger ist als ein neuer Bücherschrank.

Wichtig ist dabei, daß die Räume nicht zu hoch gebaut werden, also mit ungefähr 2,70 m lichter Höhe. Wieviel leichter sind solche Wohnungen warm zu halten und wie anheimelnd wirken solche Zimmer! Alle Möbel, die eine geringe Tiefe haben, wirken gut im Raum, sie stehen nicht so weit vor mit ihren Kanten und Ecken, sie „sperren" den Raum nicht. Es ist auch nicht zweckmäßig, die Zimmer dadurch künstlich kleiner erscheinen zu lassen, daß man die Wände mit allen möglichen Mustern unruhig gestaltet. Unsere Eltern liebten die dunklen, gedämpften Farben und gemusterten Tapeten. Die heutige, das Lichte und Helle bevorzugende Zeit hat erkannt, daß eine ruhige Wand der beste Hintergrund für alle Möbel und künstlerischen Schmuck aller Art ist. Wer gerne Farben um sich hat, findet in den reizenden Stoffen, die der Markt liefert, viele Möglichkeiten, die schlichte Wand zu beleben. Gibt es etwas Freundlicheres, als einen Vorhang, der von Sonne durchschienen das Wohnzimmer mit seinen leuchtenden Tönen belebt?

Im Erdgeschoß, nahe dem Eßzimmer, liegt die Küche. Mit Recht freut sich heute jede Hausfrau auf die moderne Küche, denn kein Raum ist wohl besser durchdacht und ausgestattet worden von unserer Industrie und Technik. Bei allem Technischen vergesse man aber nicht einen wirklich freundlichen und auskömmlichen Sitzplatz für die Hausangestellte. Wenn „Schönheit der Arbeit" überall gepflegt wird, dann sollte neben Gasherd und Spültisch, Kühlschrank und Küchenschrank nicht auf einen Platz verzichtet werden, an dem man ausruhen und angenehm sitzen kann.

Der Freiplatz mit der windgeschützten Ecke ist der beliebte Aufenthaltsraum unserer Zeit geworden, die jede Stunde, da die Temperatur es erlaubt, den Menschen ins Freie lockt. Spiel, Sport, ja Schule im Freien sind gewohnte Dinge geworden. Es ist reizvoll, nahe diesem Freisitz die Staudenreihe anzupflanzen, von hier sich am

Digitized by Google

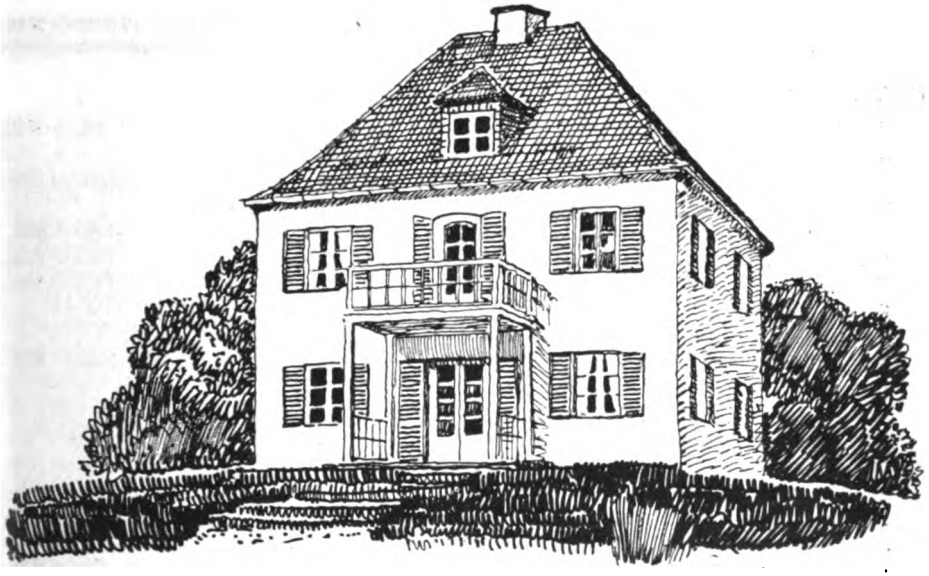
Wachsen und Gedeihen eines bescheidenen Stückes Gartenkultur zu erfreuen. Wer mit Blumen Freude erleben will, soll nicht zu viele pflanzen und nicht zuviel von ihnen erwarten. Nichts wächst ohne dauernde Pflege, Mühewaltung, Wartung außer das Unkraut. Man vergesse bei der Planung des Hauses nicht einen Platz für den Kehrichteimer für jene Abfälle, die nicht auf dem Komposthaufen später zu guter Gartenerde werden können. Man vergesse auch nicht, daß die Hausfrau einen Platz haben muß, um die Teppiche zu reinigen und die Wäsche aufzuhängen.

Das Obergeschoß mit den Schlafzimmern, dem Bad und einem Garderoberaum ergibt sich von selbst bei richtiger Anlage der Treppe und der Wasser-Zu- und -Ableitungen. Eingebaute Wandschränke sind beliebt und wünschenswert, sie müssen nur so richtig am Platze sein, daß sie auch eine mögliche Umstellung des beweglichen Mobiliars bei veränderten Verhältnissen erlauben. Der Balkon im Obergeschoß muß so angebracht werden, daß er nicht die Wohnzimmerfenster des Erdgeschosses verdunkelt, er soll auch nur so groß sein, wie er wirklich benötigt wird, denn auch hier bleibt der Schnee liegen und bildet oft genug die Quelle von Unannehmlichkeiten und Schäden. Wer aufmerksam durch unsere Villenvororte wandert und die Austritte im ersten Stock beobachtet, kann sich davon überzeugen, wie richtig die Behauptung ist, daß hier mit Überlegung und großer Sorgfalt gearbeitet werden muß. Der Wunsch, den Freiplatz im Obergeschoß mit einer massiven Brüstung zu versehen, um ihn windgeschützter zu gestalten, ist verständlich, um so schwieriger ist es, ihn so zu erfüllen, daß keine „Badewanne" entsteht, die sehr bald die unangenehmsten Begleiterscheinungen zeitigt. Unser Klima mit seinen plötzlichen Witterungsumschlägen ist ein Feind der im Süden viel leichter auszuführenden Sitz- und Liegeplätze im Freien im Obergeschoß. Beim Mädchenzimmer sei nicht vergessen, daß unsere Hausgehilfin einen Platz haben soll, an dem sie gerne eine Stunde mit Nähen, Schreiben oder Lesen verbringt. Es ist selbstverständliche Pflicht, jenen, die Tag um Tag für uns arbeiten und unser Hauswesen besorgen helfen, die bescheidene Freistunde so angenehm wie möglich zu gestalten. Es ist kein Luxus, dem Mädchenzimmer ein Waschbecken mit fließendem Wasser zu gönnen wie dem Gästezimmer. Wir verlangen Reinlichkeit in allen Dingen, also gewähren wir die Möglichkeit hiezu!

Vom Dachgeschoß, dem Speicher, ist zu sagen, daß er überall willkommen ist. Die Speicherkammer mit allen jenen Dingen, die wir gerade nicht brauchen aber immer wieder einmal im Leben nötig haben, ist überall vorhanden. Sind die Kinder groß geworden, so werden Wiege, Korb und Kinderwagen nicht sofort weggeschenkt, ebensowenig Kinderstühlchen und Spielzeug. Das vererbte Hausgut ist oft das schönste, und wenn wir alle diese Dinge nicht mehr benötigen, dann brauchen sie Verwandte oder unsere eigenen Kinder, wenn sie erst selber heiraten. Die Weihnachtskiste kann aber nicht das Jahr über im Schlafzimmer stehen, und Wäsche wird auch an Tagen, die das Trocknen im Freien nicht gestatten „am Boden" getrocknet. Für die Kinder aber ist in der regnerischen Zeit der „Speicher" oft ein Ort höchster Seligkeit. Es empfiehlt sich, bei Beleuchtung, Entlüftung und Fußbodenbeschaffenheit des Speichers an all diese Dinge zu denken. Man macht heute den Speicherboden gerne als Betonestrich, was gegen Feuer und Wasser gut ist.

So haben wir das Haus in seiner Gestaltung vom Keller zum Speicher durchwandert und haben bei jedem Schrank und jedem Stück, das uns durch's Leben begleitet, gespürt, wie verschieden die Ansprüche, wie verschieden die Menschen sind. Wir wollen unserem Heim gerne dieses Besondere einer Gegend lassen, das sich im Fenster und in der Haustüre, im Verhältnis von Wand zu Öffnung offenbart und keine Uniformierung zuläßt. Jede Landschaft formt ihre Menschen und schenkt dem Menschen ganz bestimmtes Material, aus dem er sich sein Haus baut. So entsteht das, was uns heilig ist, das Gesicht unseres Heimathauses.

Digitized by Google



Zusammenstellung der Baukosten

eines Hauses von einer Grundfläche von 9,30×8,50 m
mit normaler Ausführung

Um dem Baulustigen ein ungefähres Bild zu geben von jenen Kosten, welche mit einem Hausbau verbunden sein können, sei hier für ein Haus von 5 Zimmern in normaler Ausführung, wie die Abbildung zeigt, eine Kostenzusammenstellung aufgeführt. Dabei ist eine Reihe von Möglichkeiten: die verschiedenartige Lage des Bauplatzes und seine Beschaffenheit, Verhältnisse in der Stadt oder auf dem Land berücksichtigt. Wer bauen will, muß sich darüber klar sein, daß neben den eigentlichen Hausbaukosten eine Anzahl anderer Auslagen zu beachten ist, für die hier an einem unverbindlichen Beispiel gezeigt werden soll, was man nicht vergessen darf.

A) Bauplatzkosten:

Bauplatz . . . . . .
Baureifmachung . . . . . .
Verbriefung (6 %) . . . . . .
Wertzuwachs . . . . . .
Maklergebühren . . . . . .
Vermessung . . . . . .
Grundabsteckung, Operat, Baufluchtabsteckung, Straßenabsteckung . .
Grundbucheintragung . . . . . .
wechselnd je nach Lage und Größe des Grundstückes.

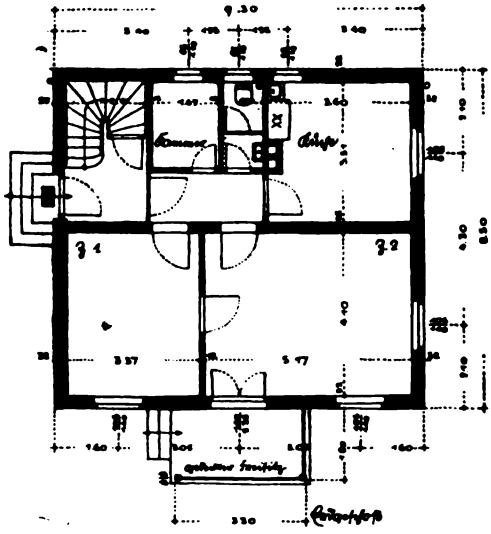
Digitized by Google

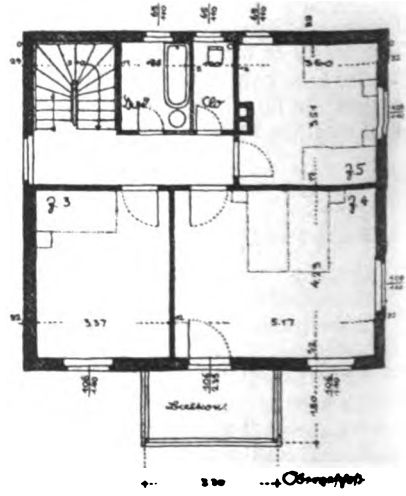
B) Eigentliche Baukosten:

672 cbm umbauter Raum × 26.— RM. =	17500.— RM.
Einfriedigung	382.— RM.
Ablösung für Nachbarzaun	50.— RM.
Summa Baukosten:	17932.— RM.

C) Allgemeine Kosten:

Straßenkosten an Stadt in bar	24.— RM.
Straßenkosten Hinterlegung (kann als Sicherungshypothek eingetragen werden)	650.— RM.
Wasseranschlußgebühr (Vergütung für den Strang in der Straße wird berechnet nach Länge des Grundstückes an der Straßenfront)	115.— RM.
Wasseranschlußkosten vom Strang zum Haus	155.— RM.
Stromanschlußkosten „ „ „ „	112.— RM.
Gasanschlußkosten „ „ „ „	—.—
Kanalanschlußkosten „ „ „ „	—.—
oder Klär- und Versitzgrube mit Erdarbeiten	530.— RM.
Liefern und Aufstellen des Gaszählers	—.—
Liefern und Aufstellen des Wassermessers	—.—
Straßenwiederherstellungskosten für Kanal	—.—
Desgl. für Gas	—.—
Desgl. für Wasser	—.—
Prüfungsgebühren für Gas, Wasser, Strom	5.— RM.
Hausnummerntafel mit Einweisungsgebühr	10.— RM.
Gebühr für Plangenehmigung	71.— RM.
Desgl. für „ für Be- u. Entwässerungsplan	23.— RM.
Wohnungsbenützungsgebühr	3.— RM.
Brandversicherungsschätzungsgebühr	25.— RM.
Brandversicherung (Baunot)	5.— RM.
Richtfest	50.— RM.
Übertrag	1778.— RM.





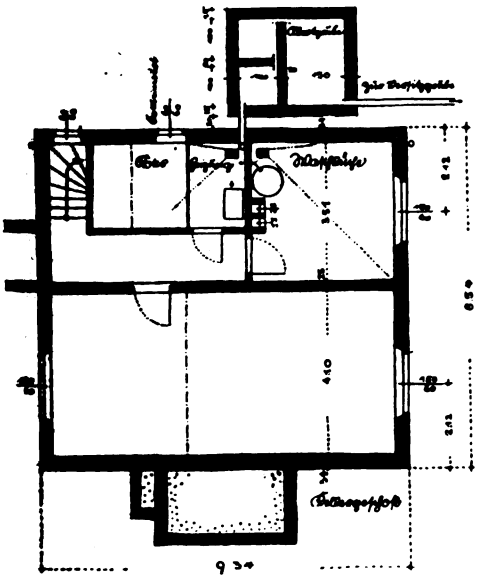
Digitized by Google

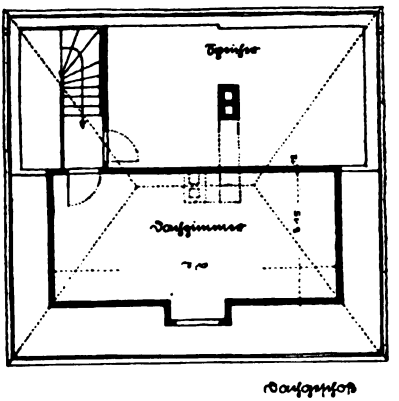
Übertrag	1778.— RM.
Bauaustrocknung	—.—
Telephonanlage	—.—
Eventl. Quellfassung; Gesteinssprengung; Ausrodungen	—.—
Kaminabziehen vor Hausbezug	—.—
Zins- und Zwischenkredit	—.—
Kursverluste	—.—
Summa Allgemeine Unkosten:	1778.— RM.

D) Architektenhonorar lt. Gebührenordnung 7,5 %	1325.— RM.
Nebenspesen:	
Katasterblätter	
Bodenuntersuchungen	
Statische Berechnungen	
Lichtpausen	
Porto, Vervielfältigungen, Schriften	
Reisespesen	
Modellkosten	
Gehalt eines örtlichen Bauführers	
	1325.— RM.

Gesamtkosten:

A) Bauplatzkosten
B) Eigentliche Baukosten
C) Allgemeine Kosten
D) Architekt und Nebenkosten





Digitized by Google

Innenausbau

Von Otto Roth in München

Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen — heißt das schöne Sprichwort, und wer besonders schlau ist, nimmt sich schon vorher einen Baedeker und studiert da, was ihn im fremden Lande erwartet. Solch ein Baedeker soll in bescheidenem Umfang auch dieser Beitrag über den Innenausbau des Hauses sein, er soll dem Laien die Möglichkeiten, die Kosten und die Schwierigkeiten aufzeigen, die sich bei der Planung einer Wasserorganisation im Haus ergeben.

Wichtig sind vor allem die folgenden Grundfragen, je nach Lage und Situation des Bauplatzes sind sie sogar so einschneidend, daß sie besser schon vor der Festlegung des Bauplatzes geklärt werden sollten. Vor allem ist vor dem Kauf des Bauplatzes festzustellen, ob man an eine Ortswasserleitung anschließen kann, ob die örtlichen Druckverhältnisse der anzuschließenden Kapazität entsprechen werden oder ob vielleicht eigene Dachspeicher zum Druckausgleich vorgesehen werden müssen. Ist die Möglichkeit eines Leitungsanschlusses nicht vorhanden, so muß Grund und Boden eingehend von Fachleuten auf die Wassermöglichkeiten untersucht werden. In Frage kommen einfach geschlagene Tiefbrunnenanlagen, deren Kosten im allgemeinen die Kosten eines Normalanschlusses an eine bestehende Ortsleitung nicht überschreiten. Die Anschlußgebühren an Ortswasserleitungen sind sehr verschieden und schwanken meist zwischen 150 und 300 Mark. Die Kosten erhöhen sich wesentlich, wenn nach Lage des Grundstückes neue Hauptleitungen auf längere Strecken gelegt werden müssen. Besondere Vorsicht ist in neu erschlossenen Siedlungsgebieten geboten, da immer der Erstkaufende die Leitungskosten auch für die späteren Angrenzer mit zu tragen hat.

An die selbstgebohrten Brunnen kann ohne weiteres die neue Siemens-Hauswasserpumpe angeschlossen werden, deren Größe sich je nach der gewünschten Leistung richtet und deren Stromverbrauch so gering ist, daß der Preis für den Kubikmeter Wasser 5 Pfennige selten übersteigt. Natürlich kann für einfachste Bauvorhaben auch eine Handpumpe diesen Dienst versehen, deren Anschaffungskosten entsprechend niedriger sind. Wird an einen Handpumpenbetrieb ein Dachspeicherbecken angegliedert, so können auch bei dieser einfachen Anlage mehrere Zapfstellen in verschiedenen Räumen vorgesehen werden.

In unserer wasserreichen Heimat wird es sich wohl in den seltensten Fällen, außer im Gebirge, ergeben, daß das Regen- und Schmelzwasser für Trinkzwecke verwendet werden muß, es läßt sich dagegen gut für Garten und Waschküche ausnützen.

Die zweite grundsätzliche Frage ergibt sich bei der Abführung der Abwässer. Hier bestehen verschiedene Möglichkeiten, von denen in kanalisierten Städten die geläufigste der Anschluß sämtlicher Abwässer an den jeweiligen Schwemmkanal ist. Bei einer sogenannten Halbkanalisation werden in einem entsprechend kleineren Kanal nur die bereits geklärten Abwässer städtisch abgeführt. In diesem Falle ist eine eigene Klärgrube nötig. Ist keinerlei Abwasserkanal vorhanden, so muß eine vollkommene Abwasserkläranlage erstellt werden, die sich aus einer Kläranlage und einer Sickeranlage zusammensetzt. Bei der Kläranlage hat sich wohl am besten die sogenannte OMS-Grube bewährt, die aus transportablen Betonringen zusammengesetzt ist. Diese Frischwasser-Hauskläranlage hat ein Klärverfahren in 3 Kammern, das nach einem besonders erdachten Vorgang die Hausabwässer bis zu 85 v. H. klärt, so daß der Rest in jeder Sickergrube einwandfrei versitzen kann. Selbstverständlich sind alle diese modernen Betonringkläranlagen, von denen es die ver-

Digitized by Google

schiedensten Systeme gibt, auch bei Regenwetter vollkommen geruchlos. Man tut jedoch gut daran, sie möglichst auf die Nordseite des Hauses zu legen, um sie starker Besonnung nicht auszusetzen. Die Gebühren für die Anschlüsse an die Schwemmkanalisation sind schwankend und werden in Großstädten zusammen mit anderen Abgaben in Rechnung gestellt. Jedenfalls ist es ratsam, diese Gebühren vorher genau zu ermitteln, damit später das Haushaltsbudget keine unvorhergesehenen Stöße erleidet. Die Abfuhr des Klärgrubeninhalts, je nach der Dimensionierung der Klärgrube im Verhältnis zur anfallenden Abwassermenge, erfolgt ein- bis zweimal im Jahr kostenlos durch die Landwirtschaft, sofern der „kostbare" Inhalt nicht im eigenen Garten Verwendung findet.

Bei der Überlegung, wo überall im Hause Wasser gebraucht werden soll, darf oder kann, ist nicht nur an die Anschaffungskosten von Leitung und Gerät zu denken, sondern auch der aus erhöhter Möglichkeit sich ergebende erhöhte Wasserverbrauch zu berücksichtigen. Wie in allen Teilen muß natürlich auch bei der Klarstellung der einzelnen Bewässerungsfragen der Kostenpunkt der Gesamtanlage vorher geregelt sein. In dem gegebenen Rahmen kann dann der fachmännische Berater sehen, wie er sich den Notwendigkeiten im Zusammenhang mit den Ansprüchen anpassen kann. Für kleine und einfache Bauvorhaben, wo es sich darum handelt für wenig Geld ein hübsches und praktisches Eigenheim zu schaffen, ist es wichtig, schon in der Grundrißgestaltung auf möglichste Konzentration aller sanitären Installationen zu achten. Weite Zu- und Ableitungswege müssen wegen ihrer Kostspieligkeit vermieden werden. Auch ist es wichtig in diesen Fällen die Installation auf ein Stockwerk zu beschränken. Klosett, Bad und Küche sind fast immer so zu gruppieren, daß an der Wand zwischen Bad und Küche sämtliche Hauptinstallationen für Wanne und Waschbecken im Bad und für Ausguß und Spülbecken in der Küche gegenseitig angebracht werden können. Für kleinste Bauvorhaben besteht sogar die Möglichkeit in der Küche zu baden, da hier die Küchenmöbelfabrik Freya-Eislingen ein Küchenmöbel herausgebracht hat, das in geschickter Form Ausguß, Spültisch und Badewanne miteinander vereinigt. Nimmt das Bauprogramm größere Formen an, so ist es von Wichtigkeit, daß auch die Wasseranschlüsse reicher vorgesehen werden. Es beginnt mit einem Waschbecken in der Garderobe, mit W.C. in jedem Stockwerk, die zur Erleichterung der Haushaltarbeit auch mit Tiefausgüssen und Kalt- und Warmwasserzapfstellen ausgestattet werden. In die Küche kommt natürlich ein modernes Doppelspülbecken mit Abtropfbrett, verbunden mit Tiefausguß. Das Bad kann reicher ausgestattet werden und erhält wohl immer zwei einzelne Waschbecken, Wanne und Bidet. Die Kinder- und Gästeschlafzimmer sollten möglichst noch mit einzelnen Waschbecken ausgestattet werden. Auch bei großzügiger Planung ist es zur Ermäßigung der Kosten wesentlich, daß die Anschlüsse stockwerksweise übereinander zu liegen kommen.

Ein besonderes Kapitel ist die Waschküche. Wenn nicht aus baulichen Ersparnisgründen die Waschküche in den Keller gelegt werden muß, in dem meistens ein entsprechender Raum dafür leicht vorgesehen werden kann, so wird sie zweckmäßig als ebenerdiger seitlicher Anbau, oft in Verbindung mit der Garage oder der Holzlege dem Hauptbau angegliedert. Die Gründe sind leicht zu erraten: die direkte Verbindung mit Garten und Bleichwiese ist wünschenswert. Vor allem ergibt sich auch eine wesentlich bessere Durchlüftungsmöglichkeit zu jeder Jahreszeit, sofern es sich um die landläufige Küche mit Waschkessel und Tisch zum Bürsten der Wäsche handelt. Aber gerade bei dem heutigen Stand der Technik kann die Waschküche auf ein räumliches Kleinstmaß gebracht werden, wenn die Mittel für die Ausstattung mit modernem Waschgerät zur Verfügung stehen. Oft ergeben sich bei kleineren Bauvorhaben diese Mittel auch durch die geschickte Grundrißgestaltung

Digitized by Google

des Architekten, der unter Einbeziehung neuartiger Waschmaschinen damit wirklich Raum sparen kann. Die neue Waschküche, die sich natürlich nur für einen Haushalt von 6 Personen an aufwärts wirtschaftlich gestalten läßt, ist ganz mit Maschinen eingerichtet. An erster Stelle steht hier die mit Gas, Elektrizität oder Kohle beheizte Waschmaschine, die den alten Waschkessel mehr als ersetzt. Gleich welches System, deren es viele gute gibt, besteht sie meist aus einem wasserfesten, emaillierten Blechkessel, stehender oder liegender Form, mit einem drehbaren Innenzylinder, in den die zu waschende Wäsche kommt. In 15 Minuten — nach erfolgtem Anheizen der Lauge auf rd. 80° — werden etwa 2 Kilogramm Trockenwäsche einwandfrei durchgewaschen, so daß ein Nachbürsten nur in den seltensten Fällen nötig ist. Dann ist ein Doppelspülbecken oder eine kleine Badewanne (die auch als zweites Bad im Hause benützt werden kann) zum Einweichen und Nachspülen der Wäsche nötig. Die pflegebedürftigen Holzschaffe fallen damit weg. Das dritte Gerät ist die elektrische Wäscheschleuder, die in 3—4 Minuten je eine Ladung Wäsche aus der Waschmaschine bzw. dem Durchspülbecken kommend, bügelfertig austrocknet. Für ganz große Haushaltungen empfiehlt sich die Anschaffung einer elektrischen Kleinmange, währenddem allgemein die Wäsche unmittelbar nach dem Ausschleudern auf das Bügelbrett kommen kann. Die Vorzüge einer so modern ausgerüsteten Waschküche sind groß: Aufstellung aller Apparate auf kleinstem Raum, keinerlei unangenehme Dampf- und Feuchtigkeitsentwicklung, schnelle Bedienung, also Einsparen von eigenen Arbeitskräften.

Fast so wichtig wie die Frage der Frischwasserbeschaffung ist die Frage der Warmwasserbeschaffung. Bei größeren Bauvorhaben wird in den meisten Fällen eine zentrale Warmwasserversorgung mit eigenem Sommerkessel der Warmwasserheizung angegliedert sein, während bei kleineren Bauten die Möglichkeiten der Warmwasserversorgung verschieden sind. Sie richten sich hier nach dem Vorhandensein billiger Brennstoffe. Das billigste ist auch heute immer noch der Holz- oder Kohlenbadeofen, der in gefälligen Formen auch als Druckspeicheranlage für mehrere Zapfstellen im Handel ist („Walmü" besonders zu empfehlen).

Die nächsten Warmwasserquellen sind die sog. Durchlauferhitzer, die sowohl für Gas als auch für Elektrisch in reicher Größenauswahl hergestellt werden. Dies sind die sog. dezentralen Warmwasserbereiter, die jeweils an der Stelle, wo warmes Wasser benötigt wird, zur Anwendung kommen. Daran reihen sich einerseits die größeren Gasbade-Automaten, die im Gegensatz zu den kleineren Gasdurchlauferhitzern eigene vollkommen neutralisierte Abzugskamine haben müssen und daher nicht überall verwendungsfähig sind. Diese Apparate sind heute mit modernsten Sicherungsautomaten ausgestattet, die jede Gefahr ausschließen. Trotzdem sie keine Druckspeicher, sondern Durchlaufspeicher sind, ermöglichen sie den Anschluß mehrerer Zapfstellen, jedoch sind bei solchen Anlagen lange Rohrleitungen zu vermeiden, weil der Wasserverlust groß ist und auch die Belieferung der entfernten Zapfstellen mit Warmwasser langwierig ist. Da heute durch die Organisation der J.G. das noch nicht überall bekannte gift- und geruchlose Propan-Gas in Flaschen (flüssig) allenthalben lieferbar ist und der Preis für den Kubikmeter einheitlich mit 22 Pfennig monopolisiert ist, können Gas-Warmwasserbereiter jeder Art auch überall da Verwendung finden, wo zentrale Koksgasanlagen nicht vorhanden sind.

Weiter kommt noch der sog. Nachtstrom-Warmwasserspeicher in Betracht, der auf Grund des fast überall gleich niedrigen Nachtstromtarifs billiges Warmwasser für den Haushalt bereitet. Für normale Haushaltungen bis zu 6 Personen kommen hier 200-Liter-Speicher in Frage, die ein heißes Vollbad und sonstiges Warmwasser für verschiedene Waschbecken und den Küchenbedarf für den Durchschnittspreis von 1.20 Mark für die gesamte Ladung liefern. Natürlich gibt es diese elektrischen

Digitized by Google

Warmwasserspeicher, die sich vollkommen automatisch ein- und ausschalten, von 50 bis 300 Litern in jeder Größenabmessung, so daß hier für jeden Bedarf die geeignete Abmessung zu finden ist. Die Speicher sind so gut isoliert, daß sie bei Nichtverbrauch des warmen Wassers während eines Tagesablaufs das warme Wasser 4—5 Tage mit 50—60° zur Verfügung halten, wodurch auch für die Möglichkeit eines sparsamen Warmwasserverbrauchs Sorge getragen ist.

Ein ganz eigenes Gebiet ist das Wasser im Garten. Wichtig ist hier ebenfalls eine systematische Überlegung, welche Wasserzapfstellen unbedingt nötig sind und wo sie am zweckmäßigsten angelegt werden. Grundsätzlich ist bei der Anlage von Wasserzapfstellen im Garten zu beachten, daß alle Leitungen, die nicht frostfrei, also mindestens 1,20 Meter unter dem Erdboden gelegt werden können, entleerbar sein müssen, da im Winter sonst unweigerlich starke Frostschäden eintreten. Bei Eigenhäusern mit Garagen wird es zweckmäßig sein, dort eine Wasseranschlußstelle und einen Ablauf vorzusehen, wo der Wagen gewaschen wird. Der Ablauf kann womöglich so gelegt werden, daß zugleich das aus der Garage kommende Tropf- und Schmelzwasser des Wagens auf dem im Gefälle verlegten Garagenfußboden hineinläuft, wenn nicht für die Garage ein gesonderter Ablauf vorgesehen ist. Bei Eigenheimen mit zentraler Warmwasserversorgung wird es gut sein, wenn auch in der Garage eine Warmwasserzapfstelle angebracht wird, da man dadurch viel winterlichen Autoärger erspart.

Natürlich bestehen auch im Wohngarten zahlreiche Möglichkeiten für Wasseranschlüsse, wie das kleine Vogelbecken, ein Pflanzenbecken oder auch ein Planschund Schwimmbecken.

Die Vermittler mit der Außenwelt bei Tag und Nacht sind im rein verkehrstechnischen wie kulturellen Sinn Fernsprecher und Radio. Um sich auch diese Dinge bei der Planung eines Hauses möglichst angenehm und zweckentsprechend zu machen, sind genaue Überlegungen vorher angebracht. Der amtliche Fernsprechanschluß geschieht ja ab 1936 kostenlos so, daß nur die Montagekosten innerhalb des Hauses zur Verrechnung kommen. In den meisten Fällen wird es gut sein, wenn man eine Steckdosenanlage schafft, die die Möglichkeit bietet, gegen geringe Mehrkosten den Fernsprechapparat in den Räumen, wo er jeweils nötig ist, beliebig aufstellen zu können. Sonst wird er wohl am besten in einem vorplatzartigen Raum angebracht werden, da er dort von allen Wohnungsinsassen benützt werden kann. Die Anmeldung zu einem Fernsprechanschluß geschieht jeweils nur schriftlich an das zuständige Telephonpostamt und soll mindestens 8—14 Tage vor dem gewünschten Anschlußtermin getätigt werden. In besonderen Fällen ist gegen Zahlung eines Zuschlags von 50 v. H. zu den sich ergebenden Montagearbeiten auch die Neueinrichtung einer Fernsprechstelle innerhalb von 1—2 Tagen möglich.

Für größere Eigenheime wird es sich, bei den verhältnismäßig niedrigen Kosten einer solchen Anlage, empfehlen, einen Heimfernsprecher anzuschaffen. Es ist der praktische und bessere Ersatz für die Zimmerklingelanlage, da durch den Heimfernsprecher die Wünsche und Befehle der Auftraggeber unmittelbar an die Ausführenden geleitet werden können.

Seit Jahren schon hat sich in Stadt und Land, vor allem auch in städtischen Vororten mit größeren Vorgartenanlagen, der elektrische Hauspförtner eingeführt. Es ist dies eine Fernsprechanlage, die jeweils von dem Wirtschaftsraum, Küche oder Vorplatz, die telephonische Verbindung mit den an der Hausglocke läutenden Personen herstellt. Mit Hilfe dieser Anlage, die mit einem kleinen eingebauten Lautsprecher an der Vorgarten-Eingangstüre arbeitet, kann man lästige Besuche abweisen, ohne ihnen persönlich gegenübertreten zu müssen. Für alleinstehende Personen ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

Digitized by Google

Anläßlich der Herstellung einer Radio-Empfangsanlage ergeben sich ähnliche Fragen, wie sie für den Fernsprecher erwähnt wurden. Besonders wichtig ist die Feststellung, daß für den guten Empfang nicht nur der gute Apparat maßgebend ist, sondern fast mehr noch die gute, den zeitgemäßen Erfahrungen entsprechende Empfangsanlage, die Antenne. Bei den vielen Störungsmöglichkeiten, denen heute in Stadt und Land durch elektrische Maschinen aller Art der Radioempfang ausgesetzt ist, ist die Verwendung abgeschirmter Spezialkabel, die von verschiedenen Firmen in hervorragender Ausführung auf dem Markt zu haben sind, unbedingt notwendig. Die Verlegung solcher Anschlußkabel soll nur vom Fachmann durchgeführt werden. Diese Kabel dürfen z. B. nicht in zu starken Kurven oder gar Knickungen verlegt werden, da die Empfangsstärke dadurch wesentlich vermindert wird. Auch beim Radio empfiehlt sich je nach der Größe des Heimes die Anlage von Steckdosen in den verschiedenen Wohnräumen, u. U. auch im Schlafzimmer. Die nötige Anmeldung des Neuanschlusses besorgt wohl anläßlich einer Neuanschaffung die installierende Firma, bei der der Apparat gekauft wurde. Im anderen Falle hat die Anmeldung jeweils rechtzeitig schriftlich an die zuständige Reichspostdirektion zu erfolgen.

Wärmeschutz und Heizung

Von Kraft Ernst Wilhelm Nußelt in München

Beim Umzug von einem Mietshaus in ein Eigenheim ist allen heiztechnischen Einrichtungen des neuen Hauses besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Ein Wohnraum in einem mehrstöckigen Mietshaus erfordert viel weniger Beheizung als der gleich große in einem Eigenheim; denn der Heizbedarf in einer Wohnung ist von der Größe der von der Außenluft bespülten Oberfläche des Gebäudes abhängig, und diese nimmt bezogen auf den cbm Wohnraum mit zunehmender Größe des Gebäudes ab. So kann die Heizung für eine Wohnung in einem kleinen Eigenheim dreimal so teuer werden wie für die gleich große in einem Mietshaus. Deshalb ist schon bei der Wahl des Bauplatzes an die Beheizung des Eigenheims zu denken. Häuser in der Nähe von Flüssen und Seen oder feuchten und sumpfigen Gegenden sind teuer zu beheizen. Zu vermeiden sind Bauplätze auf luftigen Höhen, die starkem Windanfall ausgesetzt sind. Günstig sind dagegen sonnige und windgeschützte Hänge. Benachbarter Wald bietet einen guten Windschutz.

So schön das Wohnen in einem freistehenden Hause ist, so nachteilig ist diese Lage für die Heizkosten. Ein einseitig angebautes Haus oder ein Reihenhaus ist hier beträchtlich im Vorteil. Auch die Lage des Hauses gegen die Himmelsrichtung ist für die Warmhaltung des Heimes von Wichtigkeit. Wenn irgend möglich, lege man die Hauptfront mit den Wohn- und Schlafräumen nach Süden, Treppenhäuser und Nebenräume nach Norden. Bei der Grundrißbildung ist gleichfalls auf die wärmetechnischen Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen und die Größe der Außenwände möglichst klein zu halten. Erker, Ausbauten, Terrassen usw. sind zu beschränken. Der rechteckige Grundriß ist der günstigste. Auch durch die wärmetechnische Ausgestaltung des Hauses kann der Heizbedarf stark beeinflußt werden. Neben der Konstruktion der Umfassungswände des Hauses ist hier die Zahl und die Größe der Fenster entscheidend. Die Bestrebungen der Architekten, möglichst viele und große Fensterflächen anzubringen, womöglich die ganze Außenwand in Fenster aufzulösen, um dadurch dem Sonnenlicht Eingang in die Wohnräume zu verschaffen, sind gewiß begrüßenswert, aber man darf dabei auch nicht zu weit gehen. Ein Quadratmeter Fensterfläche

Digitized by Google

hat einen Wärmeverlust, der das Vielfache eines Quadratmeters einer undurchsichtigen Wand beträgt. Den Wärmeverlust eines Raumes durch ein Fenster kann man auf die Hälfte verkleinern, wenn man Doppelfenster wählt; das erweist sich in ganz Deutschland — mit Ausnahme der warmen Gegend am Rhein — als wirtschaftlich. Fensterläden verkleinern des Nachts in geschlossenem Zustand den Wärmeverlust durch das Fenster. Ihr Ersatz durch Rolläden ist bei einem Eigenheim nicht zu empfehlen. Diese sind zwar von innen recht bequem zu bedienen; ihr Einbau in die Hauswand ist aber technisch noch nicht vollkommen durchgebildet. Bei den am Eigenheim üblichen kleinen Wandstärken des Mauerwerkes bildet der kastenförmige Rahmen, in dem der aufgerollte Laden über dem Fenster untergebracht ist, eine Stelle starken Wärmeverlustes. Es läßt sich nicht vermeiden, daß durch die hier entstehenden Undichtheiten bei Windanfall viel kalte Luft in das Zimmer eintritt. Da auch Außentüren Quellen erhöhten Wärmeverlustes, namentlich bei Windanfall, darstellen, wird man ihre Zahl auf das unbedingt Nötige einschränken. Die Haustür ist mit einem Windfang zu versehen, um das Eindringen von Kälte, Wind, Regen und Schnee dort zu vermeiden.

Bei der Wahl des Materiales und der Stärke für die Umfassungswände darf deren mechanische Festigkeit nicht allein ausschlaggebend sein, sondern es muß dem Wärmeschutz, den sie bieten, die größte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Seit das Laboratorium für technische Physik an der Technischen Hochschule in München vor 30 Jahren mit der gründlichen Untersuchung der Wärmeleitung von Isolier- und Baustoffen bahnbrechend vorangegangen ist, sind so zahlreiche diesbezügliche Versuche ausgeführt worden, daß hier alle auftretenden Fragen gelöst sind. Für alle vorkommenden Wandkonstruktionen kann die Größe des Wärmeschutzes zahlenmäßig genau angegeben werden. Der oberste Grundsatz ist die Erkenntnis, daß Feuchtigkeit den Wärmeschutz eines jeden Baustoffes stark herabsetzt. Deshalb muß bei der Wandkonstruktion darauf gesehen werden, daß das Eindringen von Feuchtigkeit in das Mauerwerk vermieden wird. Durch Isolierung des Fundamentsockels muß dafür gesorgt werden, daß die Feuchtigkeit des Erdbodens nicht in das Haus eindringen kann; durch ein dichtes Dach und einen wetterfesten Verputz der Außenwand muß das Eindringen von Nässe in das Mauerwerk vermieden werden.

Die Wandkonstruktion ist so zu wählen, daß möglichst wenig Wärme durch sie nach außen dringt. Natürlich gibt es da eine wirtschaftliche Grenze. Aber erfahrungsgemäß sollte die Wärmedurchlässigkeit einer Außenwand nicht größer sein als die einer 1½ Stein starken, auf beiden Seiten verputzten Backsteinwand, die also 42 cm dick ist. Zwei Gründe sprechen für das Einhalten dieser Grenzbedingung. Einmal führt ein schlechterer Wärmeschutz zu großen Kohlenkosten im Winter, und außerdem ist der Aufenthalt in Räumen mit kleinerem Wärmeschutz ungesund. Das Wohlbefinden des Menschen in beheizten Räumen ist nicht nur von der Raumtemperatur abhängig, die durch die Heizung auf 18—20° C zu halten ist, sondern auch von der Temperatur, welche die innere Oberfläche der Wand besitzt. Bei einer Raumtemperatur von 20° und bei einer Temperatur von —15° im Freien beträgt diese nur 14°. Das hat zur Folge, daß der im Raum sich aufhaltende Mensch Wärme durch Strahlung abgibt. Bei schlechterem Wärmeschutz wird die Wandtemperatur noch kleiner; die Wärmeabgabe des Menschen nimmt zu, und er friert trotz der Lufttemperatur von 20°.

Aber außer einem genügenden Wärmeschutz muß die Wand noch ein Speichervermögen für Wärme besitzen, weil sonst bei Abstellung der Heizung die Raumtemperatur zu rasch absinkt. Um billig zu bauen, ist in den letzten Jahren eine große Reihe von Wandkonstruktionen entwickelt worden. Damit der nötige Wärmeschutz erreicht wird, können in der Wand Hohlräume ausgebildet werden, so daß die darin

Digitized by Google

enthaltene Luft als Wärmeschutz herangezogen wird, oder es werden solche Hohlräume mit besonderen Wärmeschutzstoffen gefüllt. Auch Verschalungen der Steinwand mit Holz oder ganze Holzwände bieten wegen der schlechten Wärmeleitfähigkeit des Holzes guten Wärmeschutz. Ebenso ist bei der Konstruktion der Fußböden, der Decken und des Daches auf guten Wärmeschutz zu achten.

Ist so dafür gesorgt, daß das neue Eigenheim einen guten Wärmeschutz besitzt, so ist dadurch nur eine Bedingung für ein behagliches und gesundes Wohnen in ihm erfüllt. Es muß noch für eine ordentliche Heizeinrichtung Sorge getragen werden. An die Erledigung dieser Aufgabe darf nicht erst herangegangen werden, wenn die Baupläne schon fertig sind; sie muß schon bei der Projektierung des Hauses gründlichst überlegt und bestimmt werden. Die Heizung eines Einfamilienhauses ist viel wichtiger als die eines Mietshauses, weil dieses infolge seiner großen Massen, der zahlreichen Feuerstellen und der geringen äußeren Oberfläche auf den Kubikmeter Wohnraum viel wärmer ist. Deshalb muß grundsätzlich jeder Wohnraum, einschließlich der Küche und des Mädchenzimmers, mit Heizeinrichtungen versehen werden. Ein ungeheiztes Zimmer nimmt eben in einem Eigenheim eine viel tiefere Temperatur an als in einem Mietshaus. Diese Tatsache führt sofort zur Wahl einer Zentralheizung. Nur bei einem ganz kleinen Siedlungshäuschen mit drei bis vier Räumen kann man einer Einzelofenheizung das Wort reden. Bei größerer Zimmerzahl ist eine Zentralheizung, das ist eine Heizungsanlage, bei der alle Räume des Eigenheims von einer Feuerstelle aus mit Wärme versehen werden, gesundheitlich und wirtschaftlich richtig. Aber ein Bekannter hat mir doch erzählt, erinnert sich da mancher Leser, daß die Zentralheizung seines Hauses seinen Flügel verdorben und seine schönen Möbel ausgetrocknet hat, so daß sie Sprünge und Risse bekamen. Die Luft in seinen Zimmern ist so trocken, daß er dauernd einen Rachenkatarrh hat. — Doch gemach! Wie es Metzger gibt, die gute Wurst und solche, die schlechte Wurst machen, so gibt es neben Firmen, die ausgezeichnete Heizungen bauen, leider auch solche, die schlecht arbeitende liefern. Dazu kommt, daß man eine gute Anlage auch schlecht und falsch bedienen kann. Denn, obgleich wohl jedermann in seinem Leben mit Feuerungen zu tun hat, lernt man sehr zum Schaden der Volksgesundheit und der Volkswirtschaft in der Schule nichts über die Elemente der Verbrennung und der sachgemäßen Bedienung des Feuers.

Ich mußte jahrelang in Büroräumen arbeiten, die durch eine Hochdruckdampfheizung beheizt wurden; ich wohnte in Wohnungen mit Ofenheizung und in solchen mit Zentralheizung. Auf Grund eigener Erfahrung und wissenschaftlichen Studiums stelle ich fest: In einem Wohnraum mit richtig gebauter und ordnungsgemäß bedienter Zentralheizung ist keine zu trockene, also für die Gesundheit schädliche Luft vorhanden. Es findet auch keine Zerstörung der Möbel durch Austrocknung statt. Ich habe bei Ofenheizung und bei Zentralheizung die gleichen Schwankungen der Luftfeuchtigkeit gemessen. Im Winter sinkt bei kaltem Wetter die relative Feuchtigkeit im Zimmer bis auf 35 v. H. herunter, im Sommer steigt sie an heißen Tagen nach einem Gewitter bis auf 85 v. H. an. Diese starke Schwankung hängt nicht von der Heizungsart, sondern in erster Linie von der Feuchtigkeit der Außenluft ab.

Die der Zentralheizung nachgesagten üblen Wirkungen können zwei Ursachen haben. Sie treten auf, wenn die Temperatur des Heizkörpers zu hoch ist oder die Raumluft zu stark erwärmt wird. Nach den Untersuchungen der Hygieniker darf die Oberflächentemperatur eines Heizkörpers oder Zimmerofens 70° C nicht übersteigen. Bei höheren Temperaturen tritt eine Destillation des Staubes ein, der sich im Laufe der Zeit auf der Oberfläche des Heizkörpers absetzt. Es gelangen dadurch Gase in die Raumluft, die die Schleimhaut des Menschen reizen und entzünden und das bekannte Gefühl der trockenen Luft verursachen. Täglich oder auch nur in kurzen

Digitized by Google

Zeitabständen die zahlreichen Heizkörper eines Hauses mit einem nassen Lappen zu reinigen, kann man von unseren geplagten Hausfrauen nicht verlangen. Die Temperatur in unseren Wohnräumen soll im Winter zwischen 18 und 20° C liegen. Obgleich die Wünsche der einzelnen Menschen hier verschieden sind, steht doch fest, daß höhere Temperaturen bei den meisten Menschen ein Gefühl des Unbehagens verursachen, das sich bis zum Übelwerden steigert, hervorgerufen durch die Wärmestauungen im Körper. In jenen Büroräumen, von denen ich oben sprach, hatte der Heizkörper wegen der Hochdruckdampfheizung eine Oberflächentemperatur von 130°. Da eine solche Heizart sich fast nicht regeln läßt, waren die Räume dauernd überheizt, die überschüssige Wärme mußte zum offenen Fenster hinaus gelassen werden. Die Folge war, daß ich in jener Zeit viel mit Rachenkatarrh, Schnupfen und Erkältungen zu kämpfen hatte. Das Eigenheim, das ich jetzt bewohne, wird mit einer Zentralheizung beheizt, deren Heizkörper so reichlich bemessen sind, daß selbst bei größtem Frost die Temperatur des Heizwassers am Kesselaustritt unter 70° bleiben kann. Da auch die Raumtemperatur durch sachgemäße Bedienung der Heizung 20° nicht überschreitet, sind meine Familie und ich mit dem Raumklima unseres Häuschens bestens zufrieden.

Aber bei Ofenheizung hat man doch den großen Vorteil einer vermehrten Lüftung des Zimmers durch den Luftverbrauch der Feuerung! So hört man oft behaupten. Neben der für jeden Wohnraum einmal am Tage nötigen Lufterneuerung durch das geöffnete Fenster findet auch bei geschlossenen und gut schließenden Fenstern und Türen ein sogenannter natürlicher Luftwechsel statt, der durch den Temperaturunterschied zwischen Innen- und Außentemperatur und namentlich auch durch den Wind veranlaßt wird. Er hängt natürlich von dem Bauzustand des Gebäudes ab und ist im Durchschnitt etwa so groß, daß in der Stunde die Hälfte der im Zimmer enthaltenen Luft durch frische Luft von außen ersetzt wird. Nun kann man leicht die Luftmenge ausrechnen, die ein Ofen verbraucht und die zu jener zusätzlich in das Zimmer tritt und durch den Schornstein abzieht. Man findet, daß sie viel kleiner als jene ist, also bei der natürlichen Lüftung nicht ins Gewicht fällt.

Hat man sich für eine Zentralheizung entschlossen, so bleibt noch die Auswahl zwischen verschiedenen Arten. Viele Laien sprechen bei jeder Zentralheizung von einer Dampfheizung. Das ist irrig. Je nach dem Stoff, durch den die Wärme vom Kessel nach den zu beheizenden einzelnen Räumen übertragen wird, spricht man von einer Luftheizung, einer Dampfheizung und einer Warmwasserheizung. Auch die Gasheizung und die elektrische Heizung kann man zu den Zentralheizungen rechnen.

Bei der Luftheizung wird in einer Heizkammer durch einen eisernen Ofen, auch Kalorifer genannt, Luft auf 40° bis 50° erhitzt. Die Luft wird der äußeren Atmosphäre entnommen, in einer Kammer von Staub gereinigt und strömt dann durch einen gemauerten Kanal zur Heizkammer, um sich beim Vorbeistreichen am Heizofen an dessen Rippen zu erwärmen. Von der Heizkammer führen nach jedem zu beheizenden Raum Kanäle, die ihnen die warme Luft zuführen. Durch Öffnungen, die in der Wand oder im Fußboden des zu beheizenden Raumes angebracht und mit Gittern abgedeckt sind, strömt die Luft ein und erwärmt die Raumluft. Undichtheiten an den Fenstern und Türen lassen eine gleich große Luftmenge nach außen abströmen. Diese Art der Luftheizung wird Frischluftheizung genannt, da sie dem Raum immer neue Luft zuführt, also auch für eine kräftige Lüftung der Wohnräume sorgt. Sie hat den Nachteil, daß sie im Betrieb teuer ist, da die Wärme, die aufgewendet werden muß, um die gesamte von außen zugeführte kalte Luft auf die Raumtemperatur zu erwärmen, verloren ist. Man kann die Luftheizung in wirtschaftlicher Hinsicht verbessern, indem man Umluftkanäle anbringt, die aus den beheizten Räumen die auf die Zimmertemperatur abgekühlte Luft zur Heizkammer zurückführen. Man

Digitized by Google

wird dann zweckmäßig am Morgen einige Zeit mit Frischluft heizen und am übrigen Tag mit Umluft. Eine Abart der Luftheizung ist die sogenannte amerikanische Luftheizung, bei der keine Heizkammer und keine gemauerten Kanäle vorhanden sind. Der Kalorifer besitzt einen Blechmantel, durch den an ihm ein Luftraum geschaffen ist, in dem die Luftheizung erwärmt wird. Als Kanäle dienen isolierte Blechrohre. Die Luftheizung ist in der Anlage billig. Bei Gebäuden mit starkem Windanfall wird aber die Verteilung der Wärme auf die einzelnen Räume sehr durch die Windrichtung gestört.

Früher wurden viele Wohnhäuser mit Dampfheizung beheizt, d. h. es wurde in einem Kessel Wasserdampf erzeugt, der durch Rohrleitungen den im Zimmer aufgestellten Heizkörpern zuströmte. Das dort gebildete Kondensat floß durch andere Rohre wieder zum Dampfkessel zurück. Diese Heizung hat zwei so wichtige Nachteile, daß sie heute zur Heizung von Wohnräumen nicht mehr verwendet werden sollte. Bei ihr besitzen die Heizkörper eine Oberflächentemperatur von 100°, sie führt zur Staubdestillation und damit zum Gefühl der trockenen Luft. Außerdem kann bei ihr die Anpassung der Wärmeabgabe der Heizkörper an die Außentemperatur nur durch eine Verstellung am Heizkörperventil erzielt werden. Da diese aber erst betätigt werden, wenn bereits eine Überheizung der Räume eingetreten ist, so führt die Dampfheizung automatisch zu einer Überheizung der Räume mit ihren schädlichen Wirkungen. Die überschüssig zugeführte Wärme muß dann durch Fensterlüftung entfernt werden. Die Dampfheizung zwingt also auch zur Wärmeverschwendung.

Zur Zeit ist die ideale Zentralheizung die Warmwasserheizung. Hier wird in dem Heizkessel warmes Wasser erzeugt, das durch isolierte Rohre nach den in den Zimmern aufgestellten Heizkörpern fließt. In ihnen kühlt es sich ab und strömt durch andere Rohrleitungen zum Kessel zurück, um dort aufs neue erwärmt zu werden. Durch die Veränderung der Luftzufuhr zur Feuerung des Kessels kann das Wasser verschieden stark erwärmt werden. Bei warmem Wetter genügt eine Wassertemperatur von 30° am Kessel. Sie kann bei strenger Kälte bis auf 90° gesteigert werden. Diese Anpassung der Heizwassertemperatur an die Temperatur der Außenluft, die durch eine einfache Klappenstellung am Kessel erzielt wird, ist ein großer Vorteil der Warmwasserheizung. Er führt zu einer gleichmäßigen Erwärmung aller Räume, ohne daß an den Heizkörperventilen selbst etwas verstellt werden muß. Je reichlicher beim Bau die Heizkörper in den einzelnen Räumen bemessen sind, desto kleiner wird im strengen Winter die höchste Oberflächentemperatur am Heizkörper, desto angenehmer wirkt die Heizung. Die Heizkörper werden am besten in den Fensternischen aufgestellt. Eine Verkleidung wirkt gefällig, ist aber nicht nötig. Der Kessel ist im Keller neben dem Kohlenraum aufzustellen. Das beste Brennmaterial für Zentralheizungskessel ist der Hüttenkoks; doch sind neuerdings auch Sonderkesselkonstruktionen für billigere Brennstoffe auf den Markt gekommen, die sich gut bewährt haben. Für Eigenheime wähle man keine schmiedeeisernen Kessel, sondern die altbewährten gußeisernen Gliederkessel. Aber während man gut tut, die Heizfläche der Heizkörper möglichst reichlich zu wählen, stelle man keinen zu großen Kessel auf, sondern wähle seine Heizfläche knapp. Man spart dann Kohlen. Tritt hie und da im Winter sehr strenge Kälte auf, so schränke man die Heizung in den Schlafräumen und den Nebenräumen ein und beheize nur die Wohnräume normal.

Wie auf vielen Gebieten, so waren die alten Römer auch Meister der Heizungstechnik. Die von ihnen schon vor Christi Geburt erfundenen Hypokaustenheizungen stellen in mancher Hinsicht eine vorbildliche Heizung dar. Bei ihr wurden die Fußböden und die Wände der Wohnräume aus hohlen Ziegeln gemauert und mit Heizgasen geheizt. Im Zimmer waren also keine Heizkörper untergebracht. Denselben Vorteil hat die vor etwa 10 Jahren in England erfundene Panel- oder Strahlungs-

Digitized by Google

heizung. Sie ist eine Warmwasserheizung, bei der die aus Rohrschlangen bestehenden Heizkörper in die Decke der Zimmer verlegt sind. Die Heizwirkung erfolgt dann fast ausschließlich durch Wärmestrahlung von der auf 30° bis 40° geheizten Decke der Zimmer aus. Sie hat sich in England und den westlichen Ländern gut bewährt und weit verbreitet. Auch bei uns in Deutschland sind einige Gebäude und auch Eigenheime mit dieser neuen Heizung ausgerüstet worden. Wenn sie sich in unserem rauhen Klima bewähren sollte, so wäre dadurch eine sehr elegante Lösung des Heizungsproblems gewonnen.

Die elektrische Heizung kann wegen des hohen Strompreises und wegen der noch mangelhaften Heizkörperkonstruktionen nur in wenigen Sonderfällen Anwendung finden. Dasselbe gilt von der Gasheizung. Nur wenn sehr billiges Industriegas zur Verfügung steht, kommt sie in Frage und auch dann nur zur Beheizung des Kessels einer Warmwasserheizung. Während kalter Tage im Frühjahr oder im Herbst ist das Bedürfnis vorhanden, nur in einem Raum des Hauses etwas zu heizen. Hiefür ist ein elektrischer oder ein Gasheizkörper gut geeignet. Noch zweckmäßiger ist es, einen solchen in einen Heizkörper der Warmwasserheizung einzubauen. Auch ein Ofen in einem Zimmer dient diesem Zweck gut. Besonders kann dafür ein Münchner Rollofen empfohlen werden, der nach dem Gebrauch aus dem Raum wieder entfernt wird.

Bei der Einzelofenheizung, die, wie erwähnt, nur für kleine Siedlungshäuschen empfohlen werden kann, ist jeder Wohnraum mit einem Ofen zu versehen. Zwei benachbarte Zimmer können auch von einem Ofen beheizt werden, der in die Zwischenwand eingebaut wird. Bei der Auswahl der Öfen muß deren Größe, beziehungsweise deren Oberfläche, welche die Wärme an das Zimmer abgibt, die sogenannte Heizfläche, der Größe der einzelnen Zimmer angepaßt werden. Für die Öfen stehen der altbewährte Kachelofen und der eiserne Ofen zur Wahl. Beide haben wesentlich verschiedene Eigenschaften. Beim Kachelofen wird die durch die Verbrennung der Kohle auf dem Rost frei werdende Wärme zunächst zum größten Teil in den Ofenkacheln aufgespeichert und dringt erst dann langsam durch sie zur Heizfläche vor. Nur die eiserne Durchsicht des Ofens übt gleich nach dem Anheizen des Ofens eine Heizwirkung aus. Die Wärmeabgabe eines Kachelofens steigt also nach dem Anschüren langsam an, bleibt eine zeitlang gleich und sinkt wieder langsam ab. Die Zimmertemperatur folgt diesem Spiel. Die dem Kachelofen nachgerühmte milde Wärmeabgabe ist nach neueren Forschungen nicht vorhanden, da seine Oberflächentemperatur an mehreren Stellen die höchstzulässige Temperatur von 70° übersteigt.

Beim eisernen Ofen setzt mit dem Anheizen sofort eine kräftige Heizwirkung ein, die sich durch die Regelung der Luftzufuhr zur Feuerung rasch verändern läßt. Leider haben aber die meisten eisernen Öfen eine unzulässig hohe Oberflächentemperatur, die außer dem Gefühl der trockenen Luft auch eine sehr starke und deshalb unangenehme Wärmestrahlung erzeugt. Ein Vorteil der eisernen Öfen ist der Füllschacht, mit dem sie immer versehen sind. Er nimmt den Brennstoff für eine lange Heizdauer auf, so daß die eisernen Öfen einfacher zu bedienen sind als die Kachelöfen. Auch in Kachelöfen kann man solche eiserne Dauerbrandeinsätze einbauen. Bei der Auswahl der Öfen bevorzuge man solche mit glatten Wänden, an denen sich kein Staub absetzen kann, und solche, die sich leicht innen und außen reinigen lassen.

Möchten die obigen Ausführungen einen liebenswürdigen Leser und zukünftigen Wohner auf eigener Scholle veranlassen, dem Wärmeschutz und der Heizungsanlage seines Hauses unter fachmännischer Beratung größte Aufmerksamkeit zu widmen. Erst dann wird er an seinem neuen Heim nur Freude erleben.

Digitized by Google

Gas im Haushalt

Von Irmgard Landgrebe in Berlin

Wir bemühen uns um eine Neugestaltung des Haushalts, die in dem Augenblick notwendig wurde, da man der Frau das Haus als Wirkungskreis und Lebensaufgabe von neuem zuwies.

Die Frau kann aber nur dann die neu an sie gestellten Aufgaben erfüllen, wenn sie von der sonstigen Kleinarbeit wirklich entlastet wird. Auch der Haushalt muß „organisiert" werden wie jede andere Stätte menschlicher Arbeit, d. h. Hilfsmittel sind dort notwendig und am Platze, wo sie die Leistungsfähigkeit der menschlichen Hand erhöhen und unterstützen.

Nicht umsonst sind Herd und Flamme zu Symbolen häuslichen Wirkens geworden. Durch Gas wird die Flamme zum Werkzeug in den Händen der Frau, zu einem Werkzeug, das sie befähigt, auf den Gebieten der Ernährung, Hygiene und weitgehender Nahrungsmittelpflege das zu leisten, was man von ihr erwarten darf.

Mit Hilfe des Gasherdes ist es möglich gewesen, eine neue Kochweise durchzusetzen. Zweckmäßige Behandlung aller Speisen bei der Zubereitung war das Ziel. Es ist erreicht worden durch das Kochen in übereinandergestellten Töpfen, das nicht nur die Heizkraft des Gases besonders vorteilhaft ausnützt, sondern auch die in den Gemüsen enthaltenen Nährstoffe ganz besonders zu schonen vermag; und die neuzeitlichen Back- und Bratmethoden, die mit Hilfe des Gasherdes erst wirklich volkstümlich haben werden können, bedeuten gerade für die fortschrittlich eingestellte Frau eine bisher nicht gekannte Möglichkeit, mit wenigen Handgriffen und ohne Zeitverlust sichere Erfolge zu erzielen.

Etwa eine Stunde Hausfrauenarbeit kann täglich durch eine vorteilhafte Ausnutzung des Gasherdes gespart werden. Wieviel mehr aber könnte noch erübrigt werden, wenn sich die zur Heißwasserbereitung und vor allen Dingen zum bequemen Baden geschaffenen Gasgeräte allgemein durchsetzten!

Der praktische Durchlauferhitzer spendet im Augenblick, wo der Zapfhahn geöffnet wird, quellklares heißes Wasser, das nicht nur zum Geschirrspülen und Auswaschen kleiner Wäschestücke Verwendung finden kann, sondern auch sofort zur Tee- und Kaffeebereitung dient. Wieviel Mühe pflegte früher die Herstellung des Bades für mehrere Familienmitglieder zu machen! Gasbadeöfen sind jederzeit betriebsbereit und liefern in wenigen Minuten ein heißes Bad. Ins Reich der Fabel gehört die Annahme, daß dieses Bad zu teuer sei. Jeder, der unter Berücksichtigung des gesamten Fragenkreises die Dinge durchrechnet, ist erstaunt, wie billig ein mit Gas beheiztes Bad geliefert werden kann.

Das Gas hat sich inzwischen auch ein neues, nicht minder wichtiges Gebiet erobert. Der neu auf dem Markt erschienene Gaskühlschrank, der einen Nutzraum von fast 45 Litern hat, also die Größe der meist gebräuchlichen Eisschränke aufweist, zeichnet sich durch besonders niedrigen Gasverbrauch aus. In 24 Stunden verbrennt das winzige Gasflämmchen, das den Kühlvorgang in Betrieb hält, nur 0,8—1 cbm Gas. Dennoch ist es möglich, den Innenraum des Kühlschrankes auf einer Temperatur zu halten, die um 25° unter der Außentemperatur liegt.

Seit mehreren Jahren schon setzt sich die Raumheizung mit Gas durch, die bereits viele Anhänger gefunden hat. Sie eignet sich namentlich für rasche Beheizung vorübergehend benutzter Räume und wird deshalb gern für Baderäume, Musik- und Empfangszimmer, Garagen und Läden verwendet oder während der Übergangsmonate auch in den sonst dauernd benutzten Räumen entzündet.

Digitized by Google

Gleichgültig, welches der genannten Gasgeräte man genauer betrachtet: in jedem Fall wird deutlich: Arbeits- und Zeitersparnis wird vor allem dadurch erzielt, daß die Energie Gas ständig betriebsbereit zur Verfügung steht und mit vollendeter Sauberkeit bei geringster Raumbeanspruchung arbeitet.

Von Bedeutung ist diese Erleichterung, die die Gasflamme zu bieten hat, natürlich bei Arbeitsleistungen, die allgemein als schwer zu verrichten gelten.

Gasbeheizte Waschkessel oder gasbeheizte Waschmaschinen, bei denen zur Erhitzung noch die mechanische Bewegung der Wäsche durch die heiße Lauge hinzukommt, haben sich seit Jahren bewährt, der Hausfrau die immer wiederkehrende mühevolle Arbeit des Waschens zu erleichtern oder ganz abzunehmen. Auch hier wieder vermag die feine Regulierbarkeit der Gasflamme zu zeigen, was sie für die Hausfrau leisten kann. Es muß überall daran gedacht werden, sie wirklich in vollem Umfange in den Dienst des Haushaltes zu stellen.

Der Gaskocher und der Gasherd haben einstmals das Vorwärtsdringen des Gases eingeleitet und zum Siege geführt. Jetzt sind als gleichwertige und ebenso notwendige Geräte zu diesen schon bekannten hinzugekommen: Waschmaschinen, Kühlschränke, Warmwasserbereiter und Raumheizer, die alle mit Gas betrieben werden. Viele Hausfrauen benutzen sie schon. Viele haben sie an erster Stelle auf ihrem Wunschzettel vermerkt, der Rest sollte jede Gelegenheit benutzen, sie kennenzulernen.

Elektrizität im Eigenheim

Von Erich Walch in München

Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stand die Gasindustrie vor dem Zusammenbruch. Die elektrische Glühbirne begann das Gaslicht zu verdrängen. Da erfand Carl Auer 1885 das Gasglühlicht. Seine Vorzüge, insbesondere die wirtschaftlichen, führten dazu, daß das Gasglühlicht das elektrische Licht damals überflügeln, vielfach sogar verdrängen konnte. Nun geschah aber das Sonderbare, daß derselbe Auer, der durch seine Erfindung die Gasindustrie gerettet hatte, sich dem elektrischen Lichte zuwandte und mit der elektrischen Metallfadenlampe der eigenen Erfindung eine Konkurrenz schuf, und zwar eine so gründliche, daß ein vollständiger Wandel in der Beleuchtungstechnik zugunsten des elektrischen Lichtes eintrat.

Gasglühlicht oder elektrische Beleuchtung ist heute keine Streitfrage mehr. Was aber den Kampf vor einem halben Jahrhundert heute noch aufschlußreich erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß es ein Kampf der Technik war, der auch in die Häuslichkeit hineingetragen wurde. Gerade der Technik legte man damals und lange Zeit später noch zur Last, daß sie überlieferte Gemütswerte zerstöre. Heute hätten wir freilich nur noch ein Lächeln für einen Menschen übrig, der der Technik eben deshalb sein Haus verbieten wollte; man könnte ihm leicht nachweisen, daß er sich bedanken würde, ohne die Vorteile, die ihm gerade die Technik auf Schritt und Tritt gewährt, zu leben. Die Frage dreht sich nicht mehr um Technik oder nicht, sondern um das Wie der Anwendung und Nutzung technischer Möglichkeiten. Das gilt in besonderem Maße für die Elektrizität im Haus und Haushalt.

Beginnen wir mit der Elektrizitätsversorgung eines Neubaues. Es sollte sich von selbst verstehen, daß der Bauherr sich v o r dem Baubeginn fachmännisch beraten läßt. Ein Eigenheim baut man sich im allgemeinen nur einmal im Leben. Deshalb soll es in der Anlage tunlichst allen zukünftigen Möglichkeiten Rechnung tragen. Einbauten, Umbauten sind meistens kostspielig, deshalb wird der Fachmann von Anfang an gerade auch mit allen zukünftigen Verwendungsmöglichkeiten der elek-

Digitized by Google

trischen Energie rechnen, selbst wenn an die eine oder andere praktische Nutzung noch nicht gedacht ist, er wird also schon den Querschnitt der Zuleitung so bemessen und die Verteilungsleitung so anlegen, daß der Hausbesitzer bei der künftig möglichen Verwendung elektrischer Geräte jeder Art und Größe nicht in Verlegenheit kommt.

Die Einrichtung der elektrischen Beleuchtungsanlage ist längst etwas Selbstverständliches, so daß man darüber kein Wort mehr zu verlieren bräuchte. Aber gerade dabei gibt es mancherlei voraus zu bedenken. Namentlich dem Umstand kann nicht genug Rechnung getragen werden, daß doch die Hausfrau und ihre Hausangestellten sich täglich stundenlang in der Küche aufhalten. Die Beleuchtung der Küche ist also äußerst wichtig. Aus vielerlei Gründen erscheint für sie Deckenbeleuchtung, die der ausreichenden Allgemeinbeleuchtung dienen soll, besonders zweckmäßig. Man verwendet am besten ein in eine Glocke eingeschlossenes Licht, das eine gleichmäßige nicht blendende Raumbeleuchtung und eine klare, jeden Winkel erhellende Rundübersicht gibt. Die Übersicht genügt indessen nicht, vielmehr besteht das Bedürfnis, für den einzelnen Arbeitsplatz, den Herd, den Spül- und Abwaschtisch, die Plättgelegenheit besondere Wandleuchten anzubringen. Für diese kommen, da sie ja auch kein Blendlicht geben dürfen, ebenfalls in Glocken eingeschlossene Beleuchtungskörper in Betracht.

Was für die Küche gilt, sollte auch für die Wohnräume und Nebenräume gelten. Dabei wäre auf die richtige und ausreichende Verteilung der Steckdosen zu achten. Überall muß die Möglichkeit bestehen, gegebenenfalls jeden Winkel ausleuchten zu können. Weshalb, das weiß jede Hausfrau zu beantworten, der überall im Hause für ihre Arbeiten die zweckdienlichsten Bedingungen gegeben werden sollten.

Die Hausfrau ist es auch in erster Linie, der ebenso die anderen Zweige der Elektrotechnik zu dienen haben, mag sie ihnen auch häufig noch mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstehen, wie nicht minder, aus anderen Gründen, der Mann. Wenn er den Einwand erhebt, der elektrische Strom sei für andere als Beleuchtungszwecke zu teuer, so muß man ihm vorwerfen, daß er aus Unkenntnis der einschlägigen Tarife zu dieser unbegründeten Einstellung kommt. Solche Unkenntnis hat aber zur Folge, daß der vermehrte Verbrauch im allgemeinen, also nicht nur im einzelnen Haushalt, die Schaffung der Grundlagen für die weitere Verbilligung des elektrischen Stromes behindert. Denn der Tarifgestaltung liegt natürlich diese Wechselwirkung zugrunde. Was nun — ein weiterer Einwand — die Geräteanschaffungskosten betrifft, bewegen sie sich heute schon in Grenzen, die dem Streben nach Elektrifizierung der Haushaltungen außerordentlich entgegenkommen. Das lebhafte Ansteigen der Anzahl von Haushaltungen in Deutschland, die elektrisch kochen, ist der beste Beweis für die wachsende Einsicht auf Grund guter Erfahrungen. Ihre Zahl belief sich 1933/34 auf 250 000, sie stieg 1934/35 auf 350 000 und beträgt jetzt über 400 000.

Allein es ist ja nicht unbedingt nötig, sich gleich einen großen elektrischen Herd mit Bratröhre zuzulegen. Es bieten sich genug Möglichkeiten eines stufenweisen Aufbaues. Nur, wie gesagt, die Vorbedingungen für die volle Ausnützung der Möglichkeiten der Elektrowärme sollten von Anfang an zum mindesten geschaffen werden. Der Elektroherd bietet unbedingt das Höchstmaß an Bequemlichkeit, Annehmlichkeit und Sauberkeit, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß er sich einmal durchsetzt. Durch die elektrische Küche kann sich die Hausfrau mindestens die Hälfte der Zeit sparen, die sie sonst in der Küche zubringen müßte. Denn die Einfachheit und genaue Regulierbarkeit der elektrischen Küche ermöglicht das Kochen ohne Aufsicht. Die gleichmäßig milde Elektrowärme macht das fortgesetzte Nachsehen und Umrühren nicht notwendig, da bei sachgemäßer Schaltung der elektrischen Kochplatten ein Anbrennen der Speisen ausgeschlossen ist. Beim elektrischen Kochen bilden sich weder Ruß noch

Digitized by Google

Rauch noch Abgase und es tritt auch kein Sauerstoffverbrauch der Luft ein. Bestehen Bedenken wegen der Raumerwärmung, so greife man zu einem Elektroherd mit seitlich angebautem Dauerbrandofen.

Für das Bad wie für die Bereitung größerer Mengen heißen Wassers, ist der Heißwasserspeicher das geeignetste elektrische Gerät. Wenn vorhin auf die ausreichende Anbringung von Steckdosen hingewiesen wurde, so gilt das namentlich mit für die Küche. Denn hier kommt ja nicht nur der Anschluß des Bügeleisens in Frage, sondern weiterhin der für das denkbar wirtschaftlichste Klein-Elektrowärmegerät, den Tauchsieder und den sog. Tau-Ko-Topf zur schnellen Bereitung kleiner und kleinster Mengen heißen oder angewärmten Wassers.

Alle diese Geräte sind äußerst einfach und unbedingt gefahrlos in der Bedienung. Vermieden sind bei ihnen, wie namentlich bei der elektrischen Waschküche, alle Nachteile der Beheizung mit festen Brennstoffen. Dazu kommt, daß bei der elektrisch betriebenen Waschküche die Apparate fast ohne Wartung arbeiten und der Hausfrau durch die einfache Handhabung bei äußerster Schonung der Wäsche viel Zeit und Mühe ersparen. Die Wäsche wird in der elektrischen Waschmaschine ohne Unterbrechung hintereinander eingeweicht, gekocht, gewaschen und gespült. Der ganze Waschvorgang vollzieht sich mit größter Gründlichkeit in denkbar kürzester Zeit, ohne daß die Hausfrau eine Hand zu rühren braucht. —

Es ist noch zu wenig bekannt, wieviel durch das Verderben von Lebensmitteln an Werten verloren gehen. Der Verlust beziffert sich im Reich auf etwa anderthalb Milliarden Mark jährlich. Ein Großteil unserer Lebensmittel muß, um genußfähig zu bleiben, gekühlt werden. Die Elektrotechnik hat nun Kühlschränke geschaffen, die insbesondere die Aufbewahrung von Lebensmitteln im Sommer möglich machen. Der Stromverbrauch für diese elektrischen Kühlschränke, die auf dem Prinzip beruhen, daß bei der Verdunstung einer Flüssigkeit, z. B. Ammoniak, Wärme verbraucht bzw. Kälte erzeugt wird, darf als äußerst wirtschaftlich bezeichnet werden. Zum Schluß sei noch an die verschiedenen Stromgeräte für den Haushalt erinnert, wie den Staubsauger und die vielen anderen Helfer des Alltags, die uns die Elektrotechnik geschenkt hat und die mit wenig Aufwand zum Wohlbehagen und zur Steigerung der Arbeitsfähigkeit des Menschen außerordentlich viel beitragen können.

Die Inneneinrichtung

Von Paul Schultze-Naumburg in Weimar

Die Gruppe der Wohnhäuser, wie sie dieses Heft behandelt, erheischt eine weit sorgsamere Vorbereitung der Inneneinrichtung, als sie weiträumige Bauten zulassen. Denn es ist schwieriger, denselben Grad von Bequemlichkeit mit Behaglichkeit auf engem Raum zu vereinigen, als dort, wo man sich in einem weiträumigen Nebeneinander ergehen kann.

Und doch ist die Aufgabe zu lösen, wenn man sie von vornherein restlos durchdenkt. Einrichten eines Hauses heißt: das zum Leben nötige Gerät so aufstellen und unterbringen, daß es ungehindert und mit Freude an der Arbeit benutzt werden kann. Der Freude an der Benutzung darf nicht zu wenig Wert beigelegt werden, denn die rein „mechanische Funktion" ist doch wohl erst die Voraussetzung, nicht der Zweck unseres Lebens im Hause. Die rechte Freude am Innenraum kann erst dort entstehen, wo neben dem Nutzwert auch die einem jeden geistig empfänglichen Menschen innewohnende Sehnsucht nach Raumempfinden gestillt wird. Das ist auch im bescheidensten Hause möglich, wenn die rechte Hand die Stätte bereitet.

Digitized by Google

Betrachten wir zunächst die grundlegende Aufgabe: das vernünftige Nebeneinander der Räume und die Möglichkeit zum Aufstellen des Lebensgerätes. Diese Aufgabe muß schon vor dem Einrichten vom Baumeister gelöst werden und zwar durch gründliche Bearbeitung der späteren Gestaltung.

Der Lebensablauf im Hause teilt das Innere ganz von selbst in vier Abteilungen oder Zonen. Sie umfassen erstens die Zone der Ein- und Zugänge und des Nebenraumes. Nur in der Einraumhütte tritt man aus dem Freien unmittelbar in die Stube. Ein jedes einigermaßen durchorganisierte Haus braucht Raum als Vermittler zwischen Draußen und Drinnen und zwischen den Innenräumen selbst. Wir begreifen sie unter den uns geläufigen Namen Windfang, Vorraum, Diele, Treppenhaus, Gang, Kleiderablage, W.C. usw. Es ist die Kunst des Hauserbauers, zu erreichen, daß diese Zwecke nicht unnötig viel Raum auffressen und die eigentlichen Lebensräume beeinträchtigen, aber auch dafür zu sorgen, daß der verwendete Raum zu einer annehmbaren Raumwirkung zusammengefaßt wird und sich nicht unbedacht verzettelt.

Die zweite Zone umfaßt die Wirtschaft, also all die Räume, in denen Haushaltsarbeit vor sich geht: Küche, Speisekammer, Waschküche, Vorratskeller, und beim größeren Hause die besonderen Arbeitsräume, wie Anrichte, Bügelzimmer, Nähzimmer u. dgl.

Die dritte Zone ist die der eigentlichen Wohnräume, im kleineren Hause allein durch das Wohnzimmer dargestellt, dem sich im größeren Hause das Eßzimmer, das eigene Zimmer des Hausherrn, vielleicht noch das der Hausfrau, der Kinder usw. anfügt.

Die vierte Zone ist die der Schlafräume, die sich naturgemäß einteilen in die der Eltern, der Kinder, im größeren Hause der Hausangestellten und der Gäste.

Soll das Haus zugleich Berufsräume aufnehmen, also etwa Werkstatt, Sprechzimmer oder Kanzlei usw., so würde sich eine fünfte Zone anfügen lassen.

Es ist wichtig, sich diese Teilung gut einzuprägen, denn von dem vernünftigen Nebeneinander dieser Räume hängt die gute Gesamtlösung der architektonischen Aufgabe ab. Bei der Vorarbeit für die Einrichtung ist die Anlage der Öffnungen, also der Fenster und Türen, von entscheidender Bedeutung. Unser Lebensgerät, Möbel und alles, was dazu gehört, beansprucht nämlich eine besondere Art von Platz an Bodenfläche und Wandfläche. Es gibt Gerät, das nur Bodenfläche braucht, wie z. B. Tische, anderes, das im wesentlichen Wandfläche nötig hat, wie z. B. Schränke. Sind nun die Öffnungen nicht von vornherein darauf angelegt, daß genügend Stellfläche bleibt und Bedingungen entstehen, die dem Sinn des Gerätes entsprechen, so ist die bauliche Vorbereitung für eine vernünftige Einrichtung verfehlt und kann nur durch einen Umbau wieder eingerenkt werden.

Einige Beispiele werden das veranschaulichen. Ein Schreibtisch braucht Licht, und zwar von links, damit der Schatten der schreibenden Hand nicht auf das Papier fällt. Er muß also in der Nähe des Fensters stehen. Verkehrt wäre es, ihn weit ab vom Fenster oder gar an eine rückwärtige Wand zu stellen. Andererseits gibt es aber für einen wirklich benutzten Schrank gar keinen besseren Platz, als die Rückwand. Denn dort werfen die geöffneten Schranktüren keinen Schatten ins Innere und der Innenraum des Schrankes wird durch die gegenüber liegenden Fenster in seiner ganzen Tiefe beleuchtet.

Ein Sofa kann dagegen nicht an der Rückwand aufgestellt werden, denn der Sitzende würde unmittelbar ins Licht sehen und müßte beim Lesen u. dgl. eine Verrenkung machen, um nicht mit dem Buch oder der Zeitung gegen das Licht zu sitzen, das überdies zu weit entfernt wäre. Deshalb wird man im allgemeinen einen geselligen Sitzplatz nicht in zu großer Entfernung von den Fenstern anordnen, ge-

Digitized by Google

wöhnlich wird man ihn um einen Tisch herum anlegen. Bestehen die Sitzmöbel nur aus Stühlen und Sesseln, so kann die Anordnung frei im Zimmer stehen. Besteht aber das Hauptsitzmöbel aus einem Sofa, das so gebaut ist, daß es sich an eine Wand anlehnt, so braucht man in der Nähe des Fensters eine entsprechend breite Stellwand, d. h. sie darf nicht durch eine Tür unterbrochen werden. Würde man, wie es leider häufig geschieht, in die Mitte der Seitenwand eines nicht übermäßig tiefen Zimmers die Tür anordnen, so bliebe seitlich von ihr zu wenig Platz, um überhaupt oder doch ohne arge Bedrängnis einen Sitzplatz aufzunehmen. Es folgt daraus die Regel, daß man da, wo man Stellwand braucht, die Tür nicht in der Mitte anordnet. Die Lage der Tür in den großen Palästen war häufig dicht neben dem Fenster. Man bezweckte damit, daß bei einer langen Zimmerflucht der unsichtbare Korridor wie eine lange Galerie durch die Zimmer lief und seitlich von dieser langen Perspektive nach rückwärts der Zimmerraum mit drei völlig geschlossenen Wänden lag. Die Belichtung in solcher Tiefe war dort möglich, wo es sich um sehr hohe Räume mit mächtigen, schlanken Fenstern handelte. Aber diese Räume dienten meist einem nur geselligen oder gar repräsentativen Zwecke und können mit den Nutzräumen unserer bescheidenen Siedlungsbauten nicht verglichen werden. In diesen zwingt die Not, das Einrichtungsgerät auf beschränktem Raum unterzubringen, meist dazu, die Türen zwischen den Zimmern neben die Rückwand zu legen. Dadurch entsteht zwischen Fensterwand und Tür eine lange Stellwand, die erst eine sinngemäße Aufstellung ermöglicht. Die Tür darf aber auch nicht ganz an die Rückwand heranrücken, sondern muß so viel Abstand von ihr behalten, daß sich die Aufstellung eines Schrankes, einer Kommode und dgl. an der Rückwand selbst ermöglicht, ohne daß dieses Möbel über die Türöffnung hinausragt und auf diese Weise in den (nicht abgeteilten) Laufraum des Verbindungsganges zwischen den Türen gerät.

Andererseits darf diese Lage der Tür auch nicht als einfache Reimregel angewandt werden. Es gibt Fälle, in denen man eine breite Mittelöffnung wünscht, so etwa als Durchgang zu einem Speisezimmer. Soll ein solches nicht nur die allerbescheidenste Haltung zeigen, sondern auch einmal ein festlicheres Gewand anlegen können, so ist es natürlich erwünscht, aus dem Versammlungszimmer eine Flügeltür zu öffnen, in deren Mittelachse dann der geschmückte oder schön beleuchtete Eßtisch sichtbar wird, und durch die man dann paarweise schreiten kann. Wird diese Aufgabe gestellt, so muß man eine Stellwand diesem Zweck der in der Mitte angeordneten Flügeltür opfern. Man wird sich aber vorher reiflich überlegen müssen, was wichtiger ist und ob man die Stellwand auch wirklich entbehren kann.

Dient ein Zimmer allein als Speiseraum, so wird der beste Platz für den Tisch die diagonale Mitte sein. Nur Stühle stehen dann um ihn herum. Die Wände mit Gerät und Möbeln vollzubauen, wird im allgemeinen das Zimmer nur beeinträchtigen. Ein einfacher Kredenztisch genügt vollkommen, wenn es möglich ist, das Tischgerät in den Wirtschaftsräumen unterzubringen. Geht das nicht, so mag sich die Kredenz zum Schrank auswachsen. Aber das Aufstellen von weiteren Möbeln, die im Eßzimmer gar nichts zu tun haben, wie Sofas, Liegestatt, Klavier u. dgl., werden den Raumgedanken, der hier auf Betonung der Mitte gestellt ist, nur abschwächen. Sehr gut wird diese Mittelbetonung durch einen runden oder ovalen Tisch verstärkt, um den sich eine „Tafelrunde" besser vereinigen läßt, als um einen viereckigen Tisch. So läßt sich aus dem Sinn und der Benutzung eines jeden Lebensgerätes mit einigem Nachdenken die beste Lage und die dazu nötige räumliche Bedingung finden. Wenn hier nicht klare Ordnung geschafft ist, dann ist auch jede weitere Bemühung um eine gute Einrichtung vergeblich, da es ohne sie völlig unmöglich ist, eine gut benutzbare und auch schön wirkende Einrichtung aufzustellen, selbst wenn die dazu benutzten Gegenstände an sich schön wären.

Digitized by Google

Geht man nach der befriedigenden Lösung der Vorbereitung des Raumes an die Arbeit, so wird meist die Behandlung der Wand die erste Aufgabe sein. Es entsteht die Frage, ob die Wände gestrichen oder tapeziert werden sollen. So lange es sich um einfache Farbtönungen handelt, wird man mit einem Anstrich wohl dieselbe Wirkung, aber nie dieselbe Haltbarkeit erzielen, wie mit Papiertapeten. Denn man darf nicht übersehen, daß die Farbe nur als dünne und leicht verletzliche Haut über dem Wandputz sitzt, während das Papier einen ansehnlichen Schutz darstellt, der schon einen Puff vertragen kann. Will man aber gar eine leichte Musterung oder sonstigen Flächenschmuck der Wand erzielen, so müßte die Einzelherstellung durch einen Maler in schöner Ausführung erheblich teurer werden als bei der gedruckten Tapete, bei der sich die Kosten für den Entwurf ja auf Zehntausende und Hunderttausende von Rollen verteilen und bei der man die Wirkung vorher bequem durch Aufhängen von Mustern erproben kann. Auf die Dauer machen sich auch die Kosten der Tapete durch ihre lange Haltbarkeit bezahlt, wenn man lichtechte Ware verwendet. Auch macht ein Neutapezieren weniger Unordnung im Haus als ein Neustreichen.

Im allgemeinen wird man dunkle und grelle Farben an der Wand vermeiden. Jene, weil sie unnütz Licht schlucken, diese weil sie als Hintergrund ungeeignet sind. Denn die Wand muß immer Hintergrund für Personen, Möbel, Stoffe, Bilder u. dgl. bleiben. Eine grelle Farbe aber bleibt nie Hintergrund, sondern fällt heraus und tötet die Farben des Vordergrundes, die als wesentlich herausgehoben werden sollen.

Man muß sich überhaupt bei der Bestimmung der Wandfarben und Wandmuster bewußt bleiben, daß man sich mit ihnen auch über Farbe und Muster von Möbeln, Bezugsstoffen, Teppichen und Tapeten festgelegt hat. Denn es gibt nie Farben und Muster, die auf alle Fälle passen, sondern sie kommen erst zur Wirkung in ihrer Wechselbeziehung zu dem übrigen Inhalt des Zimmers. Sie gilt es von vornherein abzustimmen, wenn man an die Einrichtung geht; von dem guten Zusammenklingen hängt die Gesamtwirkung entscheidender ab, als von der Einzelschönheit eines Stoffes oder eines Musters. Man kann fast als Regel aufstellen, daß sich verschiedene Musterungen nicht vertragen. Eine lebhaft gemusterte Wand wird sich fast immer mit einem ebenfalls gemusterten Bezugsstoff, Teppich oder Vorhang „beißen". Man wird deshalb sicher gehen, wenn man zum gemusterten Vorhang die einfarbige Wand wählt und umgekehrt. Hier darf man natürlich den Begriff der Musterung nicht zu eng fassen, denn es kann z. B. eine einfach gestreifte Wand sehr wohl zu einem reichen Muster im Vorhang oder Bezug passen, nicht aber zwei Blumenmuster o. dgl. Hierin liegt auch der Grund, weswegen sich die in Farbe und Muster oft recht lebhaften persischen und türkischen Teppiche meist nicht sehr glücklich in unsere bürgerlichen Wohnungen einfügen.

Wichtig für die Gesamteinrichtung ist weiterhin die Beleuchtungsanlage, die heute ja auch in den einfachsten Neubauten elektrisch ist. Aber um ein Zimmer künstlich gut zu beleuchten, genügt es nicht, einfach in der Decke einen Auslaß herzustellen und dort eine oder mehrere Glühlampen zu befestigen. Das so entstehende Licht ist immer hart und kalt, auch wenn der Lichtträger noch so schön „kunstgewerblich" ausgestaltet ist. Man muß sich, ehe man an diese Aufgabe geht, darüber klar sein, was man mit der Beleuchtung bezweckt.

Handelt es sich darum, einen Raum bis in alle Ecken und Winkel gleichmäßig zu erhellen, wie etwa in Küche, Flur oder Treppe, so mag eine oder mehrere solcher einfacher Birnen ihren Zweck erfüllen. Man mache sich aber klar, wie selten bei unseren Lebensgewohnheiten eine solch grelle und starke Beleuchtung den Verrichtungen und Formen unseres Lebens entspricht.

Digitized by Google

Man kann die Vorgänge in einem Familienwohnhaus im allgemeinen auf zwei Nenner bringen: Arbeit und Geselligkeit. Rechnet man zur Arbeit auch Lesen, Schreiben, Bilderbetrachten u. dgl., so wird man bald erkennen, daß hierzu die an sich hellen, von der Decke herabhängenden Beleuchtungskörper nicht genügen. Sie sind nicht allein im höchsten Grade verschwenderisch im Verbrauch an Strom, sondern auch ungeeignet. Zu den genannten Verrichtungen ist es am günstigsten, wenn das Papier zum Lesen oder Schreiben möglichst hell beleuchtet ist, dagegen das Zimmer im Halbdunkel versinkt. Nur dadurch entsteht die gesammelte Stimmung, die uns den Abend gerade zum Studieren, Vorlesen oder Betrachten so geeignet erscheinen läßt. Man muß daher den Lichtstrahl richten, d. h. ihn so lenken, daß er das Buch usw. erleuchtet, gegen das Auge aber abgeschirmt ist, weil sonst Blendungserscheinungen eintreten; zudem gehört, um das Papier auf das günstigste Höchstmaß zu beleuchten, nur ein Bruchteil des Stromes, der dazu nötig ist, um es aus einer freihängenden und unbeschirmten Lampe zu erhellen, die ihr Licht nach allen Richtungen hin verschwendet, wo es nur stört. Die Folgerung ist also die, für alle derartigen Zwecke (wozu wohl auch die nicht festlichen Mahlzeiten gehören) abgeschirmte Lampen zu verwenden, für die heute genügend gute Formen als Hängelampen, Tisch- oder Fußbodenstehlampen auf dem Markte sind. Die helle „Kronen"-beleuchtung hat eigentlich nur Sinn beim Reinemachen oder Suchen von irgend etwas, denn auch für die behagliche Geselligkeit entsteht eine viel bessere Stimmung, wenn eine oder mehrere Schirmlampen brennen. Zur Not mag bei festlicher Angelegenheit und vielen Gästen die „Krone" ihr Recht bewahren.

Die sog. indirekte Beleuchtung, bei der unsichtbare Lampen die Decke bestrahlen, die dadurch zum Lichtträger wird — was eine sehr verteilte, gänzlich schattenlose und dabei fast magische Beleuchtung erzielt —, gehört mehr in öffentliche Gebäude, wie Café, Theater, Kino u. dgl., besonders da ihr Betrieb, in dem nur ein Bruchteil der erzeugten Helligkeit zur Auswirkung kommt, nicht gerade wirtschaftlich genannt werden kann.

Der Hausgarten

Von Alwin Seifert in München

Eigentum an Boden verpflichtet; wer ein Stück Land besitzt, der muß es auch pflegen. Deshalb darf nach einem Garten trachten nur der, dem solche Pflegearbeit Freude ist; wer sie als Last empfindet, soll in der Mietwohnung bleiben. Denn der rechte deutsche Garten von heute ist nicht ein Stück Wildnis ums Haus und nicht ein Prunkstück, auf das man vom Balkon herunterschaut und das man von anderen betreuen läßt. Er ist auch nicht ein reiner Nutzbetrieb, in dem man sein Kraut und seine Rüben gewinnt. Er ist das Stück Heimaterde, das dem Einzelnen zu Nutz und Frommen überantwortet ist, auf daß er Leib und Seele an ihm erfrische. Der Garten schafft nicht nur die Möglichkeit zu vielseitigster körperlicher Tätigkeit in Luft und Sonne, zu munterm Spiel und stiller, tiefer Freude; er ist der Ort, an dem mählich und sicher der Mensch re-ligio wiederfindet, die Rückbindung an das, was hinter den Dingen steht.

Die Sowjets wissen, warum sie den Arbeitern der neuen Industriestädte in der Steppe keine Gärten geben; denn mit dem Spaten würde auch der russische Mensch wieder zurückfinden zu Ewigem, würde er aufhören eine wurzellose Nummer zu sein, die man wie eine tote Schachfigur hin- und herschieben kann.

Weil aber jeder nur nach seiner eigenen Fasson selig werden kann, so ist es ganz unmöglich zu sagen, daß ein Garten von heute so oder so sein muß. Im Gegenteil,

Digitized by Google

jede Vorwegnahme einer bestimmten Vorstellung, jeder Versuch, einen Garten von einem „Motiv“ aus aufzubauen, führt ab von der richtigen Lösung. Diese wird allein bestimmt von den Menschen, die in dem Garten leben und in ihm glücklich sein sollen, von den klimatischen Gegebenheiten, von Sonne und Wind, Regen und Bodenart, und von dem Haus, mit dem er eine Einheit bilden soll. Der Mensch soll im Garten seine Ergänzung finden, nicht seinen Widerpart. An Klima und Boden herumzuändern ist mindestens unwirtschaftlich; die Sonne geht nun einmal im Osten auf und im Westen unter und wirft die Schatten nach Norden; Regen ist billiger und besser als jedes andere Wasser, und sich auf die angestammte Bodenart einzustellen ist die erste Voraussetzung zu dem Erfolg: mit einem Mindestaufwand an Kosten und Arbeit die größte Gartenfreude und den größten Gartenertrag zu sichern. Bleibt also als Einziges, das auf die gestellte Aufgabe — den besten Garten zu schaffen — zugerichtet werden kann, das Haus.

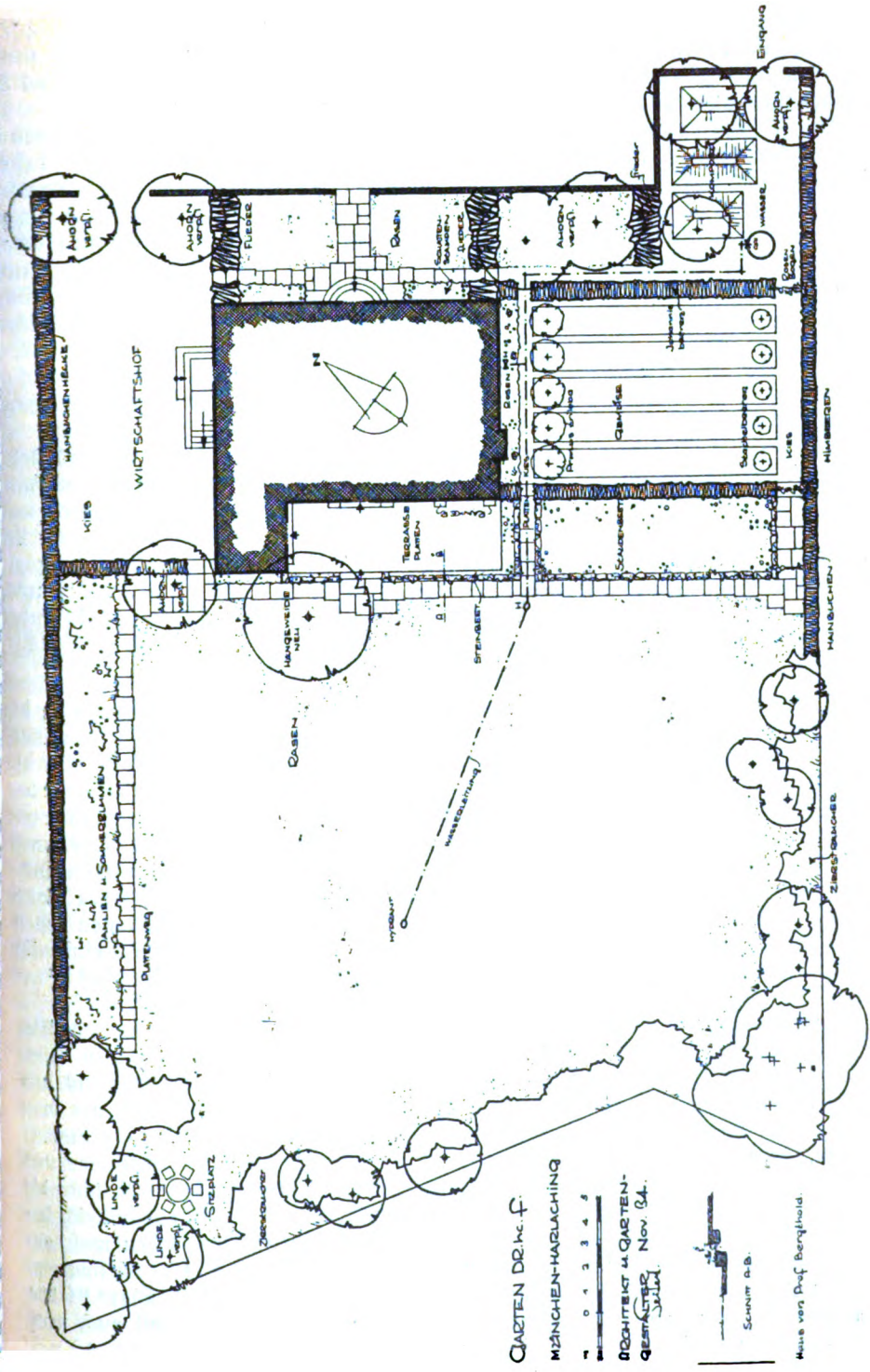
Einen wirklich guten Garten kann man nicht hinterher um ein Haus herumlegen. Wenn Haus und Garten eine Einheit bilden sollen, so müssen sie auch zusammen erdacht werden. Es ist ganz erstaunlich, wie stark der richtige Garten den Grundriß des Hauses, seine Höhenlage und seine Stellung im Grundstück beeinflußt.

Es gibt vom Garten aus gesehen nur einen wirklich vernünftigen Platz für das Haus auf dem Bauplatz: die Nordostecke. Dann fällt der Schatten des Hauses auf gärtnerisch wertlose Hof- oder Vorgartenflächen und der Hauseingang kann auf der regengeschützten Ost- oder der sonnenlosen Nordseite sein, ohne den Garten zu zerschneiden; dann kann man auch ganz nach der Sonne zu wohnen, hat dort die größte Tiefe des Gartens vor sich und die weiteste Entfernung zum Nachbarn. Einen beschatteten Vorgarten aber schenkt man am besten als nicht eingezäunten Grünstreifen der Allgemeinheit und macht ihn nur so breit, daß die Fußgänger weit genug von den Fenstern abgehalten sind. Für das, was man an Zaun gespart hat, kann man die Zwischenräume zwischen den Häusern durch Mauern schließen. So wirkt gartengerechtes Denken bis in den Städtebau hinein und hilft erfreuliche Siedlungsbilder schaffen.

Ein Garten, der ein wirklicher Wohngarten sein soll, darf vom Erdgeschoß des Hauses durch nicht mehr als zwei Stufen getrennt sein. Schon bei drei Stufen Höhenunterschied muß man eine Wohnterrasse zwischenschalten. Von hohem Söller in seinen Garten herabzuschreiten war dem Kommerzienrat der achtziger Jahre gemäß und der Filmdiva von gestern; für uns ist der Garten nicht eine Repräsentationsgelegenheit, sondern etwas, was uns wie magisch zu jeder guten Stunde hinauszieht. Drum muß auch im kleinsten Siedlerhaus von der Wohnküche aus ein eigener Zugang zum Garten sein. Denn die Hausfrau, die ohne Hilfe wirtschaftet, hat nur soviel vom Garten, als sie Zeit mit Hausarbeit im Freien zubringen kann; sie muß also unmittelbare Verbindung haben von ihrem Sitzplatz in der Sonne zum Herd im Haus. Im größeren Haus geht man am besten vom Eßzimmer oder allenfalls von der Anrichte aus in den Garten; das Wohnzimmer zum Garten zu öffnen, ist nur in warmem Klima anzuraten.

Nicht nur bedenken soll man den Hausbau vom Garten aus, man sollte ihn auch mit dem Gärtner beginnen. Ertrag und Schönheit des Gartens stehen und fallen mit dem Boden, der zur Verfügung steht. Die Pflanze lebt nur von dem Lebendigen, das im Boden schon ist, von der durchwurzelten, mürben, dunklen Oberschicht mit ihrem billionenfachen Gewimmel kleinster Lebewesen. Diese allein ist Mutterboden, alles übrige ist mehr oder minder tot, so mineral-nährstoffreich es auch sein mag. Der Bauunternehmer nun scheint überall der Ansicht zu sein, daß aller Boden, den er nicht zum Mauern oder Betonieren brauchen kann, eben Gartenboden sei. Er faßt ihn mit dem Bagger, wirft ihn auf einen großen Haufen und überläßt ihn dem

Digitized by Google



Digitized by Google

Gärtner. Und dann wundern sich die Leute, daß in ihrem Garten so unerschöpflich viele Steine jahrelang an die Oberfläche kommen, daß Hederich und Disteln soviel besser wachsen als alles andere, und daß man soviel teuren Mist braucht, bis der Boden nur halbwegs wieder so fruchtbar wird, wie er ehedem schon war.

Das Richtige ist es, auf dem Bauplatz von allen Flächen, die vom Baubetrieb in Anspruch genommen werden, die Mutterbodenschicht von jemand abheben zu lassen, der toten und lebendigen Boden wohl zu unterscheiden vermag, und für den Mutterboden etwas Kostbares ist, nicht nur eine lästige Masse, die man hin- und herbewegen muß. Der Gärtner sollte ein solcher Jemand sein und den Humus für sich allein kunstgerecht so aufsetzen, daß das Leben in ihm weder durch Sonnenbrand noch durch Austrocknen noch durch Luftabschluß abgetötet wird. Und was an pflanzlicher Substanz etwa vorhanden ist, Grasnarbe oder Laubstreu, muß man noch sorgfältiger sichern und auf dem künftigen Kompostplatz des Gartens verrotten lassen. Wer dieses Handwerk wirklich versteht, dem wächst während der Bauzeit fast ohne Kosten eine so lebendige Rasen- oder Lauberde zu, daß sie ihm ebensoviel teuren und schwer zu erhaltenden Mist ersetzt.

Sorgfältig muß man sich jeden Baum erhalten, der auf dem Grundstück steht, und ihn vor jedem Schaden durch die Bauarbeit schützen. Man sollte erst ein Jahr in dem neuen Haus gewohnt haben und in Sonne und Regen, im Sommer und Winter seine Bäume wieder und wieder betrachtet und erlebt haben, ehe man sich entschließt, zur Axt zu greifen. Weggeschlagen ist ein Baum schnell; die Bäume aber, die wir pflanzen, geben erst dem Enkel wieder richtigen Schatten. (Es wäre noch zu sagen, daß kein Vernünftiger in den Wald hineinbaut; Siedeln im Wald endet immer damit, daß man, um Gesundheit und Habe zu retten, den Wald wegschlägt, um dessentwillen man in Großstadtaberglauben meinte, siedeln zu müssen.)

Sorge um das Lebendige bestimmt auch alle weitere Gestaltung des Gartens, die künstlerisch nichts weiter ist als Ordnen und Weglassen. Einfühlung ist hier alles, Willkür erreicht nichts. Verständnisvollem Wissen und Fingerspitzengefühl gibt die Pflanze alles; dem sic volo, sic jubeo entzieht sie sich und verschwindet. Jede Seite des Hauses, jede Ecke des Gartens hat ein anderes Klima und ist deshalb einer anderen Pflanzengesellschaft zugeordnet. Die Apfelspaliere gehören anderswohin als Birnen und Pfirsiche, die Rankrosen nicht zum Geißblatt. Aus Gründen der inneren Ordnung des Organismus Garten und aus unerbittlichen Gesetzen des großen Komplexes „Klima" gibt es nur eine beste Stelle für die Gemüsebeete, nur einen besten Platz für Rosen, kann man Dahlien, Sommerblumen und Stauden nur an eindeutig bestimmbaren Orten unterbringen. Sicher und allgemeingültig ist nur das Eine: die Mitte muß leer sein, wenn ein Garten seine wirkliche Größe zeigen soll.

Die wertvollsten Beete sind die am Haus. Ein Haus ist überhaupt nur dann wirklich eingebunden in den Garten, wenn Blätter und Blüten an ihm hochbranden. Kieswege oder gar Traufpflaster dicht am Haus verraten Armut des Herzens und entspringen einem Städteraberglauben. Traufpflaster waren notwendig, als man noch keine Dachrinnen hatte und die Kellermauern aus Backsteinen gemauert waren. Es gibt kein besseres Mittel, ein Haus trocken zu halten, als Blumen und Schlingsträucher an seine Mauern zu pflanzen. Wer ein Übriges tun will, kann die Fundamente ja auf die Tiefe des Mutterbodens durch einen Bitumenanstrich besonders schützen. Eines ist sicher: wenn man nirgends im Garten gießen muß, am Haus muß man es, damit nicht die Rosen vor lauter Trockenheit Mehltau bekommen.

Das wertvollste Gießwasser ist durchsonntes Regenwasser. Eine umstellbare Klappe im Regenfallrohr und eine weite hölzerne Brente tun Wunder. Sonst muß man rechtzeitig für genügend viele Schlauchanschlüsse sorgen, die nicht enger als 19 mm sein dürfen. Wasserbecken für Seerosen oder zum Planschen oder gar zum Schwim-

Digitized by Google

n bereichern einen Garten ungemein, sollten aber ebenso wenig zur Manie werden
e die „Alpina", die Steingärten.
Stein ist ein ungemein schöner Werkstoff im Garten, wenn er sparsam und am
ßten Ort verwendet wird. Ein wirklicher Pflanzenfreund bringt auf ein paar
adratmetern Mauerbeeten erstaunlich viel Kostbarkeiten unter; die Steingebirge
er, mit denen heute so viele Gärten vollgepackt werden, sind nicht nur häßlich,
dern werden auch ihren Besitzern zu schwerer Last; nichts ist so schwer unkraut-
i zu halten wie Steinbeete.
Und nichts so leicht wie Steinwege! Wer nicht sparen muß, sollte statt Kieswegen
mer Platten legen lassen; dann ist er aller Pflegearbeit für immer enthoben.
lbstverständlich müssen diese Platten vollkommen frostsicher sein und eine saubere,
ständige Form haben; rechteckige Platten in unregelmäßigem Verband sind das
hönste. Die Fugen müssen ganz eng sein; edle Polsterpflanzen in Pflasterfugen
pflanzen ist Barbarei und ein Unfug. Ein Weg ist kein Beet; man muß auf ihm
belastet und ungehindert gehen können und nicht eiertanzen müssen. Deshalb sind
e Schrittsteine im Rasen auch Unfug. Sie stammen aus Japan, und wenn ein
uddhist über sie wandelt, so ist das in Ordnung; denn für ihn sind sie ein philo-
phisches Gleichnis und er kann sich dabei etwas denken. Wir aber enthalten uns
lles irgendwie Modischen und machen entweder einen richtigen Weg oder einen
ichtigen Rasen, über den man gehen kann, wie man mag.

In einem Garten von nur einiger Größe ist der Rasen mit seinen Bäumen über-
haupt der wichtigste Raum, der jedem Lebensalter etwas zu geben hat. In seinem
Schatten schlafen die Kleinsten. Ist der Gemüse- und der Blumengarten, in dem
mmer so entsetzlich viel Arbeit für Jugendliche ist, den Buben ein Greuel außer zur
Erdbeer- und Stachelbeerzeit, — mit Wiese und Bäumen wissen sie völlig unbelastet
erstaunlich viel anzufangen. Und wenn dann jenes Alter kommt, für das Autofahren,
Skilaufen und Segeln viel anziehender ist als das Ablesen von Raupen und das
Zerdrücken von Blattläusen, dann ist mindestens in anderer Leute Garten die Spiel-
wiese ein sehr angenehmer Ort. Wer aber zum Mann geworden ist, der erkennt, daß
alle Blumenpracht und aller Nutzen vergänglicher ist als die Freundschaft des edlen
Baumes, ohne den kein nordischer Mensch vollkommen sein kann.

Es muß nur ein Baum sein, mit dem man wirklich Freundschaft haben kann. Mit einer Linde und einem Apfelbaum geht das großartig, auch mit Buchen, Eichen und Birken und dort, wo sie daheim sind, auch mit Fichten und Lärchen, aber nicht mit Blautannen. Selbstverständlich gehört es zum Wesen des Gartens, das in ihm zu pflegen, was in der freien Natur draußen nicht vor- und nicht fortkommt, in ihm die Kostbarkeiten aller Zonen zu sammeln. Das ist zu allen Zeiten so gewesen und richtig, und der Inhalt eines Gartens mag um so mehr entfernt sein von dem, was draußen wächst, je mehr er durch Mauern und Häuser abgetrennt ist von dem angestammten Landschaftsbild. Niemand aber hat ein Recht, mit dem, was über Zaun und Hecke hinauswirkt, einen fremden Ton in die Landschaft zu tragen. Ein fränkisches Haus nach Altbayern zu bauen, ein oberbayerisches ins Allgäu ist Sünde wider den Geist der Heimat. In einem grünen Land sind graue und blaue Bäume keine Zierde, sondern Fremdkörper, und in eine Eichen- und Lindenlandschaft bringen Nadelhölzer nicht eine Ergänzung, sondern einen Mißton. Wir werden zusehends feinfühliger für diese Grundgesetze jedes Gaues und können nicht mehr zum Einklang mit unserer Lebensumwelt kommen, wo Willkür das Gesetz verachtet. Auch in unserm Garten bleiben wir Kinder der ganz besonderen Erde dieses Tales, jener Höhe, dieses oberdeutschen oder jenes friesischen Himmels und sind um so stärker und gerechter dem Fremden gegenüber, je mehr wir des Eigenen uns bewußt sind. Und alle Vielfältigkeit des Besonderen hat als Dach und als Grundfeste immer eines: das Deutsche.

Digitized by Google

Das Wochenendhaus

Von Guido Harbers in München

Der Wunsch nach Erholung von der Arbeit der Woche ist für den Stadtbewohner nicht neu. Schon die deutsche Stadt des Mittelalters und mehr noch des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts kannte den Garten vor dem Tore, in dem das Sonntags- und Ferienhaus wind- und blickgeschützt und möglichst zur Aussicht gewendet stand und helle Fenster nach der Sonnenseite wies.

Selbst unter Berücksichtigung der damaligen Verkehrsmittel war die Entfernung zwischen der Stadtwohnung und diesem Gartenhaus meist nur gering. Erst das Biedermeier brachte gleichzeitig mit der Anlage großer Gärten privaten und öffentlichen Charakters an Stelle der inzwischen niedergelegten alten Stadtbefestigungen und vor diesen das größere, weiter draußen gelegene, selbständige Landhaus. Als typisches Beispiel für das Bedürfnis des geistigen Arbeiters nach geistiger Sammlung und ungestörter körperlicher und seelischer Erholung kann Goethes Gartenhaus angeführt werden. Es war in wenigen Minuten von Goethes Weimarer Wohnhaus zu erreichen. Der Blick von Goethes Arbeitszimmer im Gartenhaus geht noch heute ungehindert über die stillen und lieblichen Anlagen an der Ilm bis hinüber zum Stadtwohnhaus.

Trotz aller Unterschiede zwischen den heutigen und den damaligen Verhältnissen kann man bis zu einem gewissen Maße eine gleichlaufende Entwicklung finden, nur daß sich die Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungsschichten voneinander zu unterscheiden beginnen und nach ihnen sich auch bestimmte Arten des Wochenendes bilden.

Das größer angelegte Landhaus hat seine Berechtigung und Wertschätzung behalten. In dieser Betrachtung darf es ausscheiden, weil es fast überall mit dem fortschreitenden Wachstum der Städte und der Besserung der Verkehrsmittel zur Dauerwohnung sich entwickelt hat.

Es bleiben hauptsächlich zwei Haupttypen übrig: im Dauer- und Kleingarten das meist nur tagsüber bewohnbare Lauben- oder Gartenhaus ohne Schlafmöglichkeit und ohne eigene Feuerstelle, und dann das eigentliche Wochenendhaus draußen in der freien Natur, in schönen Tälern und an Flußläufen oder im Bereich von Wäldern und Seen.

Das Gartenhaus oder die Wohnlaube im Kleingarten ist die „Villa des kleinen Mannes". Der Arbeiter, der Angestellte, der Beamte, sie alle suchen nach der ermüdenden täglichen Büroarbeit frische Luft und leichte körperliche Betätigung. Sie brauchen nach mehr oder weniger gleichförmiger Arbeit eine Tätigkeit, für welche sie nach eigenem freiem Willen sich Aufgabe und Ziel stellen können. Diese selbst gewählte Arbeit darf aber nicht zur lästigen und auf die Dauer drückenden Pflicht werden. Also muß der Gegenstand, dem sie gewidmet ist, möglichst nicht zu große Ausmaße besitzen, in unserem Falle also nicht ein Garten, sondern ein Gärtchen, nicht ein großes Haus, sondern eine kleine, bescheidene Wohnlaube sein.

In allen deutschen Großstädten haben die Stadtverwaltungen für verschiedene, zu den Wohnvierteln günstig gelegene Kleingartengelände gesorgt, die Einteilung übernommen, Musterzeichnungen und Beratung für Anlage von Garten und Laube und für deren Unterhalt zur Verfügung gestellt.

Im Reichsbund der Kleingärtner haben sich Millionen deutscher Volksgenossen

Digitized by Google

zusammengefunden, um in gemeinsamer Schulung und auch in geselliger und fröhlicher Gemeinschaft die Stunden der Erholung in dem ihnen angemessenen „Wochenende" zu genießen und trotzdem nützlich zu verbringen. Denn man darf nicht vergessen, daß der Kleingarten und der Aufenthalt in der Wohnlaube nicht nur der ganzen Familie Gesundheit und Frohsinn bringt, sondern auch Gemüse, Früchte und Blumen liefert und damit eine erwünschte zusätzliche Einnahme für den Haushalt und einen nicht gering anzuschlagenden Produktionsposten kleingärtnerischer Intensivkultur im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft bedeutet.

Anders geartet ist das eigentliche Wochenendhaus weiter draußen. Es wird selten unter der Woche benutzt. An Samstagen, an Sonn- und Feiertagen und im Urlaub dient es dagegen zum vollen Aufenthalt.

Wenn die Ausmaße des Wochenendhauses im allgemeinen auch beschränkt bleiben müssen, bietet es bei richtiger und kluger Anlage doch Erfüllung für die verschiedenartigsten Bedürfnisse und Notwendigkeiten.

Der Tagesaufenthalt ist die Hauptsache. Bei gutem Wetter will man wind- und blickgeschützte Wohngelegenheiten haben, die von früh bis spät die Sonne hereinlassen und in engster Verbindung mit dem Garten und der Natur stehen. In den Übergangszeiten des Frühlings und des Herbstes soll ein Abschluß gegen kühle und feuchte Witterung gegeben sein. Eine gewisse Einbruchs- und Diebessicherheit für die langen Zeiten, in denen das Wochenendhaus verlassen dasteht, setzt wirksame Abschlußmöglichkeiten voraus. Wenn auch nur die geringste Zeit für den Schlaf geopfert wird, ein Mindestplatz für Betten muß doch vorgesehen werden. Hier setzt die Kunst ein, nämlich die Kunst, an Raum zu sparen.

Was ist nicht alles ausgeklügelt worden in Bezug auf Bettenstellung! Vom Schlafsofa und zusammenlegbaren Feldbett bis zur Bettenanordnung der Schiffskabinen, zwei- oder dreifach übereinander.

Da Schlafen und Wohnen sich zeitlich ergänzen, ist es gerade im Wochenendhaus angebracht, den Luftraum der Wohnstube auch nachts dadurch auszunutzen, daß die Schlafgelegenheiten nicht in besonderen, abgeschlossenen Zimmern, sondern in Nischen oder Kojen im Anschluß an den Wohnraum untergebracht und tagsüber allenfalls durch Schränke oder Vorhänge den Blicken entzogen werden. Das gleiche gilt für die Kochgelegenheit, die auch in einer Nische untergebracht werden kann. Allerdings ist es gut, neben dem Gartenzugang zum Hauptwohnraum, am besten von der Anfahrtseite her, einen eigenen kleinen Eingang mit Abort, Kleiderablage und Zugang zur Kochnische vorzusehen. Ist ein Auto vorhanden, genügt dafür meist ein Wetterschutzdach an der von der Hauptwetterrichtung abgewendeten Hausseite.

Wenn man sich vor argen Enttäuschungen bewahren will, empfiehlt es sich u. a., folgende Gesichtspunkte zu beachten:

1. Platzwahl. Nicht der Preis des Grundstücks allein, sondern vor allem die Beschaffenheit des Untergrunds für das Haus (trocken, nicht zu hoher oder wechselnder Grundwasserstand) und für etwaige Gartenbepflanzung (geeignet für Stauden und Sträucher, Frucht- und Laub- bzw. Nadelgehölz, welche ohne Dauerpflege auskommen müssen) ist in Erwägung zu ziehen. Weiter ist die Lage des Grundstücks und seine nähere (lästige Nachbarn) und weitere Umgebung (Ausblick in die Landschaft, Waldnähe, Badegelegenheit) zu beachten. Eine gewisse Länge des Anmarschweges fällt insofern nicht ins Gewicht, als dieser Zwang zur körperlichen Bewegung ja auch ein Stück Erholung ist. Frischwasserbohrbrunnen bzw. Wasserleitung sind zu beachten.

2. Das Haus muß solid und wetterfest gebaut sein und auch eine gewisse Wärme- und Schalldichtigkeit besitzen; denn nichts kann unerwünschter sein, als sich gerade zum Wochenende Erkältungen auszusetzen oder sich vor lästigen Nachbargeräuschen nicht wirksam abschließen zu können.

Digitized by Google

3. Bei richtiger Anordnung der Fenster und Türen und bei zweckentsprechender Lage der Nebenräume zum Hauptwohnraum läßt sich mit verhältnismäßig wenig überbauter Fläche auskommen. Im Wohnraum ist zu empfehlen, für jede sich darin dauernd aufhaltende Person etwa 4 qm anzunehmen. Bei einschichtiger Anordnung der Betten sind für die Person mindestens 3 qm, bei Anordnung übereinander 2 bis 2½ qm zu rechnen. Sind die Schlafgelegenheiten in abgeschlossenen Zimmern untergebracht, müssen hierfür die Grundmaße für Kleinwohnungen, d. s. mindestens 6—7 qm für jede Person, angesetzt werden.

Ein Raum wirkt groß, wenn der Bewegungsraum in ihm möglichst ungehindert und zusammengefaßt ist und wenn die Sitzgelegenheiten und Möbel gute Stellflächen an den Wänden haben. Eingebaute Schränke zwischen verschiedenen Räumen sparen viel Platz, sie können verhältnismäßig billig durch Verwendung von normierten Sperrholzplatten usw. beschafft werden. Die Fenster und Türflächen sind in Nebenräumen so knapp und sparsam wie möglich zu halten. Auch in Wohnräumen sollen sie zwar ausreichend, aber nicht verschwenderisch angelegt werden, und zwar nach der Gartenseite und zur Aussicht hin, abgewendet von der Wetterseite.

4. Aus dem Gesagten ergibt sich schon einiges über die Stellung des Wochenendhauses im Wochenendgarten. Es soll im Anwesen möglichst nicht an der Süd-, sondern an der Nord-, Ost- oder Westseite stehen, nicht in der Mitte des Grundstücks, sondern zur Seite gerückt, in der Weise, daß der Gartenanteil möglichst zusammenhängend vor dem Hauptwohnraum liegt und von diesem ständig überblickt werden kann. Damit ergibt sich als beste Hauptrichtung für das Grundstück die Nordsüdrichtung, möglichst nach Norden, wo auch die Zuwegung sein sollte, leicht ansteigend und im Windschutz eines Waldes oder Hanges. Nach Süden zu sollte derjenige Teil der Landschaft liegen, dessen dauernder Anblick erträglich ist und am meisten erfreut. Nicht unzweckmäßig ist es, wenn man sich vor Kauf eines an sich schön gelegenen Grundstückes vergewissert, ob der gute Ausblick auch nicht einmal verbaut werden kann. Die Gemeinde- oder Bezirksverwaltung gibt hierüber willigst Auskunft.

Dieser Gesichtspunkt weist darauf hin, daß das Interesse des Einzelnen selbst draußen in der Natur von dem guten oder bösen Willen des Nachbarn in nicht geringem Maße abhängig ist und auch nicht vom Einzelnen allein gewahrt zu werden vermag.

Es gibt landschaftliche Interessen und naturgegebene Güter, die im Interesse Aller und nur in echtem Gemeinschaftsgeist erhalten werden können: die ursprüngliche Schönheit und die unersetzlichen Erholungsmöglichkeiten der unberührten Natur, wie sie Wald, nicht eingezäunte Wiesen, Bach- und Flußläufe, Seeufer und Wanderwege darstellen.

Auf der „Deutschen Siedlungsausstellung" und „Jahresschau für Garten und Heim", die in München 1934 als erste nationalsozialistische Arbeit und Schau dieser Art durchgeführt wurde und heute noch zu sehen ist, sind auch Wochenendgärten in voller Ausstattung mit Wochenendhaus, Ziergartenteil, Rasen und Kinderspielgeräten angelegt worden, welche neben allen Erfordernissen und Annehmlichkeiten für den Bewohner auch richtige Einfügung in das Landschaftsbild zeigen.

Der Zaun war nicht hoch und abweisend oder etwa unter Verwendung von Betonpfeilern gleichmäßig um das Grundstück gezogen. Vielmehr beschränkte sich die Grundstückseinfriedigung auf einen zwar soliden, aber kaum sichtbaren Drahtzaun in etwa 1,20 m Höhe, der zum Schutz gegen Hasen und Rehwild rund 20 cm in den Boden geführt war. Gehölz und Sträucher waren an der Nachbargrenze und zum Weg hin angeordnet. Dagegen lag zur anschließenden Wiese hin als ihre natürliche Fortsetzung in den Garten hinein der Spiel- und Tummelrasen der Kinder.

Digitized by Google

Die Waldbrunnerin rechtet mit den Himmlischen

Erzählung von Maria Zierer-Steinmüller

Unter der Haustür des stattlichen Waldbrunnerhofes außerhalb des Dorfes stand die Bäuerin, angetan zur Stadtfahrt. In der einen Hand hielt sie den Schirm und das Handgetäsch und schaute, mit der andern die Augen beschattend, über den in der Sonnenhitze flimmernden Hofplatz nach den Bergen. Sie waren verschleiert und verhießen für die nächsten Tage gutes Wetter.

Ihr braunes, hageres Gesicht wurde unruhig, auch die Bewegungen, als sie den Hut mit der Goldquaste zurechtschob und über die Seidenschürze streifte, daß sie knisterte und faserig an den rauhen Fingern hängen blieb. Sie scheuchte ein paar Gänse vom Hausgarten und schalt: „Luadaviecha... am End reißts ma olle Pflanzl aussa, wenn i furt bin!" Dann hörte sie nach dem Schuppen hin, in dem der Jungknecht den Wagen zum Anspannen richtete und der Bauer ungeduldig redete. Eine große Wehleidigkeit befiel sie, da sie in die Stadt zur Klinik mußte; der Doktor hatte ihr seit Monaten hartnäckig zur Operation geraten, und sie war endlich dazu entschlossen, weil die Beschwerden sich von Tag zu Tag gesteigert und sie beim Arbeiten gehindert hatten. Nun fürchtete sie sich vor dem Außergewöhnlichen, ein herzbeklemmender Seufzer begleitete die Gedanken an das Bevorstehende, und sie gelobte eine Wallfahrt, damit alles gut verlaufe. „Am End... am End gehts nit guat aussa! Am End laßts der Herrgott nit zua, daß i wieda hoam derf zu meim Haus und meim Sach", sagte sie sich voller Angste.

Die beiden im Schuppen waren noch immer nicht fertig, und froh der Hinzögerung wandte sich die Waldbrunnerin noch einmal zu den Ställen. Die kauenden Rinder hoben die Köpfe nach ihr hin, als sie den Laufgang entlangschritt. Es waren fünfundzwanzig Stück und sechs Kälber. Die Bäuerin berechnete den Milchausfall durch das Jungvieh, strich der letzten, Braunen, die seit Tagen hinkte, über die feuchte Schnauze, spürte die rauhe Zunge um den Handballen und sagte halblaut: „Scheckin, werns' ebba richti auf di achtn?" Die dreizehnjährige Tochter Marei, die eben den Sautrank zum Schweinekoben brachte, lachte zu den Worten der Mutter, strich sich etliche blonde Strähnen aus dem Gesicht und meinte: „D' Muadda tuat gor, wia wenns zum Sterben fahrn tat! Feit si nix, Muadda... d'Arbat geht ollwei ihran Gang furt!" Der Ausdruck ihres frischen Gesichtes zeigte, daß sie kaum begriff, was der Mutter bevorstand; daher wandte sich die Frau ab und haderte im stillen über die Leichtfertigkeit der Jungen, von der in dieser Stunde selbst die eigenen Kinder, ihre drei Mädchen und drei Buben, beherrscht schienen. Sie dachte jedoch auch: „Muaß ma schier gor z'friedn sei, daß no nit wissn, wos 's Leben ois bringt!" So sagte sie nur zu der Tochter: „Pfüad Godd! Laßts enk von der Nanni weisn, wenn i furt bin!"

Sie trat in den Holzschuppen, wo die Hausmagd Nanni Schwartlinge hackte. „Ham d'Henna guat glegt, gestern und heunt?" fragte sie und schaute nach den Steigen hin, nach dem Verschlag der Kaninchen und in die Ecke mit dem Spreuhaufen. Ohne die Antwort der Magd abzuwarten, sagte sie: „Tuats guat hausn, Nanni, bis i wieda kimm... i woaß nit, wanns mi wieda aussa lassn, in der Stodt drinna!" Die Magd hielt in der Arbeit ein, legte aber die Hacke nicht weg und entgegnete: „Brauchst di nit sorgn! Mir betn scho für di, Bäurin, daß guat umma geht!"

Nun ratterte der Wagen auf den Hofplatz, Hiasl und der Bauer waren draußen, und sie schritt ebenfalls hinaus. Sie raffte das Gewand hoch, daß die derben

Digitized by Google

Strümpfe sichtbar wurden, und stieg zu dem Jungknecht auf den Bock. Der Bauer stand kräftig und breit neben dem Gaul und musterte ihn, und es fiel ihr ein, daß er noch niemals in seinem Leben krank gewesen war. Sie fühlte sich sehr getröstet, weil sie ihn so gesund dastehen sah, und hoffte, daß nichts verkehrt geraten würde, wenn sie jetzt fortging. Seit fünfzehn Jahren, seit sie auf den Hof geheiratet hatte, war, in großen Zügen gesehen, noch nie etwas fehlgegangen; nur ein paar Kinder waren gestorben, und sie selber war nimmer gesund. Trotz des guten Glaubens an des Bauern Leitung fuhren ihr wieder bange Gedanken durch den Kopf, weil sich der Bauer nicht auch um Küche, Keller, Kasten, um die Dinge in ihrem eigensten Reich kümmern konnte. Die Linke am Schirmgriff lockerte sich, als müsse die Hand zuvor noch zwischen die Kinder und Dienstleute fahren, damit es hernach nicht notwendig werde; denn die Stallmagd tat sich gewiß nicht zu weh bei der Arbeit, und die Nanni griff am Ende für die Base im Nachbardorf in den Schmalzhafen und Eierkorb. „Liaber Herrgott", dachte die Waldbrunnerin auflehnerisch, da sie sich solche Gefahren vorstellte, „daß d' jetza grod mi hoamsuachst?! Daß jetza grod i zu der Operation muaß?! Grod i ... wo ma d' Händ um und um volla Arbat hot! In der Stodt gabs gwiß Weibertn gnua, dö nit wissn, wias an Tog umnabringa müassn ... warum nacha grod i?" Sogleich kamen ihr jedoch diese Gedanken doppelt sündhaft vor, konnte es doch auftreffen, daß sie ins Sterben fuhr, und da sollte man keinem Menschen etwas Schlechtes gönnen.

Die Stimme des Bauern fiel jetzt in ihre Wirrnis: „Muaßt holt zuaschaugn, Kathi ... daß d' bold wieda kimmst!"

„Freili", sagte sie, nickte und stemmte die Sohlen der Zeugstiefel fester auf den Wagenboden.

„Damisch is dös scho, grod jetza in der Erntn", meinte er, „und kost' vui Geld, so a Operation!"

„Freili, freili ..." entgegnete sie. Das Wasser schoß ihr in die Augen aus Gram über ihren versagenden Körper. Sie mochte sich nun selber nicht und kam sich vor wie eine unzuverlässige Magd, die einfach alles im Stich läßt. „Recht unglegn is", bekräftigte sie, gedachte der Ernte und fügte hinzu: „'s Wedda bleibt guat, moanst nit, Zeno?" Dann, mit einem letzten, harten Entschluß, zum Jungknecht, der bereits neben ihr auf dem Bock saß: „Fahr zua, Hiasl!" Der Bursche ruckte mit den Zügeln, knallte mit der Peitsche, und der Gaul zog an.

„I suach di nacha scho auf", rief der Bauer hinterher, stand noch ein Weilchen und sah dem Wagen nach, dann ging er langsam die Tennenbrücke hinan.

Während ihrer Ehe hatte die Waldbrunnerin erst zweimal die Bahn benutzt. Nun löste sie am Bahnhofschalter eine Fahrkarte zur Hauptstadt, verstaute im Zug das Handgetäsch und rief vom Fenster aus noch dem auf dem Wagen harrenden Hiasl etliche Befehle für die Nanni zu. Als das Gefährt umkehrte, setzte sie sich schwer nieder; die eine ihrer braunen Hände lag unbeholfen im Schoß, die andere umklammerte noch immer den Schirmgriff, wie sie ein Seil umklammert hätte, das zum Hof zurückführen konnte. Sie sah den Wagen kleiner werden und hinter einem Gatter verschwinden. Hiasls Kopf ragte noch hervor, dann tauchte auch er unter. Sie schaute zur andern Fensterseite hinaus. Hier fiel die Gegend ein wenig ab, so daß sie am Ende des Waldes, der die weit hingestreckten Felder und Wiesen säumte, das Dorf sah und und unweit davon wie ein blinkendes Auge die Fläche eines großen, abgelegenen Weihers.

Dann kam der Zug in Fahrt, und das Neue beschäftigte ihren Sinn; das Daheim trat zurück, die Berge entschwanden ihrem Blick. Sie betrachtete die an der Strecke liegenden Bauernhäuser, Felder und Bahnhöfe; die ersten Gebäude der Stadt rückten endlich näher, waren mächtig, nüchtern, muteten sie kalt und unheimlich an.

Digitized by Google

Sie dachte an ihre Kuchl daheim, wo jetzt die Nanni wahrscheinlich am Herd stand, in dem die Buchenklötze prasselten, auf dem die Suppe kochte, und sie wäre am liebsten umgekehrt.

Endlich in der Klinik, verwirrten sie die vielen Fragen, die endlosen weißen Gänge, die unzähligen Türen und der Karbolgeruch. Es war ihr, als gäbe es auf der ganzen Welt nur einen einzigen Menschen, sie selber, und der war gottverlassen und wie in zwei Teile zerrupft; der eine weilte im Waldbrunnhof, und der andere irrte in der neuen Umgebung herum.

Am nächsten Tag packte sie beim Anblick der Ärzte im Operationssaal eine entsetzliche Angst. Es fiel ihr ein, daß eine Häuslerin aus dem Dorf, die einmal den gleichen Weg gegangen war, erzählt hatte: „Dogstandn sans wia d'Metzga! Auffibundn hams mi auf'n Tisch ...!" Jählings wollte die Bäuerin zur Tür, und sie jammerte, als man sie beschwichtigte: „Laßts mi aussa ... i möcht dahoam sterbn!" Sie sah jedoch ein, daß es kein Entrinnen mehr gab, und plötzlich verhielt sie sich still, geduldig und ergeben, denn es war ihr eingefallen: „Unsa Herrgott hot si aa martern lassen müassn ...!" Dann fühlte sie die Äthermaske auf dem Gesicht, ein Tuch über dem Körper und darunter hervor die schwieligen Sohlen ragen. Süßlicher Geruch stieg ihr in die Nase. Vor ihren Augen tauchte im Dunkeln ein kleiner roter Ring auf, quoll auseinander und verzog sich wieder; ein feines Sausen verdrängte die Stimmen im Raum. „Wos is nacha dös ...?" fragte die Waldbrunnerin erstaunt, erhielt aber keine Antwort. Wieder kam der Ring, aus ihm hervor quollen unzählige andere, das Sausen wurde zum betäubenden Lärm. Abwehrend murmelte sie: „Nit aso ...", dann schoß alles unter einem furchtbaren Knall über ihr zusammen.

Es war gut vorübergegangen. Zwar war der Waldbrunnerin die Fähigkeit zu einer neuen Mutterschaft für immer genommen, aber diese Gewißheit schaffte ihr in diesen Tagen eher Erleichterung als Schmerz, denn die Erben waren bereits da. Freilich hätte der Hof noch gut aus eigenem Geblüt ein paar Hände mehr zur Arbeit gebraucht, damit später die Dienstleute hätten erspart werden können, aber die Bäuerin sagte sich, daß eben dann die Sechs desto mehr zugreifen müßten.

Wenn der Waldbrunner als Großbauer sich von keinem Dörfler krumm anschauen lassen wollte, mußte er die Frau gut unterbringen. So lag sie allein in einem Raum. Er war hell und luftig, es brütete keine Schwüle darinnen wie daheim in der Kuchl und in der Schlafkammer, und keine Fliegen surrten. Eine wohlige Mattigkeit, nur dann und wann unterbrochen von verebbenden Körperschmerzen, beherrschte die Waldbrunnerin. Wie erlöst, weil alles so gut abgegangen war, wärmte sie täglich ihren Verspruch auf, die Wallfahrt zu der Muttergottes auf den Berg zu machen, sobald es ging, und sie dachte jetzt immerfort an daheim, wo ohne sie gewiß alles verkehrt lief.

Es war ihr auch arg, daß man mit ihr so viel Mühe hatte, denn sie wurde jeden Tag von der Pflegerin wie ein Kind aufgehoben und umgebettet. Sie wartete beinahe mißtrauisch darauf, daß diese Freundlichkeiten plötzlich ein Ende haben könnten; aber sie sagte sich: „Werd ja dafür zahlt". Wenn man ihr aber die Hand tätschelte und fragte: „Nun, liebe Frau, wie geht es Ihnen heut?" so wurde ihr seltsam zumute. Daheim hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nie jemand so gefragt und sich darum gekümmert, wie sie sich fühlte. Jedes Jahr hatte sie einem Kind das Leben gegeben, war dann stets ein paar Tage in der Schlafkammer gelegen, hätte oft längere Zeit Ruhe gebraucht, aber die harrenden Pflichten ließen es nicht zu. Sie hatte geehelicht, weil der Vater es wollte, denn es waren noch mehr Geschwister auf dem Hof; sie hatte den Waldbrunner genommen, weil er der

Digitized by Google

einzige Erbe des großen Anwesens war. Die Rechnung schien ihr auch heute noch richtig und glatt, und doch kam ihr vor, als fehle etwas.

„A Weiberts soll nit so fruah heiratn", dachte sie. Äußerlich hatte sie zwar nie etwas entbehrt, der Bauer tat wortkarg stets das Seine, und sie erfüllte ihre Pflichten in der heißen Kuchl an dem riesigen Herd, in der Milchkammer und im Stall. Ihre Abwechslung war der Ärger mit den Dienstleuten, hie und da ein neues Gesicht unter ihnen, die Geburten; ihre Freude waren die gutartigen, gesunden Kinder und ihr Stolz die Habe, die sich mehrte, der Hof, der dastand wie kein anderer weit und breit. Das jüngste Kind war der Wiege entwachsen, und in ein paar Jahren würde der Älteste heiratsfähig. Bekam er einmal den Hof, mußte sie hergeben, was sie mühsam erarbeitet hatte, und im Austrag abwarten, wie die Sohnesfrau sie behandelte.

„A Liab hot ma nia nit kennt", sagte sie sich und bekam es auf einmal mit der Angst wegen ihrer seltsamen Gedanken, fürchtete, die Krankheit möchte ihr nun in den Kopf steigen. Sie fürchtete überhaupt, daß sie noch kränker sei, als sie wußte, weil sie es als Wohltat empfand, so ruhig liegen zu müssen, während ihr sonst das Liegen wie eine unnötige Bequemlichkeit vorkam. Sie hatte nicht einmal den Wunsch, aufzustehen und zu arbeiten.

An einem Vormittag suchte sie der Bauer auf. Er rutschte ein wenig auf dem glatten Boden, als er an das Lager trat. Ihre Hände blieben auf der Decke, und die seinen hielten den Hut. Sie fragte sofort nach einer Menge Dinge, und er redete von der kommenden Ernte, von einem Rind, welches in einen Graben gefallen war, und daß die Nanni kaum mehr mit der Arbeit fertig wurde.

„Bold... bold bin i jetza wieda gsund", meinte sie, geängstigt von der Vorstellung, wie es daheim nicht in aller Ordnung ging.

Ihre Versicherung machte den Bauern lebhafter, und er erzählte von einem Holzverkauf, den er abgeschlossen.

Sie sagte verwundert: „Wos ... den Wald am Berg host obholzn lassn? Zweng wos ebba?!"

„Ja mei ..." entgegnete er ausweichend, dann berichtete er, daß er mit einem andern Bauern eine Spekulation vorhabe.

„Werst di do nit mit so ebbas eilassn...?" sagte sie erschrocken.

„Dös verstehst nit", wehrte er ab und redete von etwas anderem, denn die Krankenschwester kam herein, und es sah beinahe aus, als sei er froh, weil er nun wieder gehen mußte.

Vor Unruhe hielt es die Waldbrunnerin fast nimmer im Bett aus, und jeder Tag dünkte sie verloren, der daheim ohne sie ablief. Sie hatte dem Bauern allzeit blind vertraut; noch nie war unter seiner Hand etwas schief geraten, und er hielt das Geld stets fest in der Faust. Jetzt aber wurde sie fast irr an seinem Handeln, und sie wiederholte sich: „So damisch werd er do nit sei...!" Es fiel ihr schwer, auf dem Lager Geduld zu wahren; die Lebensgeister reckten sich ungebrochen und waren bereit zum gewohnten Werken. Sie durfte nun jeden Tag ein paar Stunden aufstehen, und endlich wurde sie entlassen. Freilich trübte eine Spur von Bedauern die Freude auf die Heimkehr, und beim Abschied sagte sie zu der Pflegerin mit Tränen in den Augen: „Pfüad Enk Godd... suach mi amoi auf! Tat mi arg gfreun!"

Hiasl holte sie mit dem Fuhrwerk von der Bahn ab, schneuzte mit dem Daumen und Zeigefinger vom Bock auf den Boden und sagte: „Guat is... daß d' gsund hoamkimmst, Bäurin!" Und er fuhr mit ihr los.

Dann stand sie wieder im Hof. Es kam ihr vor, als sei sie monatelang fortgewesen. Vor dem Wagenschuppen lag mit zusammengebundenen Füßen ein Schaf

Digitized by Google

auf einem Schragen und wurde geschoren, und ihre zwei Jüngsten schauten zu. Sie erblickten die Bäuerin. „D'Muadda is kemma", sagte das Größere, dann sahen sie weiter der Schafschur zu. Die Bäuerin ging durch den Flöz; der Geruch des nahen Stalles vermischte sich mit dem Duft der Schmalznudeln. Sie wußte, daß sie in ein paar Stunden wieder am Küchenherd stehen, in den Keller gehen und die Milch entrahmen würde, alles wie sie es seit fünfzehn Jahren schon getan, morgen wieder und alle Tage, noch viele Jahre lang. Mit Unruhe hörte sie von der Nanni, daß der Bauer in die Berge zum Holzfällen gefahren sei. Sie suchte mißtrauisch nach einem Zusammenhang dieser, wie ihr schien, unnötigen Holzfällerei mit der vom Bauern angedeuteten Spekulation und nahm sich vor, auch für diese Sache ein paar Kerzen zu opfern, sobald sie die versprochene Wallfahrt machen würde. In der Kammer legte sie das gute Gewand ab und vertauschte es mit dem Werktagsspenser, der noch am Nagel hing, wie sie ihn beim Weggehen hingehängt hatte, legte die Schürze sorgfältig in die Kommodenschublade und ging in den Stall, um nach dem Vieh zu schauen.

Es wurde alles wie sonst. Das Triebwerk ihrer Verrichtungen war abermals in vollem Gang. Die Ernten und der Sommer gingen hin, und des Sonntags auf dem Kirchweg besonders, aber mitunter auch am Werktag, pochte ihr das Gewissen, weil sie noch immer nicht das Gelübde erfüllt hatte. Sie beschwichtigte sich stets: „Hot no der Weil! Der Herrgott werd do selm wissn... daß i no nit könna hob, wo sovui Arbat wart'!" Der Herbst kam, da waren ihr die Tage zu kurz, und im Winter waren sie noch kürzer und außerdem das Wandern auf den Berg im Schnee zu mühsam. So verschob sie alles auf das Frühjahr und äugte bereits nach dem Sommer, denn auch im Frühling wollte sich kein Tag finden, an dem man einfach feiern durfte.

Der Bauer war seit langem oft verärgert, ohne daß sie wußte warum. Er jammerte über die schlechten Zeiten und die großen Ausgaben und verlegte einige längst geplante Ausbesserungen, das dringend nötige Neudecken des Scheunendaches und das Tünchen des Stalles. Sie fragte ihn einmal: „Daß d' gor so hanti bist ollwei?" Aber er wehrte so entschieden ab, daß sie kein Forschen mehr wagte.

Die kleinen und großen Sorgen wurden jedoch urplötzlich in den Hintergrund gedrängt; etwas Ungeheuerliches kam, der Krieg. Das Mannsvolk zog hinaus, und auch der Waldbrunner wurde nicht verschont. Er stand eines Tages nach dem letzten Gang durch den Pferdestall, in dem die besten Gäule fehlten, weil sie dem Heer geliefert worden waren, im Flöz. Er sagte zum grauhaarigen Altknecht: „I moan, du woaßt, wos z'toa gibt! Schaug auf d' Sach, Alois!" Und zur Bäuerin, die sich mit dem Schurzzipfel über die Augen wischte: „Werst z'rechtkemma alloans? Müaßts holt zammarbatn oisam...! Und wenn nacha..." er verschwieg, was er anscheinend noch Besonderes zu sagen hatte, und schloß: „Bets nur grod, daß i wiedakimm!" Mit Wucht fiel es der Bäuerin auf die Seele, daß sie das Gelübde noch immer nicht erfüllt hatte; sie stand mit den Kindern unter der Haustür und sah dem Bauern nach, der über den Feldpfad dahinging.

Jeder heraufsteigende Tag war nun voll Lasten und Sorgen. An Stelle der Knechte mußten Mägde gedungen werden; die ganze Verantwortung wälzte sich auf die Waldbrunnerin. Übermüdet hätte sie oft umsinken mögen. Dabei trieb jedes verlegte Ei, jeder Tropfen Milch, den die Mägde achtlos verschütteten, sie zu lautem Gejammer: „I woaß nimma aus und o!" Peinlich wog sie jedes Pfund Butter, noch peinlicher berechnete sie jeden Pfennig, den sie einnahm. Steinmüde, lag sie nachts schlaflos, betete viele Vaterunser für den Bauern im Feindesland, stand vor dem Morgengrauen wieder auf und beriet mit dem Altknecht die nächste

Digitized by Google

dringende Arbeit, und bei all dem wußte sie das eine: der Hof durfte um keinen Preis während der Abwesenheit des Bauern herunterkommen.

Einmal stand sie am Herd über das siedende Schmalz geneigt, überhörte einige Fragen der Nanni am Spülschaff und auch den Vorwurf: „Recht seltsam werst jetz, Bäurin!“ Sie dachte an die Zeit nach der Operation, an den Liegestuhl im Garten und die Frage der Krankenschwester. „Wollen Sie nicht etwas mehr in den Schatten?“ Die goldbraune Rudel, die sie soeben aus der Pfanne fischte, plumpste zurück, und das heiße Aufspritzen erinnerte sie daran, wo sie wirklich war. Soeben kam der Postbote ins Haus und brachte mit einer Karte vom Bauern auch die Nachricht, daß einer der Knechte gefallen sei. Der Tote war Nannis heimlicher Hochzeiter, und laut aufweinend rannte sie in ihre Kammer. Die Bäuerin durchfuhr der Schreck: „Mariandjoseph! Wia leicht kunnts aa den Zeno treffa!“ Und das Gewissen schwang und klang wie eine warnende Glocke.

So betrat sie am Sonntag nach der Kirche das Pfarrhaus, um eine Seelenmesse für den Knecht zu bestellen, hatte das Gebetbuch in der Hand, ein Pfund Geräuchertes in der Rocktasche und ihr Anliegen auf dem Herzen.

Im Gang vor dem Studierzimmer mußte sie eine Weile warten, weil beim Pfarrer drinnen einige Dörfler auflehnerisch redeten. Sie erkannte an den Stimmen, daß es Burschen waren, ein paar Kriegsuntaugliche, die bei jeder Gelegenheit das Maul vollnahmen. Die Dienstleute, besonders die Mägde, wußten sich wegen der Zeitverhältnisse unentbehrlich, und es schien ein neuer, nicht guter Geist einzureißen. Hatte doch die Stallmagd unlängst, als sie den Lohn bekam, gefordert: „Von deiner Leinwand derfst ma scho a Trumm obaschneidn, Bäurin ... ma muaß sovui arbatn 's ganz Jahr, um dös wengl Lohn!“ Die Waldbrunnerin gelobte sich, drohend, als stünden ihr die Begehrlichen leiblich gegenüber: „In meim Haus duld i dös nit, daß oana so ausgschamt werd, dös woaß i!“ Als die Burschen weg waren, trat sie über die Schwelle des Studierzimmers.

„Was führt Euch her, Waldbrunnerin?“ fragte der Pfarrer.

Sie legte das Geräucherte auf den Tisch und setzte hinzu: „Bloß a Stuck Fleisch hon i Enk bracht. Segns Enk Gott, Hochwürdn! Bloß frogn möcht i ebbas. I hon an Verspruch toa, weil d' Operation guat auffaganga is. Muaß i den Verspruch holtn? Konn i nit ebbas anders dafür toa? Oda straft uns ebba der Herrgott ... laßt er am End den Bauern nimma vom Kriag hoamkemma, wenn i den Verspruch nit eiholt?“

Der Geistliche wurde eifrig. Die Bäuerin war noch eine vom alten Schlag, und er war stets bemüht, die Gottesfurcht der Älteren zu erhalten oder gar helfend aufzurichten, wo sie schwanken wollte. Eindringlich sagte er daher: „Was du versprochen hast, mußt du auch halten, Waldbrunnerin. Weil dir der Herrgott geholfen hat, mußt du ihm auch das Seine geben. Wenn es dich hart ankommt, hat es noch viel mehr Wert.“

Sie seufzte und dachte: „Freili kimmts mi hart o. Wo mir d'Füaß ollwei weh toan“, sah aber ein, daß sie die Wallfahrt endlich machen mußte, um nicht Gottes Ungeduld heraufzubeschwören. So unterwies sie die Mägde und Kinder für einen Tag und trat nicht leichten Herzens den Bittgang an.

Sie mußte zuerst zum nahen Marktflecken, hatte von da aus eine gute Stunde bis zum Fuß des Berges und dann noch zwei bis zur Gnadenkirche; außer einem Stück Brot hatte sie nichts mitgenommen, denn sie wollte zugleich fasten.

Schritt für Schritt setzte sie den Berg hinan. In sechzehnhundert Meter Höhe lag als kleiner weißer Punkt die Kapelle. Die Füße in den ungewohnten Zeugstiefeln taten ihr bald weh, die Sehnen in den Kniekehlen schmerzten, das Schnürleibl war ihr eng, und in allen Gelenken fühlte sie, daß sie nimmer jung war. Sie

Digitized by Google

betete, zog Perle um Perle des Rosenkranzes durch die Finger und fing von vorne an, wenn sie damit fertig geworden. Es war kühl, denn es hatte in der Nacht geregnet; die feuchten Baum- und Strauchzweige glänzten, und nordwärts in der Ebene draußen schimmerte als weißlicher Streifen der Fluß. Die Bäuerin sah nur die Steine auf dem Weg. Kantig drückten sie durch die Sohlen der Zeugstiefel und kollerten hinter ihr manchmal den Pfad hinab. Ihr Blick suchte das Kirchlein in der jetzt von Dunstmassen umwölkten Höhe; sie dachte: „Ob's z'recht kemma dahoam, dö junga Halodri, wenn eahna koans auf d' Finga schaugt?" Und sie wischte die Schweißtropfen vom Gesicht.

Gegen Mittag kam sie oben an. Sie war an diesem Tag der einzige Bittgänger auf dem Berg, aber sie sehnte sich nicht nach Menschen. In ihren Füßen stach es wie mit hundert Nadeln, wie zwei schwere Klumpen hingen sie an den Gelenken. Bevor sie den zweiten Teil des Gelübdes erfüllte, setzte sie sich an der Rückwand des Kirchleins auf eine Bank, zog ihr Brot aus der Tasche und biß davon ab. Indem sie kaute, blickte sie über die Landschaft hin. Auf der Südseite des Berges lagen die Alpen vor ihr ausgebreitet, grüne Matten und darüber starre Felskegel, graue Schründe und zerklüftete Wände. Die Wolkenfetzen hingen an den Graten, und darüber hinaus reckten sich die immerwährend vereisten Gipfel. Vom Tal aus stieg der Nadelwald an und zog über die grünen Hügel hinweg; sanft und beruhigend wirkten die Farben des Spätsommers im Tal gegen die starre, schweigende Wucht des Hochgebirges.

Die Waldbrunnerin wandte den Kopf nach Westen. Weit drüben, fast an der Horizontlinie, wo das Land bräunlich schien, aber selbst vom Berg aus gesehen ihr die Abgrenzungen der Felder bekannt waren, lagen die Dächer ihres Hofes. „So kloa schaugt er her", sinnierte sie, „und kost' sovui Arbat und Plog! So kloa kimmt er mir für, daß ma moant, er kunnt mit oam Handstroach weggwischt wern." Plötzlich packte sie eine heftige Unruhe. Es war ihr immer zu selbstverständlich gewesen, daß alles in gutem Gang blieb. Konnte es nicht den Bauern draußen treffen, wie es jeden Tag ein paar traf? Konnte nicht der Feind ins Land kommen, wie es in den vergangenen Jahrhunderten schon gewesen? Konnte nicht ein Viehsterben einsetzen, die Feldfrucht mißraten, der Hagelschauer vernichten, der Hof abbrennen? „Liaber Herrgott", flüsterte sie inständig und schluckte den letzten Brotbissen hinunter, „laß dös nit zua!" In Sorge, daß sie zu lange gesäumt, den Himmlischen ihren Tribut zu zollen, trat sie jetzt in die Kirche.

Zum hochgelegenen Altar führten vierzig Steinstufen mit eingemauerten Reliquien. Wer dort oben, bei der Muttergottes hinter dem vergoldeten Gitter, seine Andacht verrichten wollte, mußte betend und kniend Staffel für Staffel hinaufrücken.

Die Waldbrunnerin betete, rutschte höher und betete. Es war ihr, als stünde ein Erzengel da und flüsterte ihr zu: „Waldbrunnerin ... um den irdischn Besitz derf ma si nit wehrn." Sie scheuchte die Stimme fort und verlangte inbrünstiger: „Dem Hof laßt nix gschehng ... Heilige Muaddagottes, Jesus Christ, Sankt Florian und olle Heilign ... segnts unsa Sach! Den Baua laßts wiedakemma! Olle Johr mach i a Wallfahrt ... für'n Opfastock gib i gern ... Messn laß i lesn .. !" Ihr Körper war schwer von Müdigkeit wie in den Monaten, da sie ein Kind ausgetragen. Immer hatte sie Kinder ausgetragen, fiel ihr jetzt ein; niemals waren nach einer Geburt dreißig Tage vergangen, in denen sie nicht wiederum gesegnet wurde. Abermals stand der Flüsterer hinter ihr und sagte: „Dös war dei Pflicht, daß d' Kinda bracht host ... wo Kinda, da Gottessegn! Jetza bist no ollwei in dö Jahr, wos d' Kinda kriagn kunntst ... und du kriagst koa mehr!"

Die Rosenkranzperlen prägten sich in ihre Finger, so hart verflocht die Bäuerin

Digitized by Google

die Hände ineinander. Ein kummervoller Zug stand in ihrem Gesicht. Die Tränen kugelten ihr über die Wangen, voll Demut legte sie den Heiligen klar auseinander, daß sie glaubte, recht gehandelt zu haben, als sie sich der Operation unterwarf. Daß ihre Fruchtbarkeit dabei erstickt wurde, hatte sie nicht gewollt. Wenn sie trotzdem manchmal befreit aufgeatmet hatte, war es fast gegen ihren Willen gewesen. „Tragts mirs nit nacht, olle Heilign..." flehte sie, „laßts uns nit büaßn! Suachts uns nit hoam döszweng! I hons nit gwißt... i hons nit verstandn, i hätt no gern Kinda kriagt, wenns hätt sei müassn!"

Erschöpft langte sie oben beim Altar an und reckte sich nun auf, die steifen Knie angestrengt geradedrückend. Aus blauem Mantel lächelte ruhig die Muttergottes. Abgeschieden von irdischer Not, wie unantastbar, saß sie hinter dem vergoldeten Gitter. Hunderte von Bitt- und Danktafeln hingen an den Wänden. Verbogene, halb abgebrannte Kerzen staken auf den pyramidenförmig angeordneten Eisenstiften der Lichtständer, und bis zu einem winzigen Rest aufgezehrte Dochte lagen in den Hügeln von abgetropftem Wachs.

Die Bäuerin steckte eine weiße und eine rote Kerze auf einen der Ständer und zündete sie an. Die eine hatte sie zum Dank für die gutverlaufene Operation mitgebracht, wagte aber fast nicht mehr in diesem Sinne zu opfern, sondern sagte halblaut: „Für d' Kinda, dö wo i nimma kriagn ko!" Die andere spendete sie, um den Segen für das Haus zu gewinnen. Dann warf sie ein größeres Geldstück in den Opferstock, hörte es mit Genugtuung drinnen klingend auffallen und sah zur Muttergottes hinauf. Ihre Lippen bewegten sich immer noch wie von selbst, aber sie war nun ruhiger. Es dünkte sie, daß sie hier oben Gott nähergerückt sei, ihr Hof liege winzig wie draußen im Lande vor den Füßen der Heiligen; die Muttergottes sah auf ihn herab, schirmte ihn und wußte, wie notwendig es war, daß dem Bauern im Feindesland nichts geschah. Sie hatte Gott ein Opfer gebracht und forderte die Gegengabe, seinen Schutz. Der war ihr nun gewiß, sie glaubte, daß es nicht anders sein konnte, wenn ein Mensch so darum gefleht hatte wie sie an diesem Tag. Es kam ihr vor, als habe sie einen Wall um den Hof gebaut und ihm heute mehr Gutes getan als die andern dort mit ihrem Schaffen.

Das Wetter hatte sich nicht aufgehellt, als sich die Waldbrunnerin am Spätnachmittag auf den Heimweg machte, sondern die Berge umhüllten sich mit grauem Dunst. Feiner Regen rieselte nieder, es wehte kühl; sie schlug den weiten Rock über den Kopf, und das Zinnober des Untergewandes leuchtete durch die Gegend. Es war bergab nicht viel leichter, als der Aufstieg gewesen war, denn bei jedem Tritt auf dem steinigen und jetzt nassen Pfad sackte das ganze Körpergewicht gleichsam in die schmerzenden Zehen, die Sohlen stachen und brannten vor Müdigkeit, und es war ihr zumute wie nach dem allerschwersten Tagwerk. In der Ebene angelangt kam sie rascher vorwärts, und sie tröstete sich, obwohl sie noch eine gute Stunde zu gehen hatte: „Glei bin i jetza dahoam, glei..! I gfreu mi scho auf mei Kaffeesuppn!" Sie machte sich Vorwürfe, weil sie das endlich vollbrachte gute Werk solange hinausgeschoben hatte, und bewunderte die Langmut des Herrn, der ihre Lässigkeit hatte hingehen lassen.

Daheim angekommen ging sie durch den Stall ins Haus. Die Kühe wurden gerade gemolken. Aus dem Koben war ein Schwein entwichen; es rannte quietschend den Futtergang entlang, verfolgt von der schimpfenden Stallmagd, die plärrte: „Holts auf, Bäurin, packs beim Schwoaf, daß nit außarumplt bei der Stalltür..!" Sie machte das Tier dadurch nur noch wilder. Die Waldbrunnerin konnte Unruhen im Stall während der Melkzeit so wenig leiden wie der Bauer; deshalb schalt sie: „Host di wieda recht damisch ogstellt...", half der Dirn einfangen, und gemeinsam wurden sie des Schweines habhaft und drängten es in den Koben zu-

Digitized by Google

rück. Als die Bäuerin das polsterige Fleisch unter den Fingern fühlte, atmete sie auf. Die Kühe rissen mit breiten Mäulern das Futter aus den Barren und kauten in stumpfer Ruhe. Unter den fast rhythmisch sich bewegenden Händen der Melkerinnen schoß die Milch mit hellem Ton gegen den Boden der leeren Blecheimer, stieg schäumend an, und die bis an den Rand vollen Gefäße wurden sofort in die Bottiche abgefüllt. Die Bäuerin sah die Eisenträger der Stalldecke entlang und bemerkte zum ersten Male, daß zu den neun Schwalbennestern, die dort klebten, im Frühjahr noch zwei hinzugekommen waren. „Dös bringt Glück", sagte sie sich froh und glaubte das Haus in der guten Hut der Muttergottes auf dem Berg.

So gingen die Wochen hin, in denen die Bäuerin mit fast männlich lenkender Hand alles im Gang hielt. Der Waldbrunner schrieb manchmal vom Feld herein und ordnete in großen Zügen an, welche Arbeiten geleistet, welches Rind verkauft werden sollte, und wenn die Frau einen solchen Brief entzifferte, dann war es ihr, als stehe der Bauer selber in der Stube und befehle. Aber es gab Dinge, in denen sie sich nicht auskannte; Zahlungsaufforderungen liefen ein, für Gegenstände, von denen sie nicht wußte, Schreiben über Handelschaften, die sie ängstigten. Wenn sie keinen Rat fand, ging sie zum Vetter, einem Müller im Nachbarort, denn im Dorf wollte sie niemand genauen Einblick geben.

So kam im Spätherbst einmal ein ziemlich großes Schriftstück, und sie dachte, daß sie sich damit doch wieder nicht auskennen werde. Daher schob sie es in die Tasche, zwirbelte vor dem Wandspiegel den dünnen Zopf frisch auf, befahl der Hausmagd, die Brotzeit für die Dienstleute herzurichten, und versprach bald wieder daheim zu sein.

Sie schritt so rasch aus, wie sie konnte, überschaute im Vorbeigehen den Stoppelgrund einiger ihrer Kartoffeläcker, wo ein paar Häuslerskinder mit dem Nachklauben beschäftigt waren. Ein Korb voll Erdäpfel, auf diese Art zusammengetragen, stand am Ackerrand, und die Waldbrunnerin meinte, daß die Ihren wieder einmal wenig gründliche Arbeit getan hatten, und war deswegen mißgelaunt.

Der Schweiß stand ihr über den braunen Schläfen, als sie beim Vetter ankam und verschnaufte. Sie streckte ihm das Schreiben hin und sagte: „Kunnst ebba du bessa lesn? Jetza steh i do und woaß von nix, weil der Zeno von seine Handlschaftn ollwei z' weng mit mir gredt hot!"

Der Vetter meinte gutmütig spottend: „Jetza siechst es, Kathi! A Weiberleut alloans konn st nit helfa, wenn koa Mo im Haus is!" Er machte mit dem Taschenmesser bedächtig den Brief auf und las. Sein Gesicht wurde verblüfft und ernst, er sagte: „Jetza muaß i nomoi lesn" und fing von vorne an. Dann hieb er mit der flachen Hand klatschend auf die Hose, daß der Mehlstaub stob, kratzte sich mit allen fünf Fingern aufgeregt den kahlen Schädel und sagte: „Woaßt, wos drinna steht, in dem Schreibn? Verspekuliert hot er, der Mo ... Zwanzgtausnd ..!"

Die Waldbrunnerin hielt sich am Tisch fest. „Wos hot er?" fragte sie.

„Verstehst nit ... Herrgott, is dös Wei damisch ... Zwanzgtausnd san hi ... hi sans!" Er schüttelte ihr beweisend den Brief vor den Augen, eindringlich und außer sich, als ginge es um die eigene Sache.

Sie stand noch immer da wie auf den Kopf geschlagen, riß ihm das Schreiben aus der Hand und schrie: „Nit wohr is! Dös derf nit wohr sei!" Mühsam las sie selber, sah nichts als das Wort „Zwanzigtausend"; es ging ihr alles im Kopf durcheinander, des Bauern Worte dortmals in der Klinik wegen des Holzverkaufes, sein stetes: „Dös verstehst nit", seine scheinbar grundlose Verdrossenheit, bevor er in den Krieg zog. Plötzlich sagte sie: „Pfüad Godd", ging aus der Stube und sah nicht mehr um. Der Vetter berechnete bereits, was der Verlust für den Hof bedeutete, wollte ihr zureden, aber ihre Absätze klapperten schon durch den Flöz; sie

Digitized by Google

schritt eilig aus mit steifem Rückgrat, und der Rock schlug bei jedem Schritt hinten hinaus.

Ihr Sinn war auf einmal tot und stumpf gegen alles, nur die Gedanken der letzten Stunden wälzten sich grell und verzweifelt durch ihr Gehirn. Sie schaute zu dem hellen Pünktchen der fernen Gnadenkirche an den Felswänden hinauf und haderte im Herzen mit Gott und der Gnadenmutter: „Bin i nit vor deim Gitter gstandn und hon bet' und bet', wia nur a Mensch betn ko! Bin i nit auf dö Knia zu dir auffa grutscht! Host mi nit hörn mögn? Zweng wos suachst uns hoam? Hon i dös verdeant? Hon i mei Lebtag anders glebt, wias sei muaß, und wias recht is? Nix hon i ghabt ... nix wia Arbat und Plog und Kindakriagn! Und jetza is Geld aa no hi! Derf denn dös sei? Und dös konnst zualassn? Und dös is a Grechtigkeit? Und do soll ma no betn könna?" Die Tränen rannen ihr herunter. Im Geist sah sie bereits den Hof unter dem Hammer, sich und die Kinder heimatlos. Sie strebte fast laufend geradeaus dem Hof zu, sah keinen Weg und Acker, nicht Gras, Baum und Strauch, immer nur die Zwanzigtausend vor sich, die in vielen harten Jahren zusammengebracht wurden, die nun für immer dahin waren, und der Bauer, den sie bedingungslos hatte in allem schalten und walten lassen, dem sie die Jahre her vertraut hatte wie sich selber, wurde ihr zur wankenden Gestalt. „Guat hots der Mensch, wenn er nix mehr woaß von Lug und Trug", dachte sie, kam an den Weiher und trat gedankenlos auf einen nie benutzten Wäschesteg, der wackelig und halb verfallen über dem Wasser stand. Sie starrte geradeaus in das glasige tiefe Grün, hörte das Knistern nicht, das unterdrückte Krachen im morschen Brettwerk; das schmale Gerüst sank plötzlich zusammen, und die Frau glitt hinab. Gellend schrie sie über das Wasser hin: „Helfts ... helfts!" Sie tastete nach einer Stütze, aber es war keine da, nur der eigene Rock, der ringsum blasenartig auftrieb, bis er voll Wasser gesogen war.

In dem nahen Gehölz hatte man die Schreie gehört, und zwei Waldarbeiter eilten herbei und zogen die Bäuerin an das Ufer. Dann lag sie am Boden, und das Wasser bildete eine Lache um sie, die hageren, harten Finger waren eingebogen und der Mund ein wenig verzogen, als zürne sie über etwas. Die Leute machten Belebungsversuche, und endlich bewegte sich die Bewußtlose. Sie wurde auf den Hof gebracht, die Mägde schauten, Nanni jammerte, und man trug die Bäuerin in die Ehekammer. Der Großknecht schüttelte den Kopf über das Unglück; er dachte an den Bauern im Feld, niemand konnte wissen, ob er wiederkam, und auf dem Hof wäre beinahe das Unheil eingekehrt.

Der Bäuerin war es schwach in den Gliedern. Nanni hatte darauf bestanden, daß sie sich niederlegte, brachte ihr heißen Tee und fragte: „Wia hot dös gschehng könna, Bäurin, daß d' am helliachtn Tog ins Wassa einafollst? Do host di aba damisch ogstellt, moan i." Sie bekam keine Antwort, die Waldbrunnerin schaute nur abwesend vor sich hin und klagte einmal: „Ganz alloans bin i! Nit amoi d' Kinda kümmern si um mi!"

Nanni vermutete, daß der Schreck im kalten Wasser für das Gehirn der Bäuerin nicht gut gewesen sei, und sie tröstete, vom Verlust nichts ahnend: „Guat is außaganga! Wia leicht hättst dertrinka könna!"

Da streckte die Älteste den Kopf zur Tür herein, hielt eine Feldpostkarte in der Hand, sah, daß die Mutter nicht schlief, und sagte: „Kemma tuat er, der Badda, schreibt er. Im Lazarett is er, schreibt er ... er braucht übahaupts nimma außa nacha, weils eahm zwoa Zehan weggschossn ham, steht auf der Kartn!" Und sie legte die Nachricht der Mutter auf die Bettdecke und entschwand. Mit einem Ruck saß die Bäuerin kerzengerade und schaute auf das Schreiben nieder. Sie drehte es in den Händen und begann ungläubig die vielen Stempel zu entziffern.

Digitized by Google

Nanni dachte an ihren Hochzeiter, für den es keine Wiederkehr mehr gab, und sagte herb: „Dös Glück..., daß er wieda hoamkimmt, der Baua! Do habts scho a rechts Glück, Bäurin. Do derfst dem Herrgott scho recht dankbar sei!" Und sie ging hinaus in die Kuchl, um das Milchgeschirr zu spülen.

Im Sinn der Bäuerin wechselte es wie grelles Licht und schwerer Schatten. „Hoam kimmt er", dachte sie. „Nix hot er mir gsagt, von der Spekulation, ehvor er furt is!" Und jetzt kam sie erst richtig der Zorn an, weil er einfach über sie hinweg gehandelt hatte. Es verlangte sie nun zu wissen, wie er sich aus der Sache ziehen würde. Im Geist sah sie ihn in der Stube stehen, wieder im Stall, im Haus und auf dem Acker werken, und sie mußte sich in allem wieder auf ihn verlassen wie von jeher. Nannis Worte klangen ihr noch in den Ohren. Auf einmal fing sie zu weinen an; es war ein stoßendes, den Körper erschütterndes Schluchzen. Es kam ihr vor, als habe sie freventlich gesündigt; sie hatte gelästert, hochmütig war sie gewesen, anstatt die schwere Heimsuchung in Demut hinzunehmen. Sie glaubte einzusehen, daß solcher Hochmut noch viel Härteres hätte heraufbeschwören können, sie wagte nicht, sich auszumalen, was sie hätte anfangen sollen, wenn der Bauer nicht mehr zurückgekommen wäre. Es schauderte sie vor sich selber, und sie sagte sich, daß kein Mensch durchschauen könne, warum der Herrgott diesen großen Geldverlust zugelassen hatte.

Plötzlich schob sie die Karte von sich, stieg aus dem Bett und schlüpfte in die Pantoffeln, zog das Werktagsgewand an und ging in die Kuchl hinaus, wo Nanni am Herd hantierte. Sie trat heran, schob Nanni weg und faßte mit beiden Händen den Stiel der mächtigen Pfanne, in der die Abendmilch rauchte und langsam anstieg, bereit sie vom Feuer zu heben. Da Nanni sie fragend anschaute, wischte sie noch einmal über die Lider und sagte fest: „Arbatn muaß ma, arbatn ...!"

Bücherschau

Technische Bücher

Ein Buch, das viel verspricht und noch mehr gibt als der verheißungsvolle Titel erwarten läßt, ist das von E. D. Ravalico: „Rätsel und Wunder der Funkwellen" (Ernst Rowohlt, Berlin 1936; 242 Seiten). Theodor Lücke hat uns diese feinsinnige Unterhaltung aus dem Italienischen nicht nur meisterhaft übersetzt, er hat auch viel vom sprachlichen Temperament des Originals herübergerettet. Fast völlig im Plaudertone führt uns Ravalico in die Geschichte der Funkwellen ein, zollt seinem großen Landsmanne Marconi gehörigen Tribut, wobei, wohl unbewußt, die maßgebenden Verdienste Hertz' und Maxwells etwas in den Hintergrund treten. Das schmälert nicht den Wert des Buches, dem es eigentlich nicht so sehr um die leicht nachprüfbare Geschichte, sondern um die Entschleierung der Geheimnisse, die Vertrautmachung mit den bereits erreichten Anwendungen zu tun ist, um uns dann immer wieder einen Wunschblick in die mögliche Zukunft tun zu lassen. Manches, was er als eine erreichbare nächste Etappe beschreibt, kann morgen schon Wahrheit sein. Ravalico begnügt sich durchaus nicht, die rein mechanischen Wirkungen der Funkwellen in ihrer Vielfalt auf und über der Erde zu beschreiben; er läßt uns tiefe Einblicke in die psychischen Wirkungen und alle Grenzgebiete tun, von denen in der Funkwelt am wenigsten gesprochen wird, die aber das Verständnis der Welt der Wellen vielleicht besser erschließen als viele langatmige theoretische Erörterungen, weil sie den Menschen als Organismus mitten in diese ihm fremde und doch erbeigene Welt zurückversetzen. Der Fachmann wird hierbei nicht in die Versuchung kommen, manchen zum Teil reichlich nach Jules Verne orientierten Phantasien mehr Bedeutung beizulegen, als sie verdienen. Für den Laien allerdings könnte diese Gefahr bestehen.

Wir haben das Fliegen nicht verlernt. Am sportlichen Eifer unserer bewährten Feld-

Digitized by Google

flieger hat sich die Begeisterung der heranwachsenden Jugend im Segelflug und in der Leichtflugzeugfliegerei heranbilden können. Die Fliegerei lockt die Jugend schon wegen des dort stets geforderten großen persönlichen Einsatzes, sie wirbt für sich mit allen Erfordernissen, bei denen Tüchtigkeit, Fleiß und Kenntnisse entscheiden. Deshalb kann die Vorbereitung zum Flieger nicht früh genug einsetzen, die Jugend muß rechtzeitig mit dem Fliegergeist vertraut gemacht werden. Und dies geschieht am besten durch gute Bücher. Eines von ihnen: „Ein Volk von Fliegern..." von Hans-Georg Schulze (Hesse & Becker, Leipzig; 254 S.) trifft den richtigen Ton, läßt in bunter Folge bekannte Kriegsflieger, erfahrene Sportflieger und Segelflieger von ihren Erlebnissen erzählen, die jedes Jungen Herz begeistern müssen. Die erzieherische Seite ist durch gute Beiträge richtig an den Schluß gesetzt, nachdem das Interesse des Nachwuchses bereits festen Boden bekommen hat. Im ganzen ein Buch, das wirbt, weil es Freude macht. Es regt an, das eigene, noch nicht entwickelte technische Vermögen am Erreichten in der Fliegerei zu messen, um in der Wahrnehmung des Abstandes den Impuls zur eigenen Mitarbeit zu finden. 90 schöne, ganzseitige Aufnahmen ergänzen den Inhalt als Denkmale deutschen Fleißes und deutscher Unternehmungslust.

Dem Eigenheim gehört die Zukunft. Wenn man aber etwas gestalten will, was über die eigene Erlebenszeit hinausreichen soll und zudem der Verpflichtung der Gesamtheit gegenüber genügen will, kommt man ohne Planung im Großen und Fürsorge im Einzelnen nicht aus. Gerade auf dem Gebiete des Eigenheimes gilt es, artfremde und unüberlegte Einflüsse auszuscheiden und den Sinn für volks- und bodenverbundene Baumöglichkeiten zu schärfen. Dieser großen Aufgabe wird das reich bebilderte, mit vielen Baubeispielen ausgestattete Buch: „Das Eigenheim" (Verlag Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin — Leipzig; 200 S.) gerecht. Stadtbaurat W. Fauth gibt im ersten Abschnitt „Haus und Heimat" klare Hinweise auf die Wahrhaftigkeit in der Gestaltung, die innen und außen als Harmonie sich kundtut. Architekt Fr. L. Kurowski behandelt „Hausplan, Hausbau und Hauspflege" in aller Ausführlichkeit und liebevollem Eingehen auf die Einzelheiten, deren kritische Erörterung für alle Baulustigen so wichtig ist. Im Abschnitt „Finanzierung des Eigenheimes" bespricht Dipl.-Volkswirt Dr. J. Wagenbach die Höhe und die Arten der Kosten und ihre Deckung an Hand verschiedener praktischer Beispiele. Über die vielen Fragen des „Grundstückes" verbreitet sich Oberbaurat Dr. Joh. Grobler. Gerade dieser Abschnitt, der sonst meist etwas stiefmütterlich behandelt wird, verdient erhöhte Aufmerksamkeit. Sehr geschickt hat Dr. Grobler die Hauptfragen für die Wahl eines Grundstückes in Fragen und Merkpunkten zusammengefaßt, die man sich vorher gewissenhaft beantworten sollte. Eigenheime sind Ausdruck des Lebenswillens eines Volkes, also kulturelle Verpflichtung. Dieses Gewissen zu heben ist dem Verfasser gut gelungen.

München. Heinz Kemenater.

Zwei Bücher über Baukunst

Das Interesse für Architektur ist, da sie im neuen Staate wieder größere öffentliche Aufgaben zu gestalten hat, im Zunehmen begriffen. Früher behandelten von hundert Büchern über Kunst neunundneunzig die Malerei. Eine Geschichte der Architektur des 19. Jahrhunderts, die einen Überblick über die Bauten, die baulichen Regungen und Entwicklungen, die Bauaufgaben im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen und soziologischen Forderungen geben konnte, war nicht vorhanden. Nunmehr hat sie uns Fritz Schumacher in dem Buche: „Strömungen in der deutschen Baukunst seit 1800" (E. A. Seemann, Leipzig 1935; 295 S., 247 Bilder) geschenkt. Was das Buch von vornherein vertrauenswürdig und zuverlässig erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß es von einem Baukünstler von Bedeutung geschrieben ist, der seit Jahrzehnten als Hochschullehrer und als Baudirektor eines großen städtischen Gemeinwesens mitten im Bauen selbst stand und besonders in den jetzt brennend gewordenen Fragen des Städte-, Siedlungs- und Wohnungsbaues als Kapazität gilt. Schumacher überblickt die bauliche Entwicklung des ganzen 19. Jahrhunderts bis zur Jetztzeit nicht nur in einer engen, fachlichen Begrenzung, sondern in einer großen geschichtlichen Perspektive. Er verfolgt mit dem klaren, ruhigen Blick eines auf der geistigen Hochwarte seiner Zeit Stehenden die ein-

Digitized by Google

zelnen Strömungen, deutet sie im Zeitsinn und auch im Hinblick auf ihre allgemeinen Auswirkungen, zeigt die geistigen, technischen, wirtschaftlichen Einflüsse, organisatorischen Maßnahmen, ihre sozialen Folgen und ästhetischen Wirkungen auf, stellt die Zeitlage, den Zeitsinn, die baulichen Regungen und Aufgaben, sowie die einzelnen kennzeichnenden Lösungen dar. Sein Urteil ist ebenso maßvoll als treffend.

Fast gleichzeitig mit diesem Standwerk über moderne Baukunst erschien im Verlag von Bruno Cassirer, Berlin, ein Buch von Karl Scheffler: „Deutsche Baumeister. Elf Jahrhunderte deutsche Baukunst" (1935; 234 S., 64 Tafeln). Es ist eine gedrungene Darstellung der großen alten Baugeschichte, ihrer Stilwandlungen und ihrer Auswirkungen im Zusammenhang mit Zeitgeschichte und Zeitsinn. Im Vordergrund stehen die namenlosen Meister, dann die in den späteren Zeiten namentlich hervortretenden Baumeister der Renaissance, des Barocks: Schlüter, Pöppelmann, Fischer von Erlach, Lukas von Hildebrandt, die Brüder Asam, Balthasar Neumann, Knobelsdorff, Schinkel. Die Charakteristik ist kurz und treffend, der Hinweis auf Lebensdaten und Schaffen aufschlußreich. Im dritten Teil des Buches wendet sich Scheffler dem Beruf des modernen Architekten zu und versucht eine Soziologie desselben. Mehr vom Standpunkt des Betrachters aus gesehen, bildet das Werk ein Gegenstück zu Schumachers Buch. Hier wird ganz deutlich, um wie viel näher der tatkräftig Schaffende dem positiven Gehalt der Dinge steht, als der nur in ästhetischer Betrachtung Verharrende.

München. Alexander Heilmeyer.

Zwei neue Opernführer

Die verwirrende Fülle von Bühnenwerken aller Gattungen, auf die wir heute zurücksehen, hat es nachgerade geboten erscheinen lassen, die Orientierung über den quantitativ riesenhaften Stoff von einer neuen Seite her in Angriff zu nehmen. Man hat sich auf diesem Gebiete lange Zeit mit Inhaltsangaben und biographischen Hinweisen behelfen können. Nun dürfen wir uns nicht länger mehr der Erkenntnis verschließen, daß die gesamte europäische Musik am Ende einer Jahrhunderte währenden Entwicklung angelangt und daß es an der Zeit ist, sich klare Rechenschaft zu geben über Wert und Unwert des Vorhandenen und schließlich auch über die Wege, die jetzt zu beschreiten wären.

Julius Kapp gibt in seiner „Geschichte der Oper" (Hesse & Becker, Leipzig; 634 S.) einen Führer durch die einschlägige Literatur von Händel bis Strauß. Kapp ist in erster Linie Historiker und wahrt demgemäß in seiner Darstellung mehr den Charakter des Sachlichen und Objektiven. Darüber hinaus aber erheben sich seine Einführungen weit über bloße Referate, sie bedeuten in fast allen Fällen auch stilkritische Untersuchungen, wie sie besonders Mozart und Wagner, auch Strauß gegenüber geboten waren. Die Kapitel über die Nachfolge Wagners, den Verismus, den Impressionismus usw. bis einschließlich der Moderne müssen in ihrem gerecht abwägenden, von feinster Einfühlung zeugenden und überlegen geformten Ton zum weitaus Besten gezählt werden, was heute überhaupt in Dingen der Musik gesagt worden ist. Diese Kapitel geben die Möglichkeit, sich ohne viel Mühe in der Flut von „schwankenden Gestalten" zu einem sicheren Urteil durchzufinden.

Weniger vom geschichtlichen als von einem ästhetischen Standpunkt aus tritt Otto Schumann an seine Aufgabe heran in „Meyers Opernbuch" (Bibliographisches Institut, Leipzig; 543 S.). Auch hier haben wir das Bild des internationalen Operntheaters von Händel bis in die Neuzeit vor uns. Doch steht es uns insofern besonders nah, als der Verfasser, wie er selbst bekennt, aus seinen Erfahrungen als Opernbesucher dem Leser nicht „reine Inhaltsangaben", sondern eine Einführung in die menschliche Sprache der Werke zu geben versucht. So wendet sich Schumann mehr an den Laien denn an den Fachmann, ohne daß deshalb die künstlerische Formung zu Schaden gekommen wäre. Lebenslauf, entwicklungsgeschichtliche Stellung des Komponisten, Gang der Handlung usw. werden kurz behandelt. Das Verständnis für den musikalischen Teil wird durch Notenbeispiele gefördert, und man empfindet es auch als einen Vorzug, daß der Leser belehrt wird über die Zusammensetzung des Orchesters von der Klassik bis Strauß, wie auch über die gebräuchlichsten Fachausdrücke.

München. Siegfried Kallenberg.

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Hans Toltens Berichte von Menschen und Tieren in Urwald und Kamp haben mit Recht seinen Namen bekannt gemacht. Nach den „Herden Gottes" und dem „Kampf um die Wildnis" gibt er jetzt eine neue „Erzählung aus Paraguay": „Die Wälder der Hoffnung" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1935; 100 S.). Es ist die Geschichte eines Deutschen, der im Urwald in einer alten, von den Jesuiten verlassenen Kirche wunderbare Kunstschätze entdeckt. Er will sie heimlich aus dem Land und in die deutsche Heimat bringen, und es wird nun erzählt, welche Abenteuer er dabei zu bestehen hat, dann wie sein geliebtes Gut Zollwächtern in die Hände fällt und von ihnen, die den Wert der Schnitzereien nicht kennen, zerstört wird. Das kleine Abenteuer ist gut und spannend vorgetragen — freilich, die unwiederholbare Frische des Blicks, die Toltens Erstling „Die Herden Gottes" zu einem so unvergeßlichen Erlebnis machte, ist hier nicht mehr zu finden, und man wünscht sich beinahe, er möchte jetzt erst wieder Jahre vergehen lassen, ehe er uns neue Bücher gibt. Toltens Anlage ist keine dichterische, das Beste, was er uns geben kann, beruht auf dem empfänglichen Erleben und Beobachten und dem lebendigen Wiedererzählen. Es wäre schade, wenn er unversehens in die „Literatur" abglitte — in das nur noch schriftstellerische Auswerten seiner Erfahrungen.

In dem zuletzt erschienenen Band von Ponten's großer Romanreihe „Volk auf dem Wege" greift der Erzähler noch weiter in die Vergangenheit zurück. Wir hören nun von den Ahnen derer, denen wir im „Wolgaland" begegneten: „Die Väter zogen aus" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1934; 552 S.). Der Gegenstand bringt es mit sich, daß hier das Grundthema des ganzen Romanwerks, das Thema der „deutschen Unruhe", besonders stark hervortritt. Mit einer Erzählerkraft und Kunst, einer Sorgfalt und Sicherheit, die gewiß den Namen „Meisterschaft" verdient, sind die Schicksale deutscher Menschen vorgetragen. Ponten läßt sich Zeit, aber er zwingt auch den Leser, sich Zeit zu lassen, und das ist der Beweis seiner Stärke. Dies große Gemälde hat Farben, die Dauer versprechen, Konturen, die sich unvergeßlich einprägen. Es enthält unter anderem die prachtvolle Schilderung des Brandes von Heidelberg, dieses in der Geschichte wohl einzigen Beispiels von kühlem Zerstörungswillen, darin es den Franzosen bisher kein Volk der Erde nachzutun vermochte. Auch sonst ist das Buch voll vortrefflicher Einzelheiten. Vielleicht muß man sagen, daß der Zug und Fluß der Erzählung etwas darunter leidet, aber man findet sich durch so vieles Gute dafür entschädigt, daß man gern bleibt und folgt. Wie ein Mensch erst nach dem Tode, so ist freilich ein Werk erst nach seiner Vollendung glücklich zu preisen, mit sehr gesteigerter Erwartung blickt man nach diesem Band auf das Weitere aus.

Anton Graf Bossi Fedrigotti: „Tirol bleibt Tirol." Es ist der tausendjährige Befreiungskampf eines deutschen Volksstamms, der hier in einzelnen, kräftig erzählten Geschichten geschildert wird (Bruckmann, München 1935; 240 S.). Man wünscht das Buch in viele Hände, es sollte in die Volksbibliotheken und in die Büchereien der SA. kommen. Nicht oft gelingt es wie hier, Geschichte so populär und dabei gut zu erzählen, und was den Tirolern geschehen ist und geschieht, geht uns alle an.

Von Hans Watzlik ein Buch „Erdmut, eine wunderbare Kindheit" (Schaffstein, Köln 1935; 143 S.). Für diese Jungmädchengeschichte von nicht gewöhnlicher Art hat Watzlik die Landschaft seiner Heimat, die des sudetendeutschen Grenzgebirges nicht erst „wählen" müssen, sie umgab ihm seine Gestalten mit natürlicher Notwendigkeit. Etwas Hübsches ist daraus geworden.

Von E. G. Kolbenheyer eine neue Broschüre: „Lebenswert und Lebenswirkung der Dichtung in einem Volke" (Langen-Müller, München 1935; 22 S.), eine Ergänzung zu dem Vortrag „Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtung". Kolbenheyer hat hier nützliche und weiterführende Worte von der Freiheit und Gebundenheit aller Kunst gefunden.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 28. April 1936
Hauptschriftleiter: J. B. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 1. Vj. 36: 3185. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbinderarbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Niefern bei Pforzheim.
Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Philipp Holzmann
Aktiengesellschaft München
baut gute und schöne
Eigenheime
an der Moltkestraße
schlüsselfertig einschl. Grund und Boden. Preise von RM. 20500.- aufwärts, mit 4 Zl., Kü., Ka., WC., Garage etc. Erforderliches Eigenkapital von RM. 6070.- aufwärts. Niedrige Tilgungsraten für die Hypotheken.
Auskunft erteilt Philipp Holzmann Aktiengesellschaft. Pestalozzistraße 38, Telefon 55921, oder die Bauleitung Fleissner, Kontorhaus Stachus am Karlspl. 24, Tel. 57572.

Herde
für Kohle, Gas, elektrisch
Öfen
für jedes Brennmaterial
Großkochanlagen
für jede Beheizungsart
liefert
Fritz Kürth & Co. G.m.b.H. München
Sendlinger Straße 51 · Fernsprecher 13891
Generalvertretung der Demmer Werke A-G Eisenach

Ein Eigenheim
für RM 0.46 täglich
Sie brauchen nur RM 0.46 täglich zu sparen für ein eigenes Heim im Werte von RM 6000. Anstatt Miete zahlen Sie monatliche kleine Rate für Ihr eigenes Heim. Hierzu hilft Ihnen die
Vereinigte Bausparkassen A.-G.
Köln, Komödienstr. 26. Fordern Sie schriftl. noch heute unsere Drucksachen kostenlos an.

Kein Heim
ohne
Raumnotmöbel
Couch · Sofa · Betten
Wandklappbetten
Bankbett von Mk. 13.50 an
in höchster Vollendung
und in größter Auswahl
Ein Griff — Ein Bett
Seit 50 Jahren führend. Preisl. S umsonst
Patent-Jaekel
MUNCHEN, DIENERSTR. 6

Beilagenhinweis
Der Gesamtauflage dieses Heftes liegen Prospekte folgender Firmen bei:
Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57
Potsdamerstraße 88
Hertie Kaufhaus G. m. b. H. München
Bahnhofplatz
Rosipalhaus Möbel- u. Teppichvertrieb G.m.b.H. München
Rindermarkt

Am Hochwald
Bauplätze hinter dem Waldfriedhof Quadratfuß 23 Pfg.
Unverbindliche Besichtigung jederzeit nach vorheriger telefonischer Vereinbarung. — Straßen bereits im Bau. Bauplätze an der Waldheim- u. Parkstraße, in schöner ruhig. Wohnlage. 10 Min. z. Straßenb. Linie 6, zu günstigen Zahlungsbedingungen zu verkaufen. Gas, Licht u. Wasser vorhanden. Plätze pro Quadratfuß 26—30 Pfg. **Ausk. a. Platze, i. d. Bauhütte a. d. Waldheimstr. Samst. u. Sonnt. 2-5 U.**
In Solln: 26 neuvermessene Bauplätze in zentral gelegener schönster Wohnlage, p. Quadratfuß 24-40 Pfg. Auskunft i. Zeitungs-Kiosk neben Gasthof zum Hirschen
An d. Wolfratshauser Str.: 55 Baupl. teilw. m. alt. Baumbest., p. □fuß ab 45 Pfg. Wasser u. Licht vorhand.
In Obermenzing: Baureife Plätze. □ fuß 28 Pfg.
MÜGRUND
Münchener Grundstücksverwertung GmbH. München, Neuhauser Straße 23, Tel. 13783
Büroz. 8-1u. 3-7. Samstg. 8-1U. (eig. Liftglocke, grün. Schild)

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in den Süddeutschen Monatsheften!

Küchen-Hügel
Spezialhaus für Küchenmöbel
München, Corneliusstr. 44 (nächst Corneliusbrücke)

R O S **Möbel- und Ausstattungshaus MARX** A vorm. Gebr. Rehbock
Behagliche Heimgestaltung
durch Möbel in aparten Formen und ausgesuchter Qualität.
Komplette Einrichtungen · Einzelmöbel · Polstermöbel
MÜNCHEN, DIENERSTRASSE 20 · Deutsches Geschäft

Digitized by Google

LUFTSCHUTZ

**Mit einem Geleitwort von Hugo Grimme,
Präsident des Reichsluftschutzbundes**

Otto A. Teetzmann, Das Problem des Luftschutzes / Martin Rittau, Der Gas- und Luftkrieg und der Luftschutz im internationalen Recht / Friedrich Wilhelm von Oertzen, Die Luftrüstung des Auslandes / Hans Brehm, Der militärische und zivile Luftschutz der außerdeutschen Staaten / Heinrich Paetsch, Der zivile Luftschutz Deutschlands / Hugo Grimme, Selbstschutz im Luftschutz / Arbogast von Düring, Werkluftschutz / Karl von Roques, Der Reichsluftschutzbund.

Die Presse urteilt:

„. . . das gehaltvolle Luftschutzheft, in dem das Wesentlichste über dieses Problem zusammengetragen ist." Kreuz-Zeitung, Berlin, 13. Dezember 1934

„Möchte das Heft viele Leser finden, die das hier Gebotene durchdenken und in die Tat umsetzen." Wandsbeker Bote, Wandsbek, 18. Dezember 1934

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München

Sendlinger Straße 80

Verkehrsfragen

Mit einem Geleitwort von Reichsminister Freiherrn von Eltz-Rübenach

Staatssekretär Gustav Koenigs: Verkehrspolitik / Staatssekretär Dr. Wilhelm Ohnesorge: Der Nachrichtenverkehr der Deutschen Reichspost / Reichsbahndirektor Rudolf Meyer: Die Deutsche Reichsbahn im Dienste von Volk und Wirtschaft / Ministerialrat Erich Leopold: Wasserstraßen / Verbandsdirektor Erich Schreiber: Die deutsche Binnenschiffahrt / Ministerialrat Dr. Othmar Fessler: Die deutschen Schiffahrtslinien / Ministerialdirektor Dr. Ing. e. h. Ernst Brandenburg: Kraftverkehrspolitik im Dritten Reich / Dr. Otto Reismann: Deutschlands neue Autostraßen / Direktor Martin Wronsky: Probleme des deutschen Luftverkehrs

Prof. Dr. Karl Haushofer: Verkehrsfragen in Ostasien / Dr. Fritz Jaffé: Die Erschließung Afrikas / Prof. Dr. Hermann Rüdiger: Luftverkehr über der Arktis / Geheimrat Prof. G. H. de Thierry: Wasserstraßen in der Weltpolitik

„Der große Wert der einzelnen Beiträge liegt darin, daß sie nicht bloß einen Überblick zu geben versuchen und nur ein abgerundetes Bild aufzeigen wollen, sondern die wichtigsten Probleme herausgreifen und deren Auswirkung dem Leser in lebendigster Art vermitteln . . . Das Heft ist für jeden, der an Verkehr, Handel und Ausfuhr interessiert ist, von denkbar größtem Wert." „Hellos", Leipzig, 13. X. 1934

„Verkehrsfragen werden hier in ausgezeichneter Art behandelt . . . So wird dieses vielseitige und anregend geschriebene Heft nicht nur den Verkehrsfachmann, sondern auch die Allgemeinheit fesseln." „Deutsche Bauzeitung", Berlin, 6. XI. 1934

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. / München

Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Lesеverein

Süddeutsche Monatshefte

AP
30
.S94
V. 33
no 9

Die neue Türkei

Geleitwort. Von Botschafter z. D. von Rosenberg / Das Wesen des osmanischen Reiches. Von R. Hartmann / Kamal Atatürk. Von Dagobert von Mikusch / Die Außenpolitik der Türkei. Von Walt. E. Brell / Die türkische Innenpolitik. Von Rud. Nadolny / Ankara. Von H. von Engelmann / Bemerkungen zum modernen Islam. Von H. H. Schaeder / Das Bauerntum in der Türkei. Von Gotthard Jäschke / Moltke und die Türkei. Von Tim Klein

33. JAHRGANG HEFT 9 JUNI 193

Digitized by Google

Vierteljährlich RM 4.05 Einzelheft RM 1.50

Kontinentbildungen in der Weltpolitik

Severus: Tendenzen der südosteuropäischen Entwicklung / Dr. Fritz Jaffé: Der französisch-afrikanische Kontinent / Dr. Ernst Wilhelm Eschmann: Kontinentbildung über See / Dr. Klaus Mehnert: Die Sowjetunion / Dr. Joachim Klopp vom Hofe: Persien und Afghanistan als Grundpfeiler eines islamischen Blocks / Dr. Gustav Fochler-Hauke: Selbstbesinnung und Selbstbestimmung in Ostasien und Indien / Ferdinand Fr. Zimmermann: Amerikas Werden zum Kontinent.

Preis des Heftes RM. 1.50

Eroberung der Wüsten

Dr. Juri Semjonow: Die Überwindung des Raumes in Eurasien / Professor Dr. Karl Haushofer: Pazifik-Randräume und japanische Großgliederung / Professor Dr. Otto Maull: Die innere Front Südamerikas / Professor Ewald Banse: Die Sahara einmal politisch betrachtet / Dr. Karl H. Dietzel: Der südafrikanische Raum / Dr. Fritz Jaffé: Im Vorfeld der abessinischen Festung.

Preis des Heftes RM. 1.50

Die Jugend Europas

Dr. Paul Graf Toggenburg: Frankreichs junge Generation / Dr. Theodor Seibert: Britische Jugend / Dr. Klaus Mehnert: Sowjetjugend / Johannes Ahlers: Tendenzen in der polnischen Jugend / Othmar Merth: Jugendgruppen in der Tschechoslowakei / Artur Kornhuber: Jugend in Ungarn / Egon Heymann: Jugend in Osteuropa / Franz Obermaier: Die Jugend Italiens.

Preis des Heftes RM. 1.50

Verkehrsfragen

Mit einem Geleitwort von Reichsminister Freiherrn von Eltz-Rübenach

Staatssekretär Gustav Koenigs: Verkehrspolitik / Staatssekretär Dr. Wilhelm Ohnesorge: Der Nachrichtenverkehr der Deutschen Reichspost / Reichsbahndirektor Rudolf Meyer: Die Deutsche Reichsbahn im Dienste von Volk und Wirtschaft / Ministerialrat Erich Leopold: Wasserstraßen / Verbandsdirektor Erich Schreiber: Die deutsche Binnenschiffahrt / Ministerialrat Dr. Othmar Fessler: Die deutschen Schiffahrtslinien / Ministerialdirektor Dr. Ing. e. h. Ernst Brandenburg: Kraftverkehrspolitik im Dritten Reich / Dr. Otto Reismann: Deutschlands neue Autostraßen / Direktor Martin Wronsky: Probleme des deutschen Luftverkehrs

Prof. Dr. Karl Haushofer: Verkehrsfragen in Ostasien / Dr. Fritz Jaffé: Die Erschließung Afrikas / Prof. Dr. Hermann Rüdiger: Luftverkehr über der Arktis / Geheimrat Prof. Dr. G. H. de Thierry: Wasserstraßen in der Weltpolitik.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. / München

Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

st Wagner Apparatebau, Reutlingen

tesden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's
Sanatorium
r Nerven- u. innere Kranke

▼ 8134

Bart scheint von Tag zu Tag härter zu werden.
Jetzt muß endlich mal Kalloderma-Rasierseife her!

Gute Bücher sind unsere besten Freunde!

IMARBEIT
ibt P. Holfter,
Breslau I Hb.

Gesamtauflage
er Ausgabe lie-
Prospekte der
na Industriever-
paeth&Linde,Ber-
W 35, Woyrsch-
traße 42, bei.

Pero — Das vornehme, preiswerte
Maß-Oberhemd
in den besten Qualitäten direkt ab Fabrik. Verlangen Sie heute noch unverbindlich für Sie Musterabschnitte
Mechanische Wäschefabrik P. Rödel
hervorgegangen aus Drei-Zack A. Fischer & Söhne
Oberkotzau, Bay. Ostmark 75

Inseriert in den Süddeutschen Monatsheften

DAS EIGENHEIM

Das Geld zum Bauen
Bauvorschriften
Der Bauplatz
Der Rohbau
Gestaltung des Hauses
Innenausbau
Heizung
Gas und Elektrizität
Inneneinrichtung
Der Hausgarten
Das Wochenendhaus

eis des Heftes RM. 1.50
Ratgeber, wie ihn jeder Baulustige braucht
aus dem sich auch Baumeister, Archi-
ten, Techniker, Haus- und Grundbesitzer
. reiche Anregungen erholen können.
beziehen durch jede Buchhandlung!

ÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE MÜNCHEN
SENDLINGER STRASSE 80

Gesund und froh
durch die Heilkräfte d. Nordsee
„Reisewinke"
durch den Landesverkehrs-
verband Ostfriesland, Emden

Gebr. Wetsch Möbeltransporte
München, Bayerstr. 13, Tel. 55301 • Möbellagerung

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Juni 1936 / Die neue Türkei

Seite

Geleitwort. Von Dr. Frederic Hans von Rosenberg, ehem. Reichsminister des Auswärtigen, Botschafter z. D., in Fürstenzell bei Passau 517

Das Wesen des osmanischen Reiches. Von Dr. Richard Hartmann, Professor an der Universität Berlin 518

Kamal Atatürk. Der Schöpfer der neuen Türkei. Von Dagobert von Mikusch in Berlin 522

Die Außenpolitik der Türkei. Von Walter E. Brell, Korrespondent des deutschen Nachrichtenbüros in der Türkei, in Istanbul 530

Die türkische Innenpolitik. Von Rudolf Nadolny, ehem. Botschafter des Reiches in der Türkei, in Berlin 537

Ankara. Von Dr. Hermann von Engelmann in Istanbul . . .

Bemerkungen zum modernen Islam. Von Dr. Hans Heinrich Schaeder, Professor an der Universität und Direktor des Seminars für orientalische Sprachen in Berlin . . .

Das Bauerntum in der modernen Türkei. Von Dr. Gotthard Jäschke, Professor an der Universität und Dozent am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin . . . .

Helmuth von Moltke und die Türkei. Von Dr. Tim Klein in München 6

Die Mission Stotzingen und der Beginn des Arabischen Aufstandes (1916). Eine Kriegserinnerung aus der alten Türkei. Von Legationsrat z. D. Rudolf Holzhausen in Berlin 560

Meine Erinnerungen an Richard Wagner. Von Christian Sensft 5

Die „Deutsche Nation" zu Bourges 5

Bücherschau

Die moderne Türkei 581

Rußland-Bücher. Von Ernst Draht in Berlin 581

Wirtschaftliche Neuerscheinungen 5

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 5

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str.
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 4. Juni 1936

In 4. Auflage liegt vor:

Geburtenrückgang

Mahnruf an das deutsche Volk

Von Richard Korherr

Mit einem Geleitwort von Reichsführer SS Himmler

„Und deshalb ist uns heute noch die Schrift Korherrs und ist uns das Vorwort Himmlers ein SOS-Ruf, der in alle deutschen Ohren gellen soll, aufzuwecken, aufzurütteln, bevor es zu spät ist."
Völkischer Wille (Berlin) 16. V. 35

„Die Veröffentlichung Korherrs, deren Zahlenmaterial bis in die neueste Zeit ergänzt ist, bietet für jeden Erzieher eine kaum auszuschöpfende Fülle von Material."
Arbeitsgemeinschaft zur Volksgesundung (Nr. 16, 10. V. 35)

„Jedoch nicht in hoffnungslosem Fatalismus, sondern in eindringlichem Appell an den völkischen Lebenswillen, an den natürlichen Willen zum Kinde klingt die beachtenswerte Schrift aus, die die zentralsten Probleme unserer Nation mutig anpackt."
Leipziger Neueste Nachrichten (15. V. 35)

Preis geheftet RM. 1.—. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München

Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Gebt der NSV Freiplätze!

DIE KOLONIALE SCHULDLUEGE

VON HEINRICH SCHNEE
Ehem. Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

‚Eines der schönsten Bücher, die uns die Nachkriegszeit beschert hat' — so begrüßte Prof. J. Loserth in der ‚Tagespost' Graz (13. II. 1927) die deutsche Ausgabe dieses Standwerkes deutschen Kolonialkampfes

FÜNFTE BUCHAUFLAGE

Geheftet RM. 2.70

Süddeutsche Monatshefte
München Sendlinger Str. 80

Die Brücke zwischen dem guten Buch und dem Leser ist die
Monatsschrift für Volk und Buch

„Deutscher Bücherfreund"

Jahresabonnement RM. 3.60, Einzelheft 35 Pfg.

Die Zeitschrift bietet jedem Leser reichhaltigen, belehrenden und unterhaltenden Stoff und dient durch ihre besonderen Anregungen auch der Verbreitung guter deutscher Bücher und Zeitschriften.

Verlangen Sie bitte Probenummer vom

VERLAG GOTTHARD ROLL & CO.
Leipzig – Berlin – Nürnberg – Stettin
Zentrale: Berlin W 9, Linkstr. 20

Digitized by Google

Köpfe der Weltpolitik

Wesen, Werden und Wirken in der Schilderung ausgezeichneter Kenner

Herausgegeben von

Giselher Wirsing

Zum erstenmal wird hier das politische Schicksal der Staaten und Völker an einer Zusammenschau der Männer aufgezeigt, in deren Händen die Fäden der großen Politik zusammenlaufen: Adolf Hitler, Mussolini, Kemal Pascha, Persiens Schah, Ibn Sa'ud, Marschall Pilsudski† — ursprüngliches Führertum taucht hier aus den Tiefen der Geschichte auf, bereit, einer Epoche seinen Stempel aufzudrücken. Politische Routiniers stehen daneben, erwachsen aus den Traditionen der Diplomatie oder den verschlungenen Geheimgängen des Parlamentarismus, Männer wie Benesch, Tardieu, Venizelos†, Macdonald, Roosevelt, Titulesku, Litwinow usw. Wieder von anderem Schlage ist jene Gruppe von Militärs, die den Schritt zum Staatsmann taten, so Japans General Araki, sein roter Antipode Woroschilow, Chinas Marschall Chiang Kai shek, Italo Balbo, heute Gouverneur Lybiens. Und im krassen Gegensatz dazu die Repräsentanten der überstaatlichen Hochfinanz, weniger sichtbare, aber vielleicht desto stärkere Machthaber über Länder und Völker . . . Dieses Buch überrascht, weil es im Spiegel der handelnden Personen das weltpolitische Kräftespiel verdeutlicht und aus einer Vielheit von Eindrücken ein unerhört plastisches Bild aufbaut: Weltpolitik — vom Menschen her gesehen! „Eine ausgezeichnete biographische Sammlung" — nennt der Angriff das Werk. — 2. Auflage. 313 Seiten mit 32 Bildern. Geh. RM. 4.80, Leinen 5.80. In allen Buchhandlungen!

VERLAG KNORR & HIRTH, MÜNCHEN

In allen Buchhandlungen! *Prospekte kostenlo*

VERLAG KNORR & HIRTH, MÜNCHEN

Digitized by Google

Zum Geleit

Der Entschluß der „Süddeutschen Monatshefte", ihrem Leserkreis durch Aufsätze aus berufener Feder ein möglichst anschauliches Bild der modernen Türkei zu vermitteln, verdient allseitige Anerkennung und erfüllt mich persönlich, als alten Freund und Bewunderer des türkischen Volkes, mit besonderer Freude.

Meine Bewunderung gilt der Tapferkeit des türkischen Volkes. Die Türkei war von den vier verbündeten Mittelmächten die einzige, die gleich nach dem Zusammenbruch den Mut und die Kraft aufbrachte, die ihr zugedachten schmählichen Friedensbedingungen abzuschütteln und einen auf Ehre und Freiheit aufgebauten neuen Vertrag zu ertrotzen.

Unter der genialen Führung des großen Staatsmannes Kamal Atatürk knüpfte das türkische Volk damals bewußt an das Heldenhafte seiner ruhmreichen Vergangenheit an. Nach Abwehr der äußeren Bedrängnis nahm Kamal Atatürk mit der gleichen Kühnheit die innere Erneuerung seines Volkes und Staates in Angriff, überall darauf bedacht, das Ursprüngliche, soweit es stark und gesund war, aus dem Schutt der Jahrhunderte zu befreien, zugleich aber es in Einklang zu bringen mit den Fortschritten und Erfordernissen einer harten Gegenwart.

Daß ich selbst eine Zeitlang Zeuge dieses weitausschauenden Aufbauwerkes sein, daß ich, in engster Fühlung mit den Männern der türkischen Regierung, mit eigenen Augen sehen durfte, wie aufopfernd und wie ernst in der zukunftsvollen jungen Hauptstadt, im Herzen des anatolischen Kernlandes, gearbeitet wird, gehört zu den schönsten Erinnerungen meines politischen Lebens.

Möge das deutsche Volk sich beim Studium dieses Monatsheftes in seinem Glauben an den Wert und Erfolg des Heldenhaften im Leben der Völker bestärkt fühlen und möge das türkische Volk das Erscheinen einer der Türkei gewidmeten Ausgabe der „Süddeutschen Monatshefte" als ein neues Zeichen der Achtung und Freundschaft werten, die Deutschland ihm von alters her entgegenbringt.

Fürstenzell, im Mai 1936.

Botschafter z. D.

Digitized by Google

Das Wesen des osmanischen Reiches

Von Richard Hartmann in Berlin

Das alte osmanische Reich war einst entstanden an der Grenze der westlichen und der östlichen Hälfte der Alten Welt. Immer schon, so weit unsere geschichtliche Kunde zurückreicht, war eine deutliche Grenze zwischen Osten und Westen dagewesen, von den Zeiten der Perserkriege der Griechen bis zu den Kämpfen des Heraklius mit den Sasaniden. Sie war neu gezogen worden im 7. Jahrhundert, als der Islam die südöstliche Hälfte des Mittelmeergebietes einte gegen die christlich gebliebene nordwestliche Hälfte, und war nun für Jahrhunderte im ganzen fest geblieben. Erst mußte ein neues unverbrauchtes Volkstum dem Osten frische Kräfte einflößen, ehe die Grenzlinie wieder in Bewegung kam, westwärts verschoben wurde. Dieses neue, fremde, von Nordosten her einbrechende Volkstum waren die Türken. Der erste Vorstoß über die alte Grenzlinie führte zur Schaffung des seldschukischen Sultanates von Konia im mittleren Anatolien. Und dieser Staat, der mitten zwischen weltpolitisch tiefgreifenden Erschütterungen und blutigen inneren Wirren kurze Perioden einer erstaunlichen Blüte zeitigen konnte, ist darum so merkwürdig, weil er uns zeigt, wie die von Hause aus kulturarmen Türken, wo sie, frei von den all zu engen Fesseln der arabischen und iranischen Kultur, durch die sie hindurchgegangen waren, auf Neuland Neues schaffen konnten, wirklich eigene Wege einschlugen. Nicht nur prägten sie die arabisch-iranische Überlieferung, die sie mitbrachten, nach eigenem Stempel um, auch Einflüssen vom Westen, nicht nur von Byzanz, standen sie offen und bereiteten damit eine neue Epoche islamischer Kulturgeschichte vor. Ihr Reich zerbrach an dem verheerenden Mongolensturm des 13. Jahrhunderts. Aus den Trümmern erwuchs an der am weitesten vorgeschobenen Ecke des islamischen Bereiches, an der Schwelle vom inneranatolischen Hochland zu den Gestaden des Ägäischen Meeres und der Propontis, der Staat, der bis 1922 nach seinem Gründer Osman den Namen Osmanisches Reich führte.

Wieder waren es neue Kräfte, die den Staat schufen. Was sie mitbrachten, war der Islam und ihre türkische Sprache; aber sie waren nicht eigentlich Träger der seldschukischen Hochkultur gewesen. Es war ein Grenzkriegertum, wie es sich auf beiden Seiten der byzantinisch-islamischen Grenze seit Jahrhunderten in ganz ähnlichen sozialen Formen — halb Ackerbauer-Viehzüchter, halb Soldaten — und mit einer verwandten Ideologie entwickelt hatte, und in dem sich hier wohl von den Ahnen ererbte Instinkte aus der Nomadenzeit mit einem dogmatisch wenig geklärten Glaubenseifer paarten; es war ein typisches Grenzkriegertum, aus dem der Staat herauswuchs.

Was ihn von ähnlichen benachbarten Staatenbildungen unterschied, das war neben der militärisch-politischen Begabung des Fürstenhauses vor allem die Lage des Staates vor den Toren Europas, vor den Toren von Byzanz. Denn wie es dem Wesen des Grenzerstaates entsprach, war der Blick der Osmanen dorthin, nach Westen gerichtet, nach dem Lande der Ungläubigen. Nach Westen und Nordwesten hin erfolgte zunächst die überraschend schnelle Ausbreitung des Staates; ja der Kern der Balkanhalbinsel war längst sicheres osmanisches Gebiet, der Freiheitsdrang der Serben war endgültig gebrochen, ehe die Osmanen sich im Rücken deckten durch Auffaugung ihrer türkischen Nachbarstaaten in Anatolien. Und als der Einfall Timurs um 1400 den Bestand des Reiches in Frage stellte, da löste sich das Gefüge des jungen Großreichs wohl in der kleinasiatischen Reichshälfte, aber in Europa kam es kaum zu einer ernsten Krisis. Das Reich überstand die Gefahr; und als Mehmed

Digitized by Google

der Eroberer 1453 Konstantinopel einnahm, da setzte er nur dem Bau, den Generationen vor ihm Stein um Stein gefügt hatten, den Schlußstein auf.

Das Reich von der Donau bis zum Taurus und Armenien stand schon festgefügt, als der räumliche Mittelpunkt, die Brücke zwischen beiden Reichshälften, ihm eingegliedert wurde. Und wenn wir Mehmed, den byzantinischen Kaiser türkischer Nation, bei seinen Mußestunden belauschen können, wie er persönlich um eine Vereinigung des Wissens und Könnens des Morgenlandes und des Abendlandes ringt, so scheint uns das nur die Krönung einer Entwicklung, die längst vor ihm angelegt war. Das osmanische Reich war ein Türkenstaat. Aber die weiten Länder, die in ihm vereinigt waren, waren ursprünglich von Nichttürken, von Christen bewohnt. Und die verschwanden nicht alle — sind sie doch z. T. heute noch als Serben, Bulgaren, Griechen usw. da. Wohl aber verschwand ein nicht ganz unbeträchtlicher anderer Teil von ihnen, um als Türken weiterzuleben.

Wir sehen aus Beispielen der frühesten Zeit des jungen Osmanenstaates, wie sich den Reihen seiner Träger christliche, griechische Herren durch Übertritt zum Islam eingliederten. Dieser Vorgang hörte natürlich bei der weiteren Ausdehnung des Staates nicht auf. Wir brauchen kaum an das Konnubium zu erinnern, das längst vor dem Fall von Konstantinopel byzantinische Prinzessinnen an den Hof von Brussa und Adrianopel gebracht hatte. Wohl aber muß der dem Abendland so erstaunlichen, aus den Verhältnissen des gleichzeitigen Orients durchaus verständlichen, wenn auch in dieser besonderen Form einzigartigen Einrichtung der Staatsorganisation gedacht werden, durch die eine Aushebung christlicher Kinder der Balkanhalbinsel stattfand, die im Islam erzogen und zu Dienern des Staates oder Berufssoldaten ausgebildet wurden, um zu begreifen, wie sehr der Staat seine Wurzeln in östliche und westliche Lande ausstreckte. Vergessen wir schließlich nicht, wie lange, nachdem die Voraussetzungen sich verändert hatten, immer wieder Renegaten aus allen abendländischen Völkern in der Türkei eine neue Heimat fanden, Renegaten aus allen Berufen, Handwerker aller Art, selbst christliche Theologen, die aus dogmatischen oder disziplinären Gründen einen Orts- und Glaubenswechsel nützlich fanden, am meisten Offiziere, denen eine große Laufbahn winkte.

Das osmanische Reich war von Anfang an nicht einfach ein orientalischer Staat, wie es deren viele gab; es war freilich auch kein Staat, der als Erbfolger von Byzanz in dessen westlichen Überlieferungen weitergeht. Es ist vom Beginn an ein Staat, der die Brücke schlägt vom Osten zum Westen. Und wenn wir seine Entwicklung in der ersten großen Periode bis zu Mehmed dem Eroberer überblicken, so können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß seinen großen Herrschern, mindestens Mehmed selbst, mehr oder weniger bewußt das Ziel vorschwebte, den Staat aufzubauen als die Organisation eines geschlossenen einheitlichen Territoriums von Armenien bis zur Donau, und in diesem Ländergebiet, in dem bisher eine heillose völkische Zersplitterung herrschte, allmählich auch eine neue einheitliche Bevölkerung zu schaffen durch Verschmelzung all der verschiedenartigen Elemente unter türkischer Führung. Nicht zuletzt spricht für diese Auffassung der alten osmanischen Geschichte das Zögern, mit dem Mehmed und seine Nachfolger daran gingen, über die natürlichen Grenzen der armenischen Berge dort, der Donau hier hinüber zu greifen.

Doch das Ziel, dem die älteste Geschichtsperiode zuzustreben scheint und das vielleicht schon früh zur Ausbildung eines nationalen Staates geführt hätte, dessen Verwirklichung der Gegenwart vorbehalten blieb, wurde aufgegeben. Aufgegeben zugunsten weit gesteckter Pläne von unabsehbarer Tragweite, deren Verwirklichung den Namen der osmanischen Türken mit Ruhm überhäuft und mit Schrecken verknüpft in das Buch der Weltgeschichte eingetragen hat. Diese Pläne waren dem Staate zwangsläufig von außen aufgedrängt.

Digitized by Google

Der osmanische Staat war von Anfang an ein islamischer Staat. Aber der Islam der osmanischen Krieger war nicht die mit philosophischen Mitteln und dialektischer Kunst fein abgewogene Theologie der islamischen Hochkultur. Es war ein fester, aber primitiver Glaube, den sich der schlichte Mann nach dem Maß seines Verständnisses von Leuten seiner Geistesart zurechtlegen ließ. Seine geistlichen Führer waren nicht zünftige Theologen, sondern Männer inbrünstigen Glaubens, die den Abstand zwischen dem armen Menschen und dem in unerreichbarer Höhe thronenden Gott in logisch kaum ausdenkbarer, aber gefühlsmäßig mitzuerlebender Weise überbrücken zu können glaubten. Es war eine primitiv-populäre Mystik, die immer wieder das religiöse Feuer des Grenzkriegertums zu entfachen vermochte. Vielfältig war die Sonderart dieser heiligen Männer, die bald hier, bald dort auftraten, bisweilen Schule machten und schließlich auch ihre Anhänger in loser Gliederung in Derwischbünden zusammenfaßten. Nun war im 15. Jahrhundert ein Geschlecht von solchen frommen Männern östlich von Anatolien in der Verehrung der Menge zu immer größerem Ansehen aufgestiegen, vielfach von den Großen der Welt, auch den Osmanenherrschern, mit Ehren und Gaben überhäuft. Ein merkwürdiger Zusammenlauf von Geschehnissen hatte dieses Geschlecht, die Sefeviden, zu einem militärisch-politischen Faktor gemacht, und im Anfang des 16. Jahrhunderts schickte es sich an, aufbauend auf dogmatische Sonderlehren schiitischer Prägung, die Gebiete Persiens und seiner Nachbarländer zu einer politischen Großmacht zu einigen. Unter den Türken Anatoliens hatten sie seit langem zahlreiche Anhänger. Wenn nun der heilige Mann, dessen religiöser Führung sie bisher gefolgt waren, sie jetzt als politischer Führer rief, so drohten die Stützen, auf die das osmanische Reich gegründet war, ins Wanken zu geraten.

Die Auseinandersetzung mit dem jungen schiitischen Großstaat der Sefeviden war damit dem Osmanenreich als eine Pflicht der Selbsterhaltung aufgezwungen. Wenn die geistige Grundlage dieses Gegners das schiitische Derwischtum war, so blieb dem Osmanenreich nichts übrig, als sich unzweideutig auf den sunnitischen Hochislam festzulegen. Nun hatte der sunnitische Hochislam seit der Zerstörung Bagdads durch die Mongolen in Kairo, der Hauptstadt des Mamlukenreiches, seinen geistigen und politischen Mittelpunkt. Wenn sich der Osmanensultan aus dem Kampf mit dem schiitischen Persien heraus zum Führer des sunnitischen Islam aufwirft, so greift er damit nach einer Aufgabe, die bisher der Mamlukensultan als seine eigenste ansieht. Auf der anderen Seite nimmt das Mamlukenreich in der militärischen Auseinandersetzung zwischen Osmanen und Sefeviden keine Partei, sondern sieht ihr interessiert, aber unbeteiligt zu, schwankend, ob es im Bunde mit dem sunnitischen Osmanenreich sich gegen die junge schiitische Großmacht wenden oder sich mit ihrer Hilfe des sunnitischen Rivalen erwehren soll.

Aus dieser gefährlichen Dreieckstellung der Großmächte des vorderen Orients heraus gerät der Osmanensultan Selim I. um der ihm aufgenötigten Religionspolitik willen nach der ersten Abwehr der persischen Gefahr in Streit mit dem ägyptisch-syrischen Mamlukenreich. Die Entscheidung fällt im Jahre 1517. Seither sind Syrien und Ägypten osmanische Provinzen; der osmanische Sultan wird Schirmherr der heiligen Städte des Hidschaz, was seinen äußeren Ausdruck in dem stärkeren Durchdringen des Kalifentitels findet. Das Schwergewicht des Reiches, das bisher die Brücke vom Osten zum Westen gebildet hatte, wird nach Asien hinüber verschoben. Der türkische Charakter des Staates wird geschwächt. Der osmanische Herrscher ist nicht mehr der Sultan der Türken; er ist der Beherrscher der Gläubigen — gleichviel, welcher Rasse und Sprache — im vorderen Orient. Wohl war sein Ansehen und seine Würde gesteigert; aber die Folgen zeigten sich bald.

Digitized by Google

Die gewaltige Verschiebung, die das Reich vom Westen abzog und nach Osten lenkte, wurde nicht dadurch ausgeglichen, daß Selims Nachfolger Süleiman schließlich entschlossen auch über die Donaugrenze hinüber griff. Auch das war nicht blinde Eroberungslust; zögernd nur tat Süleiman diesen Schritt, nachdem seine Versuche, jenseits der Donau geordnete Verhältnisse zu schaffen, gescheitert waren. Damit aber, daß diese beiden entscheidenden Schritte, im Osten wie im Westen, geschehen waren, war aus der Großmacht Mehmeds des Eroberers, der eine große und schöne Aufgabe auf einem scharf umrissenen Territorium gestellt war, ein Weltreich geworden, dem überhaupt keine Grenze mehr gesteckt sein konnte, das als letztes ideelles Ziel nur die Umwandlung der Oikumene in die Dar al-Islam, das allumfassende islamische Reich, haben konnte. Noch einmal schien, als fast ganz Nordafrika den osmanischen Flotten gehorchte, das alte Kalifenreich aufzuleben.

Doch dieser Staat trug auch schon die Keime des Verderbens in sich. Das Reich war schließlich zu dem, was es war, durch die militärische Kraft der Türken und die staatsmännische Begabung der Herrscher geworden. Die Kräfte, die es geschaffen, sollten es auch erhalten. Als nun die Dynastie, die dem Reich eine so lange Reihe großer Fürsten geschenkt, versagte, reichten die zahlenmäßig schwachen Kräfte des türkischen Volkstums zur Lösung der übervölkischen, ja unvölkischen Aufgabe nicht aus. Es folgten die schweren Jahrhunderte, da die Riesenaufgabe, die diese Entwicklung dem Türkentum auferlegte und es zwang, auf die Verwirklichung seiner natürlich gegebenen Ziele zu verzichten, nur am Mark des Türkentums zehrte. Die Aufgabe zehrte an ihm noch im Weltkrieg.

Wohl aber war schon 100 Jahre vorher im stillen eine neue Wendung in der Geschichte des türkischen Reiches eingetreten, eine Wendung, die seine Blickrichtung wieder nach Westen zurückführte und das Türkentum vorbereitete, die ihm einst von den großen Schöpfern des Staates gestellte Aufgabe der Schaffung eines türkischen Nationalstaates nun — sei es auch in kleinerem Ausmaße — wieder aufzunehmen und endlich aller Welt zum Trotz durchzuführen. Diese Selbstbesinnung auf eigenes Wesen und eigene Aufgabe und die Rückwendung zum Westen — beides ist nicht dasselbe, geht aber Hand in Hand — vollzieht sich in seltsamen Bahnen. Je mehr das Reich politisch von Westen her zurückgedrängt wird, desto stärker wendet sich das Türkentum dem Westen zu. Die Bewegung vollzieht sich zunächst noch völlig als osmanische Bewegung. Die Anregung zur Reform unter Anlehnung an das Vorbild des Abendlandes seit Beginn des 19. Jahrhunderts ging einseitig vom Herrscher aus dem Hause Osmans aus. Und als sie seit der Mitte des Jahrhunderts allmählich in einer etwas breiteren Oberschicht Wurzel schlug und ein nationales Gefühl auszulösen begann, fühlten sich seine Träger nicht als Türken, sondern als Osmanen.

Das Reich war ja von seinen Anfängen an ein osmanisches gewesen. Was es zusammenhielt, war nicht ein Land und nicht ein Volkstum gewesen, es war vielmehr — alttürkischer Überlieferung entsprechend — die dem Führer Osman und seinen Nachfolgern geschuldete und geleistete Mannentreue. Im osmanischen Kalifenreich konnte die ideelle Grundlage nicht mehr die persönliche Mannentreue sein — dazu war das Reich zu groß geworden —; es war der Gehorsam des Muslim gegen den Sultan-Kalifen, der auch jetzt noch aus dem Hause Osmans stammte. Als nun unter dem Einfluß abendländischer Gedankenwelt sich eine Art nationalen Gefühls zu entwickeln und sich als gemeinschaftbildendes Moment neben die Religion und an ihre Stelle zu setzen begann, waren die Bindungen einer jahrhundertelangen Geschichte so stark geworden, daß man von einem osmanischen Volke träumte, zu dem die Untertanen des Herrschers aus dem Geschlechte Osmans unbeachtet der Unterschiede von Rasse, Sprache und Bekenntnis zusammenwachsen

Digitized by Google

sollten. Man glaubte allen Ernstes an die Möglichkeit einer Entwicklung, wie sie sich etwa in der Schweiz vollzogen hat. Diese Idee eines osmanischen Volkes schwebte nicht nur dem großen Reformsultan Mahmud II. vor, sie kommt auch in der liberalen Verfassung Midhats von 1876 zum Ausdruck. Erst harte Erfahrungen mußten beweisen, daß diese Idee ein Traum war. Es zeigte sich mit aller Deutlichkeit, daß die christlichen Völker in den Grenzen des Reiches nicht daran dachten, sich in ein osmanisches Volkstum einschmelzen zu lassen, daß sie als einziges letztes Ziel völlige Loslösung anstrebten. So legte sich der Gedanke nahe, die Einigung wenigstens der muslimischen Völker im Staate zu erstreben. Wenn auch der Panislamismus abdulhamidischer Prägung durch die türkische Revolution von 1908 im Kern getroffen war, so wirkten doch die osmanische Staatsidee wie der islamische Gedanke lebendig nach bis zum Ende des osmanischen Reiches, wenn auch umgebogen und mißverstanden: denn wenn die Jungtürken seit 1908 den osmanischen Staatsgedanken im Sinne der Verfassung von 1876 auf die Fahne geschrieben hatten und die islamische Idee die Masse des Volkes nie losließ, die Nationalisten von 1908 standen so völlig im Banne der abendländischen Gedanken und des abendländischen Nationalismus, daß sie den laut verkündeten osmanischen Staatsgedanken unwillkürlich im Sinne eines türkischen Nationalismus auslegten. In Wahrheit war ihre Politik keine osmanische mehr, sondern eine türkisch-nationalistische. Freilich mußte erst der Weltkrieg und der Abfall der Araber von der Sache des Reiches kommen, um diese zunächst unbewußte Entwicklung zum klaren Bewußtsein zu bringen.

Es war eine Tragik, daß die Herrscher aus dem Hause Osmans sich die Lehren der Geschichte selbst nach dem Weltkrieg nicht zu eigen machen und sich von der Bindung an eine große, aber überholte Vergangenheit nicht befreien konnten. Dem türkischen Volk war inzwischen ein Führer erstanden, der die Notwendigkeit der Entwicklung begriffen hatte und hart und bindungslos genug war, die Folgerungen restlos zu ziehen: Ghazi Pascha Mustafa Kemal, heute Kamal Atatürk.

Kamal Atatürk

Der Schöpfer der neuen Türkei

Von Dagobert von Mikusch in Berlin

An einem Maitage des Jahres 1919 landete ein junger, knapp achtunddreißigjähriger General mit nur wenigen Begleitern in dem kleinen, stillen Hafenort Samsun an der Küste des Schwarzen Meeres im nördlichen Kleinasien. Er kam von Konstantinopel in offiziellem Auftrag. Den siegreichen Westmächten, die nach Beendigung des Weltkrieges die Hauptstadt der Türkei militärisch besetzt hielten, lag alles daran, den geschlagenen Gegner möglichst bald zu entwaffnen und wehrlos zu machen, um dann die Aufteilung des alten osmanischen Reichs unter die Verbündeten ungestört vornehmen zu können. So war der General auf Veranlassung der Hohen Kommissare von England, Frankreich und Italien nach Kleinasien gesandt worden, um in den östlichen Bezirken die Demobilmachung der noch bestehenden kümmerlichen Reste des türkischen Heeres durchzuführen.

Am Hafen hatten sich die Stadtbehörden zur Begrüßung eingefunden. Auch die Bewohner von Samsun waren zu diesem seltenen Ereignis der Ankunft eines Schiffes zusammengeströmt. Man sah dem Landungsboot eine hagere, mittelgroße Gestalt entsteigen, mit blaßblauen, tiefliegenden Augen, deren scharfer Blick sich wie hinter einem undurchdringlichen Schleier verbarg, mit festem, lebensvollem

Digitized by Google

Mund und hartgeschnittenem Kinn. Der bittere Ernst, die fast wilde Entschlossenheit in seinen Zügen traten vielleicht noch stärker hervor durch den Gegensatz zu der geschmeidigen Eleganz der Erscheinung. Es ging etwas Starkes, Vertrauenerweckendes und zugleich Erregendes von diesem Manne aus, wie er nun mit festen, wie ansaugenden Schritten den Boden Anatoliens betrat — den heiligen Boden der Heimat, die geschändet und gedemütigt lag unter dem Zugriff des erbarmungslosen Siegers. Aber wohl kaum einer ahnte damals, in dem Jahr des Unheils 1919, daß in diesem Augenblick der Retter des Landes erschienen war, der heimlich ersehnte und doch kaum erhoffte Führer, der der Schöpfer des neuen türkischen Nationalstaates werden sollte.

Gewiß war der General Mustafa Kemal, wie er sich damals nannte, schon zu jener Zeit kein Unbekannter mehr im Lande. Man nannte ihn den Helden von Gallipoli. Als Führer einer Division hatte er während der Dardanellenkämpfe einen entscheidenden Sieg über die britischen Landungskorps erkämpft und damit wesentlich zum Scheitern des feindlichen Durchbruchsversuchs beigetragen. Danach war er von den damaligen jungtürkischen Machthabern aus Mißtrauen und Besorgnis vor seinem wachsenden Ansehen in der Armee von jeder verantwortlichen Stellung, die seinen Ruhm etwa mehren konnte, ferngehalten worden. Erst im Augenblick höchster Not griff man auf ihn zurück. Als im September und Oktober 1918 die geschlagenen türkischen Armeen durch Palästina und Syrien zurückfluteten, übernahm er als Nachfolger des Generals Liman von Sanders den Oberbefehl, brachte die aufgelösten Massen zum Stehen und errichtete am Südrande Kleinasiens, gerade da, wo sich heute die Südgrenze der nationalen Türkei hinzieht, einen lebendigen Wall, gegen den die Briten und ihre Hilfsvölker vergebens anliefen.

Wenn er also auch als Soldat unverbrüchlich seine Pflicht tat, so war er doch keineswegs mit der Führung des Landes durch die Jungtürken, mit Enver und Talaat Pascha an der Spitze, einverstanden, ja stand im offenen Gegensatz zu ihnen. Dennoch hatte er ursprünglich zusammen mit Enver jener jungen türkischen Generation angehört, die die unhaltbaren Zustände im alten osmanischen Reich klar erkannten und eine Reform des Reichs an Haupt und Gliedern forderten. Schon auf der Offiziersschule in Konstantinopel um die Jahrhundertwende, deren Besuch die Mutter dem einzigen Sohn — der Vater, ein kleiner Beamter, war früh gestorben — unter Entbehrungen ermöglicht hatte, war er Mitglied des Geheimbundes der Revolutionäre und arbeitete in Wort und Schrift gegen die absolutistische Sultansherrschaft. Der alte Sultan Abdul Hamid, der, versteckt in seinem riesigen Palaste und schon von Verfolgungswahn ergriffen, mit den ungezählten Augen gut belohnter Späher sein wankendes Reich überwachte, setzte den eben Offizier gewordenen Mustafa Kemal ins Gefängnis und verbannte ihn dann zur Abkühlung des jugendlichen Überschwangs in eine Garnison im entferntesten Winkel des Reichs. Das hinderte aber den jungen Leutnant nicht, oft in tollkühnen Fahrten und allerlei Verkleidungen für die jungtürkische Bewegung im geheimen zu wirken.

Dann kam der Tag, an dem die Saat aufgehen sollte. Auch Mustafa Kemal nahm tätigen Anteil an der jungtürkischen Revolution von 1908 und 1909, die den Sturz Abdul Hamids und seines verrotteten Systems herbeiführte. Der Weg zu einer Neuordnung von Grund auf war frei. Aber als dann der von hohen Hoffnungen erfüllte Revolutionär sehen mußte, daß die Reformen auf halbem Wege stecken blieben, daß wachsendes Parteigezänk unter den ans Ruder Gekommenen jede tatkräftige und konsequente Führung lähmte und infolgedessen in unglücklichen Kriegen gegen Italien und die Balkanstaaten auch weiterhin Teile des alten osmanischen Reiches verloren gingen, da trennte er sich von seinen einstigen Revolutionsgenossen und wurde nicht müde, seine warnende Stimme gegen die Jung-

Digitized by Google

türken zu erheben. Um den unbequemen Mahner loszuwerden, schickte man ihn außer Landes als Militärattaché nach Sofia. Nach dem Eintritt der Türkei in den Krieg gelang es ihm erst auf wiederholtes und dringendes Ersuchen, ein Kommando in der Armee zu erhalten, wo er sich, wie erwähnt, bald so auszeichnete, daß die jungtürkischen Machthaber ihn kaltzustellen suchten.

Denn der Gegensatz zu Enver — nun der tatsächliche Herr des osmanischen Reichs — war in voller Schärfe zum Ausbruch gekommen. Mustafa Kemal war ein entschiedener Gegner des Kriegseintritts der Türkei an der Seite Deutschlands und sah darin ein Unheil für sein Land. Er machte aus seiner Meinung kein Hehl, fand auch gleichgesinnte Anhänger in der Armee und suchte besonders auf den Thronfolger im Sinne einer völligen Umsteuerung der türkischen Politik einzuwirken.

Nach dem Waffenstillstand und dem Sturz Envers nahm Mustafa Kemal seine Entlassung aus der Armee und lebte in jenem Winter des Elends und der Hoffnungslosigkeit von 1918 auf 1919 als Privatmann in dem vom Feindbund besetzten und von drohenden Schiffsgeschützen in Schach gehaltenen Konstantinopel. Es war so weit gekommen, daß sich die Türken in ihrer eigenen Hauptstadt kaum mehr auf die Straße wagen konnten. In solcher Zeit der Not tauchten allerlei unklare Projekte auf, wie dem drohenden Verhängnis zu begegnen wäre. Alle waren überzeugt, daß allein nur Hilfe von außen Rettung bringen könnte, und daß man sich daher unter den Schutz einer starken Macht stellen müßte, um so dem Zugriff der vielen anderen zu entgehen. Mustafa Kemal war sich von vornherein klar, daß, wer auf fremde Hilfe baut, von Anfang an verloren ist, und man sich nur auf den eigenen Willen und die eigene Kraft verlassen dürfe. Und außerdem war ein bestimmtes und festumrissenes Ziel aufzustellen, das man unbedingt erreichen mußte, über das man aber keinen Schritt hinausgehen durfte. Aber Mustafa Kemal schwieg über seine Pläne. Wohl richteten sich die Augen vieler, die kaum noch zu hoffen wagten, auf diesen jungen General, der zum mindesten eins für sich hatte, daß ihm das Glück zur Seite zu stehen schien, daß ihm bisher stets, wo immer er handelnd eingegriffen hatte, Erfolg beschieden war. Das Glück sollte ihm auch fernerhin treu bleiben, in dem Sinne, wie es Mustafa Kemal selbst so treffend ausgesprochen hat: „Das Schicksal geht mit den stärkeren Herzen." Mustafa Kemal aber lebte in strenger Zurückgezogenheit, ließ gegen keine Seele etwas von dem verlauten, was in seinem Innern schon feste Form angenommen hatte, und schien die im stillen auf ihn gesetzten Erwartungen nicht erfüllen zu wollen. So gelang es ihm, selbst die hohen Vertreter der Feindmächte in Konstantinopel zu täuschen. Er hatte seine Stunde abgewartet, und sie war richtig gewählt.

Aber wie sah es zu jener Zeit im Land aus! Nach außen von allen Seiten abgesperrt, im Innern alle wichtigen Verbindungen und Eisenbahnlinien von feindlichen Truppen besetzt; eine ohnmächtige Regierung in der Hauptstadt, die nur die Befehle der Siegermächte zu vollziehen hatte; ein Sultan, mehr Gefangener in seinem Palast; eine Bevölkerung, nach zehn Jahren fast unausgesetzter Kriege völlig erschöpft und fast ausgeblutet, verarmt und ausgehungert; eine geschlagene Armee, nur noch in einzelnen Resten vorhanden und weit im Lande zerstreut, ohne Ausrüstung, ohne Waffen und Munition und ohne Möglichkeiten, das Nötigste zu bekommen. Wahrlich, kaum je ist ein Unternehmen mit geringeren Aussichten begonnen worden. Mustafa Kemal hatte nichts hinter sich als seinen unerschütterlichen Glauben und seinen eisernen Willen, als er das große Spiel wagte. Und es sollte vier Jahre härtesten Ringens, äußerster Anstrengung kosten, wobei oftmals die Entscheidung auf des Messers Schneide stand und auch die Mutigsten verzagten, bis er das Spiel gewann.

Inzwischen saßen die großen Vier der Siegerstaaten in Paris beisammen und

Digitized by Google

berieten über die Neuordnung Europas. Hinsichtlich der Türkei war man ganz ohne Sorge. Die Beute war sicher. Das Land lag so gefesselt, daß es kaum noch zu atmen vermochte. So konnte man die Erledigung der orientalischen Frage bis zuletzt aufheben, zumal die verschiedenen Ansprüche nicht so leicht zu vereinigen waren.

Dieser Aufschub war der erste Fehler, den die Sieger machten; der zweite, noch schwerere, folgte kurz danach. Smyrna und sein Hinterland waren eigentlich Italien zugedacht worden. Aber dessen Festsetzung im östlichen Mittelmeer war anderen Mächten wenig erwünscht, und so benutzte man die vorübergehende Abwesenheit des italienischen Vertreters von der Pariser Friedenskonferenz, um Smyrna den Griechen zuzuschieben. Diese Verkennung der Psyche der Türken rächte sich sofort. Mit der Besetzung durch einen Siegerstaat hätte sich das türkische Volk vielleicht abgefunden. Aber diese reiche Stadt den Griechen überlassen, die keinerlei Anrecht darauf besaßen und die man in einem früheren Feldzug noch besiegt hatte — nein, nie und nimmermehr! Sobald die gewaltsame Besetzung Smyrnas durch griechische Truppen bekannt wurde, flammte überall im Lande spontan die Empörung auf. In diesem Augenblick landete Mustafa Kemal in Samsun.

Mustafa Kemal war sich darüber klar, daß der Widerstand zunächst in den entfernten und schwer zugänglichen Teilen Kleinasiens organisiert werden mußte. Daher ging er nach Erzerum, einer Stadt schon in der Nähe des Kaukasus; und hier wurde vor Vertretern der östlichen Provinzen die nationale Erhebung proklamiert und zum erstenmal ihr Ziel im Lande bekanntgegeben: eine freie und unabhängige Türkei innerhalb ihrer nationalen Grenzen, gemäß dem von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrecht der Völker. Nicht weniger, aber auch nicht mehr. Jeder Anspruch auf Gebiete mit nichttürkischer Bevölkerung, also auf alle arabischen Teile des alten osmanischen Reiches wurde fallen gelassen. Das war der im stillen ausgedachte Plan Mustafa Kemals, so einfach und klar, daß kein anderer darauf verfallen war — abgesehen davon, daß damals kein sogenannter vernünftig Denkender die Ausführung dieses Planes auch nur im Entferntesten für möglich gehalten hätte. Aber bei einem leidenschaftlich rationalen Grundzug seines Wesens, einer bewußt mathematisch exakten Berechnung jedes mitspielenden Faktors, besaß Mustafa Kemal doch zugleich die lebhafte Vorstellungskraft, besser: die innere Schau eines wahren Staatsmannes, der gerade die nicht wägbaren Elemente, die unter der sichtbaren Oberfläche wirkenden seelischen und gefühlsmäßigen Strömungen des Volkes und Einzelmenschen sicher zu ertasten und zu benutzen vermag. Mit einiger Zuspitzung könnte man sagen, daß Mustafa Kemal zum Beispiel seine Gegner besser einschätzte, als sie sich selber kannten; und darauf beruhte wesentlich sein außerhalb jeder berechenbaren Möglichkeit liegender Erfolg.

Die Beschlüsse von Erzerum hatten eine alarmierende Wirkung auf Konstantinopel. Die Oberkommissare rangen die Hände. Wie hatte man einen solchen General ins Land hinauslassen können! Der Sultan erhielt Weisung, den unbotmäßigen Offizier abzuberufen. Der Befehl erging auch, aber Mustafa Kemal stellte sich taub. Daraufhin wurde er aus den Listen der Armee gestrichen und für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt. Es war ein Schlag ins Wasser. Fast sämtliche Truppenkommandeure waren schon auf seiner Seite und folgten seinen Weisungen.

Dann, auf dem Kongreß von Siwas, den die Konstantinopler Regierung mit allen Mitteln zu verhindern gesucht hatte, wurde von Vertretern sämtlicher rein türkischer Provinzen die nationale Erhebung auf ganz Kleinasien ausgedehnt, das Programm von Erzerum anerkannt und Mustafa Kemal zum Führer erklärt.

Nun setzte eine rege Tätigkeit ein. Überall wurden jetzt Freikorps aufgestellt und der Bandenkrieg begann. Mustafa Kemals größte Sorge aber war, eine einigermaßen brauchbare reguläre Armee aufzustellen. Dazu wurden Ausrüstung und

Digitized by Google

Waffen auf allerlei Schmuggelwegen oft unter den Nasen der feindlichen Besatzung herbeigeschafft. Noch war man in Paris nicht ernstlich beunruhigt. Man würde mit diesem toll gewordenen General, wie man sagte, schon fertig werden. Der Sultan sandte Truppen nach Kleinasien, um die Erhebung gewaltsam zu unterdrücken. Mustafa Kemal wurde zum Tode verurteilt, aber vorläufig hatte man ihn nicht.

Die neu aufgestellte Armee, die allerdings mehr den Sansculottenheeren der Französischen Revolution glich, hatte einen ersten entschiedenen Erfolg im Osten gegen die Armenier. Damit wurde der Rücken frei, der Weg nach Rußland war offen. Von dort kamen denn auch bald Waffen, Munition und was man sonst brauchte. Auch gelang es, den französischen Besatzungen im Süden, in Kilikien, einige empfindliche Schläge beizubringen, so daß den Franzosen allmählich die rechte Freude am orientalischen Spiel verging.

Inzwischen war der Sitz der nationalen Erhebung nach Ankara verlegt worden, wo dann auch die neugewählte Nationalversammlung zusammentrat. Diese setzte eine provisorische Regierung ein, so daß es nun zwei Regierungen im Lande gab. Doch verloren die alten um den Sultan gescharten Paschas in dem vom Feindbund beaufsichtigten Konstantinopel immer mehr an Ansehen und Einfluß.

Indessen war das alles nur Vorspiel. Die eigentliche Entscheidung sollte erst kommen. Es war jetzt Sommer 1920 geworden, und nun rückten die von den Westmächten ausgerüsteten und mit allen modernen Kriegsmitteln versehenen griechischen Armeen von Smyrna her in Kleinasien vor. Sie gelangten bis an die große Bahnlinie, die von Konstantinopel aus die Halbinsel von Norden nach Süden durchquert. Es gelang den kemalistischen Truppen unter Führung des Generals und jetzigen Ministerpräsidenten Ismet Inönü, die Griechen an dieser Linie aufzuhalten. Freilich nur mit knapper Not. Wenn die Griechen noch weitere Verstärkungen heranholten, so konnte die Lage kritisch werden.

Ein Jahr hatte nun schon die Erhebung gedauert. Die Bevölkerung war aufs äußerste erschöpft. Es schien kaum menschenmöglich, daß sie noch weitere Jahre des Krieges aushalten könnte. Schon wurden Stimmen laut, die zu einem Nachgeben rieten; die Großmächte würden doch wohl Einsicht haben und einen leidlich annehmbaren Frieden bieten. Aber just in diesem Augenblick wurden die Bedingungen des von der Pariser Konferenz diktierten Friedens bekannt. Sie brachten eine fast vollständige Aufteilung der Türkei. Das wirkte wie eine Bombe. Nun konnte es kein Einlenken mehr geben, nur äußersten Widerstand und Kampf um das nackte Dasein. Der Große Rat in Paris war sich nicht im entferntesten über die Lage klar. Er glaubte, in gewohnter Weise einfach diktieren zu können, und hielt eine ernste Auflehnung gegen den Willen des Siegers für unmöglich. Dieser sogenannte Sèvres-Vertrag wurde von der Konstantinopler Regierung pflichtschuldigst unterzeichnet; die Nationalregierung in Ankara lehnte ihn rundweg ab.

Schließlich zeigten sich die Westmächte doch zu einigen Zugeständnissen bereit. Auf der Konferenz von London im Februar 1921, auf der zum erstenmal auch Vertreter der Ankara-Regierung anwesend waren, boten die Verbündeten einige Abänderungen des Sèvres-Vertrages an. Die Antwort Mustafa Kemals war: eine freie und unabhängige Türkei innerhalb ihrer nationalen Grenzen, nicht weniger und nicht mehr.

Nun mußten wieder die Griechen heran. Nach langer und sorgfältiger Vorbereitung und gewaltig verstärkt begannen sie unter der Führung ihres wieder eingesetzten Königs Konstantin im Hochsommer 1921 die große Offensive. Die Türken leisteten anfangs guten Widerstand. Aber ihre Linien waren zu dünn. Zuletzt kamen sie ins Wanken, dann ins Weichen, und die ganze Armee der nationalen Vertei-

Digitized by Google

digung begann nach dem Innern Anatoliens zurückzufluten. Die Griechen rückten langsam nach.

In Ankara durchlebte man schwere Tage. Manch einer verzweifelte schon und hielt jeden ferneren Widerstand für nutzlos. Mustafa Kemal ließ sich in seinem festen Glauben nicht beirren. Er übernahm selbst den Oberbefehl und sammelte die geschlagene Armee westlich von Ankara in einer Höhenstellung hinter dem Fluß Sakaria. Alles, was Waffen tragen konnte, wurde eingestellt; auch die Frauen mußten mithelfen und führten auf den bäuerlichen Ochsenkarren Munition und Lebensmittel für die Kämpfenden heran. Jeder fühlte, wenn es jetzt nicht gelang, den Vormarsch der Griechen aufzuhalten, war das Land verloren.

Der Feind war herangekommen und begann im August 1931 den Angriff. Sieben Tage lang stürmten die Griechen mit großem Mut gegen die Stellungen der Türken an. Oftmals drohte die Linie des Verteidigers zu reißen, die Türken bissen sich förmlich in den heimatlichen Boden fest, und wo sie weichen mußten, hielten sie wenige Schritte dahinter von neuem stand. Aber immer stärker wurde der Druck des Feindes und immer gefährlicher seine Umgehungsbewegung. Schon stand der Führer vor der Frage, ob er die Schlacht abbrechen solle, um die Armee vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren. Aber eine spätere Wiederaufnahme des Kampfes schien kaum möglich; bei einer Niederlage hätten die verzagten Gemüter in Ankara die Oberhand bekommen, und die ganze Sache wäre verloren gewesen. Also galt es, auszuhalten bis zum Äußersten. Die Entscheidung hing an einem Faden.

Da, am siebenten Tage, erlahmte die Kraft der Griechen, der Angriff ließ nach. Sofort griff Mustafa Kemal ein und setzte zum Gegenstoß an. Noch sechs Tage dauerte das Ringen. Dann war auch die letzte Widerstandskraft der Griechen gebrochen, und ihre Armeen fluteten zurück bis in die Ausgangsstellungen ihrer großen Offensive an der Eisenbahnlinie. Die Türken waren viel zu erschöpft, um an Verfolgung zu denken. Und doch war es eine der entscheidendsten Schlachten in der Weltgeschichte und zugleich das Geburtsdatum der neuen Türkei.

Nun legten sich die Westmächte ins Mittel und suchten zwischen den Kriegführenden einen Vergleich zustande zu bringen. Mustafa Kemal erklärte sich zum Abschluß eines Friedens jederzeit bereit unter den von ihm von Anfang an festgesetzten Bedingungen. Die Verhandlungen zogen sich über ein Jahr hin. Noch immer konnten die Sieger nicht begreifen, daß man sich gegen ihren Willen aufzulehnen wagte. Mustafa Kemal hatte Zeit, er konnte das Kommende in Ruhe vorbereiten. Zuletzt hielt Lloyd George im englischen Parlament eine große Rede zugunsten Griechenlands, wobei er die Türken nicht gerade mit schmeichelhaften Ausdrücken belegte. Der Abgesandte Mustafa Kemals, der zur Einleitung von Friedensverhandlungen nach London gekommen war, fand verschlossene Türen. Das war das Signal.

Längst hatte der Führer seine Armeen zu dem letzten gegen seinen Willen notwendigen Kampf bereitgestellt. Nun gab er die Parole aus: „Soldaten, euer Ziel ist das Mittelländische Meer. Vorwärts!" Der Angriff gegen die griechischen Stellungen an der Eisenbahnlinie — es war am 26. August 1922, fast genau ein Jahr nach der Schlacht an der Sakaria — begann. Gegen diesen Ansturm leisteten die Griechen nur geringen Widerstand, bald wurde ihr Rückzug zur Flucht bis an die Küste. Sie retteten sich auf die Schiffe. Die Türken blieben ihnen hart auf den Fersen. Als sie in Smyrna einrückten, stand der Kern der Stadt in Flammen.

Damit war die Entscheidung endgültig gefallen. Es kam zum Waffenstillstand von Mudania, dem dann die Friedenskonferenz von Lausanne im November 1922 folgte. Hier sei eine kleine Episode eingeflochten, die den Gegnern zeigte, daß eine neue Zeit angebrochen war. Bei der feierlichen Eröffnungssitzung zu den Friedens-

Digitized by Google

verhandlungen hatte man den Vertretern der Entente eine Reihe bequemer Polstersessel bereitet, während die türkische Abordnung mit strohbespannten Sesseln vorlieb nehmen sollte. Ismet Inönü, der Führer der türkischen Abordnung, übersah die Lage sofort und verließ mit den Seinen den kaum betretenen Saal, indem er erklärte, er werde wiederkehren, sobald die Zurichtung des Saales beendet sei. Und sehr bald fanden sich denn auch die noch fehlenden Polstersessel. — Ismet Inönü, ein ebenso guter General wie Meister der Diplomatie, kämpfte mit allen Mitteln und mit aller Zähigkeit für die Gleichstellung seines Vaterlands. Er ließ sich auch durch die Abreise des britischen Vertreters, Lord Curzons, nicht beirren. Die Entente kam wieder, und schließlich wurde im Juli 1923 der Friede von Lausanne abgeschlossen, der die Türkei zu einem freien und unabhängigen Staat innerhalb ihrer nationalen Grenzen machte. In Lausanne hat zum ersten Mal wieder seit mehreren Jahrhunderten das alte Asien über Europa gesiegt.

Das Ziel war nach außen hin erreicht. Aber zur Schaffung eines wahren Volksstaats mußten zunächst die Reste einer überlebten Vergangenheit beseitigt werden. Es geschah mit einem Radikalismus des Willens, der oft die nächsten Freunde Mustafa Kemals vor den Kopf stieß. Mancher seiner alten Kampfgenossen hat sich in dieser Zeit von ihm abgewandt. Aber trotz aller Widerstände, die sich im Lande regten und sogar zu blutigen Aufständen führten, wurde das Sultanat, dem die Türkei einst ihre weltgeschichtliche Stellung verdankte, dann auch das Kalifat beseitigt und am 29. Oktober 1923 die Türkei zur Republik erklärt. Zum erstenmal seit dem Bestehen des Islams hat damit ein mohammedanisches Volk die volle Trennung zwischen Staat und Kirche vollzogen. Mustafa Kemal, der inzwischen den Beinamen „Gasi", der Siegreiche, erhalten hatte, wurde zum Präsidenten der Republik erwählt und ist es bis heute geblieben.

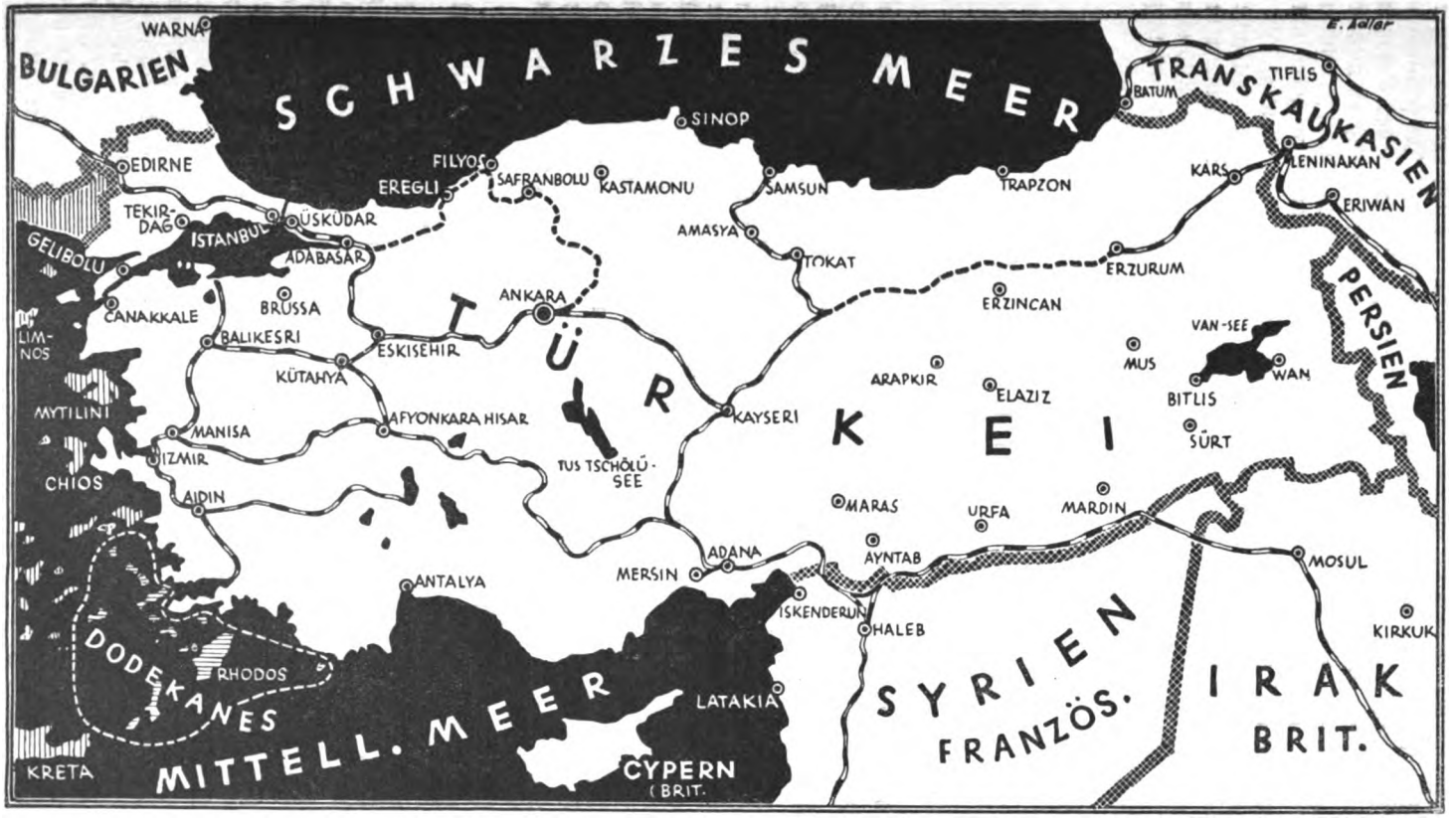
So war der Weg freigemacht zum Aufbau einer neuen nationalen Gemeinschaft. Mustafa Kemal war sich klar darüber, daß sein Volk sich nur behaupten konnte, wenn es sich den veränderten Daseinsbedingungen anpaßte. Daher wurden ohne jede falsche Rücksichtnahme die alten Sitten und Gewohnheiten, Rechts- und Lebensverhältnisse beseitigt und an deren Stelle abendländische Einrichtungen, oft in Bausch und Bogen, übernommen. Diese Reformen griffen tief in das Leben des Alltags ein und erstreckten sich auf Kleidung, Wohnung und selbst auf die Schrift, die sich nun lateinischer Buchstaben bediente. Der alte, buntfarbige, romantische Orient verschwand wie weggewischt, und an seiner Stelle erschien ein europäisierter Staat.

Europäisch aber nur dem äußeren Gefüge nach; Seele und Charakter dieses Staates sollten türkisch bleiben. Denn als ein zweites, ebenso Wichtiges, erkannte Mustafa Kemal die Notwendigkeit, daß das Volk trotz aller Anpassung an veränderte Bedingungen sich sein eigenes Wesen bewahren mußte. Daher wurde an die ältesten, zum Teil längst verschütteten Überlieferungen der Türken wieder angeknüpft und hier eine Quelle wieder freigelegt, die — wie sich gezeigt hat — eine Verjüngung und neue Kraftentfaltung des türkischen Volkes bewirkte. Vor allem wurde aus der Sprache, dem lebendigsten Spiegel der Seele, alles Fremde entfernt und durch Worte türkischen Stammes ersetzt. Als Zeichen dafür änderte Mustafa Kemal seinen Namen und nannte sich nun Kamal Atatürk: das ist „Vater der Türken".

Ein weiteres Symbol für das Wiederanknüpfen an alte Überlieferungen war die Verlegung der Hauptstadt nach Ankara im Innern Kleinasiens. Der Türke kehrte gleichsam dem kosmopolitischen Konstantinopel den Rücken und schuf sich in seinem Kernland Anatolien, wo stets die Wurzeln seiner Kraft geruht hatten, einen neuen, rein nationalen und von fremden Einflüssen freien Mittelpunkt. Dieses neue Ankara ist die ganz persönliche Schöpfung Kamal Atatürks.

Dort in seinem einfachen Wohnhaus, inmitten von etwas spärlichem Grün, das

Digitized by Google



Griechischer Besitz Italienischer Besitz MASSTAB:

UBERSICHTSKARTE DER NEUEN TURKEI

Digitized by Google

man dem kargen Boden mühsam abrang, verbringt er den größten Teil des Jahres. Kurz nach dem Befreiungskampf war er eine Zeitlang verheiratet. Die schöne, aber eigenwillige Frau paßte jedoch wenig zu dem herrischen Charakter des Schöpfers der neuen Türkei, und bald wurde die Ehe wieder geschieden. Jetzt ist er nur von einem engen Freundeskreis umgeben, mit dem er oft ganze Nächte durch zusammensitzt, um zu überlegen und zu besprechen, was zum Wohl des Landes geschehen muß. Denn nur in rastloser Betätigung findet diese unbändige Natur ihr Genüge.

Von den sechzehn Millionen seines Volkes wird er wahrhaft als ein Vater verehrt. Darüber hinaus aber findet man heute oftmals sein Bild in Häusern und Hütten am Nil, am Euphrat, am Tigris und noch weiter östlich, als das Bild eines Mannes, der dem Orient den Weg zur Verweltlichung wies — um den Westen zu überwinden.

Die Außenpolitik der Türkei

Von Walter E. Brell in Istanbul

Der dienstälteste Außenminister in Europa ist der Außenminister der türkischen Republik, Dr. Tewfik Rüschtü Aras, der seinen Posten ohne Unterbrechung seit dem März des Jahres 1925 bekleidet. Dieser ehemalige Arzt aus Saloniki hat wohl auf keiner der zahlreichen internationalen Zusammenkünfte des vergangenen Jahrzehntes gefehlt. Sein kennzeichnend orientalischer Kopf mit der schwarzen Brille ist den Diplomaten und Presseleuten durch seine nicht abreißende Reihe von Auslandsreisen so bekannt und vertraut geworden wie kaum ein anderer. Elf Dienstjahre als Außenminister setzen voraus, daß hinter dem Minister ein Land steht, das keine innerpolitischen Schwierigkeiten kennt und nach außen hin eine zielbewußte Politik auf lange Sicht treibt. Dies trifft im vollen Maße auf die Türkei zu. In Ankara wurde das Wort geprägt: „Friede nach innen — Friede mit der Welt." Von dieser Linie ist die Türkei nicht mehr abgewichen, seitdem es gelungen ist, auch die inneren Widersacher des neuen Regimes durch Strenge und überzeugende Belehrung auszuschalten.

Um die erfolgreiche Außenpolitik von Ankara gebührend bewerten zu können, ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, welches Erbe Kamal Atatürk und seine Mitarbeiter aus der Zeit der nationalen Erhebung übernehmen mußten.

Eines der geläufigsten Schlagworte der Vorkriegszeit war das vom „kranken Mann am Bosporus", der sich in der Behandlung einiger diplomatischer Ärzte befand und dem Streit dieser Ärzte sein kümmerliches Leben verdankte. Sterben sollte zwar dieser kranke Mann, weil es ein Erbe zu verteilen gab. Doch waren sich die Ärzte, die sich in diesem Falle auch als Anwärter auf das Erbe fühlten, nicht einig über die Art, wie das reiche, aber schlecht verwaltete Erbe des Todeskandidaten zu verteilen wäre. Das zaristische Rußland, Hauptanwärter auf das Verlöschen der osmanischen Türkei, drängte aus dem geschlossenen Schwarzen Meer in das freiere Mittelmeer hinaus, hing dem alten, mystischen Slawentraum von der Herrschaft über „Zarigrad" (Konstantinopel) nach. England sah in dem russischen Bestreben, ins Mittelmeer zu gelangen, eine Gefährdung seines Weges nach Indien und brauchte die arabischen Länder des osmanischen Reiches zur Sicherung dieses Weges. Frankreich, damals noch neben England die wichtigste Mittelmeermacht, hatte weite Strecken der levantinischen Küste von Istanbul bis Syrien unter seinen kulturellen und wirtschaftlichen Einfluß gebracht und hoffte auf eine Erweiterung dieser Stel-

Digitized by Google

lung. Kurz vor dem Weltkrieg trat auch Italien auf den Plan und gelangte in den Besitz der nordafrikanischen Küste des osmanischen Reiches. Angesichts der Unmöglichkeit, einen Verteilungsplan über das Reich Abdul Hamids in die Wirklichkeit umzusetzen, ohne einen Erbfolgekrieg der Großmächte befürchten zu müssen, zog man es vor, die osmanische Türkei bis auf weiteres am Leben zu lassen.

Der Weltkrieg kam. Die Türkei, in die durch die jungtürkische Bewegung ein neuer Impuls nationalistischen Fühlens gekommen war, trat an die Seite der Mittelmächte. Dieser Schritt war folgerichtig, weil die türkische Regierung, hauptsächlich aber die Militärkreise, vom Sieg der Mittelmächte überzeugt waren. Ihr Sieg mußte auch der Türkei die Befreiung von dem Albdruck der russisch-englisch-französischen Absichten auf ihren Besitzstand bringen. Das Schicksal wollte es anders. Das Jahr 1918 brachte mit dem Zusammenbruch der kleinasiatischen Kampffront auch den Untergang des osmanischen Reiches nach mehr als 600 Jahren Bestand. Nun war es an den Siegern, an die Aufteilung dieses Reiches zu gehen. Die Grundlage hierzu bildeten die schon in den ersten Kriegsjahren geschlossenen Verträge, nach denen Rußland und die Westmächte von der Türkei nur noch einen kleinen, wüsten Fleck in Mittelanatolien übrig lassen wollten. Im Friedensdiktat von Sèvres wurde der Türkei die Verzichtleistung auf den weitaus größten Teil ihres Besitzstandes zugemutet, darunter Arabien, Mesopotamien, Syrien, Palästina, Ägypten, Armenien und Thrazien. Westanatolien mit Smyrna sollte griechische „Einflußzone" werden, Südwestanatolien mit Adana italienische, und Südostanatolien mit Adana französische „Einflußzone". Die Meerengen, einschließlich der damaligen Hauptstadt Istanbul, sollten entfestigt werden und unter interalliierte Kontrolle kommen. Italien bekam die Inseln des Dodekanes endgültig zugesprochen. Die Türkei wurde entwaffnet, mußte die restlose Wiedereinführung der Kapitulationen und der ausländischen Finanzkontrolle auf sich nehmen. Der kranke Mann am Bosporus war abgewürgt, das Diktat von Sèvres war sein Grabstein. Unterschrieben wurde das Diktat durch die willenlose und willfährige Regierung des letzten Sultans.

In dieser Zeit der nationalen Erniedrigung, da die Siegermächte ihre Entschlossenheit bekundeten, die Türkei von der Landkarte auszulöschen, erstand dem türkischen Volk der Retter in der Gestalt des Generals Mustafa Kemal Pascha. Die staunende Welt, die den Untergang der Türkei bereits als vollendete Tatsache hingenommen hatte, sah einen neuen Staat entstehen, die türkische Republik.

Noch während der Unterhandlungen, die zum Diktat von Sèvres führten, war im Lager der Alliierten Uneinigkeit entstanden. Die Zwietracht nahm zu, als die türkische Unabhängigkeitsbewegung die ersten militärischen Erfolge aufzuweisen hatte. Frankreich und Italien, die bereits Besatzungstruppen entsandt hatten, stellten die Möglichkeit eines kemalistischen Sieges in die Rechnung und versuchten, mit der Ankara-Regierung in diplomatische Verbindung zu kommen. England, ebenfalls durch den sich wild aufbäumenden Lebenswillen der anatolischen Türkei beeindruckt, bediente sich dagegen des griechischen Heeres, um den Krieg nach Kleinasien zu tragen und auch die revolutionäre Regierung Kamal Atatürks zur Annahme des Diktates zu zwingen. Kemal Pascha erwies sich aber nicht nur als ein tapferer und begabter Soldat, sondern auch als ein geschickter Diplomat und weitsichtiger Politiker, der die „weichen Stellen" auch in der diplomatischen Front der Gegner erkannte. In meisterhafter Weise spielte die von ihm geleitete Regierung der Großen Nationalversammlung die unter sich uneinigen Großmächte gegeneinander aus. Der Vertrag von Lausanne als Abschluß des siegreich verlaufenen türkischen Unabhängigkeitskrieges ist daher auch zu einem Denkmal für die diplomatischen Fähigkeiten der jungen, kemalistischen Türkei geworden.

Digitized by Google

Im Vertrag von Lausanne, Juli 1923, vermochte die von General Ismet Inönü geführte türkische Abordnung im wesentlichen die Punkte durchzusetzen, die den sogenannten „Nationalpakt", das außenpolitische Glaubensbekenntnis der Revolutionsbewegung, bildeten. Dazu gehörten: völlige Unabhängigkeit des anatolischen Kernlandes und des europäischen Thrazien, Abzug der interalliierten Truppen aus Istanbul und dem Meerengengebiet, Aufhebung aller Beschränkungen der nationalen Souveränität durch Kapitulationen, Finanzkontrolle, Minderheitenvorrechte. Mit dem Verlust der Gebiete Syrien, Mesopotamien, Palästina und Arabien fand sich die Türkei ab. Gegen diese Bedingungen diplomatischen oder gar militärischen Widerstand zu leisten, hätte die Front der Großmächte wieder zusammengefügt. Die an sich schon beschränkten militärischen Machtmittel der kemalistischen Regierung hatten gerade ausgereicht, den anatolischen Boden vom griechischen Eindringling zu säubern. Eine weitere Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und die Fortführung des Krieges überhaupt hätten den erzielten Erfolg in Frage stellen müssen. So begnügte sich die Ankara-Regierung mit dem, was von ihren Truppen besetzt war, und das war unzweifelhaft türkisches Stammland!

Von entscheidender Bedeutung für die Türkei war, daß Griechenland durch die Schläge, die ihm das Heer Kamal Atatürks in Anatolien zugefügt hatte, in Lausanne als militärisch unterlegener Teil angesehen werden mußte. So konnte die Türkei auch den Abzug der griechischen Truppen aus Istanbul und aus Thrazien verlangen und durchsetzen. Damit erhielt sie wieder ihre seit Jahrhunderten innegehabte Schlüsselstellung an den Meerengen, vorläufig nur in geopolitischem Sinne, mit der Einschränkung, diese Meerengen nicht befestigen zu dürfen. Dennoch stand die neue Türkei wiederum mit einem Fuß in Europa. Diesem Umstand hat sie es in erster Linie zu verdanken, daß sie, zum gleichberechtigten Sieger aufgerückt, bald beginnen konnte, eine nach Westen wie auch nach Osten gerichtete Außenpolitik zu treiben.

Rein geographisch und ethnographisch betrachtet, ist die türkische Republik zu den asiatischen Staaten zu rechnen. Der Besitz des kleinen, jedoch verkehrspolitisch und strategisch wichtigen thrazischen Zipfels auf der Balkanhalbinsel, das — wenn auch bis jetzt vertraglich beschränkte — Hausherrnrecht an den Meerengen und schließlich eine bemerkenswert rasch vorwärtsschreitende kulturelle und wirtschaftliche Verwestlichung haben der Türkei zu einer Geltung innerhalb der europäischen Politik verholfen, sodaß man sie oft als europäischen Staat bezeichnet.

Die Anfänge der türkischen Außenpolitik fielen in einen Zeitpunkt, da ihr die großen Westmächte, vor allem England, noch feindlich gegenüberstanden. Es war für Kamal Atatürk eine politische und militärische Notwendigkeit, sich Rückendeckung im Osten zu verschaffen. Er brauchte nicht lange nach einer solchen zu suchen. Die im Werden begriffene Sowjetunion, die sich ebenfalls in Frontstellung gegen den Westen und in erbitterter Gegnerschaft zu England befand, zögerte nicht, mit dem im Aufbruch begriffenen bürgerlich-bäuerlichen Militärstaat Atatürks den ersten außenpolitischen Vertrag zu schließen. Es war der Moskauer Vertrag vom 16. März 1921. Er war kein Bündnis, bekräftigte aber die Interessengemeinschaft der beiden revolutionären Staatsgebilde und war der Anfang zu einer Reihe weiterer Verträge, die sich bis auf den heutigen Tag bewährt haben. Wenn die Sowjets damals die Hoffnung gehegt haben mögen, sie könnten die revolutionäre Bewegung Atatürks der kommunistischen Idee dienstbar machen, so wurden sie schon in den nächsten Jahren nachdrücklich darüber belehrt, daß Atatürk vom Bolschewismus nichts wissen wollte. Diese antikommunistische Haltung hat sich bis heute nicht geändert. Die politische Zweckfreundschaft mit Moskau wurde zum tragenden Pfeiler des außenpolitischen Gebäudes der Türkei, die geringsten Ansätze zu bolschewistischer Agitation wurden, wo sie sich zeigten, unbarmherzig ausgerottet. Allerdings hat sich die Komintern in

Digitized by Google

der Bearbeitung der Türkei den Richtlinien der offiziellen Sowjetdiplomatie untergeordnet. Nicht nur die junge Türkei hatte die politische Hilfsstellung und die militärische Rückendeckung Sowjetrußlands nötig, auch die Sowjetunion hatte alle Ursache, der Türkei dafür dankbar zu sein, daß wenigstens an der Kaukasusgrenze ruhige, geordnete Zustände entstanden, die den Sowjets an anderen Stellen freiere Bewegung erlaubten. Über allem aber stand die Meerengenfrage, in der die Sowjetunion geradezu auf das Wohlwollen der Türkei angewiesen war und noch ist. Das politische Moment hat im übrigen in den türkisch-russischen Beziehungen immer überwogen. Die wirtschaftliche Seite ist erst in den letzten Jahren etwas in den Vordergrund geschoben worden, indem die Türkei von den Sowjets einen Warenkredit zum Ausbau ihrer Textilindustrie bekam. Die Zahlungsbedingungen hierfür, wie auch die Übernahmebedingungen für eine Anzahl Heereslieferungen wurden dabei so auffallend günstig gehalten, daß man von regelrechten Handelsabschlüssen nicht sprechen kann, dagegen von politischen Geschenken.

Ein Staat, der durch die bittere Lehre des Zusammenbruchs seines größeren, aber innerlich morschen Vorläufers, des osmanischen Reiches, gegangen war und dadurch Unsägliches zu leiden hatte, weiß den Wert des Friedens zu schätzen. In Lausanne war zum Grundsatz erhoben worden, nur das zu halten, was wirklich zu halten war — dieses aber mit eiserner Entschlossenheit. Nach Lausanne war das Streben der Türkei darauf gerichtet, innerlich stark zu werden, mit der überkommenen kulturellen und wirtschaftlichen Rückständigkeit aufzuräumen und eine schlagfertige, abwehrbereite Wehrmacht zu schaffen. Die Durchführung dieses Programms erforderte Geld und Ruhe. Geld wurde nicht mehr, wie einst, durch ausbeuterische Anleihen gesucht, sondern durch äußerste, bis an die Grenze des überhaupt Möglichen gehende Anspannung der inneren Mittel. Ruhe suchte die Türkei durch fortgesetztes diplomatisches Wirken, um auch die letzten Reibungsflächen zu glätten, die zwischen ihr und den ehemaligen Gegnern bestanden. Die Türkei hat an allen diplomatischen Vertragswerken teilgenommen, die im letzten Jahrzehnt entstanden sind, u. a. am Kellogg-Pakt, am Litwinow-Protokoll und am Londoner Vertrag zur Bestimmung des Angreifers. Zu den großen außenpolitischen Unternehmungen der Türkei gehört der im Oktober 1930 in Ankara unterzeichnete Neutralitäts- und Freundschaftsvertrag mit Griechenland. Durch ihn wurde die alte geschichtliche Feindschaft, die zwischen Türken und Griechen bestanden hatte und bis auf den Kampf der Osmanen gegen Byzanz zurückgeht, in eine politische Freundschaft verwandelt. Zugleich beendete ein Flottenabkommen das kostspielige Wettrüsten beider Staaten. Von türkischer und griechischer Seite wurde in der Folge der Versuch unternommen, durch Mitbeteiligung Bulgariens einen Dreierblock im Südosten Europas zu bilden. Italien, dessen Balkanpolitik damals besonders erfolgversprechend erschien, bekundete lebhaftes Interesse an dieser Blockbildung, die aber an der Ablehnung Bulgariens scheiterte. Bulgarien war nicht dazu zu bewegen, mit Griechenland einen Vertrag zu schließen, der künftigen Revisionswünschen ein Hemmnis bereitet hätte. Die bulgarische Ablehnung brachte eine weitere Vertiefung der griechisch-türkischen Beziehungen mit sich, die schließlich im Herbst 1933 zu einem Grenzsicherungsabkommen mit militärischer Beistandshilfe führte. Die natürliche Folge davon war eine weitere Abkühlung der Beziehungen Bulgariens zu seinen beiden südlichen Nachbarn. Besonders scharf entwickelten sich die türkisch-bulgarischen Gegensätze infolge des Regierungswechsels Bulgariens im Jahre 1934. Um die Annäherung an Jugoslawien zu beleben, schob man in Sofia die thrazische Frage in den Vordergrund, was in Ankara und in Athen stark verstimmte. Um in Bulgarien den Gedanken an eine Revision in südlicher Richtung schon im Keim zu ersticken, sah sich die türkische Regierung

Digitized by Google

gezwungen, in Ostthrazien große Streitkräfte zu versammeln und einen neuen befestigten Platz zu errichten.

Unterdessen war der Beitritt der Türkei zum Völkerbund erfolgt, was anfänglich den Anschein erweckte, als ob sie beabsichtige, sich von dem damals noch völkerbundfeindlichen sowjetrussischen Freund zu entfernen. In Wirklichkeit war das Erscheinen der Türkei in Genf nichts als ein Vorzeichen für den später erfolgten Beitritt der UdSSR. und für ein enges Zusammenarbeiten dieser beiden Mächte auch im Rahmen des Völkerbundes.

Der Pakt mit Griechenland und der Eintritt in den Völkerbund leiteten eine Wendung in der türkischen Außenpolitik ein, die sich dadurch kennzeichnen läßt, daß die Türkei von diesem Zeitpunkt an den Anschluß an das System der kollektiven Sicherheit und der Unantastbarkeit der Verträge fand. Mehr und mehr schob sich dabei die von Dr. Aras geführte Außenpolitik nach dem Westen Europas vor. Sie nahm die Marschrichtung der Staaten der Kleinen Entente auf. Im Jahre 1933 entstand, unter der hervorragenden Mitwirkung des Dr. Aras eng befreundeten rumänischen Außenministers Titulescu, die Balkanentente. Ein zweiter antirevisionistischer Block war damit gegründet, und fortan wurde der Name Dr. Aras' in einem Atemzug mit denen Titulescus und Beneschs genannt. Auf dem Wege über die Balkanentente wurde die Türkei auch an mitteleuropäischen Angelegenheiten interessiert, so an der Habsburger Frage und an der italienisch-ungarischen Donaupolitik. Man kann allerdings nicht sagen, daß sich die Türkei hierbei in einem Maße vorgewagt hätte, das mit ihrer immerhin erheblichen geographischen Entfernung von den mitteleuropäischen Brennpunkten nicht mehr im rechten Verhältnis gestanden hätte. Ungleich größere Aufmerksamkeit schenkte man in Ankara den deutsch-polnischen Beziehungen in Verbindung mit der Politik der UdSSR. Ein Teil der Istanbuler Presse, die in außenpolitischen Belangen zumeist Sprachrohr der amtlichen Kreise in Ankara zu sein pflegt, machte sich die sowjetrussischen Behauptungen zu eigen, Deutschland und Polen arbeiteten zusammen mit Japan auf einen Krieg gegen die Sowjetunion hin.

Von Jahr zu Jahr steigerte sich die geschäftige außenpolitische Tätigkeit des fast stets auf Reisen befindlichen türkischen Außenministers. Nachdem durch die Balkanentente eine vertragliche Friedenssicherung nach Westen hergestellt war, ohne daß es allerdings gelungen wäre, den durch das Fernbleiben Bulgariens und Albaniens verursachten Schönheitsfehler zu beseitigen, ging man in Ankara daran, einen ähnlichen Block im Osten zusammenzuschweißen. Grundsätzlich haben sich die vorderasiatischen Staaten Türkei, Iran, Afghanistan und Irak zum Abschluß eines vierseitigen Nichtangriffspaktes bereit erklärt. Auch hier war die Türkei das treibende Element; sie ist ja unter allen Partnern in der neuzeitlichen Entwicklung am weitesten vorangeschritten. In Einzelfällen haben Afghanistan und Iran diese führende Rolle der Türkei auch schon bestätigt, indem sie türkischen Schiedsrichtern das Schlichteramt in zwischenstaatlichen Streitfällen übertrugen. Erleichtert wurde der auf türkische Anregung betriebene, vorläufig noch etwas lose Zusammenhalt der vorderasiatischen Staaten durch die im Verlauf des englisch-italienischen Mittelmeerkonfliktes eingetretene Annäherung Englands an die UdSSR. Moskau und London sind, von Mittelmeererwägungen abgesehen, auch hinsichtlich der gefahrenschwangeren Entwicklung im Fernen Osten darauf angewiesen, im vorderen Orient gemeinsam Ruhe zu halten, wobei zunächst England den Völkern seiner alten Einflußzonen Zugeständnisse machen muß.

Der italienische Kolonialfeldzug mit seiner noch immer im Steigen begriffenen Spannung im Mittelmeerbecken hat auch auf die türkische Außenpolitik besonders ausgeprägte Rückwirkungen gehabt. Das Verhältnis zu Italien stand schon seit

Digitized by Google

einigen Jahren im Zeichen tiefsten Mißtrauens von türkischer Seite. Man war in Ankara fest davon überzeugt, Italien wolle sich in Afrika oder Kleinasien Siedelungsland und Bodenschätze holen. Italien hatte sich bekanntlich im Weltkrieg einen großen Ausschnitt aus Südwestanatolien mit reichem Siedelungsland bei besten klimatischen Bedingungen als künftige Kriegsbeute zusprechen lassen. Vorübergehend war dieses Gebiet nach dem Zusammenbruch des osmanischen Reiches von italienischen Besatzungstruppen besetzt gewesen. Der türkische Unabhängigkeitskrieg machte diesem Zwischenspiel ein Ende, doch blieb Italien im Besitz der dem anatolischen Südwestufer vorgelagerten Inseln des Dodekanes, die zu starken Stützpunkten für die Kriegsflotte und die Luftstreitkräfte ausgebaut wurden. Die Türkei hat hierin immer ein Sprungbrett für einen italienischen Handstreich nach Anatolien gesehen. Von Anbeginn des ostafrikanischen Feldzuges standen die Sympathien der Türkei auf Seiten Abessiniens. Bereitwillig kam man in Ankara der völkerbundlichen Aufforderung entgegen, sich an den Sühnemaßnahmen gegen Italien zu beteiligen und nahm dafür sogar eine fühlbare Schädigung des sehr regen Außenhandels mit Italien, des zweitbesten Kunden, in Kauf. Die englische Umfrage unter den Mittelmeerstaaten wurde von der Türkei ebenfalls bejahend beantwortet, doch wurde die etwaige Hilfeleistung gegen Italien nicht bedingungslos zugesagt. Für die Türkei war die Zeit gekommen, den ihr verbliebenen Revisionsanspruch im stillen Einverständnis mit England zum Austrag zu bringen. Im Friedensvertrag von Lausanne hatte sie alle berechtigten Forderungen durchsetzen können. Nur in der Frage der Meerengenbefestigung waren die Westmächte unter Englands Führung unerbittlich geblieben. Die Türkei mußte sich bereit erklären, die Dardanellen und den Bosporus in Kriegs- und Friedenszeiten für die Kriegs- und Handelsschiffe der Neutralen und der Kriegführenden offen zu halten. Zu diesem Zweck wurde der Türkei die Entfestigung eines fünfzehn Kilometer breiten Streifens zu beiden Ufern auferlegt, in dem sie nur beschränkte Streitkräfte, Polizei und keine Armeetruppen unterhalten darf. Auf diese Weise hatte sich England die Möglichkeit gesichert, jederzeit seine Kriegsschiffe ins Schwarze Meer entsenden zu können, wenn es zu einer Auseinandersetzung mit Rußland kommen würde. Die UdSSR. hat den Sinn dieses England günstigen Meerengenregimes erkannt. Sie hat das Abkommen darum nicht ratifiziert und hat als Gegenzug ihre Freundschaft zur Türkei so innig ausgestaltet, daß sie die Gewißheit haben konnte, an den Meerengen einen verläßlichen Türhüter zu besitzen. Restlos befriedigend war dieser Zustand weder für die Türkei, noch für die Sowjetunion, denn die Türkei war gezwungen, die für einen Kriegsfall notwendigen Abwehr- und Sicherheitsmaßnahmen dem Buchstaben des Abkommens entsprechend außerhalb der entmilitarisierten Zone vorzubereiten. Für die türkische Landesverteidigung war das Abkommen eine schwere Behinderung.

Im Jahre 1933 erfolgte in Genf der erste Versuch der Türkei, auf diplomatischem Wege die Beseitigung der einseitigen Beschränkung der türkischen Wehrhoheit zu erlangen. Der Versuch scheiterte am Widerstand Englands und Frankreichs. Dieses wollte keinen Präzedenzfall für die Revision eines Friedensvertrages zulassen, und die betont antirevisionistische Türkei konnte sich der französischen Logik nicht verschließen. Heute hat sich die Lage von Grund auf geändert. Die Türkei hat die ihren eigenen Revisionswünschen günstige Lage ausgenützt und in Bälde sind diplomatische Verhandlungen über ein neues Meerengenabkommen zu erwarten, durch das die Türkei das Recht der Befestigung erhalten wird. Ausschlaggebend für die Türkei war im übrigen die Spannung im Mittelmeer, zu dessen größten Anrainern sie gehört. Da sie England im Zusammenhang mit dessen Reibungen mit Italien weit entgegengekommen ist, hat sie sich ein Anrecht auf eine englische Gegengabe er-

Digitized by Google

worben. Erst, nachdem die Vorfühler in London ergeben hatten, daß England zu einer wohlwollenden Behandlung der türkischen Forderung geneigt ist, erfolgte der türkische Schritt bei den interessierten Mächten. Ihre Machtstellung an der Schwelle zweier Erdteile wird eine große Steigerung erfahren, wenn wieder türkische Geschütze diese geschichtliche Wasserstraße beherrschen, die, durch türkisches Gebiet führend, zwei Meere verbindet.

Englands Nachgiebigkeit steht in auffallendem Widerspruch zu seiner alten Meerengenpolitik. Dies läßt sich einerseits durch die Schwierigkeiten erklären, denen sich England im Mittelmeer gegenübersieht, andererseits durch die kluge Erkenntnis, daß es zwecklos ist, einem türkischen Begehren, von dessen Erfüllung sich der innerlich und äußerlich gekräftigte Staat auf die Dauer doch nicht hätte abhalten lassen, unnützen Widerstand entgegenzusetzen. Mit Machtmitteln hätte England die Befestigung auch dann nicht verhindern können, wenn sie etwa auf dem Wege eines einseitigen türkischen Entschlusses erfolgt wäre. England sieht vielmehr weiter. Genau wie es der Blockbildung der vorderasiatischen Staaten keine nennenswerten Hindernisse bereitet, so macht es auch der Türkei in der Meerengenfrage ein wichtiges Zugeständnis, in der Hoffnung, auf die weitere Entwicklung einen ausschlaggebenden und dabei freundschaftlichen Einfluß nehmen zu können.

Die Aufrollung der Meerengenfrage ist dazu angetan, der Behandlung einer Reihe anderer ungelöster Probleme des Südostens Vorschub zu leisten. Daß die Türkei hierzu einen Beitrag geliefert hat, wird ihr in Rumänien verübelt und hat einen Schatten auf die Beziehungen der beiden, im antirevisionistischen Block der Balkanentente zusammengeschlossenen Staaten geworfen. In Bukarest hat man der amtlichen türkischen Auffassung, nur die Änderung bestehender Grenzen sei eine Revision, nicht aber die völlige Wiederherstellung des türkischen Besitzrechtes auf türkisches Gebiet, nicht beitreten können. Auf der anderen Seite hat Griechenland, das die Ansprüche der verbündeten Türkei auf die Befestigung der Meerengen billigt, erklärt, nun seine auf Grund des Meerengenabkommens entfestigten Inseln Lemnos und Samothrake wieder aufzurüsten. Auch Griechenland weist dabei, wie die Türkei, den Gedanken einer „wirklichen" Revision von sich, was aber am Kern der Sache nichts ändert; denn eine wesentliche Änderung einer Friedensvertragsbestimmung ist damit doch verbunden. Es konnte nicht fehlen, daß nun auch Bulgarien an seinen Anspruch auf einen Handelsausweg an das Ägäische Meer erinnert, eine Frage, die im Rahmen der Balkanpolitik stets eine Rolle gespielt hat.

Das Verhältnis der Türkei zu Deutschland wird hauptsächlich durch die wirtschaftlichen Beziehungen bestimmt. Die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft des Weltkrieges ist verblaßt. In der neueren türkischen Geschichtsschreibung nimmt der aus eigener Kraft erfochtene Sieg im anatolischen Unabhängigkeitskrieg als Grundlage für einen neuen Staat einen breiteren Raum ein als die Jahre 1915 bis 1918. Der außenpolitische Weg der Türkei führte in den Jahren nach dem Kriege zwangsläufig nach anderen Richtungen, da Deutschland wenig in der Lage war, sich den Geschehnissen im Mittelmeer und auf dem Balkan zu widmen. In den letzten Jahren ist vor allem in der Haltung der maßgebenden türkischen Presse bei der Beurteilung der Vorgänge in Deutschland und bei der Besprechung der deutschen Außenpolitik die enge Bindung zu Tage getreten, die zwischen Ankara und Moskau besteht. Die Rücksichtnahme auf die Gedankengänge des sowjetrussischen Freundes und die betonte Völkerbundtreue haben der amtlichen Politik der Türkei mitunter Deutschland gegenüber Zurückhaltung auferlegt. Doch ist die Achtung, die das türkische Volk dem deutschen Lebenswillen, der deutschen Arbeitsleistung und dem deutschen Geistesleben entgegenbringt, unverändert groß geblieben und hat nach dem Jahre 1933 noch eine Steigerung erfahren.

Digitized by Google

Die türkische Innenpolitik

Von Rudolf Nadolny in Berlin

Der Aufbau der aus den Wirren des Weltkrieges und des Unabhängigkeitskrieges erstandenen neuen Türkei vollzieht sich unter dem Wahlspruch „Freiheit und Fortschritt". Dabei ist für die türkische Außenpolitik der Ton vornehmlich auf das Wort Freiheit, für die Innenpolitik auf das Wort Fortschritt zu legen. Aber Fortschritt bedeutet hierbei nicht nur Weiterentwicklung, auch nicht beschleunigte Weiterentwicklung, sondern viel mehr als das, nämlich geradezu Sprung auf eine neue Plattform, Bruch mit der ganzen Vergangenheit, Ausräumung aller staatlichen Einrichtungen des alten orientalischen Kaiserreichs und Ersatz durch Einrichtungen eines vollkommen neuen Staates, eines osteuropäischen türkischen Nationalstaates.

Wandelbarkeit in der Stellung eines Staates unter den anderen Staaten ist nichts Ungewöhnliches. Daß freie und mächtige Reiche in Hörigkeit verfallen oder ganz verschwinden, Tributär- und Kolonialländer plötzlich selbständig werden, von der Karte gestrichene Reiche auf einmal wieder in neuer Macht erstehen — derartige Wechselfälle des Schicksals haben auch wir erlebt. Wenn trotzdem die Erstehung des von der kapitulären Abhängigkeit befreiten türkischen Staates schon mit Rücksicht auf die heldenhaften Umstände, unter denen sie vor sich ging, uns als ein Stück Geschichte erscheint, das unsere höchste Bewunderung verdient, so bedeutet sie doch nicht etwas, das außerhalb aller Möglichkeit liegt. Der Wandel jedoch, der sich im Innern dieses neuen Staates vollzogen hat und weiterhin vollzieht, geht für jeden, der die alte Türkei gekannt hat, über die Vorstellung einer für möglich gehaltenen staatlichen Entwicklung hinaus. Und man weiß nicht, worüber man bei einem Vergleich der heutigen Türkei mit der Vorkriegstürkei mehr staunen soll: ob über den Mut und die geniale Erkenntnis und Entschlossenheit der Männer, die zusammen mit Mustafa Kemal und unter seiner Leitung das Messer zu einer so grundlegenden Operation angesetzt haben und noch heute führen, oder über die willige und sogar eifrige Wandlungsbereitschaft einer Bevölkerung, die vorher jeder europäischen Anschauung fremd und jeder europäischen Neuerung ablehnend gegenüberstand.

Die Parole, mit der die türkischen Machthaber die Modernisierung ihres Staates betreiben, ist nicht so selbstbewußt und aufreizend wie die russische Parole: „Wir werden Europa nicht nur einholen, sondern überholen", mit der die Sowjetregierung die große Masse ihrer Bevölkerung zu höchster Anspannung wirtschaftlicher und kultureller Leistung antreibt. Die Türkei will nur den Schritt vom orientalischen zum europäischen Staat machen. Aber schon diese Parole hat sich bei ihr als zugkräftig genug erwiesen, um ihr gesamtes Volksleben in Bewegung zu setzen und eine unentwegt und systematisch vor sich gehende Modernisierung des Staates zuwege zu bringen. Tatsächlich gibt es keine Äußerung des türkischen Staats- und Volkslebens, die nicht von der Erneuerung erfaßt worden ist.

Die Verfassung der neuen Türkei wurde am 20. April 1924 Gesetz. Aber schon mehrere Jahre vorher stand fest, daß die Zeit des Sultanats zu Ende war und daß an die Stelle der ottomanischen theokratischen Monarchie ein türkische demokratische Republik treten sollte. Wenn Mustafa Kemal bei der Umwandlung der Staatsform trotzdem nur Schritt für Schritt vorging, so bewogen ihn dazu taktische Erwägungen. So wurde 1922 nur die Trennung von Sultanat und Kalifat, also von Staat und Kirche vorgenommen, die Dynastie Osman aber noch in der Funktion des Kalifats belassen. Kaum ein Jahr später erfolgte der nächste Schritt. Am 29. Oktober 1923 nahm die Große Nationalversammlung einstimmig den Beschluß

Digitized by Google

an, unter Bestimmung Ankaras zur Landeshauptstadt und Wahl Mustafa Kemals zum Präsidenten die türkische Republik auszurufen. Die Abschaffung des Kalifats und vollständige Beseitigung der Dynastie im März 1924 war dann der Schlußakt.

Kamal Atatürk ist augenscheinlich aus Überzeugung Anhänger einer parlamentarischen oder mindestens stark konstitutionellen Demokratie. Als sich in Persien und Albanien die neuen Machthaber alsbald mit den alten monarchischen Titeln schmückten, ließ er deutlich merken, daß dies nicht seiner Anschauung entspreche. So ist auch in der türkischen Verfassung das demokratische Prinzip klar zum Ausdruck gebracht. Träger der Staatssouveränität ist allein das türkische Volk und in seinem Namen die Nationalversammlung. Diese allein hat die gesetzgebende und vollziehende Gewalt inne, und der von ihr gewählte Präsident sowie die von diesem aus ihrem Kreise bestimmten Minister sind eigentlich nur von ihr mit bestimmten Aufgaben betraute Abgeordnete. Wohl sind dem Präsidenten und der Regierung gewisse repräsentative und vollziehende Funktionen auch verfassungsgemäß übertragen; aber die wesentlichsten Auswirkungen der Souveränität, wie die Einbringung von Gesetzesvorschlägen, das Budgetrecht, das Recht der Überprüfung von Todesurteilen, der Begnadigung und der Amnestie, stehen nur der Nationalversammlung zu. Auch die Rechtsprechung erfolgt in ihrem Namen. Ja, sie übt eigentlich auch das Oberkommando über die militärischen Kräfte aus und hat es dem Präsidenten nur vertretungsweise übertragen. Daß die Verfassung des weiteren auf den Grundsätzen der absoluten Rechtsgleichheit aller Staatsangehörigen und der in modernen demokratischen Staaten üblichen Sicherheit der persönlichen und staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten, also der Gewissens- und Religionsfreiheit, der Freiheit des Wortes und der Presse, der Versammlungsfreiheit und freien Vereinsbildung, der Wahrung des Briefgeheimnisses und der sonstigen demokratischen Freiheiten beruht, braucht nach der Kennzeichnung ihres Charakters kaum ausgeführt zu werden.

Man wird sich fragen, wie es bei solchen freiheitlichen Anschauungen des Begründers der neuen Türkei und bei einer so demokratischen Verfassung zu erklären ist, daß trotzdem und offenbar nicht mit Unrecht von einem straff zentralisierten, um nicht zu sagen autokratischen Regime des Präsidenten Atatürk gesprochen wird. Daß Atatürk tatsächlich alle Gewalt in seiner Hand vereinigt und eine nahezu unbeschränkte Autorität ausübt, entspricht der Wirklichkeit. Die Erklärung dafür liegt zunächst darin, daß die Nationalversammlung im Grunde nichts anderes ist als die in der Kammer vereinigte Volkspartei, und daß diese als die eigentliche Leitung des Staates anzusehen ist und ihr Vorsitz in den Händen Atatürks ruht. Die Volkspartei aber ist — wenigstens in ihrem Anfang und in ihren Häuptern — der Kreis jener Männer, die der General Mustafa Kemal einst im Jahre 1919, nachdem er vor der Entente nach Samsun entwichen war, im anatolischen Hinterland zum Freiheitskampf aufgerufen hatte. Sie hatte sich zuerst auf dem Kongreß in Erzerum als „Vereinigung zur Verteidigung der Rechte Ostanatoliens" und dann in Ankara staatlich als die erste Große türkische Nationalversammlung, korporativ aber als Volkspartei konstituiert mit dem Artikel 1 ihrer Satzung: „Das Ziel der Partei ist die Aufrichtung einer Regierung durch und für das Volk und die Erhebung der Türkei zu einem modernen Staat". So sehr auch Atatürk in seinem Streben nach Errichtung einer Demokratie in westeuropäischem Sinne heute darauf ausgeht, daß in der Kammer auch unabhängige und kritische Meinungen zu Wort kommen, und so sehr er es daher auch betrieben hat, daß neben der Volkspartei noch eine Zahl von Abgeordneten — es sind 13 unter 399 — sich als „Unabhängige" absonderte, so kann dies doch nicht verhindern, daß die unter seinem Vorsitz stehende Partei, die ihre Zellen und Vertrauensmänner im ganzen Lande hat und deren Kandidaten für

Digitized by Google

die Kammer vom Vorsitzenden nominiert werden, auch im Kamutay — das ist der heutige Name für die Kammer — allein maßgebend ist.

Des weiteren ist es die autoritative Persönlichkeit Atatürks selbst, die eine weitgehende Zusammenfassung des Regiments in seiner Hand mit sich bringt. Er ist nun einmal der Schöpfer der neuen Türkei, der Nationalheld ihrer Freiheit und der spiritus rector ihres Aufstiegs. Seine energisch zupackende, dabei mit Weisheit und Überlegung gemischte Initiative ist die anerkannte Triebfeder aller Neuerungen, und diese haben sich bisher bewährt. Gegenüber einer derartigen, von Vertrauen und Verehrung getragenen Autorität können sich die geschriebenen offiziellen Kompetenzen nicht durchsetzen.

Und schließlich ist es die starke Einheit des türkischen Aufbauwillens, die eine Vereinigung aller maßgebenden Macht in einer Hand herbeigeführt hat. Der Aufbauwille hat die ganze Türkei erfaßt, und er hat eine willige Zusammenfassung aller Kräfte auf seine Quelle zuwege gebracht. Diese Quelle aber ist Atatürk mit seinen alten Kampfkameraden.

Andererseits läßt sich bei allem persönlichen und auf die Initiative Atatürks abgestellten Charakter des Regimes nicht sagen, daß dadurch das Demokratische vollkommen ausgeschaltet ist. Die Art, wie das Land verwaltet wird und wie auch sein Umbau in einen europäischen Staat vor sich geht, ist durchaus demokratisch und vollzieht sich immer in demokratischen Formen.

Daß trotz der Geschlossenheit des türkischen Aufbau- und Modernisierungswillens gewisse Widerstände innerhalb des Volkes nicht ausgeblieben sind, bedarf keiner Erklärung. Die Gegnerschaft kam teils aus dem Kreis der Kameraden Mustafa Kemals selbst, von denen einige, sei es aus persönlichem Ehrgeiz, sei es aus sachlichen Motiven, andere Wege zum Aufstieg für besser hielten. Teils rührte sie aus reaktionären, vornehmlich geistlichen Kreisen her, die aus eigener Leidenschaft oder auf Anstiften des Auslandes die Bevölkerung gegen das neue Regime aufwiegelten. Sie bedienten sich dazu vornehmlich der in dem verbliebenen türkischen Territorium noch vorhandenen fremden Nationalitäten, vor allem der mohammedanischen Kurden. All diese Widerstände wurden aber schnell und energisch ertötet. Den abtrünnigen Kameraden und den Aufwieglern wurde der Prozeß gemacht, die aufständische Bevölkerung wurde mit militärischen Mitteln zur Ruhe gebracht.

Diese Vorkommnisse, insbesondere die kurdischen Aufstände von 1925 und 1929, führten dazu, daß bei der Neuordnung der Verwaltung die Ostprovinzen mit ihrer stark kurdischen Bevölkerung sowie später auch Thrazien, das ebenfalls eine sehr gemischte Einwohnerschaft aufweist, je einem besonderen Generalinspektor unterstellt wurden. Im übrigen wurde aber die Frage der nichttürkischen Nationalitäten, die im alten ottomanischen Reich bekanntlich das größte Schwächungsmoment bedeutet hatte, in radikaler Weise gelöst, indem durch die vollkommene Trennung von Staat und Kirche und die demokratische, auf dem Grundsatz der gleichen Freiheit aller Staatsbürger beruhende Gesetzgebung alle Gründe für eine Sonderstellung irgendwelcher Volkskreise beseitigt wurden. Auch die noch in verhältnismäßig geringer Zahl vorhandenen nichtmohammedanischen Minderheiten: Griechen, Armenier und Juden, haben sich damit abgefunden. Sie verfügen indes neuerdings über je ein bis zwei Abgeordnete in der Kammer.

An sonstigen Neuerungen, die in der Verwaltung durchgeführt oder eingeleitet worden sind, sei noch eine Verminderung der früheren drei örtlichen Instanzen durch Beseitigung der Kreiseinteilung und eine zweckmäßigere Gestaltung der Provinzeinteilung nach geographischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten erwähnt. Im übrigen gibt es keinen Verwaltungszweig, dessen Reform nicht die Regierung, und mit ihr die ganze Bevölkerung, in Angriff genommen hätte. Polizei und

Digitized by Google

Gendarmerie, Feuerwehr und Lastträger, Straßenreinigung und Gesundheitswesen, Städtebau und Landvermessung, alles ist einer Modernisierung unterzogen worden. Dabei wurden in weitgehendem Maße ausländische Sachverständige und Berater zugezogen. So wurde der Aufbau und die Ausgestaltung der neuen Hauptstadt Ankara dem deutschen Professor Jansen übertragen.

Eine besondere Hervorhebung bei der Aufzählung der Reformen verdient die Erneuerung des Rechtswesens. Der Umbruch auf diesem Gebiet hat die ganze Grundlage des orientalischen Lebens in der Türkei einem Wandel unterzogen. Handelt es sich doch dabei um die Beseitigung und Ersetzung des ganzen, auf dem Koran und der geistlichen Überlieferung beruhenden Scheriats, also des so gut wie alle Zweige des staatlichen und privaten Lebens umfassenden geistlichen Rechtsgefüges, das allen islamischen Staaten ihren Eigencharakter gibt. Nichts konnte mehr die Auslöschung der orientalischen Vergangenheit beweisen als die Einführung des westeuropäischen Zivil-, Straf- und Personenstandsrechts. Das schweizerische Bürgerliche Gesetzbuch, das italienische Strafgesetzbuch, das deutsche Handelsrecht und die deutschen Prozeßordnungen wurden 1926 fast ohne Änderungen übernommen. Diese Neuordnung stellte nicht nur die türkischen Juristen, sondern fast das ganze Leben in der Türkei vor eine neue Lage. Die alten islamischen Einrichtungen und Formen hinsichtlich der Ehe, des Familien- und Erbrechts, der Stellung der Frau, der Vertragsschlüsse und des Grundeigentums mußten verschwinden und europäischen Einrichtungen und Formen Platz machen. Standesämter für die Eheschließung und die Registrierung von Geburten und Sterbefällen wurden eingerichtet, an die Stelle der Romantik des Harems trat die obligatorische Einehe und die europäische Form der Eheschließung und Ehescheidung. Katasterämter stellten das ganze Grundstückswesen auf eine neue Rechtsform, die Liegenschaften der toten Hand verloren ihre Sonderstellung, die Klöster und Orden wurden aufgehoben.

Natürlich erforderte diese Umwandlung des Rechtswesens eine ganz andere Schulung der Juristen. Durch die Errichtung einer zweiten Rechtsfakultät in Ankara neben der Stambuler und durch Vorträge und Schulungskurse wurde ihre Umstellung nach Möglichkeit gefördert; aber die Einarbeitung in das neue Recht nahm naturgemäß einen längeren Zeitraum in Anspruch.

Einer tiefgehenden Wandlung ist auch das türkische Wirtschaftsleben unterzogen worden. Hierbei mußte sich die neue türkische Staatsleitung zunächst über ihre grundsätzliche Einstellung auf das für ihr Land zu wählende Wirtschaftssystem schlüssig werden. Bekanntlich unterhält die neue Türkei enge und freundschaftliche Beziehungen zu der benachbarten Sowjetunion. Sie haben sich mit der Zeit auch auf wirtschaftlichem Gebiet stark ausgewirkt, die Türken haben manche wirtschaftliche Anregung und Einrichtung von Rußland übernommen. So fragte es sich, ob man auch das ganze sowjetrussische Wirtschaftssystem übernehmen würde. Die Türkei hat das nicht getan. Sie steht auf dem Grundsatz der privaten Unternehmerinitiative und des Privateigentums auch an den Produktionsmitteln. Andrerseits sind sich aber die neuen türkischen Staatsmänner darüber einig, daß es bei dem primitiven Zustand der bisherigen türkischen Wirtschaft, den Entwicklungsmöglichkeiten des von der Natur reich bedachten Landes und der Notwendigkeit, die Modernisierung so schnell wie möglich vorzunehmen, einer weitgehenden Einwirkung des Staates bedarf, um bald greifbare Erfolge zu erzielen. Das hat zu einem Etatismus geführt, der unter grundsätzlicher Anerkennung des Systems des freien Kräftespiels eine weitgehende Wirtschaftsplanung und -Kontrolle und auch einen großen Teil der Handhabung der Wirtschaft in die Hände des Staates gelegt hat.

Das neue System machte sich in erster Linie auf dem Gebiet der militärischen Rüstungen geltend. Nach den Erfahrungen des Krieges legten Mustafa Kemal und

Digitized by Google

seine Kameraden den größten Wert darauf, ihr Land wieder wehrfähig und in seiner Wehrfähigkeit möglichst vom Auslande unabhängig zu machen. Eine neue türkische Streitmacht zu Lande und zu Wasser wurde aufgestellt und — teilweise unter Zuziehung ausländischer Berater — möglichst modern ausgebildet, wobei man darauf Bedacht nahm, die notwendige Ausrüstung nach Möglichkeit im Lande selbst herzustellen. Das führte zur Schaffung einer Rüstungsindustrie. Aber auch die sonstige Industrialisierung des Landes wurde alsbald in die Hand genommen. Es war an sich für die türkischen Staatsmänner nicht leicht zu entscheiden, ob sie ihr Land in seinem Zustand als Agrarland belassen oder industrialisieren sollten. Sie entschieden sich schließlich dafür, eine Industrie insoweit ins Leben zu rufen, wie es die eignen natürlichen Hilfsquellen des Landes zulassen. Demgemäß wurden die vorhandenen Ansätze industrieller und gewerblicher Betätigung, insbesondere die Tabaks-, die Teppich- und die Seidenindustrie sowie die sonstigen kleinen Betriebe zur Verarbeitung von Landeserzeugnissen, nach Kräften entwickelt und modernisiert. Dann wurden neue Industrien ins Leben gerufen, so eine Zuckerindustrie, die heute bereits den Bedarf des Landes deckt, Baumwoll- und Wollwebereien, eine Zementindustrie, Gerbereien, Seifenfabriken und andere, die Erzeugnisse des Landes verarbeitende Anlagen. Die gewerbliche Gewinnung von Rohstoffen, insbesondere den Kohlen- und Metallbergbau, hat man weitgehend gefördert. Ein Industrieförderungsgesetz, das den Unternehmern Vergünstigungen gewährt, die Errichtung von besonderen Banken für die Finanzierung industrieller Betriebe und von Fachschulen für die Ausbildung des erforderlichen Personals sowie die Zuziehung von ausländischen Fachleuten als Sachverständige fördern diese Entwicklung wesentlich.

Immerhin wird auch weiterhin die Landwirtschaft als die Hauptstütze der türkischen Wirtschaft betrachtet. Ihrer Entwicklung widmet man daher viel Sorgfalt. Die Türkei ist mit fruchtbarem Boden und günstigem Klima gesegnet und besitzt die Möglichkeit, hochwertige Agrarprodukte, so z. B. Tabak, Weizen, Mais und Gerste, Baumwolle, Rosinen, Haselnüsse, Gemüse und Südfrüchte sowie verschiedene medizinische Pflanzen hervorzubringen. Es galt darum nur, die Methoden der Gewinnung zu verbessern. Dies wurde energisch in Angriff genommen. Nach einer Prüfung der Landwirtschaft verschiedener westeuropäischer Länder wurden von dort, und zwar hauptsächlich von Deutschland, Fachleute herangezogen, die eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende systematische Wirtschaftsweise in die Wege leiteten. Sie bezog sich nicht nur auf die Bodenbearbeitung und Fruchtgewinnung, sondern auch auf die Viehzucht und Forstwirtschaft. Die Einrichtung eines landwirtschaftlichen Unterrichts, der in der Errichtung einer unter deutscher Leitung stehenden großen landwirtschaftlichen Hochschule in Ankara seine Krönung fand, ergänzt die praktische Arbeit auf dem Lande und sorgt für die Heranbildung tauglichen Nachwuchses.

Der weitgehenden Förderung von Gewerbe und Landwirtschaft steht eine tatkräftige Entwicklung des Verkehrswesens zur Seite. Sie betrifft in erster Linie das Eisenbahnwesen. Das Eisenbahnnetz der alten Türkei bestand in der Hauptsache nur aus der Anatolischen und der Bagdadbahn sowie einigen Stichbahnen von der Küste ins Land und einer Verbindung nach Europa. Diese Bahnen gehörten entweder ausländischen Gesellschaften oder standen weitgehend unter ausländischem Einfluß. Die neue Staatsleitung holte in schrittweisem Vorgehen alle diese Bahnen in das Eigentum der Türkei hinüber und erweiterte durch Neubauten das Netz von Jahr zu Jahr. Die ersten neuen Linien wurden durch fremde Gesellschaften gebaut. Heute betreibt die Türkei den Bahnbau in eigener Regie, sie verfügt über ein Eisenbahnnetz, das seine Maschen fast über das ganze Land erstreckt. Auch der Bau von Landstraßen geht in wachsendem Maße vor sich, desgleichen die Schaffung einer einheimischen Handelsflotte und die Einrichtung eines Luftverkehrs.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Produktions- und Verkehrsverhältnisse hat eine Steigerung des Handels nach sich gezogen. Auch hier setzte die Reformtätigkeit ein. Sie sucht die Handelstätigkeit nach Möglichkeit aus den Händen der fremden Elemente, die sie in der alten Türkei ausgeübt hatten, auf die türkische Bevölkerung zu übertragen und die Bilanz des Außenhandels möglichst aktiv zu gestalten. Beide Ziele sind weitgehend verwirklicht worden.

Bemerkenswert ist auch die bisherige Leistung der türkischen Staatsmänner auf dem Gebiet des Finanzwesens. Wie sehr die alte Türkei in eine Defizit- und Schuldenwirtschaft verstrickt war, ist bekannt. Den neuen Männern ist es in zähen Bemühen gelungen, die Auslandsschulden durch Verhandeln mit den Gläubigern auf ein erträgliches Maß herunterzudrücken, ein umfangreiches Aufbauprogramm ohne erhebliche neue Schulden durchzuführen, die türkische Währung zu halten und das Budget ins Gleichgewicht zu bringen. Dabei ist die türkische Bevölkerung arm und die Staatseinnahme, an europäischen Verhältnissen gemessen, sehr niedrig. Aber die türkischen Finanzminister haben streng darauf geachtet, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen. Das Steuerwesen ist außerdem modernisiert worden, die Belastung ist jetzt eine gerechtere als früher. Eine Staatsbank wurde — wenn auch zunächst mit geringen Mitteln — gegründet.

Als das Hauptwerk der neuen türkischen Sozialpolitik ist zweifellos die Befreiung der türkischen Frau aus ihrer untergeordneten Stellung dem Manne gegenüber und aus ihrer vollkommenen Fernhaltung von der Öffentlichkeit zu bezeichnen. Heute ist die türkische Frau dem Manne gleichgestellt. Sie kann sich jedem Beruf widmen, es steht ihr auch das aktive und passive Wahlrecht zu. Heute sind in der Türkei Frauen in fast allen Berufen tätig, als Büroangestellte, als Ärztinnen, als Advokatinnen, als Beamte, und in der Nationalversammlung haben die Frauen 17 Abgeordnetensitze inne.

Auch sonst zeigt in der heutigen Türkei die soziale Fürsorge erfreuliche Ansätze. Auf dem Gebiet der Hygiene, der Krankenfürsorge, der Säuglingspflege, des Mutterschutzes und der allgemeinen Wohlfahrt wird Beachtliches geleistet. Die Sterbeziffer ist erheblich zurückgegangen, Gegenden, die früher malariaverseucht waren, sind heute fieberfrei. Für eine soziale Arbeitergesetzgebung lag bisher bei der geringen industriellen Betätigung kein Anlaß vor. Indessen sind doch in den letzten Jahren Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit, über die Arbeitszeit und die Hygiene in den Fabriken ergangen; ein allgemeines Gesetz über das Arbeitsrecht ist in Vorbereitung.

Kulturell am meisten in die Augen fallen gewisse Wandlungen in althergebrachten äußeren Eigenarten; sie sprechen auch am stärksten für den türkischen Europäisierungswillen. Es klang allen Orientkennern wie ein Märchen, als es hieß, in der Türkei sei im Verlauf von wenigen Tagen der Fes beseitigt und durch die europäische Kopfbedeckung ersetzt worden, und die Frauen hätten den Schleier abgelegt. Noch merkwürdiger erschien es, als plötzlich in kühnem Entschluß die arabischen Schriftzeichen durch lateinische ersetzt wurden und nicht nur die Schulkinder, sondern auch die Erwachsenen mit Eifer die neuen Zeichen erlernten, der Präsident selbst sogar darin Unterricht erteilte. Weitere Neuerungen dieser Art waren die Einführung der europäischen Zeitrechnung an Stelle des alten islamischen Mondjahres, die Bestimmung des Sonntags als Wochenfeiertag an Stelle des Freitags und die Einführung von Familiennamen. Alles das wurde nur Schritt für Schritt eingeführt. Aber es war wohl doch nur in einem Volk möglich, dem die Rückständigkeit des Alten bereits tief ins Bewußtsein gedrungen war, und auch nur ein Atatürk konnte es vornehmen. Jedenfalls konnte der Bruch mit der Vergangenheit äußerlich nicht stärker gekennzeichnet werden.

Digitized by Google

Tatkräftig und gründlich erfolgte auch die Umstellung in der Wissenschaft und in der Kunst. An erster Stelle stand dabei die Schaffung eines modernen Schulwesens. Die alten geistlichen Schulen verschwanden, an ihre Stelle traten weltliche Grundschulen und Lyzeen für Knaben und für Mädchen. Das Universitätsstudium wurde unter der Leitung eines ausländischen Fachmannes erneuert. Für die Heranbildung eines modernen Lehrpersonals wurden mehrere Lehrerbildungsanstalten eingerichtet, andrerseits wurden auch zahlreiche ausländische Professoren an die Universität und die Fachhochschulen verpflichtet. Die noch von der alten Zeit her vorhandenen fremden Schulen wurden belassen; aber sie wurden der staatlichen Aufsicht unterstellt und in den Schulplan einbezogen, so daß ihre Zahl und Bedeutung sehr zurückgegangen ist.

Auch vor der Kunst machte die Europäisierung nicht Halt. Die Akademie der Schönen Künste und das Konservatorium in Istanbul erhielten ausländische Lehrer, die neuerbauten Kunststätten in Ankara, ein Theater und ein Konservatorium, wurden unter die Leitung westeuropäischer Künstler gestellt. In der Baukunst machte der in den ersten Nachkriegsjahren aufgekommene kemalistische Baustil, der eine Art von modernisiertem arabischem Baustil darstellte, europäischer Bauart Platz.

Ankara

Von Hermann von Engelmann in Istanbul

Es ist geschichtlicher Boden, auf dem sich die Hauptstadt der türkischen Republik erhebt. Hier schnitten sich die Karawanenstraßen, die von Byzanz nach Armenien und dem Iran, vom Schwarzen Meer nach den kilikischen Häfen der Ägäis führten und so den Austausch der Waren des Morgen- und des Abendlandes vermittelten. Bereits in vorgeschichtlicher Zeit scheint dort ein bedeutender Handelsmittelpunkt unter dem Namen „Ankuva" bestanden zu haben, wie die jüngsten hittitischen Ausgrabungen in Kleinasien annehmen lassen. Daraus wurde das mächtige Ancyra der Phrygier, und vor den Toren eben dieser Stadt nahm Alexander der Große die Huldigungen der örtlichen Fürsten entgegen; späterhin wurde es die wichtigste Stadt der Galater und nach deren Auffaugung durch Rom um die Zeit von Christi Geburt der Verwaltungssitz des römischen Statthalters für die Provinz Galatien. Zu dieser Zeit muß es eine reiche Stadt gewesen sein, denn sie besaß ein Hippodrom, mehrere Tempel, Aquädukte, Bäder, einen Regierungspalast und belebte Geschäftsstraßen in der Art, wie sie aus Pompeji und Herkulanum bekannt sind. Manch ein byzantinischer Basileus hat die Stadt besucht, auch Justinian weilte in ihren Mauern. Die Perser rissen sie für kurze Zeit los vom Oströmischen Reich, späterhin folgten die Seldschuken als Machthaber, und nach dem kurzen Zwischenspiel der Kreuzzüge richteten sich die Mongolen Dschingis Khans hier ein bis zum Jahre 1341. Im Jahre 1362 setzten die Osmanen ihr Banner auf die Feste. Es folgte der Einfall Timur Lenks, der auf dem Schlachtfeld von Ankara mit Sultan Bayazid zusammentraf, ihn besiegte und bis zu dessen bald darauf erfolgtem Tode in Ankara gefangensetzte. Unter ottomanischer Herrschaft verlor die Stadt später mehr und mehr an Bedeutung, sie sank herab zum Mittelpunkt des Handels mit Ziegenwolle, während alle anderen Gewerbezweige verkümmerten.

Dies alte Ankara, oder, wie die Europäer sagten, Angora, ist auf einem steilen, in West-Ost-Richtung verlaufenden vulkanischen Felsen erbaut, dessen Gipfel die alte Burg selbst trug, während die Mauern den Burgberg unten mit umfaßten. Lediglich die Römerstadt lag außerhalb dieses Befestigungsgürtels. Das gesamte

Digitized by Google

Gebiet mit seinen engen, winkligen, den Burgberg hinaufkriechenden Gassen, gekrönt von den Resten der früheren Verteidigungswerke, nennen wir heute die „Altstadt", und hier war es, wo Gasi Mustafa Kemal Pascha am 27. Dezember 1919 seinen Einzug hielt. Die Stadt wurde nunmehr der geistige, militärische und verwaltungstechnische Mittelpunkt der in schweren Kämpfen neu erstehenden Türkei. Hier trat die erste „Große Türkische Nationalversammlung" zusammen, Ankara war Hauptstadt der Türkischen Republik geworden. Ein neuer, glänzender Geschichtsabschnitt hatte für das erlebnisreiche Gemeinwesen begonnen.

Die alte, neue Hauptstadt glich zunächst einem Heerlager. Von ihr aus gingen die Impulse eines verbissenen Widerstandes gegen die Feinde in das ganze Land, sie übersprangen die Fesseln der Eindringlinge, fanden allenthalben begeisterten Widerhall bei der Bevölkerung und führten schließlich nach dem Ausklang des heldenhaften Kampfes zum Einzug der kemalistischen, also nationaltürkischen, Truppen. Die kleine, jahrhundertelang halbvergessene Stadt hatte fast über Nacht unerhörte Bedeutung erlangt, und sie war viel zu klein geworden für die neue Aufgabe. Die frisch zu mobilisierenden Kräfte brauchten Platz zu ihrer Entwicklung.

Glücklicherweise erkannte man frühzeitig, daß hier planmäßig vorgegangen werden mußte, wenn anders ein in Zweckmäßigkeit schönes Gebilde entstehen sollte. Während sich schon die neue Hauptstraße am Fuße des Burgberges mit Gebäuden füllte, wurde der deutsche Städtebauer Professor Jansen beauftragt, den Grundriß des entstehenden Stadtteiles zu entwerfen und den Bebauungsplan aufzustellen. „Jeni Schehir", die Neustadt, erstreckt sich vom Burgberg aus nach Süden und Westen in die umliegende Hochebene hinein. Breite Straßen, viele Grünflächen, schlichte Zweckmäßigkeitsformen der öffentlichen Gebäude sind die Hauptmerkmale dieser in jeder Hinsicht und im besten Sinne modernen Schöpfung. Hatten die ersten Neubauten der öffentlichen Hand, wie etwa das Parlament oder der Sitz der staatlichen Landwirtschaftsbank, noch die Kennzeichen eines orientalisierenden Stils mit ausladenden, geschwungenen Dächern, mit Verwendung türkischer, bunter Fayencekacheln als zierende Wandbekleidung, so ist bei den jüngeren Neubauten von derartigen Kompromißlösungen nichts mehr zu verspüren. Die Ministerien, wie sie in einer Gesamtheit das im Herzen der Neustadt gelegene, klar gegliederte Amtsviertel „Bakanliklar" darstellen, sind schlicht und glattflächig, entbehren unorganischen Aufputzes und wirken gerade darum besonders schön, weil sie auch nach außen den Begriff der Arbeit zum Ausdruck bringen. Sie könnten ebensogut in irgend einer europäischen Großstadt mit Ehren bestehen. Obgleich das Viertel der Ministerien noch nicht fertig ist — einzelne sind bereits bezogen, andere stehen noch im Rohbau, und die jüngsten sind erst kürzlich begonnen — kann man schon heute dies Urteil fällen. Und die Wohnungsbauten, welche sich in freundlichen Straßen an den amtlichen Stadtteil anschließen, ihn umgeben, passen sich in ihrer einfach-neuzeitlichen Auffassung dem Gesamtbild vorzüglich an. Eine Villenstadt ist hier entstanden und wächst allwöchentlich weiter in die Ebene hinaus.

Das Schwergewicht des neuen Staates liegt im Grundsatz des friedlichen inneren Aufbaus, der Höherentwicklung von Volk und Land. Auch hierin ist naturgemäß Ankara der Mittelpunkt der Türkei, das Sammelbecken der Kräfte, aus welchem die befruchtenden Ströme bis an die Küsten und die ferne iranische, die syrische Grenze sich ergießen. So wird die Hauptstadt auch nach und nach zum Mittelpunkt des Wissens und des Unterrichts. Die Rechtsfakultät der Universität arbeitet hier bereits, ebenso das höhere Lehrerseminar und die landwirtschaftliche Hochschule. Die Gebäude für die medizinische und die neuphilologische Fakultät — dieser sind das geographische und das Geschichtsinstitut angeschlossen —, ferner der Sitz für die Akademie der Schönen Künste befinden sich im Bau und gehen schnell

Digitized by Google

der Vollendung entgegen. Die Pläne für die staatswissenschaftliche Fakultät und die Handelshochschule sind fertig gestellt.

Besondere Sorgfalt läßt die Regierung der türkischen Republik dem Schulwesen angedeihen, denn in den Schulen wird das künftige türkische Volk herangebildet, das berufen ist, das Erbe einer jungen, lebensstarken Türkei dereinst nicht nur zu übernehmen, sondern auch weiterzuentwickeln. Es leuchtet daher ein, daß in der Hauptstadt einige Musteranstalten entstehen mußten, die dem ganzen Lande als Vorbild dienen. Da ist zunächst das Lehrerseminar Atatürk, dem eine Normalschule und ein Internat angeschlossen sind. In diesem Institut werden die jungen Lehrkräfte herangebildet, die sodann in das Land hinausgehen und kemalistischen Geist bis in die letzte Dorfschule tragen. Wie eindringlich dieser Geist, der zugleich kämpferisch ist im Sinne der Ausbreitung kemalistischen Gedankengutes und aufbauend für die Höherentwicklung des Bauernstandes sorgt, allenthalben gepflegt wird, davon konnten wir uns auf einer eingehenden, in einem sonst wenig besuchten Teile Anatoliens, dem alten Paphlagonien, unternommenen Reise überzeugen.

Zu den Musteranstalten gehören weiter eine Musikhochschule, eine Gewerbeschule, die Handelshochschule und das „Ismet Inöny-Institut für junge Mädchen". Dieses ist ein großer, heller und luftiger Bau, den letzten Anforderungen von Hygiene und Pädagogik entsprechend eingerichtet, und der Geist, der in den schönen Räumen herrscht, ist ebenso fortschrittlich und gesund wie die Baulichkeiten selbst. Wenn man diese quicklebendigen, frischen Mädel mit den offenen Gesichtern, den vor Lebenslust strahlenden Augen sieht, will es einem kaum in den Sinn, daß vielleicht noch ihre Mütter hinter den Gitterfenstern des Harems dahindösten.

Zweier Einrichtungen des amtlichen Ankara muß noch Erwähnung getan werden. Das eine ist das Mustergut des Staatspräsidenten, die „Orman Farm", das andere die große Talsperre von Tschubuk. Das Mustergut liegt einige Kilometer westlich der Stadt, es ist von weittragender Bedeutung nicht nur für die Hauptstadt selbst, sondern auch für das ganze Land. Denn hier werden die zunächst rein theoretischen, dann in Versuchspflanzungen ausgeprobten Untersuchungsergebnisse der unter Leitung eines deutschen Fachmannes stehenden landwirtschaftlichen Hochschule erstmals in beschränktem Ausmaß in die Praxis des Landmannes übertragen. Da sind Baumschulen, große Frucht-, Gemüse- und Blumenfelder, da finden sich Obst- und Weingärten, da sind Zuchtanstalten für alles nur denkbare Getier (mit der Aufzucht der Karakulschafe wurden schon beachtliche Fortschritte erzielt), wir finden aber auch Betriebe zur Weiterverwertung landwirtschaftlicher Erzeugnisse, wie Molkereien, eine Brauerei, Winzerei, Konservenfabrik; sogar ein Lederverarbeitungsbetrieb und eine Werkstatt zur Herstellung landwirtschaftlicher Geräte fehlen nicht. Wenn die Versuche hier die Feuerprobe praktischer landwirtschaftlicher Nutzbarkeit bestanden haben, gehen die Ergebnisse hinaus ins Land und werden den Bauern zur Nachahmung empfohlen, und zwar von den Hochschülern, die eben hier gelernt haben. Daß diese Farm — sie ist in allen Teilen ständig dem Publikum der Großstadt geöffnet, da der Staatspräsident sie der Nation zum Geschenk machte —, mit Schwimmbassin und Sportplätzen, mit schattigen Spaziergängen und Gastwirtschaft der beliebteste Ausflugsort der Hauptstädter ist, sei nur nebenher bemerkt.

Die zweite Anlage, die wir nannten, ist die Tschubuk-Talsperre. Ankara liegt 800 m über dem Meeresspiegel auf einer durch den Raubbau früherer Jahrhunderte baumlos und daher trocken gewordenen Hochebene. Die jährliche Niederschlagsmenge beträgt nur 350 mm, die Frage der Wasserversorgung der rasch wachsenden jungen Großstadt war vom ersten Tage an brennend. Nach längeren Untersuchungen europäischer Fachgelehrter entschloß man sich im Jahre 1929, das Wasser des kleinen Tschubuk-Flusses durch eine Talsperre aufzustauen und somit das Einzugsgebiet

Digitized by Google

dieses Wasserlaufes für die Stadt nutzbar zu machen. Die Arbeiten konnten vor Jahresfrist zum Abschluß gebracht werden, nachdem beträchtliche, technische Schwierigkeiten zu überwinden waren. So mußte der poröse Fels des Talgrundes bis auf eine Tiefe von 30 m abgetragen werden, ähnliche Arbeiten waren an den Seiten der Staumauer notwendig.

Die Talsperre liegt 12 km von Ankara entfernt, das Fassungsvermögen des Stausees beträgt 13,5 Millionen cbm mit einer Steigerungsfähigkeit auf 18 Millionen. Hiervon werden rund 6 Millionen cbm als Trinkwasser verwendet, während der Rest zur Bewässerung dient. Der Stausee selbst hat eine Länge von 6 km bei einer durchschnittlichen Breite von 300 m. Auf ihm wird sich das wassersportliche Leben Ankaras entwickeln, und diese Sport- und Bademöglichkeit ist für den Gesundheitszustand der im Sommer sehr heißen Stadt von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Gleichzeitig wird durch die Bewässerungsmöglichkeit der von der Regierung gepflegte Anbau von Bäumen ungemein erleichtert. Die Tschubuk-Talsperre ist schon auf „Zuwachs" gebaut. Sie ist in der Lage, einer Bevölkerung von 250 000 Seelen täglich 200 Liter Wasser zu liefern, während die Einwohnerzahl Ankaras augenblicklich nur 123 000 eben übersteigt.

Von der Talsperre aus wird das Wasser in das vor den Toren der Stadt, der landwirtschaftlichen Hochschule gegenüber gelegene, demnächst fertige Filterwerk geleitet und dort gereinigt. Bau und neuzeitliche Einrichtung dieser Anlage werden von deutschen Firmen durchgeführt, so daß Ankara in kurzer Zeit über Fluten vorzüglichen Wassers verfügen wird.

Daß eine so fortschrittlich geleitete Stadt über gute Krankenhäuser, Polikliniken, bakteriologische Institute verfügt, versteht sich von selbst. Soweit diese noch nicht im Betrieb sind, stehen sie vor Fertigstellung des Baues. Auch ein weitläufiges Stadion zur Betätigung der sportlichen Jugend wird in Kürze eingeweiht werden können.

Eine für den Kemalismus typische, kulturelle Einrichtung sind die „Volkshäuser", wie sie in allen Städten der Türkei bestehen. Sie stellen gewissermaßen die kulturellen Kraftquellen der „Halkfirkasi", der Republikanischen Volkspartei, dar. Von ihnen aus gehen die erzieherischen Ausstrahlungen auf das flache Land hinaus. Das Hirn dieser Organisation befindet sich natürlich in Ankara, dessen Volkshaus seine Weisungen und Schulungs-Anleitungen an die Tochter-Häuser der Provinz übermittelt. Das Zentralgebäude in Ankara ist weitläufig und zweckmäßig eingerichtet, es enthält neben einem Theaterraum die Unterkunft für die neun Abteilungen der Organisation. Hier werden die bedeutendsten künstlerischen Veranstaltungen der Hauptstadt abgehalten, auch deutsche Künstler waren dort mehrfach zu Gast.

Nahe dem „Volkshaus" liegt das ethnographische Museum, das als besonderen Schatz eine bemerkenswerte Sammlung hittitischer Ausgrabungsfunde birgt. Ein im Äußeren fast hypermoderner Ausstellungspalast dient periodischen Kunst- und sonstigen Ausstellungen. Vor Monatsfrist hat in ihm die Generaldirektion der Presse und Propaganda die Schönheiten der Türkei auch denen, welche nicht reisen können, in einer wohlgelungenen photographischen Ausstellung nahe gebracht.

Zur Seite der Neustadt zieht sich nach Tschankaya den Hügel hinauf das diplomatische Viertel. Hier hat der Staatspräsident sein schönes, in der Außenfront schlichtes, im Innern luftiges und behaglich eingerichtetes Palais, aus dessen Fenstern er weit hinausblicken kann über das schöne anatolische Bergland, das er von fremder Bedrückung befreite. Des Abends sieht man von Ankara aus die zickzackförmige Lichterreihe, die längs der Straße hinaufführt zum Sitz Atatürks.

In Tschankaya haben die fremden Botschaften und Gesandtschaften ihre Niederlassungen. Ein ländlicher Herrensitz, wie wir sie aus Norddeutschland kennen, liegt da die deutsche Botschaft in großem Garten; den Baustil ihrer Stadtpalais wählten

Digitized by Google

meist die europäischen Vertretungen, während die persische Botschaft rein orientalisch dreinblickt in diesem sonst völlig europäischen Viertel.

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über die beiden staatlichen Neugründungen der letzten Jahre, die „Sumer Bank" und die „Eti Bank". Die Bezeichnung „Bank" kann da etwas irreführen, denn tatsächlich macht die bankmäßige Tätigkeit der beiden Institute nur einen geringen Teil ihres Wirkens aus. Es handelt sich vielmehr um Holdinggesellschaften der bereits bestehenden oder noch zu schaffenden Staatsindustrien. Die Türkei ist zu 80 v. H. ein agrarisches Land, die früher blühenden Gewerbezweige, wie etwa die Keramik, Metallbearbeitung, Buchbinderei, das Weben, Wirken und Teppichknüpfen, sind von der Massenerzeugung der europäischen und amerikanischen Maschine entweder vollkommen erstickt worden oder stehen doch in einem unendlich schweren Kampf, in dem die Kräfte allzu ungleich verteilt sind. Die Wirtschaftskrise der Welt, in erster Linie eine Folge der unsinnigen „Friedens"-Verträge, wirkte sich auch auf die Türkei aus in dem Sinne, daß die landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Rohstoffe, beide die wichtigsten Ausfuhrgüter Anatoliens, am Weltmarkt rasende Preisstürze durchmachten, während die Preiskurve industrieller Fertigwaren nicht entfernt im gleichen Maße sank. Aus dieser Entwicklung ergab sich bald die Unmöglichkeit, den Bedarf an Fertigwaren mit dem Ausfuhrerlös zu decken. Die türkische Regierung beschloß, das Übel an der Wurzel anzupacken. Sie stellte den Grundsatz auf, daß die Türkei, zum mindesten so weit es sich um Massengüter handelt, die eigenen Rohstoffe in eigenen Industrien zur Deckung eigenen Bedarfs verarbeiten müsse, um sich so aus der Preisschere zu befreien. Also nicht Vergrößerung der internationalen Konkurrenz, sondern Selbstversorgung war und ist noch heute der Leitsatz dieser Wirtschaftspolitik.

Zur Durchführung wurden die genannten beiden Organismen gegründet. Die „Sumer Bank" erhielt als Arbeitsgebiet die Reorganisierung der bereits bestehenden Staatsbetriebe, vorwiegend der Textilindustrie angehörig, übertragen und fernerhin die Neuschaffung von Großerzeugungsstätten der Baumwollindustrie, der Wollspinnerei, der Papierindustrie, der Kunstseidenerzeugung, der chemischen, Eisen- und Kupfer-Industrie. Im Verfolg dieser Planung entstand ein großes Baumwollkombinat, zwei weitere (von denen das eine von Deutschland geliefert wird), sind im Bau und um ein viertes wird zur Zeit mit den Lieferfirmen verhandelt. Nach Fertigstellung der vier Werke wird die Türkei in der Lage sein, fast ihren gesamten Bedarf an Baumwollwaren — und das ist weitaus der stärkste Posten der Einfuhrseite — selbst zu decken. Weiterhin entstand eine Papierfabrik, eine Kunstseiden- und eine Zellulosefabrik sind im Bau oder stehen unmittelbar vor Baubeginn. In Karabük, an der Kohlenbahn Filyos—Irmak, wird ein Hochofen- und Walzwerk mit einer Jahreserzeugung von 150 000 Tonnen Halbzeug in Bälde erstehen, und an den Plänen einer leistungsfähigen chemischen Industrie wird jetzt gearbeitet. Die von früher vorhandenen Wollspinnereien und Webereien wurden modernisiert, ihnen wird sich demnächst eine vollkommen neuzeitliche Kammgarnspinnerei in der alten Kalifenstadt Brussa an die Seite stellen. Der Staat selbst mußte die Neuschöpfung der Werke in die Hand nehmen, weil die Privatkapitalien nicht ausreichen, auch wollte die Regierung die gesamte Planung in der Hand behalten, um nach Möglichkeit wirtschaftliche Rückschläge auszuschalten.

Bergbau und Elektrizitätswirtschaft wurden der „Eti Bank" übertragen, die nach dem neuesten Gesetzgebungswerk das Kontrollrecht auch über privatwirtschaftliche Bergwerksbetriebe erhielt und gegebenenfalls weitgehenden Einfluß auf sie ausüben kann. Die Elektrifizierung ganz Anatoliens sieht die Schaffung von Überlandzentralen vor, im Norden, nahe dem Kohlenrevier, mit Dampfturbinen als Kraftquelle, im Süden und Osten unter Nutzbarmachung der „weißen Kohle", so

Digitized by Google

daß dort sehr bedeutende Wasserkraftwerke erstehen werden. Je ein Elektrizitäts- und Bergbau-Forschungsinstitut sind mit der Leistung der wissenschaftlichen und theoretischen Vorarbeiten beauftragt.

Diese kurze Umreißung der Wirkungsfelder beider Banken zeigt, daß sie von außergewöhnlich großem Einfluß auf die wirtschaftliche Gestaltung der neuen Türkei sein werden. Natürlich liegt ihr Hauptsitz, wie der der genannten wissenschaftlichen Institute, in Ankara. Vorläufig sind sie dort als Gäste bei anderen Staatsinstituten untergebracht. Bald aber werden sie von eigenen Verwaltungsgebäuden aufgenommen werden, so daß damit das Stadtbild eine neue Bereicherung erfährt.

Es ist kaum ein Jahrzehnt her, da mieteten sich die ausländischen diplomatischen Vertreter, die alle ihren Amtssitz in Istanbul hatten, einen Waggon der „Internationalen Schlafwagengesellschaft" zur Fahrt nach der Hauptstadt und benutzten ihn dort als Wohnung. Der Fremde hingegen mußte zufrieden sein, wenn er in dem inzwischen längst verschwundenen „Tasch Han" eine Lagerstatt in einem vier- oder sechsbettigen Zimmer finden konnte, und des Morgens goß ihm eine uralte Negerin über dem Waschbecken einen Guß des kostbaren Wassers über die Hände. Heute hat der Reisende die Wahl zwischen mehreren großstädtischen Hotels, in denen ihm ein bequemes Bett und laufendes kaltes und warmes Wasser oder das Badezimmer nebenan die Annehmlichkeiten der Zivilisation deutlich zum Bewußtsein bringen. Wenn er in der „Schehir Lokanta", dem Stadtrestaurant, an weißgedecktem Tisch bei tadelfreier Bedienung ein ausgezeichnetes Essen mit einer Flasche Bier aus der Brauerei des „Orman Tschiflik" oder einer Flasche guten Monopol-Weines eingenommen hat, kann er vom Staatstelephon seines Hotelzimmers aus noch ein dringendes Gespräch mit München, Berlin, London oder Paris führen. Die einst im Sommer staubvernebelten, im Winter vor Schmutz kaum gangbaren Gassen sind gutgepflegten, breiten Asphaltstraßen gewichen, auf denen der Autobus oder ein peinlich sauber gehaltenes Taxi den Gast schnell und bequem an den Bestimmungsort führt. Grünflächen und Blumenbosketts entstehen überall, mit unendlicher Mühe und Geduld wird die Baumanpflanzung gefördert, kurz, Ankara entwickelt sich mehr und mehr zum Schmuckkästchen.

Das alles ist gewiß schön und jeder Anerkennung wert. Ungleich wertvoller aber als die äußerliche Ordnung und Gepflegtheit ist der Geist, der die junge Hauptstadt erfüllt. Kein geringerer als Helmuth von Moltke hatte bereits um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts aus strategischen Gründen Angora als Hauptstadt des osmanischen Reiches in Vorschlag gebracht. Nun, die Rücksichten auf Fragen der Landesverteidigung bestehen auch heute noch, und vielleicht wiegen sie schwerer als vor siebzig oder achtzig Jahren. Sie allein haben aber zweifellos nicht die Regierung zu dieser Wahl getrieben. Die Verwaltung des Landes mußte losgelöst werden von levantinischem Raffgeist, wie er Stambul beherrscht und leider die schöne Stadt am Bosporus durchtränkt hat. Das Ethos der Arbeit, der selbstlosen Arbeit für ein großes Volk, mußte sich rein entwickeln, mußte befreit werden von allen selbstischen Schlacken. In der sauberen Höhenluft auf hartem anatolischem Boden nur war das möglich. Und nun erklingt das Hohelied der Arbeit frei von allen Mißklängen dort täglich neu. Denn Ankara ist eine Stadt der Arbeit geworden, zielsicher und mit unermüdlichem Eifer wird hier gewerkt. Vom Minister bis zur letzten Stenotypistin hinunter denken alle nur an eines, und das heißt: Türkei!

Vor dem Burgberg Ankaras steht das Reiterstandbild Atatürks. Von hohem Sockel blickt er hinaus auf die bläulichen, sonnenüberglasteten Berge fern am Horizont, er selbst die überragende, beispielhafte Persönlichkeit für alle Völker zwischen Ägäis und Hindukusch, wie Ankara die Musterstadt geworden ist den Ländern des erwachenden Orients.

Digitized by Google

Bemerkungen zum modernen Islam

Von Hans Heinrich Schaeder in Berlin

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein Gesamturteil über den Islam der Gegenwart zu formulieren. Die islamische Religion als Faktor der Geschichte und der Gegenwart ist ein viel zu kompliziertes und vielfältiges Gebilde, als daß allgemeine Aussagen über sie fruchtbar sein könnten. Weit mehr als ein Menschenleben würde dazu gehören, um den Islam von heute auch nur in seinen Hauptrscheinungen kennenzulernen. Die folgenden Zeilen sollen nur auf einige Momente aufmerksam machen, die bei der Würdigung der Gegenwartsgeschichte der islamischen Völker berücksichtigt werden wollen.

Die öffentliche Bedeutung der islamischen Religion und ihre ideelle Geltung ist je nach der staatlichen Verfassung der heutigen islamischen Völker, insbesondere nach dem Maße ihrer staatlichen Autonomie gegenüber Europa, sehr verschieden. Es hat sich das eigentümliche Verhältnis herausgebildet, daß mit dem Steigen der staatlichen Selbständigkeit die Bedeutung des Islam sinkt, während er dort verhältnismäßig am lebendigsten erscheint, wo — wie in Indien und Syrien, in geringerem Maße auch in Ägypten und im Irak — die noch fortbestehende Abhängigkeit von einer europäischen Macht oder wenigstens von europäischer politischer Kontrolle am stärksten empfunden und bekämpft wird. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß in den frei gewordenen Nationen, in erster Linie in der Türkei und in Iran, der Gedanke autoritärer Staatsführung im Bunde mit der nationalen Idee das Feld beherrscht und jede im Innern des Staates zu ihr in Gegensatz tretende Macht niederzuringen willens und fähig ist. Da nun das nationale Regime dieser Länder mehr oder minder vorbehaltlos die Europäisierung aller Gebiete des staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens fördert, so ergeben sich reichliche Möglichkeiten des Konflikts mit den traditionalistisch-religiösen Kreisen, die der Europäisierung widerstreben. Ihr Widerstand hat nicht nur innerlich-religiöse Beweggründe, sondern beruht auch auf realen wirtschaftlichen und machtpolitischen Interessen. Zwar ist kirchliche Organisation dem Islam von Haus aus fremd; aber im Lauf der Zeit hat sich, zumal im niederen Volk, eine nicht geringe Macht der Geistlichkeit — genauer: der Kenner der religiösen Überlieferung und des geistlichen Rechtes — herausgebildet. Bei den Schiiten, deren Bekenntnis in Iran seit vierhundert Jahren Staatsreligion ist und die im Irakstaat die größere Hälfte der Bevölkerung ausmachen, kann man im Hinblick auf den geistlichen Stand der Mollahs und Mudschtehids von einem ausgebildeten Klerus sprechen. Dazu kommen die bis in die jüngste Vergangenheit einflußreichen Derwischorden, die weit über ihre unmittelbare Gefolgschaft hinaus Anhänger haben.

Alle diese Kreise, in denen am überlieferungsgemäßen Islam festgehalten wird, verfügen seit alters über bedeutende materielle Güter in Gestalt von Gebäuden, Ländereien und frommen Stiftungen. Schon in der Frühzeit des Islam bürgerte sich die Gepflogenheit ein, privaten Besitz durch Umwandlung in eine Stiftung, an deren Rente der Stifter und seine Erben beteiligt blieben, der Besteuerung zu entziehen.

Folgerichtig hat die moderne Türkei im Zuge ihrer innerpolitischen Reformen auch die allmähliche Liquidierung dieser Stiftungen in Angriff genommen. Mit der wirtschaftlichen Macht verband sich, vielfach bis in die Gegenwart reichend, ein nicht zu unterschätzender moralischer Einfluß auf die Bevölkerung. Beidem wirkt der Totalitätsanspruch des heutigen Staates und seine Kulturpolitik entgegen.

Digitized by Google

So erklärt es sich, daß gerade in den autonomen Staaten die eigentlich religiös interessierten Kreise in eine Abwehrhaltung gedrängt worden sind, die sich gelegentlich gewaltsam Luft macht.

Die neue Türkei fühlt sich Europa zugehörig und will nichts mehr vom Orient wissen. Im Hinblick auf die Abschaffung der alttürkischen Kopfbedeckung äußerte der türkische Staatschef seinerzeit, man habe den Fes als ein Symbol der Unwissenheit, des Fanatismus und des Hasses gegen Fortschritt und Zivilisation entfernen und durch den Hut, die Kopfbedeckung der gesamten zivilisierten Welt ersetzen müssen, um darzutun, daß es keinen Unterschied der Mentalität zwischen der türkischen Nation und der großen Familie der Kulturvölker gebe. Die Abkehr an den Islam geht in der offiziellen Türkei sehr weit. Aus der Verfassung ist der Paragraph gestrichen, der den Islam als Staatsreligion feststellte; die früheren Einrichtungen islamischer Bildung sind zum größten Teil abgeschafft, der fortbestehende Rest ist völlig umgewandelt; das islamische kanonische Recht ist in Verwaltung und Rechtsprechung ausgeschaltet. Einige Monate nach der Niederwerfung eines kurdischen Aufstandes, in dem ein Scheich an der Führung beteiligt gewesen war, erfolgte im November 1925 die gesetzliche Schließung der Derwisch-Klöster; in Konstantinopel allein wurden 305 derartige Niederlassungen aufgehoben. Aber noch im Winter 1930 konnte es im Kreise Menemen zu einem Derwisch-Aufstand kommen, der an viele seinesgleichen in früheren Jahrhunderten erinnert. Der Kampfruf der Aufständischen war: „Wir verlangen Scheriat (das religiöse Recht)". Ihr Führer, der Derwisch Mehmed, ein Scheich vom Orden der Nakschibendis, schnitt einem Unteroffizier der Regierungstruppen den Kopf ab und steckte ihn auf eine Fahnenstange. Bewegungen ähnlicher Art wurden in früheren Zeiten unter Umständen zum Ausgang einer neuen Staatenbildung: der persische Nationalstaat des 16. Jh. ist aus einer Derwischbewegung hervorgegangen. Der Putsch von Menemen endete mit den 28 Todesurteilen, die das Kriegsgericht fällte. Die Erregung über den staatsfeindlichen Obskurantismus des Derwischtums trat in den Äußerungen offizieller Persönlichkeiten und in der Presse stark hervor.

Was den Islam in Persien angeht, so seien hier die Worte eines der besten lebenden Kenner Irans, Prof. Arthur Christensens in Kopenhagen, angeführt: „Die Hochburg des Konservatismus ist der schiitische Islam. Die Stellung der Mollahs und Mudschtehids zum neuen Kurs ist begreiflicherweise nicht sehr wohlwollend. Die Frage ist: wieviel bedeutet das Mollahwesen heute? Nicht das mindeste! sagen die Intellektuellen. So ganz bedeutungslos ist die Geistlichkeit doch wohl nicht. Die Regierung hatte vor einigen Jahren Gesetzesvorschläge vorbereitet, durch die u. a. das Recht, Mollahtracht zu tragen, begrenzt und streng kontrolliert wurde. Diese Gesetzesvorschläge ließ man fallen, als es mit König Amanullah in Afghanistan bergab ging. Aber daß der Einfluß der Mollahs sich stark im Rückgang befindet, das ist eine Tatsache... Die meisten Intellektuellen sind heute ehrlich und aufrichtig irreligiös. Sie betrachten alle Religionen als Verirrungen oder suchen aus den verschiedenen Religionen hübsche Gedanken herauszupflücken, die zu ihrer eigenen Lebensauffassung passen, ohne jedoch an eine Offenbarungsgrundlage zu glauben. Die sufische Mystik scheint in den letzten Zügen zu liegen. In der neuesten Poesie hat sie keine Stelle, und es gibt nur wenige moderne Menschen, die sich für derartige Spekulationen interessieren. Ein Derwisch ist in Teheran nachgerade eine seltene Erscheinung geworden.

Aber die Gleichgültigkeit gegenüber der Religion ist mehr als nur eine Erscheinung der höheren Klassen. Sie frißt sich ständig tiefer in die Bevölkerung ein. Europäer, die Dienerschaft halten, können das konstatieren. Jedes Jahr verringert sich die Zahl derer, die das Fastengebot des Ramazan-Monats halten. Ein Perser, der im

Digitized by Google

amazan auf der Straße Zigaretten raucht, kann wohl, wenn er Unglück hat, einen usammenstoß mit einem Polizisten riskieren, aber in seinem Hause kann er jeden- lls das Fasten brechen, soviel er will. Denn, wie ein Perser zu einem amerikani- jen Bürger sagte, der die Freiheit in den Vereinigten Staaten pries: ‚Die Perser nd das freieste Volk der Welt; kein anderer kann so frei wie der Perser alles tun, as verboten ist.' — Das Licht des Islam scheint in Persien nicht mehr mit seinem lten Glanz. Aber keine andere der bestehenden Religionen wird davon sonderlich ewinn haben."[1])

Auch in den übrigen Ländern ist der Islam als Religion in erster Linie in der — freilich sehr dünnen — sozialen Oberschicht bedroht. In den Kreisen des roßgrundbesitzes und des Großhandels, der höheren Beamtenschaft und der in- llektuellen Berufe schreitet die Europäisierung auch dort rasch fort, wo sie nicht egierungsprogramm ist. Sie geht von außen nach innen, beginnend mit der An- assung an europäische Lebenshaltung, endend in Gleichgültigkeit oder Feindschaft egenüber der religiösen Bindung, die frühere Generationen auf sich nahmen. Dem teht freilich die Tatsache gegenüber, daß unter der intellektuellen Jugend der höhe- en und niederen Stände, nicht zum wenigsten gerade der in Europa erzogenen, der slamische Gedanke sich neu zu festigen scheint. Aber es ist die Frage, wie weit er irklich religiös erlebt wird. Da er durchweg in enger Verknüpfung mit der ationalen Idee und dem Protest gegen europäische Bevormundung auftritt, so iegt die Vermutung nahe, daß er selber mehr politisch als religiös gemeint ist. Vielleicht liegt in dieser scheinbaren Wiederbelebung des Islam geradezu eine eitere Konsequenz der Europäisierung. Denn der europäische Einfluß auf die Intellektuellen äußert sich besonders deutlich in der Erzeugung einer Geschichts- betrachtung, die aus der Geschichte die Rechtfertigung des heutigen nationalen und kulturellen Geltungswillens schöpft. In der Stiftung der islamischen Religion und ihrer Entwicklung sieht man mit Recht einen Vorgang von weltgeschichtlichem Aus- maß, der geeignet ist, die historische Bedeutung und Leistung der islamischen Völker ins Licht zu stellen. Man bemüht sich demgemäß, die religiöse Tiefe und Weite des Islam, seinen geistigen Vorrang vor andern Religionen, in erster Linie vor dem Christentum, seine kulturschöpferische Kraft zu erweisen. Es ist möglich, daß solchen mehr oder minder bewußten Überlegungen manche Erscheinungen entspringen, die man nicht richtig deuten würde, wenn man in ihnen eine eigentliche Erneuerung des Islam von innen her sehen wollte. Dabei muß man sich freilich vor Augen halten, daß die Intellektuellen einstweilen in den islamischen Ländern nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung ausmachen. Ins Volk dringt die geistige Europäisierung nur allmählich. Auf das Volk beginnt dafür eine andere Macht zu wirken, der es besonders darum geht, das durch die Europäisierung der Wirtschaft herangezüchtete Proletariat an sich zu ziehen: die Werbearbeit der Komintern, deren Tätigkeit zwar schwer zu fassen, aber keinesfalls gering einzuschätzen ist.

Das neue Geschichtsbild, das sich im islamischen Orient in der Auseinandersetzung mit dem Abendland formt, hat, um ein Beispiel anzuführen, bei dem asiatischen Studentenkongreß, der Ende 1933, von der italienischen Regierung kräftig gefördert, in Rom stattfand, einen Sprecher gefunden. In seiner Eröffnungsrede legte der italienische Regierungschef dar, daß im Altertum Rom in gemeinsamer Arbeit mit dem Orient die Grundlagen der modernen Kultur geschaffen habe. Die kapitalistische und liberale Epoche Europas habe die Eintracht und das Gleichgewicht zerstört, das damals zwischen Orient und Abendland bestand. Dem faschistischen Italien komme es zu, diese Ordnung der Dinge wiederherzustellen. In der Rede des Vizepräsidenten

[1]) A. Christensen: Det gamle og det nye Persien (Köbenhavn 1930), S. 192 f.

Digitized by Google

des Kongresses, eines Arabers, verschob sich die Verteilung des kulturellen Gew zwischen Okzident und Orient einigermaßen nach der orientalischen Seite, al unter anderm erklärte: Als die arabische Kultur in ihrer vollen Blüte stand, i ihr Licht über Sizilien gestrahlt; das sei eine Periode des Ruhms für diese J gewesen; sie sei die Übergangsbrücke der arabischen Kultur gewesen, als dies über das übrige, in der Dunkelheit des Mittelalters befangene Europa ausbre Ein schwedischer Orientkenner hat dazu treffend bemerkt, diese Ansicht vom europ schen Mittelalter spiegele auffallend das liberale Denken wider, das nach Mu die Eintracht zwischen Orient und Okzident zerstört habe.[1])

Deutlich dürfte sein, daß es einer solchen Betrachtungsweise weniger um Wahrheit der Geschichte als um ihre propagandistische Auswertung geht. ständlich wird sie aus dem Wunsche, dem europäischen Geschichtsbild ein orientali gegenüberzustellen, das auf den Erweis nicht der Ebenbürtigkeit, sondern der Üb legenheit der orientalischen über die abendländische Kultur hinausläuft. Und dieser Tendenz steht der Urheber jener Verherrlichung der arabischen Periode S liens nicht allein: man kann damit rechnen, daß seine Gesinnung heute in der g bildeten Jugend von Kairo bis Tokio eine geschlossene Front von Anhängern h Die einstweilige technisch-zivilisatorische Überlegenheit Europas läßt man gelten, dem berechtigten Gedanken, daß es sich dabei um nachahmbare und erlernbare Din handelt.

Dem gegenüber glaubt man aber unbeirrbar an den Vorrang der seelischen u geistigen Werte in den asiatischen Kulturen, gegenüber der Mechanisierung u Veräußerlichung der europäisch-amerikanischen Zivilisation. Die Argumente da braucht man nicht selber zu schaffen: man kann sie mit leichter Mühe aus de kulturkritischen abendländischen Literatur des 19. und 20. Jh. beziehen. Das ne islamische Geschichtsbild wird zu einem Kampfmittel nicht nur gegen einzel europäische Nationen und ihren Imperialismus, sondern gegen Europa als solch — so wie seine Träger sich zwangsläufig in die antieuropäische Front einreih deren Bildung in den Nationen des Nahen und Fernen Ostens unaufhaltsam fort schreitet und die vielleicht eines Tages durch äußeren Druck die europäische Solida rität schaffen wird, die Europa aus eigenen Kräften zustandezubringen unfähig scheint.

Religiös-reformistische Bestrebungen gibt es in den islamischen Ländern hier und dort seit etlichen Jahrzehnten. Keine von ihnen hat eine überzeugende reformato rische Persönlichkeit hervorgebracht, und keine hat es vermeiden können, mit de eindringenden nationalen Ideologie, dem stärksten geistigen Faktor in der heutigen islamischen Welt, Kompromisse zu schließen. Ob es eine rein religiöse Erneuerung des Islam überhaupt geben kann? Es ist nicht zu erkennen, wie eine Reformation anders als auf dem Boden einer autonomen Kirche ins Leben treten könnte; eine solche aber kennt der Islam nicht. Der abendländischen Religionsgeschichte ist es eigentümlich, daß sich in jahrhundertelangem Kampf die kirchliche Organisation zu politischer Machtbildung großen Stils erhob. In den islamischen Staaten hat die Religion entsprechende Sicherungen ihrer öffentlichen Geltung nicht zustande gebracht. Obwohl die frühislamische Theologie, die wesentlich Ausbildung des religiösen Rechtes ist, sich in Gegnerschaft zu dem zeitgenössischen Staat der Omajjaden gebildet hat, ist es ihr doch nicht gelungen, einen eigenen Machtmittelpunkt im Staat zu schaffen. Und die Politik der Abbasiden hat es im 8. und 9. Jh. verstanden, die Religion dem Staat gefügig zu machen. Seither ist der Islam tatsächlich der

[1]) H. S. Nyberg: Le Monde Oriental, Jahrg. 28 (1934), S. 201.

Digitized by Google

Wahrer der jeweiligen Macht, und es ist schwer vorzustellen, daß er sich in Gegenwart und Zukunft stärker als in der Form eines gewissen passiven Widerstandes der modernen politisch-kulturellen Entwicklung entgegenstellen könnte. Dann bedeutet aber eine dem Zeitgeist sich nicht widersetzende, sondern ihn in sich aufnehmende „Erneuerung" des Islam zwangsläufig die allmähliche Verflüchtigung seines religiösen Charakters und seine Umwandlung in eine politische und nationale Parole.

Im engen Zusammenhang hiermit steht die Frage, wie weit es überhaupt einen selbständigen religiösen Gehalt des Islam gibt, der von seiner geschichtlichen Form abgelöst und innerhalb der modernen säkularisierten Kultur zu neuem Leben geweckt werden könnte. Dem organisatorischen Typus nach steht der Islam dem Judentum näher als dem Christentum. Seine unmittelbare Erscheinungsform ist das in seinem Kern auf prophetischer Offenbarung beruhende Gesetz, dessen Anspruch es ist, das gesamte individuelle und gemeinschaftliche Leben seiner Bekenner zu erfassen und zu durchdringen. Freilich hat dies Gesetz von Anfang an weitgehend nur theoretische Geltung gehabt, auf den Lebensgebieten nämlich, wo es mit Ansprüchen des Staates und der profanen Kultur in Streit geriet und von ihnen zurückgedrängt wurde. Kein islamischer Staat hat, bei aller Bemühung um den Schein der Orthodoxie, das überlieferte kanonische Recht zu buchstäblicher Geltung bringen können und bringen wollen. Das erleichtert die sich aus der Berührung mit Europa ergebende Tendenz, das überlieferte Recht aus dem öffentlichen Leben auszuschalten und durch Anpassung an europäische Ordnung zum Rechtsstaat im modernen Sinne überzugehen. Auf der andern Seite bleibt es doch, ebenso wie beim Judentum, fraglich, was von eigentlich religiöser Überlieferung nach der Beseitigung des Gesetzes noch gewahrt werden kann. Zweifellos hat der Islam bei seiner Ausbreitung eine starke Veräußerlichung erfahren. Das Bekenntnis zur Einheit Gottes und zur Prophetie Muhammeds genügt zur Legitimierung des Gläubigen. In der großen Masse tritt die Zugehörigkeit zum Islam wesentlich in dem gemeinsamen Vollzug der wenigen kultischen Verrichtungen hervor, die das Religionsgesetz gebietet. Ihre disziplinierende und sittigende Kraft ist nicht gering anzuschlagen. Werden sie zusammen mit dem Gesetz aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängt, so ist es schwer vorzustellen, daß an ihre Stelle eine vertiefte und vergeistigte Auffassung der religiös-sittlichen Forderung des Islam treten sollte.

Im ganzen gesehen ist also der Islam der gleichen Krise unterworfen, durch die in unseren Tagen die überlieferte Religion überall dort hindurchgeht, wo der Europäismus wirksam ist. Die politischen und kulturellen Ideen, die Europa in den letzten zweihundert Jahren hervorgebracht hat, sind so gut wie sämtlich, bei stärkster Abweichung untereinander, in der negativen Haltung gegenüber dem öffentlichen und individuellen Geltungsanspruch der überlieferten Religionen einig. Im Vergleich mit dem Christentum ist der Islam in der Oberschicht seiner Bekenner stärker gefährdet, weil ihm die Formen der Verständigung zwischen Religion und modernem Geist fehlen, an denen im Abendland seit Jahrhunderten gearbeitet wird; dafür sitzt er einstweilen, insbesondere solange die europäische Wirtschaftsform sich der islamischen Nationen erst teilweise bemächtigt hat, in der Masse als Überlieferung und Gewöhnung fest. Die Staaten des nahen Orients haben heute zwischen den Ausbreitungssphären des britischen Reiches, Italiens, der Sowjetunion und Japans eine Schlüsselstellung, die ihnen eine höhere Bedeutung verleiht, als ihnen nach ihrer realen Macht zuzukommen scheint. So vollzieht sich auch die heutige Krise des Islam im Schatten großer politisch-sozialer Umwälzungen, die über die religiöse Entwicklung des Islam wohl nicht das letzte, aber gewiß ein entscheidendes Wort sprechen werden.

Digitized by Google

Das Bauerntum in der modernen Türkei[1]

Von Gotthard Jäschke in Neubabelsberg

Die osmanische Regierung wußte den anatolischen Bauern wohl als Steuerzahler und Soldaten zu schätzen; sein unermüdlicher Fleiß erbrachte ihr den „Zehnten", eine der wichtigsten Staatseinnahmen, und seine weltberühmte Tapferkeit schützte das Reich vor äußeren und inneren Feinden. Gleichwohl geschah so gut wie nichts zur Hebung seiner wirtschaftlichen und sozialen Lage. Mit den Worten „Gib und stirb!" hat Hamdullah Suphi Tanriöver[2] das Wesen osmanischer Bauernpolitik gekennzeichnet. Während auf unzähligen Schlachtfeldern die Blüte des türkischen Volkes dahinsank, verarmte immer mehr das Kerngebiet des Reiches: Anatolien.

Alles geistige Leben beschränkte sich auf die Hauptstadt Istanbul, die im Amtsstil „Pforte der Glückseligkeit" hieß und deren Einwohner mit unendlicher Geringschätzung schon auf den Provinzler, noch mehr aber auf den Landmann herabsahen. Das Wort Türk, einst vermutlich in der Bedeutung von „Kraft, Stärke" gebraucht, war mit dem Zusatz kaba (grob, roh) bis in die Hofkreise hinein zu einem Namen der Verachtung geworden, den der gebildete Osmanli mit Entrüstung von sich wies.

Als im 19. Jahrhundert allmählich der türkische Nationalismus erwachte, berauschten sich seine Führer an wirklichkeitsfremden Ideen: am verschwundenen Glanze des Reiches und seiner Dynastie (Osmanismus), an der Größe der islamischen Welt (Panislamismus) und an der kulturellen Einheit der Türkvölker (Turanismus), ohne die eigentliche Kraftquelle eines künftigen Nationalstaates zu erkennen: das türkische Bauerntum in Anatolien. In der gesamten neueren Literatur wird dieses nur nebenbei und mit Worten des Bedauerns erwähnt. Verwunderlich ist das nicht; denn die Schriftsteller richteten ebenso wie alle Gebildeten ihre Blicke nach Westeuropa, von wo sie alles Heil erwarteten, und vermieden fast ängstlich jede Berührung mit dem Landvolke.

Eine Ausnahme von dieser Einstellung macht der Dichter Mehmed Emin (geb. 1869 in Istanbul). Er entstammt einer Bauernfamilie und hat als erster das Landleben besungen. Ganz neue Klänge waren es, die im Jahre 1898 dem stolzen Residenzbewohner ins Ohr drangen: „Sieh, wie schön euer Dorf im Schatten grüner Bäume ist! — Der Talisman des Reichtums sind Hacke und Pflug. — Das goldene Zeitalter ist längst vorüber, jetzt ist das eiserne. — Landmann sein ist etwas Großes." Ähnliche Gedanken finden sich nur in dem Liede „Die Heimat des kleinen Osman" von Aka Gündüz[3], der die schwieligen Hände des Bauern und die goldenen Ährenfelder preist, aber mit einem Aufschrei über Not und Elend des Türkentums schließt: „Es gibt keine Schulen, keine Straßen!"

Doch diese Stimmen blieben allein. Mag Otto Hachtmann auch recht haben, wenn er in der nationalen Literatur der Türken vor und in dem Weltkriege die

[1]) Dieser Aufsatz wurde auf Anregung von Prof. Dr. Kurt Ritter für eine größere Untersuchung über das Agrarwesen im Geistesleben der Völker geschrieben.

[2]) Geb. 1884 in Istanbul, 1912—1931 Leiter des Volksbildungsvereins „Türkenherd" (Türk Ocagi), seitdem Gesandter in Bukarest.

[3]) Als Enis Avni geb. 1884 in Saloniki, Verfasser des nationalen Dramas „Mörder in Ehren" (1914), seit 1933 Abgeordneter von Ankara.

Digitized by Google

erwartungsvolle Stimmung vor Sonnenaufgang empfindet, so lebte doch das türkische Bürgertum weltenfern vom Bauern, solange Istanbul der Mittelpunkt alles geistigen Lebens war. Die Verlegung der Hauptstadt nach Anatolien durch Mustafa Kemal Ende April 1920 erfüllte die Prophezeiung des Dichters Süleyman Nazif[1]) vom Jahre 1913: „Anatolien wird sich mit der heiligen Waffe des Rechtes rüsten, sich vor der übermütigen und verdorbenen Hauptstadt aufrichten und Abrechnung mit ihr halten."

Die Sieger im türkischen Befreiungskriege sind der anatolische Bauer und seine Frau, deren Opferwilligkeit 1927 ein ergreifendes Denkmal in Ankara gesetzt worden ist. Noch mitten im Kriege (1. März 1922) brachte Mustafa Kemal den gewaltigen Umschwung zum Ausdruck, der sich in der Einstellung zum Landmann anbahnte: „Der wahre Herr der Türkei ist der Bauer. Mit Scham müssen wir bekennen, daß wir ihn seit 700 Jahren um den Lohn seiner Arbeit betrogen und obendrein verächtlich gemacht haben." „Zum ersten Male", so schreibt Yakub Kadri Karaosmanoglu[2]), „fühlte der arme anatolische Bauer, daß die Regierung sich zu ihm herabbückte und Anatolien nicht mehr als Kolonie behandelte."

In die neue Richtung weist das im März 1923 vom Wirtschaftskongreß in Smyrna beschlossene Aufbauprogramm; es ist vom Geist der Erd- und Volksverbundenheit erfüllt. In demselben Jahre erschien das abschließende Werk des Soziologen und wissenschaftlichen Begründers des türkischen Nationalismus Ziya Gök Alp[3]): „Die Grundlagen des Türkentums". Darin ermahnt er die Gebildeten, ins Volk zu gehen, mit ihm zusammenzuleben, seine Kultur zu erforschen in Wort und Lied, Tanz und Spiel, in Trachten, Märchen, Heldensagen und religiösen Vorstellungen und alte Sitten und Bräuche zu neuem Leben zu erwecken. Während die europäische Zivilisation den Bauern befähige, größeren Nutzen aus seiner Arbeit zu ziehen, seien seine geistigen Bedürfnisse nur aus der eigenen völkischen Kultur zu befriedigen.

Das hier aufgezeigte Ideal trat in der Folgezeit zunächst hinter den wirtschaftlichen Forderungen des Tages zurück. Die erste großzügige Maßnahme der Regierung betraf die Aufhebung des Zehnten zusammen mit dem schädlichen Steuerpachtsystem, dessen Beseitigung dem Bauern eine fühlbare Entlastung brachte. Sein Anteil am Gesamtsteueraufkommen des Volkes ging von 40 v. H. auf 11 v. H. zurück. Von größtem Wert für die Landwirtschaft war ferner die zielbewußte Wehr- und Friedenspolitik der neuen Regierung; eine bisher unbekannte Ruhe und Sicherheit zog ins Land ein.

Mit eiserner Energie packte Präsident Kamal Atatürk das Bildungsproblem an. Dem Bauern zuliebe führte er vor allem die Lateinschrift ein, und seine besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem landwirtschaftlichen Schulwesen, das mit Hilfe deutscher Fachmänner auf ganz neue Grundlagen gestellt wird. Die Regierung ist sich darüber nicht im Zweifel, daß es einer gewaltigen Erziehungsarbeit bedarf, um den Bauern an moderne Methoden zu gewöhnen. Im Jahre 1927 wurden noch 1,2 Millionen einfache Holzhackpflüge gezählt (= 85 v. H.). Nicht nur allgemeine Bildung und Fachunterricht, sondern auch Erziehung zu wirtschaftlichem Denken tun not. Hiervon hängt z. B. der Erfolg im Kampfe gegen den Zinswucher ab. Als zweckmäßig erwies sich der landwirtschaftliche Unterricht im Heere, der 1924 eingeführt wurde. Welche Rolle die Frau im Ackerbau spielt, zeigt die Statistik. Im Jahre 1927 standen 2,7 Millionen Männern in der Landwirtschaft 1,7 Millio-

[1]) Geb. 1870 in Diyarbekir, gest. 1927 in Istanbul.
[2]) Geb. 1889 in Kairo, jetzt Gesandter in Prag.
[3]) Geb. 1875 in Diyarbekir, gest. 25. Okt. 1924 in Istanbul.

Digitized by Google

nen (= 96 v. H. aller berufstätigen) Frauen gegenüber. Ernste Erziehungsaufgaben stellt die Forstwirtschaft; auch hier ging Atatürk bahnbrechend voran, indem er am 5. Mai 1925 ein Musterwaldgut bei Ankara gründete. Seitdem wird in Schulen und Vereinen die Liebe zum Walde gepflegt, u. a. durch symbolische Baumfeste. Eine erzieherische Frage ist endlich die Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse auf dem Lande sowie die Bekämpfung der Pflanzenschädlinge. Die Republikanische Volkspartei hat ein umfassendes Kulturprogramm aufgestellt, das sie in Wort und Schrift auch der Landbevölkerung nahezubringen sucht. In zahlreichen „Volkshäusern" (Halkevleri) werden aufklärende Vorträge gehalten und die Wünsche des Volkes entgegengenommen. So wurde z. B. im letzten Jahre auf Grund solcher Eingaben die Viehsteuer gesenkt.

Für die soziale Hebung des Bauernstandes bleibt die vollständige Überwindung der Kluft zwischen Stadt und Land die wichtigste Aufgabe. Der „Drang nach Istanbul" muß aufhören. Gelingt es — z. B. durch längeren Landaufenthalt der städtischen Jugend —, die Stände einander näherzubringen, so werden die Gebildeten erkennen, daß sie nicht nur dem Bauern zu Zivilisation und technischem Fortschritt verhelfen, sondern auch aus dem reichen Schatz seiner Kultur selbst etwas empfangen können. Dieser Gedanke ist in der Türkei noch verhältnismäßig neu. Von 1926 ab veranstaltete das Konservatorium in Istanbul Reisen ins Innere von Anatolien zur Erforschung der Volksmusik mit überraschend reichen Ergebnissen. Seitdem hat eine lebhafte Beschäftigung mit Sitten und Bräuchen der einzelnen Volksstämme eingesetzt, bei denen wertvolle Überbleibsel alttürkischer Kultur gefunden wurden, die zum Verständnis der ältesten Literaturdenkmäler beitragen und die Zurückdrängung der immer stärker als fremd empfundenen arabischen und persischen Einflüsse erleichtern.

Ein liebevolles Eingehen auf Denken und Fühlen des Landvolkes wird vielleicht auch zur Erkenntnis des wichtigsten, heute noch kaum geahnten Problems der neuen Türkei führen: von der Notwendigkeit einer inneren Auseinandersetzung mit dem Islam. Noch hängt der Bauer zäh am Glauben seiner Väter und an zahllosen Überlieferungen, denen moderne europäische Vorstellungen unausgeglichen gegenüberstehen. Von allen Reformen Atatürks ist bisher wohl die einschneidendste und in ihrer Wirkung noch unabsehbarste sein Kampf für eine rein türkische Schriftsprache, der mit der planmäßigen Erforschung der anatolischen Mundarten begann. Nach Lösung der brennendsten Fragen der äußeren und inneren Politik erkennt heute die junge Generation immer klarer das schon von Ziya Gök Alp angedeutete und für die Zukunft der Türkei so wichtige Ziel: Schaffung einer neuen nationalen Kultur.

Helmuth von Moltke und die Türkei

Von Tim Klein in München

Zu dem farbigsten, menschlich anziehenden und völkerpolitisch, geographisch und geschichtlich wertvollsten Werken des nie besiegten großen Moltke gehören seine „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839". Über ihren bleibenden Wert ein Wort des Lobes zu sagen, geziemt sich nicht. Wohl aber ist dieses Werk geeignet, als Maßstab zu dienen für die Einschätzung der

Digitized by Google

ngeheuren Umwälzungen, die in dem Jahrhundert nach Moltkes Aufenthalt in er Türkei das osmanische Reich erschüttert haben. Zugleich erkennt man die unerittliche geschichtliche Folgerichtigkeit, mit der die heutige Türkei durch Kamal tatürk gegründet worden ist. Aus dem Großreich des Sultans, das Moltke genau ennenlernte, hat Atatürk einen straff zusammengefaßten Nationalstaat geschaffen.

Der Hauptmann Helmuth von Moltke erhielt im September 1835 einen Urlaub von chs Monaten, den er auf Reisen zuzubringen gedachte. Er wollte Länder und Menschen kennen lernen, besonders auch Griechenland und Italien. Die Reise führte en schon fünf Sprachen beherrschenden, topographisch glänzend begabten und gehulten jungen Generalstabsoffizier über Wien, Budapest, Bukarest, Rustschuk, Schumla, Adrianopel nach Konstantinopel. Das war im November 1835. An Weihachten wollte er in Athen oder Alexandrien sein, im Januar in Neapel. Es kam nders. Vor der Abreise vermittelte der preußische Gesandte eine Audienz bei Mohamed Chosref Pascha, dem „Seraskier", d. i. Großvezier, höchsten Militär oder Kriegsminister, der nach Moltkes Tagebuch „gar keine Vorstellung von irgend takischen Begriffen hatte". Der damalige Großherr des „Osmanischen Reiches" war Sultan Mahmud II. Vor seiner endgültigen Rückreise in die Heimat besuchte Moltke das Grab des verstorbenen Sultans. Am 1. September 1839 schreibt er: „Sultan Mahmud hat ein tiefes Leid durchs Leben getragen: Die Wiedergeburt seines Volkes war die große Aufgabe seines Daseins und das Mißlingen dieses Planes sein Tod." Die Tragik dieses großen Reformsultans läßt sich in wenige Worte fassen: er mußte das einzige wirklich schlagkräftige Heer, die Prätorianer des Sultanats, zerschlagen: die seit 1360 bestehenden Janitscharen, und ihre zügellose mutwillige Gewalt vernichten.

Das geschah am 14. Juni 1826 durch Kartätschenfeuer auf die Kaserne der Janitscharen. Immer waren diese mit den Ulemas, den „Rechts- und Gottesgelehrten", gegen die Sultane verbündet gewesen. Es gelang Mahmud II. nicht, die Ulemas für Neuerungen zu gewinnen. Der Sultan hatte also sein eigenes Heer vernichtet, um Reformen den Weg freizumachen, aber in seinem eigenen Volke gab es keinen einzigen Mann, der erleuchtet und tatkräftig genug gewesen wäre, die Erneuerung des osmanischen Reiches in Verbindung mit dem Padischah durchzuführen. Es war damals wie später eine unlösbare Aufgabe. Moltkes Briefe beweisen das an allen Orten und Enden.

Das osmanische Reich wurde eine Beute der Fremden. Seit der Vernichtung der Janitscharen büßte Mahmud II. Länder und Reiche an Feinde und Untertanen ein. Griechenland, Serbien, Moldau und die Walachei entzogen sich seiner Macht, Ägypten, Syrien, Kreta, Adana (Kilikien) und Arabien fielen einem aufrührerischen Vasallen zu; Bessarabien und das nördliche Kleinasien wurden von den Russen erobert, Algier von den Franzosen besetzt; Tunis machte sich selbständig; Bosnien, Albanien und Tripolis gehorchten fast nur noch dem Namen nach. Das damals neu gegründete Heer war eine klägliche Improvisation. So mußte die Pforte mehr in Verträgen ihre Sicherheit suchen als in einem eigenen starken Heere.

Moltke weist darauf hin, daß die erbärmliche Verwaltung, die Raubgier der Paschas, vor allem die dauernde Einmischung der fremden Mächte, das osmanische Reich an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Kurz: Moltkes Scharfblick erkennt die furchtbaren Folgen einer Jahrhunderte hindurch währenden Mißwirtschaft, auf den Gipfel gebracht durch die Mächte Europas.

Es ist von höchster Bedeutung, Moltkes Darstellungen, die sich übrigens in vornehmer Würdigung der Zustände halten, zu vergleichen mit dem Rückblick, den Mustafa Kemal Pascha in seiner an Umfang und Inhalt einzig dastehenden Rede vom 15. bis zum 20. Oktober 1927 vor den Abgeordneten und Delegierten der

Digitized by Google

Republikanischen Volkspartei zu Ankara gegeben hat. Der Retter der Türkei zeichnet an der Stelle, wo er auf die Konferenz von Lausanne im November 1922 zu sprechen kommt, ein erschütterndes Bild der Zerrüttung des osmanischen Reiches. „Die in Lausanne auf der Tagesordnung stehenden Fragen betrafen nicht allein das neue Regime, das erst drei oder vier Jahre alt war. Man regelte die Rechnungen von Jahrhunderten. Es war weder einfach noch bequem, sich in diesem so alten, so verworrenen, so unsauberen Haufen von Rechnungen zurechtzufinden. Man weiß, daß das osmanische Reich, dessen Nachfolge der neue türkische Staat übernommen hatte, durch Kapitulationen gebunden war, die im Namen alter Verträge bestanden. Die christlichen Elemente (die Rajas, wie sie bei Moltke heißen) genossen zahlreiche Vorrechte und Ausnahmen. Die osmanische Regierung konnte ihre Rechtsprechung gegenüber den im osmanischen Reich ansässigen Fremden nicht ausüben. Es war untersagt, Fremden, die von den eigenen Staatsangehörigen erhobenen Steuern aufzuerlegen. Ebenso war die Regierung verhindert, Maßnahmen gegen die Elemente im Innern zu ergreifen, die die Grundlagen des Staates untergruben.

„Ebenso war es der osmanischen Regierung untersagt, dem türkischen Volk, seinem Ursprungselement, das sie begründet hatte, die Mittel zu sichern, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Sie konnte das Land nicht wieder herstellen, keine Eisenbahnen bauen; sie war nicht einmal frei, Schulen zu errichten. Die Fremden mischten sich alsbald in derartigen Fällen ein. Um sich eine luxuriöse Existenz zu sichern, hatten die osmanischen Souveräne und ihr Hof nicht nur alle Einnahmen des Landes und der Nation zur Verfügung, sondern sie hatten auch zahlreiche Anleihen aufgenommen, indem sie hierbei alle Hilfsquellen der Nation, ja sogar die Ehre und Würde des Staates zum Opfer brachten. Und das bis zu dem Grade, daß das Reich so weit gekommen war, die Zinsen dieser Anleihen nicht mehr zahlen zu können und in den Augen der Welt als bankrott dazustehen. Das osmanische Reich, dessen Erben wir waren, hatte in den Augen der Welt keinen Wert, kein Verdienst, kein Ansehen. Es galt als außerhalb des internationalen Rechts stehend und war sozusagen unter die Vormundschaft und unter den Schutz eines anderen gestellt." Trotzdem Mahmud II. nicht zu den von Kemal Pascha angeprangerten Souveränen gehörte, stimmen doch viele Züge des düsteren Gemäldes mit Beobachtungen Moltkes überein.

Doch sehen wir zu, wie Moltke in der Türkei arbeitete, — denn der sechsmonatige Urlaub wurde zu einem Kommando von vier Jahren. Bald nach der ersten Zusammenkunft mit dem „Seraskier" bat der Sultan den König Friedrich Wilhelm III. um längere Beurlaubung Moltkes. Das Vertrauen zu Preußen war schon gepflanzt durch die türkenfreundliche Tätigkeit des Generals von Müffling beim Abschluß des Friedens von Adrianopel nach dem russisch-türkischen Krieg im Jahr 1829.

Moltke selbst wurde schnell größtes Vertrauen entgegengebracht. Es währte nicht lange, da bat der Sultan den preußischen König um Überlassung von elf Offizieren und vier Unteroffizieren als Instruktoren auf drei Jahre, darunter einen Hauptmann des Generalstabs, der die Kriegskunst und die Feldbefestigung kenne. Diese Aufgabe war für Moltke gedacht. Durch Kabinettsorder vom 8. Juni wurde Moltke zur Organisation und Instruktion der Truppen nach der Türkei kommandiert. Die übrigen Kommandierungen wurden durch englischen und österreichischen Druck auf den Sultan wieder aufgehoben. Außer Moltke erhielten nur noch die Hauptleute des Generalstabs von Vincke und Fischer, sowie der Ingenieurhauptmann von Mühlbach ein Kommando. Es sei vorweggenommen, daß keiner der Pläne Moltkes zur Befestigung der Dardanellen, in Bulgarien und Rumelien ausgeführt

Digitized by Google

wurde. Ebensowenig wurden die Ratschläge zur Heeresorganisation in Taten umgesetzt.

Zu keiner anderen Zeit aber wäre die türkische Heeresreform nötiger gewesen. Denn der abtrünnige ägyptische Statthalter Mehemet Ali hatte seinen Sohn Ibrahim Pascha mit einem zum Teil europäisch geschulten Heere in Syrien einmarschieren lassen. Wir übergehen hier Moltkes weite Erkundungsreisen — vom Südufer des Euphrat ritt er mit geringer Begleitung innerhalb fünf Tagen 65 Stunden lang an die syrische Grenze —, wir erwähnen nur seine wertvollen kartographischen Arbeiten, seine Erkundung von Kurdenschlössern, und wenden uns der „Schlacht bei Nisib" zu, das hart an der syrischen Grenze liegt. Moltke hat diese Niederlage der Truppen des Sultans ausführlich geschildert. Sie wurde wesentlich dadurch herbeigeführt, daß Moltkes Ratschläge nicht befolgt wurden. Wie in einem Brennpunkt sammeln sich um diese unselige „Schlacht" alle schauderhaften, widersinnigen Zustände im osmanischen Reich. Moltke sagt: „Wie sich in der Chemie zwei Stoffe vollkommen neutralisieren, so waren alle Kräfte der Türkei durch Ägypten, alle Kräfte Ägyptens durch die Türkei absorbiert, und beide Staaten nach außen fast vernichtet. Die Donau, Schumla, Konstantinopel selbst waren ohne Verteidiger, Alexandria und Kairo von Invaliden besetzt, während in einem Winkel Kurdistans und Syriens mächtige Heere einander gewaffnet gegenüberstanden." Die beiden Provinzen litten unter schrecklichem Druck. „Aber auch das ganze Reich seufzte unter der Bürde, ein großes Heer in fernen Gegenden ohne irgendeinen andern Grund zu unterhalten, als weil eben ein mächtiger Nachbar dort auch ein Heer unterhielt. Es sind in sieben Jahren hier mindestens 50 000 Rekruten ausgehoben und begraben, hundert Millionen unproduktiv verausgabt und die Ernte ganzer Provinzen verzehrt, nur weil der Gegner denselben Aufwand machte."

Bevor es endlich bei Nisib zum Schlagen kam, weigerte sich der osmanische Kommandierende Hafisz Pascha, übrigens ein tapferer Soldat, Moltkes Rat zu folgen und sich in das östlich Nisib gelegene feste Biradschik zu werfen. Da forderte Moltke seine Entlassung. Selbstverständlich werde er das Gefecht mitmachen, aber seine Stellung als „Müstischar", als Ratgeber, habe aufgehört. Ibrahim Pascha stand dicht vor den Truppen des Hafisz Pascha. Am 24. Juni 1839, eben dem Tag von Nisib, fiel die Entscheidung durch die Artillerie Ibrahim Paschas. Moltkes Urteil über die tiefste Ursache der türkischen Niederlage lautet: „Die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges war auf der Seite der Pforte; in Syrien aber befehligte *ein* Mann, um dessen Existenz es sich handelte, in Asien *vier* unabhängige Feldherrn." Moltkes edler Sinn bewährte sich auch hier. Er verteidigte den Heerführer Hafisz Pascha seinem alten, wieder zu Ehren gekommenen Gönner, Chosref Pascha, dem Großvezier, gegenüber mit Erfolg.

Moltkes Name ist für vier Jahre eng mit dem Schicksal des osmanischen Reiches verknüpft. Helfen konnte er nicht viel. Es bedurfte gewaltiger Bewegungen, schwerster Erschütterungen, bis sich aus dem Chaos ein rein türkischer Staat emporrang. Ungezählte Opfer wurden gebracht, namenloses Elend kam über das türkische Großreich, heldenhafte Anstrengung siegte.

Als Moltke am Ende des Jahres 1839 nach längerer Krankheit wieder in Berlin war, verlieh ihm der König den Orden Pour le mérite. Er hatte ja auch Ungewöhnliches geleistet. Diese Ordensverleihung hat einen tieferen Sinn. Friedrich der Große hatte den Orden rund hundert Jahre vor Moltkes Kommando in der Türkei gestiftet. Preußen war der Türkei niemals feindlich gegenübergestanden, ja der große König hatte schon ein Bündnis mit ihr angestrebt. Die Waffenbrüderschaft im Weltkrieg war das Siegel auf das gute Einvernehmen Preußen-Deutschlands mit der Türkei, für das einer der größten Zeugen unser großer Moltke ist.

Digitized by Google

Die Mission Stotzingen und der Beginn des Arabischen Aufstandes (1916)

Eine Kriegserinnerung aus der alten Türkei

Von Rudolf Holzhausen in Berlin

Nach der Niederwerfung Serbiens und der Herstellung des Verbindungsweges nach Konstantinopel Ende 1915 war für Deutschland der Augenblick gekommen, seine militärischen und politischen Machtstellungen im nahen Orient energisch auszubauen. Das Hilfskorps Falkenhayn wurde nach der Sinaifront entsandt, um einen starken türkischen Angriff gegen den Suezkanal zu unterstützen, die in Mesopotamien und Armenien gegen die Russen kämpfenden türkischen Armeen wurden durch Zuteilung deutscher Offiziere und technischer Abteilungen verstärkt. Auch in Arabien, wo der Aufruf zum Heiligen Krieg auf taube Ohren gestoßen war, sollte nunmehr tatkräftig vorgegangen werden, um die weiten zum Türkischen Reich gehörigen arabischen Gebiete aus ihrer Lethargie zu erwecken. Zu diesem Zweck entschloß sich die Oberste Heeresleitung, eine deutsche Sondermission nach Südarabien zu entsenden, die dort eine Funkenstation errichten und mit deren Hilfe ein deutsches Propagandazentrum aufbauen sollte. Die Begründung einer im deutschen Sinne gehaltenen arabischen Zeitung in Medina war vorgesehen. Das Ziel der Mission war indessen noch weiter gesteckt. Sie sollte versuchen, ihren Wirkungsbereich über das Rote Meer hinweg nach Afrika auszudehnen, und die im Sudan, in Eritrea und dem Somaliland revoltierenden Stämme unterstützen, um unseren Gegnern auch auf kolonialem Gebiete Schwierigkeiten zu bereiten. Als letzte und schönste Aufgabe war der Mission zugedacht, die funkentelegraphische Verbindung mit Deutsch-Ostafrika aufzunehmen, wo die deutsche Schutztruppe über eine kleine Funkenstation in Muansa am Südufer des Viktoriasees verfügte.

Als Führer der Mission wurde der Major d. R. von Stotzingen, ein ehemaliger 2. Gardedragoner und vielgereister, der arabischen Sprache kundiger Offizier, ausersehen. Major v. Stotzingen befand sich als Führer der 1. Landwehr-Eskadron des Gardekorps im Osten, als er Ende Februar 1916 den Befehl erhielt, sich in Berlin beim Stellvertretenden Generalstab, Abteilung Politik, zu melden. Hier erfuhr Stotzingen durch Hauptmann d. R. Nadolny, den späteren Botschafter in Ankara und Moskau, zu welcher großen und ehrenvollen Aufgabe er ausersehen war. Als Funkfachmann wurde ihm Unteroffizier Kerber zugeteilt, als Dolmetscher und Fachmann für das Chiffrierwesen der Konsulatsdragoman Leutnant d. R. Diel, der heute das Amt des deutschen Konsuls in Saloniki bekleidet. Diel befand sich damals bereits in der Türkei und sollte sich bei der Durchreise in Aleppo der Mission anschließen. Für die Begründung des arabischen Blattes in Medina war der Araber Menun vorgesehen, der sich in Berlin aufhielt und hier seine besonderen Anweisungen empfing. Zu seinem persönlichen Begleiter erwählte Major v. Stotzingen den Unteroffizier Schmidt von seiner Garde-Landwehreskadron. Schmidt hatte sich im Osten besonders gewandt und zuverlässig erwiesen.

Eine wunderliche Figur kam zu der Mission noch hinzu: der Orientfahrer Karl Neufeld, der um die Jahrhundertwende durch seine Erlebnisse und Abenteuer im Sudan viel von sich reden gemacht hatte. Neufeld war dort 12 Jahre in Gefangenschaft des Mahdi gewesen und durch Kitcheners Sieg bei Omdurman aus den Händen seiner Peiniger befreit worden. Bei Ausbruch des Krieges stellte er sich trotz

Digitized by Google

seines hohen Alters für den Orient zur Verfügung. Er sprach fließend arabisch und war während seiner langen Gefangenschaft Mohammedaner geworden. 1915 hatte er eine Reise nach Medina unternommen, um dort für den Heiligen Krieg zu wirken. Jetzt wurde ihm die Bearbeitung der ostafrikanischen Küstengebiete zugedacht. Er sollte versuchen, sich nach Abessinien durchzuschlagen und hier Verbindung mit der deutschen Gesandtschaft in Addis Abeba aufzunehmen, zu der die Fäden der heimischen Stellen seit Kriegsausbruch abgerissen waren. Neufeld trug ständig orientalische Kleidung und hatte infolge seines langen Aufenthalts im Orient in seinem Äußeren völlig das Aussehen eines arabischen Patriarchen angenommen.

Am 15. März 1916 fuhr die Mission mit dem neueingerichteten Balkanzug von Berlin nach Konstantinopel ab. Sie führte, in zentnerschweren Kisten verpackt, einen erheblichen Goldbetrag in englischen Pfunden und einige Kisten mit silbernen Maria-Theresia-Talern — diese für Abessinien bestimmt — mit sich. Die Summe, die der Mission zur Durchführung ihrer Aufgaben zur Verfügung gestellt wurde, war beträchtlich. Sie war aber lächerlich gering im Vergleich zu den Goldbarren, die England bei dem arabischen Abenteuer in die Waagschale warf[1]).

In Konstantinopel meldete sich Stotzingen bei Enver Pascha, dem türkischen Oberkommandierenden und Kriegsminister. Enver schlug vor, als Ort für die Stationierung der Funkenanlage Sana, die Hauptstadt des Jemen, an der Südspitze der arabischen Halbinsel, zu wählen. Man war gerade im Begriff, ein gemischtes Detachement dorthin zu entsenden. Die Truppe, die unter dem Befehl eines türkischen Majors Kari Bey stand, hatte den Auftrag, die im Jemen stationierten türkischen Abteilungen bei ihren Operationen gegen Aden zu unterstützen. Diesem Detachement sollte sich die Mission anschließen. Der Reiseweg von Damaskus bis Sana betrug rund 2200 Kilometer (d. i. ungefähr die Entfernung von Berlin nach Ankara). Bei der Länge des Reiseweges, der durch wenig erschlossenes Gebiet führte, erschien der Anschluß an das Detachement hochwillkommen.

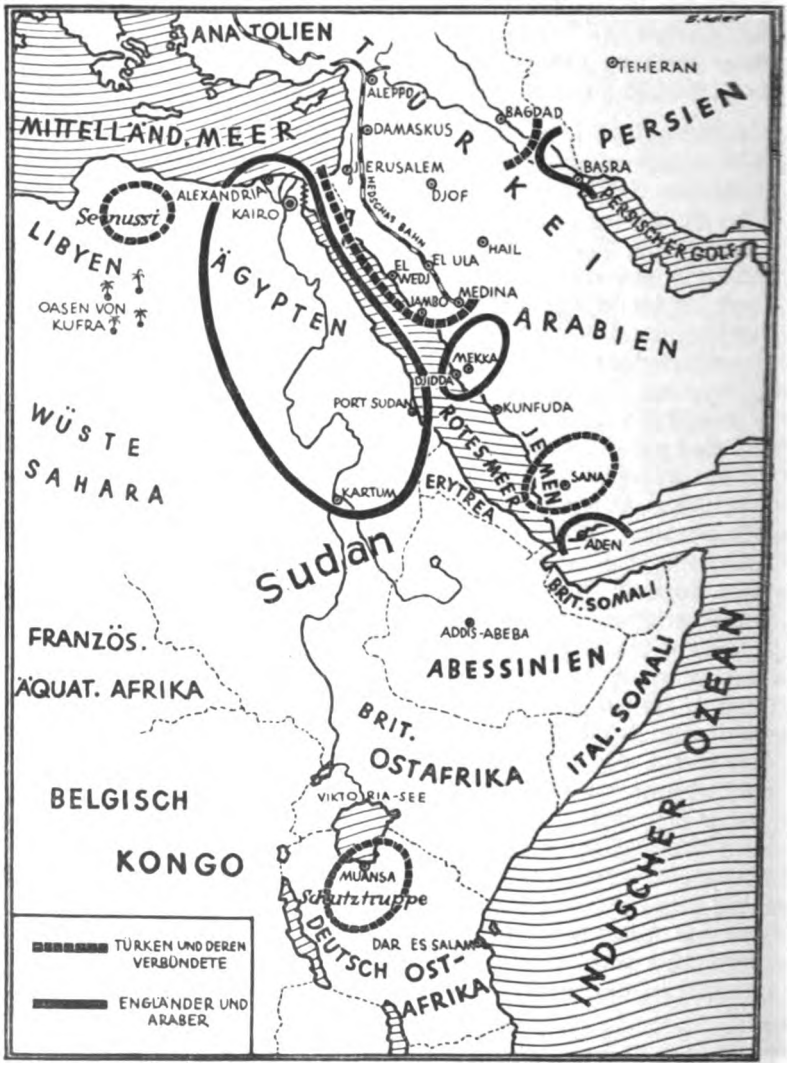
Die türkische Regierung hatte sich die Genehmigung zur Entsendung der Mission erst in langwierigen Verhandlungen abringen lassen. Arabien mit den heiligen Stätten des Islam war ihr von jeher ein noli me tangere gewesen. Als die Mission in Konstantinopel erschien, tauchten erneute Bedenken auf, die ihren Grund wohl darin hatten, daß den Türken ein Annäherung zwischen Deutschland und ihren ewig unzufriedenen und unruhigen arabischen Untertanen unerwünscht war. Enver Pascha konnte sich plötzlich nicht mehr entschließen, der Mission den früher zugesagten Geleitschein auszustellen. Auch die Genehmigung zur Herausgabe einer Zeitung in Medina wurde versagt. Menun mußte daher in Konstantinopel zurückgelassen werden. Als neues Mitglied kam zu der Mission der junge Inder Mohammed Ben Yussuf, der als Dolmetscher und Sendling nach dem Sudan verpflichtet wurde. Yussuf beherrschte mit orientalischer Zungenfertigkeit alle Sprachen, die er für seine zukünftigen Fahrten in Arabien und Afrika nötig hatte.

Wie war nun die Lage im fernen Arabien und den Gebieten, durch die der Reiseweg der Mission führen sollte? Den deutschen Dienststellen war hierüber nur wenig bekannt. Von den Türken war über Arabien nie etwas Genaues zu erfahren. Eigene Beobachtungsposten fehlten. Das deutsche Blickfeld reichte infolgedessen nur bis zu den Gebieten, wo deutsche Offiziere und Beamte tätig waren, und ging damit über die Linie Bagdad—Damaskus—Jerusalem—Birseba nicht wesentlich hinaus. Die dahinter liegenden weiten Räume der arabischen Halbinsel verschwammen ganz und gar im Ungewissen. Nur gelegentliche Nachrichten aus dem

[1]) Der Gesamtbetrag der englischen Hilfsgelder für den arabischen Aufstand betrug nicht weniger als 80 Mill. Goldmark. Vgl. Lidell Hart, Oberst Lawrence (Berlin 1935), S. 124.

Digitized by Google

Munde von deutschen Reisenden, die ein Zufall in jene Gegenden verschlagen ha
erhellten das Dunkel. Eine solche Nachricht war der Bericht der Emdenbesatzu
gewesen, die im Frühjahr 1915 unter Kapitänleutnant von Mücke in Südarab
gelandet und längs der Küste heimgekehrt war[1]). Die Expedition war damals



Djidda, der Hafenstadt von Mekka, von Beduinen angegriffen, dann aber durch den Emir Abdulla, einen Sohn des Großscherifen Hussein von Mekka, aus ihrer schwierigen Lage befreit worden. Eine gewisse Sicherheit für die loyale Haltung Arabiens schien der Aufenthalt des Emirs Feisal, des dritten Sohnes des Großscherifen, in Konstantinopel zu bilden. Der weltmännisch erzogene Wüstenprinz bewegte sich mit ungezwungener Selbstverständlichkeit im Kreise der deutsch-

[1]) Vgl. Kapitänlt. v. Mücke: „Ayesha" (Scherlverlag Berlin, 1915).

Digitized by Google

türkischen Gesellschaft und ließ keinen Verdacht aufkommen, daß in seiner fernen Heimat ernste Schwierigkeiten drohten. Er bekundete für den türkischen Plan, einen zweiten Vorstoß zum Suezkanal zu unternehmen, lebhaftes Interesse und stellte in Aussicht, dem Expeditionskorps ein arabisches Kamelreiterkorps zuzuführen.

Aus englischen Quellen erfahren wir heute, daß in Wirklichkeit die Lage damals eine ganz andere war. Wie in dem amtlichen englischen Generalstabswerk über den Krieg im vorderen Orient[1]) erzählt wird, stand der Großscherif Hussein von Mekka, der, als der älteste Nachkomme des Propheten und Hüter der heiligen Stätten, als erster Repräsentant Arabiens anzusehen war, schon seit Ende 1914 mit den englischen Regierungsstellen im Sudan und in Ägypten in Verbindung und verhandelte mit ihnen über nichts Geringeres als seinen Abfall von der Türkei. Er verfolgte dabei den Gedanken, ein unabhängiges großarabisches Reich zu gründen, das mit Einschluß von Palästina und Syrien bis zum Golf von Alexandrette reichen sollte. Die Verhandlungen wurden zögernd geführt, da Hussein auch Deutschland als eventuellen Sieger in dem europäischen Ringen in Rechnung stellte. Ende 1915 entschied er sich jedoch, für England zu optieren. Fraglich blieb nur noch der Zeitpunkt, an dem der Aufstand vom Zaune gebrochen werden sollte. Vorläufig wurde der Herbst 1916 hierfür in Aussicht genommen. Inzwischen wurde auf englischer wie auf arabischer Seite mit den heimlichen Vorbereitungen für die Erhebung begonnen. Dem Emir Feisal fiel bei diesem Spiel die Rolle des vorgeschobenen Beobachters im türkischen Lager zu[2]). Er führte seine Aufgabe mit großer Verstellungskunst durch. Als er den Boden im Konstantinopeler Hauptquartier genügend erkundet hatte, begab er sich nach Damaskus, um hier die unmittelbaren Maßnahmen zu beobachten, die von den Türken bezüglich des Hedschas getroffen wurden. Nach Mekka wurde ein geheimer Kurierdienst eingerichtet. Diesen besorgten altergebene Diener der Scherifenfamilie. In Säbelscheiden, Schuhsohlen und in Kuchensendungen wurden die Meldungen Feisals nach Mekka befördert; ihr Grundtenor lautete ständig dahin, daß der Augenblick des Losschlagens hinausgeschoben werden müsse, da die Dinge im Norden noch nicht zur Reife gekommen seien.

In Damaskus fand Feisal wertvolle Hilfe in dem Arabischen Revolutionskomitee, das dort seit Anfang 1915 bestand. Das Komitee setzte sich aus türkischen Offizieren und Beamten arabischer Herkunft zusammen, die den Abfall der arabischen Landesteile von der Türkei betrieben und die bereits von sich aus in diesem Sinne an den Großscherifen herangetreten waren. An der Spitze der Verschwörer stand Ali Riza Pascha, der türkische Etappenkommandeur, der seine Doppelrolle unentdeckt bis zum Ende des Krieges durchzuführen verstand.

Dies war die Lage, als Stotzingen mit seinen Begleitern am 26. März in Damaskus eintraf und sich bei Djemal Pascha, dem Oberkommandierenden der 4. türkischen Armee, meldete.

Djemal war die erste türkische Autorität in arabischen Angelegenheiten, dessen Machtbereich sich bis hinunter zur Südküste der arabischen Halbinsel erstreckte. Er war der große Gegenspieler Husseins. In Syrien hielt er die arabische Gegenbewegung mit eiserner Strenge nieder, und er ahnte wohl auch vieles von dem, was insgeheim im Hedschas vor sich ging. Er wußte, daß die Stimmung im Gebiet des Großscherifen äußerst gespannt war, und daß es nur eines kleinen Anlasses bedurfte, um eine gefährliche Entladung hervorzurufen. Als er daher von Stotzingens Absicht hörte, den Hedschas zu durchqueren, verbot er kurzerhand die Weiterreise. Er berief sich darauf, daß das Betreten von Mekka für Christen verboten sei, und daß

[1]) Military Operations Egypt and Palestine (London 1928), S. 211 ff. 220.
[2]) T. E. Lawrence: Seven Pillars of Wisdom (London 1935), Seite 49 ff.

Digitized by Google

er für die Sicherheit der deutschen Mission nicht einstehen könne. Wochenlange Unterhandlungen folgten. Stotzingen klammerte sich zähe an den ihm erteilten Auftrag und konnte schließlich mit Hilfe der übergeordneten Konstantinopeler Stellen durchsetzen, daß ihm die Weiterreise unter Umgehung der heiligen Stätten längs der Küste des Roten Meeres gestattet wurde. Den Vorschlag, Medina und Mekka auf einem Landmarsch durch die östlichen Wüstengebiete zu umgehen, lehnte Djemal ab.

Die Bedenken, die Djemal Pascha gegen die Weiterreise erhob, waren richtig, insoweit sie sich auf die Durchreise durch das Gebiet von Mekka und Medina bezogen. Nach allem, was wir heute über die damalige Gärung in jenen Gebietsteilen wissen, hätte die Durchreise der deutschen Mission ohne Zweifel mit einer Katastrophe geendet. Unrichtig und von Eifersucht diktiert war jedoch Djemals Verhalten hinsichtlich der östlichen Umgehung des verbotenen Gebietes. Hier wäre die Mission in das Gebiet der Schammarbeduinen gelangt, deren Oberhaupt, der Emir Ibn Reschid, eine ausgesprochen türkenfreundliche Haltung einnahm. Gerade auch für uns Deutsche bestanden hier freundschaftliche Gefühle, die bis zum Ende des Krieges unvermindert fortgedauert haben. Hier wäre die Mission einer guten Aufnahme sicher gewesen. Auch der Küstenweg hätte vielleicht noch eine Möglichkeit geboten, das ferne Ziel in Südarabien zu erreichen. Die Verzögerung aber, die durch Djemals Widerstand und die zeitraubenden Verhandlungen eingetreten war, wurde dem Unternehmen zum Verhängnis.

Nach erfolgter Einigung wurde für die Weiterreise das Folgende festgesetzt: die Mission sollte zunächst das Detachement Kari Bey auf seiner Weiterfahrt auf der Hedschasbahn begleiten. In El Ula, an der Grenze des für die Christen verbotenen Gebietes, sollte sie die Bahn verlassen und von hier im Kamelmarsch nach der Küste des Roten Meeres abschwenken. In El Wedj sollten kleine Küstenschiffe bestiegen werden, mit denen man die Fahrt bis Konfuda südöstlich von Mekka fortsetzen wollte. In Konfuda sollte man an Land gehen, um sich wiederum mit dem Detachement Kari Bey zu vereinigen, das von Medina, dem Endpunkt der Hedschasbahn, aus zu Fuß nach dem Jemen hinabmarschieren sollte. Das war ein langer und gefährlicher Weg. Fast tausend Kilometer (die Entfernung von Berlin nach Belgrad) waren längs der Küste zurückzulegen, die von englischen Patrouillenfahrzeugen scharf bewacht wurde. Djemal wollte die in den Küstenstädten stationierten türkischen Postierungen wie auch die Zivilbehörden anweisen, der Expedition in jeder Weise behilflich zu sein.

Unter den vielen Persönlichkeiten, denen Major von Stotzingen in Damaskus begegnete, befand sich auch Feisal, der Sohn des Großscherifen. Emir Feisal kam dem deutschen Offizier mit gutgespielter Liebenswürdigkeit entgegen. Er stattete ihn mit einer Anzahl von Empfehlungsschreiben aus, unter denen sich auch eines an seinen Vater, den Großscherifen, befand.

In diese Zeit der Verhandlungen und Spannungen fiel ein Ereignis, das eine heitere Note in den Ernst der Dinge brachte: Neufeld, der bereits zwei legitime Frauen in Ägypten besaß, reichte einer dritten die Hand, einer mohammedanischen Kurdin, die er in Damaskus kennengelernt hatte. Er erklärte, seine neue Gattin auf seiner Fahrt nach Afrika mitnehmen zu wollen. Nach einigem Hin und Her gab Stotzingen als Missionschef seine Zustimmung. Die schwarzverschleierte Dame hat die Fahrt bis zu Ende miterlebt und ihren Mann nach Deutschland begleitet.

Ausgestattet mit einer Reisevollmacht Djemal Paschas trat die Mission am 2. Mai zusammen mit einem Transport des Detachements Kari Bey die Reise nach dem Süden an. Die Hedschasstrecke war damals noch in vollem Betrieb, so daß die Mission bereits am Abend des 4. Mai in El Ula, 250 Kilometer vor Medina, eintraf. Hier trennte sie sich programmgemäß von Kari Bey, der mit

Digitized by Google

seiner Truppe nach Medina weiterrollte. Das funkentelegraphische Gerät verblieb im Zug. Es wurde den Türken anvertraut, die es von Medina aus mit ihrem Troß nach dem Jemen weiterbefördern wollten. Den größten Teil seines Goldvorrates hatte Stotzingen zunächst in Damaskus gelassen. Die Maria-Theresia-Taler wurden vollzählig mitgeführt, da Neufeld und Yussuf sobald als möglich nach der afrikanischen Küste übergesetzt werden sollten.

Für die Mission begann nun eine abenteuerliche Fahrt. Mit einer aus 37 Kamelen bestehenden Karawane ging es unter Begleitung einer türkisch-arabischen Gendarmerieeskorte durch Wüstengelände und kahle Felsgebirge nach El Wedj am Roten Meer. Unterwegs gab es ein Feuergefecht mit Beduinen, die den Durchmarsch durch ihr Gebiet verweigern wollten. Die glühende Sonne Arabiens legte sich lähmend auf die des Klimas ungewohnten Deutschen. Nächtliche Kühle schaffte Erleichterung, und der grandiose Sternenhimmel ließ die Teilnehmer die Einzigartigkeit ihres Erlebnisses empfinden. Am besten ertrug Neufeld die Unbill des Klimas. Er ruhte während der Reise zumeist auf einem Federbett, das er auf den Rücken seines Kamels gebunden hatte. In El Wedj wurden zwei kleine Küstenschiffe, Sambuks genannt, bestiegen. Mit diesen ging die Fahrt die Küste entlang bis Umludj. Hier mußte wieder zum Landmarsch übergegangen werden, da sich englische Patrouillenschiffe nahe der Küste gezeigt hatten und der Seeweg zu gefährlich erschien. Die Aufnahme durch die türkischen Ortsbehörden war überall freundlich, jedoch machte die arabische Stammbevölkerung vielfach einen undurchsichtigen Eindruck. Zahllosen Einladungen zu Mokka und Hammelessen mußte Folge geleistet werden. Für die eingeborene Bevölkerung bildete das Erscheinen der Deutschen eine Sensation. Neufeld richtete zuweilen arabische Ansprachen an die Eingeborenen; sie endeten mit einem Gebet zu Allah, dessen Segen er für die Verbündeten Armeen erbat.

Nach zweieinhalbwöchiger Reise erreichte man die Hafenstadt Jambo el Bahr, die in Höhe von Medina etwa 200 Kilometer von der Stadt entfernt an der Küste gelegen ist. Hier sollte die Expedition ihr vorzeitiges Ende finden. Als nächste Etappe war Djidda, die Hafenstadt von Mekka, vorgesehen. Gerade als die Expedition in Jambo angekommen war, lief dort die Nachricht ein, daß in Djidda ein deutscher Marineoffizier mit sechs Begleitern eingetroffen sei, die sich bereits mit einer Gendarmerieeskorte nach Jambo unterwegs befänden. Es handelte sich um Kapitänleutnant von Möller, der sich von Ostasien bis nach Arabien durchgeschlagen hatte und jetzt über Djidda den Anschluß an die Hedschasbahn erstrebte[1]). Stotzingen beschloß im Einvernehmen mit den Ortsbehörden, das Eintreffen der deutschen Landsleute abzuwarten, um sich dann in Begleitung der heimkehrenden Eskorte nach Djidda zu begeben. Eine Woche verstrich, aber man harrte vergebens. Da veränderte sich jäh die Lage. Von allen Seiten liefen Hiobsposten ein. Unruhen in der Nachbarschaft wurden gemeldet und die Nachricht kam, daß Möller mit seinen Begleitern ermordet worden sei. Ein englisches Kriegsschiff zeigte sich drohend vor der Stadt, ging aber nach kurzem Aufenthalt wieder in See. Die türkische Ortsbehörde brachte in Erfahrung, daß sich einige Beduinenstämme der Nachbarschaft für England erklärt hatten und planten, die türkischen Depots zu stürmen. Die Stadt wurde in Verteidigungszustand gesetzt. Die türkischen Begleitmannschaften, welche die Deutschen ständig umgaben und deren Zuteilung anfangs als Mißtrauen ausgelegt worden war, wurden verstärkt. Die Spannung stieg von Tag zu Tag. In Unkenntnis der Sachlage wurden jetzt Boten nach Mekka gesandt, um Feisals Empfehlungsschreiben dem Großscherifen zu überbringen. Der Ruf nach

[1]) K. E. Serman: „Kapitänleutnant von Möllers letzte Fahrt" (Berlin, Scherlverlag 1917).

Digitized by Google

Hilfe verhallte ungehört. Zwischendurch feierte die Einwohnerschaft von Djidda unbekümmert eine mehrtägige Hochzeit, die im Hause eines arabischen Notabeln stattfand. Der ganze Ort beteiligte sich an den verschiedenen Veranstaltungen und auch die Deutschen mußten als Ehrengäste teilnehmen. Am 6. Juni erhielt die Ortsverwaltung Anweisung aus Medina, die deutsche Expedition festzuhalten und sie weder vor- noch rückwärts reisen zu lassen. Man machte sich jetzt auf einen längeren Aufenthalt gefaßt. Es wurde erwogen, die Funkstation nach Jambo nachkommen zu lassen und zu versuchen, von hier aus die Verbindung mit Deutsch-Ostafrika aufzunehmen. Man prüfte die Möglichkeit, Neufeld und Yussuf nach Afrika überzusetzen, was aber angesichts der englischen Küstenbewachung zunächst aussichtslos schien. Am 8. Juni lösten sich alle Zweifel durch ein aus Damaskus einlaufendes Telegramm: Djemal Pascha befahl der deutschen Mission die sofortige Rückkehr.

Schweren Herzens leistete man der Anordnung Folge. Bei einigen Mitgliedern der Expedition tauchte der Gedanke auf, trotz der Anordnung Djemals einen Durchbruch nach dem Süden zu versuchen. Er wurde jedoch wieder fallen gelassen und hätte wohl auch keinerlei Aussicht auf Erfolg gehabt. Am Abend des 12. Juni setzte sich die Karawane, von einer schwachen Eskorte begleitet, wieder nach Norden in Bewegung. Ein Teil des schweren Gepäcks wurde in Jambo unter der Obhut der türkischen Behörden zurückgelassen. Die Chiffrierbücher wurden verbrannt.

Bei allen Wirrnissen, der verdächtigen Haltung der Bevölkerung und Unzuverlässigkeit der begleitenden türkisch-arabischen Gendarmen glaubte Stotzingen zeitweise selbst nicht mehr daran, daß seine Expedition aus dem Hexenkessel heil herauskommen würde. Aber das Glück stand der entschlossenen Schar zur Seite. Es gelang ihr, sich auf dem alten Reiseweg durch das fiebernde Land durchzuschlagen und am 27. Juni El Ula an der Hedschasbahn zu erreichen. Wiederum waren gewaltige Strapazen zu bestehen gewesen. Erstickende Glutwinde bliesen von Osten. Vor Umledj fand ein überraschender Feuerüberfall durch Beduinen statt. Zumeist wurde nachts marschiert, bei gleißendem Mondschein, der den Wüstensand wie weißen Schnee erscheinen ließ. Auf dem letzten Teil der Reise begrüßte das Oberhaupt der Billibeduinen, Scheich Suleiman Pascha, die Deutschen. Er gab ihnen ein Stück Weges das Geleit. Dies war der gleiche Beduinenführer, der ein Jahr vorher der durchreisenden Emdenbesatzung seine deutschfreundliche Einstellung bezeugt hatte. Sein Stamm ist später unter englischem Druck zu den Aufständischen übergegangen.

Was sich in jenen Tagen in Mekka, Medina und Djidda, im Vorgelände der deutschen Expedition, abgespielt hatte, waren entscheidende Ereignisse gewesen, deren Tragweite damals keiner der Expeditionsteilnehmer geahnt hat. Das ferne Beben, das man in Jambo spürte, war der Beginn der großen arabischen Revolution, des „Aufstands in der Wüste", der damals vor Medina zum Ausbruch kam und sich später nach Norden fortpflanzte, um schließlich (1918) mit dem englischen Vormarsch in Palästina zusammenzufließen. Die Mission selbst war einer der unmittelbaren Gründe gewesen, die zum Ausbruch des Aufstandes geführt hatten.

Durch Lawrence und aus der offiziellen englischen Kriegsgeschichte erfahren wir hierüber das Nähere[1]). Emir Feisal war durch die Entsendung des Detachements Kari Bey nach dem Hedschas aufs höchste beunruhigt worden. Er glaubte, die anrollenden türkischen Verstärkungen würden die geplante arabische Erhebung im Süden wesentlich erschweren. Seine Befürchtungen wurden verstärkt durch das gleichzeitige Auftauchen der deutschen Mission, der er selbst in Damaskus begegnet war. Er schien zu glauben, daß das ganze Detachement Kari Bey unter deutschem Befehl

[1]) Military Operations Egypt and Palestine (London 1928), S. 220. 221. 225. — Vgl. auch Brémond: Le Hedschas dans la guerre mondiale (Paris 1931), S. 30—32.

Digitized by Google

stand, und daß von deutscher Seite noch weitere Maßnahmen bezüglich des Hedschas geplant seien. Er brach daher seinen Aufenthalt in Damaskus vorzeitig ab und eilte bestürzt zum Hedschas zurück. Feisal hielt den Augenblick zum Losschlagen für gekommen und entrollte die Fahne des Aufstandes, das dunkelrote Banner des Großscherifen. Er mobilisierte etwa 30 000 Beduinen und griff mit diesen am 6. Juni Medina an. Sein Bruder Ali eilte nach Norden, um dort die Hedschasbahn in der Gegend von El Ula zu unterbrechen. Zwar gelang es den Türken überall, die Aufständischen zurückzuwerfen, die Bewegung kam aber in Fluß und konnte bei der Weite des Landes und den verhältnismäßig schwachen türkischen Besatzungstruppen nicht mehr niedergehalten werden. Eine der ersten Taten der Aufständischen war die Ermordung des Kapitänleutnants von Möller und seiner sechs Begleiter gewesen. Näheres ist über das Ende dieser Expedition niemals bekannt geworden. Die Deutschen sind, wie es scheint, bald nachdem sie Djidda verlassen hatten, von Beduinen überfallen und niedergemacht worden. Am 9. Juni unternahmen 4000 Harbbeduinen einen Angriff auf Djidda. Die Stadt ergab sich einige Tage später nach Eingreifen englischer Kriegsschiffe. Am 12. Juni fiel Mekka. Am 28. Juni — in den Tagen des Wiedereintreffens der Expedition in El Ula — kamen die ersten englischen Truppenkontingente in Djidda an, die von da an den Rückhalt der Aufstandsbewegung bildeten.

Das Detachement Kari Bey ist, von den Ereignissen überrascht, nicht mehr nach Südarabien hinunter gelangt. Es wurde in Medina zurückbehalten und hat die Stadt zusammen mit der dortigen Garnison bis zum Schluß des Krieges erfolgreich gegen die Aufständischen verteidigt.

Die Mission Stotzingen fuhr von El Ula aus mit der Hedschasbahn nach Damaskus zurück. Die Reise verlief ohne Zwischenfall. Die Expedition traf am 30. Juni wieder in Damaskus ein und wurde hier mit Jubel begrüßt.

Zur Durchführung der der Mission gestellten Aufgabe ist es auch später nicht mehr gekommen. Die Mission hielt sich noch bis zum Herbst 1916 bereit, einen neuen Vorstoß nach Südarabien zu versuchen. Da sich jedoch die Lage im Hedschas ständig verschlechterte, mußte das Unternehmen schließlich aufgegeben werden. Die Mission löste sich auf. Während der Wartezeit wurde Major von Stotzingen vorübergehend dem Sinai-Expeditionskorps des Obersten von Kreß zugeteilt und nahm mit diesem am zweiten Angriff gegen den Suezkanal teil. Am 18. Oktober trat er in Begleitung des Unteroffiziers Schmidt von Jerusalem aus die Heimreise nach Deutschland an. Auch Neufeld wurde nach Berlin zurückbefohlen. Leutnant Diel und Funkerunteroffizier Kerber verblieben in der Türkei. Unteroffizier Kerber trat mit der Funkanlage, die aus Medina zurückbefohlen wurde, zur Schweren Funkstation in Damaskus über.

Vor seiner Abreise schlug Major v. Stotzingen nach eingehender Überprüfung der Sachlage den leitenden Stellen der Heimat vor, die Verbindung mit Deutsch-Ostafrika unter westlicher Umgehung Ägyptens über Libyen aufzunehmen. Er brachte in Anregung, einen deutschen Funktrupp durch U-Boot nach der libyschen Küste zu entsenden und alsdann eine Funkstation bei den Oasen von Kufra in der libyschen Wüste zu errichten. Der Marsch dorthin konnte durch die Senussistämme gedeckt werden, die mit den Türken verbündet waren und zum Teil von türkischen Offizieren geführt wurden. Auch dieser Plan hat nicht mehr durchgeführt werden können, da es den Engländern inzwischen gelungen war, die Senussi entscheidend zu schlagen und in die Wüste zurückzuwerfen.

Oberst Lawrence, der Führer des arabischen Aufstandes, ist der Mission Stotzingen nicht gegenübergetreten. Er tauchte erst nach Beginn des arabischen Aufstandes im Oktober 1916 im Hedschas auf. Jambo und El Wedj haben dann in seiner Zeit als

Digitized by Google

Stützpunkte der gegen die Hedschasbahn angesetzten aufständischen Detachements eine große Rolle gespielt. Beide Orte waren Anfang und Mitte 1917 eine Zeitlang das Hauptquartier Feisals.

Es war eine Tragik ohnegleichen, daß die mit so viel Unternehmungsgeist und Entsagung durchgeführte Expedition des Majors v. Stotzingen an einer Reihe von unglücklichen Umständen und Verkettungen scheitern mußte. Nach allem, was heute über die damalige Gesamtlage bekannt geworden ist, muß man feststellen, daß der Grundgedanke der Expedition durchaus richtig war, und daß die Entsendung der Mission einen kühnen und zielsicheren Schachzug der deutschen Obersten Heeresleitung darstellte. Wir wissen heute, daß es in Abessinien und im Somaliland gärte, und daß im Sudan eine aufständische Bewegung vorhanden war, die der englischen Regierung große Sorgen bereitete. Wir wissen ferner, daß im mittleren und südlichen Arabien große Beduinenstämme auf unserer Seite standen, und daß es unter Umständen möglich gewesen wäre, mit ihnen den englischen Einflüssen entgegenzuarbeiten. Im fernen Jemen hat diese türkenfreundliche Stimmung bis zum Schluß des Krieges fortbestanden, so daß sich die türkischen Truppen dort bis zum Waffenstillstand haben behaupten können. Überall waren Ansatzpunkte vorhanden, die zu einer wirksamen Tätigkeit der Mission hätten führen können, zu Erfolgen, deren Auswirkungen unabsehbar gewesen wären. Auch von gegnerischer Seite wird die Mission Stotzingen in diesem Sinne gewertet. „It is hard to overestimate the importance of the expedition", heißt es in dem amtlichen englischen Kriegswerk, das sich ausführlich mit der Mission beschäftigt.

Meine Erinnerungen an Richard Wagner

Von Christian Gensft

Richard Wagners Bayreuther Buchbinder, Christian Gensft (geb. 1842, gest. 1917), hat noch aus lebendiger Erinnerung heraus nach Wagners Tod für seine Kinder aufgeschrieben, was er im regen persönlichen Verkehr mit dem Meister erlebt hat. Die Aufzeichnungen sind mehr als ein Dokument der Bayreuther Wagnerverehrung: sie zeigen den Menschen Wagner in seinem Verhältnis zum einfachen, schlichten Mann, und scheinen uns gerade deshalb wert, so unverändert und unverkürzt wie möglich, in ihrer ganzen Biederkeit und Treuherzigkeit wiedergegeben zu werden.

Es war im Sommer des Jahres 1872 im Hotel „Fantaisie", wo ich den Meister das erste Mal sah, und zwar bei Gelegenheit einer Serenade, die ihm der Bayreuther Liederkranz als Willkomm brachte. Wagner bewohnte die Zimmer nach dem Schloßgarten und hörte sich mit seiner Gemahlin die Lieder von dem kleinen Balkon aus, auf den er hinausgetreten war, an. Unsere beiden damaligen Solisten Sammelsohn und Winterling sangen herrliche Soli, worüber Wagner, der beim zweiten Lied mit seiner Gemahlin unter die Sänger getreten ist, sehr erfreut war und wiederholt seinen Dank den Sängern unter Händedruck versicherte.

Ein Gesanglehrer mit Namen Maukisch, der in der Heilanstalt St. Gilgenberg zu dieser Zeit Gesangsunterricht erteilte, besorgte auch gelegentlich für die Familie Falka bestimmte Aufträge. Maukisch war gut dafür zu gebrauchen, er war ein intelligenter, mit guten Manieren ausgestatteter Mensch, ein gewesener Opernsänger, der seine Stimme durch einen nicht gar soliden Lebenswandel vollständig eingebüßt hatte. Er dirigierte damals auch unseren Verein „Eintracht", dessen Mit-

Digitized by Google

vorstand ich war, woher denn auch unsere Bekanntschaft rührte. Maukisch pirschte sich auch an Wagner heran, und der Meister war froh, einen solchen Mann gefunden zu haben, der ihm seine vielen, manchmal sehr komplizierten Aufträge gewissenhaft besorgte. Eines Tages kam Maukisch zu mir mit dem Bemerken, daß er von Wagner die Weisung erhalten hätte, einen tüchtigen Buchbinder zu engagieren, der auch etwas höheren Ansprüchen genügen könne. Es war wohl nahe gelegen, daß ich bei Maukisch in erster Linie in Frage kommen würde, und so trat ich denn eines schönen Sonntags früh meine Wanderung nach Hotel Fantaisie an, um dem Meister persönlich vorgestellt zu werden. Sein überaus liebenswürdiges und vertrauenerweckendes Wesen nahm mir sofort meine begreifliche Befangenheit, so daß ich mit der größten Ruhe und Zuversicht die Aufträge besprochen und entgegengenommen habe, zugleich in der Hoffnung, daß eine reiche Tätigkeit in Aussicht stehe, denn der Meister machte mir die weitgehendsten Versprechungen. Wagner übergab mir damals vier Bände wissenschaftlichen Inhalts, die in hellgelbes Kalbleder halbfr. gebunden wurden, ferner sechs Bände vom 5. Band seiner Schriften, der damals neu erschienen war, wovon vier Bände ganz in roten Saffian mit reichen Goldverzierungen und Goldschnitt gebunden werden sollten; diese Bände waren als Dedikationsexemplare für den König Ludwig, die Gräfin Schleinitz usw. bestimmt. Ich muß gestehen, daß mich dieser erste Auftrag zur damaligen Zeit, wo es hier niemandem einfiel, einen solchen Luxus mit Büchereinbänden zu treiben, doch etwas befangen machte, auch schon deshalb, weil ich für ähnliche Arbeiten mit dem nötigen Material, mit Stanzen und Maschinen, noch nicht versehen war. Ich ging aber mit frohem Mut ans Werk, reiste nach München und verschaffte mir das Nötige. Gelernt habe ich in meiner höllischen Fremde auch etwas, und so ist denn auch diese erste Arbeit nach meinen Begriffen ganz gut ausgefallen. Ich machte mich auf den Weg, um abzuliefern, wurde von der Gnädigen freundlich empfangen und ob meines großen Talentes gebührend gelobt, bis sie an einem der Saffianbände auf der Rückseite einen kleinen dunklen Schein entdeckte, der von einem Fehler im Leder herrührte und den ich deshalb schon auf die Rückseite des Buches verlegt hatte; er war übrigens so unbedeutend, daß man ihn sehr leicht übersehen konnte. Dies entdecken und ein Lamento aufschlagen, das mich ganz verwirrte, war das Werk eines Augenblickes: „Das wird meinem Mann aber sehr unangenehm sein, so etwas mußten Sie doch verhüten, die Bücher sind für die höchsten Herrschaften bestimmt", und noch anderes mehr bekam ich zu hören. Inzwischen kam aber schon der hohe Herr und Gebieter in seiner gemütlichen Weise zur Türe herein. Ich glaubte, er müßte mein Herz pochen hören; vollständig eingeschüchtert, eine große Strafpredigt, vielleicht den Laufpaß erwartend, stand ich da. Aber der Stiel drehte sich um. Nachdem Frau Cosima auf den Fehler aufmerksam gemacht hatte, bekam nicht ich, sondern die Gnädige den Rüffel. Er sagte: „Aber mein Weibchen, wie magst du den Herrn Senfft mit solchen Kleinigkeiten beunruhigen. Nein, nein, mein Freund, Sie haben Ihre Aufgabe prächtig gelöst, ich hätte nicht gedacht, daß ich in Bayreuth einen Meister finde, der diese immerhin sehr schwierige Aufgabe so ganz zu meiner Zufriedenheit macht. Sie werden staunen, was wir noch alles miteinander fertigbringen, ich selbst werde immer zu Ihnen in die Werkstätte kommen, ich werde von jetzt ab sehr viele Bücher binden lassen, die sämtliche künstlerisch ausgestattet werden müssen." Und so kam es auch; freilich hat es anfangs viele Mühe und Geduld gekostet, mich in seinen eigenwilligen Geschmack und in seine Launen zu finden. Mancher nach meinem Ermessen schöne und wohlgelungene Einband mußte wieder verschwinden, wenn die verwendeten Farben nicht vollständig nach seinem Geschmack wirkten. Er stellte sehr große Anforderungen, aber ich habe auch etwas Tüchtiges dabei gelernt; ja später, als ich seinen Geschmack erkannt hatte, wurde es mir leicht.

Digitized by Google

Bei ganz kurzen Andeutungen wußte ich, was gewünscht wird; ich machte sogar selbst meine Vorschläge, und wenn ich heute die große, herrlich ausgestattete Bibliothek in Wahnfried sehe, die in ihrer bunten und reich mit Gold verzierten Ausstattung einen eigenartigen, noblen Eindruck macht, so bin ich stolz darauf, der Schöpfer dieser Arbeit gewesen zu sein und gar im Auftrag und unter Mitwirkung meines unvergeßlichen Gönners, der mir sein Wohlwollen bis ins Grab bewahrte.

Noch im Jahre 1872 hat Richard Wagner das jetzige Steingräbersche Anwesen neben der Zuckerwarenfabrik Löwensohn in der Dammallee bezogen, und von der Zeit an war der Meister beinahe alle Tage bei mir in der Werkstätte. Sein Weg führte ihn immer durch das Ruckriegelsche Anwesen, jetzt Schobert, — meine Werkstätte war früher in meinem alten Hause gegenüber dem Ausgange dieser Wirtschaft —, und wehe mir, wenn er mich nicht mit seinen Büchern beschäftigt antraf; ich durfte keine andere Arbeit unternehmen.

Zu dieser Zeit bekam ich einen Lehrling, einen kleinen, drolligen, aufgeweckten Kerl; der kam eines schönen Morgens zur Türe herein und fragte ganz naiv, ob ich keinen Lehrling brauche. Auf meine Frage, wer er sei und wie er dazu käme, sich so ganz allein nach Beschäftigung umzusehen, sagte er, er heiße Beatus Zipfel, sei der Sohn eines Winkeladvokaten in Nordhalben und hätte noch sieben Geschwister, er sei, da sein Vater die starke Familie nicht ernähren könne, durchgebrannt; ich solle mich nur bei seinem Onkel, dem Häfner Gareisen, nach ihm erkundigen. Die aufrichtige, treuherzige Sprache dieses kleinen Schlingels gefiel mir und es kam denn auch, daß ich ihn ganz in meinem Hause aufgenommen habe. Dieser neue Lehrling mit seinem Lockenhaare und seinem wackligen Gang mußte nun fortan auch sämtliche Bücher zum Meister Wagner bringen und erregte auch bald dessen Aufmerksamkeit. Wagner interessierte sich lebhaft für den Buben und machte stets seine Späßchen mit ihm, auf die der kleine Kerl in drolliger Weise einging. Eines Tages nun wurde unser kleiner Beatus krank, es befiel ihn ein bedenkliches Fieber und er wurde im städtischen Krankenhaus, wo er doch gewiß die beste Pflege genoß, untergebracht. Wagner, der den Lehrling schon einige Tage vermißte, fragte: „Ja, wo ist denn mein Zipfel, ich sah ihn schon einige Tage nicht.“ Ich sagte, daß er an einem bedenklichen Fieber erkrankt sei und im Krankenhaus liege. Auf diese Auskunft bemächtigte sich des Meisters die größte Aufregung: „Krank ist der kleine Kerl und Sie geben ihn ins Krankenhaus? Das ist hartherzig von Ihnen, Sie müssen ihn unbedingt in Ihrem Hause unterbringen. Das dulde ich nicht, daß er so verlassen unter fremden Leuten liegt, ich zahle alles, was es kostet.“ Auf meine Entgegnung, daß er dort die beste Pflege habe, daß er in der Bodenkammer, in der er bisher geschlafen, krank nicht liegen könne, ich aber im ganzen Hause kein Plätzchen mehr hätte, wo er untergebracht werden könnte, daß allerdings ein lediger Herr noch ein kleines Zimmer bewohne, den ich aber auch nicht Knall und Fall entfernen könne, schrie er: „Der ledige Herr muß 'naus, ich selbst will mit ihm sprechen. Es ist unverantwortlich, den jungen Menschen hilflos und verlassen im Krankenhaus liegen zu lassen.“ Und so mußte der ledige Herr an demselben Tage noch sein Zimmer verlassen, und der Herr Lehrbub hielt seinen Einzug. Die Krankheit verschlimmerte sich mehr und mehr, und nun zeigte sich das edle, warmfühlende Herz des Meisters. Er veranlaßte seine Frau, öfters nach dem Jungen zu sehen, er selbst stattete ihm Besuche ab, er veranlaßte sofort seinen Hausarzt, den alten Herrn Medizinalrat Landgraf, den Jungen in Behandlung zu nehmen, und wir haben selbstredend den Kranken auch mit der größten Sorgfalt gepflegt. Die Krankheit artete aber so aus, daß wir die Fenster zubinden mußten, damit der Kleine in seinem aufgeregten Zustande nicht auf die Straße springe. Dank der aufopfernden Behandlung und Pflege ging es dann aber bald wieder besser. Frau Wagner sandte kräftige Kost, und nach-

Digitized by Google

dem der Junge ganz wiederhergestellt war, kleidete der Meister seinen Zipfel noch von Kopf bis zum Fuß ein.

Er war nach wie vor wieder der Liebling der Familie Wagner, der, wenn er nicht später dummes Zeug gemacht hätte, bestimmt ein sicheres Plätzchen vom Meister verschafft bekommen hätte. Was tat aber unser Zipfel? Eines Tages, als ich früh in die Werkstätte kam, eröffnete mir mein seliger Vater, daß der Junge beim Aufstehen ein Kistchen zusammengenagelt hätte und seit einigen Stunden verschwunden sei. Der Kerl hatte die neuen Kleider und Stiefel seines hohen Gönners in das Kistchen gepackt und war damit auf Nimmerwiedersehen verduftet. Es war für mich eine schwere Aufgabe, den Meister von der Flucht dieses undankbaren Menschen zu unterrichten; er nahm aber diese Mitteilung leichter entgegen, als ich mir dachte, er tröstete mich noch mit den Worten: „Lassen Sie ihn laufen, es ist nicht das erste Mal, daß von mir erwiesene Wohltaten mit schnödem Undank gelohnt wurden. Sie und ich glaubten, aus dem Schlingel einen brauchbaren Menschen zu bilden, unsere Menschenkenntnis hat uns eben auch in diesem Falle wieder einmal im Stiche gelassen. Er wird es noch bereuen."

Und er hat es tief bereut. Nach ein paar Jahren sah ich unter der Haustüre der Ruckriegelschen Wirtschaft einen sehr defekten Menschen stehen, mit einem schäbigen Zylinder auf dem Kopf. Mit sehnsüchtigen Blicken schaute er nach meinem Fenster herüber. Nun erkannte ich erst meinen früheren Zögling, den aus der Lehre entsprungenen Beatus Zipfel. Ich nahm von ihm keine Notiz, sein früherer Kollege aber, der noch bei mir im Geschäft war, ging zu ihm und veranlaßte ihn, bei mir Verzeihung zu erbitten. Er kam nun mit Zögern in die Werkstube und bekannte, daß er zu den Schauspielern gegangen sei. Es hat ihn, scheint es, der engere Verkehr mit dem Meister auf dieses Gebiet getrieben, was er aber sehr zu bereuen schien, denn mit Klagen über harte Zeiten und bittere Not hielt er nicht zurück. Ich habe wenig Federlesens mit dem undankbaren Menschen gemacht und habe ihn seit dieser Zeit auch mit keinem Blick mehr gesehen.

In den Jahren 1872 bis 1874 wurde nun in aller Eile an Villa Wahnfried gearbeitet. Sie steht auf dem Anwesen, das früher dem Karl und Louis Stahlmann, Maurermeister dahier, gehörte. Bei dem Handel um dem Platz beteiligte sich neben Feustel auch einmal Wagner selbst, und da sagte nun Louis Stahlmann: „Herr Wagner, jetzt will ich Ihnen was sagen, wenn Sie mir da auf Ihrem Klavier einen schönen Walzer vorspielen, dann will ich meinetwegen den gebotenen Preis gelten lassen; ich kann dann doch sagen, daß der große Meister extra für mich einen Walzer aufg'spielt hat", und mit den Worten: „Den sollen Sie haben", spielte Wagner einen herunter. Gar zu schön wird's nicht gewesen sein, denn bekanntlich war Wagner kein großer Klavierkünstler.

Als nun im April des Jahres 1874 Villa Wahnfried vollendet war, und die stolzen Bibliothekschränke im großen Saale der Aufnahme der Bücher harrten, erhielt ich den Auftrag, Sorge zu tragen, daß die bereits vorhandenen Bücher an ihren Bestimmungsort gebracht werden. Es ging nun in der alten Wohnung ans Einpacken, und als ich das große Notenregal entleerte, fielen mir zwei Porträts vom Meister in die Hände, sehr ähnliche Bilder, die ich mit Wohlgefallen betrachtete. Das schien der Meister, der in demselben Zimmer arbeitete, zu beobachten, er fragte mich, ob ich ein solches Bild wohl gerne haben möchte, und als ich erwiderte, daß mir dies die größte Freude machen würde, nahm er mir eines der Bilder aus der Hand und schrieb zu meiner größten Überraschung die Worte darauf: „Seinem Freunde, Chr. Senfft, Bayreuth 24. Apr. 1874 R. Wagner". Ich war hochbeglückt über diese Widmung. Am gleichen Vormittag schenkte mir Wagner auch noch zwei künstlich aus Holz geschnitzte Engel, die in seinem Musikzimmer, auf Postamente aufgeschraubt,

Digitized by Google

am Flügel standen. „Frauchen", sagte er, „die schenken wir dem Senfft, oben haben wir doch keinen Platz dafür." Frau Cosima tat, wenn auch mit Widerstreben, den Willen ihres Herrn und Gebieters; die beiden Konsolen hat sie aber doch zurückbehalten, sie liegen wohl unbenützt jetzt in irgendeinem Winkel.

Nun füllten sich die Bibliotheksschränke unaufhörlich mit den kostbarsten Werken musikalischen und wissenschaftlichen Inhalts. Ich fertigte Bände in den kostbarsten Materialien mit reichster Goldverzierung, meist Handarbeit, und in den teuersten Beschlägen. Mein Herz ist mit Stolz und Freude erfüllt, so oft ich ins Haus komme und meine Bibliothek sehe, die auf den Beschauer einen vornehmen, warmen Eindruck macht. Ich fertigte Bände für Kaiser Wilhelm I., König Ludwig und die höchsten Herrschaften; ich arbeitete nach auswärts, nach Petersburg für Wolkenstein, nach Riga für Glasenapp, Baron von Gersdorff, nach Berlin, Weimar, Wien usw. für Bibliotheken großer Männer. Alles wollte seine Bücher eingebunden haben wie der Meister. Das ist nun einmal so in der Welt, sogar Papa Liszt, der ja öfters hier zu Besuch war, hat mir versprochen, daß er seine Bücher zum Einbinden schicken will; er hat aber niemals Wort gehalten, es blieb beim Versprechen.

In Wahnfried genoß ich das unbegrenzte Vertrauen, gerade zu dieser Zeit gaben mir Herr und Frau Wagner den größten Beweis davon. Ich erhielt den Auftrag, neue Mappen in feiner Ausstattung zum Auflegen auf Tischen im Saale zu fertigen für wertvolle Bildwerke, Kupferstiche, Familienbilder usw. Immer wurde mir der ganze Inhalt in den alten Mappen anvertraut, die ich dann 8 und 14 Tage im Hause hatte, bis die neuen Mappen abgeliefert wurden. Das größte Vertrauen ist aber darin zu erblicken, daß mir der Inhalt von Umschlägen überlassen wurde, die die ganz geheime Korrespondenz der Familie mit den hohen und höchsten Herrschaften enthalten haben, worunter auch hochwichtige Briefe von König Ludwig usw. waren. Bei dieser Gelegenheit fragte mich Frau Wagner: „Was würden Sie nun tun, wenn bei Ihnen Feuer ausbrechen würde, und Sie haben die für uns so wichtigen Schriftstücke im Hause, was würden Sie zuerst retten, unsere Sachen oder Ihre Kinder?" „In diesem Fall, gnädige Frau, würden mir meine Kinder denn doch vorgehen", sagte ich ihr zur Antwort. Sie hat vielleicht erwartet, daß ich ihr zu Gefallen sagte: „die Mappen", und so belobte sie mich ob dieses Ausspruches sehr. So lockt man die Vögel auf den Leim!

Zu dieser Zeit war ich nun beinahe alle Tage in Wahnfried und traf den Meister, wenn ich auch nicht bestellt war, gewöhnlich früh ½10 Uhr im Speisezimmer; hier stand für ihn ein Tablett mit zwei gestrichenen Semmeln, mit Sardellen oder Lachs belegt, und ein feiner Likör bereit. Es kam öfters vor, daß der große Mann seine Semmelschnitten mit mir teilte und ein Gläschen Likör einschenkte, bevor wir unsere Verhandlungen einleiteten; zuweilen schenkte er mir auch eine von seinen guten Zigarren. Wenn ich aber manchmal seine Wünsche und Angaben nicht sofort erfaßte, so konnte er auch unwillig werden; einmal sagte er, indem er mit den Füßen stampfte: „Senfft, wenn Sie mich ärgern, so lege ich mich 'nunter in mein Grab." Der Zorn war aber gleich wieder vorbei, dann hat er sich wieder entschuldigt und gesagt, daß es nicht so gemeint sei.

Interessant war es auch, daß er manchmal plötzlich die Verhandlungen abbrach, an seinen Flügel ging, ein paar Griffe darauf machte und schnell auf einen auf dem Schreibtisch liegenden Papierblock einige Notizen machte, um dann sofort die Unterhaltung mit mir wieder aufzunehmen. Man kann daraus ersehen, wie sein reger Geist immer und immer bei seinen Kompositionen weilte. Durch diesen steten Verkehr bin ich auch zu manchem wichtigen Stückchen Papier gekommen. Ich habe Briefchen von ihm, an mich gerichtet, Zettel, worauf er die Titel schrieb, wie sie auf die Bücher gedruckt werden sollten, auch Notenblätter, die er mir bei Gelegenheit der

Digitized by Google

Erneuerung des Löschblattes in seiner Schreibmappe schenkte. Anfangs legte ich nicht den großen Wert auf dergleichen Zettel, ich hätte mir sonst eine große Anzahl wertvoller Aufzeichnungen vom Meister sammeln können. Erst allmählich ist mir das Interessante dieser Papierchen für spätere Zeiten zum Bewußtsein gekommen; es sind Zettel dabei, worauf er seine ersten Aufzeichnungen, die ersten Gedanken über Parsifal in ganz kleinen Nötchen hinwarf; es ist sehr interessant, daraus zu ersehen, wie seine Kompositionen entstanden sind; der Notenkundige erkennt darauf deutlich die einzelnen Motive. Auch ein Partiturschema für Militärmusik aus dem Kaisermarsch nenne ich mein eigen.

Ich wurde vom Meister zu jeder Tageszeit und an allen Orten empfangen. Einmal verhandelte er sogar mit mir durch die Türe, als er in der Badewanne lag, über geschäftliche Angelegenheiten. Nachts, nach dem Essen befand er sich gewöhnlich in der bequemsten, aber auch phantastischsten Kleidung. Ein großes Samtbarett krönte sein Haupt, er war mit einer schwarzen Samtjacke angetan, welche mit einem breiten violetten Atlaskragen und Manschetten ausgeputzt war, trug eine schwere, bunte Atlasbinde mit großer Masche vorne gebunden, kurze Samthosen, in roten Strümpfen und Atlas- oder Samtschuhen schritt er einher. Die Hosen hatten hinten, der Bequemlichkeit halber, wie bei den kleinen Buben, einen Schlitz, und so kam es, daß eines Nachts, als er mir in seinem Arbeitszimmer vorausschritt, das Hemd hinten heraussah; er schoppte es eiligst hinein und sagte: „Da, da, da, da, der Senfft muß aber auch alles sehen, was hier im Hause vorgeht."

Ein Zeichen von der Größe und Güte seines vortrefflichen Herzens war auch eine Unterredung mit Schnappauf, deren Inhalt meine Persönlichkeit betraf. Als ich im Jahre 1878 in meinem alten Hause einen Verkaufsladen errichtete und ich einige Zeit lang mich in etwas gedrückter Stimmung befand — derlei Unternehmungen verursachen ja immerhin Sorgen und Aufregung — fragte er Schnappauf, was wohl die Ursache dieser Veränderung an mir sein könnte, ob ich mich vielleicht mit meinen Unternehmungen zu weit vorgewagt hätte und ob mir etwa in pekuniärer Beziehung geholfen werden könne. Schnappauf, der meine Verhältnisse genau kannte, beruhigte den hochherzigen Mann, teilte mir aber diese Unterredung mit, was mir wieder einen neuen Beweis von dem großen Wohlwollen dieses ausgezeichneten Mannes gab. Nachdem ich nun „meinen kostbaren Laden", wie sich der Meister immer ausdrückte, eröffnet hatte, durfte ich wieder das Haus Wahnfried zu meinen treuesten Kunden zählen. Aber oft war ich der Spielball seines Witzes, denn er glaubte, ich würde mit meinem kostbaren Laden die Buchbinderei und somit auch seine Aufträge vernachlässigen. Er hatte sich aber hierüber gewiß nicht zu beklagen.

Es war in dieser Zeit, als ich dem jungen Siegfried, der sich mit den Eltern damals in Venedig befand, eine Stahlfeder, die Siegfried-Feder, widmete. Es wird vielleicht interessieren, wenn ich hier den Brief wiedergebe, den mir Jung-Siegfried damals im Gefühle seines Dankes geschrieben hat. Er lautet:

„Lieber Herr Senfft. Mama läßt Ihnen vielmals danken für die schöne Karte und ich war sehr erfreut über die ausgezeichneten Federn. Ich kann sie jetzt sehr gut gebrauchen, denn hier im Hotel sind sehr schlechte. Herr Schnappauf wird Ihnen sehr viel von hier erzählt haben. Es war letzthin hier so heiß, daß am nächsten Tag ein Gewitter folgte. Es dauerte nicht lange, denn nach einer halben Stunde war es wieder so schön wie zuvor. Was in Bayreuth Tannenwälder sind, das sind hier Orangen- oder Zitronenwälder. Die einzigen Bäume, die hier unbelaubt sind, sind die Platanen, sonst ist alles grün. Bald werden die Datteln reifen. Noch vielen Dank für die guten Federn, mit denen ich jetzt an Sie schreibe. Herzl. Gruß Siegfried. P. S. Bitte grüßen Sie gelegentlich Ferd. Jäger und Gießels."

Kam ich im Hochsommer bei starker Hitze ins Haus, so waren die Herrschaften ge-

Digitized by Google

wöhnlich im Gartenhaus des hinteren Gartens zu sprechen. Marko, der treue Begleiter seines Herrn, lag, als ich einstmals hinaufkam, vor der Gartenhaustüre, ich mußte über ihn wegsteigen, wenn ich ins Innere kommen wollte, und so wollte ich durch Streicheln und freundlichen Zuspruch den Hund beruhigen; bei dieser Gelegenheit brachte ich mein Gesicht dem Tiere zu nahe, Marko, der wohl auch unter der großen Hitze zu leiden hatte, verstand diese Liebkosungen falsch, er schnappte nach mir so unvermittelt, daß ich gerade noch meinen Kopf mit einem Ruck zurückreißen konnte, sonst hätte mir das Tier meine bucklige Nase aus dem Gesicht herausgebissen. Wagner war darüber außer sich, er schrie: „Der Hund muß noch heute aus dem Hause; armer Freund, Sie haben doch keinen Schaden gelitten?“ Er zwang mich auf einen Stuhl, weil er mir doch den Schrecken vom Gesichte ablesen mochte, und entschuldigte sich in der liebevollsten Weise. Auch die Damen hatten Worte des Bedauerns für den armen Herrn Senfft.

Nichts konnte ihn auch mehr in Harnisch bringen, als wenn man bei Gluthitze mit unbedecktem Kopf vor ihm stand, er beredete mir dies mehrmals, und einmal, als ich wieder den Hut nicht sofort aufsetzte, bedeckte er mir mit seinem großen Strohhut mein wertes Haupt, aber nicht ohne mir einen gehörigen Spieß über diese Unvorsichtigkeit zu reißen.

Schnappauf, der ja täglich auch beim Meister verkehrte, hat ihn auch immer mit den Tagesneuigkeiten auf dem laufenden gehalten, und so erzählte er ihm auch, daß wir in der Gesellschaft „Eintracht“ auf unserem Theater den „Goldbauer“ gespielt hätten und ich die Titelrolle exekutiert hätte. Einige Tage darauf erhielt ich ein größeres Kuvert mit dem Inhalt des Betrages meiner Rechnung, die ich eingereicht hatte, mit der Überschrift: „Herrn Chr. Senfft, auch Goldbauer“, und der Bemerkung: „6 Kreuzer daraufzulegen.“

An einem Sommernachmittag kam Wagner wie gewöhnlich zwischen 4 und 5 Uhr zu mir in die Werkstätte. Ich begleitete ihn beim Fortgehen vor die Türe, und nun fragte er mich, wo denn die berühmte „Eule“ sei, Schnappauf habe ihm verraten, daß es dort ausgezeichnetes Bier gebe. Ich gab mir die größte Mühe, den Weg so kurz wie möglich zu beschreiben, er faßte mich aber am Arm und sagte: „Na, na, na, na, da gehen Sie nur gleich selbst mit, damit ich sie leichter finde.“ Ich zeigte auf meine mit Kleister beschmierte Schürze und sagte: „Ich kann doch nicht in diesem Zustande.“ „Das schadet nichts“, sagte er und zog mich mit fort. Bei der „Eule“ angelangt, wollte ich mich empfehlen, er aber bestand darauf, ich mußte mit ihm ein Glas Bier trinken.

Wenn ich nun von meiner künstlerischen Laufbahn auf den Brettern, die die Welt bedeuten, noch etwas erzähle, so kann ich versichern, daß die Proben und Aufführungen unter der Leitung des Meisters von größtem Interesse waren. Schon im Jahre 1876 bei dem ersten „Ring“ wirkte ich als Nibelunge mit. Ich war dem Meister für diese Rolle immer zu groß, und so sagte er: „Der Senfft muß den Amboß aus der Unterwelt heraufschleppen, der drückt ihn etwas zusammen.“

Am Abend vor der Aufführung des „Rings“ im Jahre 1876, und zwar des „Siegfried“, war der Kopf des Lindwurms, der in England gefertigt wurde, noch nicht eingetroffen, alles war in der größten Bestürzung, der Telegraph spielte hin und her, der Kopf war nicht aufzufinden. Zu den ersten Aufführungen fertigte ich damals viele Requisiten, ich war der reinste Waffenschmied. Ich machte nach Angabe des Professors Döppler das Trinkhorn, die Geißel, Schilder für die Mannen und anderes. Nun kam der Meister auf den Gedanken, daß ich auch den Kopf des Drachen machen sollte. Professor Döppler kam mit einer selbst entworfenen Skizze in eigener Person und machte sich mit mir ans Werk, ein Gerippe aus Draht und Bandeisen zusammenzubauen, das nachher mit Leinwand und Papier überzogen wurde. Ich muß

Digitized by Google

gestehen, unser Kopf wäre gewiß gelungen und hätte seinem Zweck so gut gedient wie der englische. Am Aufführungstage früh wurde aber Schnappauf zur Vorsorge doch noch einmal nach Neuenmarkt geschickt, und wirklich brachte er noch in der letzten Stunde im Triumph den Kopf des Untiers auf die Bühne. Der Kopf war, statt nach Bayreuth, nach Bairut in Syrien befördert worden, daher die Verzögerung. Der von uns gefertigte Kopf, an dem wir fast die ganze Nacht gearbeitet hatten und auf den wir alle Kunst verwendet haben, ist leider nicht zur Verwendung gekommen.

Nun kam das Jahr 1882, wo es dem größten aller Meister noch vergönnt sein sollte, sein letztes Werk, den „Parsifal" zur Aufführung zu bringen. Wenn der Meister auch für sich, für seine Familie, für die ganze Welt zu bald aus diesem Leben abberufen wurde, so war es doch immerhin eine große Gunst, daß er sein letztes Werk noch selbst einstudieren und von ausgesuchten Kräften zu Gehör bringen konnte. Es war zum Erstaunen, den Meister bei den Proben in seinem Wirkungskreis, auf der Bühne zu sehen, die Beweglichkeit, das Geschick, mit welchem Verständnis er die ganze Situation beherrschte, wie er jede Bewegung, jeden Blick seinen Künstlern und Künstlerinnen vormachte, und wie er jedem einzelnen seiner Jünger sagte, wie er seine Rolle aufzufassen habe, wie aber auch die hervorragendsten Größen dankbar für jeden Wink des Meisters waren. Einmal mußte Reichmann mit seinem Amfortas den Meister besonders entzückt haben. Er kam nach Aktschluß auf die Bühne gestürzt, dankte ihm für seine hervorragende Leistung und brachte aus seiner Hosentasche ein Zehnmarkstück hervor und gab es ihm mit den Worten: „Sie haben sich heute so herrlich krank gemacht, daß ich nicht anders kann, als Ihnen ein Extra-Douceur zu überreichen." Reichmann war über diese eigenartige Auszeichnung so erfreut, daß er wie ein Bock auf der Bühne herumsprang und seinen neidischen Kollegen zurief: „Da schaut her, das hab ich vom Meister bekommen, das laß ich mir einrahmen!" Ich habe aber auch Wagner in den Proben furchtbar aufgeregt gesehen. Einmal stand er in diesem Zustand auf der provisorischen Brücke, die den Zuschauerraum während der Proben mit der Bühne verband; es war das tiefliegende Orchester überbrückt, damit der Meister schnell vom Zuschauerraum auf die Bühne und umgekehrt kommen konnte. Die Szene vollzog sich nicht nach seinen Angaben, nun bemächtigte sich seiner ein völliger Wutausbruch, er stampfte und sprang auf der leicht zusammengehefteten Brücke umher, daß seine ganze Umgebung in der größten Sorge war, er könnte in die Tiefe damit stürzen.

Wer das Glück hatte, die ergreifenden Abschiede Wagners von seinen Künstlern nach Schluß der letzten Aufführung mitanzusehen, wird das nie vergessen; wie er mit seinem von Dank und Freude erfüllten Herzen auf die Bühne gestürzt kam, seine Auserwählten in die Arme schloß und mit von Tränen erstickter Stimme Küsse des Dankes zum Abschied gab, wie sich da alles um den großen Mann drängte, um nur einen Händedruck, einen letzten Blick von ihm zu erhaschen. Kein Auge blieb trocken, es war ein erhebender Moment; am rührendsten aber nach Schluß des ersten „Parsifal", den er noch erlebte, gerade als ob er es gefühlt hätte, daß dieser Abschied der letzte fürs Leben sein sollte.

Bei den 55 noch folgenden „Parsifal"-Aufführungen war ich mit noch 11 Freunden als Träger des Amfortas beschäftigt. Es war der Wille des Meisters, daß die Dienste der Statisten von hiesigen Bürgern und deren Angehörigen besorgt werden; wir bekamen für diese Leistung damals Freibilletts, jetzt werden diese Mitwirkenden bezahlt. Ich hatte in einem Jahre, da auch drei von meinen Töchtern mitwirkten, mit einem noch im Wagnerverein gewonnenen Billett 14 Stück zur Verfügung. Damals ist, da diese Eintrittskarten nur für Angehörige Verwendung finden durften, die ganze Verwandtschaft damit versehen worden. U. a. waren mein Freund Rich. Kästner und dessen Bruder Gustav mit beschäftigt. Der alte, schwerhörige Vater

Digitized by Google

Kästner und dessen Schwiegertochter waren daher auch auf Freikarten im „Parsifal". Der alte Herr konnte wegen seiner Schwerhörigkeit nicht wissen, daß das Vorspiel schon begonnen hatte, den Dirigenten oder die Musiker sah er wegen des verdeckten Orchesters auch nicht, und so schaute er sich ruhig den Zuschauerraum an und sagte plötzlich mit der lauten Stimme des Schwerhörigen zu seiner Schwiegertochter: „Ich man, es Opernhaus is größer." Die Tochter war natürlich wie vom Schlage gerührt, die ganze andächtige Wagnergemeinde ließ ihre Blicke mit Entrüstung wie Pfeile nach seinem Platz schießen. Die kleine Störung war bald vergessen, aber die Heiterkeit, die sie veranlaßte, hielt noch lange nach.

In späteren Jahren haben wir noch, ausgewählte Herren mit kräftigen Stimmen vom Liederkranz, den Bäckerchor in den „Meistersingern" und die Brabanter im „Lohengrin" gesungen. Ich kann sagen, daß uns allen, die wir droben mitwirkten, diese Stunden eine angenehme Erinnerung sind.

Auch die Feuerwehr stellte von Anfang an dem Meister ihre Dienste bei jeder Gelegenheit bereitwillig zur Verfügung: schon bei der Neunten Symphonie 1872 im Opernhause, bei der Grundsteinlegung des Theaters, auch bei der Ankunft der Fürstlichkeiten, später dann die Theaterwachen usw. Er sprach immer mit Vorliebe und großer Dankbarkeit von seiner Feuerwehr. In den ersten Jahren, als die Nachfrage nach Plätzen oben im Theater noch nicht zu stark war, kam es öfter vor, daß die Feuerwehr aufmarschierte, um die freien Plätze im Zuschauerraum und auf der Galerie zu besetzen; auch die Frauen der Feuerwehr wurden teilweise mit eingeladen. Wo nun der Meister mich in Ausrüstung erblickte, konnte er es nicht unterlassen, seine Witzchen zu reißen. Einmal stellte er mich eben im Theater seiner ersten, größten Brünnhilde, der Frau Materna, als seinen Leibbuchbinder vor, die, wohl dem Meister zu Gefallen, mir einen warmen Händedruck verabfolgte.

An einem Geburtstag des Meisters spielte morgens unser alter ehemaliger Stabstrompeter Göttling ein Ständchen. Die älteren Bayreuther erinnern sich noch dieses trockenen Menschen. Die Musik war im Garten hinten postiert und exekutierte die Ouvertüre aus „Tannhäuser". Wagner kam nach dem zweiten Stück herunter, stattete seinen Dank ab und sagte, daß ihm der Vortrag außerordentlich gefallen habe. „Ja", sagte darauf der alte Göttling, „ja, Herr Wogner, schreiben konn a jeder, oder blosen!"

Am 13. Februar 1883 kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die erschütternde Nachricht aus Venedig von dem plötzlichen Tode des unvergeßlichen Mannes. Er weilte dort mit seiner Familie zur Erholung und mußte einem Schlaganfall erliegen. Einem arbeitsreichen, an Mühen, Sorgen und Enttäuschungen reichen Leben wurde ein rasches Ende bereitet. Wer das Furchtbare hier miterlebte, wer nur den geringsten Anteil an der Person und dem Wirken des großen Toten nahm, war in namenlose Bestürzung versetzt. Der ganzen Bayreuther Einwohnerschaft bemächtigte sich die tiefste, aufrichtigste Trauer; man konnte das Unglück kaum fassen.

Als der Wagen mit der irdischen Hülle hier am Bahnhof eintraf, erhielt ich den Auftrag, ihn öffnen zu lassen, um die aus Venedig mit eingetroffenen Trauerkränze nach Wahnfried schaffen zu lassen. Ich nahm die beiden Siegel und Plomben, womit die Holzkiste, die den reichen Zinksarg umgab, verschlossen war, zu mir. An diese Siegel knüpft sich noch eine kleine Geschichte, die ich später erzählen werde.

Nachts wurde der wieder verschlossene Wagen von 8 Mann der freiw. Feuerwehr bewacht, am nächsten Morgen war die Beerdigung angesetzt. Als Ehrenträger waren die Arbeitsmeister bestimmt, die zu dieser Zeit für Wahnfried beschäftigt waren. Wir begaben uns in den Eisenbahnwagen, der vor dem Tore beim Postgebäude vorgefahren war. Daß die Handhaben an dem Sarge nur hohl gegossen waren, davon hatten wir keine Ahnung; sie sahen so fest und massiv aus, daß wir glaubten, sie un-

Digitized by Google

geniert benützen zu können. Wer beschreibt aber den Schrecken, als der eben hochgehobene Sarg mit aller Wucht wieder zu Boden glitt und wir die abgesprungenen Handhaben teils ganz, teils in Trümmern in der Hand hielten. Der Sarg wäre, wenn ihn nicht ein paar handfeste Männer von uns draußen aufgefangen hätten, auf den Perron herausgestürzt.

Der Trauerzug bewegte sich, nachdem der Vorsitzende des Verwaltungsrates, Herr Friedr. Feustel, eine ergreifende Trauerrede vor dem Portal des Bahnhofes gehalten hatte, langsam durch die Bahnhofstraße, Opern- und Richard-Wagner-Straße nach Wahnfried, wo er vom Wagen genommen und auf eine Tragbahre gestellt wurde. Von hier ab sollten nun die ersten Größen Wagnerischer Kunst, wie Niemann, Unger, Scaria, Peetz, Wilhelmi, v. Reichenberg usw. ihren toten Meister bis an seine letzte Ruhestätte bringen. Sie vermochten dies aber vor Rührung und Schmerz nicht fertig zu bringen, sie brachen unter Schluchzen über der Bahre zusammen. Nun war es uns beschieden, die teure Last, allerdings auch mit Mühe und unter öfterem Absetzen, an die Grabstätte zu bringen. Nach den vorgenommenen Trauerfeierlichkeiten war es vier Männern beschieden, den Sarg in die Gruft zu bringen, und nun geschah das Ergreifende: Frau Cosima ergriff mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte die Bahre vorne mit beiden Händen und brachte die teuren Überreste ihres Lieblings mit an den Ort, wo auch für sie, an der Seite ihres aufrichtig betrauerten Gatten, ein Plätzchen freigelassen ist. Die vier Männer, die den Sarg in die Gruft brachten, waren Schlossermeister Schamel, Schreiner Popp, Schnappauf und ich.

Der Eingang zur Gruft, der sich nach dem Hofgarten zu befindet, wurde vermauert. Dem großen Meister aber, dem Mann mit dem edlen, warmfühlenden Herzen, dem Unvergeßlichen, dem ich mit meiner Familie so sehr viel verdanke, möge der große Stein, den man ihm auf seine Ruhestätte wälzte, nicht schwer werden. Es sind jetzt 32 lange Jahre, daß ich für das Haus Wahnfried beschäftigt bin, ich habe Freuden und Leiden in treuer Anhänglichkeit in dieser langen Zeit mit durchlebt und Hand mit angelegt, wo ich glaubte, daß meine Dienste am Platze waren.

Aus den Jahren nach dem Tode des Meisters wäre so manches zu berichten, was noch von Interesse sein würde, ich will aber mit dem Hinscheiden des großen Toten meine Aufzeichnungen schließen.

Die kleine Geschichte mit den Plomben und der Handhabe, die ich noch versprochen habe zu erwähnen, hängt mit dem großen Geigerkönig Wilhelmi zusammen. Dieser verkehrte durch die Familie Wagner auch sehr oft bei mir und einmal zeigte ich ihm meine Raritäten. Als er die dem Sarge entnommene Plombe und das Siegel der Stadt Venedig sah, war er ganz erregt: „Da müssen Sie mir eines geben", sagte er, „koste es, was es wolle, ich habe eine Siegelsammlung, darinnen wäre dieses das wichtigste Stück." Ich wollte mich nicht davon trennen, und so bestürmte er mich bei wiederholten Besuchen in der peinlichsten Weise, immer ohne Erfolg. Als er abreiste, konnte ich seinen dringenden Bitten nicht mehr widerstehen, ich überließ ihm eines meiner beiden Exemplare und sagte ihm, daß ich für diese Gegenstände kein Geld nehme; eine Gegenleistung aber fordere ich von ihm, die er leicht erfüllen könne. Ich erbat mir seine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift; ich würde stolz sein, ein Bild von ihm zu besitzen. Ferner sagte ich, da er der Sohn des großen Weinbergbesitzers Wilhelmi sei, könne er mir noch ein Fäßchen Wein senden, der angenommen würde, wenn er auch noch so gut wäre. Nun drückte er mir die Hand, überschüttete mich mit Dankes- und Freudenbezeigungen und sagte: „Mein bestes Bild sollen Sie haben, und für den Wein werde ich sofort Sorge tragen." Ich packte das Siegel in Watte behutsam in ein Schächtelchen, er dampfte ab und ich warte noch heute auf das versprochene Bild und auf den feurigen Rheinwein.

Digitized by Google

Die „Deutsche Nation" zu Bourges

„Studieren jetzt viele Deutsche von Adel in Bologna?" — „Vom Adel- und Bürgerstande." (Götz von Berlichingen, Akt I.)

Zur Zeit, da Goethe dem Bamberger Bischof diese Frage an den Rechtsverdreher Olearius in den Mund legt, also zur Zeit Kaiser Maximilians, begann der Glanz der italienischen Hochschulen gemach zu verblassen. Ihr altes Bildungsmonopol war längst gebrochen. Überall im Reiche schossen die Universitäten aus der Erde. Und wen im Zusammenhang mit der üblichen Kavaliersreise das fremde Studium lockte, auf den fingen die hohen Schulen von Paris, von Orléans und von Bourges an, ihre Anziehungskraft auszuüben. Ebenso wie in Bologna und Padua, wo heute noch die adligen und bürgerlichen Wappen in den Laubengängen von diesem Besuch aus aller Welt zeugen, schlossen sich die Deutschen an den französischen Universitäten zur „Nation" zusammen.

Im Reiche hatte sich dies Prinzip naturgemäß auf der ältesten, der Prager deutschen Hochschule zuerst Geltung verschafft. Besonders blühend entfaltete es sich in Leipzig, das 1409 seine Universität bekam. Hier wurde es nach straffer Einteilung durchgeführt. Die erste Nation waren die Meißner, die Misnenses. Sie umfaßte die eigentlichen Söhne des Landes, alle Untertanen der wettinischen Fürsten in Sachsen, Thüringen, im Vogtland und am Harz. Dagegen entsprach die Nation der Saxones noch der alten niedersächsischen Sinngebung. Nördlich und westlich anschließend, begriff sie Niedersachsen und die Nordküsten, Westfalen und Brandenburg in sich, darüber hinaus Skandinavien. Alles Gebiet östlich der Oder, Preußen, Böhmen und die slawische Welt, gehörte der Natio Polonorum. Der gesamte Süden und Westen des Reiches jedoch war durch die Bayern vertreten. Die Natio Bavarorum umspannte also außer Bayern auch Österreich und Schwaben, die Schweiz, das Elsaß, die Rhein- und Niederlande. In Leipzig rechneten München wie Kolmar und Wien wie Brüssel zur Natio Bavarica. Ihr war auch das ganze südwestliche Ausland, also Frankreich und Italien, angeschlossen.

Die 1463 von Ludwig XI. eingerichtete hohe Schule zu Bourges zählte ursprünglich nur vier französische Nationen: Berry, Francien, Aquitanien und Touraine. Bald aber begann sie ausländische, namentlich aber deutsche Studenten, anzuziehen. Im Jahre 1553 erscheint hier der Heidelberger Professor Nikolaus Zisner, und ihm folgt eine große Schar von Schülern. Bald darauf kann der schlesische Gelehrte Franz Hotmann dem Kurfürsten von Sachsen schreiben, daß „von allen Universitäten, an die Deutschlands Jugend sich begibt, keine eine so große Zahl anlockt wie Bourges". 1556 ertrinkt hier der junge Hermann Ludwig, Sohn Friedrichs III., Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs in Bayern, mit seinem Lehrer und einem Gefährten bei einer Lustfahrt auf der Yèvre. Die Stelle heißt heute noch „la fosse des trois Allemands".

Noch aber war es zu keiner landsmannschaftlichen Zusammenfassung der Deutschen gekommen. Wie überall, standen auch hier die Behörden den „Nationen" mißtrauisch gegenüber, weil sie den Hang zu Sauf- und Raufhändeln steigerten. In Toulouse, in Orléans und Bourges waren häufig auch die französischen Landsmannschaften verboten. Gleichwohl bildete sich 1621 zu Bourges eine „Deutsche Nation", und diesmal befürworteten der Rektor der Universität und der Gouverneur des Berry die Gründung. Das Bedürfnis war so oft geäußert worden, daß man fürchtete, die Deutschen durch weiteres Hinhalten zu verärgern. Und der außenpolitisch-propagandistische Wunsch, sie hier weiter studieren zu sehen, überwog die bekannten Bedenken. Im geheimen hatte diese „nation d'Alemagne" sich natürlich längst zusammengefunden. Nun wurde sie durch ein Patent Ludwigs XIII. von 1624 anerkannt und mit bedeutenden Vorrechten ausgestattet. Sie durfte ihr besonderes Kollegium und eine eigene Bibliothek einrichten, einen Vorsteher wählen, Waffen tragen, lutherischen und reformierten Gottesdienst ausüben und genoß Steuerfreiheit. Auf ihrem erhalten gebliebenen Siegel steht zu lesen: „Sigillum Inclytae Nationis Germanicae in academia Biturigensi". Zur Deutschen Nation zählten auch Niederländer und Skandinavier.

Natürlich spielte sich der Verkehr sowohl mit den französischen Nationen wie auch mit den Behörden nicht immer reibungslos ab. Bestandene Examina gaben Veranlassung zu größeren Banketten, wo Wein und Bier flossen und oft eingeschritten werden mußte. Da den Deutschen das dünne französische Bier nicht schmeckte, begründeten sie eine eigene

Digitized by Google

Brauerei. Über ihr sonstiges Leben wissen wir, daß sie dem „jeu de paume", dem Tennis der Zeit, eifrig huldigten, mit ihren Landsleuten in Orléans und Paris in ständiger Fühlung blieben, leider zuweilen in Wuchererhände gerieten, im allgemeinen aber fleißig arbeiteten und gerne gesehen waren. Oft kamen sie bereits von Freiburg oder Heidelberg, von Paris oder Orléans und zogen dann weiter nach Padua oder Siena oder Prag.

Wir verdanken diese Kenntnis der eben in Bourges erschienenen Arbeit des Archivars René Gandilhon: „La Nation Germanique de l'Université de Bourges" (1936). „Besprochen" kann diese kleine Schrift nicht werden, da sie französisch geschrieben und literarisch ohne Anspruch ist. Dafür aber ist der dokumentarische Wert gerade für Süddeutschland ein so hoher, daß wir ihren Inhalt nicht übergehen zu dürfen glaubten. Der französische Gelehrte schließt an seine Veröffentlichung ein Stammbuch der Zeit, in dem süddeutsche Familiennamen überwiegen. Es ist der „Liber amicorum" des Yves Dugué, der 1618 beginnt und sich über ein gutes Jahrzehnt erstreckt. Yves Dugué war der Notar Heinrichs von Bourbon, des Gouverneurs im Berry, und hatte als solcher die Angelegenheiten der Deutschen Nation zu Bourges zu regeln. 1618 hatte er eine Reise in das Rheinland unternommen, wo die Eintragungen einsetzen. Er muß gut deutsch gekonnt haben, auch scheint er ein besonders guter Freund der Deutschen gewesen zu sein. Von 64 Widmungen seines Stammbuches rühren 53 aus den deutschen und nordischen Ländern her.

Inhaltlich besagen diese Widmungen natürlich nichts Besonderes. Hochtrabende Sinnsprüche und Freundschaftsbeteuerungen wechseln mit lustigen, nicht selten derb zotigen Reimereien und Scherzen, auf deutsch, auf latein, auf französisch, wie man das in den meisten Stammbüchern der Zeit findet. Bemerkenswert aber sind die Persönlichkeiten der Eintragenden, also der Studentenfreunde des Yves Dugué. Sie entstammen in ihrer Mehrzahl bekannten Familien des süddeutschen Land- und Stadtadels. Einige Beispiele:

Maximilian Willibald Freiherr von Waldburg-Wolfegg, in Bourges eingetragen 1618, war 1623 Präses der Deutschen Nation zu Orléans. Er heiratete später Magdalena Gräfin Hohenlohe und starb als kurfürstlich bayerischer Rat und Statthalter der Oberpfalz 1667 zu Amberg. Sein jüngerer Bruder Jakob Karl, der sich ebenfalls einträgt, liegt im Dom zu Konstanz begraben, wo er 1661 als Domherr starb. Paul Christoph Freiherr Leublfing zu Rhein war 1627 Senior der Deutschen Nation zu Bourges. Er heiratete Franciska Gräfin Preysing und stirbt 1660 als Richter in Haidau. Johann Christof Illsung, aus einer patrizischen Familie Augsburgs, studiert 1620 in Bourges, heiratet Anna von Lerchenfeld und stirbt schon 1632 als Pfleger der Grafschaft Dachau. Albert Stamler aus Ulm, eingetragen 1626, war später Gesandter seiner Vaterstadt beim Reichstag in Regensburg und starb 1687. Franz Besserer, später des Rates zu Ulm, dokumentiert sich 1625, sein Bruder Hammonius folgt ihm fünf Jahre später nach Bourges und wird zweiter Vorsitzender der Deutschen Landsmannschaft. Gabriel Oelhafen von Schöllenbach, aus der bekannten Nürnberger Familie, trug sich 1628 ein und starb 1675 als Richter für Gostenhof und Wöhrd. Jobst Gabriel von Wildenstein war 1628 Präses der Deutschen zu Bourges. Er heiratete Ursula von Guttenberg und starb als Rat des Bischofs von Bamberg. Ulrich Kobolt von Dinkelsbühl, der sich 1620 in Bourges einträgt, wird Domherr in Freising. Johann Emmerich von Speyer studiert 1625 und wird später Advokat am Reichskammergericht.

Einige Österreicher seien genannt: Wolfgang Andreas Pentzing aus Wien, der auch in Padua und Orléans studierte, sein engerer Landsmann Joachim Spindler, Matthias Brueder von Bozen und drei Freiherrn von Schneberg, Söhne des kaiserlichen Statthalters in Tyrol, Johann von Schneberg, und der Gräfin Anna Maria Spaur.

Der Bayer Johann Konrad Herold, 1625 in Bourges, wurde dort Präses der Deutschen Nation. Später finden wir ihn als Rat des Kurfürsten in München, wo er starb, nachdem ihm Frau und Kinder in der Donau ertrunken waren. Weniger war zu ermitteln über Christoph von Weichs und Sebulon von Fränckling, beide ebenfalls Bayern. Adam Friedrich von Muggenthal trug sich 1620 in das Freundschaftsbuch mit den Worten ein:

„Wer über ein bruggen rent, auff dem pflaster sprengt,
ein Jungfrau nimt, die er nit kent, der bleibt ein nar bis an sein end."

Von Norddeutschen finden wir eingetragen den Westfalen Dietrich von Ketteler (1628 mit einem recht rauhen Vers). Er war im Jahre vorher Senior der Deutschen Nation geworden und starb als Domherr zu Münster. Sebastian Henckel von Donnersmarck, 1619 in Bourges, ist schon als junger Student ein Skeptiker:

Digitized by Google

L'homme pendant qu'il vit est sans constance aucune;
Il sert de proye au temps et de jouet a fortune.

Er starb jung in seiner schlesischen Heimat. Georg Hilmer von der Wense, aus dem Lüneburgischen, trägt sich 1619 ein und beschäftigte 1622 die Behörden zu Bourges durch sein mannhaftes Vorgehen gegen einen französischen Studenten, der die Deutschen beleidigt hatte. Er heiratet später Dorothea von Günderode und erbt einen ausgebreiteten Landbesitz.

Von weiteren Ausländern, die zur Deutschen Nation rechnen, seien zwei Brüder aus Island, Sebastian und Hugo Byrenstill (1625), erwähnt. Ferner (1620) der „dennemärcker" Nikolaus Trolle, später Großadmiral und Gouverneur in Norwegen. Etwa gleichzeitig erscheint sein Landsmann Stig Pors, später Gesandter Dänemarks in Stockholm und königlicher Kommissar auf Langeland. Unter den wenigen Franzosen, die das Stammbuch enthält — es sind meist Prinzen des Hauses Bourbon — tritt der Name des großen Condé hervor, der, zu Bourges geboren und erzogen, sich als Vierzehnjähriger eintrug.

Also eine bunte Gesellschaft und ein vielfältiges familienkundliches Material, das hier nur angedeutet, aber keineswegs ausgeschöpft werden konnte. Auffällig ist aber, daß offenbar an dieser französischen Hochschule Bayern und Schwaben weit häufiger vertreten waren als der eigentliche deutsche Westen. Wir finden in dem Stammbuch nur sehr wenige Rheinländer, Elsässer, Schweizer und Niederländer. Freilich braucht ja dies Album, das auf persönlichen Freundschaften beruht, nicht notwendig den Querschnitt durch die deutschen Herkunftsverhältnisse zu bezeichnen. Dazu müßten die Matrikeln befragt werden.

In seiner „Italienischen Reise" bemängelt Goethe die engen Ausmaße der Universitäten. In Padua hat ihn das Gebäude geradezu „erschreckt", und es ist ihm lieb, daß er „darin nicht zu lernen brauchte". Die Anatomie erscheint ihm „als ein Muster, wie man Schüler zusammenpressen soll". Und auch in Bologna glaubt er, „daß es einem Deutschen, der eine freiere Studienweise gewohnt ist, dabei nicht wohl zu Mute werden kann".

Zu Bourges dürften die Verhältnisse trotz des alten Glanzes, der über die Residenz Karls VII., des „roi de Bourges" und die einstige Stadt von Jacques Coeur, des reichsten Mannes seiner Zeit, immer noch gebreitet lag, kaum bedeutender gewesen sein. Dennoch verzeichnen die Matrikeln (nach Gandilhon) öfters ganze Geschlechterreihen, Vater, Sohn, Neffe, Enkel, deutscher und sonstiger Familien. Es muß also doch eine gewisse Anhänglichkeit bestanden haben.

Irgendwo im ehrwürdigen Schatten der Kathedrale von St. Etienne hatten sich die Deutschen ihr Heim bereitet. Im ersten Stockwerke ihres Hauses war das Beratungszimmer, daneben die Bibliothek mit ihren 185 Folio- und 1117 Quartbänden. Hier mußte der Neuankömmling seinen aureus coronatus, seinen Beitrag von drei Talern entrichten, und hier stand an der Wand die schwarze Tafel, die die Namen derer aufnahm, die ihre Gebühren schuldig geblieben waren. Aber wo das genau gewesen ist, das weiß an Ort und Stelle heute niemand mehr zu ermitteln. Bei den Stadtakten befindet sich ein Pachtvertrag, den die Senioren der Deutschen, Dominik Zingnis, Johann Lucht, Johann Adolf von der Lühe und Paul Andreas Viereck, über zwei Zimmer in der Rue des Ras 1670 mit der Stadtkämmerei schlossen. Das ist kaum mehr als 250 Jahre her; noch stehen die Häuser in der Gasse der alten Stadt, und doch ist der Ort nicht mehr mit Sicherheit feststellbar.

Dieser Pachtvertrag war nur die Verlängerung eines bereits bestehenden. Wahrscheinlich hat nach dem Eintritt Frankreichs in den Dreißigjährigen Krieg der Zustrom aus dem Reiche ausgesetzt. Leider erfahren wir nicht, wie lange diese „Deutsche Nation" in Bourges bestanden hat. Im 18. Jahrhundert vermehrten sich ja die Hochschulen besonders in Deutschland in so hohem Maße, daß das Auslandsstudium sicherlich nachzulassen begann. Für die in Bourges vertretene Gesellschaftsschicht, die meist in der „Matricula Nobilium" erscheint, entwickelten Göttingen, Straßburg, Würzburg, vielleicht noch Leyden, eine besondere Anziehungskraft. Längst sind jedenfalls die Spuren der Deutschen Nation in Bourges verweht und vergessen. Um so dankbarer darf man dem französischen Forscher sein, daß er uns diesen vergänglichen Hauch deutschen Lebens in einer freundlichen Fremde so sorgsam eingefangen und zurückgegeben hat. Es weht eine gewisse Poesie um diese Veröffentlichung. Was wurde aus allen diesen Studenten und was geschah nicht alles seither! Wohnt nicht solch stiller Gelehrtenarbeit weit mehr völkerverbindende Kraft inne, als manchem anspruchsvollen „psychologischen Versuch"?

F. J.

Digitized by Google

Bücherschau

Die moderne Türkei

Es ist gewiß kein alltäglicher Fall, daß zwei Diplomaten des gleichen Staates fast zu gleicher Zeit je ein Buch über das Land vorlegen, in dem sie bisher im amtlichen Auftrag weilten. Die Österreicher August von Kral[1]) und Norbert von Bischoff[2]) schreiben beide über die neue Türkei. Ihre Darstellungsart und die genaue Begrenzung des Themas sind allerdings sehr verschieden. Während Kral einen sachlich gehaltenen Aufriß der Staatsschöpfung Mustafa Kemals gibt, bei dem auch Einzelheiten der verschiedenen Zweige des neuen türkischen Staatswesens nicht vergessen werden, schreibt Bischoff um den Zentralpunkt Ankara eine Geschichte Anatoliens, die fast von der Vorgeschichte dieser Landbrücke zwischen Europa und Asien bis zur letzten Entwicklungsphase der modernen Türkei reicht. Das geschieht überwiegend im Stil einer Heldensage, der nicht immer dort angebracht erscheint, wo es sich z. B. um die Darstellung der Außenpolitik Kamal Atatürks handelt. Eigenartig für einen amtlichen Vertreter Österreichs berührt etwa auch folgende Stelle: „Das Reich ohne zwingende Not mit geradezu leichtfertiger Eile an der Seite der Mittelmächte in den Krieg geführt zu haben, ist die schwere geschichtliche Schuld der Jungtürken." Auch Bischoff wird wohl wissen, daß der unbezähmbare Expansionsdrang des zaristischen Rußland und dessen schon traditionell gewordene Aspirationen auf Konstantinopel und die Meerengen der damaligen Türkei, von allem anderen abgesehen, keine andere Wahl ließen. Trotzdem bringen beide Bücher, vor allem die Schrift Krals, wertvolle Ergänzungen für die nicht allzu umfangreiche deutsche Literatur über die moderne Türkei. J.-R. R.

Rußland-Bücher

Mit dem 3. Bande seiner „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart" (Osteuropa-Verlag, Königsberg und Berlin 1935; 550 S.) schenkt uns Karl Stählin eine geschichtliche Arbeit von großen Ausmaßen. Die damit erschlossene Gesamtübersicht über die Zeit von mehr als der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitet unsern Blick auf das gewaltige Weltgeschehen einer Epoche, die im Zeichen der Ideengänge französisch-materialistischer Philosophie steht. Damit geht die Darstellung Stählins eigentlich über den Rahmen seines Themas hinaus; doch gerade dafür müssen wir ihm dankbar sein. Die Vorgeschichte der Freiheitskriege, das Zusammenspiel europäischer Politiker, aus dem die Hauptakteure — Alexander I. und Napoleon I. — plastisch hervortreten, ist in unserer gesamten Literatur noch nicht so übersichtlich und so packend geschildert worden. Die bis zum Ende des Krimkrieges der 50er Jahre reichenden, späteren Zeitbilder, werden gleichfalls scharf umrissen. Schilderungen des Leidensganges der polnischen Nation, der schicksalhaften Tragik großslawischer Geistesheroen, der Pariastellung des niederen Volkes in Rußland runden den Rahmen um die Darstellung des politischen Geschehens und des umweltbedingten Selbstherrschertums.

Im 1. Bande seines Werkes stellt Stählin u. a. auch den Einfall der „Goldenen Horde" in das Gebiet der Moskauer Großfürsten dar und die Herrschaft der Tataren-Khane über eine Bodenfläche, die den Umfang der heutigen Sowjet-Union noch weit überragt. Über die Anfänge der Mongolenzüge aus dem fernen Osten nach dem europäischen Westen berichtete Michael Prawdin in „Tschingis-Chan. Der Sturm aus Asien". Jetzt läßt der Verfasser einen 2. Teil folgen: „Das Erbe Tschingis-Chans" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin 1935; 295 S., 12 Tafeln und 4 Karten). Die Mongolenherrschaft in Asien und Osteuropa steht auf dem glänzenden Gipfel ihrer Macht, sie reicht von den Küsten des Stillen Ozeans bis an die Oder und den Oberlauf der Elbe. Es ist

[1]) „Das Land Kamal Atatürks", Wilhelm-Braumüller-Verlag, Wien/Leipzig 1935; 181 S.

[2]) „Ankara", F. Bruckmann A.-G., München 1935; 226 S.

Digitized by Google

dies die Zeit, in der Marco Polo ins Reich der Mitte und an den Hof des Mong... herrschers kam und dort viele Jahre lebte. Aus seinem Munde erfuhr auch die Welt, welche hohe Kultur im 13. Jahrhundert in Ostasien herrschte. Die Geschichte der ... Mongolenherrschaft spiegelt sich in dem Buche Prawdins in all ihren blutigen, aber ... farbenprächtigen Geschehnissen. Eine große unbekannte Welt erschließt sich uns, die, ... nur dem Wissenschaftler bekannt, hier einem großen Leserkreise nahegebracht wird.

„Und Du siehst die Sowjets richtig", so lautet der Gesamttitel der Ber... von deutschen und ausländischen „Spezialisten" aus der Sowjet-Union, die Dr. ... A. Laubenheimer gesammelt hat (Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig 1935; 349 S.). Siebenundzwanzig Augenzeugen, darunter 14 Ingenieure und Facharbeiter, die gr... Hoffnungen voll das kommunistische „Paradies" betraten, berichten von ihren Enttä... schungen und Leiden, von der heillosen Mißwirtschaft und dem Raubbau, die an Mens... kraft und Arbeitsleistung unter dem fünfstrahligen Stern getrieben werden. Der ... heure Fehlschlag der neurussischen Industrialisierung und Sozialisierung wird eindr... lich zur Anschauung gebracht. Die vielfältigen Berichte von Männern der verschiede... Nationalität, Bildungsstufe und gesellschaftlichen Zugehörigkeit stimmen alle zusammen ... der Meinung des deutschen Arbeiters, der nach einem Aufenthalt von 15 Monaten in ... Sowjetunion sagt: „Mit keinem Blick ist übersehbar, wann dies Elend einmal aufh... Anstatt einer Besserung wird es von Woche zu Woche schlechter..." Den Russen ... heute aber treibt sein unerträgliches Dasein, das uns aus den Berichten mit all ... Schrecken anblickt, zum fatalistischen Glauben an ein Besserwerden durch die Weltrev... tion. Von neuem ist Europa durch eine aufschlußreiche Veröffentlichung gewarnt und ... die ungeheuren Gefahren des Bolschewismus aufmerksam gemacht.

Berlin. Ernst Drah...

Wirtschaftliche Neuerscheinungen

Der bayerische Ministerpräsident und Staatsminister der Finanzen, Ludwig Sieb... hat seinen zu Anfang dieses Jahres vor der Deutschen Handelskammer in Zürich ... haltenen, vielbeachteten Vortrag: „Die neuen Wege in der deutschen Wirt... schaft" in einer erweiterten, treffend illustrierten Schrift zusammengefaßt (J. F. ... mann's Verlag, München 1936; 66 S.). Der Leser hat hier ein Handbuch vor sich, ... ihm in leichtverständlicher Weise Aufklärung über den Weg und die Erfolge der nation... sozialistischen Wirtschaftspolitik gibt und das auch dem Zweifler die Frage nach dem „... schen Wirtschaftswunder" beantwortet.

Ein aktuelles Thema der internationalen Wirtschaftspolitik stellt Johannes Sto... unter Verwertung umfangreichen Materials in einer guten Übersicht dar: „Ölmacht – Weltmacht. Die räumlichen Grundlagen der Erdölkämpfe" (B. G. Teubner, Leipz... 1936; 60 S.). Der Verfasser wirft kurz die Frage nach dem Warum des Dranges nach Erdöl auf, gibt an Hand von guten Karten ein klares Bild über die Verteilung der Erdöl... vorkommen und schildert zuletzt in zweckmäßiger und interessanter Zusammenfassung die erdölpolitischen Kämpfe auf den verschiedenen Schauplätzen.

Von Jubiläumsschriften legt der Verlag Stahleisen m. b. H., Düsseldorf, die vornehm ausgestattete, reich bebilderte und mit eingehendem Ziffernmaterial versehene Schrift „Hundert Jahre Hanomag" vor (1936; 200 S.). Den Verfassern, W. Däbritz und E. Metzeltin, ist es gelungen, die hundertjährige Geschichte der Hannoverschen Maschinenbau A.-G., vormals Georg Egestorff (Hanomag), in Hannover in packender Darstellung in den Rahmen der deutschen Wirtschaftsentwicklung des letzten Jahrhunderts zu stellen. Aus der einstigen Lokomotivfabrik ist die heutige bekannte Automobilfirma geworden. — Aus Anlaß des sechzigjährigen Bestehens der weltbekannten Firma F. Soennecken in Bonn ist im Rahmen der Rheinisch-westfälischen Wirtschaftsbiographien (herausgegeben von der historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, dem Rheinisch-westfälischen Wirtschaftsarchiv und der Volkswirtschaftlichen Vereinigung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet) im Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung, Münster, ein Sonderdruck: Friedrich Soennecken, der Begründer der deutschen Schreibwarenindustrie, erschienen, der eine interessante Darstellung von dem Schöpfer und seinem Werke in sechzigjähriger Entwicklung gibt (1936; 26 S.). M. G.

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Rudolf G. Binding — wer könnte es besser? — erzählt von Trakehnen, von den Pferden, von ihrer Jugend und ihrem Wachstum, ihrer Liebe und ihrem Blick ins Unendliche. „Wenn der gewaltige Hengst in Trakehnen, wenn die zartgehälfte Stute, wenn ein Jährling schon, noch mit dem grünen Jährlingshaar an den Beinen, plötzlich aufsticken mit weitem Auge, regungslos in die Unendlichkeit sehen, von nichts gehalten in ihren Blicken, wenn sich die Ebene vor ihnen in das Grenzenlose, in die ungemessene Weite dehnt und verspielt, wenn ihr Reich sich vor ihnen bis ans Ende der Welt erstreckt — wo ist dann der Mensch für sie, wo ist selbst der gewohnteste, der vertrauteste Pferdekerl?" Nicht durch die allerdings ungewöhnlich schönen Bilder, mit denen dies Buch um „Heiligtum der Pferde" geschmückt ist (Gräfe & Unzer, Königsberg 1935; 97 S.), auch nicht durch Bindings schönen Stil allein oder durch seinen lebenslangen Umgang mit Pferden ist diese Schrift etwas so Besonderes geworden. Auch andere können schreiben, auch andere wissen mit Pferden umzugehen. Bei Binding aber, so oft er von Pferden spricht, fühlt man ein Verstehen, das über alle Kennerschaft hinausgeht. Er sieht nicht nur mit irdisch bewunderndem Blick, sondern sub specie aeternitatis. Er sieht, wie sie aus Gottes Hand hervorgehen und sieht, wie dies ostpreußische Land nach einer höheren als menschlichen Bestimmung den Pferden zum Wohnsitz gegeben ist, ihnen zugerochen von Anfang her. — Ich rede vielleicht nicht richtig davon; denn da ist keine Schönrednerei, kein Schwimmen in Gefühlen und Gedanken, nichts von Ästhetik. Dies Buch ist voll Wirklichkeit. „Das ostpreußische Pferd ist das preußischste Erzeugnis des Landes, der untrüglichste Ausdruck seiner Eigenart und seines Geheimnisses. Es übertrifft an Massenhaftigkeit in allem den Bewohner des Landes und ist ihm sicher ebenbürtig in allen Tugenden". Oder, die Beschreibung des Fohlens: „Sobald das Fohlen die Mutter verläßt, steht es entschlossen auf eigenen Beinen. Es kümmert es nicht, daß sein Fell strannig und rauh, sein Schwanz kurz und krummhaarig, seine Mähne unbotmäßig und struppig sich gebärdet, daß seine Ohren mit dicker Wolle ausgekleidet und seine Beine mit kälblichen Deckhaaren überzogen sind. All das Grüne kümmert es nicht. Es gilt die Ohren zu spitzen. Es gilt aufzutreten. Es gilt nicht zu kurz zu kommen. Es gilt den Dingen ins Gesicht zu sehn. Es gilt, womöglich eine Spitze zu übernehmen. Der Eindruck so früher Selbständigkeit, so frühen Willens bewegt das Herz. Ist hier nicht Preußen?" — Es ist ein sehr schönes, ein sehr besitzenswertes Buch, das Buch von einer deutschen Leistung, einer deutschen immer höheren Möglichkeit. Es bedeutet fast etwas wie einen Sporn, eine Forderung für uns alle. So kann man von Pferden erzählen und ein ganzes Volk sich zuhören machen.

Briefe aus Hugo von Hofmannsthals früher Zeit, 1890—1901, sind erschienen (S. Fischer, Berlin 1935; 350 S.). Zunächst bestätigen sie das alte Mißtrauen, das man gegenüber der Jugendzeit dieses Dichters so schwer überwindet: ein Mensch, kaum überm Knabenalter, schon in allen Genüssen des Geistes erfahren, überbeweglichen Geistes, aller Farben, Stimmungen, Kostüme mächtig — ein Wunderkind mit gar zu bewußter Anmut, geistreich leichten Tones alles beredend und berührend. Bald und mit zunehmender Deutlichkeit spürt man aber in diesen Briefen das Anliegen einer Seele, die nicht nur Welten des Geistes bereist, sondern in ihrer eigenen immer besser zu Haus ist. Ein Mensch spricht sich aus, der nach den Spielereien der Lehrlingszeit an die Gesellenmühe und Meisternot des Lebens und Dichtens herankommt.

In Perkonigs Roman: „Honigraub" (Langen-Müller, München 1935; 210 S.) geht es um die Ereignisse des Herzens mehr als des äußeren Lebens. Ein alter Mann, Lukas, der sich's schwer zu Herzen nimmt, daß seine Bienen beim Ausschwärmen im Frühjahr vom Honig des Nachbarn naschen, eine Quelle beim Haus des Lukas, die auf dem Friedhof entspringt — das alles sind nur die Zeichen einer inneren Handlung, die echt gefühlt und deren Gestaltung mit künstlerischem Ernst versucht ist.

Paula Grogger erzählt von einer steirischen Baderfamilie, in der sich seit Jahrhunderten das alleinige Wissen um die Fundplätze eines Wunder wirkenden Heilkrauts vererbt hat. Das Geheimnis wird so sorgfältig gehütet, daß der alte Bader es selbst seinem Sohn nicht verraten will und darüber stirbt. Schließlich wird das Wunderkraut

Digitized by Google

doch wieder gefunden, schmerzliche Schicksale werden mit der Kraft grader Herzen überwunden. Die Geschichte heißt: „Der Lobenstock" (Langen-Müller, München 1935; 112 S.).

Peter Dörfler hat ein neues großes Prosaepos begonnen, dessen erster Band „Der Notwender" uns vorliegt (Grote, Berlin 1936; 248 S.). Der Hintergrund der Handlung ist die wirtschaftliche Entwicklung des Allgäu, das aus einem Weberland zum Milch- und Käsegebiet wird. Aber nicht dies ist wichtig, sondern die Menschen und ihr Erleiden und Bestehen des Schicksals. Das Buch ist voll starker Gestaltungen, nicht so bald wird man eine Figur wie dieses Mädchen Ev oder den Burschen Klaus oder die alte Mutter vergessen. Manchmal erzählt Dörfler, recht verstanden, zu „schön". Nicht etwa sentimental oder unecht — aber so, daß man den Dichter reden und denken hört, statt daß nur die Gestalten in ihrer sicheren, ungebrochenen Welt stehen, so wie etwa bei Thoma und gar bei Ljeßkow! Aber der Gesamteindruck des „Notwenders" ist doch ein starker, unverwischbarer, und macht einen begierig, die weiteren Bände der Romanreihe kennenzulernen.

Friedrich Griese: „Die Wagenburg" (Langen-Müller, München 1935; 190 S.). Eine kraftvoll und spannend erzählte Geschichte aus der Zeit der Napoleonischen Kriege.

Ruth Hoffmann: „Pauline aus Kreuzburg" (Paul List, Leipzig 1935; 343 S.). Die Geschichte vom Leben einer schlichten und guten Frau von der Art jener Frauen, über die Bismarck gesagt hat, er sehe in ihren Tugenden eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft, als in irgendeiner Bastion unsrer Festungen.

„Meister Erwin und Uta". Heinrich Bauer gibt hier einen „Roman um das Straßburger Münster", der sich um die verehrungswürdige Gestalt des Meisters Erwin und seinen großen Dombau spinnt. Ein lebendiges Bild des deutschen Hochmittelalters um 1300, des Ringens der geistigen und politischen Kräfte, in Ton und Farbe gut und spannend vorgetragen (Oldenbourg, München 1935; 200 S.).

„Gott und der Herzog" von Käthe Altwallstädt (Pallas Verlag, Jena 1935). Das Beste an diesem „Roman eines thüringischen Fürsten" ist, daß er im auffallenden und erfreulichen Gegensatz zu anderen Romanen nur 22 Druckseiten lang ist. Man sollte es nicht für möglich halten, wieviel Kitsch dennoch auf so engem Raum zusammengedrängt werden kann. Es ist schon zum Verwundern, was alles gedruckt wird.

Hansgeorg Buchholtz hat auf Grund von Familienpapieren die Geschichte eines Ahnherrn seines Geschlechts, Johann August Buchholtz erzählt, in einem Buch, das unter dem Titel „Der Musketier von Potsdam" in sehr hübscher Ausstattung im Verlag Hermann Schaffstein, Köln, herauskommt (1935; 80 S.). Johann August Buchholtz hat als Musketier, Werber, Leutnant und Rentmeister Dienst unter drei preußischen Königen getan. Was sein Nachfahr davon erzählt, ist heiter, ernst und gut zu lesen, ein Buch der Pflichterfüllung und Treue, die Worte nicht nötig hat.

Wilhelm Schäfer erzählt in einer neuen Geschichte: „Die unterbrochene Rheinfahrt" (Albert Langen/Georg Müller, München 1935; 122 S.) die Geschichte eines jungen Menschen, der „zum erstenmal die vorgezeichnete Bahn verläßt und dabei eine Wirklichkeit erobert, die ihm bisher verschlossen war". Zugleich ist von Schäfer in der Kleinen Bücherei eine Weihnachtsgeschichte „Fahrt in den Heiligen Abend" erschienen (1935; 48 S.). — Franz Stuckert gibt in einer Broschüre, die im gleichen Verlag herauskommt, eine Darstellung Wilhelm Schäfers als eines „Volksdichters unserer Zeit" (1935; 76 S.).

Der Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, hat eine Sammlung von Werner Bergengruens kleinen Geschichten veranstaltet: „Begebenheiten" (1935; 141 S.). Das hat immer Grazie, Humor und gute Leichtigkeit, mit dem ernsteren Licht der Hintergründe, das die Gestalten und Geschehnisse in ihrem Treiben seltsam beleuchtet.

Ein lustiges Buch ist die Geschichte „Vier Puppen ziehen durch die Welt" von Gabriel Scott. (Aus dem Norwegischen bei Schaffstein, Köln 1935; 80 S., mit hübschen Zeichnungen.)

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 27. Mai 1936
Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H., München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 1. Vj. 36: 3185. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riefern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Eine Frau erlebt den Bolschewismus!

18 JAHRE SOWJETHERRSCHAFT

ERLEBNISSE UND ERFAHRUNGEN EINER FRAU

von

OLGA DIMITRIEWNA

VIII u. 224 Seiten. Preis brosch. RM. 3.—, in Leinen geb. RM. 4.50

e Verfasserin dieses erschütternden Buches hat bis zum Jahre 1935 in Sowjetrußland gelebt. Sie ist die Tochter nes zaristischen Diplomaten und war an der Universität Petersburg als Dozentin tätig. Acht Jahre — von 1923 s 1931 — erlebte sie aus eigener Erfahrung die Schrecken der bolschewistischen Kerker und Konzentrationslager. ie kaum jemand anderer ist Olga Dimitriewna daher befähigt, auf Grund eigener Erlebnisse ein wahrheitsetreues Bild des Bolschewismus zu zeichnen.

n ersten Teil ihres Berichtes schildert sie die furchtbare Leidenszeit ihrer Haft, die sie zum größten Teil auf ar berüchtigten Insel Solowki im Weißen Meer zubrachte. Die beispiellosen Martern, denen die Gefangenen ausgesetzt sind, die sittlichen Mißstände, die Zwangsarbeit in den Wäldern und bei den Kanalbauten, die Hunderttausenden das Leben kostete, werden aus eigener Anschauung eingehend dargestellt. — Der zweite Teil es Buches enthält allgemeine Betrachtungen über Sowjetrußland. Wir lernen den Kampf des Bolschewismus gegen die sittlichen Bindungen der Familie mit ihren Auswirkungen auf die Stellung der Frau und die Jugend nnen. Wir erkennen den krassen Gegensatz der traurigen Lebensbedingungen der breiten Volksmassen zu dem ben der bevorrechtigten Klasse dieses „klassenlosen Staates". Wir erfahren von dem Wohnungselend, dem ama der Landwirtschaft, der furchtbaren Hungersnot, den Glaubensverfolgungen und dem Verbrechertum ner entarteten Jugend. Aber auch das Bildungswesen, die Planwirtschaft und die Industrialisierung werden beandelt. — Olga Dimitriewna sieht die Lage in Sowjetrußland mit den Augen einer klugen, lebenserfahrenen au, und gerade das macht ihr Buch so wertvoll und neuartig.

er Sowjetrußland und die Ergebnisse einer 18jährigen Herrschaft des Bolschewismus wirklich kennenlernen ill, kann an diesem Tatsachenbericht nicht vorübergehen.

VILHELM BRAUMÜLLER, Universitäts-Verlag WIEN IX. / LEIPZIG

Ein wichtiger Beitrag zur Vorgeschichte des Weltkrieges

Um Konstantinopel und die Meerengen

Rußland und die Entstehung des Balkanbundes 1912

Dargestellt vorwiegend auf Grund des amtlichen Aktenmaterials von **Dr. Otto Bickel.**

Gr.-8°, VIII und 176 Seiten. — Kartoniert 6.— RM.

Einer der interessantesten Abschnitte der russischen Vorkriegsgeschichte zum ersten Male zusammenfassend und ausführlich beleuchtet.

Dem Verfasser ist es ausgezeichnet gelungen, einen klaren Einblick in die slawische Balkanpolitik zu vermitteln und die Haltung der Mittelmächte, der Türkei, Italiens, Frankreichs und Englands darzustellen. In ganz neuem Licht erscheinen Iswolski und sein Mitarbeiter Tscharykow.

Zur Beurteilung der Meerengenfrage von wesentlicher Bedeutung!

Ausführliche Prospekte über osteuropäische Literatur unberechnet!

Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.), Berlin W. 35

Digitized by Google

Das unentbehrliche Standardwerk!

AUGUST VON KRA

DAS LAND KAMÂ ATATÜRKS

DER WERDEGANG DE MODERNEN TÜRKE

XII und 181 Seiten mit einer Karte. Preis brosch. RM. 4 in Leinen geb. RM. 5.50

Exz. M. Hamdi Arpag (türkischer Botschafter in Berlin): Unter den verschiedenen Büchern, die in Zeit über die neue Türkei im Ausland erschienen sind, ist das Werk Krals das weitaus beste und vollste. Es ist ein kulturhistorisch bedeutungsvolles Werk von bleibendem Werte und wird alle, lesen, hoch befriedigen.

Rudolf Nadolny (ehem. deutscher Botschafter in Ankara) im „Wirtschaftsring": Das Buch ist für jeden sich über die heutige Türkei unterrichten will, sicherlich das beste Rüstzeug, das er derzeit finden kann.

„Berliner Börsen-Zeitung": Krals Werk enthält viel Zahlen und sonstiges sachliches Material und ist daher so gut wie unentbehrlich für den, der sich intimer mit der phantastisch anmutenden Staatsleistung des „Ghasi" und der von ihm gesammelten revolutionären Führerschaft der neuen Türkei beschäftigen will.

„Berliner Tageblatt": In diesem Buch steht alles, was man an Tatsächlichem über die Türkei wissen möchte, von der Person des ersten Staatspräsidenten über die Revolution, die Errichtung der türkischen Republik bis zu allen Neueinrichtungen, die dieser außerordentliche Mann zwölf Jahren geschaffen hat. Stellung der Frau, Verwaltungsreformen, Rechtspflege, Finanzwesen, öffentlicher Unterricht, Landwirtschaft und Gewerbe; alles das ist da präzis geschildert, anregend bis ins Letzte. Wer über türkisches Militär oder türkische Siedlungspolitik, über türkische Kunst oder Innenpolitik etwas Genaues wissen will, wird sich in den betreffenden Kapiteln aufs beste informieren. Dieses Buch hat bisher in Deutschland gefehlt.

„Deutsche Allgemeine Zeitung", Berlin: Hier spricht eine anerkannte Autorität. Ein empfehlenswertes Buch, das bei überraschender Kürze nichts unberücksichtigt läßt.

WILHELM BRAUMÜLLER

Universitäts-Verlagsbuchhandlung, Ges. m. b. H., Wien IX.-Leipzig

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Landschaft und Technik

Manfred Schröter: Technik—Mensch—Natur / Hans Pflug: Naturlandschaft—Kulturlandschaft—Maschinenlandschaft / Edith Ebers: Landschaft, Seele und Technik / Alwin Seifert: Natur, Technik und der deutsche Straßenbau / Werner Lindner: Naturschutz und Ingenieurbau / Max Karl Schwarz: Hochmoorkultivierung, Landschaft und Arbeitsdienst

30. JAHRGANG HEFT 10 JULI 193

Digitized by Google

Vierteljährlich RM 4.05 Einzelheft RM 1.50

Zwei Dichter schildern ihre Heim

Karl Springenschmid

Bauern in den Bergen

Mit 96 Bildern nach Aufnahmen von P. Atzwanger

Friedrich Griese

Das ebene Land. Mecklenburg.

Mit 64 Bildern nach Aufnahmen von Karl Eschenburg

Jeder Band schön kart. RM. 4.80, in Ganzleinen RM. 5.50

Karl Springenschmid und Friedrich Griese, die beiden Dichter Tirols und Mecklenburgs, haben es unternommen, das Gesicht dieser Landschaften und der sie bewohnenden Menschen zu zeichnen. Nur einem Kinde des Landes selbst konnte es sich in all seinen Tiefen zu der unmittelbaren Schau erschließen, die uns in diesen Bilderwerken in wundervoll dichterischer Kraft und Eindringlichkeit entgegentritt. Nicht eine der üblichen Volkskunden soll hier gegeben werden; es geht darum, dem Atem und der Haltung des Landes nachzuspüren, das Leben selbst der Landschaft und des Menschen im Wandel der Jahreszeiten, im gesetzmäßigen ewigen Ring der Monate darzustellen, den bodenverhafteten bäuerlichen Menschen, sein Gemeinschaftsverhältnis zu Land, Tier und Pflanze, sein Einssein mit ihnen und seiner Arbeit dem Leser vor Augen zu führen und verständlich zu machen. Hier die Weite und Mächtigkeit und Verlorenheit des [illegible] Raumes, in dem die Menschen ihre Welt nie zu Ende sehen, der Blick des Menschen ins Weite geht, in der der Mensch Welt denkt. Dort in den Bergen die Welt sichtbar in [illegible] als ein Endliches, Ganzes. Es macht aber einen Menschen [illegible] den aus, was er den Tag über bei der Arbeit sieht, ob [illegible] des Horizonts über endlosem Meer, ob das enge Gesicht [illegible] ihrer Stetigkeit und Unwandelbarkeit. In ihren beiden Dichtungen die Landschaften selbst zu uns. So verschieden das Antlitz der bäuerliche Mensch in ihm hier und dort, so verschieden [illegible] Dichtertemperamente, die zu uns sprechen; doch beide Texte [illegible] wegt und mit Leben erfüllt. Dem Text steht gleichwertig zur Seite große Reihe bestausgewählter Bilder von Mensch und [illegible]

ein Bilderteil von größter Schönheit.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG F. BRUCKMANN AG., MÜNCHEN

Eroberung der Wüsten

Dr. Jurl Semjonow: Die Überwindung des Raumes in Eurasien / Professor Dr. Karl Haushofer: Pazifik-Randräume und japanische Großgliederung / Professor Dr. Otto Maull: Die Innere Front Südamerikas / Professor Ewald Banse: Die Sahara einmal politisch betrachtet / Dr. Karl H. Dietzel: Der südafrikanische Raum

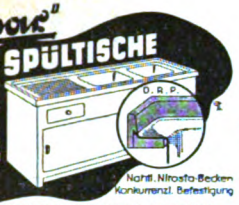
Preis des Heftes RM. 1.50 — Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. / München

Digitized by Google

W 8135

Pyrex SPÜLTISCHE



VIELSEITIGE BAUFORMEN

Nahtl. Nirosta-Becken
Konkurrenzl. Befestigung

ERNST WAGNER APPARATEBAU · REUTLINGEN württ

Heute zum ersten Mal Kalodermа-Rasierseife probiert.
Muß sagen: fabelhaft!

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

Gute Bücher sind unsere besten Freunde!

HEIMARBEIT
vergibt P. Holfter,
Breslau I Hb.

Geburten-Rückgang
Von
Richard Korherr
Mit einem Geleitwort von
Reichsführer SS
Heinr. Himmler
4. Auflage
Geheftet RM. 1.—
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Süddeutsche Monatshefte
München

Pero — Das vornehme, preiswerte
Maß-Oberhemd
in den besten Qualitäten direkt ab Fabrik. Verlangen Sie heute noch unverbindlich für Sie Musterabschnitte
Mechanische Wäschefabrik P. Rödel
hervorgegangen aus Drei-Zack A. Fischer & Söhne
Oberkotzau, Bay. Ostmark 78

Alpenlandschaft in Typenausschnitten
Von L. Koegel. Mit Abbildungen
Halblein. RM. 2.50, kart. RM. 1.80

Die deutschen Seehäfen
Von R. Lütgens. Mit Karte u. Skizzen
Halbleinen. RM. 3.30, kart. RM. 2.70

Die deutschen Industriegebiete
Von G. v. Geldern-Crispendorf. Mit Karte.
Halbleinen RM. 3.—, kart. RM. 2.50.

Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i. B.

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

Junge deutsche Dichter
H. Anacker
L. Fr. Barthel
J. M. Bauer
Max F. Bevern
Herb. Böhme
W. Brockmeier
Fritz Diettrich
W. J. Hartmann
Joh. Linke
J. Mühlberger
K. M. Nicolaus
W. Schumann
Georg Schwarz
Heinrich Zillich
Preis des Heftes RM. 1.50
Durch jede Buchhandl.
Süddeutsche Monatshefte
München

BORKUM
JUIST
NORDERNEY
BALTRUM
LANGEOOG
SPIEKEROOG
WANGEROOGE
7 ostfriesische Inseln
Sonnige Spätsommertage bringen Erholung und Ausspannung: „Reisewinke" durch Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland / Emden

Die Kraft unseres Volkes liegt in seiner Gesundheit.
WERDE MITGLIED DER NSV

Gebr. Wetsch Möbeltransporte
München, Bayerstr. 13, Tel. 55801 • Möbellagerung

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Juli 1936 / Landschaft und Technik

Seite

Technik — Mensch — Natur. Von Dr. Manfred Schröter, Dozent der Technischen Hochschule in München 585

Naturlandschaft — Kulturlandschaft — Maschinenlandschaft. Von Dr. Hans Pflug in Potsdam 590

Landschaft, Seele und Technik. Von Dr. Edith Ebers in München 597

Natur, Technik und der deutsche Straßenbau. Von Architekt Alwin Seifert, Dozent für Gartengestaltung an der Technischen Hochschule in München 604

Naturschutz und Ingenieurbau. Von Dr. Ing. Werner Lindner, Fachbeauftragter des Deutschen Bundes Heimatschutz, in Berlin 6

Hochmoorkultivierung, Landschaft und Arbeitsdienst. Von Max Karl Schwarz, Gartengestalter und Landschaftsberater, in Worpswede bei Bremen 1

Jaspar. Erzählung von Gunnar Gunnarsson. (Übersetzt von Helmut de Boor) 622

Drei unbekannte Briefe Joseph Victor von Scheffels an Wilhelm Heinrich Riehl. Mitgeteilt von Walter Krieg in Berlin 1

Bücherschau

Soldatentum und Kultur. Von Dr. Albert Dietrich, Professor an der Hochschule für Lehrerbildung, in Hirschberg i. Schl. 634

Deutschlands militärische Wiedergeburt. 637

Bücher vom Arbeitsdienst. Von Jorg Lampe in München 639

Religionskundliche Neuerscheinungen. Von Lic. Dr. Rudolf Franz Merkel, Professor für allgemeine Religionswissenschaft an der Universität München 639

Bücher zur Erd- und Landschaftskunde. Von Dr. Erich Walch in München 4

Busonis Briefe an seine Frau. Von Siegfried Kallenberg in München 4

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Braunenburg am Inn 4

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80
Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 8
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 6. Juli 1936

Verkehrsfragen

Mit einem Geleitwort von Reichsminister Freiherrn von Eltz-Rübenach

Staatssekretär Gustav Koenigs: Verkehrspolitik / Staatssekretär Dr. Wilhelm Ohnesorge: Der Nachrichtenverkehr der Deutschen Reichspost / Reichsbahndirektor Rudolf Meyer: Die Deutsche Reichsbahn im Dienste von Volk und Wirtschaft / Ministerialrat Erich Leopold: Wasserstraßen / Verbandsdirektor Erich Schreiber: Die deutsche Binnenschiffahrt / Ministerialrat Dr. Othmar Fessler: Die deutschen Schiffahrtslinien / Ministerialdirektor Dr. Ing. e. h. Ernst Brandenburg: Kraftverkehrspolitik im Dritten Reich / Dr. Otto Reismann: Deutschlands neue Autostraßen / Direktor Martin Wronsky: Probleme des deutschen Luftverkehrs

Prof. Dr. Karl Haushofer: Verkehrsfragen in Ostasien / Dr. Fritz Jaffé: Die Erschließung Afrikas / Prof. Dr. Hermann Rüdiger: Luftverkehr über der Arktis / Geheimrat Prof. G. H. de Thierry: Wasserstraßen in der Weltpolitik.

„Der große Wert der einzelnen Beiträge liegt darin, daß sie nicht bloß einen Überblick zu geben versuchen und nicht nur ein abgerundetes Bild aufzeigen wollen, sondern die wichtigsten Probleme herausgreifen und deren Auswirkung dem Leser in lebendigster Art vermitteln . . . Das Heft ist für jeden, der an Verkehr, Handel und Ausfuhr interessiert ist, von denkbar größtem Wert." „Helios", Leipzig, 13. X. 1935.

„Verkehrsfragen werden hier in ausgezeichneter Art behandelt . . . So wird dieses vielseitige und anregend geschriebene Heft nicht nur den Verkehrsfachmann, sondern auch die Allgemeinheit fesseln." „Deutsche Bauzeitung", Berlin, 6. XI. 1935.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. / München

Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Es wird niemand mehr ernsthaft behaupten,

daß Natur und Technik unüberbrückbare Gegensätze wären. Dank der Naturschutzbewegung weiß heute jeder Mensch, daß beide Telle Hand in Hand arbeiten müssen. Der Bautechniker wird nicht mehr gedankenlos sein Bauwerk in die Gegend setzen, sondern bestrebt sein, das Werk harmonisch in die umgebende Landschaft einzufügen. Nicht nur der Bautechniker, sondern auch viele andere schaffende Menschen stehen bei Ihrer Arbeit in engster Berührung mit der Natur. Ihnen allen will die Monatsschrift

NATURSCHUTZ

(Mit dem amtl. Nachrichtenblatt für Naturschutz. Im Namen der Reichsstelle für Naturschutz herausgegeben von Prof. Dr. W. Schoenichen.

Preis vierteljährlich RM. 2.25)

ein geistiger Berater und praktischer Führer im Sinne des Naturschutzgedankens sein.

Die Zeitschrift „Naturschutz" ist das einzige Organ in Deutschland, das umfassend über alle Angelegenheiten des deutschen Naturschutzes berichtet und durch das amtliche Nachrichtenblatt richtungsgebend wird für alle, die sich in den Dienst des Naturschutzes stellen.

Das Lieferungswerk liegt in wenigen Monaten in zwei Bänden abgeschlossen vor:

URDEUTSCHLAND

Deutschlands Naturschutzgebiete in Wort und Bild. Von **Prof. Dr. W. Schoenichen.** Jeder Band enthält 12 Lieferungen - in beliebig. Abstand zu je RM. 2.— beziehbar. Je Band gebund. RM. 28.—.

Die Erwartungen, mit denen Fachleute und Laien diesem Werk entgegensahen, waren sicher nicht bescheiden, aber man kann mit bestem Gewissen sagen, daß sie in jeder Hinsicht weit übertroffen werden.

Die Stimmungen der Urlandschaft kommen in ihrer Unberührtheit und ergreifenden Kraft in den zahlreich beigegebenen Farb- und Schwarztafeln sowie vielen hundert Textabbildungen einzigartig zum Ausdruck. „Urdeutschland" ist aber nicht nur ein Unterhaltungsbuch. Das geschriebene Wort vermittelt so viel über Entstehungs- und Gestaltungsursachen, daß auch dem Laien ein verständnisvolles Eindringen in die Landschaftsnatur möglich ist.

Sonderdruck aus „Der Forschungsdienst"*)

RAUMFORSCHUNG

eine Pflicht wissenschaftl. Gemeinschaftsarbeit. Von **Prof. Dr. Konrad Meyer,** Komm. Obmann d. Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung Preis RM. 0.50.

*) „Der Forschungsdienst", Neue Folge der Deutschen Landwirtschaftlichen Rundschau. Herausgegeben von den Reichsarbeitsgemeinschaften der Landbauwissenschaft. Erscheint halbmonatl. In unten genannt. Verlage und kostet vierteljährlich RM. 9.—. Probeheft kostenlos.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

VERLAG J. NEUMANN / NEUDAMM

Deutsche Kunst

„Ohne in die leider immer noch üblichen Superlative der Buchbesprechungen zu verfallen, darf hier gesagt werden, daß die Kenntnis der Beiträge jedem bildenden Künstler, Museumsbeamten und Kunstschriftsteller, der sich nicht außerhalb der gegebenen Entwicklung stellen will, dringend zu wünschen ist. **So bedeutet das Heft eine Tat.**" — So urteilt der „Deutsche Kunstbericht" (Karlsruhe) über das große, mit zahlreichen Bildern geschmückte Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte. **Aus dem Inhalt:** Eugen Hönig, Die Reichskammer der bildenden Künste / Hubert Wilm, Aufbruch zur nationalen Kunst / Alexander Heilmeyer, Die Stadt Adolf Hitlers / Hubert Schrade, Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg / Paul Schmitthenner, Von der neuen Baukunst / Gustav Steinbömer, Die neuen Aufgaben der Museen / Konrad Weiß, Bewegungen des deutschen Kunstsinnes / Paul Rosner, Anmerkungen zur Forderung der Zeit / Edgar Schindler, Die Kunst im Volke / Fritz Nemitz, Die Aufgaben der Kunstkritik

Preis des Heftes RM. 1.50

Ausgrabungen in aller Welt

„Es war ein sehr glücklicher Gedanke der Schriftleitung, in einem eigenen Heft die wichtigsten Ausgrabungen der jüngsten Zeit von ausgezeichneten Fachleuten zusammenstellen zu lassen ... Das Heft gehört in die Hand eines jeden Gebildeten, um ihm das Wesen der Altertumskunde eindringlichst vor Augen zu führen." So urteilt die „Wiener Prähistorische Zeitschrift" über das große Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, das folgende Beiträge enthält: Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste. Von Prof. Dr. H. Weinert / Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland. Von Dr. L. Zotz / Forschungen im alten Orient. Von Prof. Dr. Walter Andrae / Ausgrabungen in Ägypten und Palästina. Von Dr. Fr. von Oppeln-Bronikowski / Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums. Von Prof. Dr. Carl Weickert / Römerzeit und deutsche Frühgeschichte. Von Dr. Fr. von Oppeln-Bronikowski / Moderne Ausgrabungstechnik. Von Dr. Fr. Fremersdorf.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Dr.-Ing. Werner Lindner

Naturschutz und Ingenieurwerk

Mit 108 Seiten Text, 40 Kunstdrucktafeln und 23 Textabbildungen

Kartoniert RM. 1.20

Gebunden RM. 1.80

„Nicht immer ist es leicht, zwischen den Forderungen der Technik und den Wünschen des Heimatschutzes einen Ausgleich herzustellen, der beide Teile befriedigt. Oft stehen sich beide Parteien ohne gegenseitiges Verständnis gegenüber. In Lindner vereinigen sich dagegen in glücklicher Form Ingenieur und Naturfreund. Ingenieure und Naturfreunde werden das Büchlein mit Genuß lesen. Vor allem aber sollten es alle amtlichen und privaten Stellen kennen und beachten, die vorhaben, Ingenieurwerke in die Natur zu stellen." Die Umschau.

Bitte verlangen Sie unser ausführliches Werbeblatt über die **Naturschutz-Bücherei** und über die Geschenkwerke für alle Freunde der Natur vom:

Hugo Bermühler-Verlag, Berlin-Lichterfelde 7

Das Geld zum Bauen
Bauvorschriften
Der Bauplatz
Der Rohbau
Gestaltung des Hauses
Innenausbau
Heizung
Gas und Elektrizität
Inneneinrichtung
Der Hausgarten
Das Wochenendhaus

Preis des Heftes RM. 1.50

Ein Ratgeber, wie ihn jeder Baulustige braucht und aus dem sich auch Baumeister, Architekten, Techniker, Haus- und Grundbesitzer usw. reiche Anregungen erholen können. Zu beziehen durch jede Buchhandlung!

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE MÜNCHEN

SENDLINGER STRASSE 80

DIE NEUE TÜRKEI

die nationale Staatsschöpfung Kamal Atatürks, wird im Juniheft der Süddeutschen Monatshefte von Kenner des Landes und Volkes, seiner Politik und Geschichte umfassend dargestellt. Geleitwort. Von Botschafter z. D. von Rosenberg / Das Wesen des osmanischen Reiches. Von Prof. Dr. R. Hartmann / Kamal Atatürk. Von Dagobert von Mikusch / Die Außenpolitik der Türkei. Von Walter E. Brell / Die türkische Innenpolitik. Von Botschafter Nadolny / Ankara. Von Dr. H. von Engelmann / Bemerkungen zum modernen Islam. Von Prof. Dr. Hans H. Schaeder / Das Bauerntum in der modernen Türkei. Von Prof. Dr. Gotthard Jäschke / Helmuth von Moltke und die Türkei. Von Dr. Tim Klein.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE

München, Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Technik — Mensch — Natur

Von Manfred Schröter in München

Wer hat einmal nachdenklich das Wunder eines Schneekristalls betrachtet — die geheimnisvolle sechseckige Urgestalt, zu der das Wasser, jenes allgemeinste, ursprünglichste Element der Erde, beim Gefrieren sich in ewig gleiche, rätselvolle, regelmäßige Gebilde umformt, ja zu pflanzenhaften Ranken sich ausbauen kann? Wer hat dem Rätsel nachgesonnen, daß die Pflanze uns (etwa im Farben- und Gestaltgleichmaß des Blumenkelchs) entzücken kann, als ob sie für — ja von menschlichem Wollen und Empfinden so gebildet wäre, oder daß der Aufbau und die Einrichtung des Pflanzenkörpers so erscheinen, als ob sie auch die Berechnungen menschlicher Technik zu erfüllen hätten? Und noch eine Stufe weiter führt das Schaffen baukundiger Tiere: zu der Frage, warum einer Instinkthandlung (der Bienen z. B., in der Sechseckform des Wabenbaus, die maximalen Rauminhalt mit minimalem Wand- und Materialaufwand umschließt) die völlig unbewußte, vollkommenste Lösung einer technisch-konstruktiven Aufgabe gelingt, und damit zugleich wieder eine einfachste Kristallform der Natur gesetzmäßig erfüllt wird? Endlich, als letzte Steigerung, das Rätsel: daß von Menschen auf dem Umweg wissenschaftlicher bewußter Rechnung Konstruktionen in die Wirklichkeit hineingeschaffen werden, die, im Fall höchster Vollendung, dem menschlich-technischen Werk Züge natürlicher Entstehung geben, ja es als Bestandteil des natürlichen Kosmos erscheinen lassen könnten.

Der Zusammenhang dieser vier einfachen, sich steigernden Probleme umfaßt die hier gestellte Frage: nach der Beziehung von Natur, Technik und Mensch. Wie ist die menschliche Technik in der Natur, als Bestandteil des Daseins, letzten Grundes möglich? Gibt es eine wirkliche Lösung des inneren Widerspruchs zwischen Natur und Technik?

Diesen Widerspruch empfinden wir in seiner ganzen Schärfe vor allem vor dem Eindruck der modernen maschinellen und industrialisierten Technik unsrer Zeit, die mit ihrer „Apparatur" und Organisation den Menschen scheinbar unwiderruflich von der alten natürlichen Heimat abgetrennt hat. Aber es ist falsch, diesen künstlichen Zwangszustand als unüberwindbares Schicksal aufzufassen. Dringt man tiefer in das wirkliche Wesen der Technik ein, so öffnet sich eine verheißungsvolle Sicht auf innere Zusammenhänge und damit Gesundungsmöglichkeiten, die die Widersprüche und Notzustände der Gegenwart als auflösbar und besiegbar erkennen lassen.

Technik im weitesten und allgemeinsten Sinn ist ewig menschliche, d. h. mit der Menschheit gleich alte und ursprüngliche Werktätigkeit, gestaltend-schöpferische Arbeit, darauf bedacht, die Natur nicht nur zu erforschen (wenn dies auch mit ihre Voraussetzung bleibt), sondern sie zu bearbeiten, zu ändern, und auf Grund der Erforschung und des Wissens von ihr auf sie einzuwirken in zweckmäßiger Gestaltung, deren Ziel aber die Werkerzeugung selber ist. Ein Werk in diesem Sinn erzeugt die Tätigkeit des Landwirts und des Arztes ebensogut wie die des Handwerkers und und Ingenieurs. Auch das Bebauen und Bearbeiten der Erde ist ja der dauernd fortzeugende Anfang jenes unaufhörlich sich erweiternden Arbeitsvorganges, der die menschliche Kultur geboren hat, erhält und steigert, von der einfachen Bewältigung der materiellen Außenwelt bis zu den letzten Höhen geistig schöpferischer Leistung, so wie dereinst die Arbeit selbst das Menschentum ermöglichte und bildete und von der Tierheit und dem Chaos abgesondert hat.

Darum aber ruht auch die technische Arbeitstätigkeit in ihrem höchsten Sinn

Digitized by Google

(wie auf ganz anderer Ebene die künstlerische) in sich selbst und erfüllt diesen eigenen Sinn in sich, wie jede echte und elementare Kulturtätigkeit. Ja dadurch, daß diese Werktätigkeit der Technik von Anfang an zwei letzte Grundfunktionen unserer Natur — die von der Außenwelt beeinflußte gedankenhaft, wissensmäßig empfangende und andererseits die auf die Außenwelt gerichtete zweckhafte, willensmäßig tätige — unmittelbar im Schaffen und zum gestalteten Werk verbindet, erhält sie im Gesamtsystem der verflochtenen Kulturtätigkeiten eine ganz zentrale, positive, fruchtbare Bedeutung für die Aufgabe organischer Kulturerfüllung. Diese Möglichkeiten (hinsichtlich der strukturellen Einordnung in die Kultur, wie hinsichtlich der Stellung und Zukunftsbedeutung im Entwicklungsgang der Gegenwart) zu untersuchen und sie theoretisch zu erklären ist Aufgabe der Kulturphilosophie und der Geschichtsphilosophie der Technik[1]).

So führt der Werdegang der Technik vom ersten primitiven Werkzeug, von der ersten Waffe und dem ersten Pflug, der sich der Erde eingrub, schließlich bis zu dem gewaltigen Machtreich der weltumspannenden und weltbeherrschenden Maschinentechnik unserer Zeit. Wohl ist diese letzte, jüngste, kaum erst anderthalb Jahrhundert alte Entwicklungsphase der europäischen Technik plötzlich, sprunghaft aufgebrochen — eben durch die einmalige Tatsache der Erfindung der Wärmekraftmaschine, jenes wundersamen Apparates, der die verborgenen, in der Kohle aufgespeicherten Kräfte der Wärme maschinell in wirksame Arbeitsleistung verwandeln kann und damit die Beherrschung und Verwertung der fast unbegrenzten Energievorräte der Natur in ungeahnten Ausmaßen eröffnet hat. Damit ergab sich erst die Fülle neuer Möglichkeiten, Steigerungen und — Gefahren dieser automatisierten und industrialisierten technischen Weltorganisation, die den Erdball umgreift und alle Völker vor immer größere, bald schon planetarische Aufgaben stellt.

Trotzdem diese jüngste Phase sich dem äußeren Anschein nach von allen früheren Epochen der Technik so weit entfernt, daß sie mit ihnen überhaupt nicht mehr vergleichbar, ja etwas grundsätzlich Neues, Anderes zu sein scheint, lehrt ein tieferes Verstehen dieser Maschinenwelt, daß auch in ihr die gleichen Grundgesetze jener technischen Werktätigkeit in Geltung bleiben und nur durch die Übersteigerung einer zu stürmischen Anfangsentwicklung noch von deren Mängeln überdeckt und überlagert sind. Wie die Grundlage und Voraussetzung der neuen Technik, die moderne Naturwissenschaft, die ihr die unvergleichliche Macht über die Natur gegeben hat, schon ihrerseits in einer übersteigerten, gewaltsamen Einseitigkeit des Intellekts ihre gewaltige Leistung errungen, doch damit auch das Bild der lebendigen Natur wieder vergewaltigt hat, so ist auch die Erbin dieser Naturwissenschaft, die moderne Maschinentechnik, nach der anderen, der wirtschaftlichen Seite hin einer maßlosen Übersteigerung in der kapitalistischen Entartung zugetrieben und an der Erfüllung ihres eigenen Sinnes verhindert worden. Und doch läßt sich dieser Sinn selbst auch in der Maschinentechnik — eben in ihrer richtig geleiteten Werkarbeit — wiederfinden, in der abermals die beiden Pole (Wissen — Handeln) auch noch trotz der Übersteigerung der intellektuellen und wirtschaftlichen Entwicklung sich zu sinnerfülltem Werk zusammenschließen können.

Darum zeigt auch die Geschichte dieser Technik, die in ihrer letzten Phase gleichsam eingegrenzt ist von den zwei Maßlosigkeiten einer nur sich selbst überlassenen

[1]) Vgl. des Verfassers „Philosophie der Technik" (Bd. IV des Handbuchs der Philosophie, herausgeg. von A. Baeumler und M. Schröter. R. Oldenbourg, München 1934), aus der auch oben zum Teil Formulierungen übernommen wurden. Literaturübersicht auch in der VDJ.-Zeitschrift 1933, S. 349 f. Eine geschichtliche Einführung in bestimmte Hauptentwicklungen der Technik versuchte der Verfasser in dem Büchlein „Deutscher Geist in der Technik" (H. Schaffstein, Köln 1935).

Digitized by Google

Wissenschaft und einer nur sich selbst dienenden Wirtschaft, zunehmend doch ein beruhigteres, gesicherteres Wachstum, das zu einer neuen, organisch gesunden und fruchtbaren Reife führen wird: Wie sich die Wissenschaft ihrer Begrenztheit überlegen selbst bewußt zu werden anfängt, wie die Wirtschaft ihre fesselnde frühere Entartung von einer viel tieferen Verpflichtung und Verbundenheit her überwindet, so kann auch die Technik in ihrer zentralen Stellung abermals der neuen Aufgabe gewachsen sein, die technisch schöpferische Arbeit auf höherer, umfassender Stufe wieder zu organischem Besitz und natürlicher Tätigkeit des Menschen zu erheben.

Es sind die Aufgaben einer menschlichen Meisterung der technischen Arbeit und der technischen Organisation, im kleinsten wie im größten, die schon allenthalben immer klarer aufgestellt und in Angriff genommen werden, von der richtigen, menschlich wertvollen Einzelarbeit an dem Werkstück, bis zur dienenden Eingliederung der technischen Gesamtheit in die ethische Gemeinschaft eines schaffenden Volksganzen, wie dies heute wohl in höchstem Grad die Ideen des neuen Deutschlands auch gerade auf diesen Gebieten zielbewußt und großzügig zu verwirklichen streben. Immer steht dabei im Mittelpunkt der Begriff der von Lebenssinn erfüllten, verantwortungsfrohen Arbeit, wie er hier auch der Erörterung des technischen Schaffens zugrunde gelegt worden ist und in seinen Anwendungen in alle Einzelheiten zu verfolgen wäre: Von der Ermöglichung rechter Arbeitsgesinnung, Arbeitsfreude und Befriedigung durch organische Arbeitsteilung, Stufung und Wiedereingliederung, durch Überwindung und Beherrschung des „Automatismus", der wieder belanglos werdenden, gemeisterten Maschine, durch Werkteilhabe und Werkverantwortung zu immer weiter umfassender, führender und dienender Verpflichtung für die Ziele und das gemeinschaftlich gebundene Wollen des alle umschließenden Volksganzen, das zuletzt der Völkerwelt und ihren kommenden Aufgaben als forderndes Beispiel gegenübertritt.

Dabei zeigt sich stets aufs neue, daß das eigene und eigentlichste Wesen der schaffenden Technik selbst schon diesen Idealen von sich aus entgegenkommt. Dies gilt von der persönlichkeitsaufbauenden Kraft jeder echten, gut und sinnvoll geleisteten Arbeit wie von der Gemeinschaftsbindung und kameradschaftlichen Arbeitsgesinnung, die echt technischem Schaffen und technischer Arbeitsgestaltung notwendig innewohnt, gegenüber den wirtschaftlichen äußeren Erfolgs- und Zwecksetzungen bloßer „Industrie". Treffend wurden diese, echter Technik wesentlichen Züge gekennzeichnet als: Zusammenarbeit und nicht Konkurrenz und Eigennutz, als Produktion der Werkstatt und nicht Tausch am Markt, als Dienstwert und Leistungsgemeinschaft und nicht äußerer Interessenverband[1]). Diese Aufgaben und Möglichkeiten entwickeln theoretisch die Psychologie und die Ethik der Technik aus den Voraussetzungen und Erfahrungen der Technik selbst.

Ihre Zusammenfassung zu dem allgemeinsten „Kulturproblem der Technik" umschließt so zuletzt alle Gesichtspunkte der gegenseitigen Beziehung von Technik und Mensch, und auch in dieser kulturkritischen Durchdringung und Fassung des technischen Problems macht sich der gleiche Fortgang kenntlich, der die einseitige Naturwissenschaft zu einer tieferen (und deutscheren) „Ganzheitsauffassung" drängt:

[1]) So H. Hardensett in seiner trefflichen charakterologischen Studie: „Der kapitalistische und der technische Mensch" (R. Oldenbourg, München 1932). Der gleiche Verfasser eröffnet auch die Beiträge des wertvollen Sammelwerks „Die Sendung des Ingenieurs im neuen Staat" (VDI.-Verlag, Berlin 1934), herausgegeben von R. Heiß, in dem Heiß, Nägel, Röchling, Heidebroek, Syrup, Arnhold u. a. die ethischen Fragen richtiger Ein- und Anordnung der Technik besprechen. — Die ausführlichste Würdigung der technisch-philosophischen Literatur enthält der Forschungsbericht H. Hardensetts „Philosophie der Technik" (Junker & Dünnhaupt, Berlin 1936).

Digitized by Google

Die neue Technik entstammt zwar der vergangenen naturalistischen und mechanistischen Anfangsperiode der neuen Naturwissenschaft, doch sie gehört ihr ihrem Wesen nach nicht an, sondern greift über sie hinaus ins ursprüngliche Ganze der Kulturgesamtheit. Darum wird auch ihre Beurteilung immer mehr bewußt aus diesem Ganzen der Gemeinschaft her erfolgen, und hier steht die werkgestaltende schaffende Technik selbst wieder im Wachstumsmittelpunkt einer möglichen organischen, lebendigen Kultur, in der dieser wiedergewonnene menschliche Untergrund wirklicher Sinnerfüllung auch auf diesem technischen Gebiet noch schließlich wieder zu naturhaften, ja kosmischen Tiefen hinausweist.

Denn dies ist die andere Seite der hier aufgeworfenen Frage, die die Dreiheit Technik—Mensch—Natur erst vollständig begreiflich machen kann, und zwar nun nicht mehr von seiten des Menschen, sondern von der Seite der Natur her, deren umfassenderer Begriff die hier betrachtete Beziehung Technik—Mensch noch überwölbt und in seinen weiteren Umkreis einschließt. Natur freilich selber im tiefsten Sinn des schöpferisch lebendigen Daseins verstanden! Denn die Konstruktion des mechanistisch-rationalen Weltbildes „Natur" verschwindet, sobald an die Stelle naturwissenschaftlicher bloßer Ursachenforschung der Natur jene gestalthafte Auffassung ihrer lebendigen Ganzheit tritt, die in der Form Sinn und Bedeutung ihres Wesens schaut. Von jeher schon war sie dem deutschen Genius eigentümlich und wurde von ihm (seit Paracelsus, Kepler, Böhme, Leibniz) der westlichen, analytischen Denkart der neuen Naturwissenschaft, wie sie in Galilei und Descartes beginnt, ergänzend, gleichsam von der Innenseite her gegenübergestellt, nicht um jene notwendigen Methoden und Ergebnisse der rationalen Wissenschaft, die Kepler als ihr größter Meister mitbegründete, hintanzusetzen, sondern um ihre gefährliche Alleinherrschaft auf das ihr gemäße Gebiet zu begrenzen und das Gleichmaß menschlicher Erfüllung auch in der Naturerfassung wiederherzustellen.

Von diesem Gesichtspunkt aus kann auch das technische Prinzip ganz allgemein, jenseits jeder Kausalerklärung und jeder Zwecksetzung, für sich selbst verstanden werden. Technische Zweckmäßigkeit als ein Naturprinzip betrachtet kann so wieder ein unmittelbares Reich des „Sinnes in sich selbst" eröffnen, in das (von biologischer Seite her) das Goethesche Wort über das lebendige Ding deutet: „Wie abgemessen zu seinem Zustand! Wie wahr, wie seiend!" Ähnlich wie das zweckfreie, zur sinnbedeutenden Gestalt erhobene Kunstwerk, nur in einer anderen, praktischen Sphäre, enthält und verwirklicht das technische Sachwerk in sich ein unmittelbares, Ursache und Zweck zentral verbindendes, gestaltendes Prinzip. Dies gilt schon von der primitivsten ursprünglichen Tat des Ackerbauers oder Handwerkers, und bis zu der umfassendsten Erfindung, Konstruktion und Organisation, die auf Grund wissenschaftlicher vollkommener Beherrschung maschinell nun wieder in den Mechanismus des natürlichen Kosmos gestaltend eingreift, ja im höchsten Fall gleichsam wieder zum Glied dieses natürlichen Geschehens werden kann. (Man denke beispielsweise an die Ähnlichkeit technisch-statischer Konstruktionen mit den Naturformen tragenden, stützenden Rippenwerkes, oder an die Ähnlichkeit in Aufbau und Verhältnis von Motorflug und Insektenflug u. a.)

Damit erst kommen wir zu der Antwort auf die eingangs berührte innerste, letzte Frage der Technik, auf eine naturphilosophische Doppelfrage: Wie ist es möglich, daß der menschliche Geist Wirkungen und Werke schafft, die nur von ihm allein ausgehen und die doch in dem von ihm gesetzten objektiv-sachlichen Zweck und Werk zugleich Gesetze der natürlichen Welt völlig ungewollt verkörpern und erfüllen? Jene Analogie mit der natürlichen Verkörperung nach teilweise ähnlichen Baugrundsätzen wird ja auf dem ungeheuren, rein geistigen Umweg über die mechanische Erkenntnis, mathematische Berechnung und maschinelle Verwirklichung

Digitized by Google

niemals bewußt als Ziel technischen Wissens und technischen Schaffens aufgestellt. Im Gegenteil sind Art und Wege des Zustandekommens beide Male grundsätzlich unvergleichbar. — Und wie ist es andererseits möglich, daß sich in dem sichtbaren Naturkosmos organisch-technische Gestaltung ausprägt, „technische" Prozesse vor sich gehen, die wie vom menschlichen Geist naturwissenschaftlich-technisch berechnet und geleitet scheinen, ohne doch mit ihm nur irgend zusammenzuhängen?

Diese tatsächlich erreichte Rück- und Heimkehr-, oder doch Angleichungs- und Annäherungsmöglichkeit des technisch schöpferischen Menschenwillens an die Schöpfungsform des natürlichen Daseins kann nur aus einer unmittelbaren inneren Verwandtschaft zwischen Mensch und Kosmos hinsichtlich des Schaffensvorganges in der Werkarbeit und im gewachsenen, gewordenen Naturgebilde zu verstehen sein, einer Verwandtschaft freilich, die weit jenseits des Bewußtseins wie jeder Vorstellung von dem natürlichen Werden liegen muß. Aus ihr wird aber dann auch das „technische Schaffen der Natur" im allgemeinsten Sinn, in allem natürlichen Dasein, und d. h. als grundsätzliches kosmisches Daseinsprinzip verständlich werden können. Denn jede faßbare Erscheinung der Außenwelt, jede Gestalt des Daseins hat ihre in diesem Sinn „technische" Seite, von der aus die Existenz technisch begründet und technisch erklärbar scheint. Sie ist aber nichts anderes als die Gestalt und als ihr Wesen selbst, gesehen in der körperlichen Daseinsform des sich selbst aufbauenden und sich selbst tragenden Lebens. Daher die allgemeine durchgängige Gültigkeit auch der Struktur des so gefaßten Technischen: Sie drückt gleichsam die sichtbar gewordene „konstruktive Seite" der gestalthaft aufgefaßten natürlichen Welt aus. Und so ist die technische Weltschau universal und zugleich doppeldeutig; denn da derselbe Mensch zugleich gestaltet und gestaltend, zugleich Gestalten schauend und Gestalten bildend ist, kann er den technischen Sinn im eigenen Schaffen und in der geschaffenen und schaffenden Natur verwirklicht finden. Aus dem gleichen schöpferischen Grunde erwächst so die gleiche, in sich gesicherte Form des Daseins.

Dies sind einige, freilich in der Kürze nur schematisch und abstrakt anmutende, kultur- und naturphilosophische Gründe dafür, daß die organische Weiterentwicklung auch der neuen, schon so weit spezialisierten Technik wieder, dem Prinzip nach, in ein einheitliches Kultur- und Naturganzes einmünden könnte. Mag dies Ziel auch noch so weit entfernt sein, ja der Gegenwart unendlich fern erscheinen, so weist doch die eigene Wachstumsbahn der sich veredelnden, von ihren „Anfangsschlacken" reinigenden und gesundenden Technik schon in die gleiche Richtung, wie die immer tiefer dringenden Gemeinschaftsforderungen unserer Zeit, deren geheime erd- und blutgebundene Sehnsucht sich auch der Natur im letzten Sinn wieder als Heimat nähert und damit einen uralten Grundzug deutschen Fühlens und deutschen Wollens erfüllt. Tiefer als alle theoretischen Erklärungen sind diese Kräfte unbewußten Wachstums dafür Bürge, daß die wenigen sichtbaren Ansätze, von denen hier im folgenden besonders treffende und anschauliche Beispiele gegeben werden, Merkzeichen einer allmählichen Annäherung an jenes Ziel der Einheit sind, das auch in diesen durch die neue Technik vorerst scheinbar noch erschwerten Aufgaben wieder erreichbar werden kann. Wie der in echter Volksgemeinschaft kulturschaffende Mensch der Natur selber verwandt ist, so kann auch sein reines und vollkommenes Werk technischer Art als Teil dieser wiedergewonnenen einheitlichen Kultur zugleich wieder, vollendet, in die heimatlich gewordene Natur selbst eingebettet sein. Gelingt diese Leistung dereinst in vollem Maß, so wird die Kulturwanderung „heimgekommen" sein und selbst für ihren durch die neue Technik notwendig gewordenen schweren Umweg würde, ihrem letzten Ziele nach, die heute noch so unwahrscheinlich klingende, tröstliche Antwort gelten auf die alte, tiefsinnige Frage des Novalis: „Wo gehen wir denn hin? — Immer nach Hause!"

Digitized by Google

Naturlandschaft — Kulturlandschaft — Maschinenlandschaft

Von Hans Pflug in Potsdam

Kräfte der Natur und Formwille und Handeln des Menschen prägen das Antlitz der Erde. Mit dem Wechsel der Zeiten und Völker, der einzelnen Generationen und ihrer Lebensbedingungen verändert sich das Bild. Im Zusammenwirken von Aufbau und Abbau ist der Planet an seiner Oberfläche in ewiger Wandlung. Je weiter die Besiedelung fortschreitet, je mehr sich die Bevölkerung in bestimmten Gebieten verdichtet und die Hervorbringungen der materiellen Kultur mit Hilfe der immer mehr entwickelten Technik in der Breite und Tiefe sich ausdehnen, um so dringlicher wird die Notwendigkeit und Aufgabe einer wirklichen Gestaltung der Erde im ganzen wie in ihren einzelnen Teilen, der sorgsame Umgang mit den vorgefundenen Naturschätzen, die ordnende Arbeit an und mit ihnen, die Erhaltung und Pflege der Bodenkräfte und die Einfügung des Menschenwerks in den Erdkörper als unseren Lebensraum. Erfüllung und Heiligung der Natur ist, metaphysisch ausgedrückt, das Ziel des menschlichen Wirkens an und auf der Erde. Das praktische Handeln im einzelnen aber wird von den wirtschaftlichen Aufgaben bestimmt, die aus dem jeweiligen Kulturzustand und den Bedürfnissen der Völker erwachsen.

Wird unser Handeln als Frage der Gestaltung so umfassend gesehen und gestellt, so ist es einmal erforderlich, den natürlichen Bereich immer tiefer zu erforschen und nutzen zu lernen, zum andern den geschichtlichen Prozeß des menschlichen Wirkens am Erdbild so zu erkunden, daß das Werden und der gegenwärtige Zustand deutlich werden und die heute gegebenen Voraussetzungen und Möglichkeiten des Handelns klar hervortreten, zum dritten die Grundsätze aufzustellen und Mittel aufzuzeigen und zu schaffen, die bei der künftigen Gestaltung angewandt werden sollen.

Das Wort Landschaft ist über lange Zeiträume hinweg mit einem gemüthaft-idyllischen Einschlag in einem ziemlich beschränkten Sinne gebraucht worden, was etwa in den Wortbildungen Landschaftsbild, Gebirgslandschaft, Landschaftsmalerei zum Ausdruck kommt, bei denen neben dem geographischen Element das Ästhetische eine große Rolle spielt. Nach dem Kriege hat sich unter der Wirkung eines ganzheitlichen Denkens der Begriff der Landschaft mit neuen Inhalten gefüllt, das Wort kam stärker in Gebrauch und erwies sich als sehr brauchbar. Die Bedeutungssteigerung von Wort und Sache hängt auch mit der Abkehr von einer abstrahierenden Weise des Denkens und mit einem neuen, nicht romantischen, sondern zugleich sachlichen und religiösen Naturgefühl zusammen, das in alle Bereiche umformend hineinwirkt. Wie wir uns der Zusammenhänge zwischen unserem Dasein und der Natur, der dinglichen Verhaftung stärker bewußt geworden sind, so hat alles, was mit dem Körper und Boden zusammenhängt, in unserem Denken ein anderes Gewicht und Gesicht bekommen. Man braucht nur an die Wissenschaft zu denken, wo der Gedanke des Erbes in biologischer und geschichtlicher Hinsicht eine große Rolle spielt.

Diese Vorgänge verdeutlichen gerade auch der Gebrauch des Wortes Landschaft und die Zusammenhänge, in die der landschaftliche Bereich eingeordnet wurde. In der Erdkunde entstand unter der Führung von Passarge neben der allgemeinen Geographie und der Länderbeschreibung als neue Methode die Landschaftsforschung, die von morphologischen und klimatischen Gegebenheiten eines Raumes zu den übrigen Lebenserscheinungen fortschreitet. Auch die übrigen Geisteswissenschaften machten sich den Begriff zu eigen. In Ergänzung der bis dahin vorwiegend chronologisch oder biographisch verfahrenden Literaturwissenschaft schrieb Nadler seine monumentale

Digitized by Google

„Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften". In der Geschichtsschreibung der gleiche Vorgang: Albert von Hofmanns „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" wurde wegweisend. Die Geopolitik beeinflußte mit ihrem landschaftlichen Denken die Wirtschaftskunde, die Lehre vom Staat und die übrigen Sozialwissenschaften. Die überhandnehmende Verwendung des Wortes Raum ist kennzeichnend für diesen Vorgang. Die Wiederbelebung W. H. Riehls ist nicht allein seiner volkspolitischen Fragestellung, sondern auch seiner damit verknüpften landschaftlichen Betrachtungsweise zuzuschreiben, wenn auch bei ihm das Wort selbst noch nicht so verwendet wird. Von den Büchern, bei denen sich schon im Titel eine neue Wertung der Natur- und Bodenverbundenheit ausdrückt, seien noch Rammner: „Die Pflanzenwelt der deutschen Landschaft" genannt, der die Pflanzenkunde von den Standorten, Wald, Wiese, Heide, her aufzieht, und Lothar Schreyers „Deutsche Landschaft, eine Naturbetrachtung".

In diesen beiden Werken ist das Wort noch und wieder in seinem Ursinn gebraucht: Landschaft als Natur, sei es ursprüngliche oder vom Menschen gehegte, als „das Land", wo die natürlichen Elemente vorwalten. Ein Wald, auch wenn Weg und Schneisen hindurchführen, eine Wiese, die zwar angelegt ist, aber dann nach natürlichen Gesetzen sich weiter entwickelt, sind in diesem Sinne Landschaft schlechthin, wie es Schrebergärten, eine Dorfstraße und erst recht eine Stadt nicht sind. Vor allem Schreyer nimmt mit einer zugleich dinglich beschreibenden wie philosophisch deutenden Haltung das Wort Landschaft in der Einengung auf die freie Natur. Vorgreifend in der Sprechweise dieses Aufsatzes ausgedrückt, löst Schreyer aus der deutschen Gesamtlandschaft die eigentliche Naturlandschaft und einige natürlich begründete Teile der Kulturlandschaft heraus.

Wer sich aber unter dem Gesichtspunkt der Gestaltung um die Erkenntnis des deutschen Landschaftszustandes überhaupt bemüht, kommt zum mindesten um den Gegensatz Natur — Nichtnatur oder Unnatur nicht herum. Bei den großen Städten waltet über große Flächen die Nichtnatur schon so weit vor, daß von natürlichen Dingen nur so viel vorhanden ist, wie der Mensch planmäßig in ihnen aus hygienischen, ästhetischen oder anderen Gründen beläßt, sodaß man im Gegensatz zur Landschaft hier von Stadtschaft gesprochen hat. Aus dieser Sachlage ergab sich die Notwendigkeit einer Untergliederung des Landschaftsbegriffs. Diese Bemühungen lassen sich einige Zeit zurückverfolgen. Ob man von Stadt und Land sprach und dabei über die sozialen Probleme hinaus auch die verschiedenen Seinszustände meinte, oder ob Ratzel in seinem klassischen Deutschlandbuch einen Abschnitt „Die deutsche Kulturlandschaft" benannte, sind nur unterschiedliche Weisen, einen verwickelten Sachverhalt angemessen zu ordnen.

Die Worte Naturlandschaft und Kulturlandschaft bezeichnen am besten den Gegensatz Natur — Nichtnatur. Neben diesen zwingenden und kennzeichnenden Begriffen, die den Bereich des Naturstandes der Erde von den menschlichen Schöpfungen und Wirkungen trennen, sind einige andere in Gebrauch gekommen, die dem Begriff der Kulturlandschaft noch eine gewisse Zuspitzung oder Richtung geben. Sie sind meist durch die Wirkungen der Technik auf das Landschaftsbild ausgelöst. In diesem Sinne wurden die Worte Stadtlandschaft, Verkehrslandschaft, Industrielandschaft, Maschinenlandschaft, Zechenlandschaft geprägt und mit einem gemeinsamen Kern in wechselnder Bedeutung angewendet. Einige von ihnen greifen aber nur Teilerscheinungen heraus. Will man für den durch die Technik geprägten Bereich eine dritte Landschaftsform mit eigenem Namen schaffen, so bieten sich dafür die beiden Begriffe Maschinen- und Industrielandschaft an. Insofern die Maschine das am stärksten wirksame und einschneidend umformende Gestaltungsmittel des technischen Zeitalters ist, ist das daraus gebildete Wort das allgemeinere und darum hier gültigere. An-

Digitized by Google

dererseits verkörpert sich der neue Zustand da am deutlichsten und reinsten, wo er die Form eines von der Industrie verwandelten Bereichs annimmt. In Verbindung mit den umfassenden Arbeiten Eugen Diesels zu diesem Thema hat sich die Dreiteilung Natur-, Kultur- und Maschinenlandschaft eingebürgert, für die in dem dafür grundlegenden Werk „Das Land der Deutschen" einleitend die Begründung gegeben ist:

„Die Geographie stellt die natürliche Landschaft in Gegensatz zur Kulturlandschaft, zu der sie auch die maschinenbedingte Landschaft unserer Zeit rechnet. Die Maschinenlandschaft ist aber so deutlich von der älteren Kulturlandschaft unterschieden, daß wir sie gesondert darstellten. Erst auf diese Weise konnten wir die Wandlung unseres ‚Lebensraumes' in dramatischer Steigerung vorführen."

Was Diesel schon in seinem ersten Buch: „Der Weg durch das Wirrsal" dazu brachte, das Landschaftsproblem in seine kulturphilosophischen Überlegungen einzubeziehen, waren die Auswirkungen des gewaltigen, durch die Technik bewirkten Wandlungsvorgangs unseres Zeitalters auch auf die Landschaft. In seinem nächsten Buch „Die deutsche Wandlung" sind Gestalt und Wesen von deutschem Land und Volk in den großen Zügen des vielschichtigen Gefüges bis hin zu Farbe und Duft der Kleinwelt und des Atmosphärischen anschaulich geschildert. „Das Land der Deutschen" endlich erhebt die Frage und Darstellung der Landschaftsformen zu seinem Thema, gibt die gedanklichen Grundlagen, zeigt die verschiedenen landschaftsbildenden Kräfte auf und beschreibt in Verbindung mit einer großen Zahl von Bildern die drei vorwaltenden Landschaftszustände, die das Thema dieser Ausführungen bilden.

Die Naturlandschaft umfaßt den Bereich der bloßen Natur in ihren Grundbestandteilen: Gesteins-, Pflanzen- und Tierwelt. In den verschiedenen Erdzeitaltern und -räumen zeigt sie ein wechselndes Gepräge. Gemeinsam ist ihr überall das Urtümliche, das ungeregelte freie Walten der Naturkräfte, sei es nun im Urwald, in der Steppe oder auf den Firnen. Alles Leben bewegt sich auf den Grundlagen der Naturlandschaft, denn unter der Hülle der menschlichen Werke sind die großen Oberflächenformen, Gebirge, Flußtäler, Meeresküsten bestehen geblieben, da nur selten in ihren Aufbau eingegriffen wurde. Die Grenzen freilich zur Kulturlandschaft sind fließend.

„Urwälder, felsige Küsten, unbewohnte Inseln und andere vom menschlichen Einfluß freigebliebene Gebiete sind natürliche Landschaften. Manches Gebiet (Arktis, Urwald) trägt das Gepräge der Naturlandschaft, obwohl es bewohnt ist. Man begegnet hier nicht auf Schritt und Tritt den Spuren der Kultur, und die Siedlungen der ‚Naturvölker' liegen meist nur wie kleine Oasen in der natürlichen Landschaft. In Europa liegen umgekehrt die Gebiete, die man noch als natürlich bezeichnen kann, wie Oasen im Kulturland.

In der Naturlandschaft spielen Boden und Wasser, Klima und Landform, Tier und Pflanze nur aus natürlichen Bedingungen aufeinander ein. Noch hat hier kein vernunftbegabtes Wesen in die großen und kleinen Formen des Landes eingegriffen oder die Tier- und Pflanzenwelt anderen als den rein natürlichen Zuständen unterworfen." („Das Land der Deutschen".)

Bei einem Kulturland wie Deutschland freilich ist von der eigentlichen Naturlandschaft wenig rein erhalten geblieben.

„Heute liegt selbst über den wildesten und unberührtesten Teilen Deutschlands, die wir nur zu entdecken vermögen, eine künstliche Patina als unausbleibliche Wirkung der menschlichen Kultur. Außer wenigen noch vorwiegend natürlichen Gebieten gibt es kaum einen Hektar Landes im Deutschen Reich, der nicht in die Wirtschaft des Menschen einbezogen und dadurch von Grund auf verwandelt wäre." („Das Land der Deutschen".)

Diesel hält sich in den beschreibenden Abschnitten nicht an diesen engen und strengen Begriff der reinen Naturlandschaft, sondern bezieht auch die Erscheinungen ein, die dem natürlichen Zustand noch möglichst nahe sind. Die Problematik der Landschaftsabgrenzung liegt überhaupt darin, daß die einzelnen Formen und Zustände nur

Digitized by Google

selten rein und gesondert auftreten. Meist ist das Landschaftsbild aus Elementen der Naturlandschaft und der Kulturlandschaft zusammengesetzt, wie etwa in einer dörflichen Gegend am Wegrain und Bach noch kleine Teile der ursprünglichen Naturlandschaft erhalten geblieben sind, das Dorf mit seiner Feldflur das Gefüge der Kulturlandschaft ausmacht und in Silo und Bahnkörper Bestandteile der Maschinenlandschaft eingedrungen sind. So wenig ein Pfad schon die Naturlandschaft zerstört, so wenig macht ein Bahngleis allein schon Maschinenlandschaft, wenn diese sich auch bei der Häufung der Gleise auf der Fläche eines Rangierbahnhofs als neuer Zustand bildet. Diesel schildert die eigentümlichen Übergänge, das Fließende der Erscheinungen, bei der Umwandlung der Natur- in die Kulturlandschaft.

„Der Mensch verwandelt mit Hand, Geist und Werkzeug die Naturlandschaft in die Kulturlandschaft. Wälder werden gerodet, der Pflug reißt die Erde auf, nutzbare Pflanzen werden gepflegt, Unkraut gejätet; umzäunte Wiesen stehen vorwiegend unter dem Einfluß weidender Haustiere, aus Wäldern werden Forste; Flüsse werden eingedeicht, Sümpfe trockengelegt, Wege und Straßen laufen durchs Land, das mit Häusern, Dörfern und Städten dicht besiedelt ist. Wir können nach einigem Nachdenken auch feststellen, was an dieser unserer Kulturlandschaft ‚deutsch' ist. ... Als Deutschland in das Licht der Geschichte rückte, war es von einer zahlreichen und recht kultivierten Bevölkerung bewohnt. Somit veränderte sich das Bild der Landschaft gleichzeitig unter natürlichen wie menschlichen Einflüssen, und das deutsche Gebiet hat eine ihm ganz und gar entsprechende Naturlandschaft nur in der Annäherung besessen. Allerdings kann ein um so reinerer Naturzustand angenommen werden, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, und in sehr früher Zeit stellten die bewohnten Gebiete Kulturoasen in einem sehr niederschlagsreichen, sumpfigen, waldigen Lande dar.

Allmählich aber verschob sich das Bild. Schon im frühen Mittelalter begannen die fast unbetretenen Gebiete, der Harz, der Böhmerwald, die großen Moore den Charakter von Naturoasen im Kulturland anzunehmen. Ununterbrochen schreitet der Kulturprozeß fort, immer mehr verschiebt sich in diesem großen Drama die landschaftliche Szene. Die Kulturarbeit strebt ja nicht nur gewissen Zielen nach, die von Fall zu Fall erreicht werden; sie schafft schließlich durch die Summierung einzelner Wirkungen eine ganz und gar neue Umwelt. Unerbittlich bemächtigt sich diese Umwelt der menschlichen Gesellschaft und formt sie um. Somit ergibt sich aus der fortschreitenden Kultur und den festen und fließenden Bedingungen der Landschaft ein merkwürdiger ‚Züchtungsprozeß', der schließlich in die ‚Nation' ausmündet."

In der „Deutschen Wandlung" hat Diesel die Kulturlandschaft unserer Heimat mit seiner farbig unmittelbaren Art geschildert. Hier das Bild der ländlichen Welt:

„Im Winkelgebiet der deutschen Mittelgebirge gibt es nur selten einen Dampf- oder Motorpflug. An vielen Orten herrscht die Zwergwirtschaft. Der Bauer pflügt mit dem Roß den fichtengekrönten Hang hinauf, sät die Körner aus der Schürze. Das Dengeln der Sensen klingt über Wiesengründen, das Klopfen der Dreschflegel auf staubigen Tennen, und der Mist weniger Pferde und Kühe ist immer noch wichtiger als Kali und Phosphat. Am Kober grunzen einige Schweine, Geflügel umschnattert, umscharrt, umschwirrt den Hof. Hier und dort im Lande ziehen Schafherden über kargere Flächen, wo der Karren des Schäfers steht.

Die deutsche Brotlandschaft ist das wogende Kornfeld mit Mohn und Kornblume und dem spitzen Kirchturm über dem Gewirr von Ackerhufen und Rainen, worin der Hof freie Wege zum Wald, zur Wiese, zum Flüßchen besitzt ... Jeder Winkel dieses Deutschlands ist von sorgender Wirtschaft betreut: im Graben des Bahndamms weidet die angepflöckte Ziege, Kaninchen huschen in Hof und Stall. Nicht nur die Beere wird gelesen, auch Buchecker, Haselnuß und Eichel."

Daran reiht sich dann das Bild der kleinen Stadt. Das Ganze aber ist überschrieben „Kulturlandschaft aus versinkender Zeit". Der dritte Zustand kommt herauf.

„In der älteren Kulturlandschaft gehen die Felder und Gärten, Forste und Häuser, Städte, Dome, Klöster, Parke ganz unmittelbar aus der Hand und dem Geist des Menschen hervor. Alles bleibt durchsichtig, zweckbezogen und oft künstlerisch anschaulich. In diesem

Digitized by Google

alten Lebensraum liegt meistens noch ein leises Gewicht auf der Seite der Natur. Nirgends ist die Natur überwältigt oder ganz und gar unterjocht.

Dieser Zustand ist nun schlagartig durch die Maschinentechnik verändert worden. Die Technisierung der Menschheit hat in den letzten hundertfünfzig Jahren einen Grad erreicht, der eine Kluft zwischen unserer und der früheren Welt aufreißt. Über dem alten Lebensraum der noch in die Natur gleichsam eingebetteten Kulturlandschaft hat sich die dritte große Entwicklungsschicht, die Maschinenlandschaft, ausgebreitet. ... Die vollkommene Auslöschung von Zeit und Raum im alten Sinne, diese Allgegenwart und Allerreichbarkeit schafft nicht nur einen über die Erde gespannten übernationalen Lebensbereich, es werden auch die Bedingungen des Daseins, werden Völker und Familien mehr und mehr von den Bedingungen sowohl der Natur- wie der Kulturlandschaft abgelöst. Diese beiden sind in vielen Hinsichten nicht mehr unser wesentlicher Schicksalsgrund, vielmehr ist es eine Landschaft, die in Fahrpläne, Fluglinien, asphaltierte Straßen eingesponnen ist und ein ganz neuartiges Gesicht in unserer Seele macht." („Das Land der Deutschen".)

Auch hier mag das Bild des neuen Landschaftszustandes, wie es von einem der wirksamsten Elemente der Maschinenzeit, der Eisenbahn, geschaffen worden ist, in Diesels Schilderung deutlich werden.

„In Bebra, dem Strahlenpunkt für Frankfurt, Kassel, Göttingen, Eisenach hausen eigentlich nur Eisenbahner, Vorsteher, Maschinisten, Schalterbeamte, Rangier- und Streckenarbeiter, außer einigen Bauern, welche Landzwickel zwischen Eisenbahnkörpern bebauen. Hektarweise breiten sich Schienen und Unterführungen über das Gelände, alles mitsamt seinen viertausendeinhundertfünfzig Einwohnern ein Geschöpf der Strecke, das sich im neunzehnten Jahrhundert von einem Areal mit Misthaufen und Gockel zum technikdurchpochten Bahnkörper emporschwang, der hier eine Welt ist von Schotter zwischen Schienen und Gleisstopfmaschinen, von schwarzeisernen Wasserränken für die Lokomotiven, die den Schotter beträufeln, von qualmenden Schuppen und einem weltstädtischen Bahnsteig." („Deutsche Wandlung".)

In dem schönen Buch von Schreyer heißt es einmal: „Die Seele des deutschen Menschen schafft die deutsche Landschaft. Landschaft entsteht aus dem Zusammenleben von Menschenseele und Heimat." Bei gewissen Teilen der von der Industrie und Maschine verwandelten Landschaft kann man sich nur mit Grauen dieses Satzes erinnern, denn er macht ihnen gegenüber erschreckend deutlich, wie seelenlos der Deutsche werden konnte und geworden war. Im mitteldeutschen Industriegebiet, zwischen Ruhr und Lippe, gibt es Gegenden, wo eine so verheerende Verwüstung der Landschaft stattgefunden hat, daß es scheint, als ob die zerstörenden Wirkungen hier nie wieder verwunden werden könnten. Bei Bitterfeld führt einmal die Landstraße wie auf einem Damm zwischen Braunkohlenfeldern hindurch, die bis zu hundert Meter Tiefe in den Gruben aufgebrochen sind. Schwarzbraune Werkbauten stehen an den Rändern, Bagger, Gleisanlagen, Lichtmasten, Rohr- und Kabelleitungen sind über den Grund der tiefen Becken verstreut, die terrassenförmig ansteigen. Der Pflanzenwuchs ist bis auf wenige Reste beseitigt, die unter Staub und Rauch verkümmern. Fast immer liegt ein Dunstschleier über der Landschaft, Fabrikbauten und rasch erstellte Wohnkolonien begrenzen den Horizont.

Vor einem solchen Ausschnitt der Maschinenlandschaft wird die Frage nach der verantwortlichen Gestaltung der Erde durch den Menschen wach. In der Landschaft zeigen sich am einschneidendsten und andauerndsten die Folgen einer hemmungslosen Industrialisierung und Technisierung. Im Angesicht der Auswüchse der Vergangenheit sind heute volkspolitisches Denken und volkswirtschaftliches Handeln zu Besinnung und echter Gestaltung aufgerufen. Ihnen muß aber voraufgehen die Feststellung dessen, was ist. Die Bestandsaufnahme der deutschen Landschaft ergibt, daß der natürliche Bereich in Deutschland, wenn man ihn begrifflich nicht zu eng faßt, noch sehr ausgedehnt und in seinen Erscheinungsbildern sehr mannigfaltig ist. Auch ist er noch tief im Bewußtsein weiter Volksschichten lebendig und wirksam. An vielen

Digitized by Google

Stellen ist die Natur wie organisch verwachsen mit der älteren Kultur. Ihre Grundnote empfängt die deutsche Landschaft aber von der Kulturlandschaft. Sie gibt weiten Teilen des Landes ihr Gepräge. Ihre überströmende Erscheinungsfülle hat im Zusammenspiel mit der Natur nicht ihresgleichen in Europa, ja auf der Welt. Dazwischen liegen, hier punktförmig, da als Streifen an Verkehrswegen oder Flüssen, da um Rohstofflager flächenförmig ausgreifend, die Gebiete der Maschinenlandschaft, rasch nach Zweckgesichtspunkten geschaffen, bis zum Kriege in steter Ausdehnung begriffen, heute eher rückläufig in der Entwicklung. Von den Ballungen der Industriemittelpunkte geht seit kurzem sogar eine Welle wieder zum Lande, sei es in der Form der Industrieverlagerung oder der landwirtschaftlichen Siedlung. Ein neuer landwirtschaftlicher Zustand ist im Entstehen begriffen, in dem noch manche anderen Kräfte wirksam werden.

Diesel hat eine Bestandsaufnahme der deutschen Landschaft in einem Zeitpunkt gegeben, wo die industrielle Entfaltung und die umgestaltende Stoßkraft der Technik einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte. Insofern zeigt „Das Land der Deutschen" nicht einen zufälligen Querschnitt durch die Entwicklung und das Land, sondern das Bild Deutschlands am Ende einer Epoche der äußeren und damit auch der inneren Entwicklung. Die Werdekräfte der Vergangenheit — natürliche und kulturelle — werden sichtbar gemacht, wie sich schon die technischen Gestaltungsmittel der Zukunft in ihren Möglichkeiten und ersten, fast noch eruptiven Wirkungen darin abzeichnen. Aber Diesel bleibt, der Absicht seines Buches gemäß, bei der Bestandsaufnahme stehen. Inzwischen sind einige Jahre weiterer Arbeit und Besinnung ins Land gegangen, die auf eine wirkliche Landschaftsgestaltung zielen. Man braucht nur an die umfassenden Überlegungen dieser Art bei der Schaffung der Reichsautobahnen zu denken.

Der Angelpunkt auch der Landschaftsgestaltung bleibt die Technik. Unser kulturell und wirtschaftlich hochorganisiertes Volk bedarf für seine Lebensführung eines umfangreichen wirtschaftlich-technischen Apparates für die Gütererzeugung und -verteilung, d. h. im wesentlichen Industrieanlagen, Organisationsmittelpunkte (Städte) und Verkehrsanlagen, die nach einer angemessenen und vernünftigen Eingliederung in den gegebenen Landschaftsraum verlangen. Gerade die Technik selbst aber hat unsere Wirkungsmöglichkeit und den Spielraum der Beeinflussung und Gestaltung so gesteigert und ausgeweitet, daß sie sich dabei ganz andere Ziele setzen kann als die Vormaschinenzeit. Mit den gesteigerten Möglichkeiten wächst aber auch das Maß und die Größe der Verantwortung. Mit denselben Mitteln, die schöpferisch für gestaltende Arbeit genutzt werden können, kann durch privatwirtschaftlichen Mißbrauch, durch Vernichtungskräfte, wie Krieg und Aufruhr, und durch Raubbau die Verwüstung ins Werk gesetzt werden. Es kommt alles auf eine richtige Verwendung der zur Verfügung stehenden Mittel an.

Die Voraussetzung umfassender echter Landschaftsgestaltung, die sich nicht nur auf die bedrohten Teile richtet und diese vor weiterer Zerstörung bewahrt, sondern in ihrem Schaffensbereich das Land ebenso als Ganzes im Auge hat, wie die Staatsführung vom Volksganzen her handelt, ist eine volkswirtschaftliche Gesamtplanung. Damit sind nicht allein Gütererzeugung und -verteilung gemeint, sondern die Gesamtheit der Maßnahmen der äußeren Lebensgestaltung, also nicht weniger Siedlung und Freizeitgestaltung, als Naturschutz und Bevölkerungspolitik. Im Hinblick auf die Landschaft handelt es sich dabei nicht darum, besonders kennzeichnende Teile der Naturlandschaft als eine Art Naturschutzpark abzugrenzen und das übrige der wirtschaftlichen Nutzung preiszugeben, sondern die deutsche Landschaft im ganzen so zu gestalten, daß sie überall, auch in den Gebieten der stärksten technischen Umgestaltung, den Namen einer Kulturlandschaft verdient, Kultur hier in dem Ursinn

Digitized by Google

der Gestaltung verstanden. Bestimmte Gegenden sind durch Rohstoffvorkommen oder als Schnittpunkte von Verkehrslinien zwangsläufig an das Vorhandensein und den Ausbau von Anlagen gebunden, die in der Sprechweise dieses Aufsatzes Maschinenlandschaft sind. Nur Phantasten werden hier die Wiederherstellung der Naturlandschaft fordern und falsche Romantiker das ästhetische Verkleistern. Aber möglich und notwendig ist, daß auch an diesen Stellen künftig das Wirken der Planung und Landschaftsgestaltung spürbar wird, daß die Bauten und Maßnahmen so aufeinander abgestimmt werden, daß ausgedehnte Verkehrsanlagen, größere Werkskomplexe und Großstädte neben ihrer Zweckmäßigkeit auch schön sind und sich in die gegebene Landschaft einfügen. Das sind keineswegs utopische Forderungen. An nicht wenigen Stellen ist solchen Gesichtspunkten aus privater oder öffentlicher Verantwortung schon Rechnung getragen worden. Es sei hier noch einmal an die Reichsautobahnen erinnert.

Eine Fahrt auf der Reichsautobahn von Frankfurt nach Heidelberg kann gut den Zusammenklang der drei Landschaftszustände verdeutlichen und bietet zugleich ein eigenartiges und neues Landschaftserlebnis. Die Autobahn selbst mit ihren Fahrbahnen, den Zufahrts- und Abzweigstellen, den Brücken, die Straßen und Wege darüber leiten, stellt ein großartiges, mit den modernsten Mitteln geschaffenes Stück der Maschinenlandschaft dar, das dem Auto als dem Verkehrsmittel des technischen Zeitalters dient. Der Landstrich, den sie durchschneidet, gehört zu den ältesten und reichsten Teilen der deutschen Kulturlandschaft. Links bleibt die Bergstraße mit ihrer intensiven Feld-Gartenkultur, rechts der Rhein mit seinen alten Städten und einzigartigen geschichtlichen Überlieferungen. Inmitten eines dichtbesiedelten Gebietes geht die neue Straße durch eine Gegend, die bisher in einer gewissen Abseitigkeit geblieben war, weil der Verkehr dem zum Teil sumpfigen Gelände aus dem Wege ging. In den Auenwäldern des hessischen Riedes hat sich noch ein Stück wenig berührter Naturlandschaft erhalten, so daß die drei Landschaftszustände an dieser Stelle mehrfach sich unmittelbar berühren. Bei der Fahrt bildet das glatte, harte Straßenband manchmal einen eigentümlichen Gegensatz zu dem Niederungswald des Riedes. Die ruhige Fahrt auf der breiten, geraden Straße ohne Ortschaften und Baumreihen, unbehindert durch andere Fahrzeuge, gibt einen weiten freien Rundblick über die Landschaft. Von den Höhen des Odenwaldes kann der Blick im Halbkreis über den langsam sich verschiebenden Vordergrund bis zu den alten Türmen von Worms und den Schloten von Mannheim-Ludwigshafen schweifen.

Wenn so die alte Kulturlandschaft von der Unruhe des Autoverkehrs etwas entlastet wird, wenn die Naturlandschaft durch die begrenzte und zweckmäßige Anordnung der Industriegebiete und menschlichen Siedlungen wieder ihr Recht und ein volleres Dasein zurückerhält, wenn die neu in das Landschaftsbild einzufügenden notwendigen technischen Anlagen auf dieses abgestimmt werden, bahnt sich eine sinnvolle Gliederung der deutschen Landschaft an, die unserem Volk nicht weniger an Lebens- und Spielraum läßt, als es bisher hatte. Nachdem in die ausgewogene, fast künstlerisch gestaltete ältere Kulturlandschaft die Maschinenzeit eingebrochen war und in chaotischer Kraft- und Machtentfaltung das in Jahrhunderten allmählich Gewordene zu überwuchern gedroht hatte, nachdem es scheinen konnte, als sei die Landschaft nur dazu da, um unter keinen anderen als wirtschaftlichen Nutzzwecken dem Menschen dienstbar gemacht zu werden, ist eine Zeit im Werden, die aus einer vertieften Naturauffassung in der Landschaft eine Aufgabe sieht, die sowohl aus den Bedürfnissen des Menschen, wie aus ihrem Eigendasein und -recht in Angriff genommen und in immer neuen und sich wandelnden Formen zu zeitbedingten Lösungen gebracht werden muß, die sich doch der Ewigkeit der Aufgabe bewußt bleiben.

Digitized by Google

Landschaft, Seele und Technik

Von Edith Ebers in München

„Müsset im Naturbetrachten —
Immer eins wie alles achten:
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen ist, ist außen." (Goethe)

Die Waldbahn zwischen Ruhpolding und Reit im Winkl, die vor etwa 15 Jahren erbaut wurde, ist jetzt schon wegen Unrentabilität wieder stillgelegt. Ihre Anlagen, mit denen sie einem der letzten unberührten Bergtäler des bayerischen Oberlandes seine Unversehrtheit genommen hat, sind nie wieder aus der Landschaft auszutilgen. Sie berauben das einsame Tal, in dem riesige Schuttkegel mit urweltlicher Gewalt von den Bergen herabrücken und stille Bergseen aufstauen, des Reizes seiner großzügigen Landschaftslinien. Eisenpflöcke und Betonstützen klammern sich halbverrottet an vor Jahrzehntausenden vom Eise geglättete Felswände, deren Fuß abgesprengt wurde und nun von Dämmen begleitet ist, die mathematische Flächen begrenzen.

Was bleibt zurück? Ein Eindruck von allzuviel Betriebsamkeit unseres kleinen Menschengeschlechtes angesichts erhabener Zeugenschaft, die hier die Natur für die Vergänglichkeit alles Irdischen ablegt. Unter diesem Eindruck durchwandert der Naturliebende, Natursuchende das Tal. Bedauern und Enttäuschung mischen sich in ihm mit einem seltsamen Gefühl der Verarmung, des nicht mehr Getragenwerdens in dieser Natur, deren unbefleckte Größe ehedem imstande war, ihn auf Augenblicke über sich selbst hinaus zu heben.

Ein Gegenbeispiel: Die Landstraße von Teisendorf nach Salzburg schwingt sich bei Niederstraß auf den Kirchhügel hinauf mit der Leichtigkeit einer anmutigen Handbewegung. Sie ist richtig in das weiträumige Landschaftsbild hineingesetzt und belebt seinen schon durch das barocke Kirchlein gesteigerten Gesamtklang durch ihre schön geschwungene Linienführung und ihren graublauen Farbton auf das reizendste. Es ist ein musikalisches Erleben, das sich dem Wanderer mitteilt als ein stilles Schwingen und Singen seines Herzens, das es in Heimatliebe höher schlagen läßt.

Das Dobeltal in der Rauhen Alb bei Zwiefalten ist ein kleines Wiesental, in dem ein glasklares Quellbächlein über giftiggrüne Wasserpflanzen hinfließt. Polster von Butterblumen säumen die Bachwindungen. Eine romantische Felsszenerie, Überrest einer Klamm, die der ehemals höher fließende Bach in das Gestein eingesägt hatte, wo alte Kolke und Hohlkehlen noch 10 Zentimeter hoch über dem jetzigen Bachbett zu erkennen sind, begleiten den Talrand. Die von schwefelgelbem und stumpfblauem Flechtenwerk übersponnenen Felswände stechen malerisch ab von dem saftigen Grün der kleinen Auen, in denen die Wildtaube gurrt, Fink und Grasmücke um die Wette schlagen. Die alten Ahorne am Talesrand sind übermoost und mit Baumflechten behängt.

In dieses kleine Tal hieß man im Jahre 1912 ein Pionierbataillon eine Straße „hineinsprengen". Von dem Idyll blieb nur ein verstümmeltes Bruchstück zurück. Nie mehr wird die Volksphantasie hier ihre Naturgötter schauen und sie in Sagen und Märchen gestalten können.

Ein anderes Gegenbeispiel: Ein Steinbruch der Bayerischen Marmorwerke im Voralpengebiet hat eine aus einer waldigen Bergkette herausragende Felsrippe angeschnitten. Nun ist über den flaschengrünen Wassern der Urschlauer Achen eine feurigrote, von türkisgrünen Zungen durchflammte Felswand entblößt. Der Abbau

Digitized by Google

folgt der natürlichen Schichtung. Er läßt erkennen, wie vor Jahrmillionen von Erdkräften ungeheure Schichtpakete aufgerichtet worden sind. Viele kommende Generationen können hier weiter Stein brechen und doch werden sie niemals das Landschaftsbild dadurch stören, sondern seine eigenartige Schönheit steigern. Zwar scheint die Muttererde wie aus einer Wunde zu bluten; aber zugleich entsendet sie eine urweltträchtige Ausstrahlung, indem sie tiefen Einblick in ein noch tieferes Einfühlen in ihre Geheimnisse gestattet. In dem Schauenden entsteht ein Gefühl des gesetzmäßigen Eingeordnetseins in übermenschlich große Zusammenhänge, in die er sich eingebunden weiß.

Es ist kaum notwendig, auszusprechen, daß diese alltäglichen Beispiele und Gegenbeispiele das heutige Verhältnis der Technik zur Landschaft allgemein kennzeichnen und daß sie ein jeder aus eigenem Erleben vermehren könnte, wäre es nur üblich, sich über solche Empfindungen Rechenschaft zu geben. Die Beispiele deuten an, daß eine seelenhafte Beziehung zwischen Landschaft und Mensch besteht, daß aber die Technik auch eingreift in das Gespinst von seelischen Webfäden, die Mensch und Landschaft miteinander verbinden. Hier durchschneidet sie sie und bringt die menschliche Seele dazu, sich schmerzlich vereinsamt abzuwenden; dort vermag sie aber auch neue Fäden zu knüpfen, ja Seelenhaftes neu anzufachen an Landschaft und Kosmos.

Nichts Absichtliches ist geschehen beim Bau der Waldbahn, an der Landstraße nach Salzburg, im Dobeltal und im Steinbruch an der Urschlauer Achen. Rein zufällig und den arbeitenden Menschen unbewußt entstanden die häßlichen, erniedrigenden und die schönen, erhebenden Wirkungen. Aber gerade diese Tatsache veranlaßt uns, darüber nachzudenken, ob an Stelle eines solchen Zufallsgeschehens nicht ein bewußtes Sich-Klarwerden, ein bewußtes Sich-Einordnen und ein bewußtes Gestalten in der Beziehung Menschenwerk—Natur treten soll. Von dieser Frage könnte man unbedenklich absehen, wenn geläuterter Instinkt und alte Überlieferung der jungen Technik zur Verfügung stünden. Davon kann nicht die Rede sein.

Trotz gelegentlicher Zufallstreffer kann man der Technik im ganzen die Feststellung nicht ersparen, daß sie durch die mehr oder minder unbewußte, wenn nicht verantwortungslos unbekümmerte Art ihres Vorgehens in der Landschaft dieser und den in ihr wirkenden Kräften bisher häufig ihr Eigenleben nahm und ihr Gewalt antat mit dem Rechte des Stärkeren. Aber es gibt Dinge, die man mit diesem Rechte nicht besiegen, nur töten kann. Dazu gehört alles blumenhaft in sich selbst ruhende Leben, gehören alle unwägbaren seelischen Werte, die Landschaft, insbesondere Heimatlandschaft ausströmt.

Wir wissen, daß das vorwiegend aufs Verstandesmäßige gerichtete Denken einer vergangenen Zeit in allen technischen Belangen, auch wenn sie sich auf die Landschaft zerstörerisch auswirkten, „Notwendigkeiten, die nicht zu ändern sind", zu erblicken vermochte und bestenfalls sein Bedauern darüber aussprach. Nachdem wir uns heute der Rückständigkeit einer solchen Einstellung bewußt geworden sind, fühlen wir, daß hier Antrieb zu erneutem Suchen für ein ringendes, aus eigenem Blutsgrund und eigenem Lebensraum sich neu gebärendes deutsches Weltgefühl zu finden ist.

Der mit dem Verblassen der mechanistischen Weltsicht sich durchsetzende Glaube, daß alles erlebte Seelische Realität besitzt, gebietet, die Beziehung zwischen Landschaft und Technik neu zu überprüfen. Es geht darum, zu erkennen, daß unsere deutsche Landschaft nicht nur ein vom Himmel gegebenes Geschenk darstellt, mit dem wir nach Gutdünken schalten und walten könnten, sondern daß auch eine Verpflichtung darauf ruht. Eine schicksalhafte Verbindung besteht zwischen Landschaftsgenius und Volksseele im Raume der Heimat. Die ewigen Werte der Landschaft müssen unveräußerlich bleiben, denn sie sind Seelennahrung des Volkes von heute wie der kommenden Geschlechter. Sie dürfen nicht materiellen Nützlichkeitswerten des Augenblicks auf-

Digitized by Google

geopfert werden. Selbst alle wirtschaftlichen Notwendigkeiten in dem oben angedeuteten Sinne müssen in diese Forderung zunächst miteinbezogen werden. Ist Seelisches unbedingt im Wirklichen wirksam, so hat Technik heute die Verpflichtung, die neuen Wirklichkeiten, die sie schafft, deren seelische Inhalte und Wirkungen so gut wie die leiblichen in ihr Planen und Tun miteinzubeziehen.

Es ist selbstverständlich, daß Technik an sich heute nötig ist, und daß man eine gewaltige, werteschaffende Macht wie sie nicht mehr aus dem Leben und der Entwicklung eines Volkes und aus dessen Landschaft wegdenken kann. Aber dieselbe grundsätzliche und tiefgründige weltanschauliche Wandlung, die sich im nationalsozialistischen Staat im Verhältnis von Politik und Wirtschaft durchgesetzt hat, kann auch in dem Verhältnis von Landschaft und Technik jener den Primat erkämpfen. Es handelt sich um die Rückkehr zu der naturgegebenen Werte-Hierarchie, wo Verstand nicht der Meister, sondern der höchste Diener des Lebens ist. Dem deutschen Landschaftsgenius zu dienen, das Landschaftsgefühl deutscher Menschen zu entwickeln, statt es zu vernichten, und sie neu anzujochen an die Heimaterde, kann allein das höchste der idealen Ziele sein, die sich die Technik, sobald sie in die Landschaft eingreifen muß, zu setzen hat.

Diese Aufgabe im einzelnen ist schwer und erfordert manchen mühseligen Umweg, der andere Arten der Gestaltung sucht, als sie bisher üblich waren. Aber gibt es eine verstandesmäßig zu lösende Frage, die die Technik nicht zu lösen imstande wäre? Sie wird auch die Wege finden, um das bisher unmöglich Scheinende möglich zu machen, sobald alle führenden Meister der Technik jene innere Einstellung zur Landschaft gefunden haben, die gleichbedeutend ist mit einfühlender Liebe zu ihr und Ehrfurcht, die sich unterordnet. An Mut und Genialität hat es der Technik nie gefehlt. Möchte es der deutschen Technik vorbehalten bleiben, solche heute noch als Umwege erscheinenden neuen Wege der Gestaltung zu finden und damit eine schöne kämpferische Aufgabe zu lösen.

Eine neue Grundhaltung — und eine solche ist es, die Landschaft freiwillig über Technik stellt — ermöglicht auch eine neue Entwicklung, die einen langen Reifevorgang bedeutet. Mit diesem stellt man sich in die Gesetzmäßigkeiten des Alls hinein und wird sich seiner eigenen schöpferischen Kraft bewußt. Er kann von dem heutigen, oft noch primitiven Mißklang zu einem künftigen reinen Zusammenklang führen, der aus der Vermählung von Landschaftsgenius und Menschengeist hervorgeht.

Ein Vorbild von universeller Bedeutung vermöchte eine solche Entwicklung zugleich zu geben. In ihr nämlich würde die Technik von einer mechanistischen zu einer organischen Zielsetzung vordringen, die wie auf allen anderen Gebieten auch hier das Gebot der Stunde ist. In dieser Entwicklung würde die Technik ihre bislang einpolige Struktur in sich selbst überwinden. Sie bezog sie aus dem ausschließlich rational gerichteten Denken, aus dem sie stammt und das sie durch seine Einseitigkeit der organischen Landschaft entfremdet. Einer gereiften Technik erschlösse sich eine Führeraufgabe von hoher Art: sie vermag zu zeigen, wie selbst äußerste Entwicklung dieses Verstandesdenkens, dessen materielle Verwirklichung sie ist, nicht nur Entseelung zu bedeuten braucht, sondern auch neue Beseelung herbeiführen kann, indem sie einen neuen nicht verstandesmäßigen Faktor bewußt mit einbezieht. Eine solche Technik könnte berufen sein, sinnbildhaft zu erweisen, daß es zwar ein hohes, aber nicht das einzige Ziel für den Menschen ist, sein rationales Denken zu letzter Vollendung zu entwickeln. Sie kann dartun, daß zu den rationalen Lebenswerten sich irrationale in gleicher Stärke gesellen müssen, soll ein neues „Innerlich-Ganzes" (Dacqué) entstehen, dessen wir so sehr auf allen Gebieten des Lebens bedürfen. Dieser Weg vermöchte Symbol zu sein für die Umkehr, die der zivilisierte homo sapiens überhaupt vollziehen muß. Hat nicht die betonte Spezialisierung eines einzelnen

Digitized by Google

Organs oder einer einzelnen Funktion zu allen Zeiten der Erdgeschichte Entartungserscheinungen, ja selbst Artentod herbeigeführt? Wie alle anderen Lebewesen ist auch der Mensch vor diesem Naturgesetz unwittert. Das neue sieghafte Gebären aber und die Entstehung neuer Arten zugleich mit Leben und Wachstum selbst stammen aus dem metaphysischen Schöpfungsschoße. Diesem Schöpfungsschoß nahe zu bleiben oder vielmehr sich ihm bewußt wieder zu nähern, hat der heutige deutsche Mensch als Schicksalsgebot erkannt.

Wie der eigene Blutsgrund und der unversehrte Heimatboden, so stellt die Seele der Landschaft die Verbindung zu dem göttlichen Schoße dar. Wir können sie entehren, ja töten, aber wir graben uns damit selbst das Wasser des Lebens ab.

Für ein starkes Geschlecht gilt es daher, ohne Scheu zu prüfen, welche Verantwortung ihm für das Kommende auferlegt ist, wenn der bisherige Weg weiter begangen würde. Sein Blick wendet sich in die künftigen Jahrhunderte und zeigt ihm ein bis in den letzten Winkel rationalisiertes, eng gewordenes Land, dem mit seiner Seele Freiheit und Wildheit, mit seinem lebensvollen Atem die Kraft zu Geburt und Tod in einem metaphysischen Sinne genommen wurde. Gebändigt bis zur letzten Scholle ist der heilige Boden Deutschlands, technisiert seine tiefe, trächtige Erde. Und Deutschlands weite, sonnige Fluren liegen unter dem Zwang und Bann mathematischer Berechnungen, die in grauen Beton verhärtet wurden. Ein Drahtnetz spannt sich unter seinen Himmel, asphaltierte Gerinne bergen seine wasserarmen Flüsse.

Ist auf solchem Boden ein freier und schöpferischer Mensch der Zukunft noch denkbar? Oder darf mit Recht behauptet werden, daß nichts kennzeichnender ist für die urtümliche Wesenheit des germanischen und des deutschen Menschen als sein Einssein mit der Natur? Was wird geschehen, wenn man ihm dies Gefäß für seine Seelenkräfte raubt oder auch nur entweiht? Wird er immer wieder geistig-seelische Wiedergeburten erleben können oder wird er, immer mehr domestiziert, dunklen Mächten der Entartung verfallen? Die fortschreitende Entseelung der Landschaft, die der Mensch hervorruft, muß sich auf ihn selbst zurückwenden und erinnert dann durch eine verhängnisvolle Größe und Bedeutsamkeit an säkulare Entwicklungsvorgänge, die nach uraltem Geschehen erst heute als naturgeschichtliches Phänomen in den Kreis unseres Bewußtseins einrücken: wir meinen die Zerstörung wertvoller Rassemerkmale der Völker durch die planlose Vermischung von Jahrtausenden.

Letzte Verantwortung lastet auf dem „Jahrhundert der Technik", wie diese Fragen aufzeigen.

Wir gingen von alltäglichen, subjektiven, seelischen Reaktionen aus, die die Technik in der Landschaft in uns auslöst. Wir gelangten zu der Auffassung, daß eine in der bisherigen Weise technisch veränderte landschaftliche Umwelt die Seelenverfassung von Mensch und Volk gefahrdrohend beeinflussen würde. Unerforschte Gefilde weitester Seelenbereiche liegen zwischen diesen beiden Aspekten subjektiver Seelenreaktion und objektivem seelischem Geschehen als Folge von „Milieu"-Veränderungen durch die Technik. Nur Ahnungen vermögen diese Bereiche bis jetzt zu durchdringen.

Mit Sicherheit sehen wir nur dies: Landschaft besitzt ein seelisches Etwas, das zu den urtümlichen Geheimnissen des Alls gehört. Als solches kann es weder erklärt noch logisch bewiesen werden. Im Blute des germanischen Menschen aber schlummert das Bewußtsein dieser Landschaftsseele, die seit Jahrtausenden in einer unlösbaren Beziehung zur menschlichen Seele steht. In Quell-, Baum- und Bergheiligtümern, in Naturgottheiten und aus Naturvorgängen geschöpften Weissagungen spiegelte sie sich ehedem so wie heute noch in uralten bäuerlichen Mythenresten. Das was natursichtige Meister der Landschaft wie Caspar David Friedrich, Hans Thoma

Digitized by Google

u. a. in ihren Bildern ausdrückten, ist sie ebenso wie das, was in den Worten der Dichter, eines Josef von Eichendorff, eines Adalbert Stifter steht und was aus dem Volkslied hervorströmt.

Ein georgischer Dichter sagt vom Landschaftsgefühl des östlichen Menschen: „Irgendein Teil des Gebietes soll unangetastet bleiben, damit die Erde ihren kosmischen Odem nicht verliere." Jener Instinkt, welcher den Zivilisationsmenschen dazu veranlaßt, sich Naturschutzgebiete zu errichten, mag in einer tieferen Seelenschicht dasselbe wollen. Es ist die Landschaftsseele, die zu besitzen oder immer wieder zu spüren im Osten wie im Westen gleich notwendig ist.

Aber wo findet nun Technik für sich selbst und für ihr Tun dieses innere seelische Bild der Landschaft, von dem der Geograph Gradmann sagt, daß sein Aufleuchten ein beglückendes Erlebnis sei? Wo kann sie es suchen, so daß sie sich ihm nähern und im Schauen mit ihm mitzuleben lernen kann? Wo ist jener unstoffliche Raum in der Landschaft, in dem die Landschaftsseele ruht, die nur gefühlt, empfunden und intuitiv erfaßt werden kann und die weder zählbar noch meßbar ist?

Wilhelm Volz sagt in einer geographischen Untersuchung:

„Das große Landschaftsbild der Erde ist eine Melodie; so wie wir die Melodie eines Liedes erst ganz erfassen, wenn wir Harmonie und Rhythmus haben, so erkennen wir das große Landschaftsbild der Erde erst ganz, wenn wir ebensowohl das lokale Zusammenstimmen und Zusammenklingen der einzelnen Elemente verstehen als auch die allmähliche regionale Abwandlung der Faktoren erkennen, die unmerkbar Landschaft in Landschaft übergleiten läßt."

Und an einer anderen Stelle:

„Die Landschaft kann man nur ganzheitlich richtig verstehen; sie ist kein Ausschnitt, keine Teilerscheinung, sondern ein Ganzes. Horizontale und vertikale Entwicklung eines Raumes, Gesteinsbeschaffenheit und Lagerung, der geologische Bau und die Tektonik, Boden und Klima und die wirksamen exogenen und endogenen Kräfte, Pflanzenwelt, Tiere und last not least Menschenwerk machen sie aus und formen ein Ganzes."

In dieser Auffassung der Landschaft als eines Ganzheitlichen, zu der die neue Geographie hindrängt, liegt ein Gefühl für das Organische, das Landschaft darstellt. Sie ist keine Summe, kein Haufen von Einzeldingen und -faktoren, sondern alles in ihr ist in lebensvoller Weise aufeinander bezogen. Ein Organisches ist eine Ganzheit; in ihm allein ein Gefäß der Seele sehen, heißt Sinn haben für die Zusammenhänge des Alls. So ist denn der geistig-seelische Raum der Landschaft, in dem es zu gestalten gilt, zugleich ihr organischer Raum und das Gestalten selbst ein organisches Bauen.

Der ganzheitliche organische Landschaftsraum als ein Abbild des Kosmos überhaupt vereint in sich alle Polaritäten, alle Gegensätze. Daraus entspringt sein Lebendiges. In ihm ist aber auch ein Gleichgewicht aller in und auf der Erde wirkenden Kräfte, und er bietet in seinem gewaltigen Rahmen für deren Interferenzerscheinungen Raum. Er ist das eigentliche auf die Zeit bezogene Seiende der Landschaft, und er trägt auch das Spannungsfeld zwischen den von ihm umschlossenen stofflichen Erscheinungen und den im Stofflichen sich auswirkenden Kräften. Diese stofflichen Erscheinungen und im Stofflichen wirksamen Kräfte umfassen das Gewordene und das Werdende in der Landschaft; sie stellen den eigentlichen, der stofflichen Technik praktisch zugänglichen Bereich dar. Nennen wir diese beiden Bereiche den statischen und den dynamischen Raum der Landschaft und verstehen unter ersterem die Oberflächenformen, den geologischen Bau usw., so umfaßt der zweite das Spiel der Naturkräfte in Klima, Schwerkraft usw. Es ist klar, daß jenes unstoffliche Spannungsfeld zwischen all diesem, das heißt das Herz des organischen Raumes, zerstört wird und damit das Gefäß für die Seele der Landschaft, wenn einer der beiden es erzeugenden Pole, der statische oder dynamische Raum, be-

Digitized by Google

schädigt würde. Der statische Raum ist gefährdet, wenn seine Erscheinungen teilweise zerstört werden und an ihrer Stelle neue Dinge entstehen, die im Zusammenhang des Gesamtraumes sinnlos sind; der dynamische Raum, wenn seine Kräfte zugleich mit dem aus ihnen Werdenden behindert sind. Es scheint, als ob innerhalb des organischen Raums das Statische nur durch die Kraft des noch Werdenden verändert, das Dynamische nur durch das Gewicht des schon ehedem Gewordenen gebremst werden könnte[1]).

Wenn Technik also organisch bauen will, dann muß sie zuerst im organischen Raum der Landschaft ihre Zelte aufschlagen. Sie muß sich mit dem statischen Formenprinzip und mit dem dynamischen Kräftegleichgewicht vertraut machen. Sie muß ihre eigene Statik und Dynamik auf die der Landschaft beziehen. Das eigentliche „Eingliedern" ihrer Werke findet in diesen beiden stofflichen Räumen statt und verleibt jene Werke ganz von selbst, wenn es gelang, auch dem organischen Raum ein.

Das heißt mit anderen Worten: Es wird gelingen, die Werke der Technik in der Landschaft von dieser her natürlich zu beseelen, indem man so viel als möglich „Natur" in sie hineinnimmt. Die Erkenntnisse, die hierzu nötig sind, lassen sich aus dem organischen Raum der Landschaft und den beiden ihn erzeugenden Teilräumen gewinnen. Jede Landschaft hat ihre Eigengesetzlichkeiten, die es zu erkennen und darzustellen gilt. Wenn dieser Weg auch bewußt verstandesmäßig betreten wird, so behält er doch einen naiven Charakterzug und bedarf großer Einfühlungsgabe neben vielem naturhaften Erkennen.

Ein weiterer Schritt, der aber erst auf die volle Beherrschung des organischen Bauens folgen kann, ist künstlerische Landschaftsgestaltung. Sie stellt ein Ziel vor Augen, das sich erst in Umrissen erkennen läßt, wenn damit nicht nur künstlerische Gestaltung der technischen Anlagen sondern auch mit den technischen Anlagen in der Landschaft gemeint ist. Unzweifelhaft besitzen alte Straßen und Wege oft ornamentalen Charakter in der Landschaft, ist die römische Wasserleitung einer der schönsten Bestandteile im Landschaftsbild der Campagna, betont ein offener Steinbruch oder eine Kiesgrube den romantisch vertieften Geist einer Landschaft auf den Gemälden der größten Landschaftsmeister.

Künstlerische Landschaftsgestaltung wird bedenken, daß neue Straßenzüge und Wasserführungen die Landschaft sozusagen mit einer neuen Ornamentik versehen und sie in andere Flächen aufteilen, als es ihre bisherigen waren. Die hierzu nötigen Erdbewegungen fügen zu diesen an die Fläche gebundenen Faktoren die dritte Dimension hinzu, die sich für das Auge in veränderten Höhen- und Tiefenverhältnissen auswirkt. Es ist ein ungeheures Feld neuschaffender, künstlerischer Tätigkeit, das sich hier dem Meister organischen Bauens in der Landschaft erschließt. Künstlerische Gestaltung ist ein dem landschaftlichen Organismus angemessenes Ganzheitliches, daraus leitet sich ihre Berechtigung ab. Sie ist der Tätigkeit jener Landschaftskünstler vergleichbar, die den englischen Park schufen, nachdem der symmetrische Renaissance- und Barockgarten sich überlebt hatte. Führung von Wegen und Wasserläufen, Anlage von Rasenflächen zwischen waldigen Partien und Baumgruppen, Schaffung von Niveau-Unterschieden des Bodens, von Seen, von Wasserfällen waren für sie Mittel, mit denen sie Kunstwerke hervorbrachten, die, wie der Englische Garten in München, nichts Verkünsteltes hatten, sondern natürlich blieben, weil sie dem Organischen der Natur sich einfühlten. In anderen Dimensionen

[1]) Daß der biologische Raum der Landschaft, der alle Äußerungen pflanzlichen, tierischen und naiven menschlichen Daseins umfaßt, am unmittelbarsten in den organischen Landschaftsraum miteingebettet ist, ist selbstverständlich und braucht nicht näher erläutert zu werden. Das Leben auf der Erde in all seinen Formen liefert die hochempfindlichen Instrumente, die Störungen im organischen Raum getreu und sofort anmelden.

Digitized by Google

arbeitet der moderne Landschaftsgestalter, aber auch mit anderen Mitteln, weil ihm die moderne Technik zu Gebote steht. Seine Tätigkeit ist nur denkbar, wenn sie auf überlegener Beherrschung aller organischen Zusammenhänge der Natur sich gründet. Besitzt er diese, so wird er die Harmonie zur Melodie der Landschaft finden und die notwendigen Veränderungen in ihr so vornehmen, daß sie kontrapunktische Bedeutung erlangen.

Daß dasselbe, was hier von technischen Anlagen in der Landschaft gesagt wurde, auch für technische Hochbauten aller Art gilt, ist selbstverständlich. Auf diesem Gebiete, nämlich dem der architektonischen Ausgestaltung technischer Hochbauten, wurden schon außerordentliche Fortschritte erzielt.

Wenn Schiller in seiner Untersuchung über Anmut und Würde nachweisen kann, daß zwar Vernunft nicht notwendig Schönheit, jedoch Schönheit immer Vernunft umschließt, so läßt sich daraus abschließend erkennen, daß es keine Utopie ist, auch von technischen Anlagen in der Landschaft natürliche Schönheit zu verlangen. Kein unbilliges Ansinnen wird damit an sie gestellt, das die Technik vielleicht zwingen könnte, ihr Eigentliches, nämlich die Vernunft, aufzugeben, nur ein Wechsel der Ausgangsstellung ist notwendig. Nachdem aber die Technik ihre Machtmittel allzu exoterisch werden ließ, so daß nun ein jeder sie handhaben kann, wird es ihr nicht möglich sein, künstlerisch zu gestalten, solange sie nicht einzelne Auserwählte für diese Aufgabe verantwortlich macht. Künstlerische Begabung ist individuell, kann nicht gelehrt und anerzogen werden. Künstlerische Gestaltung ist nicht mit Hilfe von Normen und Vorschriften möglich. Organisches Bauen dagegen mag mit der Zeit Allgemeingültigkeit genug erlangen, um einem größeren Kreise von einfühlenden Menschen zugänglich zu sein. Hier sind Früchte zu erwarten, die nur Zeit zum Reifen brauchen.

Zunächst wird es sich daher, bis einmal die Fragestellung Landschaft-Seele-Technik in ihrer ganzen Tiefe erkannt wurde, darum handeln, die technischen Anlagen ebenso wie technische Bauten in den Gesamtbereich unserer Kulturlandschaft so einzuordnen, daß sie ihren Zweck erfüllen, aber nicht so stark überwiegen, daß aus der Kulturlandschaft Maschinenlandschaft wurde. Es wird also eine Art Eindämmung und Planung notwendig sein, die eine allzu schnelle Ausdehnung und Zerstreuung technischer Anlagen über die deutsche Landschaft, die heute schon in Frage steht, hintanhält.

Wo noch immer jener „kosmische Odem" zu spüren ist, wo die Landschaft noch ein starkes biologisches statisches und dynamisches Eigenleben führt, müßte sie geschont und aus dem Gang wirtschaftlicher Erwägungen herausgehalten werden. Allzu viel Stellen sind das ohnedies nicht mehr. Viele, wenn auch nur kleine Naturschutz- und -schongebiete, die sich über das ganze Land zerstreuen, Inseln von Naturlandschaft und älterer Kulturlandschaft, um die sich organisch gestaltete technische Landschaft schlingt, stellen jene Zusammensetzung der deutschen Landschaft dar, die man als ideal bezeichnen könnte. Eine Planung, die ebensosehr wie die leiblichen[1]) auch die seelischen Gesichtspunkte der Entwicklung von Volk und Landschaft im Auge hat, wird nach einer solchen Zusammensetzung streben und die Technik veranlassen, wo immer es geht, ihre Anlagen auf Punkte und Linien zusammenzudrängen.

In der Abhandlung des jungen Schelling „Von der Weltseele" aus dem Jahre 1798 lesen wir:

„Nicht wo kein Mechanismus ist, ist Organismus, sondern umgekehrt, wo kein Organismus ist, ist Mechanismus." „Sobald nur unsere Betrachtung zur Idee der Natur als eines Ganzen sich emporhebt, verschwindet der Gegensatz zwischen Mechanismus und Organismus."

[1]) Vgl. W. Hellpach: „Klima- und Landschaftsschöpfung an Wohnstadt und Kurort (Aufgaben einer Geurgie)" in „Die medizinische Welt", 25. April 1936, 10. Jahrg. Nr. 17.

Digitized by Google

Dem seherischen Meister des Naturerkennens stellen sich die Dinge so einfach dar, wie sie letztendlich sind. Auch die andere Seite, auch das Ganze sehen, darin scheint alle Weisheit beschlossen zu sein, die auch Landschaft und Technik zu versöhnen vermöchte, so daß über ihnen (mit einem Worte desselben Meisters) im Menschen als im Mittelpunkt die Seele aufgehen kann, ohne die die Welt wie die Natur ohne Sonne wäre.

Natur, Technik und der deutsche Straßenbau

Von Alwin Seifert in München

Es ist nicht zu bestreiten, daß die Technik, in der sich auch die anderen treibenden Kräfte des 19. Jahrhunderts, Naturwissenschaften, Wirtschaft und Spezialisierung zu großer Stoßkraft vereinigten, sich in ungeahntem Maße dessen, was im Naturganzen meßbar und zählbar ist, bemächtigt und mit seiner Hilfe Großartiges aufgebaut hat. Der Fehler dieser Technik und jener, die heute noch im Geiste von gestern arbeitet, war der, daß sie den Teil für das Ganze setzte, das Nichtwägbare, das Unmeßbare als nicht vorhanden ansah und die Natur als eine zufällige Ansammlung verschiedenster Dinge betrachtete, in der sie glaubte nach Belieben wirtschaften zu können. Die Natur aber ist, von einer Handvoll lebendiger Muttererde und einem Wiesenfleck angefangen bis zum ganzen Weltall, überall ein geschlossener lebendiger Organismus, in dem jedes einzelne kleinste Glied auf jedes andere abgestimmt ist und jede Veränderung eines Teils auf alle übrigen sich auswirkt. Alles Leben auf dieser Erde hat Bestand nur auf der Grundlage einer unzerstörten Harmonie des Naturganzen. Wo eine nur-technische Einstellung diese zerschlägt und das mathematisch-naturwissenschaftlich Erfaßbare an seine Stelle setzt, ist Untergang die Folge.

Es gehört eben zum inneren Wesen der Technik, zur großen Zerstörerin zu werden, sobald sie nicht mehr geführt ist von einer überlegenen, bändigenden Überschau, sondern nach ihren eigenen Trieben sich entwickeln darf. Mit einem mythologischen Bild kann man diesem eigentlichen Wesen und Verhängnis der heutigen Technik wohl beikommen: Die Technik ist ein Kind des Feuers; ohne Feuer ist Technik nicht denkbar. Bringer des Feuers ist Prometheus, Luzifer. Alle Technik kommt erst als wärmendes Licht, als Helferin in schwerem Dasein. Aber es ist ihr Gesetz, zu verzehrendem Feuer, zur Hölle zu werden, mit ihren Gaben den Beschenkten zu vernichten, wenn er nicht wachsam ist. Man gibt dem Teufel den kleinen Finger; er nimmt immer die ganze Hand. Doch mag man ihm zwei und drei Finger geben und selbst die ganze Hand, wenn man nur weiß, mit wem man es zu tun hat.

Das nun hatten wir in den letzten Jahrzehnten vergessen und es ist deshalb Not genug über uns gekommen. Das Chaos nach dem Krieg ist nicht zum wenigsten verschuldet durch das übersteigerte Maschinenwesen, dessen Heraufkommen schon Goethe mit schwerer Sorge erfüllte und das Millionen wurzellos und damit widerstandslos gemacht hat gegenüber dem Teufel in jeder Gestalt.

Es muß aber Technik sein. Wir können sie nicht abtun als Teufelszeug, wie mancher Hinterwäldler die ersten Lokomotiven und die ersten Kraftwagen. Wir können uns um die Aufgabe nicht drücken, mit den technischen Mitteln unserer Zeit der Natur unser Sein und Brot abzuringen, die Landschaft zu unserm Lebensraum zu machen, so wie sie unsere Voreltern zu dem ihrigen umschufen. Aber in allem

Digitized by Google

Tun müssen wir immerzu auf die Grenze achten, bis zu der wir gehen dürfen, jene Grenze, die Heil von Unheil scheidet, wärmendes Licht von verzehrendem Feuer. Dem in den Überlieferungen seines Berufes und seiner Landschaft Gebundenen waren Ahnung und Ehrfurcht sichere Führer. Unser wurzelloser Intellekt aber kann Maß nicht halten, wenn er sich nicht paart mit Verantwortungsbewußtsein, und wenn nicht wieder Ehrfurcht die einzig mögliche Geisteshaltung wird allem gegenüber, das wir nicht können: Ehrfurcht vor dem Leben in jeder Erscheinungsform und vor seiner gütigen Nährmutter, der Natur. Das Herz ist ein sichererer Führer als aller Verstand, der nur Mittel und Mittler sein darf, weil er unschöpferisch ist. Daß einem etwas einfällt, ist mit dem schärfsten Intellekt nicht zu erreichen; das Schöpferische ist eine Gnade, die ihre Wurzeln nicht im Diesseitigen hat.

Ist es also Sinn und Aufgabe des kommenden Jahrhunderts, die Technik nicht mehr frei nach ihrer Willkür schalten zu lassen, sondern ihr Grenzen zu setzen, die allerdings nicht starr festgelegt sein können, sondern für jede Aufgabe, jede Landschaft, ja für jeden Menschen andere sein müssen; muß weiterhin die Technik als ein Teil nur angesehen und ihr ein nicht nur errechenbares Ganzes übergeordnet werden, so geht eben das Zeitalter der Technik als der führenden Macht zu Ende, was auch von anderen Gesichtspunkten geschichtlicher Entwicklungsgesetze her bewiesen werden könnte. Dann tritt aber auch die Technik ein in die Stufe ihrer Spitzenleistungen. Die kühnsten Schöpfungen aller Kulturgebiete werden immer aufgebaut auf einem Boden, der schon unterhöhlt ist von dem völlig andersartigen Kommenden. In gleicher Weise ist es in der Ordnung, daß im schillernden Glanze der großen Zahlen so vieles Gestrige sich heute noch wichtiger macht als gestern selbst. Es könnte anders nicht seinen Weg zu Ende bringen und abtreten; bliebe ihm aber noch Recht in die Entwicklung des Morgen einzugreifen, so würde es ebenso Unheil stiften wie alle Glaubenskämpfe nach der Reformation.

Es ist verständlich, daß die ersten Versuche zur Umkehr, zur Abwendung von der mechanistischen Anschauungsweise des 19. Jahrhunderts in der Forstwirtschaft gemacht wurden als in jenem Wissensgebiet, dessen Sinn und wirtschaftliche Notwendigkeit die unbegrenzte Dauer der von ihm verwalteten Lebewelt ist und das auch im Zeitalter des Materialismus naturnäher geblieben ist als jedes andere. Schon vor dreißig Jahren haben einsichtige Forstwirte im Gegensatz zur herrschenden Schulmeinung nach naturnäheren Wegen des Waldbaus gesucht, angefeindet und verhöhnt von der gesamten Forstwelt, die etwas auf sich hielt. Nach einem Menschenalter zähen Durchhaltens hat der Erfolg ihnen Recht gegeben. In der neuen Waldwirtschaft ist das Meßbare und Zählbare erkannt als ein bloßes Hilfsmittel, als etwas Nebensächliches, als ein bescheidener Teil des Ganzen; hier ist erwiesen, daß alles Naturgeschehen auf ewigen, unerbittlichen Gesetzen beruht, daß gegen sie Willkür nichts vermag und daß Erfolg auf die Dauer nur der hat, der es versteht, in sie sich einzufügen.

Ein gleicher Kampf um größere Naturnähe, um Ganzheit, um Zurückdrängen übertriebener Mechanisierung und Technisierung, um Ersatz der Zahl durch das Lebendige wird heute, still oder offen, auf allen Wissensgebieten gekämpft, die lebensnah sein wollen. Wo es starken Wirtschaftsmächten und Wissenschaftskörpern sehr um die Erhaltung des Gestrigen zu tun ist — der Konzern und das Syndikat sind ja die ausgesprochensten Vertreter des 19. Jahrhunderts und die Geschichte der Wissenschaften ist zu den meisten Zeiten eine Geschichte der unduldsamsten Verhinderung der jeweils neueren Anschauungen gewesen — da ist nach außen hin der Umbruch von der Technik zur Natur, von der Zahl zum Ganzen, vom Ich zum Wir, noch nicht so sichtbar. Aber er ist auf dem Wege und keine Macht der Erde wird ihn aufhalten können.

Digitized by Google

Besonders eindrucksvoll ist er in Erscheinung getreten auf einem Gebiet, das bislang ausschließlich der Technik allein zu gehören schien, nämlich auf dem des Straßenbaus. Im Arbeitsbereich des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen ist in weniger als drei Jahren eine Gesinnung zu wirklichem Durchbruch gekommen, die, nationalsozialistisch durch und durch, das Ganze über den Teil stellt, die Landschaft über die Technik, das Volk über den Fahrer, Gemeinsinn über Eigensinn. Hier ist klar erkannt, daß die nach ausschließlich technischen Gesichtspunkten, also nach dem Meßbaren und Zählbaren gebaute Straße nur einen Teil ihrer Aufgabe erfüllen kann, daß sie die Landschaft, die Heimat zerstört und mit ihr einen Grundstein deutschen Wesens. Und hier wurde bewiesen, daß das technische Bauwerk auch rein technisch erst vollkommen sein kann, wenn es einem Übergeordneten sich einfügt, wenn es in Allem ein harmonischer Teil der Landschaft wird, in die hinein es gestellt ist.

Landschaft ist der uns umgebende, uns vertraute Lebensraum von Horizont zu Horizont, ist der allzeit gegenwärtige kleine Teil mütterlicher, nährender Natur, von der uns Segen und Fluch gleichermaßen zuwachsen, je nachdem, wie wir uns zu ihr stellen. Hundert Geschlechter haben uns diesen Raum aus Urform heraus mit all den Mitteln, welche die Zeit jeweils dem Menschen als Werkzeug in die Hand gab, zur Heimat umgeschaffen mit Axt und Feuer, mit Hacke und Pflug. Mit Ehrfurcht wurden sie gebraucht bis ins Jahrhundert der Technik herauf. Was immer an technischen Bauwerken in deutschen Landen geschaffen wurde bis über die Befreiungskriege hinaus in das Biedermeier hinein, ist künstlerisch hochwertig und überall ein echtes Glied der Landschaft, oft genug ihr ein besonderer Schmuck. Der schaffende Mensch stand noch fest in der Überlieferung seines Berufs und seines Lebensraums und so sind der Raum und die Werke, die er in ihn hineinstellte, eines Geistes. Solange diese Bindung an das Überlieferte anhält, behält jede Landschaft das ihr eigene Gesicht, sind Wege und Straßen, Kanäle und Brücken, Fabriken, Bürgerhäuser und Bauernhöfe harmonische Züge dieses Gesichts, sind Straßen und Landschaft Eines und ist eine die Steigerung der andern. Denn an nichts ist Gefüge und Schwingung, Fruchtbarkeit oder Kargheit eines Landstrichs, ist Seelenhaltung und Stammesart seiner Bewohner besser abzulesen und vom Auge eindringlicher abzutasten als an ihren alten Straßen. Bauernstolz und landesherrliche Macht, Querköpfigkeit und Gemeinsinn, Sinn für Ordnung und billigen Vorteil wie für malerisches Leben und Lebenlassen, Weltsinn und kirchliche Gläubigkeit — all das spiegelt die Straße aufs getreueste wieder. Und darin liegt ihre Schönheit, die uns heute noch ergreift. Diese Straßen sind schön, nicht weil sie geschmückt sind; an Schmuck haben ihre Erbauer nicht gedacht, und was uns als Romantik erscheint, legen wir erst geschmäcklerisch hinein. Was an den alten Straßen gebaut und gepflanzt wurde, das geschah aus Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Die Straßen sind schön, weil sie für ihre Zeit technisch vollkommen sind, weil an ihnen technische Notwendigkeit, technisches Können und künstlerisches Fühlen mit Geist und Gesetz der Landschaft vereinigt sind zu einer Harmonie jener Art, wie sie dem Vogel oder dem gesunden Baum eigen ist.

Dies alles ändert sich, sobald auch im Bauingenieurwesen die diesseitigen Mächte des 19. Jahrhunderts ihre Herrschaft antreten. Eine Entwicklung, die um 1500 begann, kommt nun zu raschem Ablauf. Endgültig siegt der nüchterne Verstand über warmherzigen Glauben, das Hirn über das Herz. Es gilt nur, was man sauber in Zahlen ausdrücken kann; das einzige Ziel technischen Schaffens ist die Rente. Ehrfurcht vor der Natur ist abgeschafft; Natur wird nur darnach bewertet, wie weit sie ausnutzbar ist. An die Stelle der Lehre, der lebendigen Weitergabe von Wissen, Können und Erfahrung vom Meister an Lehrling und Gesellen tritt

Digitized by Google

Schule, das unpersönliche, verwaschene, aus aller Welt zusammengelesene
cherwissen. Damit reißt die Überlieferung ab, verliert der Schaffende die ein-
e natursichtige Sicherheit des künstlerischen Gefühls und behilft sich statt seiner
t dem geschulten Intellekt und mit nüchterner Berechnung; verliert er also die
sammenschau des Ganzen, die anscheinend Goethe und Humboldt als Letzte noch
aßen, und wird zum Spezialisten. Der aber kann nur noch Stückwerk schaffen,
n alle Ausfeilung im Kleinen nicht mehr zu Vollkommenheit im Großen ver-
fen kann; denn zu Vollkommenheit gehört Einheit mit allem, was auf ein Werk
n Einfluß ist.

So geht nun seit den sechziger und siebziger Jahren und dann immer schmerz-
ger fühlbar dem Handwerker wie dem Techniker mit der Gebundenheit an Über-
ferung und Lebensraum das unbewußt Künstlerische verloren und damit ihren
erken die Schönheit; werden Häuser und Brücken zu Fremdkörpern in der Land-
aft, zerschneiden Dämme und Bahnen hart und fühllos das Land, veröden die
umbestandenen, umbuschten Ufer unserer Flüsse zu nackten, steinernen Gerinnen.
cht mehr draußen in der Natur sucht der Techniker die Linien seiner Bahnen,
raßen und Kanäle, sondern daheim auf dem Reißbrett; und wenn er den Ent-
urf überträgt in die Landschaft, so ist das erste: die Landschaft dem Reißbrett
eich zu machen, Baum und Busch und Feldrain zu beseitigen, jede Gliederung
s Bodens einzuebnen und an die Stelle der in jahrhundertelanger Entwick-
ng gewachsenen lebendigen Form die tote mathematische Linie und Fläche zu
tzen. Er sieht im Baum nur den Feind, der angeblich den Bestand seines Werkes
droht; er weiß nicht, daß Baum und Busch notwendige Glieder jeder gesunden
andschaft sind, daß ihre Ausrottung nicht nur Verlust der Landschaft an Schön-
eit bedeutet, sondern auch Verlust an Gesundheit und Fruchtbarkeit. Wohl merkt
er Techniker, daß seinem Werk die Schönheit fehlt; er glaubt es dadurch schön
u machen, daß er es schmückt. Er setzt vor seine Brücken Scheinfassaden, vor seine
isenbrücken Burgtore und weiß nicht, daß echte Schönheit nicht etwas Hinzufüg-
ares ist, sondern immer und überall nur Ausdruck innerer Vollkommenheit. Je-
es Werk der Technik ist auch technisch vollkommen erst dann, wenn es für ein
ünstlerisch geschultes Auge schön ist. Das beweist jedes Werkzeug und jeder Motor,
eder Kraftwagen, jedes Flugzeug und Luftschiff; und die Straße ist ein Werk der
Technik wie jene. Wir können behaupten, daß jede Straße, die uns durch ihre
Schönheit begeistert, mindestens für die Zeit, in der sie erbaut wurde, auch technisch
vollkommen war, und daß selbst eine neue Straße mit noch so geringen Steigun-
gen, langen Geraden und großen Krümmungshalbmessern im letzten Grunde auch
der technischen Vollkommenheit ermangelt, solange ihr nicht vollkommene Schön-
heit zu eigen ist. Denn daß die neuzeitliche Straße große Geschwindigkeiten bei
hoher Sicherheit und geringem verlorenem Aufwand zuläßt, das macht sie nur
zur Fahrfläche, noch nicht zu einer deutschen Straße des Dritten Reichs. Sie ist
nur gestaltet nach technischen und wirtschaftlichen Erfordernissen, also dem ver-
standesmäßig Erfaßbaren. Das genügt noch nicht den Anforderungen der kom-
menden Jahrhunderte.

Für uns ist der Straße übergeordnet die deutsche Landschaft. Wenn alles Leben
auf dieser Erde nur auf der Grundlage einer unzerstörten Harmonie des Natur-
ganzen Dauer haben kann, so hängt Bestand und Echtheit des deutschen Volkes
davon ab, daß sein Lebensraum, seine Landschaften in jener kraftvollen Gesundheit
und inneren Ausgeglichenheit erhalten bleiben, die nach außen als Schönheit sich
zeigt. Mag auch die Zerreißung dieses Einklangs sofort nur Feinfühligen als
Schmerz und Beeinträchtigung ihrer Lebensfreude erkenntlich sein, sie nimmt auf
die Dauer Jedem seine Selbstsicherheit und den selbstverständlichen Stolz auf seine

Digitized by Google

Heimat. In einem von rücksichtslos geführten Verkehrswegen zerschlitzten, von Leitungen aller Art verdrahteten und seiner wilden Bäume und Gebüsche beraubten Land wird der Einzelne wohl noch seine Brotstelle, auf die Dauer aber nicht mehr ein geliebtes Vaterland verteidigen. Denn eine solche Landschaft strahlt ihm nicht Kraft zu, nicht Gesundheit, nicht Hoffnung; sie kann ihm nicht helfen seine dunklen Triebe zu meistern und, wenn es schlimm geht, seine Verzweiflung zu wenden. Für jeden also, der deutschen Boden zu irgend welchem Vorhaben in Anspruch nimmt, ist die Erhaltung seiner Kraft, seiner Gesundheit und Schönheit oberste Pflicht.

Auch die größte Straße von heute und morgen darf also die Einheit einer Landschaft nicht zerreißen, sie darf nicht ein Fremdkörper in ihr sein, sie muß harmonisch in sie eingegliedert werden. Drei Mittel stehen uns dafür zur Verfügung: die rechte Linienführung, der richtige Querschnitt und die landschaftsgemäße Bepflanzung.

Es entsprach der nur-technischen Auffassung vom Wesen neuzeitlicher Verkehrswege des letzten Jahrzehnts, daß die ersten Kraftfahrbahnen mit langen Geraden und mit Kurven von möglichst großem Halbmesser geplant wurden. Das vermeintliche Verkehrsbedürfnis sollte die Linienführung bestimmen, nicht die Landschaft. Schon der erste Versuch, diese Straßen naturnäher zu machen, sie den Landschaftsformen einzufügen, mit der Länge der Geraden und den Krümmungshalbmessern je nach der Bodengestaltung jedes Landschaftsraums so weit herunterzugehen, wie es die Geschwindigkeiten erlauben, für welche die Straßen gebaut werden, hat gezeigt, daß das Naturnähere immer das technisch Vollkommenere und, auf die Dauer gesehen, auch das einzig Wirtschaftliche ist. Denn je mehr ein Verkehrsweg sich einschmiegt in die gegebenen Bodenformen, um so geringer werden die technischen Eingriffe in sie, um so seichter die Einschnitte, um so niedriger die Dämme, um so geringer also die Erdbewegungen und um so billiger die Straße. Und je weniger die Landschaft durch Dämme und Einschnitte zerfurcht ist, um so schöner bleibt sie und um so enger ist die Straße mit ihr verbunden — und mit der Straße auch der, der auf ihr fährt. Er erlebt die Landschaft mit, er hat teil an ihrem Rhythmus, wenn er ihre Schwingungen ausfährt. Das gemeinsame Kennzeichen alles Lebendigen ist Rhythmus, ist Schwingen von einem Pol zum andern; so kann nur die schwingende Straße lebendig sein und lebensnah. Es gibt in der belebten Natur keine Gerade, und kein Lebewesen kann sich geradlinig fortbewegen. Die Gerade stammt nicht von der Erde, sondern aus dem Weltall; wo wir alte Straßen in langen Geraden haben, da sind sie angelegt auf den Schaulinien jener uralten kultischen Ortung, mit der einst ganz Mitteleuropa überzogen war.

Auch die Gerade gehört zu den gestern noch absoluten Werten, die heute nur noch so bedingte Geltung haben. Die Gerade ist nicht die kürzeste Verbindung zweier Orte; sie ist zu stark belastet mit der Gefahr, daß man gar nicht ankommt, weil man unterwegs verunglückt. Die vollkommen kreuzungsfreie lange gerade Schnellverkehrsstraße ist schon deswegen gefährlich, weil sie langweilig ist. Alle Gefahrenpunkte der alten Straßen, die Ortsdurchfahrten, scharfen Krümmungen und Kreuzungen mit anderen Verkehrswegen waren gleichzeitig Punkte der Anregung für den Fahrer. Mit dem Wegfall dieser Gefahren entstand die neue der raschen Ermüdung. In Amerika war man schon gezwungen, zu lange Gerade durch später künstlich eingebaute Krümmungen zu unterbrechen. Alles Willkürliche aber ist auch falsch. Ort und Maß der Krümmung muß aus der Natur abgeleitet sein, damit das Gebaute eines Geistes ist mit dem Gewachsenen. Nicht eine geschlängelte Straße ist richtig, sondern eine mit der Landschaft schwingende. Und diese Schwingung ist anders in Holstein als in Hessen, anders in Thüringen als

Digitized by Google

in Württemberg. Mögen es auch nur wenige Minuten sein, in denen der Fahrer eine sechs oder zehn Kilometer lange Gerade durcheilt, er will sie doch so rasch als möglich hinter sich bringen, spannt sich an und seinen Motor und vergißt zu atmen; damit aber bringt er den Rhythmus seines eigenen Körpers in Unordnung und wird durch lächerlich kleine äußere Veranlassungen aus der Bahn geworfen. Auf wirklich verkehrssicheren, also technisch richtigen Straßen darf der Fahrer nicht immer nur Beton und Fahrzeuge im Blickfeld haben, sondern ständig Wechselndes. Da aber die neue Straße allen Siedlungen aus dem Wege geht — auch an den Reichs- und Landstraßen muß man immer mehr Ortsumgehungsstraßen bauen — so kann dies ewig Wechselnde nur Landschaft sein. Also ist schon um der technischen Verkehrssicherheit willen an der Straße von morgen die Landschaft alles.

Dieser nun können wir mit neuen Querschnittsformen der Straßen weit mehr gerecht werden als mit den alten. Bisher war der allgemein gültige Querschnitt jeder Straße das Trapez des eigentlichen Straßenkörpers mit beiderseits anschließenden Gräben. Die Böschungsflächen waren mathematisch genaue Ebenen oder Kegelflächen; die möglichst exakte Schnittkurve dieser Flächen mit den natürlichen Geländeformen war die Begrenzung des Straßenraums. Die Straße war also, um ein Bild aus dem Schreinerhandwerk zu gebrauchen, wie mit einem riesigen Fräskopf aus der Landschaft herausgeschlitzt. Mochte eine Straße durch geschickte, naturnahe Linienführung noch so gut der Landschaft angepaßt sein, durch die starre Mathematik der Querschnittsbildung mußte sie wieder zum Fremdkörper werden.

Für uns ist heute Mathematik nur die eigentliche Fahrfläche von Außenkante zu Außenkante des Dammes. Alle Böschungen sind Mittler; sie haben die Aufgabe eine harmonische Verbindung des gebauten Fahrbahnkörpers mit der gewachsenen Landschaft herzustellen. Nicht mehr durchgeschnitten werden die Geländewellen, sondern in neuer Formung an den Böschungen zu Ende geführt. Und ein besonderer Krieg ist den Gräben angesagt, die ja mehr als alles andere die Straße und ihre Benutzer von der Landschaft abtrennen. Sie verschwinden aus dem Bild der neuen Straße fast ganz, sind entweder als überflüssig erkannt oder werden ersetzt durch Untergrundentwässerungen, gepflasterte Rinnen oder grüne Mulden. Zwanglos soll man überall die Straße verlassen und in einer nicht technisch zerschnittenen Natur Rast und Freude finden können. An der neu eröffneten Kraftfahrbahn Berlin—Joachimsthal stehen Sonntags mehr Wagen am Rand der Straße als auf ihr fahren. Die Autobahn, im ersten Gedanken ein Schrecken jedem Naturfreund, hat sich erwiesen als kürzerer Weg zu echter Natur als jede alte Reichs- oder Landstraße, die ja besonders am Rande der Großstädte auf Stundenweite hinaus mit mehr oder minder häßlichem Gebauten aller Art eingerandet ist.

Der Erhaltung und Wiederherstellung echter Natur dient auch alle Bepflanzung der neuen Straßen. Nach den Straßenbauten vor fünf und zehn Jahren zu schließen, schien der Techniker ebenso baumfeindlich geworden zu sein wie mancherorts der Landwirt. Eine Straße aber muß Bäume haben, wenn anders sie eine deutsche Straße sein soll. Denn zu allem, was deutschem Wesen nahe steht, gehört Baum und Busch. Der Baum gehört zum Haus und zum Hof, zum Friedhof und zum Wirtsgarten, die Linde gehört zur Kirche und zum Dorfplatz, der Hollunder an den Zaun und an die Wand des Stadels. Wo immer deutsche Landschaft noch echt ist und noch nicht von materialistischem Eigennutz zur Kultursteppe verödet, da ist sie in einer unvergleichlichen Vielfalt durchzogen von Wäldern und Gehölzen, von Feldrainen und Ufergebüsch, von Markbäumen und Grenzhecken. Und was an Gebautem nicht herausfallen will aus dieser Harmonie des Gewachsenen, sei es Siedlung, sei es Verkehrsweg, das muß teilhaben an ihr. Und wie in For-

Digitized by Google

men und Schwingung jeder Raum etwas Besonderes ist, so ist noch viel enger die Bewachsung mit Baum und Busch nach Art, Kraft und Vergesellschaftung abgestimmt auf Boden und Klima jedes kleinsten Gebietes.

Dieses Typische jeder Landschaft herauszuarbeiten ist oberstes Gesetz alles Gestaltungswillens in der Bepflanzung der neuen Straßen. Der Landschaftsanwalt, dem diese Aufgabe übertragen ist, muß alle eigene Absicht als Willkür ausschalten und demselben Gesetz sich einfügen, das in vieltausendjährigem Wachsen das Gesicht der Landschaft geschaffen hat. Nichts Fremdes darf er hereinnehmen, aber nichts Bodenständiges darf fehlen. So wachsen an den Böschungen wieder Schlehen, Weißdorn, Wildrosen und wolliger Schneeball als wildes Feldgehölz, über das einst Eichen ihre Kronen breiten werden, der Ginster wird zu Hunderttausenden gesät auf sauren Sandböden. Bergahorn und Sommerlinde werden gepflanzt in den Hochlagen der Mittelgebirge, Speierling und Nußbaum im Weinklima, Fichten in kühlen Berglagen des deutschen Südostens, Kiefern und Sandbirken im trockenen Osten, Apfel- und Mostbirnbäume dort, wo Feldobstbau heimisch ist, Moorbirken in den Niederungen Nordwestdeutschlands. Wiederherstellung des ursprünglichen Reichtums und der einstigen Mannigfaltigkeit ist das biologische Ziel, Schaffung immer wechselnder Räume, durch die sich der Fahrer bewegt, das künstlerische. Alle Hilfswissenschaften werden herangezogen um diese Aufgabe so vollkommen wie möglich lösen zu können. Von Schönheit wird nie gesprochen, nur von technischer und biologischer Notwendigkeit. Wenn am Ende aus solchem Tun doch Schönheit erwächst, so ist sie nicht beabsichtigter Schmuck, sondern das äußere Zeichen dafür, daß die Lösung in sich richtig ist und alle Forderungen erfüllt, die sachlich und ernsthaft gestellt werden können.

Die Zurückhaltung, die wir hier üben, wird von vielen nicht verstanden. Sie weisen darauf hin, daß wir in unseren Gärten und Grünanlagen so viele köstliche fremdländische Gehölze haben, die viel zierender seien als unsere Wildsträucher: Flieder und Goldregen, Jasminsträucher und Parkrosen, Douglastannen und Rhododendren. Nun, wir wissen, daß unsere Baumwelt karger ist als die Nordamerikas oder des inneren China, und wissen auch, was diese Kargheit verursacht hat. Aber wir wissen auch, daß dies nicht blinder Zufall ist, sondern Schicksal, innere Notwendigkeit. Und wir wissen ferner, daß wir nicht aus Zufall in dieses herbe Land hineingeboren wurden, sondern aus Notwendigkeit und Schicksal. Es ist aber kein Schicksal anders zu lösen als dadurch, daß man es bejaht. Wir wollen uns nicht darum drücken, wir wollen nicht schönfärben, sondern wir bejahen dieses Land, so wie es geschaffen wurde, und wollen es genau so erhalten. Wir denken an ein Wort von Paracelsus: „Es ist für jeden teutschen Kranken ein teutsches Kreutlein geschaffen". Das heißt nichts anderes, als daß in diesem Raum Mensch und Pflanze zusammengehören, daß Heil und Unheil in ihm beschlossen und nichts Fremdes notwendig ist, ihn zu ergänzen.

Es muß uns auf solchem Wege gelingen die Kluft wieder zu schließen, die ein Jahrhundert der Verirrung zwischen Natur und Technik aufgerissen hat. Es muß uns gelingen die siebentausend Kilometer Kraftfahrbahnen, das gewaltigste Werk, das die Technik je in so kurzem Zeitraum geschaffen hat, in einen Rahmen echter deutscher Landschaft zu betten. Jeder Fahrer auf ihnen muß mit einer Eindringlichkeit ohnegleichen in jedem Augenblick fühlen: hier ist altbairisches Voralpenland und hier Niedersachsen ganz und gar und nichts Fremdes in ihm, hier Thüringen und hier die Mark; und soviel anders auch märkischer Sand ist als die Geest und der Thüringer Wald anders als die Wälder am Alpenfuße — sie sind alles Eines: deutsche Heimat!

Digitized by Google

Naturschutz und Ingenieurbau

Von Werner Lindner in Berlin

„Jeder Fortschritt in Wissen und äußerem Können, der mit dem sittlichen Wachsen nicht gleichen Schritt hält, bedeutet im Leben der Völker wie des Einzelnen einen Rückgang. Erweitertes Stoffgebiet fordert höher entwickelte Willensmächte zu seiner Beherrschung. Fehlen sie, so durchbrechen die Elemente den Damm. Und dennoch: wir müssen uns mit jenen Dingen auseinandersetzen, denn wir vermögen die Welt nicht zurückzuschrauben. Und nicht nur das: wir müssen zugeben, daß die Gegenwart auf dem Gebiete, das nun einmal das ihre ist, Großes, Bewunderungswürdiges, ja vielfach Wohltätiges geleistet hat."

Diese von Ernst Rudorff, dem Gründer des Deutschen Bundes Heimatschutz, um die Jahrhundertwende geprägten Worte besagen für das hier zu behandelnde Fragengebiet folgendes: Der Mensch muß die Mittel, mit denen er Fortschritte herbeizuführen trachtet, so weit zu beherrschen verstehen, daß die erzielte Leistung eine harmonische Gestalt gewinnt. Das gilt ohne weiteres auch für technische Bauanlagen, als deren Träger und Rahmen die Landschaft dient. Der Einklang solchen geformten Menschenwerks mit seiner natürlichen Umwelt ist im Grunde nicht eine geschmackliche, sondern eine sittliche Forderung im Sinne des Volkswohls. Läßt sich die Menschheit aus Torheit oder Gier von Möglichkeiten des technischen Fortschritts beherrschen — „statt sie zu beherrschen, d. h. sich ihrer nur so weit zu bedienen, als es frommt" —, dann kann das Werk nicht zum Segen gedeihen, dann gewinnt es auch nicht wohltuende Form. Alle Versuche, diese Unvollkommenheit zu verdecken, bleiben dann äußerliche Zutat.

Ingenieurbauten, die älter als hundert Jahre sind, scheinen uns in ihrem schönheitlichen Ausdruck und in ihrem Verhältnis zur Natur so gut wie ausnahmslos geglückt, ja häufig vollkommen zu sein. Die Anlagen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind fast in der Regel häßlich, oft brutale Eingriffe in das natürliche und geschichtlich gewordene Heimatbild. Zur Abwehr gegen sie und andere Kulturlosigkeiten entstanden erst die Begriffe Naturschutz und Heimatschutz. Und nun stehen wir am Beginn eines neuen Zeitalters, das sich wieder um die rechte Formgebung und Eingliederung derartiger Werke bemüht und gelernt hat, zu erkennen, was Raubbau an den Werten des Heimatraumes und sonstigen Heimatgutes für ein Volk wirtschaftlich und sittlich bedeutet. Der technische und wissenschaftliche Fortschritt und die Zeit haben inzwischen neue Aufgaben und neue Lösungsmöglichkeiten im Vergleich zu den alten, für ihr Zeitalter vorbildlichen, heraufgeführt. Ingenieurbaukultur aber kann hier, wie Kultur überhaupt, nur durch eine sinnvolle Verschmelzung überlieferungsmäßig gewonnener Werte mit neuen Erkenntnissen werden. Auch auf diesem Stoffgebiet gibt es nichts voraussetzungslos Neues, zum mindesten nichts Neues, das im Grunde nicht den ewiggültigen Gestaltungsgesetzen unterworfen wäre.

Ingenieurbauten, verstanden als Anlagen verschiedenster Art für bestimmte Zwecke, wie z. B. wasserwirtschaftliche Bauten, Verkehrsbauten, Werkstätten, gibt es eigentlich schon, seitdem der seßhaft gewordene Mensch in größeren Gemeinschaften den Kampf ums Dasein aufgenommen hat. Weg, Wehr, Brücke, Speicher, wettergeschützter Arbeitsplatz der alten Zeit sind für uns geradezu selbstverständliche Bestandteile der Heimat geworden. Das ehrwürdige Alte, das liebevolle Eingesponnensein von der Natur spielt bei solcher Bewertung eine große Rolle. Aber in erster Linie hängt die wohltuende Erscheinung und Wirkung von der instinktsicheren,

Digitized by Google

überlieferungsgebundenen, unpersönlichen, werkgerechten Haltung der Bauten ab. Sie konnte nur entstehen aus dem natürlichen und zugleich durch lange Geschlechter geschulten Empfinden für Aufbauverfahren, die man den bodenständigen Werkstoffen abringen und zumuten darf aus Erfahrungen, die sich im Handwerk niederschlugen. Neben derartige Bauweisen treten in neuer Zeit technisierte Bauverfahren in Eisen und Eisenbeton, Vorbereitung des Aufbaus in statischer Berechnung mit Formeln, Rechenschieber und auf dem Reißbrett, montagemäßiges Zusammenpassen der Bauglieder in den großen Fabrikationshallen, raffinierte Hilfsmaschinen auf dem Werkplatz und unerhörte Disziplinierung einer oft riesigen Gefolgschaft. Völlig andere Lösungen und Maßstäbe greifen Platz, andere Wirkungen in Baumasse, Form und Farbe entstehen. Und doch: neben ihnen erhalten sich als Teile der neuen Einheiten oder als kleinere und größere Wesen für sich auch die alten Lösungsarten: die neue und die alte Art des Werkschaffens kommen zu ihrem Recht, beide neben- und miteinander müssen den geordneten Ausdruckswillen der Gegenwart bekunden. Die Entwicklung schreitet weiter, die Notwendigkeit, die Natur nicht zu verunglimpfen, ist eine Selbstverständlichkeit geworden, die Grundlagen für ein kulturbewußtes Handeln sind zurückgewonnen.

Der wilde Bergbach, harmlos nur in regenarmen Zeiten, verändert immer von neuem sein Bett. Jede Schneeschmelze, jeder Gewitterguß entfesselt gewaltige Angriffe auf entgegenstehende Widerstände, lagert Steingeröll um, schwemmt Erdmassen weg, erleichtert den Absturz hier und verstopft ihn dort. Baumstämme und losgesprengte Steinstücke sind der gegebene Werkstoff, aus dem wasserfallartige Stufen, Schlamm- und Geröllfänge gebildet werden. Nach alter Handwerksregel werden die roh zurechtgeschlagenen oder vierkantig behauenen Stämme schichtenweise gelagert und verklammert, die Steinstufen und Futtermauern trocken aufgesetzt und an den gewachsenen Fels angeschlossen. Natur und Menschenwerk gehen hier schnell ineinander über, Baum und Strauch helfen leicht vermitteln, binnen kurzem fügt sich das Ganze selbstverständlich zu einer Einheit zusammen.

Weiter unten in den Vorbergen kann die natürliche Kraft des Wassers ausgenutzt und sein Abfluß geregelt werden. Hier wird ein Wehr, durch Fangvorrichtung vor Treibholz geschützt, so eingerichtet, daß sich der Bach aufstauen läßt, wenn die Wiesen oberhalb in trockenen Zeiten bewässert werden sollen. Bei Hochwasser sichert es, niedriger gestellt, den schnelleren Abfluß. Als schlichtes Schützenwehr wird es nach wie vor aus kräftigem Eichenholz in überlieferter Bauweise gefügt und in einen künstlich gezogenen Damm aus werkgerecht behauenen Bruchsteinen eingebunden. Muß der Sägemüller hoch oben in den Bergen ein spärliches Rinnsal über hochgestelzte Holzrinnen möglichst tief auf das kleine, schnell laufende oberschlächtige Wasserrad fallen lassen, um genügend treibende Kraft zu gewinnen, so kann der Korn mahlende Talmüller beim Wehr einen breiteren Werkkanal abzweigen. Der liefert mehr Wasser bei geringerem Gefälle, und das große unter- oder mittelschlächtige Wasserrad oder die moderne Turbine treibt seine Mühle. An die Stelle des Blockhausbaus ist der Fachwerkbau oder schon der verputzte Ziegelbau in der typisch heimischen, bäuerlichen Art getreten. Die Werkstoffe der Landschaft und die Haltung ihrer seit alters gewohnten Bauten bestimmen in Wänden, Dach, Gesamt- und Einzelhaltung den Charakter dieses Ingenieurbaus. Es liegt kein Anlaß vor, es darin heute anders zu halten als ehedem, wenn all die noch so schönen Dinge des deftigen oder zierlichen handwerklich-volkstümlichen Schmuckes abgestreift sind, die heutzutage nicht mehr ursprünglich geschaffen werden können.

Den Bach haben in seinem bisherigen Laufe schon zahlreiche Pfade und Wege gekreuzt. Ganz oben genügen dem Jäger, Holzfäller und Senner schon ein paar in Schritt- und Sprungabstand gewälzte Blöcke. Ein Stück abwärts sind zwei

Digitized by Google

mächtige, roh behauene Felsplatten auf drei Steinstützen gelegt. Nicht weit davon bildet der schwankende Holzsteg einen vergänglichen Behelf. Seine Balken und Bretter werden von einem Unwetter wie Streichhölzer von spielender Hand geknickt, bald aber vom Menschen ohne wesentliche Kosten ersetzt. Wo die Talwände zu enger Klamm zusammenrücken, überspannt den Bach ein waghalsig kühner alter Steinbogen. Seine niedrige Steinbrüstung schwingt aus zum seitlichen Schutz des aus dem Hang herausgearbeiteten Felsenweges. Weiter unten, wo der rasende Wassersturz immer noch keinen Brückenpfeiler im Bachbette zuläßt, ist für die Fahrstraße ein sinnreich kühnes Hänge- und Sprengewerk aus mächtigen Balken mit einer Bohlenfahrbahn von Ufer zu Ufer gestreckt. Das Gefüge war zu kostbar, als daß man es Wind und Wetter hätte schutzlos preisgeben dürfen. So sicherte man den ganzen Brückenweg satteldachförmig und schuf eine der leider in Deutschland überaus selten gewordenen holzgedeckten Brücken.

Wo die Bäche zu Flüssen geworden sind, tun noch heute schwere werksteingefügte Brücken aus der Römerzeit und dem Mittelalter ihren Dienst und andere elegantere aus dem 18. Jahrhundert. Die Standfestigkeit der alten Steinbrücken war durch zahlreiche Gefahrenmomente bedroht. Diesen vermochte man nur bis zu gewissem Grade mit Durchschnittserfahrungen, aber nicht mit wissenschaftlichen Berechnungen zu begegnen. So wurde bei ihnen die Dauerhaftigkeit durch einen gefühlsmäßig gewählten Sicherheitskoeffizienten gegen das Moment des Wasser- und Eisandranges, gegen Belastung, Schub und Verwitterung begründet. Werkstoffkosten, Arbeitslohn und Arbeitsdauer spielten nicht im entferntesten die Rolle wie heute. Auf eine möglichst waagerechte Fahrbahn kam es nicht an. Ließ man die Fahrbahn von beiden Seiten nach der Mitte stark ansteigen, so erhöhte man die Sicherheit des in die Widerlager eingespannten Baues und trug damit unwillkürlich zu einem besonders sinnfälligen Ausdruck der in der Brücke wirkenden Kräfte bei. Die wuchtigen, im Umriß schön geformten Baumassen, der Anlauf und zugleich Ausklang der Brückenenden sorgten für den wohltuenden Ausgleich zwischen Bauwerk, Fluß und Landschaft.

Es ist durchaus modern-praktisch und volkswirtschaftlich richtig gedacht, wenn man heute nicht nur Wegebrücken über Bachtäler, sondern auch hochgestelzte Bahnviadukte im Gebirge aus bodenständigem Bruchsteinmauerwerk statt in Eisen oder Eisenbeton ausführt oder wenigstens mit Naturstein verkleidet. So vermeidet oder beschränkt man das kostspielige Heranschaffen fremden Werkstoffes, erhält und bildet von neuem einen Stamm einheimischer Handwerker und versöhnt das Bauwerk mit den Wesenheiten der Landschaft. Auf Grund des Fortschritts der Technik entstehen viel leichtere und zuverlässigere Bauten von neuartig-reizvollem Ausdruck. Mit der Mär, daß sich „Schönheit" erst mit einem gewissen Mehr und Überschwang von geformter Baumasse über das zweckhaft Notwendige hinaus einzustellen vermöge, hat man kurz und bündig aufgeräumt.

Die heutige Ingenieurbautechnik ist im konstruktiven Gebrauch von Flußstahl und Eisenbeton von völlig neuen Gesichtspunkten ausgegangen. In den ersten Jahrzehnten der Nutzung dieser Werkstoffe für Gerüstbauten klammerte man sich noch krampfhaft an die Gesamterscheinung der alten Massivbauten und schuf unerfreuliche Zwittergebilde, die man häufig im Empfinden nicht geglückter Lösung nachträglich mit architektonischen Zutaten behängte. Jetzt hat man begonnen, den Eigengesetzen dieser Stoffe gerecht zu werden, ihre Eigenart unverhüllt und charaktervoll zu zeigen, und ist damit auf dem Wege, alter Werkbauschönheit eine neue Werkschönheitswelt ebenbürtig an die Seite zu stellen.

Beste Schrittmacherdienste leistet hier das gewaltige Werk der Reichsautobahn. Die außerordentliche Schlichtheit und damit besonders einprägsame Form ihrer

Digitized by Google

flach und in waagerechten Linien (ohne Bogenstellungen) gehaltenen Straßenbrücken von immer wiederkehrenden gleichen oder ähnlichen Ausmaßen ist ein besonders starkes Erziehungsmittel zum richtigen Sehen. Das Auge des auf diesen mächtigen Straßen Fahrenden betrachtet die Umwelt übrigens in völlig neuem Maßstabe. Zierlichkeiten, wie sie bei den oben geschilderten kleinen alten Ingenieurbauten den Ton angeben, würden hier völlig um ihre Wirkung kommen. Denn die Breite der Doppelstraßen, die Tatsache, daß sie im allgemeinen im Gegensatz zu den alleeartigen alten Landstraßen den Blick weit in die Landschaft nach vorn, rechts und links öffnen, wohl auch der Umstand, daß die Baum- und Strauchpflanzungen an ihnen noch winzig sind, der weitere, daß sie kleine Hebungen und Senkungen des Geländes ausgleichen, daß ihre Kurven ganz großzügig verlaufen, daß die auf ihnen entwickelte Durchschnittsgeschwindigkeit erheblich ist, lassen das Auge auf viel größere Entfernungen und Überblicke und auf das Wesentliche einspielen. Unser Maßstab schlechthin wird damit freilich nur bis zu gewissem Grade verändert; wir sollen keineswegs verlernen, das Kleine und Kleinste zu erfassen, das ja auch oft sehr wesentlich ist oder gar das Wesentlichste sein kann. Aber in jedem Falle weitet das Erleben der Reichsautobahn auch unseren geistigen und ganz gewiß den ästhetischen Gesichtskreis. Das Neue, das aus der Entwicklung des Verkehrs, aus der Überbrückung von Entfernungen und Gegensätzen einsichtsvoll gewonnen wird, ist ein Gewinn auch für unser inneres Erleben. Dieses Erleben muß ausgenutzt werden, auch für die Schaffenswelt des Bauingenieurs und des Landschaftsgestalters.

Daß der Landschaftsgestalter, der praktische Naturschützer und Heimatpfleger jüngsten Datums, bei der Linienführung dieser Großstraßen und dann bei ihrer Durchbildung im einzelnen ein gewichtiges und in vielem entscheidendes Wort mitzusprechen hat, kann nicht dankbar genug begrüßt werden. Die gute Anlage und Begrünung von Rampen, Böschungen und Einschnitten mag manchem gegenüber den vermeidbaren Härten in Teilen der Linienführung solcher Reichsautobahn als eine Nebensächlichkeit erscheinen. Das Gegenteil ist der Fall. Die Summe dieser Einzelheiten und die Tatsache z. B., daß solche Randneigungen brutal hart sein, ebenso aber sanft anlaufen und oben wieder organisch in die Fläche übergehen können, spielen entscheidend für die Gesamthaltung des Werkes mit, Bepflanzung mit Baum, Strauch und Hecke, Anschluß an alte Wege und Siedlungen, Gestaltung der Ruheplätze und Tankstellen und die Gesamtführung der Straßen derart, daß hervorragende Blickpunkte geschaffen werden — das alles sind bedeutsame Möglichkeiten, im Kleinen und im Großen die Brücke von der Landschaft zu dem Werk so harmonisch wie möglich zu schlagen. Eine scheinbar nebensächliche Einzelheit aber unterstreicht die waltende Gesinnung: der Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen hat die maßgeblichen Stellen des Heimatschutzes veranlaßt, im Verein mit seinen zuständigen Fachberatern beschleunigt eine Arbeit über das Thema „Mauerwerk" für den Gebrauch in der Praxis zu erstellen. In ihr sollen die althergebrachten Verfahren dargestellt werden, in denen aus Findlingen und Bruchsteinen in ursprünglicher oder vervollkommneter Weise Brüstungen, Mauern usw. errichtet werden, auch die guten Verfahren für Ziegelmauerwerk und Stampfbeton sollen behandelt werden. Zweck des Unternehmens ist, die meist vernachlässigten zünftigen Arbeitsweisen solcher Art klarzustellen, an den kleinen und kleinsten Aufgaben der Reichsautobahn aufs neue zu erproben und so dem Bauhandwerk in Stadt und Land wieder zugänglich zu machen.

Gerade die Reichsautobahnen als modernstes, weite Strecken überbrückendes Verkehrsnetz bereiten die neue deutsche Raumordnung und auch die mit ihr verbundene Gliederung von Siedlung und Wirtschaft entscheidend vor. Sie werden damit eine Fülle von industriellen Neubauten nach sich ziehen. Wenn diese künftig

Digitized by Google

mehr als bislang dezentralisiert auftreten, werden sie, ob groß oder klein, sich in ihrer Erscheinung mit dem Landschaftsbilde auseinanderzusetzen haben und neue Kraftleitungen und sonstiges sichtbares Zubehör zur Folge haben. Ist der Architekt in den letzten Jahren und Jahrzehnten erst durch lange Irrungen und Wirrungen hindurchgegangen, bis er jetzt beginnt, sich zu einer allmählich hoffentlich wieder stilbildenden Baugesinnung durchzuringen, so ist ihm der Bauingenieur in der vielfältigen Fülle seiner Werkaufgaben mit gutem Beispiel vorausgegangen. Er hat gelernt, man möchte fast sagen, kristallklar zu formen. Die Notwendigkeit, mit möglichst geringem Aufwande ausgesprochene Zweckgebilde zu schaffen, hat ihn — als nüchternen Konstrukteur im Verein mit einem ihm sich anpassenden Architekten oder auch als selbst formempfindenden Mann — eher als den Gestalter der Wohnhaus- und Monumentalbauten den rechten Weg finden lassen. Die Rücksicht auf die landschaftliche Umgebung läßt für eine Fülle von Ingenieurbauten — wir deuteten es schon an — den Gebrauch altgewohnter Werkstoffe, Aufbauverfahren und Formen als gegeben erscheinen. Für eine Fülle anderer Aufgaben neuer Art kommen aber in Material, Konstruktion und körperlicher Lösung Gestaltungsmöglichkeiten in Betracht, für die es in älterer Zeit noch keine Vorgänge gegeben hat. Hier verbieten sich natürlich jegliche faulen Kompromisse. Die neuartige Behandlungsart braucht und darf darum nicht feindlich der Natur und der kulturellen Gesinnung sein. Auch in bewußtem Gegensatz zu Altgewohntem und Vertrautem kann etwas Neues geschaffen werden, das durch richtigen Maßstab, durch Flächen- und Körpergliederung und -behandlung, durch richtige Platzwahl, durch Ausgleich mit Hilfe von Farbe, Baumwuchs und sonstigen sachgebundenen Einstimmungsmitteln sich Heimatrecht auf deutschem Boden und im deutschen Heimatbild erwerben kann. Jedem mit offenen Augen und unvoreingenommenen Sinnen Begabten werden gute Beispiele aus neuer und neuester Zeit bei diesen Forderungen und Feststellungen einfallen.

Umfangreiche, in der modernen Wirtschaft unentbehrliche Schöpfungen setzen sich mit ihrer Wucht und Größe in jeder Landschaft zwingend durch. Sie tun es zugleich in wohltuender Weise, wenn sie ihre Schönheit in werkgerechter Schlichtheit als Ausdruck erzielter innerer Ordnung des Gefüges und der Zweckbestimmung gefunden haben. Aber auch die kleinsten Bauaufgaben technischer Art müssen ebenso wie die bedeutendsten mit größter Sorgfalt behandelt werden. Wesensunterschiede gibt es zwischen beiderlei Art in keiner Weise. Zu jedem guten Gestalten aber gehört die Rücksicht auf die Umwelt, vor allem auf das Gotteswerk, das uns in deutscher Landschaft gegeben ist als Kraftquelle unseres Seins und Werdens[1]).

Hochmoorkultivierung, Landschaft und Arbeitsdienst

Von Max K. Schwarz in Worpswede

Seit etwa 50 Jahren besteht das Malerdorf Worpswede seltsamerweise inmitten einer Mooransiedlung. Es ist aber nicht etwa das wilde, düstere Moor, das die Maler angezogen hat, es sind die um 1760 kultivierten Flächen, die besonders heiteren Farbenglanz verstrahlen, einem häufigen Stimmungswechsel unterworfen sind, in einer ungemein reichen Vielfalt prangen und damit eine ungewöhnlich belebte Landschaft bewirken.

Worpswede liegt an der Nordlehne einer breit gelagerten sandigen Erhebung,

[1]) Vgl. vom gleichen Verfasser: „Naturschutz und Ingenieurwerk" (Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde).

Digitized by Google

die einen weiten Rundblick in das Land hinein gewährt. Dem Auge begegnet dort vielerlei im bunten Wechsel schmaler Feldstücke, üppig-grüner Weiden und Wiesen, darinnen eingestreut Gehöfte, umstanden von Baum- und Strauchwerk. In das Ganze sind kleine Waldstücke verwoben mit Baum- und Strauchzeilen an Gräben und solchen aus Birken an Wegen und Straßen.

Die Gehöfte leuchten aus dem Grün oder dem Blütenschmuck der Obstbäume blutrot hervor. Wie ein einziger großer Teppich liegt die Landschaft gebreitet, einstens wundersam dem Moor abgerungen, von dessen Wildheit heute noch der Name Teufelsmoor zeugt.

Eine düstere Moorlandschaft ist hier im zähen Kampfe zu einer heiter anmutenden fruchtbaren Kulturlandschaft gewandelt worden. Nur einige wenige dunkle Stellen in diesem farbig gewobenen Teppich lassen das Ringen um den heutigen Ausdruck ahnen.

Findorff, der große Kolonisator, hatte um Worpswede herum ein straffes, starr erscheinendes Grabensystem geschaffen mit eigenartig gestalteten Klappstauen, so daß die Kulturflächen entwässert, aber auch bewässert werden konnten. Ein Kartenausschnitt dieser Gegend zeigt deutlich das nüchtern wirkende reißbrettmäßig konstruiert erscheinende Grabensystem. Und doch hat die Zeit und mit ihr der einzelne Siedler durch der Hände Werk in seiner allmählich erstandenen Verbundenheit mit den Wesenselementen, so vor allem mit dem Wasser als dem Träger der Belebtheit im Moor, die malerische, gar nicht mehr so hart errungen erscheinende Landschaft erstehen lassen.

Dieses Verstehen der Wesensgrundlage im Belebten einer Landschaft — darum handelt es sich auch hier — ist noch zu allen Zeiten der Quell schöpferischer Tätigkeit gewesen. Je inniger sich dieses Verstehen gestaltete, um so mehr ist es Ausfluß der Arteigenheit der gewordenen oder der erst werdenden Landschaft. Eine Landschaft bleibt nicht in der jeweils erlebten oder vorgefundenen Verfassung, sie ist einer andauernden Wandlung unterworfen. Doch diesen Wandel zu leiten, ihn einmal schneller zu bewirken, einmal weit hintanzuhalten oder ihn gemäßigt sich vollziehen zu lassen, ist Aufgabe des Menschen, des Bauern. In den letzten 30 Jahren ist es auch in der Moorlandschaft um Worpswede nicht mehr gelungen, dem eigenmächtig sich dort einstellenden Wandel der Landschaft erkennend zu begegnen.

Bauer sein heißt nicht nur den Acker bestellen in jährlich wiederkehrendem Gleichmaß, sondern darüber hinaus der wahre Betreuer des Gesamtbelebten in seinem Betriebe sein und dieses mehr und mehr steigern. Der echte Bauer kultiviert, d. h. er „bildet", er „verfeinert", vor allem den Boden; er macht den Boden hierdurch offen, damit er Feinwirkungen aufnehmen kann, wie sie in Luft und Wasser vorhanden sind als die Grundlage aller Belebtheit, als Wesensinhalt des heute so häufig angewandten Begriffes „Biologie". Dieses Bilden und Verfeinern, das eigentlich unter Kultivieren im Landbau zu verstehen ist, mußte immer gröber werdenden Maßnahmen weichen, besonders auch beim Umwandlungsvorgang von Ödland und wildem Moor in Kulturland.

Früher wurde Stück für Stück des Unlandes vorgenommen und in vorsichtigem, bedächtigem Fortschreiten in seiner Bearbeitung als Kulturland gewonnen. Das neu gewonnene schloß sich an altes, bestehendes Kulturland an und wurde aus dessen überschießender Kraft im Belebten erschlossen und damit als Kulturland gegründet. Dieses Belebte aus dem schon bestehenden Kulturland bestand vor allem in organischem Dünger, in Mist und Kompost. Deshalb konnte früher Moor und Ödland mit Erfolg nur kultiviert werden, wenn das alte Kulturland in richtiger Pflege stand und aus der waltenden Sorgfalt heraus der Betrieb nicht nur Erzeugnisse in Milch, Eiern, Feld- und Gartenfrüchten abwarf, sondern darüber hinaus auch Mist und

Digitized by Google

Kompost für Neulandgewinnung erübrigt werden konnte. Diese verstehende Sorgfalt ließ allmählich Landschaften in farbenfrohem Schimmer als Ausdruck des in jedem größeren Landschaftsraum möglichen und erreichbaren Zusammenklangs entstehen aus dem, was in der Luft und im Boden lebt und sich in der Üppigkeit der Pflanzendecke widerspiegelt.

Dieser Zusammenklang ist nicht nur spürbar im Pflanzenbestand, in der Art, wie die Betriebe eingerichtet sind, sondern im Leben des Bauern selbst, in seinem Können. Je mehr von ihm die Landschaft in ihrer arteigenen Prägung, in ihrem Wesensgehalt verstanden werden kann, desto mehr wird auch sein Können daraus befruchtet.

Ein niedersächsisches Bauernhaus mit all dem einfachen, selbst gefertigten Gerät ist Zeuge von hohem Können, von Bauernkunst. Kunst kommt von Können, von einem Können, das entwickelt ist aus dem Erlebnis biologischer Zusammenhänge. Es erweist sich als ein unmittelbares Schöpfen aus der Quelle des Belebten selbst und tut sich für den Schöpfenden in jedem Handgriff kund. So konnte auch um Worpswede eine arteigene Bauernkunst entstehen, von der allerdings nur noch kümmerliche Reste wahrnehmbar sind, weil auch hier nach langer Geborgenheit sich der materialistische Geisteszug stark geltend machte. Wenn auch die Landschaft hier lange Widerstand bot, so ist sie doch jetzt in Gefahr, ihr einstiges Gepräge zu verlieren.

Die Landschaft um Worpswede hat bis vor kurzem Stoff und Kraft geboten für eine ausdrucksvolle Malerei. Neues könnte hier nur entstehen, wenn auch die mehr und mehr zerfallende Bauernkultur, die das Feinbelebte außer acht gelassen hatte, wieder zu einer Wirtschaftsweise gelangen könnte, die biologische Zusammenhänge in erster Linie berücksichtigt. Dieses Erlebnis an Worpswede ist zieldeutend und wegweisend, wie Kulturlandschaft und Kunstausdruck im tiefsten Zusammenhang miteinander stehen.

Das heutige Vorgehen in der Moor- und Ödlandkultivierung ist ganz anders geartet, als es eben an dem Beispiel Worpswedes geschildert werden konnte. Schon weil heute die Sachlage vollkommen verändert ist gegenüber früher, kann hier auf diesen alten, doch fruchtbar in Erscheinung getretenen Erfahrungen nicht gefußt werden. Die heutige Zeit stellt andere Anforderungen, und es ist ein Gebot, die vorhandenen riesenhaft ausgedehnten Wildmoore in kurzer Zeit in eine Kulturlandschaft umzuwandeln. Es ist auch nicht möglich, daß den neu zu gewinnenden Flächen aus schon bestehenden Betrieben organische Dünger zufließen können.

Jedoch werden zum Umbruch der wilden, oft gar nicht in einer ebenen Oberfläche vorhandenen Pflanzendecke kaum maschinelle Einrichtungen verwendet, sondern dies geschieht noch vielfach durch Menschenhand. Heute hat der Arbeitsdienst in der Moorkultivierung eine dankenswerte Aufgabe übernommen.

In Nordwestdeutschland sind es namentlich Hochmoore, die es zu kultivieren gilt. Da sind es Pflanzenteile in faseriger, verwoben erscheinender Verfassung, häufig viele Meter hoch aufgetürmt und wie ein Schwamm voll Wasser gesogen. Der Grundwasserspiegel ist in diesen Pflanzenbestandteilen uhrglasförmig aufgewölbt. Während die oberen Schichten nur locker gefügt sind, liegen die darunter befindlichen mehr verdichtet und fester in sich gepreßt. Moose und Seggengräser haben diese als Torf bekannte Pflanzenmasse erstehen lassen, auf deren oberster Schicht die gleichen Pflanzen immer wieder im Entstehen sind, und die in einer bestimmten Verfassung während ihres Vergehens von dem in den darunter liegenden Schichten befindlichen Wasser erfaßt werden und darin mumifizieren. So wird das Moor, weil es sich über dem Mineralboden auftürmt, also in die Senkrechte sich entwickelt, als Hochmoor bezeichnet.

Digitized by Google

Die Pflanzenbestandteile des Hochmoores verlieren in ihrer Verfassung als Torf diese als mumifiziert bezeichnete Eigenschaft nicht mehr. Sie befinden sich als Torf in einer schon mehr mineralischen Verfassung und schon auf dem Wege zur Kohlebildung hin. Eine Belebung des Torfes selbst auch in seinen Anfangsstadien als Moostorf, wie sie etwa dem echten Humus eigen ist, darf hier nicht erwartet werden. Wohl kann Moostorf in feinste, allerfeinste Teilchen zerfallen und äußerlich den Eindruck von belebter Erde in dieser feinen Verfassung erwecken. Die hier vorhandene Belebung geht jedoch nicht vom Torf aus, sondern von dem in ihm enthaltenen Wasser. Das Wasser schafft die Grundlage zur Entwicklung einer feinsten Pflanzen- und Tierwelt um den Torfkrümel, der nur Gefäß oder Schwamm des belebten Elementes Wasser ist.

Bei echtem Humus ist außer der an Torf gebundenen Belebtheit des Wassers noch eine solche — und das in erster Linie — aus den weiter verwesenden Pflanzenstoffen vorhanden; daher stellt ein belebter Erdhumus etwas viel Wertvolleres vor als der Torfhumus. Der heute vielfach zur Verwendung gelangende Torfdünger kann also niemals den echten Humus aus vollkommen verwesten Pflanzenstoffen auch nur annähernd ersetzen. Eine ständig geübte Düngung mit organischen oder anorganischen an Torf gebundenen Stoffen wird nach anfänglichen auch auf eine Reihe von Jahren sich erstreckenden guten Erfolgen zu einer allmählich stärker und stärker auftretenden Einschränkung der Belebtheit in gedüngtem Boden führen und je nach den vorgefundenen Bodenverhältnissen eine Vertorfung der bearbeiteten Flächen verursachen. Auf Mineralböden sollte daher keine an Torfstreu gebundene Düngerzuführung regelmäßig erfolgen. Diese eignet sich nur für Moorböden, in denen das Wasser allein das belebende Element ist im Gegensatz zum Mineralboden.

Grundsätzlich ist daher zwischen Moor- und Mineralboden zu unterscheiden: in dem einen ist das Wasser allein der Träger größerer oder geringerer Belebtheit, in dem anderen ist es neben dem Wasser der echte Humus.

Bei den Hochmooren ist die Mächtigkeit ihrer Schichtung maßgebend für die in Frage kommende Kultivierungsarbeit. Wo die Mächtigkeit einen Meter übersteigt, besteht das Bestreben, den Wasserschwamm Hochmoor zu erhalten, damit das Wasser die belebende Wirkung auf die oben nur in geringer Tiefe kultivierte Fläche ausüben kann. Ist die Mächtigkeit des Moores geringer, dann kommt ein Kuhlen oder Rigolen der Moorschicht mit dem darunter befindlichen Mineralboden in Frage, nachdem das Wasser aus der Moorschicht voll abgeführt ist und nicht wie im ersten Falle durch Stauklappen zurückgehalten wird. Häufig aber wird das Moor zur Gewinnung von Torf als Streu oder auch als Brenntorf ganz abgebaut und dann der darunter befindliche Mineralboden einer Kultivierung zugeführt. Hier wird die oberste vorgefundene lockere Moorerde vor dem Abbau des Moos- und Brenntorfes zur Seite gesetzt, und nachher wird sie mit dem zutage getretenen Mineralboden vermengt.

Dieses Verfahren wird „Verfehnen" genannt und namentlich in Holland mit großem Erfolg geübt. Zweifellos ist es das günstigste für den nachfolgenden Kulturpflanzenanbau, setzt aber die Verwendung des im Anbau erhaltenen Torfes voraus. Hier stößt es auf Schwierigkeiten, wenn sogleich so riesenhafte Flächen wie etwa im Weser-Ems-Gebiet auf einmal kultiviert werden sollen.

In Holland ist der Bedarf an Brenntorf sehr hoch, weil infolge staatlicher Zuschüsse der Preis des Torfes bedeutend niedriger gehalten werden kann als der der Kohle. Daher können dort die Moore verhältnismäßig schnell im Verfehnungsverfahren abgebaut werden.

In Ostfriesland wird durch das Großkraftwerk Wiesmoor auch eine Verfehnung des Hochmoores in großem Umfange vorgenommen. Mit drei großen, maschinell

Digitized by Google

betriebenen Baggern wird der Torf abgebaut und zum Trocknen in kleinen Haufen aufgesetzt. Zum größten Teil dient er als Heizmaterial für das Großkraftwerk selbst. Aus den Abdämpfen dieses Werkes werden große Gewächshäuserblocks erwärmt, ebenso auch unterirdisch Freilandflächen. In den Gewächshäusern werden vor allem Tomaten, Gurken und Erdbeeren gezogen, im Freiland Spargel. Der gewonnene Streutorf wird gegen Kuhdünger und Schlick eingehandelt und damit der von Torf befreite Boden verbessert und gedüngt. Das ist natürlich ein sehr günstiges Verfahren in der Erschließung ehemaliger Moorböden. Wo solche Kraftwerke eingerichtet werden können, ist dieser Art der Kultivierung unbedingt das Wort zu reden. Indessen werden diese Fälle vereinzelt dastehen, und das führt dazu, die schon genannten Verfahren in der Moorkultivierung zu berücksichtigen. Sie können häufig genug alle drei zur Anwendung gelangen.

Dies hat aber zur Voraussetzung, daß von vornherein eine Generalplanung aufgestellt wird. Sie erfordert als Grundlage eine Feststellung der verschiedenen Mächtigkeit des Moores; denn dort, wo der Mineralboden hoch ansteht, wird die Verfehnung oder das Kuhlen vorgenommen nach einer restlosen Beseitigung des aufgesogenen Wassers. Wo das Moor eine hohe Mächtigkeit hat, kommt zunächst die Kultivierung auf dem als Wasserschwamm zu erhaltenden Hochmoor in Frage. Später kann nach und nach und stückweise eine Verfehnung betrieben werden.

Aus dem Plane, der die verschiedene Mächtigkeit des Hochmoores anzeigt, ergeben sich organisch die Ansiedlungsmöglichkeiten, d. h. die Errichtung von Dörfern und Höfen.

Sie werden grundsätzlich dort aufzubauen sein, wo der Mineralboden hoch heraufreicht, also das Moor nur geringe Mächtigkeit hat und gleich von vornherein abgebaut werden kann. Je nach dem Ausmaß der Flächen mit hoch anstehendem Mineralboden wird im einen Fall der Errichtung von Dörfern, im anderen Fall der Errichtung von Einzelhöfen der Vorzug gegeben. Mineralboden muß auch in ausreichendem Maße für die Ackerwirtschaft vorhanden sein, die zweckmäßig unmittelbar um das Dorf oder den Einzelhof entwickelt werden soll. Die gewählten Besiedlungsplätze sind maßgebend für die Anlage von Straßen und Wegen. Es zeigt sich also, daß sich das eine aus dem anderen ergibt, und daß für einen Generalplan der Moorkultivierung als erstes die Besiedlungsplätze festzulegen sind. Vielfach besteht heute aber nur ein Erschließungs- und Entwässerungsplan, und es steht nicht fest, wie die Siedlung selbst einmal aufgebaut werden soll.

Mit der Kultivierung der Fläche zugleich ist ihre räumliche Gestaltung durch Anlage von Waldungen, Großraum- und Kulturraumschutzpflanzungen zu betreiben. Bisher sind hier höchstens Pflanzungen um Siedlungshöfe und an den Straßen entlang entstanden und einige kleinere Mineralbodenerhebungen im Moor aufgeforstet worden, jedoch ohne daß man bewußt auf das Entstehen einer Gesamtlandschaft geachtet und darnach die Wahl der Gehölzpflanzungen getroffen hätte. Auch erfolgten diese Anpflanzungen erst nach und nach und setzten nicht mit dem Beginn der Kultivierung ein. Kaum irgendwo mehr als bei der Kultivierung von Moorländereien ist die Schaffung von Landschaftsräumen und innerhalb dieser von Kulturräumen notwendig.

Neben den Besiedlungs- und Erschließungsplänen ist deshalb auch ein Plan für die Landschaftsgestaltung zu entwerfen. Im wahrsten Sinne des Wortes hat bei der Kultivierung von Wildmoorflächen von Grund auf eine neue Landschaft zu entstehen, und dies geschieht keineswegs dadurch, daß in schier unendlicher Ausdehnung sich Feld an Feld und Wiese an Wiese reiht. Die Landschaft wird erst zu einer solchen durch eine räumliche Gliederung. Ihre Arteigenheit bildet erst der Raum

Digitized by Google

aus. In den weiten ebenen Hochmoorflächen kann dieses Räumliche jedoch nur durch Gehölzpflanzungen gewonnen werden.

Landschaftsräume wirken wie zusammenfassende Gefäße für Austausch- und Wandlungsvorgänge über und im Boden. Das ist in dem Begriff „Die Scholle züchtet" deutlich erlebbar. Die Scholle ist in diesem Falle als ein Ganzes mit Boden, Pflanze und Umwelt zusammengenommen zu betrachten. Das an die Scholle gebundene Räumliche wirkt auf das ständige Wechselspiel zwischen Einflüssen aus der Luft, wie Licht, Wärme, Luftfeuchtigkeit, und dem, was an Verdunstungen und Ausströmungen wie etwa Kohlensäure vorhanden ist, aufnehmend und zurückhaltend ein. Der Raum wird damit zum Erhaltenden der wachstumfördernden Einflüsse, wenn er richtig ausgestaltet ist.

Krasse Witterungseinflüsse wie Stürme, austrocknende Winde, Schlagregen, harte Trockenfröste, übermäßige Wärmeeinstrahlungen werden abgewehrt durch das im und über dem Raume arteigene Atmosphärische und häufig so mild gestaltet, daß die vorher vorhandenen zerstörerischen Eigenschaften in wachstumsfördernde umgewandelt werden.

Der landschaftliche Großraum einer kultivierten Moorfläche entsteht durch die die Moorfläche umziehende Großschutzpflanzung, die aus einem 5—10 Meter tiefen Mischholzstreifen bestehen kann. Eine Unterteilung eines solchen Großraumes entsteht durch die Anpflanzung an den Straßen und Gräben. An ersteren wird, wenn sie windgekehrt liegen, auch ein bis zu drei Metern breiter Mischholzstreifen anzulegen sein. Straßen und Gräben führen zu den Dörfern und Höfen hin, die wiederum von Baum- und Strauchgürteln umgeben liegen. Auf diese Weise erfährt der Großraum eine organische Unterteilung in Kulturräume, die wieder eine Untergliederung durch Heckenzüge um Wiesen und Weiden sowie um die Gärten herum erfahren.

Das einem Landschaftsraum Arteigene in Klima-, Lage- und Bodenverhältnissen wird durch die erwähnten Untergliederungen in kleinere Räume mit den dadurch zu erreichenden Kleinklimaten in seiner Gesamtheit günstiger gestaltet.

Mit Baum- und Strauchwerk wird auch die Pflanzengesellschaft vergrößert, aus der heraus ein biologisches Gleichgewicht gegenüber dem Kulturpflanzenbau hergestellt zu werden vermag.

Endlich gewähren Baum- und Buschwerk willkommene Brutstätten und Unterschlüpfe für die nützliche Vogelwelt, desgleichen Wohnstatt und Rückhalt in der Dichtigkeit am Fuße für Igel, Kröte und manch nützliches Insekt.

Gewöhnlich wird der Einwand gemacht, auf dem Wildmoor seien keine Gehölzpflanzungen hochzubekommen, hierzu müsse der Boden durch Düngung erst belebt werden. Es ist richtig, daß im allgemeinen die belebte Schicht im Moor zu dünn ist und infolge des hoch anstehenden Wassers die Wurzeln dieser Bäume und Sträucher nicht tief genug reichen können. Deshalb soll der Grabenaushub, der bei der Durchführung der Entwässerungsgräben gewonnen wird, sogleich als Wall in etwa einem Meter Abstand neben dem Entwässerungsgraben parallel verlaufend aufgehäuft werden. Eine gleichzeitig vollzogene Abdeckung des Pflanzenwalles für die Gehölze mit gewonnenen Jungheidesoden verhindern dessen Austrocknen. Das im Wall gehäufte Moor vermag sich infolge des hohen Feinfeuchtigkeitsgehaltes und des erhöhten Luftzutrittes schnell zu beleben und bietet dadurch den auf den Wall gesetzten Gehölzen eine günstige Grundlage für ihr Gedeihen und ihre spätere Entwicklung. Demnach lassen sich gleich von vornherein Gehölzpflanzungen im aufzuschließenden Wildmoor durchführen.

Für den Siedler ist in Zukunft, wenn ihm das Land zugeteilt wird, schon ein Räumliches vorhanden und er fällt nicht wie bisher der Kulturkrankheit mit

Digitized by Google

seinen „ausgepowerten" Böden anheim, nachdem das bißchen noch vorhandene Belebung durch krasse Witterungseinflüsse verweht worden ist.

Auch der Arbeitsdienst wird an seine Pionierarbeit in der Erschließung von Mooren mit noch größerer Befriedigung herangehen, wenn sich sein Wirken bis in die praktische Durchführung der landschaftlichen Gestaltung hinein erstrecken kann. In den Abteilungslagern mitten in den Mooren kann für die pflanzliche Einrichtung einer Siedlerstelle sogleich ein Musterbeispiel entwickelt werden. Dort läßt sich auch darstellen, wie mit dem Urbarmachen zugleich Räume zu entstehen haben, vielleicht zunächst nur durch das Aufschütten eines Schutzwalles, der mit Reisig besteckt wird und hinter dem dann die endgültige Schutzpflanzung geschützt heranzuwachsen vermag.

Bei der Anlage des Lagers wird das siedlerische Grundgesetz, Schaffung von Schutz, voll verwirklicht werden können.

Der Arbeitsdienst wird aus seiner praktischen Erfahrung heraus immer mehr dazu kommen, den Gütestandpunkt innerhalb seiner Arbeitsmaßnahmen zu vertreten. Nur der nachhaltige Erfolg, die gründliche Fundierung einer gesicherten Wirtschaftsführung des auf siedlungsreifem Gelände angesetzten Siedlers bedeutet auch Erfüllung der Pionieraufgabe des Arbeitsdienstes. Die bisherigen Kultivierungsweisen reichen nicht aus, das hier gesteckte Ziel zu erreichen. Aus einer normalen Wirtschaftsführung entlehnt, sind diese Kultivierungsmaßnahmen ungeeignet für eine Kulturlandgewinnung. Hier darf nur der Gesichtspunkt der Gütearbeit walten unter unbedingter Wahrung und Förderung des Belebten, das z. B. in der vorgefundenen Pflanzendecke vorhanden ist.

Heute noch wird diese rücksichtslos mit der obersten belebten Schicht zusammen in den Untergrund „gebuddelt", statt daß man sie abhebt, in Mieten aufsetzt, zu einem wertvollen belebten Kompost heranreifen läßt, nachher auf dem rigolten, gekuhlten oder verfehnten Land aufbringt und so die dort gering vorhandene Belebtheit des Bodens anreichert und festigt. Gewiß entstehen dabei Mehrarbeit und Kosten, aber diese sichern nachher das Auskommen des angesetzten Siedlers, der bisher meist ohne weitgehende Unterstützung für Folgeeinrichtungen versagte und nachträglich dem Staate eine erhebliche Belastung brachte.

Wird es gelingen, mit Hilfe des Arbeitsdienstes bei den Kultivierungsmaßnahmen den Gütestandpunkt durchzusetzen bis hin zur Raumgestaltung, dann werden auch aus den Reihen der Arbeitsdienstmänner Siedlerpioniere hervorgehen, die bevorzugt anzusetzen sind. Das Erreichen der Siedlerreife für eine frühere Ödlandfläche in dem hier geforderten Sinne ist eine Aufbautat ersten Ranges. Sie könnte ihren Lohn darin finden, daß den bei solcher Pionierarbeit bewährten Arbeitsdienstmännern der Weg als Siedler geebnet wird, und daß sie auch in den von ihnen erschlossenen Gebieten Ansatz finden.

Was in der Landschaft um Worpswede als Besiedlungsziel erreicht worden ist, und was in der arteigenen Belebtheit, in dem seltsamen Farbenglanz auch heute noch Ausdruck findet, kann durch den Arbeitsdienst auch im Weser-Ems-Gebiet oder auf anderen Wildmoorflächen zustande gebracht werden.

Das ernste Streben nach Güte führt zu den Schöpferquellen der Natur und jenem tiefen Siedlererlebnis, das den Begriff Blut und Boden vollends verstehen läßt. Er fordert für jeden Bauern heute ein inneres Ersiedeln seiner selbst, der Bauer wird damit seiner Scholle, vielmehr dem Belebten in ihr, nähergeführt. Bauer sein heißt Gestalter sein an der Landschaft, Gestalter seines Betriebes als eines Wesensgliedes der Landschaft. Damit ist der Bauer Aufbauender an allem, was die Volkskraft fördert und erhält.

Digitized by Google

Jaspar

Erzählung von Gunnar Gunnarsson

Sie hatten ihn am Strand gefunden neben ein paar Wrackstücken und zwei toten Menschen. Nur der Junge gab noch Lebenszeichen von sich. Er mochte etwa zehn Jahre alt sein.

Viel Leben war nicht mehr in ihm. Aber sie trugen ihn heim, legten ihn ins Bett, gaben ihm warme Milch zu trinken, flößten sie ihm ein; denn er war ganz erschöpft, der arme Wicht, und konnte weder etwas heraus- noch etwas herunterbringen. Von der Kälte erholte er sich; doch nur, um gleich in Hitze zu verfallen. Und jetzt war seine Zunge wahrlich gelöst. Er redete viel, redete ununterbrochen, jedoch in einer Sprache, die niemand verstand noch kannte. Deutsch? Französisch? Türkisch? Spanisch? Es gibt so viel Sprachen in der Welt — wer kann sie alle kennen! Jedenfalls war es eine Sprache, die niemand verstand. Sofern es überhaupt eine irdische Sprache war. Aus einem anderen Landesteil hatte man von einem Mädchen erzählen hören, das plötzlich in Zungen zu reden begann und eine Kuh „Bagga" nannte, ein Pferd „Lu", einen Hund „Bör", den Menschen „Lana" und ihren Schöpfer „Begg" — wer weiß, wie sie dazu kam. Und noch andere ähnliche Worte. Das reinste Kauderwelsch. Und die bis an ihr Lebensende dabei blieb, die Kuh Bagga zu nennen, das Pferd Lu, den Hund Bör, andere Menschen Lana und ihren Schöpfer Begg. Eine Sprache war es also — woher sie sie auch haben mochte. Und eine Sprache war wohl auch dies hier, wenn auch kein Mensch ein Wort davon verstand.

Man schob die Beerdigung der beiden angetriebenen Leichen noch etwas auf. Man meinte, der Knabe würde sich weniger einsam fühlen, wenn er sie begleiten könnte, als wenn er allein hinterdreinkäme. Und jedenfalls war es am besten, wenn er bei den Seinen blieb.

Aber schließlich dauerte es mit seinem Sterben doch zu lange, und da man es nicht mehr aufschieben konnte, begrub man die beiden Unbekannten auf dem „französischen" Friedhof draußen am Strand. Wer sie auch sein mochten — dort waren sie immerhin mehr zu Hause als unter den Bewohnern dieses Küstenstrichs.

Der Knabe mußte noch monatelang liegen, aber das Ende war, daß er sich erholte. So wollte es wohl sein Schicksal, daß er noch länger in einer Welt wanderte, deren Prüfungen er schon so gut kannte — eigentlich etwas zu gut für ein Kind seines Alters. Ach, ja ...

Auf einem ärmlichen kleinen Strandhof wohnte ein ältliches Paar, das sich seiner annahm. Die See hatte ihnen den Knaben zur Pflege geschickt. Die See, ja — was die doch alles austüfteln konnte. Vor Jahren hatte sie ihnen die beiden eigenen Söhne genommen. Jetzt hatten sie den hier — solange es dauerte. Mit ihm reden konnten sie nicht. Aber jedesmal, wenn sie hereinkamen, lächelte er ihnen blaß von seinem Bett aus zu.

Sie hatten ihn so oft nach seinem Namen gefragt. Schließlich hatten sie herausgefunden, daß er wohl so ähnlich wie „Jaspar" heißen mußte. Anders wußten sie ihn jedenfalls nicht zu nennen. Im ersten halben Jahr wußten sie überhaupt nicht viel anderes zu ihm zu sagen, als „Na, Jaspar" oder „He, Jaspar!" Und der Junge lächelte verständnisvoll, weil er sah, wie gut sie es mit ihm meinten, die beiden Alten, und daß sie ihm in jeder Beziehung wohlwollten. Er fühlte sich wohl bei

Digitized by Google

ihnen. „So ein armes Vögelchen", seufzte die Frau. „He, Jaspar, aus dir kann mit der Zeit noch ein tüchtiger Bursche werden!" brummte der Mann. Sie kamen gut miteinander aus.

Als Jaspar dann aufzustehen begann, kam eines Tages der Bezirksvorsteher zu ihnen. Jetzt müßten sie wohl bald daran denken, den Jungen, den sie am Strand aufgelesen hatten, in sein Heimatland zurückzuschicken, meinte er scherzend zu den beiden Alten. Sie widersprachen ihm nicht. Gehorsam gegen die Obrigkeit war etwas, was sie mit der Muttermilch eingesogen hatten. Außerdem würde es ja wohl für Jaspar das beste sein, wenn er zu seinen Leuten und seiner Familie zurückkam. Denn was konnten sie beide ihm bieten?

„Ja, gewiß", murmelten die beiden zu gleicher Zeit, und die alte Frau wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel — der Rauch schlüge heute besonders schlimm herein, erklärte sie; aber jetzt wolle sie dem Herrn Vorsteher eine Tasse Kaffee kochen.

Indessen blieb es vorläufig bei den Worten. Dicht nebeneinander saßen die beiden Alten und machten betrübte Gesichter, während der Bezirksvorsteher sich abmühte, aus Jaspar herauszubringen, woher er stamme und wo er zu Hause sei. Er mußte es aufgeben. „Ich weiß schon, was für eine Sprache er spricht", sagte er und kratzte sich hinterm Ohr, „und ich verstehe sie auch. Die Sprache an sich. Aber dieser Knabe hat einen Sprachfehler; er ist nicht zu verstehen. Es soll gar nicht so selten vorkommen, daß den Menschen die Stimme einrostet und sie falsch sprechen, wenn Wasser in die Nase und die Ohren eindringt, die nur für Luft eingerichtet sind ..." Der Vorsteher bekam eine Tasse Kaffee und ging nach weitschweifigen Erklärungen fort; im übrigen war er so klug wie zuvor.

Hier mußte ein sprachkundigerer Mann her; und eines schönen Tages kam der Pfarrer. Es ging ihm nicht besser. Der Vorsteher, der ihn begleitete, hatte erst etwas gedrückt dabei gesessen; jetzt wurde er plötzlich groß. Ob es nicht am Ende hebräisch sei, was der Junge spräche? Oder mesopotamisch. „Hebräisch ist es nicht", erklärte der Pfarrer kurz, „die andere Sprache kenne ich nicht." Der Bezirksvorsteher bot ihm eine Prise an. „Griechisch ist es also nicht", entschied er und schielte nach den Augen des Pfarrers. „Nein, doch wohl mesopotamisch!" Der Vorsteher nahm eine tüchtige Prise Schnupftabak. „Ich habe es ja gleich gesagt, die Sprache ist schon recht, aber der Bursche hat einen Sprachfehler. Nicht einmal unser Herrgott wäre imstande, ihn zu verstehen." Jetzt erhob sich der Pfarrer und ging, und so mußte auch der Vorsteher abziehen.

Aber er kam später wieder — er war nicht umsonst Vorsteher in seinem Bezirk. Und jetzt wußte er Rat. Er ließ sich eine Schere und eine alte Zeitung geben, schnitt ein Boot aus, schnitt einen Jungen aus, zeigte auf das Fahrzeug, schwenkte den Papierknaben zwischen zwei Fingern und sagte eindringlich: „Jaspar! Jaspar!"

Jaspar nickte mit großen Augen, zum Zeichen, daß er verstand; und so angespornt ging der Vorsteher weiter, wies über das Wasser hin, setzte den Papierknaben in das Boot, tat, als ließe er es aussegeln, schaukelte es, stürzte es um. Da begann Jaspar jämmerlich zu weinen.

„Aha!" triumphierte der Vorsteher, „jetzt sind wir ihm auf der Spur!"

Die Alte stand auf. „Mit Tränen soll er nicht weg von hier", sagte sie leise, aber doch bestimmt. „Außer ihr bringt ihn mit Gewalt fort."

„Wollt ihr ihn denn aufziehen?" fragte der Bezirksvorsteher erleichtert; denn eine solche Spur im Dunkeln führt ja ebensooft im Kreise herum wie zu irgendeinem Ziel; und er hatte jetzt den Trumpf in der Hand, daß er es nicht etwa aufgab, weil er nicht weiter wußte, sondern aus reiner Freundlichkeit. „Na ja ... Dann können wir die Zeit abwarten und sehen, ob jemand kommt und Ansprüche geltend macht."

Dabei blieb es.

Digitized by Google

Sobald der Bezirksvorsteher diesmal fort war, trocknete Jaspar die Augen, griff eifrig nach Schere und Zeitung, schnitt ein Schiff mit Masten aus, schnitt einen Mann aus, schnitt zwei Männer aus, alles in allem zehn Männer und einen Knaben, zeigte mit weitaufgerissenen Kinderaugen den beiden Alten das Schiff, schüttelte es, zerfetzte es, verstreute die Leute und den Jungen in der Stube, hob dann den Knaben wieder auf, ballte die Hand, in der er ihn hielt, zur Faust und schlug damit gegen seine Brust: „Jaspar! Jaspar!"

In seinen weitgeöffneten Augen lasen die beiden mehr als nur Angst und grauenvolle Erinnerung; es stand auch Spannung darin, auch eine Frage.

Da hob der Alte seufzend zwei von Jaspars Papiermännern auf und — legte sie beiseite.

Jaspar sprang von seinem Schemel hoch, auf dem er während des Ausschneidens gesessen hatte, ungeduldig, ungläubig, mit leuchtenden Augen. Er zerrte an dem alten Mann, sprang um ihn herum, zog ihn mit sich aus der Hütte — es war nicht zu verkennen, er wollte wissen, wo.

Da blieb wohl nichts anderes übrig ... Der alte Mann nahm ihn fest an die Hand und ging mit ihm hinaus auf den französischen Friedhof am Strand — nichts als ein paar steinige Hügel. Auf manchen standen hölzerne Kreuze oder nur noch ein Pfahl, von dem das Querholz abgefallen war, oder ein Kreuz, dem ein Arm fehlte. Auf einem der Gräber lag in einem kleinen Gehäuse ein Kranz aus bunten Perlen unter Glas. In dem Sand zwischen den Gräbern stand ein verrostetes Kreuz von Eisen, und ein Christus aus blauschwarzem Erz hing daran.

Auf diesem Fremdenkirchhof, auf dem man sich plötzlich wie in einem anderen Lande vorkam, blieb der alte Mann mit dem Knaben stehen. Weit hinten sah man die alte Frau zwischen den Hügelreihen heranhumpeln.

Jaspar begriff nicht gleich, was für eine Stätte dies war, oder was er hier sollte. Er sah die Kreuze an, sah das Kruzifix an — und plötzlich bekreuzigte er sich, beugte die Knie, murmelte etwas. Weshalb ihn aber der Alte hierhergeführt und was er ihm zu sagen hatte, das verstand er erst ganz, als dieser die beiden Papiermänner nahm, ein Kreuz über sie schlug und sie behutsam nebeneinander auf einen der steinigen Hügel legte. Jaspar beugte sich zu dem Hügel hinunter, brach in die Knie, warf sich über ihn hin — weinte herzbrechend.

Der Alte setzte sich auf einen Stein in der Nähe. Und blieb dort sitzen. Bald darauf kam die alte Frau dazu; setzte sich auf einen anderen Stein, etwas hinter ihm. Sie sahen den Knaben nicht an, sahen wohl überhaupt nichts Bestimmtes an, saßen nur so da.

Endlich hob Jaspar den Kopf, stand auf, trat zu ihnen, lehnte seinen müden, schmerzenden Kopf an die alte Frau. Er weinte nicht mehr. Sie spuckte auf ihren Schürzenzipfel und wischte die Tränenspuren von seinem Gesicht. Er war ein hübscher Junge, der Jaspar; und ein so guter Junge.

Und so blieb Jaspar bei den beiden alten Leuten in der Hütte, ruderte mit dem Mann auf Fischfang, lernte Gras mähen und Schafe hüten, lernte auch allmählich die Sprache, die seine Pflegeeltern redeten. Er schien das meiste vergessen zu haben, was er erlebt hatte. Er sprach auch nicht gern davon.

„Ich habe gewiß keine Eltern — dort, wo ich hergekommen bin", antwortete er ausweichend, wenn sie ihn fragten. „Und jetzt seid ihr meine Eltern. Es ist nie anders gewesen!"

Diese Worte mußten die Alten gewiß erfreuen. Ihr Jaspar liebte sie, wie sie ihn. Ohne ihn wären sie jetzt sehr einsam. Der gute Junge, daß er bei ihnen geblieben war! Und wenn er die Vergangenheit durchaus vergessen wollte — nun, so mochte

Digitized by Google

vergessen sein. Hatten sie im Grunde jemals einen anderen Jungen gehabt als par? ...

So gingen viele Jahre hin. Dann starb der Alte.

Jaspar wohnte weiter bei der alten Frau in der Hütte, besorgte das bißchen rtschaft auf dem Hof, fischte und errichtete in seiner freien Zeit eine steinerne ufriedigung um den französischen Kirchhof. Er schien an keine Veränderung zu ken.

„Sich unbekümmert stellen, ist sicherlich gut und recht, Jaspar, und noch besser, es sein", sagte die alte Frau eines Tages zu ihm, „was willst du aber eigentlich fangen, wenn ich einmal sterbe?"

„Hierbleiben, denke ich", antwortete Jaspar und sah sie verwundert an.

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

Eines Tages ließ sie sich von ihm nach dem Kirchspiel hinein rudern — ihre Hütte g ja ein gutes Stück weiter draußen nach der Fjordmündung zu. Und es blieb cht bei diesem einen Ausflug. Sie ließ sich zwei-, dreimal dorthin rudern, in esem Sommer und auch im nächsten. „Jetzt geht es bald mit mir zu Ende", sagte zu ihm. Jaspar blickte von den Rudern auf — seine Augen strahlten sie an. „Bist t deswegen so unruhig geworden, Mutter?"

„Ja, mein Junge, wohl deswegen." Sie schwiegen den Rest des Weges.

Jaspar blieb unten im Boot zurück, während sie ihre Geschäfte auf den Höfen ledigte. Er war ein so eigentümlicher Bursche, der Jaspar, er mochte nicht gern nter Menschen kommen. „Es muß irgendeine Furcht in ihm stecken, von der wir ichts wissen", erklärte die Alte ihren Zuhörern; aber ein so guter, treuer Mensch ie er, wenn der erst einmal ..." „Ja, das hätte man ja gesehen", antwortete ıan ihr.

Eines Tages hatten sie auf dem Heimweg ein junges Mädchen mit im Boot. Jaspar war klug genug, zu begreifen; er betrachtete sie neugierig. — Er hatte sie hon früher gesehen; es wäre ihm aber niemals eingefallen, daß er sie heiraten ollte. Oder heiraten könnte. Einen so kühnen Gedanken hatte Jaspar noch nie edacht. Seine alte Mutter, die hatte Mut, das mußte man sagen. Er begegnete hren Greisenaugen und lächelte vergnügt. Dann mußte er wieder das Mädchen nsehen. Blond und drall war sie und hatte eine flaumige Haut. Anfangs wollte ie seinem Blick nicht standhalten. Als er aber einmal ihr Auge auf sich ruhen ühlte, lächelte er ihr zu, und sie erwiderte sein Lächeln. Damit war sozusagen alles abgemacht. Wenn es das nicht schon im Voraus gewesen war.

Jaspar begann ohne viele Worte ein Haus zu bauen. Die Hütte war ja alt und baufällig. Er nahm sich Zeit, baute dicke Mauern aus Steinen und dichtete sie mit Rasen ab. Aus Treibholz vom Strand verfertigte er Türen und Fenster, anderes schnitt er zu Schalbrettern zurecht.

Als die Hütte fertig stand, verheiratete er sich mit Katrin, dem jungen Mädchen, und sie zogen ein. Die Alte aber blieb in ihrer Hütte und war nicht zu bewegen, sie zu verlassen. So ganz konnte sie es Jaspar nicht verzeihen, daß ihm die Hütte nicht mehr gut genug war.

Jaspar und Katrin bekamen viele Kinder — anfangs alljährlich eines. Jaspar ließ sie auf isländische Namen taufen, man glaubte aber zu wissen, daß er ihnen im stillen andere Namen gab: seltsame, fremde Namen. Gott weiß, ob nicht die unschuldigen Kleinen dadurch verhext und schweren Schicksalen und dunklen Kräften ausgeliefert wurden? Ein Trost war es immerhin, zu hören, daß sie sich meistens bei der Alten in der Hütte aufhielten. Als sie tot war und die Kinder größer wurden, spielten sie unten am Strand und auf dem französischen Friedhof. Nach allem, was man wußte, waren es brave Kinder und christlich in Zucht gehalten.

Digitized by Google

Das elfte Kind, ein Knabe, wurde Jaspar getauft. Mehr Kinder bekamen Jaspar und Katrin nicht.

Jaspar war ein tüchtiger Mensch und ein guter Mensch und erwarb sich mit zunehmendem Alter immer größere Achtung bei seinen Gemeindegenossen. Mochte er herstammen, woher er wollte, meinetwegen aus jenen Wunderländern auf dem Meeresgrunde! Anfangs hatte er eine fremde Sprache gesprochen — nicht einmal die gelehrtesten Leute hatten ihn verstanden. Aber wie dem auch sei — er war zu einem tüchtigen Mann herangewachsen. Niemals fiel ein böses Wort zwischen Jaspar und Katrin. Niemals ein böses Wort! Nur waren sie gleichsam nicht dazu geschaffen, ihre Angelegenheiten miteinander zu besprechen. Katrin hatte wieder und wieder versucht, ihn auszufragen. Was sie dabei erreicht hatte, war aber nicht der Rede wert, es war weniger als nichts. Vielleicht redete Jaspar nicht gern darüber, was ihm noch aus der Zeit vor dem Schiffbruch im Gedächtnis haftete; denn irgend etwas mußte der Mann doch noch wissen! Oder hatte er wirklich alles vergessen, was davor lag?

Jedenfalls — und das war es, was Katrin am meisten verwunderte —: so offen sein Blick und seine Zärtlichkeit waren, so verschlossen blieb sein Mund. Vielleicht lag der Grund darin, daß er mit der Sprache hier niemals so ganz vertraut geworden war. Aber wie es sich auch erklären mochte: wenn Katrin ein seltenes Mal etwas über seine Kindheit zu erfahren suchte, dann blickte er gern über den Strand und den französischen Friedhof hin, wo ihre Kinder spielten, schüttelte den Kopf und murmelte: „Es ist nie anders gewesen ..."

Als Jaspar starb, erhoben sich Zweifel, wo man ihn begraben sollte. Die Witwe wollte ihn auf dem französischen Friedhof begraben lassen — dort lägen doch schon zwei von „seinen Leuten". Der Pfarrer meinte aber, das könne man nicht gut machen; es könne leicht Anstoß erregen. Nach so vielen Jahren, und wo doch seine Kinder getauft und konfirmiert wären, müßte man schon sagen, daß er zur Gemeinde gehöre, in der er ja seinerzeit auch getraut worden sei. Selbstverständlich wurde es nach dem Willen des Pfarrers gemacht.

Als Jaspar beerdigt und das Grab zugeworfen war, stand Katrin mit den Kindern, erwachsenen und halberwachsenen, noch eine Weile am Grabe. Da standen sie, betrübt und mit einer eigenen Leere im Herzen, alle miteinander merkwürdig verlassen und gleichsam gestrandet. „Nach Hause ist er also nicht gekommen", sagte Katrin und weinte heftiger. „Nicht einmal ruhen durfte er bei den Seinen."

Sie und die Kinder lebten des Glaubens, die Bitternis ihrer Trauer, die Qual ihrer Verlassenheit rühre davon her, daß Jaspar nicht auf dem französischen Friedhof begraben lag, wo sie ihn nah bei sich gehabt hätten, wo seine Landsleute lagen; schon in dieser Begrenzung bargen sich die ersten Keime von Trost und Vergessen.

(Deutsch von Helmut de Boor.)

Drei unbekannte Briefe Joseph Victor von Scheffels an Wilhelm Heinrich Riehl

Mitgeteilt von Walter Krieg in Berlin

Nicht immer läßt sich eines Dichters zweifache Wirkung so klar und eindeutig nachweisen wie an Joseph Victor von Scheffels Werk. Dieser wandernde und dichtende Germanist ist viel tiefer ins Volk gedrungen, als man gemeinhin annimmt und zuzugeben geneigt ist: Er ist nicht nur der Lieblingsdichter eines akademisch gebildeten Bürgertums und romantisch-

Digitized by Google

schwärmender Jugend gewesen, er war darüber hinaus in seiner Gesamterscheinung ein wahrhaft volkstümlicher und kerndeutscher Erzähler und Sänger; die Gesamthaltung seines dichterischen Werkes ist vorbildlich und leider nur bisher zu wenig gewürdigt.

Die allgemeine Literaturgeschichtsschreibung hat ihn — mit Ausnahme Adolf Bartels' — bequem und mit gewisser Systematik, deren Beweggründe erst heute einer breiteren Öffentlichkeit in vollem Umfange verständlich werden, gern verantwortlich gemacht für die Butzenscheibenlyrik und Trompeterromantik seiner vielen Nachahmer, für die schrecklichen Professorenromane eines Georg Ebers und die seichten Reimereien der vielen Baumbachs. Eine rassefremde und international versippte Literatenclique wußte freilich mit dem Dichter des „Ekkehard" nichts anzufangen, sie spürte nur das Deutsche, Vaterländische, in der Heimat Verwurzelte bei diesem sing- und trinkfrohen Alemannen, Eigenschaften, die ihr in höchstem Maße zuwider waren, und die man, wenn nichts anderes half, lächerlich machen mußte. Die tatsächliche Wirkung eines deutschen Dichters in seinem Volke wurde geschickt beiseite geschoben und mit der Kulisse seiner literarischen Wirkung verdeckt, an der er gänzlich schuldlos, und auf die er ohne Einfluß war.

Die nachstehend abgedruckten drei Briefe Scheffels sind an einen Freund, den Gelehrten und Schriftsteller Wilhelm Heinrich Riehl in München gerichtet. Sie zeigen den Schreiber in seiner ungezwungen-heiteren Art, den frohen Wandersmann, wie wir ihn aus Anton von Werners liebevoller Skizze kennen, den feinsinnigen Beobachter von Land und Leuten, den trefflichen Schilderer seiner Fahrten, den gelehrten Geschichtskenner und Naturforscher und begeisterten Sänger von deutschen Landen. Scheffel hatte im Sommer 1857 eine Rhein- und Lahnwanderung mit Riehl unternommen, dem er bei seinem Aufenthalt im Winter 1856 zu 1857 in München[1]) besonders nahegekommen war.

Der erste Brief knüpfte an das gemeinsame Erlebnis des Sommers an:

Liebster Freund,

Ein Catarrh hat mich zur Pflicht zurückgeführt, und mich endlich an den Zeichentisch gepflanzt um Dir mein Versprechen zu halten und ein Erinnerungsblatt an unser diesjähriges Marschiren auszuführen.

Leider ists etwas unruhig und zerzaust ausgefallen und man sieht ihm förmlich den Schnupfen an davon der Verfertiger geplagt war, allein zum Hausgebrauch unter Freunden kanns doch dienen; — nimm's wie's ist und laß Dir dann und wann eine Erinnerung an rheinisches Schiefergebirg, romanischen Burgenbau, Kreuzfahrer in abgelegenen Seitenthälern pp. dabei lebendig werden; willst Du aber zu Nutz und Frommen anderer Wandersleute einmal irgendwo z. B. in Westermanns Heften[2]) Etwas von Reichenberg[3]) erzählen, so könnt' man zur Noth einen kleinen Holzschnitt daraus klauben.

Mir hats viel Freude gemacht, bei diesem Anlaß die Rhein und Lahnfahrt wieder in Gedanken durchzumachen; 's war heiß, aber schön, und ich wünsche mir Nichts Besseres als einmal' mit Mappe und Feldstuhl mich in den Waldrevieren von Kloster Arnstein oder auf jenem felsigen Uferpfad zwischen dort und Laurenberg[4]) oder am Balduinstein gründlich herumtreiben zu können; an Ausbeute sollt' es nicht fehlen.

Diesen Herbst habe ich noch eine andere Schichte landschaftlicher Eindrücke über die rheinischen angesetzt, durch einen langen einsamen Gang den Thüringer Wald

[1]) So glücklich sich der Winter 1856/57 für Scheffel in München anließ, so traurig endete er; seine geliebte Schwester Marie wurde dort am 18. Februar 1857 vom Typhus dahingerafft, nach zweimonatigem, besuchsweisem Aufenthalte, und tieferschüttert kehrte Scheffel mit seinen Eltern nach Karlsruhe zurück.

[2]) Scheffel war Mitarbeiter der seit 1855 bestehenden illustrierten „Westermanns Monatshefte" und ließ gerade seine drei „Reisebilder aus Südfrankreich" dort erscheinen, später auch seine „Hugideo"-Novelle dort zuerst veröffentlichen.

[3]) Burg am rechten Rheinufer bei St. Goarshausen.

[4]) Scheffel meint Laurenburg an der Lahn.

Digitized by Google

entlang[1]); auch der Thüringer ist ein spezifischer deutscher Mensch, der noch keine rechte Verwandschaft zu dem, was bei uns als norddeutsches Wesen gilt, hat; Freude am Kleinleben, eigenthümliches Naturkneipen, was mir besonders durch manigfache Anlage sehr gut gewählter isolirter Wald und Bergwirthshäuser, Jäger und Försterwohnungen pp einleuchtete; viel Sang und Klang zur alterthümlichen Thüringer Zither, die jetzt noch auf den Jahrmärkten ein gangbarer Artikel, und Manch Anderes hat mir recht wohl gethan; der ganze Thüringer Wald ist dadurch, daß Jedermann, so oft er kann, seine Ausflüge dorthin richtet, eine Parkanlage für Fußgänger geworden.

Nur in seinen Abhängen ins Curhessische hinunter, wo das Sächsisch Thüringische Wesen aufhört, hab ich ganz vorsündflutliche Zustände getroffen; — in dem großen fast stadtartigen Marktflecken Steinbach unter Hallenberg ward mein Verlangen nach einem abgesonderten Zimmer mit Bett fast für arrogant gehalten; das Rathhaus ist dort zugleich — und zwar das einzige — Wirthshaus, in diesem ein Saal mit 6 oder 8 Betten für die durchreisenden Fremden. Ich mußte warten, bis das Zimmer der Gemeinderathssitzungen frei ward, dann wurde mir ein Bett in dieses Amtslocal gepflanzt. Es kommt nämlich Niemand dorthin als Nagelschmiede; drei Stund einwärts im Gebirg wird das Eisen roh gewonnen, eine Stunde davon sind die Pochwerke, in Steinbach, wo in jedem Haus das Schmiedfeuer brennt und die Hämmer klopfen, wirds klein gearbeitet, und die Weiber von Steinbach tragen die Nägel auf dem Rücken — oder, wenns hoch kommt, auf kleinem Schubkarren ins Land hinaus und verkaufens im Detail.

Ich hab noch nirgends ein Nest von 3—4000 Einwohnern gesehen, das so das bäuerliche Kleingewerb in engster localer Abgrenzung und fern von allem Zusammenhang mit der Welt und ihren Handelslinien repräsentirt, wie dieses curhessische Nest, wo es am Abend keine Suppe gab und auf die Frage nach einer Zeitung, oder wenigstens einem Wochenblatt geantwortet wurde: seit die Baiern und Oestreicher bei uns waren, lesen wir keine Zeitungen mehr. —

Seit etlichen Tagen hab ich Deine Pfälzer[2]) zur Hand und freue mich, je weiter ich mich hineinlese, des scharfen fröhlichen anmuthenden Volksbildes, das sich da vor Einem aufbaut. Es liest sich besonders gut bei einem Trunk neuen Weines mit Bergstraßäpfeln und Castanien; und wenn man hernach z. B. eines Sonntags, wenn der Neue auch bei andern seine Schuldigkeit gethan, abendlich auf die Landstraße geht und die Männer im „Camisol“[3]) in der Verklärung des wunderguten Weinjahrs heimwandeln sieht, mit Gesang und Gekrisch und Gediwwer und mitunter auch mit den Sprüchen des Kasperle von Dannenfels, so hat man die leibhaftige Illustration und Probe der Richtigkeit Deiner Aufzeichnungen.

Wenn ich je einmal dazu käme, den Schwarzwald oder das Alemannisch schwäbische in so gründlicher Weise kennen zu lernen, so wären mir die Pfälzer ein Vorbild für die künstlerische Gestaltung des Stoffes.

Mein Lebensweg führt mich nämlich unerwarteter Weise wieder in unser Oberland. Kaum in Heidelberg festgesiedelt und, wie ich mir dachte, etlichen stillen pfälzischen Jahren entgegensehend, habe ich einen Auftrag erhalten, der mich sehr

[1]) Friedrich Panzer erwähnt in seiner Biographie Scheffels („Scheffels Werke.“ Herausgeg. von Friedrich Panzer, Leipzig, I. Bd., S. 35) nichts von dieser Wanderung, sondern verzeichnet erst für September 1859 anläßlich Sch.s Weimarreise zur Einweihung von Rietschels Schiller-Goethe-Denkmal eine Wanderung durch den westlichen Thüringer Wald.

[2]) Wilh. Heinrich Riehl: „Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild.“ Stuttgart und Augsburg 1857.

[3]) Kurzes Wams in der Pfälzer Tracht.

Digitized by Google

anmuthet, nämlich die Ordnung, Revision und Durchsicht der Fürstlich Fürstenberg. Bibliothek in Donaueschingen, welcher die gesamte, für deutsches Mittelalter äußerst wichtige Bibliothek des alten Herrn von Laßberg von Meersburg am See einzureihen ist. Ich werde Ende November nach Donaueschingen gehen und dort mindestens ein halb Jahr unter Pergamenten und Folianten vergraben sein; nach Vereinigung des Geschäftes steht mir der Weg offen, als Bibliothekar in fürstenbergischem Dienst zu bleiben, oder wieder welteinwärts zu fahren. Die locale Anschauung der Dinge wird meine Entschlüsse bestimmen; der Dienst bei einem Mediatisirten, mit gänzlichem Wegfall aller Büreaucratie hat viel für sich; wenn andrerseits eben das persönliche Verhältniß sich nicht zu einem allzu Persönlichen gestaltet.

Wir werden sehen[1]); jedenfalls behalte ich mir vor, wenn ich Etwas geschichtlich oder sonst Bedeutendes unter meiner Bücher und Handschriftenheerde dort vorfinde, Euch in München Nachricht zu erstatten.

Die Baar und die Quellen der Donau werden mir zugleich Anlaß sein, die feineren Unterschiede und Nüancen zwischen schwäbischem und alemannischem Wesen des näheren kennen zu lernen; — ich hoffe, daß unsere Pfade recht bald wieder einmal zusammen stoßen, um die Wanderung dieses Sommers auf anderem deutschen Boden mit Dir zu wiederholen.

Deine Odenwaldkarte, die mich sicher und gut zum Rodenstein[2]) und nach fränkisch Grumbach führte, lege ich bei; ich fand damals den Odenwald, in Folge einiger gelungenen Bergwerksarbeiten, in einer fast fieberhaften, jedenfalls komischen Aufregung nach edelem Metall; sie sehen den Tabak im Rheinthal so mächtig gedeihen, und möchten jetzt ihren Bergen um jeden Preis auch etwas ähnlich Nutzbares abgewinnen.

Meine herzlichen Grüße an Dich und Deine verehrte Frau und den ganzen Kreis Befreundeter, die mir in guten wie schweren Tagen so Viel Liebes gethan, begleiten diese Sendung. Leb wohl und bleib gut Deinem getreuen

Heidelberg 5ten November 1857. Jos. Victor Scheffel.

NB. Allzeit sicherste Adresse Karlsruhe, Stefanienstraße 18.[3])

Der folgende zweite Brief ist wahrscheinlich eine Antwort auf Riehls Brief, in dem er den vorstehend abgedruckten beantwortet hat, wie man nach dem „auch" im Eingange von Scheffels Antwort wohl vermuten darf.

Donaueschingen 25. Oktober 1858.

Verehrter Freund,

Schon lange hat es auch mich gedrängt, Dir nach Jahresfrist wieder einmal Nachricht zu geben.. unser gemeinsames durch die Welt und durchs Lahnthal gehen war nicht lang andauernd, aber so, daß es für Lebenszeit in fröhlicher Erinnerung vorhält. Wenn Ihr Münchener Herren mit der Majestät nicht in so gar strengem Incognito gereist wäret[4]), sodaß man hierlands eine Ahnung vom Heiligenberger Besuch gehabt hätte, so hätte ich mir beim Fürsten jedenfalls die Ehre erbeten, auf jener herrlichen Bodenseewarte den Führer machen zu dürfen. So habens die Zeitungen gemeldet, wie es zu spät war.

Ich habe ein sonderbares Jahr verlebt, und recht die Wahrheit empfunden, daß

---

[1]) Scheffel trat seine Stellung am 1. Dezember 1857 an.

[2]) Burgruine bei Reichelsheim im Odenwald. Vgl. dazu Scheffels „Lieder vom Rodenstein".

[3]) Scheffels Elternhaus mit seinem bekannten „Grünen Zimmer".

[4]) König Max von Bayern hatte eine Studienreise mit Riehl und anderen unternommen, wahrscheinlich zur Vorbereitung für die von Riehl herauszugebende „Bavaria".

Digitized by Google

die Tage zwar auf einander folgen, aber nie sich gleichen. Das Leben in gänzlich neuen Verhältnissen und unter neuen Menschen war übrigens äußerst lehrreich und hat etliche ganz neue Furchen in mich hineingepflügt. Uebersichtlich zu schildern so war

1.) die **Arbeit** eine zwar mechanische, aber viel Einblick in alte Zeit gewährende. Ich habe beiläufig 500 Handschriften des buntesten Inhalts, Alte Liturgien und Missalia, Nekrologien, Anniversarien u. s. w dann Rechtsbücher, Schwabenspiegel, Ueberlinger, Landesordnungen, dann Chroniken von Städten, adlichen Geschlechtern, namentlich Viel schwäbische und Helvetische Historie.. und schließlich 4 oder 5 Dutzend altdeutsche Poeten gemustert, verzeichnet, catalogisirt und was in zum Handwerk eines rechtschaffenen Bibliothekars gehört, an ihnen ausgeübt.

Ein Stück meines Cataloges, die alten Poeten betreffend[1]), will ich in einigen Exemplaren drucken lassen und Dir sodann eines mittheilen.

2.) Die **Erholung** zerfällt hier in 2 wesentlich verschiedene Thätigkeiten.

a.) **bei gutem Wetter**, wofür wir auf unserer Hochebene an jedem freien Sonntag den Himmel eifrig anflehn, **fort**, hinaus! Stock in die Hand und nach Land und Leuten[2]) umgeschaut. Dafür ist denn Donaueschingen eine prächtige Station, weil Flusten und Grenzpunct verschiedenartigster sich hier berührender Gebiete. Und wenn ich je Rechenschaft abzulegen hätte, so kann ich mich anerbieten, keinen Gang versäumt zu haben.

Westlich von uns gehts in den Schwarzwald, zu rothem Sandstein und Granit, Tannen und Heidekraut, Strohflechtern und Uhrenmachern; südlich gehts in die Juraschlucht des hohen Randen, in das abenteuerlich wilde Wutachthal mit seinen gebirgernen Seelen und verwitterten Schieferschichtungen, aus denen, wie aus einer Kapitelsuppe heraus, die Versteinerungen des Lias wohlgeordnet und vollständig zu entnehmen sind. (An der Wand gegenüber meinem Schreibtisch steht zur Zeit ein Ammonshorn, wie es dortlands die Bauern über die Hausthür mauern 1½ Fuß im Durchmesser)

Nordöstlich gehts hinüber an die Quellen des Neckar, ins Land der rothen Strümpfe, zu meinen tüchtigen suevischen Freundinen denen von Schweningen, Villingen, Tuttlingen, wo gutes Braunbier und Tübinger Stiftler, mit denen sich auch einmal wieder ein rechtschaffener gelehrter Disput führen läßt, als Pfarrherren vorkommen.

Dorthin zieht denn die Spur alter Römerstraßen.. bei Rotweil haben sie einen Meilen Steins im Cartoffelacker stehen, der sich in Pompeji sehen lassen könnte und ganz in unserer Nähe stehen Namen wie Pforen und Sumpforen deutlich als forum und subforum auf römischer Unterlage, während bela den alten gallo keltischen Beleg des Decumaten Ackers und die ächten Bergorte wie Mistelbrunn, Hubertsbohren, Lindelstein u. s. w. allemanisch schwäbische Einwanderung bekunden. Südlich aber, unserer jungen Donau folgend, komm ich in 5 Stunden in mein wohlbekanntes Hegau, zu dem — an Petrarcas Vaucluse[3]) erinnernden tiefgrünblau mit Stromesgewalt aufquellenden Becken der Aach, und an den Bodensee.

Du siehst daraus wie mannigfaltig mein Terrain ist, und gleichwie man am Kaiserstuhl basaltisch, also vulcanisch umgewandelte Versteinerungen des Kalk-

---

[1]) Den Plan brachte Scheffel Anfang 1859 zur Ausführung; vgl. den nächsten Brief.

[2]) „Land und Leute" ist der Titel eines Werkes von Riehl, auf das Scheffel hier anspielt.

[3]) Petrarca besaß ein kleines Landgut in der Vaucluse (Valchiusa) im Tal der Sorgue bei Avignon. Vgl. dazu „Ein Tag am Quell von Vaucluse" und „Avignon" aus Scheffels „Reisebildern".

Digitized by Google

gebirgs vorfindet, so manigfach verschmolzen und conglommeriert sind hier die Menschen.

Das kahlste, massivste und unerquicklichste ist die nächste Nachbarschaft, wozu auch einige in altreichstädtischem Zopf und kleinbürgerlicher Bornirtheit fossil gewordene Städte, resp. oppidula gehören. Es wäre wirklich wohlangewendet, wenn ich einmal wieder etliche Wandertage mit Dir marschiren und Dir erzählen könnte vom Erlebniß in Baar und Schwarzwald, von meinen Fahrten, im langen Waidling am Schaffhauser Fall abstoßend, zu der alten ehrwürdigen auf gekrümmter Rheininsel stehenden Abtei Rheinau, wo nicht nur die oberirdische sondern auch die unterirdische Bibliothek eingehenden Studien unterzogen ward... von meinem Lieblingspunct, dem auf schwarzem basalt hochaufragenden Thurm von Neuhöwen, wo ich so oft hinausschaue nach Bodensee, Hegau, Säntis und weithinleuchtenden Alpenschnee.

Aufs lebhafteste hab ich Deiner gedacht, wie ich neulich auf würtembergischen Grund und Boden über einen Steg schreiten mußte, als welcher das mit Namen und Sterbetag bemalte Todtenbrett des kürzlich verstorbenen Eigenthümers der Felder über den Bach gelegt war. Was mag dieser sicherlich uralte Brauch eigentlich wollen?

b.) Bei schlechtem Wetter... von dieser will ich lieber schweigen; da die Studien, die der Mensch an der auf einem „Museum" versammelten, nach „Rang, Würde und Ancienneté" geordneten Honoratiorengesellschaft einer kleinen mediatisirten Residenz zu machen hat, allzunah ans Gebiet der Satyre angränzen.

Seit ich der Büreaucratie im täglichen Verkehr wieder nahe komme, steigert sich meine Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit eines gegen diese Organismen zu erfindenden Insectenpulvers.

Lieber Freund ... und wie geht das Schicksal?! Auf diesem im Ganzen für mich wie geschaffenen Boden, in einer anständigen Stellung, die mir die Aussicht gab, endlich einmal an das Idyll des Lebens, Glück und häuslichen Heerd denken zu dürfen..[1]) von keinen Chefs und Collegen geplagt; wie Caesar der erste, d. h. nicht Feldherr, aber Bibliothekar, auf dem Dorfe, .. von persönlicher Neigung zu meinem fürstlichen Patron gefesselt, ..wird doch meines Bleibens hier nicht sein. Früher unvorsichtig gegebenes Wort und die Ehrenschuld, ein literarisches Versprechen zu lösen, werden mich von hier forttreiben — nach Thüringen, auf die Wartburg[2]) ——————— und höchst wahrscheinlich ins Unglück..[3]) Später, wenn die Crisis naht, werde ich Dich einmal um guten Rath bitten. Für jetzt maneat alta in mente repostum!

Ich freue mich, Dir etwas Pfälzisches[4]) beilegen zu können.. einen Beitrag zu der noch immer sehr unklaren Frage: Wie das Volkslied entsteht? Die Sage ist insofern ächt, als die Aufzeichnung ohne Betrieb der Urheber, nur durch das Bedürfnis biertrinkender Männer, in deren Mund Sang und Weise längst über-

---

[1]) Erst am 20. August 1864 schloß Scheffel mit Karoline von Malsen, Tochter des bayerischen Gesandten am Badischen Hofe, die Ehe, die schon zwei Jahre später, weil sie sich sehr unglücklich gestaltete, zerfiel.

[2]) Bei seinem Besuche auf der Wartburg hatte Scheffel dem Großherzog Karl Alexander von Weimar vor dem Schwind'schen Bilde vom Sängerkrieg das Versprechen gegeben, einen Wartburgroman zu schreiben, der „Viola" betitelt werden sollte; „Frau Aventiure" und „Juniperus" waren die Früchte dieses Planes.

[3]) Es ist, als ahne Scheffel schon jetzt den unglücklichen Ausgang seiner Ehe, neue Krankheiten und unstätes Wanderleben.

[4]) Riehl sammelte Material über die Pfalz zur Verarbeitung in seinen „Pfälzern".

Digitized by Google

gegangen, hervorgerufen ward.. Ich sehe Dich Dein kluges Auge darauf heften und unter Schütteln des Lockenhaupts wieder abwenden ...

Bleib gut, und vergiß nicht Deinen getreuen

Jos. Vict. Scheffel.

Der Frau Professorin bitte, mich bestens zu empfehlen. Viel herzliche Grüße an den ganzen lieben Münchener Freundeskreis; ich hoffe daß man auch bei Euch Schweigen nicht mit Vergessen gleich achtet.

Der letzte Scheffelbrief aus dem Nachlasse Riehls ist das Begleitschreiben zu dem im vorstehenden angekündigten Sonderdruck seines Katalogs der „alten Poeten", leider hat sich weder diese Anlage, noch der Beitrag „Wie entsteht das Volkslied" und auch nicht die dem ersten Briefe beigefügte Zeichnung Scheffels bisher bei der Bearbeitung des Riehlschen Brief-Nachlasses, der sich in der Sammlung Walter Krieg, Berlin, befindet, ausfindig machen lassen. Das wesentlich kürzere Schreiben lautet:

Verehrter Freund

Ich erlaube mir, Dir als Gruß zum neuen Jahr eine kleine Arbeit zu übersenden, die nicht für den Buchhandel bestimmt ist[1]) — sie möge Dir wenigstens beurkunden, daß ich in meiner Manuscripteinsamkeit in guter und ernster Gesellschaft mich bewege.

Culturgeschichtlich interessant ist die Handschrift IX[2]) — aus der sich eine ganze Novelle, „wie der Herr Ulrich von Rappoltstein zu einem verbesserten und vermehrten Parcival kam" zusammenstellen ließe. In Gestalten gedacht, ist es wahrhaft lustig, sich die Bande beisammen zu denken, die auf dem hohen Schloß von Rappoltsweiler dieses Werk fabricirt hat — — Die 2 Dichter, die aus dem Französischen ins Deutsche umreimen, ohne die Sprache zu verstehen, der Hebräer Sampson Pine (wohl nach dem jüdischen Apotheker und Minnesänger Süßkind einer der ersten, die in deutscher Literatur „gemacht" haben) und die 2 leichtsinnigen Schreiber, der junge Henselin und der alte von Onheim, der trotz seines grauen Haares noch die Frauen trügt. Wenn man ausrechnet, was die fünf Mann während fünf Jahren auf rappoltsteinsche Rechnung gegessen und getrunken haben mögen, so wird sich ihre Arbeit jedenfalls als eine „werthvolle" herausstellen.. mir war sie als Beleg für die also auch schon im Mittelalter mit Nothwendigkeit eintretende Erscheinung, daß da wo die Dichter aufhören, die Literaten anfangen, von Bedeutung.

Nachdem ich so etliche 100 Handschriften aus allen Gebieten des Wissenswerthen, Theologie, Geschichte, Rechts- Kriegs- Arznei- Jagd- Stammbücher u. s. w. geordnet und catalogisirt, bin ich sehr müde und sehne mich nach ruhiger eigener productiver Arbeit. Gott gönne mir ein gutes Jahr!

Ich grüße Dich, Dein ganzes Haus und alle Freunde in München, die sich meiner erinnern, von Herzen.

Donaueschingen — Dein getreu ergebener

29. Januar 59 — Jos. Vict. Scheffel.

P.Scr. Wärs nicht möglich, daß wir in diesem Jahr eine Wanderung auf den alten Nibelungenfährten, von Passau ins Oesterreichische hinein, gemeinsam thäten? Ich sollte nothwendig dort hin[3]).

---

[1]) „Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen." Geordnet und beschrieben von J. Vict. Scheffel, Stuttgart 1859. Druck der F. B. Metzlerschen Buchdruckerei.

[2]) Es handelt sich um die bekannte dortige Parzivalhandschrift aus dem 16. Jahrhundert.

[3]) Diese Wanderung führte Scheffel Ende Mai bis Juli 1860 aus, aber mit seinem Freunde Eisenhart.

Digitized by Google

Diese drei Briefe geben nicht nur ein bezauberndes Bild von dem Manne, der sie an den drei Jahre älteren Freund schrieb, sie atmen nicht nur edle Bescheidenheit des damals schon bekannten und von seinen Münchner Freunden auch in seiner dichterischen Größe schon richtig erkannten Poeten, sie lassen auch einen tiefen Blick tun in die Schaffensweise des deutschen Schriftstellers der damaligen Zeit. Panzer sagt in seinen biographischen Notizen „Scheffels Leben und Werke" von dem Dichter: „Seine Gelehrsamkeit war ausgebreitet, und wer sich ernsthaft mit seinen Werken und seiner Persönlichkeit beschäftigt, wird über den Umfang und die Tiefe seiner geschichtlichen Kenntnisse immer wieder erstaunen. Daß in einem Zeitalter der wunderbarsten Fortschritte der Naturwissenschaften auch diese ihn beschäftigten und fesselten, versteht sich leicht. Im besonderen trat die Geologie ihm nahe als der Wissenszweig, der die äußere Erscheinung des Landes geschichtlich erklären will; sie läßt zugleich bei ihren Hypothesen der Einbildungskraft so viel Spielraum, daß sie schon manchen Dichter gereizt hat. Aus Büchern allein aber seine Kenntnisse, seine Lebensanschauung, die Unterlagen seines dichterischen Schaffens zu holen, war ihm unmöglich. Er wollte ‚Wissenschaft erwandern'; als Dichter wäre er nach wiederholtem Bekenntnis nie imstande gewesen, zu schildern, was er nicht mit eigenen Augen gesehen. Für ihn ist es unerläßliche Vorarbeit zu jedem neuen Werke, erst mit dem ‚Boden' im eigentlichsten Sinne des Wortes sich gründlich vertraut zu machen, auf dem seine Gestalten sich bewegen sollten."

Wer dem deutschen Volke einst eine Literaturgeschichte auf rassengeschichtlicher Grundlage schenken wird, kann an diesem alemannischen Dichter in wundervoller Weise zeigen, wie Blut und Boden miteinander untrennbar und ewig verbunden sind und ihr Wechselspiel sich nach uralten, gleichmäßigen Gesetzen auch in Kunst und Literatur vollzieht: Scheffel sitzt auf Capri und die Frucht von vierzig Tagen „unbarmherzigen Dichtens" ist sein — „Trompeter von Säckingen". Und ist der Himmel noch so blau und die südliche Landschaft noch so zauberhaft, urmächtig sehnt er sich nach der Heimat, der er in seinem alemannischen Blute zutiefst verhaftet ist.

„O Tibrisstrom, o Sankt Peters Dom!
O du ganz gewaltig-allmächtiges Rom!
— Mögt allesamt gestohlen mir werden.
Wohin auch die unstäte Fahrt mich trieb,
Die stille, holdselige Schwarzwaldlieb'
Bleibt doch das Schönste auf Erden."

Er ist nicht der einzige deutsche Künstler, dem es so geht, in dem die Stimme des Blutes alles übertönt; aber gleichzeitig mit Scheffel war Paul Heyse in Italien, und sie verlebten zusammen einige Wochen in Sorrent. Heyse bringt von dieser Wanderfahrt seine berühmte Novelle „L'Arrabiata" und die „Idyllen von Sorrent" mit nach Hause, ihn, den Halbjuden, hatte Italien ganz in seinen Bann geschlagen. Und es ist weiterhin bekannt, daß Riehl, der Empfänger der hier mitgeteilten drei Briefe, nie zu einem Ausflug nach Italien zu bereden gewesen ist. Erst im hohen Alter gelang es seinen beiden Töchtern, den prächtigen Alten auf einige Tage nach dem sonnigen Süden zu verschleppen. Er kehrte von dieser Fahrt schleunigst wieder zurück auf seinen deutschen Heimatboden.

Und das ist das Allerbeste, was wir an diesen deutschen Dichtern haben: diese Treue und Liebe zur heiligen deutschen Muttererde; sie konnten einfach nicht anders. Das Murmeln eines kleinen Wiesenbaches war ihnen köstlichste Musik, tausendmal köstlicher als das Meeresrauschen im Golf von Neapel; ein trüber verschneiter Wintertag mit schwarzstehenden Wäldern vor der Tür, Hundegebell und Käuzchenschrei machte ihre Herzen glücklicher als die Campagna im strahlendsten Sonnenschein, mögen diese Deutschen nun Albrecht Dürer oder Ludwig Richter, Adalbert Stifter oder Eduard Mörike, Ludwig van Beethoven oder Richard Wagner geheißen haben.

In wessen Adern aber das Blut dieser wahrhaften Deutschen fließt, der wird sie auch heute noch schauen, lesen, ihnen lauschen und sie lieben, denn er hat ihr Herz und findet ohne Brücke den Weg zu ihnen.

Digitized by Google

Bücherschau

Soldatentum und Kultur

In der westeuropäischen Kriegspropaganda gegen Deutschland, vornehmlich aber in der französischen Ideologie vom „preußischen Militarismus" wurden Anklagen gegen Wesen und Weltanschauung des deutschen Soldaten laut, die im Kampf der Völker und Geister in der Nachkriegszeit teils gemildert, teils abgewandelt wurden, in ihrer Wesensrichtung indessen sich im großen und ganzen gleich blieben. Deutschland hat ein tiefbegründetes Interesse daran, daß das außerdeutsche Verständnis für die deutschen Dinge und ihre innere und äußere Neuordnung nicht durch Vorstellungsmassen behindert oder beherrscht werde, die der europäischen Einheit unabsehbaren Schaden bereiten, indem fruchtlose Spannungen die seelischen Voraussetzungen allmählicher Entspannung immer von neuem zerstören.

Es ist daher eine politische Idee und eine erzieherische Tat, daß der Offizier und Gelehrte Gustav Steinbömer vom Standpunkt seiner politischen Kulturlehre aus den schwierigen Versuch unternimmt, eine bildhafte Geschichte preußisch-deutschen Soldatentums auf dem Hintergrunde deutscher Kulturauseinandersetzung zu entrollen[1]). Tiefe und Umfang der Fragestellung nötigt den Verfasser dazu, das Gesamtthema auf ein Hauptthema zu sammeln: auf die Führergestalt im Soldatentum, auf den Offizier. So konnte es gelingen, erstmalig eine Geschichte des Offizierstypus aus einer dichten Anschauung innerer Zusammenhänge zu entwerfen. Es entstehen vor unseren Augen vier Zeitgestalten des preußisch-deutschen Offiziers: Der Standestypus des Friederizianismus, der Bildungstypus des deutschen Idealismus, der Berufstypus des liberalen Zeitalters und der Soldat im völkischen Führerstaat.

Der deutsche Humanismus war seinem Wesen nach eine unpolitische Macht: es fehlte ihm als Lebensmitte die virtù, die sich als politisch-staatliche Tüchtigkeit und als körperlich-geistiger Einklang zu bewähren hat. Die antikisierenden französischen Erziehungsformen der adligen Standeserziehung fanden auch in Deutschland ungehemmten Eingang, ja die Nachbildung der westeuropäischen Erziehungsinstitute seit den Anfängen des preußischen Königtums bis hin zu Friedrich dem Großen steht im Bereich der Einrichtungen und Lehrpläne außer Frage. Dennoch tritt seit den Tagen des Soldatenkönigs und in gefestigter und geläuterter Form im Zeitalter Friedrichs eine auffallende Wandlung ein: aus der feudalen politischen Partei des Adels wird ein öffentlich-politischer Stand, eben das Offizierskorps, dessen Lebensinhalt Staat und Heer werden. Steinbömer geht noch einen Schritt weiter: der Geist, in dem der preußische Offizier erzogen wird und in dessen Formen er zur preußischen Führergestalt sich geschichtlich durchprägt, ist Ordensgeist aus preußischem Ethos. Gewiß durch und durch Standesgeist, aber ein Stand der Pflichten, strengster Lebenshaltung, die durch Bewährung allein zur Beförderung berechtigt. Führung und Leistung ist Grundsatz.

Die verwegene Einheit von preußischem Ethos und westlicher, der preußischen Lebenshärte an sich widersprechender Kultur, scheint der große Friedrich in sich selbst darzustellen. Steinbömer hat in der meisterhaften Auswertung eines berühmten Nietzschewortes den Grundantrieb, den Heroismus und die Tragik dieser einmaligen Gewaltsamkeit untersucht und aufgehellt. Was er nicht sagt und was doch gesagt werden müßte, ist der weltgeschichtliche Ertrag des Siebenjährigen Krieges als eines Daseinkampfes, dem jede andere Führung und Prägung erlegen wäre: der Geist einer Armee, in der die deutsche Lebenssubstanz zu einer politisch-staatlichen Form von ungeheurer Überlieferungskraft sich durchgeformt hat.

Das andere, was nicht so selbstverständlich ist und darum eingeschärft werden mußte, ist die innere tragische Spannung des friederizianischen Zeitalters und damit des Preußi-

---

[1]) „Soldatentum und Kultur" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936; 84 S.)

Digitized by Google

schen Staates. Denn im Kampf mit dem Aufklärungsrationalismus tritt eine neue universale Bewegung hervor, die aus der deutschen geistigen Lebenskraft aufbricht, selbst eine Weltordnung zu setzen sich bemüht und aus ihr ein neues Lebensideal ableitet. Die Idee der Bildung erhebt sich. Ihre urtümliche Sendung gilt inmitten eines Chaos erstarrter und zerrütteter Ordnungen der Aufrichtung einer lebendigen Totalität von Welt, Mensch und Leben. Aus dem metaphysischen Empfinden einer Bildungsreligion entspringt gegenüber der politischen Zerrissenheit und Zerfahrenheit des alten Reiches der Glaube an ein Bildungsreich. Auch in der Geschichte des deutschen Soldatentums macht die deutsche Bildungsbewegung Epoche. Die kulturelle Mächtigkeit des preußischen Offiziers unter Friedrich beleuchtet Steinbömer an der gewinnenden Gestalt Ewald von Kleists, dessen Heldentod und Heldendichtung die innere Wahrheit und Dauer preußischen Wesens kündet und dessen Abglanz in der edlen und heiteren Erscheinung des Majors von Tellheim uns die fritzische Gesinnung einer ganzen Generation überliefert. Welch ein Unterschied gegen ihn der preußische Stürmer und Dränger Prinz Louis Ferdinand, von dem Steinbömer ein von der Dynamik der Zeit umrahmtes Lebensbild zeichnet!

Aus dem preußischen Zusammenbruch tritt der neue Geist als mitbewegende Macht mächtig hervor. Die Geschichte wird als das Element des Lebens der Gemeinschaft von den führenden Köpfen der Heeresreform empfunden. Das Kantsche Erbe wird zum gebietenden Unterbau der allgemeinen Wehrpflicht, der Fichtesche Erziehungsgedanke seiner Reden an die deutsche Nation setzt Nationalbewußtsein und Nationalerziehung in lebensvollen Bezug zur Wehrerziehung. Weit über Novalis und Adam Müller hinaus dringt Arndt, der Volk und Wehr in unauflöslicher Einheit erschaut und fordert. Clausewitz verkörpert — so meint Steinbömer — am reinsten die deutsche Bildungsidee. Das will von der Tiefe seines Lebensdranges her nicht einleuchten. Seine Denkhilfen sind nicht seine Denkquellen und seine Zielsetzungen dürfen nicht ohne weiteres an dem Mißgeschick seines Lebens und seiner militärischen Operationen gemessen werden. Boyen wird uns als praktischer Kantianer, als Täter des preußischen Ethos, Scharnhorst dagegen als der zielklare und innerlich ausgeglichene niederdeutsche Bauernsohn gezeichnet, dessen ungeheure Willenskraft das Werk der Reform gründet und baut. Gneisenau endlich findet nach einem turbulenten und verbitternden Lebensbeginn und Lebensmittag aus einer mächtigen Spannung von Erfahrung und Wissen die politisch radikalste Form und am 16. Juni 1815 bei Belle Alliance die entscheidende strategische Tat. Er stirbt in jenen Tagen, da das deutsche heroische Bildungszeitalter mit Goethe und Hegel, mit Stein und Clausewitz zu Ende geht. Steinbömer feiert ihn als denjenigen Soldaten, der dem Geist und Glanz der deutschen Bildungsepoche am vollendetsten entspricht.

In der liberalistischen Zeit mußte der Standes- und Bildungstypus des Offiziers sich in den Berufstypus wandeln. Denn der geheime politische Auftrag des Soldatentums war bis zur Machtergreifung durch den Nationalsozialismus seit dem Tode Gneisenaus nur so zu retten. Staat und Kultur traten als Gegensätze auseinander. Aus dem politischen Stand wird ein Berufsstand, der die großen sachlichen Aufgaben meistert, aber was den Durchschnitt anlangt, in die Gefahr gerät, vom Staatstypus zum Gesellschaftstypus herabzusinken und in einer Gesellschaft, die Besitz und Bildung erstrebt, den geheimen politischen Auftrag entweder ohne Werbekraft für das Ganze hinter der Maske gesellschaftlicher Abgeschlossenheit zu verbergen oder in den Bereich der Sachverständigkeit umzudeuten oder ihn in Übereinkunft mit der bürgerlichen Gesellschaft allgemach zu verlieren. Auch diese letzte Möglichkeit ist zum Teil Wirklichkeit geworden: aus der altpreußischen Überlieferung mit ihren unausschöpfbaren Zukunftsmöglichkeiten, ihrem deutschen Kern und ihrer deutschen Sendung wurde so eine neudeutsche Konvention, die nicht mehr aus dem Ethos heraus zu dienen und zu führen vermochte, und nicht selten auf die Seite der späten, in sich selbst zermürbten hochkapitalistischen Gesellschaft trat.

Der Krieg indes hat bewiesen, daß diese Verfallserscheinungen im Ernstfalle sich für das Ganze nicht bestimmend auswirkten. Dennoch war das Heer bei solcher Einengung auf das Berufliche nicht mehr die allgemeine Schule für das Volk geblieben; es war überwiegend zur Berufsschule für Soldaten geworden. Die bedrohenden Folgen dieser Aussonderung aus dem Ganzen sollten sich im Kriege furchtbar rächen: „Im Weltkriege wurde der soldatische Berufstypus als Führer durch das Versagen der politischen Leitung in

Digitized by Google

politische Entscheidungen und in die Übernahme totaler Verantwortungen gedrängt, denen sein von den allgemeinen Zusammenhängen abgesondertes, berufstypisches Denken nicht zu entsprechen vermochte." Das Zwischenreich nun, das die soldatische Substanz als Lebenssubstanz der Nation verleugnete, schuf den merkwürdigen Zwischenzustand und heilsamen Notzustand einer völligen Beziehungslosigkeit von herrschendem System und fest in sich geschlossener Reichswehr. Jede Politisierung der Armee mißlang. Hier also bedeutete der isolierte Berufskörper doch auch in diesem Zwischenzustande eine heilsame Notwehr gegen die Zertrümmerung von Erbe und Auftrag des Soldaten. „Denn das deutsche Soldatentum empfand sich nach seiner Geschichte und Herkunft als ‚Waffenträger des deutschen Volkes'; es konnte also nur durch eine totale Revolution des Volkes gerettet und wieder aufgerichtet werden, das heißt durch eine politische Revolution. In einer zersplitterten Zeit konnte weder ein Soldat, noch ein Politiker die Tat tun, sondern nur der politische Soldat. Das deutsche Soldatentum wurde wiederhergestellt durch die nationalsozialistische Revolution des politischen Soldaten Adolf Hitler."

Steinbömer zeigt nun, wie in drei Bereichen diese schöpferische Wiederherstellung gelingen konnte. Das Zwischenreich lebte von dem Haß gegen die heldische Haltung des Soldatentums und ahnte nicht die großartige Tiefe und Gefährlichkeit des in der preußischen Substanz zusammengeschlossenen Gegensatzes von Freiheit und Gesetz, wie er am tiefsten von Kleist versinnbildlicht und von Nietzsche erkannt worden ist. Der Frontgeist war nicht erstorben. Die Reichswehr baute in der Stille ein kleines, aber musterhaftes Heer auf. Die Freikorps bewiesen in tapferen Taten Frontgeist und völkische Hingabe. Die Wehrverbände pflegten in treuer Bewahrung einstiger Größe Erbe und Verpflichtung der Überlieferung. Die ergreifendste Verkörperung soldatischer Kampffreude und strengster Disziplin bis zur Hingabe des Lebens war in den Zeiten deutscher Ohnmacht die politische Kampftruppe des Führers, die SA. In ihr wurde der politische Soldat geschaffen. „Der Sieg der nationalsozialistischen Revolution stieß die verschlossenen Türen, hinter denen das Soldatentum gelebt hatte, zum Volke hin weit auf." Damit war die zerstörte Rangordnung, die das unterste zu oberst gekehrt hatte, neu in ihre Gerechtsame eingesetzt.

Mit dieser Wiedergewinnung des Ethos durch die Volksbewegung des Nationalsozialismus geht die ideelle Einsicht in das völkische Prinzip als Grundlage deutschen Soldatentums Hand in Hand. In Wirklichkeit ist also die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht eine Neuschöpfung, weil nicht Staat und Gesellschaft, Individuum und Masse die Elemente und Ordnungen sind, aus denen Wehrwille und Wehrordnung hervorgehen. Das Element kann nur das Volk und die Ordnung nur die Nation sein, beide getragen und geführt von der politischen Gemeinschaft des Volkes, der Bewegung. So wird der Wehrdienst Ehrendienst, und so ist der soldatische Typus nicht mit dem militärischen Bereich erschöpft. Volksgemeinschaft und Wehrgemeinschaft sind eins durch die gemeinsame Wurzel der Arteinheit. Steinbömer vergleicht hiermit die französische Wehridee, die aus einem ganz anderen Sein und Denken entspringt.

Aus diesen beiden Leistungen, der geschichtlichen Neugründung des Ethos und der ideellen Neugründung der Wehrgemeinschaft, ergibt sich mit Notwendigkeit die staatliche Aufgabe der Einordnung. Steinbömer nennt sie mit scharfem Blick für den Wandel der politischen Ordnung die Einordnung des Soldaten in die Totalität des Politischen durch den nationalsozialistischen Staat. Er zeigt, wie in der Person des Führers die höchste politische und soldatische Macht vereinigt sind. Damit ist die unheilvolle Teilung der Verantwortlichkeiten endgültig beseitigt und der geheime politische Auftrag des deutschen Soldaten eine öffentliche Sendung geworden. Artikel 26 des Wehrgesetzes vom 21. Mai 1935 bestimmt für den Soldaten das Verbot der politischen Betätigung. Das ist aber gerade, worauf Steinbömer mit Recht hinweist, ein Zeichen für den integralen politischen Charakter des Soldaten.

Das in sich geschlossene Linienwerk in der Arbeit Steinbömers ist in Sache, Sprache und Tonfall ganz geschichtliche Anschauung und politische Forderung. Die Dinge werden sichtbar und hell, weil ein klares und ruhiges, scharfes und durchgeistigtes Auge auf ihnen ruht. Die Gemessenheit der Darstellung atmet edle Lebendigkeit: Aufforderung genug für uns, diesen großen, ernsten, zukunftsschweren Lebenszusammenhang deutscher Bestimmung in uns zu erneuern und zu bewahren.

Hirschberg (Riesengebirge). Albert Dietrich.

Digitized by Google

Deutschlands militärische Wiedergeburt

Drei Wehrformen hat der heute im Mannesalter stehende Reichsdeutsche erlebt. Mancher Soldat unter Waffen diente und dient drei deutschen Heeren. Aber erst vom dritten Heer kann gesagt werden, daß es völlig eins geht mit dem Sinne seiner Zeit. War es für die Reichswehr eine Notwendigkeit, daß sie seelisch außerhalb der Reichweite ihrer Epoche bleiben mußte, so war es für das kaiserliche Heer ein eher unbewußt gebliebenes Geschick. Schon damals deckten sich Staat, Volk und Armee nicht mit der Selbstverständlichkeit, die der Glaube wollte und der Zweck erheischte. Fein waren die Sprünge und unsichtbar.

Die stolze Überlieferung der deutschen Staaten und Stämme war in das Reichsheer eingeschmolzen. Der gemeinsame Ruhm von Sedan lag über den Fahnen seiner Begründung. Und niemand wird behaupten wollen, es sei auf den Lorbeeren Moltkes und Roons eingeschlafen. Von unvermeidlichen Mängeln abgesehen, trat es an Inhalt und Form gleich untadelig 1914 an. Viele Regimenter stellten in den ersten Monaten mehr an Leistung unter Beweis und erlitten schwerere Verluste als in den drei Einigungskriegen insgesamt. Beim Heere lag die Schuld nicht, wenn das Deutsche Reich schließlich der allzuschweren Probe unterlag. Nur daß alle heimlichen Schäden jetzt erbarmungslos zu Tage traten. Der bestechende Glanz einer ungeprüften Entwicklung überdauerte die Stunde der Prüfung mit nichten. Schon die Mobilmachung hatte ausschließlich auf Heeresschultern gelegen, wirtschaftlich versagte sie. Der Dualismus der zivilen und militärischen Instanzen wurde schicksalhaft. Der Wehrpanzer erwies sich als zu eng. Im eigentlichen Sinne, als Heer nämlich, blieb er zwar weitgehend hiebfest. Partikulare und klassenkämpferische Gegensätze wurden durch Disziplin und Hingabe gemeistert. Sie wären es bis zum Kriegsende geblieben, hätte dies Ende auch nur einigermaßen anständig erzielt werden können. Daß sie im Niedergehen der Waage ausbrachen, hat das Unheil unabsehbar vergrößert.

In treuer Arbeit überbrückte die Reichswehr den Leerraum zwischen Volksheer und Volksheer. Daß das Volksheer Adolf Hitlers in einem neuen Zeichen steht und stehen muß, braucht schwerlich verkündet zu werden. Nicht nur die taktischen und technischen Bedingungen haben sich um uns und bei uns geändert, sondern auch die seelischen Voraussetzungen. Mehr denn je bildet heute die deutsche Armee einen immanenten Teil des Volksganzen, mehr denn je macht aber auch der totale Charakter moderner Kriegsführung dies Verhältnis unerläßlich. So darf gesagt werden, daß die innere Entwicklung unseres Volkes, Staates und Heeres nicht zuletzt auch den Anforderungen der Umwelt und der Praxis entspricht.

Daß die neuerstandene deutsche Wehrliteratur sich nicht nur diesem Stand der Dinge innerlich angepaßt hat, sondern ihn auch wegweisend weiter entwickeln hilft, muß dankbar anerkannt werden. Wenn im folgenden aus Raummangel diese Werke nicht mit der ihrem Verdienste zukommenden Ausführlichkeit besprochen werden können, so seien die einleitenden Worte als auf jedes Einzelwerk bezogen angesehen. Alle angeführten Bücher werden hiermit eindringlich empfohlen.

In „Schlummernde Wehrkräfte“ (Stalling, Oldenburg; 217 S.) wendet sich General Horst v. Metzsch vornehmlich nicht an den eigentlichen Soldaten, dessen Haltung ja streng umrissen feststeht. Aber der Kulturdeutsche im weitesten Sinne soll wissen, daß sein Tun und Lassen wie sein Werk, vom Bauernhof bis zur Symphonie und vom Webstuhl bis zum Drama im unlösbaren Zusammenhange steht mit dem Wehrgedanken der Nation. Natürlich nicht im Sinne einer aggressiven Herausforderung oder einer zivilistischen Säbelrasselei, sondern in dem Sinne, in dem die fest in sich geschlossene Kraft eines Volkes zu einer lückenlos ineinandergreifenden und darum unangreifbaren Ballung wird. Ein schönes, tiefes und geistvolles Buch, das wirklich ganz neue Perspektiven erstehen läßt. Wie sehr die von Metzsch vertretenen Gedanken der gesetzten Aufgabe entsprechen, wird dadurch erhärtet, daß Wulf Bley in seiner „Wehrpflicht des Geistes“ (Bruckmann, München; 138 S.) auf ganz anderen Wegen zu den wesentlich gleichen Gesichtspunkten vordringt. Das ernste Buch trägt den Untertitel „Gestalt und Berufung des Soldaten“. Das dadurch gegebene Versprechen, ein lebendiges und erschöpfendes Bild der soldatischen Wesensart im neuen Zusammenhang zu geben, wird glänzend eingelöst. Beide von einander unabhängigen, aber gleichzeitigen Bücher sollten nacheinander gelesen werden.

In einem kurzen, aber beredten Abriß, der „Die wehrpolitische Revolution

Digitized by Google

des Nationalsozialismus" heißt und in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, herauskam, gibt Major Walter Jost auf 40 Seiten ein Bild des Erreichten, das dem Sieg des deutschen Wehrgedankens über unüberwindlich scheinende Widerstände gerecht wird. In größerem Umfange und mehr außenpolitisch ausgerichtet findet man die geschichtliche Entwicklung in Michael Freunds durch reichliche und gut ausgewählte Dokumentierung untermauertem Werk: „Von Versailles zur Wehrfreiheit" (Essener Verlagsanstalt; 180 S.) aufgezeigt. Eine Zeittabelle am Schluß ermöglicht schnelle Orientierung über die Hauptereignisse, die diesen Weg säumen und bestimmen. Mit Major A. v. Schells „Kampf gegen Panzerwagen" (Stalling, Oldenburg; 142 S.) befinden wir uns bereits mitten im motorisierten und mechanisierten Kriege der Gegenwart. Dr. Walter Pahls „Luftwege der Erde" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) dient zwar nicht vordringlich militärischer Zielsetzung, kommt aber natürlich an der militärpolitischen Bedeutung des bestehenden Luftnetzes nicht vorbei. Dies ausgezeichnet geschriebene Buch drängt auf dem kargen Raum von 128 Seiten einen für jeden politisch, sportlich und wirtschaftlich Interessierten unentbehrlichen Wissensstoff zusammen.

In dem Werk „Das unbekannte Heer" (Mittler, Berlin; 236 S.) gedenkt Marie-Elisabeth Lüders des stillen Heldentumes der deutschen Frau im Weltkriege. Im gleichen Verlage erschien Hermann Wanderscheks gründlich unterbautes, aufschlußreiches Werk: „Weltkrieg und Propaganda". Wäre nicht das Thema so ernst und der Ausgang für uns, nicht zuletzt durch die Überlegenheit der feindlichen Propaganda, so schmerzlich gewesen, so müßte man dies Buch geradezu spannend nennen. Das ist es nämlich, wenn diese Bezeichnung sich mit dem Gewicht des Gegenstandes verträgt.

So wären wir langsam bei der Vergangenheit angelangt. Da sei eines schönen Denkmales gedacht, das Martin Lezius dem alten Preußenheere gesetzt hat. Das Buch heißt „Fahnen und Standarten der preußischen Armee", ist in der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen und bietet mit seinen herrlich ausgestatteten Tafeln und der dann folgenden Abhandlung über die Feldzeichen auf 80 Seiten lebendigste Anschauung.

Hauptmann a. D. Alfred v. Pawlikowski-Cholewas großes Werk „Heer und Völkerschicksal" gehört unseres Erachtens zu den wichtigsten Neuerscheinungen. Zum ersten Male wird hier der Versuch unternommen und glänzend durchgeführt, nicht nur das Schicksal, sondern auch die Eigenart der Völker im Spiegel ihres Heereswesens systematisch zu erfassen. Systematisch — aber mit welcher Lebendigkeit der Darstellung, Vielseitigkeit der Anregung und Buntheit der Visionen! Dies bis in die graue Urzeit zurückgreifende Buch ist außerordentlich modern, da es Erkenntnisse, die erst unserer Generation Gemeingut wurden, in den Dienst einer universellen Wehrpsychologie stellt (R. Oldenbourg, München; 480 S.).

Die von Karl Linnebach herausgegebene, in der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg (403 S.), verlegte „Deutsche Heeresgeschichte" darf als Standardwerk bezeichnet werden. Die Vorarbeiten gehen auf den leider vorzeitig verstorbenen Militärhistoriker Oberst v. Oertzen zurück. Der ungeheure Stoff, der hier bewältigt wurde, umfaßt die Entwicklung des deutschen Heereswesens von der germanischen Urzeit bis auf die Gegenwart, u. zw. in der sich natürlich aufzwingenden Einteilung nach Einzelstaaten. Die besten Sachkenner haben die Ausarbeitung der einzelnen Abschnitte übernommen. Die Gliederung ist außerordentlich fein, dabei werden Raum und Zeit mustergültig gedeckt, allein die organisatorische Leistung ist achtunggebietend. Was für eine verwickelte Angelegenheit Deutschlands Volk und Staatenwelt darstellte, wird hier wieder einmal bewußt. Allerdings ist man bei der Lektüre dieses Buches dann auch der Ansicht, daß diese unselige Vergangenheit immerhin zu einer einzigartig farbenreichen Heeresgeschichte geführt hat. Bedenkt man, daß zu dem hier aufmarschierten Aufgebot noch die Geschichte ungezählter süddeutscher und rheinischer Regimenter, die seit Ludwig XIII. unter den Lilien dienten, zu rechnen wäre, erscheint einem der Reichtum deutscher Kriegsleistung in der Rückschau schier unüberblickbar. Linnebachs Sammelwerk kann nicht genug empfohlen werden.

Walter Malmsten Scherings Erweckung und Neudeutung der Clausewitzschen Kriegsphilosophie (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; 134 S.) beweist die ewige Zeitgemäßheit überragenden Soldatendenkens, setzt einiges voraus, was ja in der Natur der Sache liegt, muß aber von dem, der diese Vorbedingung erfüllt hat, mit großem Dank begrüßt werden.

F. J.

Digitized by Google

Bücher vom Arbeitsdienst

n Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, erscheint eine von Oberarbeitsführer Müller-Brandenburg herausgegebene Schriftenreihe „Kameraden des Spatens", in der ein-e Arbeitsdienstkameraden in Briefen, kurzen Betrachtungen und Erzählungen von ihrem eitsdiensterleben berichten. Es liegen uns zwei Bändchen der Reihe vor. Das eine, igend im Dienst" von Karl Rau (91 S.) wird durch zwei grundsätzliche Abhand-gen des Reichsarbeitsführers Hierl und des Schöpfers des studentischen Arbeitsdienstes Führers der Deutschen Studentenschaft Feickert eingeleitet. Dann folgen von Rau immelte Briefe und Berichte, die vom studentischen Einsatz im und für den Arbeitsdienst ignis ablegen.

Das zweite Bändchen: „Kameraden unterm Spaten" von Eberhard Strauß sucht, in alle Einzelheiten des Arbeitsdienstlebens einzuführen und so das Werden der neradschaft, der echten Arbeitsdienstgesinnung mit allen Freuden und Schwierigkeiten tbar zu machen. Der Verfasser schildert den ganzen Tageslauf im Lager und versteht es, allmähliche Überwindung des Einzelmenschen, sein Aufgehen in der Gemeinschaft sowie s Wachstum seiner Einsatzfreude anschaulich zu machen. Sowohl dies Buch als auch das n Rau beweisen die unendliche Fülle guten Willens und einer sich immer wieder durch-enden Begeisterung, die alle Schwierigkeiten zu überwinden weiß.

Ein Buch anderer Art, aber vielleicht das beste, das je über den Arbeitsdienst geschrieben rde, ist „Wille und Werk", ein Tatsachenbericht von der Schöpferkraft des national-ialistischen Arbeitsdienstes, herausgegeben von Dr. Will Decker (F. Bruckmann, Mün-n 1935; 237 S. und zahlreiche Abbildungen). Hier wird mit einer Klarheit und Eindring-hkeit das innere Wesen des Arbeitsdienstes herausgearbeitet, daß kein Leser das Buch aus r Hand legen wird, ohne die Überzeugung gewonnen zu haben, daß der Arbeitsdienst in r Tat das bedeutendste Erziehungswerk für die deutsche Jugend zu einem vollkommen uen Geist darstellt. An Hand umfangreichen und vorzüglich ausgewählten Materials wird e kulturschöpferische Einwirkung der Arbeitsdiensterziehung verdeutlicht. Wie sich hier eine eue Dichtkunst, ein neues Lied, eine neue Bildhaftigkeit und Dramatik, ein wirklich von nen her gewachsenes Werktun, eine echte Volkskunst und ein neues Menschentum an-ahnen und bereits zu überraschenden Ausprägungen und Gestaltbildungen geführt haben, as wird von Decker ruhig und wirklich ergreifend vorgeführt. Man spürt ein neues Leben achsen und wird zu echter Anteilnahme gezwungen. Besonders die Kapitel, die das chorische piel, das neue Lied und die Entstehung einer neuen Volkskunst behandeln, sind von wingender Beweiskraft. Dieses Buch sollte von allen denen gelesen werden, die wirklich lufschluß haben wollen, die mit offenem Kopf und offenem Herzen um Verständnis und Einsatz ringen. Hier wird ihnen Nahrung geboten.

München. Jorg Lampe.

Religionskundliche Neuerscheinungen

Die religionskundliche Forschung bleibt im Lauf ihrer Entwicklung dadurch gegenwarts-bezogen, daß sie immer wieder sich genötigt sieht, auf aktuelle Fragen einzugehen und sie hineinzustellen in den weiten Umkreis der verschiedenen zeitgeschichtlich bedingten Pro-bleme des Geisteslebens überhaupt. Von dieser Einsicht zeugt der bedeutungsvolle Versuch des Marburger Religionshistorikers H. Frick: „Deutschland innerhalb der religiösen Weltlage" (A. Töpelmann, Berlin 1936; 273 S.). Mit meisterlichen Strichen weiß der Verfasser, den Anregungen Karl Haushofers folgend, eine Art „geo-politische Religionskunde" zu umreißen, die „das Studium der Zusammenhänge zwischen Boden und Mensch auf die Religionen" anwenden will, den strukturellen Einfluß festzu-stellen sich bemüht, den „der Ort eines Volkes auf dessen religiöses Leben" ausübt. Damit würde wohl „ein tieferes Verständnis für die Lage heraufgeführt, in der sich Deutschland

Digitized by Google

innerhalb des Ganzen der Völkerwelt befindet, und von da aus dann eine wirklichkeitsnähere Auffassung" seiner religiösen Aufgabe.

Zwei großangelegte zusammenfassende Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Religionsgeschichte sind erschienen: die eine von dem Berliner Historiker Hans Lietzmann als 2. Band seiner „Geschichte der Alten Kirche" (Walter de Gruyter, Berlin 1936; 339 S.), die andere von dem Züricher Germanisten Walter Muschg über: „Die Mystik in der Schweiz" (Huber & Co., Frauenfeld 1935; 455 S.). Mit souveräner Beherrschung des Stoffes entwirft Lietzmann ein lebensvolles Bild der Entstehung der Ecclesia catholica und ihrer wesentlichen Erscheinungsformen im Neuen Testament, in der Glaubensregel, dem Kultus und in der sich langsam gestaltenden theologischen Lehre. Auf Grund der neuesten Forschungen erhalten wir einen allgemein verständlichen, wirklich zuverlässigen Überblick über die ersten Jahrhunderte der Religionsgeschichte des Christentums. — Einen wichtigen Abschnitt derselben behandelt Muschg, indem er „zum erstenmal den Anteil der Schweiz an der religiösen Mystik des Mittelalters zusammenhängend" darstellt. Aus den auf ausgedehntem Quellenstudium beruhenden Untersuchungen ergibt sich der tiefgreifende Einfluß der deutschen Mystik (Tauler, Suso, Eckhart) auf das Geistesleben der Schweiz im Hochmittelalter, für den zahlreiche neue Quellen erschlossen werden. Es ist bewundernswert, wie verständnisvoll sich der Verfasser, dem wir bisher Untersuchungen zur neueren Literaturgeschichte verdanken, in dies neue Gebiet der Forschung eingelebt hat.

Auch auf dem Gebiet der indogermanischen Religionsgeschichte wurde rüstig weitergearbeitet; als bedeutendste Erscheinung auf diesem Gebiet darf die Untersuchung des Frankfurter Iranisten Herm. Lommel: „Die alten Arier. Von Art und Adel ihrer Götter" (V. Klostermann, Frankfurt a. M. 1935; 158 S.) angesehen werden. Er behandelt in aufschlußreichen Darlegungen das Wesen der altarischen Götter (Varuna, Indra, Rudra), stellt bisher gültige Anschauungen richtig, indem er die altindischen Götter „nicht an griechischem Maß messen" und christliche Begriffe wie Sünde und Schuld nicht auf die Aussagen in den vedischen Gebeten an Varuna übertragen will. Der Verfasser, von dem wir bereits die fesselnde Darstellung der „Religion Zarathustras" (J. C. B. Mohr, Tübingen 1930) erhalten haben, gibt auch in dieser neuen Untersuchung wertvolle Winke zur methodischen Behandlung religionsgeschichtlicher Probleme. Einen neuen Versuch, „die germanische Religion in zwei ihrer Brennpunkte, dem Wodan- und Schicksalsglauben, unter sorgfältiger Prüfung des Quellenmaterials" darzustellen, wagt der Schweizer Martin Rinck in seinem Werk: „Wodan und germanischer Schicksalsglaube" (Eugen Diederichs, Jena 1935; 357 S.). Wodan wird nach seinen wesenhaften Zügen als Herr der Berserker, als Gott des Schweifens, als Sturmgott und Wanderer, als Kampfgott, als Wunsch- und Minnegott, Herr der Toten und des Lebens geschildert und seine Schicksalsbeziehung als Gott des Zaubers, des Wissens und der Runenkunde, als Dichtergott aufgezeigt. Nachdem die letzte Wodanmonographie von Wolfg. Menzel im Jahre 1855 erschienen war, ist es lebhaft zu begrüßen, daß nunmehr M. Rinck erneut den Versuch wagte, „das rätselhafte Wesen dieses Gottes, in dem sich das Schicksal unserer Rasse entschieden hat, vielseitig aus der zerstreuten Überlieferung zu beleuchten". Den weitschichtigen Fragenkomplex, der sich mit der Bekehrung der Germanen befaßt, historisch-kritisch zu untersuchen, unternimmt der Historiker Kurt Dietrich Schmidt in seinem in Lieferungen erscheinenden Werk „Die Bekehrung der Germanen zum Christentum" (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1935/36), das sich in seinen ersten Lieferungen mit der grundlegenden Fragestellung beschäftigt und eine Übersicht gibt über „die Germanenmission in den gegenwärtigen weltanschaulichen Auseinandersetzungen". In den folgenden Teilen soll „die Bekehrung der Ostgermanen zum Arianismus" und „die katholische Mission im großfränkischen Reich und unter den Angelsachsen" sowie „unter den Nordgermanen" quellenmäßig eingehender dargelegt werden. Zweifellos wird dieses bedeutsame Werk zur Klärung vieler Fragen beitragen. Die zweite Auflage von Hermann Tögel: „Germanenglaube. Drei Jahrtausende germanisches Gottgefühl" (Jul. Klinkhardt, Leipzig 1935; 236 S.) verdient schon darum Beachtung, weil die erste Auflage bereits 1926 erschienen ist, die mit dem Wunsche eingeführt wurde, es

Digitized by Google

möchte „dem Germanenglauben im religiösen Leben des deutschen Volkes der Gegenwart eine bescheidene Stelle eingeräumt werden“ ... „ja er möge in den Gang unseres christlichen Religionsunterrichts eingewoben“ werden. Abschnitte über Machtglauben und Sonnenglauben, Hakenkreuz und Hakenkreuz, Irminsul und Externsteine sind neu aufgenommen.

Der um die Erforschung germanischer Vorzeit verdiente Verlag E. Diederichs hat aus dem Buch von Wilhelm Teudt „Germanische Heiligtümer“ eine Sonderbearbeitung über „Die Externsteine als germanisches Heiligtum“ (E. Diederichs, Jena 1934; 75 S.) herausgegeben, die es nunmehr ermöglicht, sachgemäß die hier vorliegenden archäologisch-religionsgeschichtlichen Probleme zu überlegen, zumal auch Rud. Günther in Marburg „Die Externsteine nach dem neuesten Stand der Forschung“ (Theol. Rundschau, 1935/36, Heft 4, 5 und Heft 1) beschrieben hat. Infolge ihres magischen Charakters gehören bei den meisten Völkern die Schriftzeichen zu den religiösen Ausdrucksformen, und so hat auch die altgermanische Runenschrift ein geheimnisvoller Zauber umgeben, der ihrer sachkundigen Erforschung vielfach hinderlich war. Darüber unterrichtet anregend Karl Theodor Weigel in: „Runen und Sinnbilder“ (Alfred Metzner, Berlin 1935; 84 S.), worin „alles das zusammengetragen wurde, was wir von den Runen wissen und was an Runenvorkommen noch vorhanden ist.“ Da die Frage der religiös-kosmologischen Runendeutung und ihres geschichtlichen Zusammenhangs mit anderen ähnlichen Schriftzeichen noch stark im Fluß ist, werden wir um so dankbarer sein für die Übersicht des bisher mehr oder weniger zuverlässig Erarbeiteten und uns der Erwartung hingeben, daß es der Forschung einmal gelingen möge, über die noch vorhandenen Probleme zur Klarheit zu kommen. Als erste Einführung in die Runenkunde tut treffliche Dienste die von Kurt Renck-Reichert herausgegebene „Runenfibel“ (Eugen Salzer, Heilbronn 1935; 79 S.).

Aus all diesen, neuer Volksverbundenheit dienenden Bestrebungen erwachte auch wieder ein lebendiges Interesse an der schon vor mehr als einem halben Jahrhundert von dem Münchner Kulturhistoriker Wilh. Heinrich Riehl begründeten Volkskunde (s. Adolf Spamer: „Volkskunde als Wissenschaft“, W. Kohlhammer, Stuttgart 1933; 46 S.), die besonders auch Bedacht nimmt auf die Stellung des Volksmenschen zur Religion und allen übersinnlichen Mächten. So ist es denn verdienstlich, daß Heinrich Lohoff sich der Mühe unterzog, uns über „Ursprung und Entwicklung der religiösen Volkskunde“ („Deutsches Werden“ Heft 6; L. Bamberg, Greifswald 1934; 158 S.) eingehender aufzuklären, und es verdient weithin Beachtung, daß der Verfasser als wesentliches Ergebnis seiner Untersuchung feststellt: nicht durch die Romantik, sondern durch die Aufklärung wurde die religiöse Volkskunde begründet. War „der Blick des Romantikers rückwärts gerichtet, schwärmerisch und idealisierend“, so „wandte sich der Aufklärer mit seinem zweckmäßigen Denken und seinem praktischen Sinn voll der Gegenwart und ihren Aufgaben zu“, und das veranlaßte ihn, sich auch ein Bild von der Religiosität des einfachen Mannes zu machen, was an zwei typischen Vertretern aufgezeigt wird. Ein wertvoller Beitrag zur religiösen Volkskunde ist auch die Arbeit von Eva von Königslöw: „Das religiöse Motiv als gestaltende Kraft der deutschen Volkssage der Gegenwart“ (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935; 128 S.). Zunächst sammelt die Verfasserin das Material im Hauptteil: „Der religiöse Gehalt der Sage“ nach den Gesichtspunkten „Natur und Umwelt“, „Die Todeserfahrung“ und „Die Verkörperungen der übermenschlichen Macht“, um dann den Versuch einer religionsgeschichtlichen Interpretation zu unternehmen unter Herausarbeitung des Wesensgehaltes der Sage, wozu die Religionsgeschichte die notwendigen Deutungskategorien liefert. In das weite Gebiet der religiösen Volkskunde gehört auch der Aberglaube, dessen weltgeschichtliche Bedeutung der verstorbene Erlanger Indologe Julius von Negelein in seiner „Weltgeschichte des Aberglaubens“ (Walter de Gruyter, Berlin 1931; Bd. I, 373 S.) dargestellt hat, von der nunmehr posthum der II. Band „Haupttypen des Aberglaubens“ (1935; 440 S.) herauskam. War der erste Band wesentlich psychologischer und systematischer Natur, indem er, mit dem Glaubensleben der primitivsten menschlichen Gemeinschaften beginnend, die Modifikationen der abergläubischen Ideenwelt in großen Zügen zu erschließen suchte, so trägt der zweite mehr geschichtlichen Charakter, indem er die entwicklungsgeschichtlichen Typen und deren Eigenart vorführt.

Digitized by Google

Leider fehlen auch bei diesem zweiten Band jegliche Quellenangaben, was umsomehr zu bedauern ist, als der Verfasser über eine ungewöhnliche Fülle auch entlegenen Materials verfügte, das die weitere Forschung hätte erleichtern können.

Ein Wesensmoment deutscher Weltanschauung war zu allen Zeiten die Frömmigkeitsgestaltung, deren Werden darzustellen eine der wichtigsten Aufgaben religionswissenschaftlicher Forschung ist. Als Beitrag dazu darf die Studie „Der Gottesbegriff des Parzival" (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935; 52 S.) von Gottfried Weber gelten, worin als historisch-genetische Faktoren der Gottesidee des Dichters erwiesen werden: „das augustinisch-anselmische Gottesbild des elften Jahrhunderts, die stark germanisierte Form dieser religiösen Vorstellungen in der deutschen Dichtung der Hochromantik, endlich die spezifisch höfischen Wesenszüge im zeitgenössischen staufischen Kulturraum, denen die frühgotische Indifferenz den Boden bereitet hat". Ein weiterer Beitrag zur Geschichte der religiösen Bewegungen ist die Arbeit von Christiane Kolbenheyer: „Die Mystik des Sebastian Franck von Wörd" (Richard Mayr, Würzburg 1935; 47 S.), die erstmals zur Charakteristik der Lehre dieses mystischen Spiritualisten seine bisher fast völlig unbeachtet gebliebenen holländischen Traktate heranzieht. Eine sehr glückliche Auswahl aus dem Schrifttum des mystischen deutschen Philosophen Jakob Böhme bietet Heinrich Bornkamms „Jakob Böhme Brevier" (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1936; 71 S.) und erschließt uns damit „verborgene Schätze religiöser Erfahrung, reifer Menschlichkeit und dichterischer Ausdrucksgewalt", die auf das deutsche Geistesleben mächtig eingewirkt haben. Heute, wo der Einfluß des nordischen Religionsphilosophen Sören Kierkegaard auf Philosophie und kirchliche Dogmatik überall spürbar ist, darf jener einsame Bahnbrecher nicht vergessen werden, der zuerst (schon 1884) für Kierkegaard eintrat, der Württemberger Christoph Schrempf, dessen „Gesammelte Werke" bei Fr. Frommann in Stuttgart herausgegeben werden und von denen uns Band XII: „Auseinandersetzungen IV: Sören Kierkegaard, dritter Teil" (1935; 463 S.) vorliegt. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat sich Schrempf mit diesem paradoxen Glaubensmystiker beschäftigt und eine große Zahl seiner Schriften in deutscher Übersetzung herausgegeben, auch eine zweibändige Biographie des berühmten Dänen verfaßt (über S. Kierkegaard s. auch den Beitrag von Em. Hirsch im Februar-Heft 1935 der Südd. Monatshefte: „Prägungen germanischer Religiosität", S. 296 ff). Mit S. Kierkegaard setzte sich weiter der Dichter Paul Ernst auseinander in den beiden Essays: „Das religiöse Problem" (1910) und „Zur Selbstprüfung der Gegenwart empfohlen" (1920), die in der neuen Ausgabe von „Ein Credo" (Alb. Langen / Georg Müller, München 1935; 349 S.) neben anderen feinsinnigen Aufsätzen sich finden und die das tiefe Verständnis dieses Dichters für religiöse Probleme erkennen lassen.

Eine Biographie des Historikers „Adolf von Harnack" war längst ein dringendes Bedürfnis. Daß sie nun erscheinen konnte, verdanken wir seiner Tochter Agnes von Zahn-Harnack, die im Hans Bott-Verlag, Berlin-Tempelhof (1936; 500 S.) das Leben des genialen Forschers und Kämpfers auf den verschiedensten Gebieten einer unvergeßlichen deutschen Kulturepoche uns vor Augen führt. Harnack ist wohl der letzte deutsche Polyhistor, der in gleicher Meisterschaft als begeisternder Lehrer der Jugend, als bahnbrechender Forscher, als Präsident der Preußischen Akademie der Wissenschaften, als schöpferischer Gründer der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, als führender Generaldirektor der größten deutschen Bibliothek fast ein halbes Jahrhundert unermüdlich tätig war. Mit der Geistesgeschichte Deutschlands bleibt Harnack dauernd verbunden. Eine bisher fehlende elementare „Einführung in die Philosophie Wilhelm Diltheys" legt uns Otto Friedrich Bollnow (B. G. Teubner, Leipzig 1936; 199 S.) vor, von der Überzeugung ausgehend, daß „nach einer Zeit der Zersplitterung der Philosophie in die verschiedenen einander nicht mehr verstehenden Schulen heute die Entwicklung für einen über die bisherigen Gegensätze hinausgreifenden Neubau reif geworden sei und daß im philosophischen Werk Diltheys wesentliche Grundlagen für einen solchen einheitlichen Neuaufbau gelegt" seien. Der rührige Verlag als Hüter des Diltheyschen Erbes hat damit einen weiteren Beitrag zur tieferen Erkenntnis dieser echt deutschen Lebensphilosophie veröffentlicht.

Digitized by Google

s dem Gebiet des östlichen Religionskreises liegt uns vor: „Das Tibetanische
otenbuch". Aus der englischen Fassung des Lama Kazi Dawa Samdup heraus-
en von W. Y. Evans-Wentz. Übersetzt und eingeleitet von L. Göpfert-March
ger, Zürich-Leipzig 1935; 163 S.). Der „Bardo Thödol" ist der Text, der heute noch
ll den verschiedenen Sekten in Tibet jedem Sterbenden oder Toten ins Ohr gespro-
wird, um „den Abgeschiedenen auf jeder Stufe der Verblendung und Verstrickung auf
eweils vorhandene Erlösungsmöglichkeit aufmerksam zu machen". Dieses Buch der
rung will „als Führer dienen durch die Zeit der Bardo-Existenz, der Zeit zwischen
und Wiedergeburt". Der Züricher Psychotherapeut C. G. Jung hat einen psychologi-
Kommentar beigefügt, der in ähnlicher Weise wie sein Kommentar zu dem von R.
elm übersetzten Traktat „Das Geheimnis der goldenen Blüte" den phänomenologischen
grund dieses Erlebniskomplexes aufhellen soll. Ist doch die Reihenfolge der im Text
ilderten Ereignisse eine nahe Parallele zur „Phänomenologie des europäischen Unbe-
en unter den Bedingungen eines sog. Initiationsprozesses". Für die Religionswissen-
t ist die Erschließung derartiger Texte von hohem Wert. Mit der schon 1565 er-
nenen jüdisch-religionsgesetzlichen Schrift Schulchan aruch (= zugerichteter Tisch)
t uns Erich Bischof in: „Das Buch vom Schulchan aruch" (2. Aufl., Ham-
Verlag, Leipzig 1935; 178 S.) bekannt, indem er die Literatur darüber näher be-
ibt und größere Abschnitte und kürzere Stellen in Übersetzung wiedergibt. Der Ver-
r hat seit vielen Jahren sich mit der jüdischen Literatur gründlich befaßt und schon
die jüdische Schmähschrift „Tholdoth Jeschu", ein jüdisch-deutsches „Leben Jesu", ver-
ıtlicht.

chon in meinem Buch: „G. W. von Leibniz und die Chinamission" (Verlag J. C.
cichs, Leipzig 1920) habe ich zu zeigen versucht, wie tiefgehend gerade auch nach der
ziös-philosophischen Seite der Einfluß der neuentdeckten chinesischen Kultur auf das
stesleben Europas in der Epoche der Aufklärung gewesen ist. Seitdem sind diese Unter-
ungen namentlich nach der literarischen Seite hin fortgesetzt worden, so von Ed. Horst
Tscharner, der demnächst eine größere Arbeit „China in der deutschen Dichtung" ver-
ntlichen wird, und von Ursula Aurich, der wir eine gründliche Studie über „China
Spiegel der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" (Emil Ebering,
lin 1935; 174 S.) verdanken. Zu den großen geistigen Entdeckungen dieses 18. Jahr-
derts gehörte es eben, daß man im chinesischen Geistesleben eine gewisse Übereinstim-
ng mit dem eigenen vernünftigen Denken erkannte; die Anschauung von der allgemein-
nschlichen Vernunftreligion schien in Chinas philosophischer Religion eigentümlich ver-
klicht zu sein.

„Wir sind uns heute wohl alle bewußt, daß das sinnvolle Leben in der Richtung der
rständigung und der Synthese auf allen Gebieten liegt. Gemeinsames Wirken und ein
neinsames Ziel im Gegensatz zu den allzusehr individualisierten Lebenskräften, sind
rbedingung zu einer fruchtbaren und harmonischen Erneuerung unseres Lebens", mit
sen Worten leitet die Herausgeberin Olga Fröbe-Kapteyn das „Eranos-Jahr-
ch" 1933 (Rhein-Verlag, Zürich-München): „Yoga und Meditation im Osten
d im Westen" (1934; 348 S.) ein, während das Jahrbuch 1935 (1936; 543 S.) zum
ema: „Westöstliche Seelenführung" hat. Die rein religiös-psychologischen
örterungen verfolgen das Ziel, „dem schöpferischen Prinzip im Menschen nachzugehen,
n das schöpferische Prinzip und seine Quelle aufzudecken". Dem dienen die teilweise sehr
achtenswerten Beiträge, so von Hch. Zimmer „Zur Bedeutung des indischen Tantra-
oga"; von Friedrich Heiler „Die Kontemplation in der christlichen Mystik"; von der bekann-
n englischen Indologin Rhys Davids über „Religiöse Übungen in Indien und der reli-
öse Mensch" sowie „Der Mensch, die Suche und Nirwana"; ferner von dem Frankfurter
inologen Erwin Rousselle über „Seelische Führung im lebenden Taoismus" und „Lau-
sts Gang durch Seele, Geschichte, Welt; Versuch einer Deutung". C. G. Jung handelt
usführlich über „Traumsymbole des Individuationsprozesses" als „Beitrag zur Kennt-
is der in den Träumen sich kundgebenden Vorgänge des Unbewußten". Derartige geistig-
eligiöse Begegnungen können nur begrüßt werden, besonders wenn sie sich dessen bewußt
nd, daß „die seelische Wirklichkeit die Wurzel des Lebens ist, daß das Geheimnis des
Blutes der Schlüssel zu den ersten und letzten Dingen bleibt" (O. Fröbe-Kapteyn).

München. Rudolf F. Merkel.

Digitized by Google

Bücher zur Erd- und Landschaftskunde

Über den Einfluß der Natur auf den Menschen und seine Wirtschaft ist schon viel geschrieben worden. Umgekehrt aber hat die wirtschaftsgeographische Forschung dem Einfluß des Menschen auf die Natur nur wenig Beachtung geschenkt. Eine umfassende Behandlung dieses Gegenstandes hat bisher in der deutschen wie in der ausländischen Literatur gefehlt. Die merkwürdige Tatsache erklärt sich wohl, abgesehen von der Schwierigkeit des vielseitigen Themas, daraus, daß wir Kulturmenschen die Wirtschaftslandschaft, in der wir aufwachsen, als etwas Naturgegebenes hinnehmen. Wir vergessen, daß die Arbeit des Menschen die einst „unberührte" Natur so stark umgestaltet hat, daß uns naturgegeben erscheint, was in Wirklichkeit erst durch den Menschen so gestaltet worden ist. Trotzdem bleibt dieses Versäumnis nicht recht verständlich. Denn schon ein so geläufiger Begriff wie „Deutsche Landschaft" deutet doch darauf hin, daß der Mensch, in diesem besonderen Falle der deutsche Mensch, die Landschaft beeinflußt haben muß. Doch damit wird vielleicht schon ein Fragenkreis angeschnitten, der über die allgemeine Wirtschaftsgeographie hinausgreift. Auch das ausgezeichnete Werk „Der Mensch als Gestalter der Erde" von Edwin Fels (Bibliographisches Institut, Leipzig 1935; 206 S.), das den menschlichen Einfluß auf die Natur behandelt und die auffällige Lücke in der wirtschaftsgeographischen Forschung zum ersten Male durch eine umfassende Darstellung schließt, läßt ihn außer Betracht. Die Aufgabe, die sich Fels gestellt hat, ist groß. Denn auf Hochkulturländer wie Deutschland bezogen, besteht das angeführte Wort von N. Creutzburg, daß „fast alles, was sich im Laufe des Kulturzeitalters an Änderungen im Bilde der Erdoberfläche vollzogen hat, auf das Konto des Menschen kommt" zu Recht. Es ist wirklich auch so geworden, daß die Kräfte der Natur mit der rasenden Gangart nicht mehr Schritt halten können, die der Mensch in der Einwirkung auf die Natur angeschlagen hat. Das Buch gliedert sich in zwei Teile: im ersten ist die Einwirkung des Menschen auf Klima, Erdoberfläche, Gewässer, Pflanzen und Tiere behandelt, sowie die Rückwirkung der Wirtschaft auf den Menschen selbst; entsprechend ist der zweite Teil „Der Einfluß des Verkehrs auf Naturlandschaft und Lebewelt" eingeteilt. Manches mußte nur eben angedeutet bleiben. Aber gerade auch das macht das Buch fruchtbar für die junge Forschung der Gegenwart und Zukunft.

„Das Tier in der Landschaft" (Bibliographisches Institut, Leipzig 1936; 475 S., 2[illegible] ein- und 127 mehrfarb. Abb.) von Walter Rammner. Das Buch ist kein ganz neues Werk, sondern eine Neubearbeitung des 1933 erschienenen Buches: „Die Tierwelt der deutschen Landschaft" des gleichen Verfassers. Mit diesem stimmt es im grundsätzlichen Aufbau überein, es ist also keine systematische „Fauna", sondern stellt die deutsche Tierwelt in ihren Lebensräumen dar. Neu hinzugekommen ist der Abschnitt über die Tierwelt der Städte und Dörfer und die reiche und wirkungsvolle Bebilderung. Die farbigen Landschaften hat Karl Wernicke gemalt; die meisten mehrfarbigen Tierbilder Bruno Müller und Rudolf Schnabel, die einfarbigen vor allem Walter Münze und Fritz Fischer.

Eugen Diesel: „Das Land der Deutschen" (Bibliographisches Institut, Leipzig; Volksausgabe 1933; 259 S., 481 Abb.). Ein prächtiges Buch über Deutschland im Wandel seiner Landschaftsbilder, zu dem vorwiegend Robert Petschkow Luftaufnahmen von überraschender Eindruckskraft beigesteuert hat. (Unsere Leser kennen es bereits aus dem Aufsatz von Hans Pflug in diesem Heft).

„Der Wald erschallt! Das tönende Buch von Frühling und Herbst des deutschen Waldes." Von Lutz Heck, dem Direktor des Zoologischen Gartens Berlin, mit zahlreichen Naturaufnahmen und einer von Ludwig Koch nur für das Werk hergestellten Schallplatte mit Vogelstimmen und den Lauten der Hirschbrunft. (Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1934; 39 S.).

„Bayerns Boden": ein vorbildliches Werk heimatkundlicher Bodenforschung von Franz Münichsdorfer (Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München 1932; 2 Bde., 167 und 229 S.). Der erste Band behandelt Südbayern, der zweite Nordbayern und die Rheinpfalz. Dem Werk sind zahlreiche Karten, geologische Querschnitte und Abbildungen beigegeben. Es ist in allgemein verständlicher Form geschrieben.

München. Erich Walch.

Digitized by Google

Busonis Briefe an seine Frau

Die Geschichte der deutschen Musik — und wohl der Musik überhaupt — verzeichnet nur zweimal den Fall, daß in einer Persönlichkeit das Werk von Anbeginn an vorhanden und, der Zeit vorauseilend, gewissermaßen vollendet vorlag. Das gilt für Bach und Mozart. Bei beiden gab es kein Suchen, kein Problem. Sie brauchten nur den Weg abzuschreiten, der bereits in voller Reife vor ihnen lag. Völlig im Gegensatz zu dieser nachtwandlerischen Sicherheit, die vielleicht überhaupt ein Charakterzeichen jenes Zeitalters war, ist das Suchen, das Denken und Grübeln über neuartige Kunstgesetze ein Merkmal der jüngst verflossenen Jahrzehnte, soweit es deren künstlerisches Schaffen betrifft. Denn wollte man nicht eklektisch oder ausgesprochen konservativ sein, so mußten neue Ziele gesteckt, mußte nach neuen Mitteln gesucht werden, um das längst leerlaufende Rad der Entwicklung wieder auf festen Boden zu bringen.

Man hat Ferruccio Busoni, dessen dokumentarische Briefe an seine Lebensgefährtin in einer von Friedrich Schnapp besorgten schönen Ausgabe des Rotapfel-Verlags in Zürich vor uns liegen (404 S.) vielleicht mit einem gewissen Recht den verantwortlichen Apostel der Moderne genannt. Wie schief dieses Urteil aber im Grunde ist, dessen wird man erst gewahr, wenn uns der Mensch und Künstler Busoni so rein entgegentritt, wie er sich in seinen hier niedergelegten Urteilen und Bekenntnissen enthüllt. Denn niemals hat sich diese in jeder Beziehung ungewöhnliche Persönlichkeit einer Theorie, einer Schule, einem Schlagwort verschrieben. Busoni vertritt im schönsten Sinn des Wortes den Typus des umfassend gebildeten Menschen. Rein, klar und durchaus selbständig in seinem Denken, widerstrebte ihm jede Art von künstlerischer Begriffsverrenkung und einseitig formulierter Dogmatik von Natur aus. Nach einem Gespräch mit dem italienischen Futuristen Marinetti schreibt er an Gerda Busoni: „Gegen diese Kunst ist Schönberg nur eine laue Limonade." Die durch Schönberg vertretene Richtung hätte gerade Busoni gern zu ihrem Schildträger erhoben. Aber er ließ sich nicht festlegen. Die Sache, die Kunst an sich stand ihm über allem, und wenn er die Melodie als das primäre Element in der Musik empfindet und sogar einen Traktat darüber schreibt, dann bedarf es wohl keines weiteren Beweises mehr dafür, daß hier keine Lorbeeren für die Atonalitätsfanatiker zu holen waren.

Wir nannten die vorliegende Briefsammlung eine dokumentarische. Sie ist dies insofern, als hier nicht nur sachliche oder unterhaltende Reiseberichte gegeben sind, sondern eine Summe von Eindrücken, die sich im Geiste des Briefschreibers sofort zu schöpferischen Ideen formten. So beispielsweise Busonis Gedanken über die jeweiligen Musikverhältnisse der alten und neuen Welt; über Architekturen, über Persönlichkeiten wie d'Annunzio, Shaw, Galsworthy, die, hingerissen von der Genialität dieses Künstlertums, persönliche Fühlungnahme mit Busoni suchten.

Nicht von ungefähr spricht aus fast jedem dieser Briefe die tiefe Verehrung für Franz Liszt. Hier liegt vielmehr eine wirkliche Geistesverwandtschaft mit dieser auch menschlich so groß gearteten Erscheinung vor. Wie Liszt hat auch Busoni im Gegensatz zu der Regel dem Stand des reisenden Virtuosen das Merkmal des Adels aufgedrückt: „Der Künstler muß vor allem ganz Professionist sein: dann aber weitsehender Mensch, außerhalb zeitlicher und räumlicher Augenblicksverhältnisse." Alles Sehen wird zum Erleben, ja wirkt sich des öfteren unmittelbar schöpferisch aus. So etwa das Gesicht über Musik des Kosmos. Jedoch all dies tritt zurück vor dem Problem des eigenen kompositorischen Schaffens.

Busoni war die Virtuosität vielleicht schon von Anfang an nur eine Stufe zur Vollendung des Höheren: des schöpferisch tätigen Menschen. Der unausgesetzte Umgang mit Stilformen höchster Ordnung, wie sie das Studium der Werke von Bach, Mozart, Beethoven und Liszt mit sich brachte, ließ ihn selbst zu einem Formkünstler von ungewöhnlich vergeistigter Art reifen. Doch griff dieses Bemühen um den persönlichen Stil weit über das vorhandene Gut hinaus. Busoni suchte und fand Neuland. Er durchdachte neue Harmoniemischungen, zog das elektrische Klavier mit in Betracht, träumte von einer neuen Theatertonkunst. Es ist hier nicht der Raum für eine eingehende Würdigung des Komponisten Busoni. Indessen geben gerade diese Briefe einen im hohen Grade fesselnden Einblick in die geistige Werkstatt des Künstlers. Wir erleben die Entstehung seiner Instrumentalwerke und Opern und gewahren mit Ergriffenheit die unablässige Arbeit an dem, was Busoni selbst für seines Lebens besten Teil hielt. Eine des öfteren sich äußernde

Digitized by Google

Vorliebe für mechanische Raffinements, für vollkommene Unsentimentalität („immer vorwärts, nie rückwärts schauen!") und dann doch wieder die heiße Liebe zum Empfindungsmäßigen und Melodischen geben vielleicht Fingerzeige für eine gerechte Beurteilung dieses abseitig großen Künstlers.

Feine und warme Menschlichkeit, unbeirrbares Verbundensein mit der Gattin, die in allen Lebenslagen als entscheidende Instanz angerufen wird, bilden den schönen und sympathischen Unterton, der diese Niederschriften von Anfang bis zu Ende durchzieht.

München. Siegfried Kallenberg.

Neuerscheinungen

Richard Elsners Jahrbücher „Das deutsche Drama in Geschichte und Gegenwart" haben mit dem soeben erschienenen Band 1935 den siebenten Jahrgang vollendet (verlegt bei E. Sicker, Berlin-Friedenau). Mit Stolz kann der Herausgeber auf eine Leistung zurückschauen, die von 1929 bis heute in Treue und Sorgfalt der deutschen dramatischen Kunst gedient hat. Eine Reihe von Dramen ist hier zuerst vollständig veröffentlicht worden, eine weitere Reihe wurde mit Ausführlichkeit besprochen und in Auszügen abgedruckt, so Paul Ernsts „Canossa", Burtes „Simson" u. v. a. Ebenso wichtig ist die kritische Facharbeit, die hier geleistet wurde. Im Spiegel der Kritik umfassen die Jahrbücher alles, was auf den deutschsprachigen Bühnen in diesem Zeitraum gespielt wurde, geben Nachricht von jeder Uraufführung, zitieren die Presseurteile, beantworten jede Frage nach Werk, Verfasser, Buchausgabe und Aufnahme. Das Drama war lang in den Schatten der öffentlichen Aufmerksamkeit verwiesen — Elsner hat für die Aufrechterhaltung einer kritischen Überlieferung gesorgt, hat Talente gefördert, den guten Willen gestärkt und die Irrungen des Nachkriegstheaters mit einer aufrechten, niemals getrübten Lauterkeit bekämpft.

In der Nachkriegszeit, als der deutsche Spielplan aufs tiefste gesunken war, die Schauspieler ihre Kunst an die Machwerke von Tages Gnaden verschwenden mußten, haben sich die Gruppen der Laienspieler, damals vor allem unter Rudolf Mirbts Führung, um der „Deutschheit große Gegenstände" bemüht. Einige Versuche aus der von Mirbt geleiteten Reihe der „Münchner Laienspiele" (Kaiser Verlag, München) liegen uns vor. Es ist das Bemerkenswerte an diesen Spielen, daß sie, in Erkenntnis der Grenzen des Laienspiels, von vornherein auf alle Ansprüche und Mittel der großen Bühne verzichten; aber die meisten dieser Arbeiten glauben sich mit diesem äußeren Verzicht auch von den dramatischen Gesetzen losgesprochen, und darin liegt ein Irrtum, den wir schon verschiedentlich bei unsern Besprechungen der Volksspielarbeit des Theaterverlags Langen-Müller, Berlin, aufzeigen mußten. Auch ein Laienspiel muß als Drama gebaut sein, es ist unmöglich, daß es wirkt, wenn sich der Verfasser mit einem bloßen Hinstellen der Namen und Figuren begnügt, wie etwa Wilhelm Schöttler in seinem Schicksalsspiel von der „Nibelunge Not" und auch in seinem neuen Versuch, dem ganz sagenhaft aufgefaßten „Konradin". Werner Dittschlag hat sich sogar daran gewagt, den Vater-Sohn-Kampf zwischen Hildebrand und Hadubrand in einem „Hadubrandspiel" zu dramatisieren. Dies ist ja eigentlich ein Schicksal, das jeder anderen als der epischen Gestaltung widersteht, es kann nur erzählt, nicht in dramatischem Gegeneinander ausgespielt werden, und bei Werner Dittschlag geschieht auch nichts weiter, als daß die Gestalten redend sich gegenüberstehen, der Kampf stattfindet und dann in die Klage des Vaters um den erschlagenen Sohn ausklingt. Ich glaube nicht, daß es so geht. Bekommt man die Dinge erzählt, wie in den alten Liedern, so reißt der Atem des Sängers uns mit sich fort — sieht man aber, wie hier, die Gestalten leibhaft vor sich, so wird das Tragische sogleich undurchsichtig und fast töricht. Man begreift nicht mehr, warum Hadubrand nicht glauben will, daß er vor dem Vater steht, der Kampf bekommt etwas Unsinniges — denn es ist schon einmal so, daß jedes Dramatische sich an unser heutiges Fühlen und Begreifen wenden muß, das Drama kommt ohne Psychologie nicht aus. Wieviel Unheil die Psychologie in den Dramatisierungen der Sagenstoffe anrichten kann, haben wir freilich an manchen mißratenen Stücken Hauptmanns und Ernst Hardts erlebt — trotzdem kann man sie nicht ganz beiseite tun, es muß wohl jene geheimnisvolle Vereinigung von heutiger Seelenhaftigkeit und alter Größe zusammenkommen, die von Dichters Gnaden zuweilen gelingt und die wir dann als Wunder

Digitized by Google

bestaunen. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß die wirkliche dramatische Erweckung des alten Sagenguts den Mitteln der alten Bühne vorbehalten bleibt, Hebbels „Nibelungen" waren der großartigste Wurf und werden als Vorbild bestehen bleiben müssen. In unserer Zeit ist wohl nur Henry von Heiseler in seinem „Jungen Parzival" etwas Vollkommenes in dieser Richtung gelungen — und auch dies Werk hat, obwohl es in einer Laienspiel-Sammlung herauskam, die Form der großen Bühne. Konrad Krug in seiner „Gudrun" nähert sich dieser Form, ohne sie ganz zu verwirklichen. Der dichterisch bedeutendste Versuch unter den uns diesmal vorliegenden Laienspielen ist „Genovevas Heimkehr" von Jakobus Rahden. Dies Werk sollte einmal auf einem Theater gespielt werden, es hat eine Reihe unvergeßlicher tragischer Gegenüberstellungen, vor allem zwischen Golo und dem Grafen Siegfried. Hier ist ein echter dichterischer Geist am Werk, und sogleich verwandeln und steigern sich die Möglichkeiten. — Auf jeden Fall: es ist gut, wenn das Laienspiel seine Form immer klarer ausbildet und dagegen auch die eigentliche Bühne sich auf die ihre besinnt. Im Wetteifer werden vielleicht die Erfüllungen uns geschenkt werden, die wir jetzt noch erwarten müssen.

Jetzt endlich ist das Buch da, das schon längst nötig gewesen wäre: eine Darstellung der deutschen Dichtung im Ausland. Wilhelm Schneider hat sie geschrieben, er soll dafür bedankt sein! Bisher waren die deutschen Literaturgeschichten ein allzu getreues Abbild der binnendeutschen Gesinnung im Reich, man fand es nicht der Mühe wert, sich mit dem zu beschäftigen, was außerhalb der Grenzpfähle und nächsten Nachbarschaft vor sich ging, ja man wußte kaum, daß im Baltikum, an der Wolga, im Banat, in Siebenbürgen, in Amerika geschlossene deutsche Volksgruppen leben mit einer selbständigen geistigen Entwicklung und einer tiefen Verbundenheit zum Deutschtum der Heimat. Die Deutschen der Fremde haben es oft erlebt und wissen davon zu erzählen, wie man sie im Reich als „Ausländer" behandelte und sich wunderte, daß sie „so gut Deutsch sprachen". Es ist eine der dringendsten Verpflichtungen dieser Zeit, solches Unrecht gutzumachen, endlich das deutsche Dasein in der Welt als ein Ganzes zu begreifen, und Schneider ist mit seinem Buch „Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit" (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1936; 347 S.) in die vordere Reihe derer getreten, die dafür kämpfen. Was diese Literaturgeschichte so anziehend macht, ist vor allem die Art, wie neben den schriftstellerischen Leistungen immer wieder ein Stück deutschen Volks- und Geistesschicksals vor unsere Augen tritt. Dazu kommt die wohltuende Freimütigkeit und Helligkeit des Stils, der gar nichts Fanatisches hat und doch die Leidenschaft zur deutschen Sache auf jeder Seite spüren läßt. — In fünf Gruppen gliedert sich das Werk: Balten, Rußlanddeutsche, Siebenbürgische Sachsen, Banater Schwaben, Deutschamerikaner; eine allgemeine Betrachtung über die Voraussetzungen und Werte der auslanddeutschen Dichtung geht dem voran. Überall hat Schneider mit einer tiefen Gründlichkeit gearbeitet, ohne den Überblick zu verlieren, ohne seinen kritisch ernsten Standpunkt irgendwo aufzugeben. Er ist nie in Gefahr, herkömmliche Urteile ungeprüft zu übernehmen — schon darum, weil er fast überall auf neuem Boden steht, weil es kaum einen Vorgänger auf seinem Wege gibt. Aber auch wo er schon bekanntgewordene Gestalten schildert, stammt sein Bericht aus eigener Anschauung und Lektüre. Schon dies sichert dem Werk seinen bedeutenden Rang. — Mit dem Werk Wilhelm Schneiders hat eine neue Stunde für die Geschichtsschreibung unseres Schrifttums geschlagen, unsere Literarhistoriker werden sich zu einer „Neuaufnahme des Inventars" verstehen müssen. Was aber wichtiger ist: ein Blick in die Weite unsrer völkischen Wirklichkeit hat sich aufgetan, wir lernen, daß wir nicht nur ein Staat sind, sondern ein Volk mit großen Kräften und einem weltgemeinsamen Schicksal. Das Buch wird dazu beitragen, die Deutschen endlich aus ihrem langen binnendeutschen Schlaf zu wecken. Es kann gar nicht genug gelesen werden.

Otto Erich Kiesels Erzählung: „Verschollener Mensch" (Broschek, Hamburg 1936; 243 S.) setzt sich vor, den Sehnsuchtsgang eines Menschen in die Einsamkeit zu schildern. Ein Mann, dem aller Erfolg nicht über die herben Enttäuschungen in der menschlichen Gesellschaft hinweghilft — er läßt alles im Stich, was er sich an Gut und Ehren in der Welt erworben, und findet Trost im stillen, bäuerlichen Umgang mit der Natur. An dieser Erscheinung wird wieder einmal offenbar, wieviel Weltflucht, den schäferischen Spielereien des Rokoko verwandt, in dem heutigen „Zug der Natur" sich versteckt. Kiesels Buch

Digitized by Google

ist eine ziemlich sentimentale Geschichte, es ist nicht der rechte, vorwärtsführende Ton darin, nicht die notwendige Nüchternheit in der Schau des bäurischen Daseins.

Edith Schmettan: „Das Schwaigerhaus". Eine freundlich erzählte Familiengeschichte, die mit guter Einfachheit deutsch-schlesisches und sudetendeutsches Handwerker- und Bürgerleben nachgestaltet. Das Beste daran die Erkenntnis, daß sich nicht aus gedachten und gepredigten Forderungen, sondern aus dem engsten Lebenskreis von Familie, Stamm und Heimat jenes Gemeinschaftsgefühl bildet, das wirkliches völkisches Bewußtsein erzeugt (Sudetendeutscher Verlag, Reichenberg 1936; 173 S.).

Der Schützenverlag, Berlin, stellt mit dem Buch „Die Mieter aus Nr. 101" einen jungen Autor vor, Robert Gehrke, der mit menschlichem Blick für das Lustige und Betrübliche des Lebens die Geschichte eines großen Mietshauses gibt (1936; 338 S.).

Erhard Wittek erzählt unter dem Titel „Männer. Ein Buch des Stolzes" zwölf „heroische Anekdoten" aus dem Weltkrieg (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart 1936; 95 S.). Er trägt sie sicher und verhalten vor, mit einem Herzensklang der Stimme, der des hohen Gegenstandes würdig ist. Dies Buch darf man wohl in viele Hände wünschen, unsern Stolz und Glauben richtet es auf; wo diese Soldaten kämpften und starben, ist Deutschland rein und unüberwindlich gewesen.

Das Buch „Kameradin" (Hans Bott, Berlin 1936; 323 S.) sammelt Aufzeichnungen „junger deutscher Frauen im deutschen Schicksal 1910—30". „Wenn viel Zerrissenheit war", so schreibt die Herausgeberin Gertrud Staewen-Ordemann in ihrer Einführung, „still daneben ist unter uns doch auch dies gewachsen: Kameradschaft."

Hellmut Lantschner: „Spuren zum Kampf" (Rowohlt, Berlin 1936; 86 S.). Eines der besten mir bekannt gewordenen Bücher vom Skifahren, darin der berühmte Läufer von seinen Fahrten, seinem Training, seinen Rennen aufs lebendigste zu erzählen weiß. Auch die Natur, Schneekälte und Stille von Nächten und Morgenstunden ist so gegeben, daß man's nicht mehr vergißt. Ohne schriftstellerischen Anspruch, aber mit der Liebe des echten Skiläufers, der Herz und Augen offen hält. — Daneben ein Skilehrbuch desselben Verfassers: „Tempo-Parallelschwung" (Rowohlt 1936; 38 S.). Beide Bücher sind mit guten Photos ausgestattet.

Im Bibliographischen Institut, Leipzig, ein kleines Buch: „Von Jagd und Weidwerk" von Dr. Ludwig Roth, mit einer Reihe besonders hübscher alter Jagdbilder geschmückt, dann ein Bildbändchen: „Die Olympischen Spiele" von Franz Hiller (1936; 38 S.) und „Die deutschen Segelschiffe" von K. Tegmeier (60 S.).

Eine neue Lyrik-Anthologie: „Der leise Klang" (Müller & Kiepenheuer, Potsdam 1936; 183 S.). Neben bekannteren Namen wie Barthel, Heuschele usw. sind hier auch einige wenig genannte vertreten; überall spürt man ernsten Willen, saubere Musik zu machen.

Im Sieben Stäbe Verlag, Hamburg (1936; 120 S.) erschien das ausgewählte lyrische Werk Carl Langes, des Ostpreußen und treuen Kämpfers für das Deutschtum im Osten. Er gibt diesen zart empfundenen und sprachlich sauber vorgetragenen Gedichten den Titel „Kampf und Stille", der für das ganze Leben und Wirken Langes bezeichnend ist.

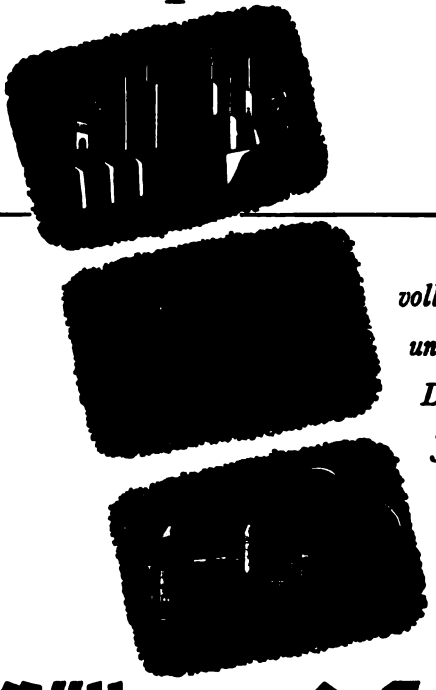
Der Verlag Langen-Müller zu München versorgt das deutsche Volk mit „Reden und Aufsätzen zu Fragen der Gegenwart". Wilhelm Schäfer bringt darin eine Rede über „Kleist" (1936; 16 S.), Gunnarsson eine Ansprache über den „Nordischen Schicksalsgedanken" (19 S.). Weitaus das Wichtigste, was die Sammlung neben Escherichs „Termitenwahn" und Grimms Schrift von der „bürgerlichen Ehre" bisher gebracht hat, ist die „Amerikanische Rede" des Dichters von „Volk ohne Raum", im vergangenen Oktober in Newyork gehalten. Hier ist mit jenem Ernst, jener seltenen, tiefen Wahrhaftigkeit und Leidenschaft von den deutschen Notwendigkeiten in der Welt und von dem Verhältnis der deutschen zur angelsächsischen Kultur gesprochen, die wir an Hans Grimm immer wieder bewundern und lieben müssen. Man sollte glauben, solche Worte und solch ein Mann müßten auch draußen die Leute aufhorchen machen.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 27. Juni 1936
Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H., München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 2. Vj. 36: 3851. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riefern bei Pforzheim.
Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Ein weltpolitisches Reisebuch



voll von weltweitem Erleben und erregendem Geschehen. Das Sommer-Buch dieses Jahres, geschrieben in einem flotten, reportagehaften Stil, anregend und unterhaltsam zugleich.

Völker und Kontinente

Leben rund um den Erdball. Von Ivar Lissner. Kartoniert RM. 4,80, Leinen RM. 5,80 / In die Tiefen des nordamerikanischen Kontinents, ins Herz des Britischen Weltreiches, in die Welt des Islams von Gibraltar bis Indien, zum schwarzen Mann nach Afrika, zum gelben Mann nach China, in die großen Probleme der Kontinente und in die kleinen Sorgen ihrer Menschen führt dieses packende Buch. So erwächst aus diesem Erlebnis der Ferne ein grandioses Gesamtbild von der Größe der Welt und der Vielfalt des Lebens rund um den Erdball. / Durch den Buchhandel zu beziehen.

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Digitized by Google

NEUE BÜCHER:

Das Hapagbuch von der Seefahrt

Von Hans Leip. Ein Buch von Meer und Ferne, Dampfern und Segiern, Südseezauber und Mitternachtssonne. Mit Beiträgen von Binding, Blunck, Edschmid, Gunnarsson, Hamsun, Hauptmann, Jacques, Johst u. a., und Zeichnungen von Arnold, Gulbransson, Kubin, Petersen, Thöny u. a. Dazu 32 prächtige Bildtafeln. „Ein gefährliches, ein verführerisches Buch" — nennt es die Deutsche Allg. Zeitung, Berlin. Leinen RM. 2.80

Jagd in Flanderns Himmel

Von Karl Bodenschatz. Die 16 Kampfmonate des Richthofen-Geschwaders nach Aufzeichnungen des damaligen Geschwaderadjutanten. Eingeleitet von Hermann Göring. Dazu das vollständige Kriegstagebuch des Geschwaders und 95 Fotos auf Tafeln. „Ein Buch, das jeder Soldat, jeder deutsche Mann lesen sollte" — schrieb Reichskriegsminister von Blomberg (17. 10. 35). Geh. RM. 3.60, Leinen RM. 4.80

Begegnung mit Tieren

Von Bastian Schmid. Der weltbekannte Tierforscher gibt uns hier neue tiefe Einblicke in die Seele des Tieres. Es sind seine eigenen Hausgenossen, einheimische und exotische. „Seit Bengt Berg eines der aufschlußreichsten Tierbücher" — urteilt die Neue Freie Presse, Wien. Mit 56 eigenen Aufnahmen des Verfassers. Geh. RM. 3.80, Leinen RM. 4.90

Volkslied, Tracht und Rasse

Von R. N. Wegner. Eine Einführung in die Rassen- und Trachtenkunde für jedermann, zugleich ein tönendes Buch mit alten Liedern deutscher Bauern. „Wir können uns kein reizvolleres und glücklicheres Unternehmen, als dieses tönende Buch zur Einführung in die Rassenkunde denken" — schreiben Westermanns Monatshefte. Mit 33 herrlichen Bildern und einer Schallplatte. Großformat. Leinen RM. 8.70

Olympische Siege

Von Hermann Thimmermann. Das erste Erlebnis der größten Sportkämpfe unseres Zeitalters! Ein Tatsachenbericht von den Siegen und Opfern eines Nurmi, Arne Borg, Weißmüller, Hanns Braun, Lehtinen ... „Das muß man gelesen haben! Man erlebt alles noch einmal unvergeßlich mit ..." schreibt die Berliner Morgenpost. Geh. RM. 1.90, Leinen RM. 2.90

Kampf und Sieg in Schnee und Eis

Von Dr. H. Harster und Baron P. von le Fort. Das grundlegende Erlebnis- und Ergebnisbuch über die IV. Olympischen Winterspiele. Wir erleben alles nochmals unvergeßlich mit! „Ein Erinnerungsbuch, das alles bisher auf diesem Gebiet erschienene in den Schatten stellt" — schreibt der Völkische Beobachter. Mit 81 Bildern auf Tafeln. Geh. RM. 3.60, Lein. RM. 4.80

In allen Buchhandlungen! *Prospekte kostenlos*

VERLAG KNORR & HIRTH, MÜNCHEN

Umfur…

IM WELTBI…

DER PHYS…

Über dieses gemeinverstä… geschriebene Buch E. Zim… schreibt Nobelpreistr… Universitäts-Professor… W. Heisenberg in Re… Universum: „Vor manch and… oft unzulänglichen Versuche… lebendige Geschehen in der … tigen Naturwissenschaft … größeren Kreis gebildeter … näherzubringen, nimmt … Buch eine bevorzugte … ein. Daß es in einer Ze… die öffentliche Meinung … wissenschaft als Di… praktischen Nutzens … deutet, die Kunde … Geschehnisse in unser… um die Natur verbrei… ein wichtiges Verdienst … Verfassers." Die ‚Südd… Monatshefte' urteilen: „… Darstellung der zeitgenö… Physik wird lebendig, wa… kalisches Denken überhaupt … Und die Zeitschrift ‚Das … sche Wort', Berlin: „Das W… vor allem für Laien gedac… ist wohl heute die lebendig… Einführungsschrift in eine … schwierigsten Wissenschaf… 3. Auflage. 272 Seiten m… Bildern. Geheftet 4.50, in L… 5.70. In allen Buchhandlung…

Knorr & Hirth Münch…

Digitized by Google

Lesezirkel

Süddeutsche Monatshefte

Fälschungen

in der Literatur, Musik, bildenden Kunst, Archäologie, Vorgeschichtsforschung, Geschichte, Kirchen- und Religionsgeschichte, im Gebiet der Naturreiche und vor dem Gesetze

JAHRGANG HEFT 11 AUGUST 1936

Digitized by Google

Von deutscher Vorgeschichte

Die deutsche Vorzeit in der archäologisch-volkheitskundlichen Forschung. Von Hans E... Rassen der deutschen Vorzeit. Von Walter S. Förtner / Sprache und Schrift der Germ... Von Gustav Neckel / Die altgermanische Kunst und wir. Mit 4 Bildtafeln. Von W... Schultz / Das Weltbild der Germanen. Von Hans Naumann / Deutsche Frühzeit und ... Geistesgeschichte. Von Walter Wüst.

Preis des Heftes RM. 1.50

Prägungen germanischer Religiosität

Germanische Religiosität. Von Hermann Mandel / Arianisch-gotische Religiosität. ... Edmund Weber / Die Frömmigkeit im Heliand. Von Erich Vogelsang / Meister Ecke... deutsche Frömmigkeit. Von A. Dempf / Bemerkungen zu Meister Eckhart / Die Reformation ... Ausdruck germanischer Religiosität. Von R. Fr. Merkel / Hamann, der „Magus des Norden". Von Hans Kern / Klassisch-romantische Religiosität. Von Karl Justus Obenauer / S... Kierkegaard. Von Emanuel Hirsch / Bismarcks Christentum. Von Arnold Oskar M...

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte / München

Sendlinger Strasse 80

In 4. Auflage liegt vor:

Geburtenrückgang

Mahnruf an das deutsche Volk

Von Richard Korherr

Mit einem Geleitwort von Reichsführer SS Himmler

„Und deshalb ist uns heute noch die Schrift Korherrs und ist uns das Vorwort Himmlers ein SOS-Ruf, der in alle deutschen Ohren gellen soll, aufzuwecken, aufzurütteln, bevor es zu spät ist."
Völkischer Wille (Berlin) 16. V. 35

„Die Veröffentlichung Korherrs, deren Zahlenmaterial bis in die neueste Zeit ergänzt ist, bietet für jeden Erzieher eine kaum auszuschöpfende Fülle von Material."
Arbeitsgemeinschaft zur Volksgesundung (Nr. 16, 10. V. 35)

„Jedoch nicht in hoffnungslosem Fatalismus, sondern in eindringlichem Appell an den völkischen Lebenswillen, an den natürlichen Willen zum Kinde klingt die beachtenswerte Schrift aus, die die zentralsten Probleme unserer Nation mutig anpackt."
Leipziger Neueste Nachrichten (15. V. 35)

Preis geheftet RM. 1.—. — Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München

Sendlinger Straße 80

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

August 1936 / Fälschungen

Seite

he Fälschungen. Von Carl Georg von Maassen
hen 649

sche Fälschungen. Von Siegfried Kallenberg in
n 661

nisse in der bildenden Kunst. Von Dr. Hubert
n München 666

gen und Verfälschungen antiker Kunstwerke.
Karl Anton Neugebauer, Kustos und Professor
Staatlichen Museen in Berlin 674

gen auf dem Gebiet der deutschen Vor-
hte. Von Dr. Lothar F. Zotz, Landesleitung Schle-
Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, in Breslau 679

Seite

Geschichtliche Fälschungen. Von Dr. habil. Hans-Walter Klewitz in Clausthal-Zellerfeld 685

Kirchen- und religionsgeschichtliche Fälschungen. Von Lic. Dr. Rudolf Franz Merkel, Professor für allgemeine Religionswissenschaft an der Universität München 693

Fälschungen im Gebiete der Naturreiche. Von Dr. Eduard Stemplinger, Oberstudiendirektor i. R., in Elbach 700

Fälschungen im Lichte des Gesetzes. Von Dr. Max Reichreiter, Rechtsanwalt in München 707

Bücherschau

arlos. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg
n 712

olitik und Geschichte. Von Dr. Otto Graf zu
eg-Wernigerode, Professor für neuere Geschichte an
niversität Rostock 713

Deutsche Rechtswissenschaft 715

Die Götter der Erde. Von Heinz Kemenater in München 716

Musikalische Neuerscheinungen. Von Siegfried Kallenberg in München 716

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 717

Abbildungen

ra des Sattaphernes . . . . . nach S. 654

ossena: Engel der Verkündigung . . . . . vor S. 655

Aleco Dossena: Kopf der Verkündigungsmadonna . nach S. 670

Aleco Dossena: Rückseite der Verkündigungsmadonna. vor S. 671

eitung: München, Sendlinger Str. 80
sleitung: München, Sendlinger Str. 80

Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 80
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 1. August 1936

Die koloniale Schuldlüge

Von Dr. Heinrich Schnee, ehem. Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

Mit 16 Bildtafeln

5. Auflage. (11. ergänzte u. verbesserte Auflage des gleichnamigen Hefts der Süddeutschen Monatshefte)

klassische Darstellung deutscher Kulturarbeit gehört dieses Werk in die Hand jedes, h jedes heranwachsenden Deutschen. Die englische Ausgabe hat in Großbritannien l Amerika ungeheures Aufsehen erregt! 16 vorzügliche hochinteressante ganzseitige fnahmen ergänzen das geschriebene Wort. „Eines der schönsten Bücher, die uns die chkriegszeit beschert hat," urteilte Prof. Dr. J. Loserth in der „Tagespost" Graz.

Preis steif geh. RM. 2.70

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze vom

ERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE MÜNCHEN

Gebr. Wetsch München, Bayerstr. 13, Tel. 85061 **Möbeltransporte** • Möbellagerung

Digitized by Google

Gegr. 1869

Bayerische Vereinsbank

Kredit- und Hypothekenbank

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns rechts des Rheins

Sorgfältige und entgegenkommende Erledigung
von Bankgeschäften aller Art

Sparverkehr

Verkauf von Gold-Pfandbriefen

Gewährung von Hypothek-Darlehen

BORKUM
JUIST
NORDERNEY
BALTRUM
LANGEOOG
SPIEKEROOG
WANGEROOGE

7 ostfriesische Inseln

Gesund und froh durch die Heilkräfte d. Nordsee
„Reisewinke" durch: Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland / Emden

Dresden – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's Sanatorium
für Nerven- u. innere Kranke

JOSEF HOFMILLER
Versuche
Nietzsches Testament — Nietzsche und Rohde — Der Heilige — Catarina von Siena — Emerson — Thoreau — Maeterlinck — Die Briefe des Abbé Galiani
Eine der schönsten deutschen Essaysammlungen!
Geh. RM. 1.80 / Geb. RM. 2.85
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE
München, Sendlinger Str. 80

HEIMARBEIT vergibt P. Holfter. Breslau I Hb.
Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

Junge deutsche Dichter
H. Anacker
L. Fr. Barthel
J. M. Bauer
Max F. Bevern
Herb. Böhme
W. Brockmeier
Fritz Diettrich
W. J. Hartmann
Joh. Linke
J. Mühlberger
K. N. Nicolaus
W. Schumann
Georg Schwarz
Heinrich Zillich
Preis des Heftes RM. 1.50
Durch jede Buchhandl.
Südd. Monatshefte

Bücher sind Freunde

ALBA
Prismengläser 51.— RM
Jetzt auch in Extraleicht 60.— RM
in Etui. Gute Optik u. so billig!
Tägl. Anerkennungen! Bequeme Raten. Kat. frei!
ALBA A. BRAUN & CO., AUGSBURG 54

Pero — Das vornehme, preiswerte
Maß-Oberhemd
in den besten Qualitäten direkt ab Fabrik. Verlangen Sie heute noch unverbindlich für Sie Musterabschnitte
Mechanische Wäschefabrik P. Rödel
hervorgegangen aus Drei-Zack A. Fischer & Söhne
Oberkotzau, Bay. Ostmark 78

Digitized by Google

Literarische Fälschungen

Von Carl Georg von Maassen in München

Die literarische Fälschung ist so alt wie das Volkslied, das von Mund zu Mund wanderte und sich in seinem Wortlaut beständig änderte. Man setzte etwas hinzu, nahm etwas heraus, sei es aus mangelnder Kenntnis des ursprünglichen Textes, sei es aus Gründen des persönlichen Geschmacks. Es gehörte keinem Einzelnen, es gehörte allen, jeder fühlte sich berechtigt, damit zu schalten, wie es ihm beliebte.

Der Begriff des literarischen Eigentums war in jenen paradiesischen Zeiten unbekannt. Er blieb es bis in die neueste Zeit hinein. Der heute geradezu ehrabschneidende Vorwurf des Plagiats hätte noch auf Lessing nicht den geringsten Eindruck gemacht. Goethe bemerkt einmal in Hinsicht auf Byron zu Eckermann:

„Was da ist, das ist mein! hätte er (nämlich Byron) sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte!"

Am weitesten geht Lichtenberg, wenn er mit witziger Überspitzung schreibt:

„Daß die Plagiarii so verächtlich sind, kommt daher, weil sie ihr Plagium im kleinen und heimlich ausüben. Sie sollten es machen wie die Eroberer, die man nunmehr unter die honetten Leute rechnet: sie sollten platterdings ganze Werke fremder Leute unter ihrem Namen drucken lassen, und wenn sich jemand dagegen in loco selbst regt, ihm hinter die Ohren schlagen, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herausspritzte!"

Der Plagiator ist das Gegenstück des literarischen Fälschers. Dieser gibt ein eigenes Erzeugnis für das eines andern aus, jener bestiehlt einen andern, um dessen Leistungen für eigene auszugeben. Ohne die geringsten Gewissensbisse benutzten die Alten die Schriften ihrer Vorgänger. So nimmt Aristoteles das 68. Kapitel im zweiten Buche des Herodot und gibt es als 27. Kapitel des fünften Buches seiner Naturgeschichte, ohne seinen Gewährsmann namhaft zu machen. — „Kompilation kann nicht bloß verziehen, sie kann sogar ein Verdienst werden, wenn sie aus einem bestimmten Gesichtspunkte zur Unterstützung und Lebendigmachung eines Gedankens entstanden ist", sagt Eugen von Vaerst, denn dem Leser, dem nicht alle Quellen zu Gebote stehen und dessen Zeit nicht ausreicht, zahllose Bücher über ein und denselben Gegenstand zu lesen, wird ein großer, nur zu Dank verpflichtender Dienst erwiesen, wenn ein ihm sonst unverdaulich dünkendes Gericht in so appetitlicher Zubereitung dargereicht wird. Doch ist Kompilation keineswegs Plagiat, denn jene setzt in scharfem Gegensatz zu diesem Kenntnisse, Verstand und großen Arbeitsaufwand voraus. Heute hat der Begriff Plagiat einen höchst bittern Beigeschmack bekommen, und die Verachtung, die dem literarischen Diebstahl zuteil wird, ist wohl verdient. So vornehme, ja edle Plagiatoren wie Lessing und Goethe kennt die Gegenwart nicht mehr.

Wir wollen hier aber nicht von literarischen Diebstählen, sondern von literarischen Fälschungen sprechen im Sinne eines auf Geldgewinn abzielenden Betruges oder einer nur als Scherz aufzufassenden Mystifikation.

Man hat die alten Orientalen als die ersten literarischen Fälscher bezeichnet, gehörte es doch beispielsweise im alten Persien zum guten Ton, daß junge Dichter ihre Werke nicht unter ihrem eigenen Namen, sondern unter dem eines berühmten zeitgenössischen oder verstorbenen Dichters herausgaben. Sie begaben sich also zu einem anerkannten Meister und baten ihn, ihr Werk unter seinem Namen veröffentlichen zu dürfen. Ausnahmslos wurde die Erlaubnis dazu erteilt. Dieser Umstand

Digitized by Google

hat es der späteren Forschung fast unmöglich gemacht, festzustellen, ob ein altes Werk wirklich von dem Dichter geschaffen wurde, dessen Namen es trägt. Da wir aber, wie gesagt, mit Fälschung nur einen bösartigen oder scherzhaften Betrug bezeichnen wollen, so fällt diese orientalische Sitte, die uns höchst ungewohnter Weise die Dichterfürsten noch ohne Eitelkeit zeigt, aus dem von uns gezogenen Rahmen.

Man darf m. E. nur dann von einer Fälschung sprechen, wenn der Rechtsbegriff des Dolus, eine mehr oder weniger böse Absicht, vorliegt. Von diesem Standpunkt aus kann man — wie es geschehen ist — weder die Ilias noch die Odyssee, die in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, nicht das ursprüngliche Werk des Dichters darstellen, als literarische Fälschungen bezeichnen. Ein ähnliches Schicksal hatten die Werke Hesiods, die Fabeln des Aesop u. v. a. Auch unser mittelhochdeutsches Nibelungenlied ist interpoliert. Haben sich z. B. die dem Orpheus (1250 v. Chr.) zugeschriebenen Gedichte als Erzeugnisse des 6. Jahrhunderts erwiesen, die goldenen Sprüche des Pythagoras als willkürliche Zusammenstellungen eines späteren Pythagoreers und die meisten Gedichte des Anakreon als einer viel späteren Zeit angehörig, so ist es doch fraglich, ob wir hier von absichtlichem Betrug sprechen können. Anders steht es um die unter dem Namen des Thespis gehenden Fragmente. Nach Diogenes Laertius hatte Heraklides Pontikus, des Aristoteles berühmter Schüler, selbstverfertigte Tragödien unter dem Namen des Thespis in Umlauf gesetzt.

Wie bei den Orientalen wurde es später bei den Griechen üblich, daß Schriftsteller ohne Namen unter der Flagge berühmter Männer segelten, um ihre Erzeugnisse besser an den Mann zu bringen. Als dann die Ptolemäer hohe Preise für Werke bedeutender Autoren boten, um ihre Bibliotheken zu füllen, da begannen erst die auf reinen Gewinn zielenden Fälschungen wie Pilze aus dem Boden zu schießen. Daneben gab es Fälschungen, die ursprünglich nicht als solche gedacht waren: Bei den Sophisten und Redekünstlern war es üblich, zum Zwecke der Stilübung Reden und Briefe im Namen großer Philosophen, Staatsmänner und Feldherrn von ihren Schülern niederschreiben zu lassen. Diese erfundenen Briefe und Reden wurden in späterer Zeit für echte Werke genommen. Aus diesem Grunde steht man heute der gesamten griechischen Briefliteratur skeptisch gegenüber. So gelten mit Recht Briefe des Themistokles, Sokrates, Xenophon und mancher anderer Berühmtheiten als Nachahmungen. In Aufdeckung dieser Irrtümer leistete der englische Philologe und Kritiker Richard Bentley (1662—1742) Hervorragendes.

Ausführlich berichtet J. A. Farrer in seinem Buche „Literary Forgeries“ (London 1907) über das berühmte Petroniusfragment von Trau in Dalmatien und die ihm „verdächtige“ Geschichte des Gastmahls des Trimalchio, deren Echtheit jedoch heute kaum noch angezweifelt zu werden scheint, abgesehen von Nodots Zusätzen und dem Fragment des Spaniers Marchena. Im zweiten Kapitel seines Werkes setzt sich Farrer mit der von Charles Julius Bertram entdeckten Geschichte des römischen Britanniens auseinander, die von einem Mönch, Richard von Westminster, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, stammen sollte. Der angesehene Altertumsforscher Stukeley schrieb sie dem über ein Jahrhundert früher lebenden Richard von Cirencester zu. Obwohl in das Werk viele Stellen aus Caesar, Tacitus, Selinus u. a. verwoben waren, überraschte die Fülle zahlreicher, bis dahin unbekannter Dinge, welche die Kenntnis des alten Britanniens ungemein bereicherten. Die kritischen Beurteiler, die sich teils für, teils gegen die Echtheit dieser Darstellung aussprachen, hatten jedoch die Originalhandschrift nie zu Gesicht bekommen, die auch für alle Zeit verschollen blieb. Die wenigen kleinen, durchgepausten Handschriftproben, die ihnen vorgelegt werden konnten, wurden von Kennern bald für gefälscht, bald für echt erklärt. Bis auf den heutigen Tag ist das Geheimnis dieser merkwürdigen Schrift nicht gelüftet worden.

Digitized by Google

„Von allen entdeckten oder unentdeckten Fälſchungen in der italieniſchen literariſchen Welt ſind die mit dem Namen des Annius (Giovanni Nanni oder Nannius, 1432—1502) von Viterbo verknüpften am berühmteſten... Es ſteht feſt, daß Annius in unſchuldiger oder bewußter Weiſe mehr zur Verwirrung in der Literatur beigetragen hat als irgendein Mann ſeiner eigenen oder einer anderen Generation", ſagt Farrer, der ſich mit deſſen Schriften, die uns im einzelnen an dieſer Stelle ihres rein geſchichtlichen Charakters wegen nicht intereſſieren können, eingehend beſchäftigt. Wir nennen deshalb nur den Titel ſeines berühmteſten Werkes, das unter die „Wunder der literariſchen Fälſchung" gezählt wird, die „Antiquitatum libri quinque cum commentariis Joannis Annii" (Rom 1498). Das Ganze beſtand aus verſchiedenen verlorenen Werken alter Zeit, die Annius wiederentdeckt zu haben vorgab.

Als literariſches Kurioſum kennen wir die „Beſchreibung von Formoſa" des rätſelhaften Georg Pſalmanazar, deſſen eigentliche Nationalität und Abſtammung niemals aufgeklärt wurde. Sein aufſehenerregendes Werk, anfangs lateiniſch geſchrieben, erſchien 1704 in engliſcher Sprache und ſtellte alles, was man bisher von Formoſa wußte, auf den Kopf. Die bereits ein Jahr ſpäter erſchienene zweite Auflage brachte eine Vorrede, in der ſich der Verfaſſer mit „monumentaler Kühnheit" gegen alle Angriffe verteidigte. Gegen Ende ſeines Lebens geſtand Pſalmanazar ſeinen Betrug ein.

Kurz ſtreifen möchten wir zwei von Farrer nicht angeführte Fälſchungen. Einmal die Pergamente von Arborea, benannt nach dem angeblichen Fundort Oriſtano (herausgegeben von Martini 1846), welche die dunklen Zeiten des mittelalterlichen Sardiniens aufzuhellen ſchienen, aber von Dove und Jaffé als Fälſchungen erkannt wurden. Dann die „Annales Hirsaugienses" des Theologen, Phyſikers und Humaniſten Johannes Tritheim (latiniſiert Trithemius; 1462—1516), der eigentlich Heidenberg hieß und aus dem Dorfe Trittenheim bei Trier ſtammte; er ſtarb als Abt des Schottenkloſters St. Jakob in Würzburg. Dieſes Werk wie auch ſeine „Annales de origine Francorum" ſtützen ſich auf zwei von ihm ſelbſt erfundene Chroniſten, Meginfrid und Hunibald.

Robert F. Arnold, der in der „Deutſchen Literaturzeitung" (Berlin 1908, Nr. 20) eine deutſche Überſetzung des Farrerſchen Buches[1]) einer Kritik unterzieht, iſt der Anſicht, daß ſich das Gebiet der literariſchen Fälſchungen nicht auf Denkmäler urkundlichen Charakters erſtrecke. Er führt u. a. den „ſimplen Autographenhumbug nach Art des berufenen Kyrieleis" und des Goethe- und Schiller-Fälſchers von Gerſtenbergk zu Weimar an. Dieſer hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts 400 Schillerhandſchriften gefälſcht und damit in ſechs Jahren 6000 Mark verdient.

Neben dieſen Schwindel können wir die im Jahre 1870 zu Paris aufgedeckten Handſchriftenfälſchungen des Herrn Brain-Denis Lucas ſtellen, der neben falſchen Handſchriften für Sammler auch geſchichtliche herſtellte und die Tatſachen völlig verwirrte. Dem berühmten Mathematiker Michel Chasles lieferte er alle Unterlagen für den Beweis, daß Pascal und nicht Newton der Entdecker des Gravitationsgeſetzes ſei, und verſchaffte ihm 27 320 Autogramme für einen Preis von etwa 140 000 Franken. Die Quellen, die Lucas für ſeine Fälſchungen benutzte, wurden ſpäter von der Akademie aufgedeckt; dennoch liegt etwas Groteskes in der Tatſache, daß ein ſolcher Schwindler, der weder Kenntniſſe des Lateins noch der Mathematik beſaß, ſich zwei volle Jahre gegen die größten Gelehrten behaupten konnte, ja ſie beinah angeführt hätte. Das Tollſte dabei war, daß Briefe von Plato, Plinius, Seneca, ſogar ſolche von Thales und Anaximenes auf Papier und in franzöſiſcher Sprache geſchrieben waren!

[1]) „Literariſche Fälſchungen", überſetzt von F. J. Kleemeier, Leipzig 1907.

Digitized by Google

Indem wir die berühmten Fälschungen von Briefen der Marie Antoinette von Lamothe, Villette u. a. an dieser Stelle übergehen können, wollen wir die geschickten Machenschaften des Hermann Kyrieleis erwähnen, der in alte Bücher aus Luthers Zeit handschriftliche Eintragungen des großen Reformators machte, so täuschend, daß die größten Kenner darauf hereinfielen. Dabei besaß Kyrieleis weder höhere Bildung noch sonderliche Intelligenz. Nach dreijährigen Räubereien (1895 bis 1896) entging der endlich überführte Schwindler der verdienten Strafe, da er nach dem Urteil von Sachverständigen als geistig anormal in eine Irrenanstalt kam, aus der er bald darauf als geheilt wieder entlassen wurde. Es ist kaum zu glauben, daß ihm für die Nachahmung von Luthers Handschrift nichts weiter als ein Faksimile des 23. Psalms in Luthers Schriftzügen aus Robert Königs „Deutscher Literaturgeschichte" zum Vorbild diente, und für Luthers Unterschrift ein Faksimilie in Meyers Konversationslexikon von 1893. Wahrscheinlich wäre er als Fälscher nie entlarvt worden, wenn er nicht den Fehler begangen hätte, seine Fabrikate allzu rasch und in zu großer Menge auf den Markt zu werfen. Die hochinteressante und lehrreiche Geschichte dieser Luther-Fälschungen hat Max Herrmann in seinem Buche „Ein feste Burg ist unser Gott" (Berlin 1905) gegeben. Hier wird an einem praktischen Beispiele gezeigt, mit welchen Untersuchungsmethoden (philologisch, bibliographisch und chemisch) man derartige Fälschungen entlarven kann.

Der interessanteste Handschriftenfälscher ist ohne Zweifel der Grieche Constantin Simonides, der schlau genug war, echte und falsche Stücke gleichzeitig zum Kauf anzubieten. Als Herkunftsort seiner Manuskripte nannte er den Berg Athos mit seinen Klöstern, wo er sich auch tatsächlich in den Jahren 1839—1841 aufgehalten hat. Das Britische Museum in London hatte schon einige der ihm angebotenen Handschriften als falsch zurückgewiesen, andere als echt angekauft, als im Juli 1855 der Grieche in Leipzig auftauchte. Gustav Freytag hat in den „Grenzboten" (1856, Bd. I, S. 278 ff.) eine unterhaltsame Darstellung der dort von Simonides ausgeführten Betrügereien gegeben. Es handelte sich hier um eine griechische Handschrift „Der Hirte des Hermas", die von Professor Dindorf angekauft und von ihm im Druck herausgegeben wurde. Dann um die geradezu großartige Fälschung eines Manuskripts von 72 Blättern, das eine ägyptische Königsgeschichte des Alexandriners Uranios enthielt. Es war ein Palimpsest, dessen sichtbare Schrift in Zügen des 11. oder 12. Jahrhunderts weniger Wichtiges enthielt, die äußerst blassen Buchstaben der ersten Schrift, die — wie es bei echten Stücken der Fall sein muß — nach der chemischen Behandlung in blauer Farbe hervortraten, enthielten in Unzialen des 5. Jahrhunderts drei Bücher ägyptischer Königsgeschichte. Anfänglich für echt gehalten, entpuppte sich bei späteren Untersuchungen die Handschrift als gefälscht.

Bekanntlich hat Freytag in seinem Roman „Die verlorene Handschrift" die Simonides-Affäre verwertet, wie auch Alphonse Daudet die Fälschungen des Brain-Denis Lucas seinem Roman „L'Immortel" (1888) zugrunde gelegt hat. Ein dreibändiger Roman des heute vergessenen Otto Müller: „Der Klosterhof" (1859) benutzt in freier Behandlung die Fälschungen des Friedrich Wagenfeld, der in seinem 25. Lebensjahre (1835) seine Zeitgenossen mit einem Werk anzuführen versuchte, das im Falle der Echtheit als größte geschichtliche Entdeckung des 19. Jahrhunderts hätte gelten müssen. Es war dies eine Darstellung phönizischer Geschichte des Sanchuniathon in neun Büchern, die einer in einem portugiesischen Kloster aufgefundenen griechischen Übersetzung des Philo entnommen sein sollte. Sie war eine philologische Meisterleistung, auf die zwei so bedeutende Gelehrte wie die Orientalisten Gesenius und Grotefend hineinfielen. Das Manuskript, das er seiner Veröffentlichung zu Grunde gelegt haben wollte, kam nie zum Vorschein. Mit geschickten Ausreden wußte sich Wagenfeld allen dahinzielenden Fragen zu entziehen. Als seine

Digitized by Google

Ausgabe (1837) durch Karl Otfried Müller in Göttingen als Fälschung erkannt und an den Pranger gestellt worden war, trat Wagenfeld trotz seiner großen Anlagen zu wissenschaftlicher Betätigung nicht mehr hervor. Er starb, 36 Jahre alt, wahrscheinlich am Trunke.

Wir lassen nach Möglichkeit jetzt alle Fälschungen auf mehr oder weniger wissenschaftlichem Gebiet beiseite, um uns ausschließlich den rein dichterischen Erzeugnissen zuzuwenden. Zu erwähnen wäre die berühmte Königinhofer Handschrift, ein Bruchstück, bestehend aus zwölf kleinen Pergamentblättern und zwei Streifen, mit altböhmischen epischen und lyrischen Gedichten beschrieben, die nach Sprache und Schriftzügen vom Ausgang des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts zu stammen schienen. Der tschechische Gelehrte Wenzeslaus Hanka, besonders tätig auf dem Gebiet der Altertumskunde, aber auch als Übersetzer und Dichter, unter dessen Ausgaben sich auch mehrere von ihm selbst stammende Fälschungen befinden, entdeckte angeblich die Handschrift 1817 in Königinhof, wie dann auch im Herbst des gleichen Jahres noch die sogenannte Grünberger Handschrift (das poetische „Gericht Libuschas" enthaltend) und gab sie 1819 heraus. Die Grünberger Handschrift wurde schon bald nach ihrem Bekanntwerden für unecht erklärt, um die Königinhofer entspann sich ein langer Streit, bis auch ihre Unechtheit endgültig bewiesen wurde. — Hier wäre auch, als stark umstritten, ein in altslawischer Sprache abgefaßtes russisches Lied „Slovo o polku Igorewje" (die Ballade vom Heerzuge Igors) zu nennen. Die Originalhandschrift, 1795 in einem Sammelbande vom Anfang des 15. Jahrhunderts gefunden, soll 1812 beim Brande Moskaus zu Grunde gegangen sein. Im Jahre 1800 wurde das Gedicht zum ersten Male veröffentlicht.

Wir greifen zu den berühmten Gedichten Ossians, die eine ungeheure Literatur für und gegen ihre Echtheit hervorgerufen haben. Der Schotte James Macpherson, der die ersten Bruchstücke der Ossianschen Lieder 1760 herausgab und ihnen bald weitere größere und kleinere Poesien folgen ließ, traf mit ihnen so glücklich den damals herrschenden Geschmack, der auf Naturschwärmerei, Empfindsamkeit und heldenhafte Vorbilder der Vergangenheit gerichtet war, daß er mit seiner Entdeckung eine Begeisterung erweckte, die sich über ganz Europa, besonders stark aber in Deutschland ausbreitete. Herder und Goethe übersetzten einige Lieder, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Denis, Rhode, Harold und viele andere brachten größere Sammlungen in teilweise vorzüglichen Übertragungen. Aber schon bald nach der Veröffentlichung der Gedichte erhoben sich in England Zweifel an ihrer Echtheit, ein heftiger Kampf entbrannte deshalb, besonders zwischen Engländern, Schotten und Iren. Die Lösung der Streitfrage ist außerordentlich schwierig, da alle Handschriften, aus denen Macpherson geschöpft haben will, verloren sind, selbst die Abschriften des gälischen Grundtextes. Schon frühzeitig war man zu der Erkenntnis gekommen, daß es sich bei den Liedern Ossians weder um unveränderte alte Bardengesänge noch um eine selbständige Arbeit Macphersons handeln könne. Alles, was diese Poesie Originales und Nationales hat, stammt aus den alten Liedern der Hochschotten, das übrige aber, das unzweifelhaft Züge der neueren Dichtung trägt — wie beispielsweise die Gefühlstiefe, die malerischen Beschreibungen — ist ausschließlich Eigentum Macphersons.

Um die Zeit, da Ossian seinen Siegeszug antrat, bereitete sich in der englischen Dichtung eine Bewegung vor, die an Stelle der herrschenden Geschraubtheit mehr Natürlichkeit in die poetische Produktion zu bringen bestrebt war. Da kam ein Buch wie Thomas Percys „Überreste alter englischer Dichtung" (1765) zur rechten Zeit. Es regte den Sinn für volkstümliche Poesie mächtig an. Bald zeigte sich sein Einfluß auf die schriftstellerische Produktion: Im Jahre 1768 erschien im Bristoler

Digitized by Google

„Weekly-Journal“ anläßlich einer gerade dem Verkehr übergebenen neuerbauten Brücke eine in altertümlicher Sprache abgefaßte Schilderung von der Einweihung der alten Brücke vor 300 Jahren. Der Beitrag erweckte große Teilnahme, und man erfuhr, daß er von einem sechzehnjährigen jungen Manne namens Thomas Chatterton eingesandt worden, der das nach seiner Aussage von einem mittelalterlichen Mönche Rowley herrührende Schriftstück in einer Kiste mit Papieren des 15. Jahrhunderts in der Redclyffe-Kirche, an der sein Vater Küster war, gefunden haben wollte. Einige Monate später erschienen in einem Bristoler Magazin Berichte über altenglische Trachten nach einem Rowleyschen Manuskript, denen sich in Prosa übersetzte angelsächsische Dichtungen, aber auch Verse, darunter Rowleys „Elinoure and Juga“ anschlossen. Durch diese Beiträge wurde der „Knabe von Bristol“ den englischen Dichtern und Forschern schnell bekannt und sehr bewundert.

In der Annahme, mit derartigen Poesien sein Glück machen zu können, ging er nach London und hoffte in dem geistreichen Horace Walpole einen Gönner zu finden. Er gab ihm mehrere angeblich Rowleysche Gedichte, die Walpole den Dichtern Gray und Mason zeigte, die sie für gefälscht erklärten. Die Enttäuschungen, die Chatterton in der Folge mit Walpole erlebte, verdüsterten sein Gemüt, und er machte am 24. August 1770 seinem Leben ein Ende, vermutlich mit Arsenik. Ein starkes dichterisches Talent ging mit ihm dahin, ja man hat ihn sogar das größte Genie genannt, das England seit Shakespeares Tagen hervorgebracht habe. „Eine solche Kühnheit der Phantasie“, schreibt ein deutscher Beurteiler im Jahre 1819, „und ein solcher Ausbruch des tiefsten Gefühls für poetische Schönheit verdient Bewunderung, auch wenn wir das Altertümliche von diesen Gedichten abziehen oder vergessen, daß der Dichter, der uns diese Gedichte hinterlassen hat, kaum über das Knabenalter hinaus war.“ Tyrwhitt, der die erste Ausgabe der Gedichte sieben Jahre nach Chattertons Tode veröffentlichte, ließ den Streit über ihre Echtheit unentschieden. Und durchaus entschieden ist er bis heute nicht. Es war Tatsache, daß Chatterton in Bristol wochenlang über alten Manuskripten brütete und sie abschrieb, die aus der Truhe in der Kirche stammten. Ob er sie nur zum Studium der Zeit und ihrer Sprache studiert hat, weiß niemand.

Unverständlich ist das harte Urteil Walpoles, der Chatterton einen „schimpflichen Betrüger“ genannt hat. Er tat es vielleicht, weil er sich in seiner Eitelkeit verletzt fühlte, da ihn der junge Mensch täuschen wollte, und verschärfte seinen Ausspruch noch, als man ihm später die Schuld am Tode des Achtzehnjährigen zuschrieb. Daß nun Chatterton sich mit seinen Rowley-Gedichten gerade an ihn gewandt hatte, findet seine Erklärung darin, daß Walpole selbst eine literarische Fälschung begangen hatte. Seinem erfolgreichen Roman „The Castle of Otranto“, der 1764 erschien, setzte er eine Einleitung voran, in der er mitteilte, daß er das Werk in der Bibliothek einer alten katholischen Familie im Norden Englands gefunden habe. Es sei in gotischer Schrift 1529 zu Neapel gedruckt worden. Wann es verfaßt sei, könne nicht bestimmt gesagt werden, die Geschichte habe sich aber während der Zeit der Kreuzzüge, also zwischen 1095 bis 1243 oder nicht lange danach, zugetragen. — In der bereits 1766 erschienenen zweiten Auflage gesteht Walpole, daß er selbst der Verfasser sei, und bittet die Leser wegen der Täuschung um Verzeihung. Er habe die Täuschung nur gewählt, weil er seinen eigenen Fähigkeiten nicht recht getraut habe.

Wenn noch heute behauptet wird, daß „der Name Chatterton in englischer Sprache ein Synonym für einen literarischen Fälscher geliefert“ habe, so verwechselt man gemeinen Betrug mit harmloser Mystifikation. Selbst wenn Chatterton, der doch ein stark satirisches Talent war, die Tarnung nicht aus bloßem Scherz gewählt haben sollte, sondern der Ansicht war, auf diese Weise schneller berühmt zu werden,

Digitized by Google

Aufnahme: A. Giraudon

Die Tiara des Saitaphernes.

Treibarbeit aus Goldblech.

Berühmt gewordene Fälschung des russischen Goldarbeiters Rouchomowski, die vom Louvre in Paris für 200 000 Franken als antikes Kunstwerk angekauft wurde.

Digitized by Google

Aufnahme: Wilm

Alceo Dossena: Engel der Verkündigung.

Holz, bemalt.

Dieses Holzbildwerk, das sich an die gemalte Verkündigung Mariä des Simone Martini anlehnt, wurde bei seinem Auftauchen als plastische Arbeit dieses altitalienischen Meisters angesprochen. Siehe den Aufsatz von Hubert Wilm in diesem Heft, Seite 673.

Digitized by Google

hat er gewiß nichts Schlimmeres damit getan als Macpherson mit seinen Gehten Ossians. Jeder Dolus hat ihm gefehlt.

Alfred de Vigny hat in seiner berühmt gewordenen dramatischen Elegie „Chatterh" (1835), die im Namen des unterdrückten Genius die Gesellschaft anklagte, die hatterton-Tragödie zu einer Art von bürgerlichem Rührstück verarbeitet, nachdem sie bereits vorher schon einmal in „Stello" (1832) novellistisch verwertet hatte.

Über John Pinkertons und anderer Dichter berühmt gewordene Balladenfälschungen wollen wir hier hinweggehen, dafür aber den allzu kühnen Shakespeareälscher William Henry Ireland erwähnen. Man hat neuerdings seine Shakeeare-Urkunden und -Manuskripte „plumpe und geistlose Fälschungen" genannt, wohl durch sie sehr kenntnisreiche Männer getäuscht wurden, denen der Vater des lentvollen Sohnes, der Buchhändler Samuel Ireland, die fraglichen Stücke zur egutachtung vorzulegen pflegte, um sie dann zu bitten, eine Echtheitsbestätigung r Autographen in eine besondere Liste einzutragen, falls sie von ihrer Echtheit berzeugt wären. Einige äußerten unverhohlen ihren Unglauben, andere gaben geistert ihre Zustimmung.

Wie der achtzehnjährige Sohn später gestand, habe er die erste Fälschung nur emacht, um seinem in der Bewunderung Shakespeares geradezu mit Blindheit eschlagenen Vater zu gefallen, nicht um ihn zu betrügen. Erst der unerwartete rfolg habe ihn zur Fortsetzung veranlaßt.

Ireland fälschte Shakespeares Taufschein, ein „Glaubensbekenntnis", Liebesriefe und Urkunden, dann ein Manuskript, „König Lear", ein Bruchstück einer rühen Hamletbearbeitung und ein „verlorenes" Stück „Vortigern". Dieses wurde ogar im Drury-Lane-Theater aufgeführt, wo es unter dem Gelächter des Publiums mit Pauken und Trompeten durchfiel. Allerdings hatte der scharfe Kritiker Malone kurz vorher das Stück als Fälschung bezeichnet. Dieser Mißerfolg hinderte den Erfinder daran, das folgende Drama „Heinrich II." aus seiner eigenen Niederschrift in der Handschrift Shakespeares auf altes Papier zu übertragen. Solches verschaffte er sich wahrscheinlich bei Antiquaren, wo er die leeren Vorsatzblätter aus Folianten und Quartanten des Zeitalters Elisabeths oder Jakobs herausriß. So bestand das erwähnte Lear-Manuskript aus Blättern, die mehr als 20 verschiedene Wasserzeichen aufwiesen. — Im Jahre 1796 gab der begeisterte Vater, trotz des Sträubens seines Sohnes, dessen gesamte Shakespeare-Papiere im Druck heraus, wodurch sie Malone auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren. Dieser machte auch nicht viel Federlesens und vernichtete sie durch seine Kritik auf immer. Der Vater geriet in den Verdacht der Mitwisserschaft, und man glaubte ihm nicht, als er im November 1796 in seiner „Vindication" seine Unschuld beteuerte, die erst 1876, als das Britische Museum seinen literarischen Nachlaß kaufte, zweifellos erwiesen wurde.

Wir verlassen jetzt alle Handschriftenfälscherei, indem wir nur noch kurz auf die großen Fälschungen von Byron- und Shelley-Briefen durch den natürlichen Sohn des Lord Byron verweisen.

„Wenig bekannt ist der grobe Betrug", schreibt Karl Julius Weber in seinen Reisebriefen „Deutschland" (Bd. III, 1828, S. 51), „den der Brite Webb an einem Freund (Raphael Mengs) beging, denn sein bekanntes Werkchen ‚Über die Schönheiten in der Malerey' ist Mengs Werk, das der Brite bloß mit einigen Stellen aus Pausanias und Plinius ausschmückte." Hier haben wir also ein mixtum compositum aus literarischer Fälschung und Plagiat. Die englische Schriftstellerin Anna Radcliffe hatte mit ihren Schauer- und Gespensterromanen einen ungeheuren Erfolg. Infolgedessen ackerten auch einige obskure Geister auf ihrem Felde, und ein paar von ihnen scheuten sich nicht, ihre Nachahmungen unter dem

Digitized by Google

zugkräftigen Namen der Radcliffe erscheinen zu lassen. In erster Linie wäre da der Franzose Baron de la Lamothe-Langon zu nennen, der alle literarischen Namen als Freiwild anzusehen pflegte. So ließ er auch zwei seiner eigenen Romane als Übersetzungen aus dem Englischen der Anna Radcliffe erscheinen: „L'Hermite de la tombe mystérieuse" (1815) und „Les Mystères de la Tour St. Jean" (1818). — Die „Rose d'Altenberg, ou le Spectre dans les Ruines" von Henri Duval (1830; „aus der Mappe der verstorbenen Anna Radcliffe") war zuerst 1813 als „ein Roman nach dem Englischen" von Mme. Brayer de Saint-Léon erschienen, dann übersetzte dies Werk Mrs. Campbell 1821 ins Englische unter dem Titel „The Midnight Wanderer", und Duval holte es unter dem zuerst genannten Titel wieder nach Frankreich zurück.

Schlimmer noch als der Radcliffe erging es Walter Scott, dessen Name besonders in Frankreich für alle möglichen Romanfabrikate herhalten mußte. Über Willibald Alexis' Scott-Fälschungen berichten wir unten. Merkwürdigerweise übergeht Farrer den apokryphen Roman Byrons „Der Vampir". Bereits im Jahre 1819 erschien in Leipzig eine deutsche Übersetzung: „Der Vampyr. Eine Erzählung aus dem Englischen des Lord Byron. Nebst einer Schilderung seines Aufenthalts auf der Insel Mytilene." In einer Biographie Byrons schreibt unser bekannter Dichter Wilhelm Müller (1826):

„Die prosaische Erzählung The Vampyre ist dem Lord Byron fälschlich zugeschrieben und unter seinem Autorennamen in England, Deutschland und Frankreich verkauft worden. Die Grundlage des Stoffes rührt allerdings von ihm her und findet sich in dem Fragment hinter dem Mazeppa in den Murrayschen Ausgaben: aber der Verfasser des Vampyr ist der Arzt (William) Polidori, ein exzentrischer Kopf, welcher sich im Jahre 1821 zu London vergiftete, wie Byron meint, wegen getäuschter Hoffnungen."

Nur eine fragmentarische Skizze „Der Vampyr" entstand in der Villa Diodati am Genfer See, veranlaßt durch die Lektüre von deutschen Geistergeschichten, die Byron mit Shelley zusammen las. — Bereits am 27. April 1819 hatte Byron an den Herausgeber der Zeitung „Bote von Galignani" geschrieben, daß er in verschiedenen Nummern des Blattes ein Werk mit dem Titel „Vampir" mit Hinzufügung seines Namens gesehen habe. Er lehnt jede Verfasserschaft der Geschichte ab. Der „Vampir" sowie die gleichzeitige Erzählung von seinem Wohnsitz auf der Insel Mytilene seien nicht von ihm. Mytilene kenne er nur vom Vorbeifahren. — Merkwürdigerweise erschien 1820 in Paris ein Buch von Charles Nodier: „Lord Ruthwen oder die Vampire", von dem ich aber nicht weiß, wie weit es sich inhaltlich mit Polidoris „Vampir" deckt.

Washington Irvings humoristische „Geschichte von Newyork, von Anbeginn der Welt bis zur Endschaft der holländischen Dynastie", die er unter dem Namen Dietrich Knickerbocker herausgab, war eine so durchsichtige Mystifikation, daß sie sehr bald als Scherz, so wie sie auch gedacht war, erkannt wurde. — In England kamen zuerst die Fälscher von Sensationsnachrichten auf. In seinen „Briefen eines Verstorbenen" berichtet Fürst Pückler-Muskau über diese Accident makers.

In gewissem Sinne können wir hierher auch eine unberechtigte Fortsetzung des Don Quixote rechnen. 1605 hatte Cervantes den ersten Teil seines Romans herausgegeben, erst zehn Jahre später folgte der zweite. Aber kurz bevor er herauskam, Mitte des Jahres 1614, erschien zu Tarragona eine Fortsetzung unter dem Namen eines Lizentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda. Dieser Name war erdichtet. Wer sich hinter ihm verbarg, um dem Verfasser der unsterblichen Dichtung Werk und Ehre zu rauben, konnte niemals festgestellt werden. Vielleicht war es ein arragonischer Mönch vom Predigerorden, der zugleich einer von den Komödienschreibern war, die Cervantes im ersten Teil des Don Quixote verspottet hatte. An den unverschämten Schimpfereien und Verleumdungen gegen Cervantes erkennt man

Digitized by Google

allerdings den Schwindel sofort. Cervantes antwortete in der Vorrede zum zweiten Teil und im 59. Kapitel mit dem feinsten Spott auf diese Unflätigkeiten und ließ dann am Ende des zweiten Teils seinen Helden sterben, damit niemand wieder in die Lage kommen konnte, sein Werk zu mißbrauchen.

Eine Fülle literarischer Fälschungen schüttet Frankreich über uns aus, von den zahllosen Mystifikationen Voltaires, Diderots usw. gar nicht zu reden und abgesehen von den gefälschten Briefsammlungen (z. B. der Pompadour von Marquis Barbé-Marbois 1774) und Memoiren (z. B. der „Dubarry", Richelieus, Talleyrands, der Marquise von Créquy usw.). Über das, was darin echt und was falsch ist, unterrichtet Quérards wichtiges Werk „Supercheries Littéraires Dévoilées". Balzac hat unter dem Titel „Monsieur de Paris" die angeblichen Memoiren des Scharfrichters Samson herausgegeben. Später wurde die Mystifikation aufgedeckt, und 1863 erschienen erst die echten Memoiren Samsons. Auch die Romanfabrik des älteren Dumas müssen wir beiseite lassen, wie so vieles andere.

Die „Gespräche der Aloisia Sigaea" gehören zu den kurioseſten literarischen Eulenspiegeleien, die jemals vorgekommen sind. Die Verfasserschaft dieses zügellosen Buches wurde einer jungen spanischen Hofdame, der Donna Maria von Portugal, hochberühmt wegen ihrer Keuschheit und Tugend, untergeschoben, als lateinischer Übersetzer prangt der Name des hochgelahrten Leydener Professors Johannes Meursius auf dem Titel. In Wahrheit brauchte dies tolle Sotadicum gar nicht aus dem Spanischen übersetzt zu werden, denn es ist von Anfang an in lateinischer Sprache geschrieben worden, nicht etwa von Meursius, sondern von einem französischen Advokaten Maître Nicolas Chorier aus Grenoble.

Was ist nicht alles dem Philosophen von Sanssouci, Friedrich dem Großen, aufgeladen worden! „Pensées sur la Religion", „Dernières Pensées", „Breviaire Philosophique" usw., ganz abgesehen von unveröffentlichten Briefen und einem Testament.

Goethe hatte treffende Worte über derartige Mystifikationen gefunden. Er sagt: „Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweite Teile, oder sonstig Angeschlossenes, Aufsehen erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erstgetäuschtes Publikum zu einem höheren Grad von Kennerschaft erhob."

Ja, Goethe geht sogar so weit, es auf rein betrügerische Handlungen auszudehnen: „Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Caviniſchen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?"

Diese Äußerungen Goethes geschahen, als ihm Prosper Merimées Mystifikation „La Guzla, poésies illyriques" (Paris 1827) vorlag, wobei er das bereits 1825 erschienene „Théâtre de Clara Gazul" desselben Verfassers in Parallele stellte. Letzteres gab Merimée für das Werk einer jungen spanischen Schauspielerin aus, die sich vor geistlicher Verfolgung nach England gerettet hatte. In Hinsicht auf diese literarischen Masken spricht Goethe von „in geistreichem Scherz untergeschobenen Werken, die die Leser auf die angenehmste Weise zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und aufs Neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies". Goethe wünscht, daß Merimée die Welt weiter „mit dergleichen eingeschwärzten Kindern" ergötze, und auch zu Eckermann spricht er von Merimées großem Talent, das sein Fundament in sich selber habe und sich von der Gesinnungsweise des Tages frei erhielte. Von der „Guzla" sagte er noch drei Jahre später zu Eckermann, daß der Verfasser „sein eignes Innere gänzlich verleugnet habe ... daß man diese Gedichte der Guzla anfänglich für wirklich illyrische Volks-

Digitized by Google

gedichte gehalten, und also nur wenig gefehlt habe, daß ihm die beabsichtigte Mystifikation gelungen wäre".

Gegen die ausländischen Mystifikationen und Schwindeleien gehalten, sind unsere deutschen literarischen Fälschungen verhältnismäßig harmlos, möglicherweise ist vieles (besonders in der älteren Literatur) noch gar nicht aufgedeckt worden. Die dichterische Produktion des Mittelalters liegt teilweise im Dunkel. Anderes aus neuerer Zeit ist wieder literarisch so unbedeutend, daß sich die Arbeit, die man darauf verwenden müßte, nicht lohnen würde.

Im Jahre 1732 kam in Bremen ein in Art und Sprache des Reineke Fuchs abgefaßtes Gedicht „Hennynk de Han" heraus, angeblich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, das noch lange nachher, selbst von Bodmer und Eschenburg, für echt und alt gehalten wurde, bis erst ganz zu Ende des 18. Jahrhunderts bekannt wurde, daß es den 1772 in Bremen verstorbenen Stadtvogt Kaspar Friedrich Renner zum Verfasser habe, der es unternommen, die Gelehrten auf den Leim zu locken (vgl. Graeters „Bragur" Bd. VI [1798—1800]).

Eine ungeheure Zahl von Gedichten des 18. Jahrhunderts besitzen wir nicht in der Originalfassung, weil sie von mehr oder weniger unbefugten Federn überarbeitet wurden. Was hat nicht allein Ramler an den Gedichten von Uz, Gleim, Hagedorn, Goetz und wie sie alle heißen, abgeändert und bei aller Geschicklichkeit, die man ihm zugestehen mußte, verbalhornt! In dieser Zeit waren ja die Grenzen des geistigen Eigentums noch nicht festgelegt. Wenn auch die Dichter sich durch gegenseitige Beurteilung zu fördern suchten, so nahm sich andererseits jeder Almanachherausgeber die Freiheit, an den eingesandten Arbeiten nach Belieben Änderungen vorzunehmen. Was hat Johann Heinrich Voß aus den Urfassungen der Höltyschen Gedichte (1783) gemacht! Allerdings darf man nicht übersehen, daß Voß und Hölty gern gemeinsam an ihren Gedichten arbeiteten, wie wir denn auch wissen, daß Hölty manche Änderung durch Vossens Hand beifällig aufgenommen hat.

Als eine literarische Fälschung, wenn auch harmloser Natur, dürfen wir Paul von Stettens „Briefe eines Frauenzimmers aus dem 15. Jahrhundert, nach alten Urschriften" (Augsburg 1777) anführen, und vielleicht auch August Hagens „Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit" (Breslau 1829).

Ebenso wäre die Fortsetzung des Schillerschen „Geisterseehers" durch Ernst Friedrich Follenius (Straßburg 1796) zu nennen. Schiller hatte bekanntlich nur den ersten Teil geschrieben und den Roman dann liegen lassen. Follenius, der mit dem zweiten und dritten Teil folgte, ließ allerdings Schillers Namen auf dem Titel fort, setzte aber nicht den seinigen an dessen Stelle, sondern schrieb: „Von X ** Y ** Z **", so daß ein unbefangener Leser an ein Werk Schillers glauben mochte.

Als wirklich literarische Fälschung, allerdings in tendenziöser Absicht, gelten die so berühmt gewordenen „falschen Wanderjahre" Johann Friedrich Wilhelm Pustkuchens (Quedlinburg 1821—1828) in drei Teilen, denen noch zwei Beilagen „Wilhelm Meisters Tagebuch" und „Gedanken einer frommen Gräfin" angefügt wurden. 1824 erschienen noch „Wilhelm Meisters Meisterjahre". Man erkannte die Fälschungen schnell, ohne vorerst den Verfasser erraten zu können. Pustkuchens Werk erschien, bevor Goethe den ersten Teil seiner „Wanderjahre" herausgebracht hatte, und Heinrich Laube bemerkte, daß Pustkuchen ein so großes Talent dabei gezeigt habe, daß die Täuschung eine literargeschichtliche Wichtigkeit erhalten hätte: „Wer Goethe nicht genauer kannte, um die untergeschobene reuige Tendenz alsbald für Goethisch unecht zu erkennen, der mußte natürlich sehr überrascht sein. Im Ganzen zerstob der Anfall zum Interesse einer Kuriosität, wie eines Predigers engerer Anschauungskreis sich dem Weltkreise des sogenannten großen Heiden entgegenstellen gewollt."

Pustkuchens Bestreben, Goethes Lebensanschauung dem Abscheu aller guten Christen bloßzustellen, setzte Goethe zur Abwehr nur ein Epigramm in den zahmen

Digitized by Google

Xenien entgegen: „... red ich dagegen, so wird nur der Klatsch verschlimmert, / Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch verkümmert!"

Auch Jean Pauls Name wurde einmal mißbraucht. Im Jahre 1809 erschien in der Andräschen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ein Büchlein: „Das Buch Glaube, Liebe, Hoffnung oder die notgedrungene Auswanderung des Oberförsters Joseph Wolf nebst seinem Weib und neun Kindern, im Jahr 1807. Herausgegeben von Jean Paul." Sein Verfasser, Johann Christian Ehrmann, der seinen Namen verbirgt und die „Nachschrift" mit Joseph Wolf unterzeichnet, entschuldigt sich am Schlusse: „er habe Jean Pauls literarische Ehre nicht schmälern wollen, sondern dessen Namen nur auf den Titel gesetzt, um das Büchlein besser an den Mann bringen zu können, der Gewinn solle seiner zahlreichen Familie zugute kommen."

Gegen diese Pygmäen literarischer Fälschung steht ein anderes, an Format und Umfang bescheidenes Büchlein wie ein Leviathan da: Es ist das unflätigste Werk der gesamten deutschen Literatur und trägt den Titel: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, oder die Deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Freyherrn von Knigge" (o. O. u. J. 1790). Den wahren Verfasser machte man erst nach anderthalb Jahren ausfindig: es war August von Kotzebue. — Das Büchlein wollte mit allen, die jemals Gegner des berühmten Hofrats Johann Georg Zimmermann, des bekannten Leibarztes Friedrich des Großen, gewesen waren — und Knigge gehörte in verstärktem Maße zu ihnen — abrechnen und tat es auf eine Art, wie sie bisher in der deutschen Literatur kaum üblich gewesen war. Es strotzt von den pöbelhaftesten Ausdrücken und Schimpfereien und bietet in seiner theatralischen Handlung die haarsträubendsten und ekelhaftesten Situationen. In das geheimste Privatleben bekannter Persönlichkeiten wurde mit grellstem Scheinwerfer hineingeleuchtet, und dabei waren alle mit ihren richtigen Namen genannt: der Theologe Bahrdt (unrühmlichen Angedenkens), Biester, Gedike, Büsching, Campe, Trapp, Boie, Klockenbring, Lichtenberg, Nicolai, Kästner usw. Daß dieses gemeine Pamphlet gerade dem Verfasser des berühmten Werkes „Über den Umgang mit Menschen" in die Schuhe geschoben wurde, erscheint ebenso tragisch wie komisch.

Wir haben Willibald Alexis, der eigentlich Georg Wilhelm Heinrich Häring hieß, bereits unter den Scott-Nachahmern erwähnt. Als eine Übersetzung aus dem Englischen des Walter Scott hatte er im Jahre 1823 seinen Roman „Walladmor" herausgegeben und in der Widmung kühn geschrieben: „Walter Scott Baronett widmet diese Übersetzung seines neuesten Werkes ehrfurchtsvoll der Übersetzer." Anfangs erschien das Werk rein als Satire auf den englischen Romancier und zeigte auf den ersten Seiten eine ironische Färbung. Die Schreibart Scotts wird bis ins Fratzenhafte übertrieben, und boshafte Streiflichter fehlen nicht. Dann aber begann der Dichter sich in seine Fabel einzuleben, seine Schilderungen gewinnen immer mehr an Farbigkeit, und aus der anfänglichen Satire wird reine Nachahmung. In dem vier Jahre später folgenden Roman „Schloß Avalon", ebenfalls unter der Flagge Walter Scotts, ist von Anfang bis zu Ende nichts als Nachahmung.

Ein Gegenstück zu Alexis war Karl Gutzkow, der die Modeliebhaberei für Edward Lytton Bulwer, der Scott ablöste, ausnutzte und im Jahre 1837 zu Pforzheim herausgab: „Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere. Aus dem Englischen des E. L. Bulwer."

Wilhelm Hauff, der, kaum flügge geworden, plötzlich eine überraschend große literarische Betriebsamkeit zeigte, griff die lukrative Idee, sich als Anfänger unter dem Namen eines erfolgreichen Schriftstellers seinen Weg zu bahnen, sogleich auf. Drei Jahre nach Erscheinen des „Walladmor" erschien „Der Mann im Monde von Heinrich Clauren." Hätte ihn der vom Lesepublikum so innig geliebte Clauren wirklich

Digitized by Google

geschrieben, es wäre eins seiner unterhaltendsten Bücher gewesen. Der Verfasser war aber Hauff, der den Namen Claurens sich kühn angeeignet hatte. Erst als dieser geklagt und die Verurteilung des Verlegers erwirkt hatte, kam Hauffs „Controvers-Predigt über H. Clauren und den Mann im Monde" (Stuttgart 1827) heraus, worin er mit den Waffen der Moral und des guten Geschmacks schonungslos gegen den Liebling der Leihbibliotheksbenutzer loszog und sein eignes, nicht ganz ruhiges Gewissen betäubte. Man kann in allen Literaturgeschichten lesen, daß Hauff mit seinem „Mann im Monde" eine Satire auf Clauren geschrieben habe. „Ist aber Nachahmung Parodie? — Ist Nachahmung Satire?" fragte schon damals ein Rezensent, der nichts anderes in dem Buche fand als „eine mitunter sehr glückliche Nachahmung der Claurenschen Manier". Und wir stimmen ihm, trotz aller andern Meinungen, bei: Tatsache ist, daß Hauff von seinem Verleger aufgefordert worden war, einen Roman zu schreiben „von jener Art, die damals so flott gingen"[1]).

Hauff hatte mit seinem „Mann im Monde" und der „Controvers-Predigt" in ein Wespennest gestochen. Es flogen aber nicht Clauren und seine Freunde heraus, sondern der fixe Literat Karl Herloßsohn kam zum Vorschein, der bei Hauff anfragte, ob er nicht mit ihm zusammen eine neue Mystifikation Claurens unternehmen wolle. Hauff lehnte anderweitiger Verpflichtungen wegen ab, worauf Herloßsohn sich allein an die Arbeit machte und unter Claurens Namen gleich eine ganze Reihe von Büchern fabrizierte, die Konjunktur ausnutzend. Da gab es ein „Vielliebchen", „Emmy, oder der Mensch denkt, Gott lenkt", „Der Luftballon oder die Hundstage in Schilda" und noch anderes, alles — wie auch das Folgende — in den Jahren 1826 und 1827 gedruckt. Die zweite Wespe war der höchst anrüchige Buchhändler Karl Niedmann, der eine mehrbändige Fortsetzung von Claurens „Fastnachtsball" zusammenschmierte. Ferner erschienen von nicht bekannt gewordenen Verfassern ein Roman „Liebe und Irrtum" und die Erzählung „Der bedrängte Liebhaber auf der Reise", alles von Clauren! Gekrönt wurde diese Produktion von dem Prachtwerk „Die Familie Clauren oder: Nichts als Clauren! Original-Posse in zwei Akten nebst Prolog und Epilog von Henriette Clauren", das ein Diakon namens Carl Friedrich Grimmert geschrieben haben soll.

Eine merkwürdige Fälschung kam im Jahre 1843 heraus. Sie trug folgenden Titel: „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Koserow auf Usedom, herausgegeben von W. Meinhold." Leider fehlt in allen späteren Ausgaben die große Vorrede, die der Verfasser Wilhelm Meinhold, Pfarrer auf Usedom, der ersten Auflage beigegeben hatte. Hierin beschreibt er genau, auf welche Weise er zu dem alten Manuskript gekommen ist. Diese Darstellung klingt so überzeugend, daß wohl kaum einem Leser Zweifel an der Echtheit des Ganzen aufkommen werden, und doch ist es von Anfang bis zu Ende reine Erfindung, im Gegensatz zu dem späteren Buche Meinholds „Sidonia von Bork, die Klosterhexe" (1847), die ganz und gar auf geschichtlichen Urkunden beruht. Ihr wurde die Anerkennung versagt, während die „Bernsteinhexe" mit dem höchsten Lobe ausgezeichnet wurde. Friedrich Hebbel hat eine lange Abhandlung, die auch die Vorrede zur ersten Auflage der „Bernsteinhexe" wiedergibt, über beide Romane geschrieben, die er in bewundernswerter Weise zu analysieren weiß.

Wenn auch die Literatur noch so manches bietet, das hier eine passende Stelle finden würde, für eine kleine Abhandlung wie die vorliegende wird das Gebotene genügen, denn es gibt in seiner Verschiedenartigkeit doch einen Begriff von den Fälscherkünsten auf literarischem Gebiet.

[1]) In einer Einführung zu Hauffs Werken (Rösl & Co., München 1923, Bd. I, S. XLVIII ff.) habe ich ausführlicher über diese Streitfrage gesprochen.

Digitized by Google

Musikalische Fälschungen

Von Siegfried Kallenberg in München

Ein Musikhistoriker hatte einmal die Behauptung ausgesprochen, daß in keiner Kunst so viele Fälle von Fälschungen bewußter Art zu verzeichnen wären wie in der Musik. Wir glauben, daß dieses Urteil etwas zu hart ist. Jedenfalls hätte er hinzufügen müssen, daß auch in keinem Kunstzweig die Enthüllung solcher Kriminalia derartigen Schwierigkeiten begegnet, wie dies in der musikalischen Literatur der Fall ist. Das meiste diesbezügliche Material gehört einer weit zurückliegenden Vergangenheit an, und nur dem Spürsinn und der Kombinationsgabe des Fachmanns, also des eigentlichen Musikwissenschaftlers, mag es gelingen, wirkliche Fälschungen etwa auf dem Wege der Stilvergleichung usw. festzustellen.

Nun gehören aber Fälschungen im genauen Sinn des Worts und so, wie sie in den bildenden Künsten tausendfach vorkommen, in der Musik wohl doch zu den großen Seltenheiten. Denn der Sinn einer wirklichen Fälschung besteht doch nur in der täuschenden Nachahmung der typischen Ausdrucksweise eines schon in die Kunstgeschichte eingegangenen Namens. Ins Musikalische übertragen würde es daher als eine Fälschung anzusehen sein, wenn ein überaus geschickter Manierist und Eklektiker etwa eine Sonate schriebe im Stil der Klassiker, dann seine Arbeit als eine von Haydn oder Mozart ausgäbe und dies womöglich noch in der sensationellen Aufmachung einer Neuentdeckung. Zweifellos gibt es Nachahmer dieser Art, und wir sind in der Lage, über einen Fall zu berichten, dem man zum mindesten den Charakter des dolus eventualis zusprechen muß. Allein diese Form bewußter Anlehnung ist nicht alltäglich. Anders liegt die Sache, wenn es um ausgesprochenen Betrug und Diebstahl geht; und selbst hier muß erst die Frage gestellt werden, was als wirklicher Raub am geistigen Eigentum anderer anzusehen, was Plagiat unerlaubter Art und was erlaubt ist, und wo es schließlich geboten erscheint, nur von zufälligen Entlehnungen, Anklängen, Übertragungen, Bearbeitungen etwa aus einer Stilgattung in eine andere zu sprechen. In diesem Sinn mag hier an die zahlreichen Anklänge an die Programmusik von Berlioz und Liszt erinnert werden, die sich in vielen Werken Wagners finden. Es läuft darüber eine hübsche Anekdote: Als Liszt einmal in Villa Wahnfried seine Faustsymphonie vorspielte, trat Wagner plötzlich an den Flügel und sagte lachend: „Du, Papachen, das habe ich Dir ja gestohlen." (Sieglinden-Szene im 2. Akt der „Walküre".)

Um diese Dinge klar auseinander zu halten, tun wir gut, uns einmal des näheren mit den Gepflogenheiten früherer Jahrhunderte in Bezug auf die Entstehung und Bewertung musikalischer Werke auseinanderzusetzen.

Man hat Händel vielfach vorgeworfen, daß er allzu skrupellos in der Übernahme fremder Melodiegüter ins eigene Werk verfahren sei. Bekannt ist, daß er namentlich aus den Kompositionen von Muffat (Concerto grosso) und Carissimi, dessen Oratorien Händel gut kannte, eine beträchtliche Zahl von Themen herausgegriffen und seinem eigenen Stil gemäß verarbeitet hat, und zwar ohne Namensnennung. Ist das nun Diebstahl oder nicht? Die Sachlage erscheint unseres Erachtens völlig klar. Denn es geht in der Musik doch im Prinzip darum, ob derjenige, der etwas von dem Eigentum eines anderen nimmt, selbst eine wirklich schöpferische Persönlichkeit von großem Format oder nur ein Stümper und Nachahmer ist, der sich infolge eigener Armut an der Fülle eines anderen bereichert. Und dieser Umstand scheint uns im Falle Händel ausschlaggebend zu sein. Im Grunde hatte es Händel

Digitized by Google

nicht nötig, Anleihen zu machen. Damals aber gab es überhaupt noch nicht das, was man geistigen Urheberschutz nennt. Davon abgesehen lag es im Geist der Zeit, daß in solchen Dingen eine gewisse Freiheit herrschte. Der Schweizer Meyer von Schauensee schreibt um 1760:

„Es kommt nur darauf an, wie ein jeder die fremde Ware mit der seinigen zugleich schicklich verkaufen und aus anderen zusammengetragenen Metallen den Kompositionsklumpen künstlich gießen könne, ohne einen Unterschied so leicht darinnen merken zu lassen. Von Plagiat könne man nur dann sprechen, wenn man ganze Stücke für die Seinigen verkaufe oder fremde Werklein in deutsch-welsch untereinander vermenge."

Um bei Händel zu bleiben, so hat er vieles eigenen Werken, besonders Frühwerken, entnommen und in irgend einer Form wieder verarbeitet (die bekannte Arie „Laß mich beklagen" findet sich in einer seiner Hamburger Kompositionen als Sarabande und 1708 als ein heiteres Lied: Lascia la spina). Er benützte Volkslieder seiner Zeit, und umgekehrt verwandelten sich wieder Händelsche Weisen in Volks- und Kirchenlieder.

Von Bach wissen wir, daß er sich ganze Auszüge aus Werken zeitgenössischer Komponisten machte, allerdings unter ausdrücklicher Nennung der Autoren. Dies alles hat natürlich nicht das geringste mit Plagiat oder Betrug zu tun. Beides wächst auf einem ganz anderen Boden, und wir kommen auf derartige Fälle noch zurück. Dagegen müssen wir uns noch solchen Kompositionen zuwenden, über deren Autorschaft Unklarheit herrscht oder wenigstens eine Zeitlang geherrscht hat.

Jeder kennt Brahms' Bearbeitungen rheinischer Volkslieder und seine Vorliebe für Weisen, wie: „Verstohlen geht der Mond auf"; „Schwesterlein, wann gehen wir nach Haus"; „Mein Mädel hat einen Rosenmund"; „Die Blümelein, sie schlafen". Diese Sammlung wurde 1838—40 zusammen mit A. Kretschmer von einem Musiker W. Fl. von Zuccalmaglio herausgegeben, und von diesem stammen auch die Melodien der genannten Lieder, die sonst wahrscheinlich völlig unbeachtet geblieben wären. Hier liegt also der eigenartige Fall vor, daß die Inspiration eines Komponisten ohne Aufklärung über den wahren Sachverhalt als echtes Volkslied ausgegeben wird. Betrug? Wir bezweifeln es. Aber sicher eine kleine Irreführung der Öffentlichkeit, die jedenfalls keinen Schaden angerichtet hat und überdies sehr verzeihlich erscheint.

Zum Kapitel der Unklarheit in der Autorschaft gehört auch die Streitfrage über das bekannte Lied: „Willst du dein Herz mir schenken". Es steht im Klavierbüchlein der Anna Magdalene Bach und ist überschrieben: Aria di Giovannini, weshalb sie von Fachbiographen dem italienischen Komponisten gleichen Namens zugeschrieben wurde. Dabei ist bemerkenswert, daß hier zum einzigen Male im ganzen Notenbüchlein der Sopran im Violinschlüssel, der gerade vielfach bei Liederkomponisten jener Zeit vorkommt, geschrieben steht. Allein eine wirkliche Ähnlichkeit mit den übrigen Kompositionen Giovanninis ist nicht vorhanden, und so ist bis heute die Frage offen, ob das schöne Lied deutscher oder italienischer Herkunft ist.

Ähnlich steht es um das bekannte Wiegenlied: „Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein". Es ging lange Zeit unter Mozarts Namen, soll aber in Wahrheit nicht von ihm, sondern einem Berliner Arzt Fließ komponiert sein. Eine bekannte Tatsache ist ja auch, daß Mozarts erfindungsreicher Textdichter Schikaneder bei der Abfassung sowohl des textlichen wie auch des musikalischen Teils der „Zauberflöte" (Papagenolieder) mehrfach seine Hände mit im Spiel gehabt hat. In diese Kategorie der harmlos erscheinenden Unklarheit gehören schließlich noch die Lesarten über den Schubertschen sog. Sehnsuchtswalzer, der auch als „Webers letzter Gedanke" weiter lebt. Ebenso über „Beethovens letzte Komposition", in Wahrheit ein Erzeugnis des weiland Dresdener Kapellmeisters K. G. Reisiger, des gehässigen Rivalen Webers.

Alles also, was wir im Vorstehenden mitgeteilt haben, liegt auf einer Grenzlinie.

Digitized by Google

Es kann weder als eigentliches Plagiat noch als etwas Schlimmeres bezeichnet werden, gehört aber trotzdem in gewissem Sinn zu jenen Merkmalen des kompositorischen Schaffens, die zu falschen Schlüssen und Voraussetzungen führen und schon viel Mißverständnisse auf dem Gewissen haben. Besonders zweifelhaft erscheint die Sachlage, wenn es gilt, in der neueren Literatur, die z. T. schon unter das Urheberrechtsgesetz fällt, festzustellen, ob eine bewußte oder eine unbewußte Anlehnung an Werke älterer Tonsetzer vorliegt. So findet sich, wie schon bemerkt, eine ganze Reihe Wagnerscher Themen auch schon in Werken von Liszt. Es schmälert Wagners Größe nicht, wenn wir feststellen, daß Liszts Chromatik, seine Dissonanzketten, seine Kühnheiten in der Erweiterung der Form- und Satztechnik Wagner stellenweise sogar notengetreu das Vorbild und Material zu seinem Tristan geliefert haben. Brahms hat weitgehende Anleihen bei Beethoven gemacht, ob bewußt oder unbewußt, muß natürlich dahingestellt bleiben. Die fast notengetreue Übernahme eines Themas aus Bachs „Kunst der Fuge" durch Brahms hatte sogar zu einer Untersuchung des Falles geführt. Brahms wurde natürlich sehr schlechter Laune, wenn die Rede auf solche Anklänge kam. Als einmal in seiner Gegenwart die Bemerkung fiel, die Ähnlichkeit eines Themas seiner 1. Symphonie (Finale) mit dem Chorthema der Beethovenschen 9. wäre doch sehr merkwürdig, knurrte er: „Ja, und daß jeder Esel sie sogleich bemerkt." Selbstverständlich aber dürfte hier jede Voraussetzung für eine unlautere Absicht von vornherein wegfallen. Da müßte man ja auch Beethoven zur Rechenschaft ziehen, dessen Eroica-Thema sich schon notengetreu in Mozarts Ouvertüre zu seinem Singspiel „Bastien und Bastienne" findet. (Es mag hier auch erwähnt werden, daß Mozarts „Ave verum" genau mit Allegris Miserere übereinstimmt, das der zwölfjährige Mozart in Rom aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hatte, nur mit dem Unterschied, daß das Stück bei ihm nicht a cappella gesetzt ist; siehe hiezu Liszts „A la chapelle sixtine".) Leider aber sind auch Fälle vorhanden, die dem kriminellen Gebiet angehören. Einige bemerkenswerte seien mitgeteilt.

Kehren wir nochmals ins 18. Jahrhundert, in die Zeit Händels zurück. Dessen gefährlichster Rivale an der 1720 gegründeten italienischen Oper in London war Giovanni Battista Bononcini, ein sehr ehrgeiziger Musiker, dem das starke Licht der Händelschen Musik keine Ruhe ließ, so daß er, um neben Händel bestehen zu können, zu den Mitteln des Plagiats griff. Er reichte um 1732 der Londoner Academy of ancient music, einem hochangesehenen Institut, Antonio Lottis 1705 in Venedig gedrucktes Madrigal „In una siepe ombrosa" als sein eigenes Werk ein und hatte die Genugtuung, lange Zeit für den Autor dieser Lottischen Komposition gehalten zu werden.

Ebenfalls in London und fast um dieselbe Zeit ereignete sich ein ähnlicher Diebstahl. Eines Tages erschienen in einem englischen Verlag und bald darauf auch in Amsterdam acht Sonatinen für Cembalo, angeblich von dem römischen Kastraten und Cembalisten Giuseppe Jozzi. In Wahrheit stammten die Sonatinen von Jozzis inzwischen verstorbenem Lehrer Domenico Alberti, dem Mitbegründer eines damals neuen Klavierstils von fortgesetzten Akkordbrechungen, die heute noch Albertische Bässe genannt werden. Während dieser Betrug bald als solcher erkannt wurde, konnte ein anderer beinahe 200 Jahre lang unentdeckt bleiben.

In Rom lebte neben dem berühmten Violinisten Corelli (17. Jahrhundert) der Geiger und Komponist Giuseppe Valentini, dessen Allettamenti („Leckerbissen für Kenner"), Kammersonaten für Violine und Cello, damals sehr beliebt waren, ja Schule machten (Bach benutzte in seinem E-dur-Konzert für Violine vielfach Passagenwerk daraus). Einen ungewöhnlichen Eindruck indessen machten diese Sonaten auf einen Engländer namens Henry Eccles. Eccles war der Sohn eines Londoner Quäkers, der, ursprünglich Musiker, sich plötzlich zum Puritanismus bekehrte, alle seine Instrumente öffentlich verbrannte und die Musik als Teufelswerk erklärte.

Digitized by Google

Er ging mit dem Stifter des Quäkertums, George Fox, nach Westindien und begründete dort Quäkergemeinden. Während Salomon Eccles' Sohn John der Musik treu blieb und sogar ein namhafter Komponist und Dirigent wurde, spukte in dem zweiten Sohn Henry das absonderliche Blut des Vaters. Eine Zeitlang Mitglied der englischen Hofkapelle, ging er 1716 nach Paris, wo er in der königlichen Kapelle eine Anstellung gehabt haben soll und ein Werk herausgab, das den wohlklingenden Titel führte: „Premier livre de Sonates à Violon seul et la basse, composé par Mons. Eccles anglois". Das Ganze war eine freche Fälschung. Es waren nämlich nicht weniger als 18 Sätze Note für Note den „Leckerbissen" des Valentini entnommen, nur die Reihenfolge hatte der erfinderische „Komponist" geändert.

Dieser Fall von unverfrorener Aneignung fremden Eigentums hat noch ein Gegenstück in Mauro d'Alay, einem Schüler Vivaldis. D'Alay kam 1726 mit der berühmten Sängerin Faustina Bordoni nach London und veröffentlichte dort eine Kantate für eine Solostimme und eine Solosonate. Diese Sonate soll aber nichts anderes gewesen sein als der Abdruck einer Sonate von Tartini. Wie, d. h. unter welchen Umständen der wahre Sachverhalt in den hier mitgeteilten Fällen aufgedeckt worden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. In der Hauptsache gebührt wohl den immer feiner und gründlicher sich entwickelnden musikwissenschaftlichen Arbeitsmethoden das Verdienst, die Übeltäter entlarvt zu haben. Insbesondere war es in unseren Tagen der ausgezeichnete Musikhistoriker Andreas Moser, der systematisch Licht in das Dunkel dieser Manipulationen gebracht hat.

Bekannt sind die romantischen Umstände, die Mozarts Requiem begleiten. Ein Anonymus hatte es bei dem Meister bestellt und auch bezahlt. Zwei Jahre nach Mozarts Tod wurde das Werk als „Requiem, Composto del Conte Walsegg" unter der Leitung des geheimnisvollen Bestellers aufgeführt. Und schließlich berichtet noch Ludwig Spohr in seiner Selbstbiographie, daß ein gewisser F. R. Eck Violinkonzerte und Streichquartette als eigene Kompositionen ausgab, die in Wahrheit von dem Karsruher Kapellmeister Franz Danzi stammten.

Wenn das bisher Mitgeteilte auch nicht als Fälschung im strengen Wortsinn anzusehen ist, da ja das Umgekehrte, nämlich die Verleugnung der echten Vaterschaft eines Kunstwerks, geschehen ist, so trägt die Sache, die wir nun zum Schluß mitteilen wollen und die zu ihrer Zeit nicht wenig Aufsehen erregt hatte, unzweifelhaft die Züge des dolus eventualis.

Zu Anfang des Jahrhunderts erschien ein begeisterter Hinweis eines Musikhistorikers auf einen genialen Vorläufer Beethovens, der über die Auffindung von Klaviersonaten Friedrich Wilh. Rusts, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Hofmusikdirektor in Dessau lebte, berichtete. Danach sollten diese Sonaten an Kühnheit der Harmonie und Reichtum der Erfindung alles übertreffen, was zu jener Zeit in der Musik entstanden war. Die ganze Romantik, ja spätere Meister wie Liszt, Wagner und Bruckner erschienen hier vorweggenommen, Beethoven noch überflügelt und als Neuerer in die zweite Reihe gerückt. Die Sonaten waren herausgegeben von einem Enkel des alten Rust, dem Thomaskantor Wilhelm Rust. Da nun dem glücklichen Entdecker eines solchen Schatzes allmählich doch einige leise Bedenken aufstiegen, ob so etwas möglich sei und ob wirklich alles mit rechten Dingen zugehe, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, nach den handschriftlichen Originalen zu forschen. Sie fanden sich auch in Berlin auf der Staatsbibliothek. Aber leider boten sie ein ganz anderes Bild als die Ausgabe des Enkels verheißen hatte. Verschwunden war die Pracht und Farbe des Klaviersatzes, die großartige Polyphonie, die geistvolle, neuartige Thematik. Was blieb, war die einfache, etwas blutlose Zwei- und Dreistimmigkeit, zwar keines Titanen, aber immerhin eines fein gearteten Zeitgenossen Philipp

Digitized by Google

Emanuel Bachs, der zierliche Spinettklang des Rokoko. Wie war das zugegangen? Der Entdecker hat seinerzeit Einiges darüber in der „Musik" mitgeteilt. Rusts Enkel wollte das bis dahin unbekannte Werk seines Großvaters vor dem gänzlichen Vergessenwerden bewahren und begann zunächst mit Verbesserungen des Satzes, mit Erweiterungen und — der Appetit wächst bekanntlich mit dem Essen — endete mit frei erfundenen Paraphrasen, die, aus dem Geist seiner Zeit erfunden, nicht das Geringste mehr mit dem ursprünglichen Gesicht der Kompositionen zu tun hatten. Das Bedenkliche an der Sache war, daß Rust keinerlei Anmerkungen darüber machte, wo das Original aufhört und die Bearbeitung einsetzt. Da auf die Täuschung eine ganze Reihe namhafter Musikforscher hereingefallen war, lag jedenfalls eine bewußte Irreführung der öffentlichen Meinung vor. Möglicherweise hatte Rust auch die Absicht, einmal den wahren Sachverhalt bekannt zu geben, woran ihn der Tod verhindert haben mag. Übrigens sollen Rusts Zutaten nicht wertlos sein.

Eine Fälschung umgekehrter Art wird auch Wilhelm Friedemann Bach nachgesagt: Dieser war einmal ersucht worden, für den Rektor der Universität Halle eine Abendmusik zu schreiben. Er fühlte sich aber nicht dazu aufgelegt oder war zu bequem dazu. So verwendete er kurzerhand für den gegebenen Text einige Stücke aus der Passionsmusik seines Vaters. Für die Arbeit sollte er 100 Taler erhalten. Die Musik wurde auch aufgeführt, der Betrug aber bald entdeckt, da unter den Zuhörern ein Kantor aus Leipzig war, der Bachs Passion genau kannte.

Peinliches Aufsehen erregte auch vor einiger Zeit die Aufklärung darüber, daß eine Reihe von Stücken, die unter dem Namen eines bekannten Geigers gingen, in Wahrheit Kompositionen älterer italienischer Meister waren.

Und was muß nun als Ursache all dieser Versuche, das Werk anderer als eigenes Schaffensprodukt auszugeben, angesehen werden? Bezüglich der Musik sicher an letzter Stelle der Eigennutz. Die Hauptmotive dafür dürften vielmehr im gekränkten Ehrgeiz, im Gefühl des Verkanntseins gesucht werden. Die wesentlichste Rolle aber spielt wohl die Eitelkeit und die Sucht, im Wettkampf mit einem Größeren oder Berühmteren bestehen zu können, ohne Aufwand von Zeit, Kraft und Talent.

Es dürfte nicht unangebracht sein, zum Schluß dieser Betrachtungen auf ein Verfahren hinzuweisen, das sich gewissermaßen als Endglied in der Kette der Fälschungen darstellt und überhaupt in der Musik gang und gäbe ist. Es ist damit jene Art von Bearbeitungen originaler Werke gemeint, die geeignet ist, das eigentliche Gesicht einer Komposition zu entstellen, so daß die Urform nicht mehr erkennbar und in ein falsches Blickfeld gerückt wird. Diesem Schicksal unterliegen beispielsweise oft die alten Volkslieder. Man will diese Gesänge durch sog. Modernisierung der Harmonie und stilwidrige Figurationen dem Geschmack von heute näher bringen und bedenkt dabei nicht, daß derartige Verfälschungen des Urtextes den absoluten Wert desselben beeinträchtigen. Bei aller Anerkennung der guten Absicht wäre es doch im Interesse der Erhaltung des reinen Stils und Geschmacks besser, man ließe in jedem Fall immer nur das Original sprechen, seien es nun Lieder aus dem Mittelalter oder aus dem Barock, Werke von Bach (siehe die dahingehenden Bearbeitungen von Liszt, Tausig, Busoni u. a., die dabei nur das virtuose Element im Auge hatten) oder Lieder von Schubert. Das Ursprüngliche ist auch immer das einzig Wahre und Bestehende, und der erwünschte Erfolg in Richtung des Volkstümlichwerdens drückt sich meist in ganz anderer Form als der erwarteten aus. Die Angelegenheit hat ja auch eine tragische Kehrseite. Denn der Urheber erntet für seine geistige Arbeit so gut wie nichts. Wenn Schubert dem Verleger seine Lieder brachte, wurde er meist mit dem Bemerken abgefertigt, daß sie „nicht gingen". Liszt erhielt zwanzig Jahre später für die Transkriptionen derselben Lieder das recht anständige Honorar von 500 Gulden.

Digitized by Google

Fälscherkniffe in der bildenden Kunst

Von Hubert Wilm in München

In der bildenden Kunst hat es seit Menschengedenken produzierende und reproduzierende Künstler gegeben. Die einen sind schöpferische Naturen, die aus eigener Kraft, ohne Vorbild und ohne Anlehnung an schon vorhandene Arbeiten, originale Kunstwerke hervorbringen. Die anderen sind Nachbeter, Nachahmer, Kopisten, denen es an schöpferischem Geiste mangelt, die aber gleichwohl über eine so vollendete handwerkliche Geschicklichkeit verfügen können, daß ihnen die Wiederholung schon vorhandener Kunstwerke bis zu einem erstaunlichen Grade der Vollendung gelingt. Aus dem Umkreis der reproduzierenden Künstler entstammen die Fälscher, die sich in zwei Gruppen teilen lassen: in bewußte und unbewußte Fälscher. Die einen benützen ihr handwerkliches und künstlerisches Können mit voller Absicht dazu, möglichst vollendete Nachahmungen alter oder neuerer Kunstwerke zu schaffen, seien es nun wörtliche Wiederholungen oder frei erfundene Arbeiten, die sich dem Stilkreis einer bestimmten Epoche oder der Eigenart eines bestimmten Meisters so angleichen, daß eine Verwechslung mit gesicherten Originalen möglich wird. In der Mehrzahl der Fälle ist die Triebfeder für diese Handlungsweise Gewinnsucht. Es hat jedoch zu allen Zeiten auch bewußte Fälscher aus anderen Motiven gegeben, solche, die aus Eitelkeit, aus Witz, aus falschem Ehrgeiz heraus es den Arbeiten anderer Künstler gleichtun wollten. Die unbewußten Fälscher sind jene, die ohne eine andere Absicht als die, vorhandene Kunstwerke getreu zu kopieren, ihrer Nachahmungslaune folgen, deren Arbeiten aber später durch die betrügerische Handlungsweise von Vermittlern und Händlern zu Fälschungen werden.

Hat es auch schon in der Antike, im Mittelalter, in der Renaissance, in der Barockzeit immer Fälscher und Fälschungen gegeben, so stehen die Fälschungen aus diesen Epochen doch zahlenmäßig weit zurück hinter dem Aufschwung, den das Fälschertum im 19. und 20. Jahrhundert nahm, als das Sammeln von Kunstwerken verflossener Zeiten einen vorher nie gekannten Umfang erreichte und der Bedarf des Kunsthandels zuweilen kaum mehr Schritt halten konnte mit den Wünschen, die aus Sammeleifer und Sammelleidenschaft an ihn herangetragen wurden. Zu jenen Zeiten konnte es auch möglich werden, daß begabte Künstler und Kunsthandwerker, deren eigene Arbeiten aus irgendwelchen Zufällen wenig oder keinen Absatz fanden, dem Fälscherhandwerk in die Arme getrieben wurden, und daß auf diese Weise viele Tüchtige ihr ehrlich erworbenes Können einem unehrlichen Handwerk opferten.

Die Frage „Was ist auf dem Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerks gefälscht worden?" kann man getrost damit beantworten, daß einfach alles gefälscht worden ist, was die Sammler je begehrt haben: vorgeschichtliche, ägyptische, antike Altertümer, Gemälde und Skulpturen aller Zeiten und Länder, Zeichnungen und graphische Blätter, Bronzen, Fayencen, Steinzeug, Porzellan, Silber- und Goldschmiedearbeiten, Email, Stoffe, Möbel. Seit es Sammler gab und solange es Sammler gibt, hat es auch Fälscher gegeben und wird es Fälscher geben, zumal in Zeiten, wo die Vorräte an echten Stücken knapp werden und die erzielten Preise dem Fälscher die Arbeit schmackhaft machen.

Will man von Fälscherkniffen berichten, so erschließt sich dem Kundigen ein Stoffgebiet von so ungeheurem Umfang, daß es kaum möglich erscheint, auch nur das Wesentlichste zu geben. Der wahren Geschichten, der Legenden und Anekdoten über Fälschungen von Kunstwerken sind viel zu viele, um auch nur einen Teil von

Digitized by Google

ihnen aufzuführen. Dazu kommt das stattliche Material, das sich aus den Berichten über Fälschungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts angesammelt hat, Berichte von Gerichtsverhandlungen, die zum Teil die erstaunlichsten Dinge zutage gefördert haben. Man wird sich bei dieser Fülle auf einige Hauptgebiete beschränken müssen, am besten wohl auf die Gebiete der Malerei und der Plastik. Daß gerade auf dem Gebiet der Bilderfälschungen das Unmögliche möglich geworden ist, mag eine kleine Geschichte andeuten, die vor nicht langer Zeit die Runde um den Erdball machte. Ein ernsthafter Forscher hatte ausgerechnet, daß der französische Maler Corot, dessen Bilder zeitweise zu den gesuchtesten Kunsthandelsgegenständen der Welt gehörten, in seinem Leben 4000 Gemälde geschaffen hat. Ein anderer Forscher behauptet nun, daß von den 4000 Gemälden Corots sich allein 5000 schon in Amerika befinden. Da es aber auch in Europa eine ganz erhebliche Anzahl echter Corots gibt, wieviele falsche Corots mag es dann wohl geben?

Wie bei allen Arten gefälschter Kunstwerke muß man auch bei gefälschten Bildern zwei Gruppen auseinanderhalten: Fälschungen von Grund auf und Verfälschungen. Die erste Gruppe umfaßt jene Machwerke, die in fälschender Absicht völlig neu hergestellt wurden. Die andere Gruppe, jene der verfälschten Bilder, ist zahlenmäßig wohl die größere. Sie begreift jene Arbeiten in sich, wo ein Fälscher ein vorhandenes Original durch Ausbesserungen, durch Anbringung von Zutaten oder Ergänzungen, vor allem auch durch Hinzufügung einer falschen Signatur mit Absicht hat wertvoller und begehrenswerter machen wollen.

Schier endlos ist die Zahl der Kniffe, der handwerklichen und der geschäftlichen Fälscherkniffe, die angewendet werden, um den Absatz der gefälschten Ware zu ermöglichen. Im wesentlichen interessieren uns hier die handwerklichen Kniffe. Doch darf man nicht vergessen, daß mit der vollendeten Herstellung einer Fälschung noch nicht alles gewonnen ist: ebenso wichtig ist die dann folgende Arbeit des Verkaufs. Und da hat eine vornehmlich in Italien gebräuchlich gewesene Methode wahre Wunder des raschen Absatzes bewirkt: die Händler mieteten sich mit Vorliebe in alte Paläste und Adelssitze ein und stellten dort die mannigfaltige Auswahl ihrer Altertümer zum Verkauf. Bei jedem einzelnen Stück wurde nun versichert, daß es Jahrhunderte alter, auf diesem Adelssitz vererbter Kunstbesitz sei, und so kam es, daß im Verlauf von mehreren Jahren in einem solchen Palast vier- bis fünfmal so viele Möbel, Gemälde und Skulpturen (und zwar größtenteils Fälschungen) verkauft wurden, als der Adelssitz von altersher besessen hatte. Um jedes einzelne dieser „Altertümer" wurde von den Verkäufern eine romantische Geschichte erdichtet und willig fanden so die Fälschungen ihre Käufer.

Zu den beliebtesten Kniffen der Händler mit gefälschter Ware zählt jener, der darauf ausgeht, sich für die Echtheit auf irgendeine Weise ein amtliches Zeugnis zu verschaffen. Zu diesem Zwecke sind von erfahrenen Fälschern schon die umständlichsten Vorbereitungen unternommen worden, Vorbereitungen, die nebenbei auch erhebliche Geldmittel erforderten. So erzählt Eudel von einer Fälscherbande, die auf einem alten Malbrett eine getreue Kopie eines bekannten Gemäldes von Rembrandt herstellen ließ. Diese Kopie war, genau nach der Vorlage des Originals, mit dem Namenszug Rembrandts und der Jahreszahl signiert. Nachträglich ließen nun die Fälscher über diese Signatur einen neutralen Ton malen und auf diesen den Namen irgendeines Kopisten, der in gleicher Schrift hinzufügte „Kopie nach Rembrandt". In diesem Zustande wurde das Bild in einer Kiste verpackt und mit einer ganz niedrigen Summe (eben als Kopie) versichert nach Amerika geschickt. Während die Sendung über das Große Wasser schwamm, langte bei der amerikanischen Zollbehörde, die das Gemälde bei seiner Ankunft passieren mußte, ein anonymer Brief an, den die Fälscher selbst geschrieben hatten. Der Brief enthielt die Anzeige, daß

Digitized by Google

vor kurzem von einer bestimmten Stadt Europas aus eine Kiste nach Amerika aufgegeben worden sei, in der sich, entgegen der unwahren Angabe, daß es sich um eine Kopie handle, ein außerordentlich wertvolles eigenhändiges Gemälde von Rembrandt befinde. Um die Zollbehörden zu täuschen, sei vor der Versendung dieses wertvollen Kunstwerkes der echte Name Rembrandt mit der gefälschten Signatur eines Kopisten übermalt worden. Die Wahrheit dieser Behauptung könne ohne weiteres erwiesen werden, wenn die Zollbehörde vor der Auslieferung der Kiste die gefälschte Signatur des Bildes entferne. So kam es, daß die Zollbeamten, als das Bild von den Helfershelfern der Fälscher in Amerika in Empfang genommen werden sollte, vor den Augen der scheinbar erstaunten Empfänger die neue Signatur mühelos mit Terpentin wegwischten und auf diese Weise die „echte" Signatur Rembrandts hervorzauberten. Nun wurde den Empfängern der Kiste eröffnet, daß sie das Bild, das in Wirklichkeit ein wertvolles Original Rembrandts sei, nur gegen Bezahlung eines dem Wert entsprechenden hohen Einfuhrzolls könnten ausgehändigt erhalten. Dieser Einfuhrzoll wurde natürlich gegen die willkommene amtliche Bescheinigung, daß es sich um ein Gemälde Rembrandts handle, bezahlt, und zusammen mit dieser Bestätigung war es dann ein leichtes, das gefälschte Bild um einen stattlichen Preis in Amerika an den Mann zu bringen.

Das ist nur einer der zahllosen Kniffe, die von gewiegten Fälschern beim Verkauf ihrer Ware angewandt wurden; es gibt noch Dutzende anderer. Ein ähnlicher Fall, bei dem gleichfalls die Veränderung der Signatur eines Bildes die Hauptrolle spielte, hat sich vor wenigen Jahren in München ereignet. Auf einer großen Münchner Kunstversteigerung im Jahre 1924 wurde das Bildnis eines bayerischen Offiziers aus den achtziger Jahren ausgeboten, das von dem Münchner Maler Hans Blum gemalt und signiert worden war. Dieses Bildnis konnte auf der Versteigerung keine tausend Mark erzielen, obwohl es eine ausgezeichnete Arbeit war, die in der Technik, Zeichnung und farbigen Auffassung eindringlich an den Leibl-Kreis erinnerte. Einige Jahre blieb nun das Bild verschwunden. Auf der großen Leibl-Ausstellung in Berlin 1929 hing es jedoch, als Leihgabe aus dem Besitz eines bekannten deutschen Sammlers, an einem Ehrenplatz mitten unter den Hauptwerken Leibls. Natürlich war das Gemälde damals nicht mehr mit der ursprünglichen Signatur „Hans Blum 1880", sondern mit dem Namen „W. Leibl" bezeichnet. Durch einen der seltsamen Zufälle, wie sie nur das Leben selbst erdichten kann, kam diese Fälschung ans Tageslicht. Eine große Münchner Tageszeitung erbat sich zu ihrem Bericht über die Leibl-Ausstellung in der Berliner Akademie der Künste eine Abbildung und erhielt zufällig die Photographie jenes Bildes, das in Wirklichkeit keinen bayerischen Offizier, sondern einen Militärbeamten der Geschützgießerei in Ingolstadt, Stadelmann mit Namen, darstellte. Kaum war die Abbildung dieses Gemäldes als gewichtige Probe aus der Berliner Leibl-Ausstellung in der Münchner Tageszeitung erschienen, als sich zum größten Erstaunen aller Beteiligten der in München in hohem Alter lebende Maler Professor Hans Blum meldete und das „Leibl-Gemälde" als seine eigene, im Jahre 1880 gemalte Arbeit in Anspruch nahm. In der Folge wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und der Entwicklungsgang dieser dreisten Fälschung aufgedeckt. Das Bild, das bei der Versteigerung in München im Jahre 1924 das geforderte Limit von 1000 Mark nicht hatte erreichen können, wurde nach der Versteigerung freihändig für 800 Mark verkauft. Kurze Zeit darauf tauchte das gleiche Bild, jetzt aber mit der Signatur „W. Leibl" versehen, im Kunsthandel in Rom auf und wurde von dort aus an einen Berliner Diplomaten für 110 000 Mark verkauft.

Wie kein zweiter Fall beleuchtete dieses Vorkommnis die damaligen Mißstände im Expertisenwesen und führte an einem praktischen Beispiel allen Kunstfreunden die Tatsache vor Augen, daß im Grunde damals niemand das Kunstwerk, sondern nur

Digitized by Google

den Namen, den es von den Experten erhalten hat, bezahlte. Sonst hätte es nicht möglich sein können, daß ein sehr gutes Bild im Jahre 1924 als „Blum" mit 800 Mark, fünf Jahre später jedoch als „Leibl" mit 110 000 Mark bewertet wird.

Ein Fälscherskandal größten Stiles, der kurz nach der Entdeckung des falschen Leibls im Mai des Jahres 1930 unter den Pariser Künstlern, Sammlern und Kunsthändlern gewaltiges Aufsehen erregte, bekam durch den Namen des Urhebers dieser Bilderfälschungen einen romanhaften Anstrich. Jean Charles Millet, der Enkel des großen französischen Malers François Millet, der einst das volkstümlichste Gemälde der Welt, den „Angelus", gemalt hat, mußte vor dem Pariser Untersuchungsrichter zugeben, daß er in Gemeinschaft mit mehreren Freunden zahlreiche „falsche Millets" hergestellt habe. Der Enkel Millet bewohnte die berühmte Künstlerkolonie Barbizon im Walde von Fontainebleau bei Paris und beschäftigte sich nebenbei mit Kunsthandel. Als er einem englischen Museum, das ihn mit der Verwertung mehrerer Kunstwerke betraut hatte, weder den Erlös noch die Werke selbst zurückgab, kam es zu einer gerichtlichen Klage, und bei dieser Gelegenheit deckte die französische Polizei einen der größten Bilderschwindel aller Zeiten auf.

Millet, der dem Maler Cazeau in Maison Lafitte seit Jahren eine hohe Geldsumme schuldete, ließ sich von diesem dazu überreden, Kopien nach Millets Werken unter der Angabe, es handle sich um alten, ererbten Familienbesitz, als Originale zu verkaufen. Die Kopien des Malers Cazeau waren so geschickt ausgeführt, daß sich alle Welt täuschen ließ. Mit einigen Gemälden und einer Reihe von Zeichnungen bepackt, fuhr der Enkel Millet nach London, wo er mit Leichtigkeit ein Dutzend Zeichnungen, das Stück zu 10 000 Franken, und sieben oder acht Bilder, das Stück zu 50 000 Franken, als „echte" Millets absetzte. Einer der bekanntesten Sachverständigen in London schloß mit ihm einen Vertrag ab, er kaufte sozusagen mit geschlossenen Augen, weil er genau wußte, daß er die Fälschungen, die ja als „alter Familienbesitz" bestätigt waren, um das Dreifache sofort nach Amerika weiterverkaufen konnte. Millet, der mißratene Enkel, der sich sein Leben lang kümmerlich als Graveur durchgeschlagen hatte, wurde durch den schwunghaften Verkauf der von Cazeau hergestellten Fälschungen über Nacht zum Millionär, zumal er so schlau war, nicht nur lauter falsche Millets, sondern auch Fälschungen anderer berühmter französischer Maler, Corot, Diaz, Degas und andere, in Handel zu bringen. Der Fälscher Cazeau, den die Polizei im Atelier bei seiner Arbeit überraschte, legte ohne weiteres ein volles Geständnis ab und gab zu, daß er Hunderte von Gemälden hergestellt habe, die man jetzt berühmten französischen Meistern zuschreibe. So befinde sich gegenwärtig in England eine solche Fälschung, die kürzlich für 1½ Millionen Franken verkauft worden sei. Und während der Haussuchung, die bei Charles Millet in Barbizon abgehalten wurde, erklärte dieser zum größten Erstaunen aller Anwesenden, daß sämtliche Millets im Museum zu Barbizon Fälschungen seien.

Berlin wurde zwei Jahre nach diesen Pariser Enthüllungen zum Schauplatz eines ebenso unwürdigen Fälscherprozesses: des Prozesses um die gefälschten van-Gogh-Bilder des Kunsthändlers Otto Wacker. So ist das gleiche Berlin, das einst den unleugbar größten Anteil an der Verbreitung des Ruhms des zu früh verstorbenen und zu Lebzeiten arg verkannten Malers hatte, zur Stätte einer nachträglichen, wenig schönen Tragödie um diesen Künstler geworden. Wie seltsam mußte das Bild, das dieser Prozeß entrollte, die Wissenden um Vincent van Goghs hartes Lebensschicksal berühren! Zu Lebzeiten bemühte sich der Künstler vergebens, seine Gemälde um einige hundert Franken zu verkaufen; noch Jahre nach seinem Tode wurden seine Werke, zuweilen auf einem Handkarren, für ein Butterbrot feilgehalten, und später kosteten sie viele Zehntausende in Goldmark, ja Hunderttausende, und selbst die übelsten Fälschungen konnten Preise von unbegreiflicher Höhe erzielen.

Digitized by Google

Der Fall Wacker mutet an, wie ein mühevoll ersonnener Roman. Ein junger Tänzer, dessen Vater und Bruder Maler sind, fängt eines Tages an, mit Kunst zu handeln, mit Bildern verstorbener deutscher Meister. An einem Tanzabend kommt — nach Wackers eigener Erzählung — in die Garderobe des Tänzers ein reicher Russe, der in der Schweiz lebt und dessen Familie angeblich eine bisher unbekannte, wertvolle Sammlung von 30 Gemälden van Goghs besitzt. Der Russe überläßt nun dem Freunde die Bilder zum Verkauf. Die Experten in Berlin und Holland bestätigen die Echtheit bereitwillig, und zu Preisen, die sich zuweilen der Grenze von 100 000 Mark nähern, gehen die Gemälde van Goghs in Privatbesitz über. Dies geht solange gut, bis gelegentlich der Berliner van-Gogh-Ausstellung von 1928 unzweifelhaft echte, beglaubigte Werke neben denjenigen aus Wackers Besitz zu sehen sind und schließlich die zuerst nur leise geäußerten Zweifel nicht mehr verstummen wollen.

Im ersten Taumel der Überraschung erklärt der Herausgeber des großen van-Gogh-Kataloges, der Holländer de la Faille, der kurz vorher alle aus Wackers Besitz kommenden Bilder als echte Werke van Goghs veröffentlicht hatte, sämtliche für falsch, ein Urteil, das er dann im Verlauf des ersten Prozesses nochmals dahin änderte, daß doch fünf von den 33 Gemälden echt seien. So ähnlich geht es manchen der beteiligten Experten, die sich fast alle unfaßbar haben täuschen lassen, so zwar, daß man sagen möchte: tragischer als für Wacker selbst, tragischer noch als für den nachträglichen Ruhm van Goghs, war dieser Prozeß eigentlich für die Kunstexperten Deutschlands und Hollands. Nun könnte man heute, nachdem die Verurteilung Wackers erfolgt ist, leicht sagen: die Sachverständigen hätten von allem Anfang an merken müssen, daß es sich bei diesen 33 Gemälden um Fälschungen handelte. So einfach lag aber der Fall nicht, denn Wacker brachte die Bilder nicht etwa alle gleichzeitig auf den Markt, sondern sehr bedachtsam eines nach dem anderen und unter diesen von ihm verkauften van Goghs befand sich mindestens einer — vermutlich aber sogar mehrere gesicherte Werke —, der nicht aus der sagenhaften russischen Sammlung stammte, sondern, wie der „Olivengarten" aus der früheren Sammlung Mautner, aus anderem, nachweisbarem deutschem Kunsthandelsbesitz.

Als Ergebnis dieses langwierigen Fälschungsprozesses ist dem unbeteiligten Beobachter ein bitterer Geschmack auf der Zunge geblieben: das Vertrauen in die Kunstexperten ist aufs schwerste erschüttert worden. Und darüber hinaus werden allen Kunstfreunden noch lange die herausfordernden Worte im Ohr widerhallen, die einem der bös hereingefallenen Sachverständigen während des Prozesses in einem plötzlichen Temperamentsausbruch entschlüpften: „Leute, die auf Expertisen hin Bilder kaufen, sind ja auch nichts anderes wert, als darauf hereinzufallen", und „Es gibt immer noch dümmere Leute als die Kunstsachverständigen".

Leider sind bei diesem unerfreulichen Prozeß die wertvollen Gutachten der maltechnischen Sachverständigen, die sich auf reale Unterlagen gründen, von der Außenwelt viel zu wenig beachtet und gewürdigt worden. Und doch kommt gerade diesen technischen Untersuchungen, wenn es sich um die Frage der Echtheit handelt, eine viel höhere Bedeutung zu als den Aussagen der Experten. So hat damals Hellmut Ruhemann, Restaurator am Kaiser-Friedrich-Museum, 16 der von Wacker verkauften Bilder van Goghs verschiedenen Putzversuchen unterzogen mit dem Ergebnis, daß kein einziges dieser Bilder den Versuchen widerstand. Gleichzeitig hat Kurt Wehlte, der technische Sachverständige des damaligen Reichsverbandes bildender Künstler, Röntgenaufnahmen der unzweifelhaft echten und der Wackerschen van Goghs angefertigt. Wo bei den Wackerschen Bildern als Untermalung ein krauses Liniengewirr erschien, da boten im Gegensatz dazu die echten Werke bis in die kleinste Einzelheit die plastische Klarheit der aus dem künstlerischen Gefühl heraus gestaltenden, nicht nachahmenden oder variierenden Hand eines Meisters. Die von Wacker in

Digitized by Google

Aufnahme: Wilm

Alceo Dossena: Kopf der Verkündigungsmadonna.
Holz, bemalt.

Aus dieser Teilaufnahme ist deutlich die neu hergestellte, durch künstliche Beschädigungen dem Aussehen einer alten Fassung angeglichene Bemalung des Bildwerkes zu erkennen. Siehe den Aufsatz von Hubert Wilm in diesem Heft, Seite 673.

Digitized by Google

Aufnahme: Wilm

Alceo Dossena: Rückseite der Verkündigungsmadonna.

Holz

Die senkrechte Leimfuge, die in der Mitte des Bildwerkes sichtbar geworden ist, beweist, daß die Figur aus zwei miteinander verleimten Stücken (alten) Holzes geschnitzt wurde. Siehe den Aufsatz von Hubert Wilm in diesem Heft, Seite 673.

Digitized by Google

den Handel gebrachten Bilder sind alle mit Harz als Bindemittel gemalt, weil bei Verwendung dieses Mittels die Farbe rasch trocknet und das Gemälde rasch gealtert erscheint; dagegen ließ sich bei keinem der in den Kreis der Untersuchung einbezogenen verbürgt echten Gemälde van Goghs eine Spur von der Verwendung eines Harz-Bindemittels nachweisen.

Verlassen wir das Gebiet der Bilderfälschungen, das im Bereich der Fälschungskunst schon immer eine besondere Rolle eingenommen hat. Weniger beliebt als dieses Gebiet war bei den Fälschern von jeher das Kunstgebiet der Plastik. Und innerhalb der Plastik ist seltsamerweise die Gruppe der mittelalterlichen Holzplastik, die doch zeitweise eine außerordentliche Volkstümlichkeit als Sammlerobjekt erlangt hat, verhältnismäßig spärlich mit Fälschungen bedacht worden. Hier bietet sich das seltsame Schauspiel, daß die Tätigkeit der Fälscherwerkstätten nicht zu allen Zeiten mit der wechselnden Beliebtheit der auf dem Antiquitätenmarkte in Mode gekommenen Kunstgegenstände Schritt gehalten hat. Sonst hätte Deutschland in den Zeiten der Hochkonjunktur der gotischen Plastik, im letzten Jahrzehnt vor dem Weltkriege und während der Inflationsjahre, von gefälschten Skulpturen geradezu überschwemmt sein müssen. Fragt man nach dem Grunde dieser seltsamen Zurückhaltung der Fälscherwerkstätten der mittelalterlichen Holzplastik gegenüber, so findet man bald eine hinreichende Erklärung: für einen Kunsthandwerker von heute gibt es nämlich kaum eine schwierigere Aufgabe als die, eine alte Holzfigur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu fälschen. Gewiß ist es möglich, Kunstfreunde und Sammler, denen eine tiefere Erkenntnis technischer Dinge verschlossen geblieben ist, in vielen Fällen restlos zu täuschen. Eine „gotische" Holzfigur aber heute so herzustellen, daß sie ein technisch geschulter Fachmann, der über ausgedehnte Erfahrungen und Vergleichsmöglichkeiten verfügt, für einwandfrei echt hält, das dürfte selbst einem sehr geschickten Fälscher kaum gelingen. Hierin liegt, sollte man meinen, einige Gewähr dafür, daß das Gebiet der alten Holzplastik heute von allzu raffinierten Fälschungen nahezu frei ist. Und in der Tat fehlt hier bis jetzt eine klassische Fälschung, wie sie etwa die antike Edelmetallkunst in der „Tiara des Saitaphernes" aufweist.

Zwei Hauptarten von Fälschungen mittelalterlicher Holzfiguren sind zu unterscheiden: vollständig neu geschnitzte Bildwerke und verfälschte Skulpturen. Beispiele der ersten Art sind seltener als die häufiger vorkommenden verfälschten Stücke, bei denen zumeist ein alter Kern durch Ergänzung, durch Überschnitzen, durch Änderung der Attribute oder durch sonstige Zutaten in seinem Marktwerte erhöht werden soll. Dann begegnet man, als einer Abart der verfälschten Bildwerke, häufig alten Skulpturen mit gefälschter, neuer Fassung. Diese letzte Art kommt wohl am häufigsten vor. Sie hat die Fälscherwerkstätten deshalb so ausgiebig beschäftigt, weil es eine Zeitlang in Sammlerkreisen Mode geworden war, den Wert einer mittelalterlichen Figur nach dem Grade der Erhaltung ihrer Gold- und Farbenfassung zu beurteilen. Und gerade auf diesem Gebiete haben technisch erfahrene Fälscher schon verblüffende Erfolge erzielen können. Denn es ist möglich, durch Verwendung von Erdfarben die Wirkung der gotischen Farben sehr genau zu kopieren, und es ist auch möglich, durch Verwendung von besonders starkem Blattgold, dem Aussehen einer gotischen Vergoldung zum mindesten in der Wirkung sehr nahe zu kommen.

Das schwierigste Problem bei der Fälschung einer alten Fassung wird immer die Notwendigkeit bleiben, ihr auch die Altersspuren einer wirklich alten Fassung aufzuzwingen, und dabei leiden dann die meisten Fälscher Schiffbruch. Man kann eine neue Fassung durch Übergehen mit Staubfarbe, durch Durchreiben der erhöhten Stellen bis auf den Grund ganz auf den Charakter einer alten Fassung zurückstimmen, man kann durch künstliche Beschädigungen und Abstoßungen diese altertümliche Wirkung noch erhöhen, aber man kann auf keinen Fall die auf natürliche

Digitized by Google

Weise entstandenen, tausendfältig verästelten feinen Sprünge im Kreidegrund der Fassung, die „Krakelierung", vollkommen einwandfrei in täuschender Absicht nachahmen. Eine primitive Methode, diese Krakelierung zu fälschen, besteht darin, daß man mit einer kleinen Stichflamme die hervorstehenden, der natürlichen Beschädigung am meisten ausgesetzten Teile der Fassung erhitzt. Die sofortige Folge dieser Erhitzung ist, daß an den betroffenen Stellen der im Kreidegrund enthaltene Leim flüssig wird, einen Ausgang sucht und blasenartig zur Oberfläche steigt. Dort verbrennt er an der Stichflamme und bleibt als verkohlte Masse liegen. Mit einem Messer kann man diese Blasen leicht entfernen, worauf eine Anzahl runder weißer Beschädigungen an den vergoldeten oder bemalten Stellen in Erscheinung tritt, die ungefähr den Eindruck einer durch Alter bewirkten Verwitterung des Malgrundes machen. Eine zweite, ebenso primitive Art der Fälschung der Krakelierung ist die: man ritzt mit einer feinen Stahlnadel in den Kreidegrund ein System von Rissen und Sprüngen in der Art der alten Krakelierung und färbt diese neuen Risse durch Staubfarbe ein. Für jeden Kenner aber ist unter der Lupe dieser plumpe Schwindel sofort zu erkennen. Gefährlicher ist schon eine dritte Art der Fälschung einer alten Fassung. Sie geht darauf aus, die Krakelierung auf natürliche Weise entstehen zu lassen, durch eine besonders gewählte Mischung des Kreidegrundes. Es gibt erfahrene Kenner, die über ein solches Rezept des „Springgrundes" verfügen, der nach dem Aufstrich bei mäßiger Erwärmung tatsächlich von selbst anfängt zu zerreißen.

Bei einer vollendet gefälschten Goldfassung pflegen auch die bekannten schwarzbraunen Fliegentüpfel, die ein sprechendes Zeichen für das hohe Alter des mit ihnen geschmückten Gegenstandes sind, nicht zu fehlen. Die meisten Fälscher bringen sie dadurch auf der von ihnen gefälschten Fassung an, daß sie mit einem Fixierrohr eine starke Lösung von Asphaltpulver in Terpentin aufspritzen. Es gibt aber auch Fälscher, die viel gründlicher zuwege gehen und einen Kniff anwenden, der an Natürlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Hierüber erzählte einst der Schwede J. W. Sandberg in einem Bericht, den er der Jury der Pariser Weltausstellung über die Kniffe der Altertumsfälscher erstatten mußte. Eines Tages entdeckte er in einem alten Viertel von Paris in der Nähe der Bastille eine „Fabrik alter Meister, Antiquitäten und Reliquien". Als er die Fabrik betrat, verspürte er einen brenzlichen Geruch und bekam schließlich heraus, daß man gerade eine „alte spanische Goldtapete" fabrizierte. Die Tapete stellte Szenen aus den Kämpfen der Kreuzritter reliefartig dar. Bis in die kleinsten Einzelheiten war alles so „echt", daß jeder, der die Fabrikation nicht kannte, glauben mußte, er habe eine viele Jahrhunderte alte Arbeit vor sich. Köstlich war die Art, wie man die kleinen Erhöhungen und Tüpfel, die altem Leder das eigentümliche Aussehen zu geben pflegen, herstellte. Zuerst strich man Syrup auf die Stellen, wo die Tüpfel sitzen sollten, und dann ließ man eine Menge Schwaben über den Syrup herfallen. Diese für den Leckerbissen dankbaren Tiere machten sich eifrig an die Mahlzeit und setzten gleichzeitig die erwünschten kleinen Tüpfel ab, die das beste Zeichen für das hohe Alter und den antiken Wert bilden.

Schwieriger noch, als eine alte Fassung zu fälschen, ist die Aufgabe, ein ungefaßtes Holzbildwerk nachzuahmen. Denn alle Welt weiß, daß das Holz der alten Figuren von unzähligen Wurmstichen durchbohrt ist, die gewissermaßen eine Sicherheit für das ehrwürdige Alter des Bildwerkes darstellen. Das nächstliegende für den Fälscher ist in diesem Falle, für seine Arbeit ein altes Stück Holz zu verwenden. Da so umfangreiche alte Holzstücke, wie sie zum Schnitzen einer Figur gebraucht werden, nur selten beschafft werden können, verwendet man zur Herstellung einer gefälschten gotischen Figur zumeist das Holz einer wertlosen Barockfigur. Wenn nun das Holz dieser Barockfigur zur Herstellung der geplanten Fälschung ausreicht, so ist für den Fälscher schon viel gewonnen. Reicht das Holz jedoch nicht aus, dann

Digitized by Google

ist er gezwungen, ein anderes Holzstück an den Hauptstamm anzustückeln, und damit begibt er sich auf eine gefährliche Klippe, an der auch der berühmte italienische „Meisterfälscher" Alceo Dossena gescheitert ist. Denn fast immer machen die Fälscher den Fehler, solche Anstückungen nach der Art der heutigen Holzverleimung mit senkrechten Leimfugen vorzunehmen, während die mittelalterlichen Bildschnitzer dieses Verfahren niemals geübt haben. In der Mehrzahl aller Fälle wählten die mittelalterlichen Schnitzer für ihre Arbeit einen Holzstamm aus, der durch seine Größe gestattete, das ganze Bildwerk aus einem einzigen Stück zu fertigen. Wurde tatsächlich einmal unter der Arbeit eine Anstückung nötig, so wurde diese niemals durch senkrechte Leimfugen bewerkstelligt, sondern immer durch eine primitive Verbindung mit Holzdiebeln. Bildwerke, die aus verschiedenartigem altem Holz, das lotrecht in Blöcken oder Laden verleimt ist, gefertigt sind, gehören ausnahmslos zu den Fälschungen, ebenso wie Bildwerke, bei denen das Schnitzholz aus neuen Holzladen zusammengeleimt wurde und die man dann nach der Vollendung mit „künstlichen" Wurmstichen versehen hat.

Dossena, der antike Skulpturen unter Verwendung von altem Marmor ausgezeichnet gefälscht hat, beging bei der Herstellung einer lebensgroßen Holzgruppe der Verkündigung, die er nach einem Gemälde des Simone Martini kopierte, den Fehler, verleimtes altes Holz zu verwenden. Hätte einer der vielen Kunstkenner, die sich den Kopf darüber zerbrachen, wieso der Maler Simone Martini auch Bildwerke geschnitzt habe, eine eingehende Kenntnis der alten Holzverarbeitung besessen, so wäre der Meisterfälscher Dossena schon viel früher entlarvt worden, als dies tatsächlich der Fall war. Denn auf der Rückseite der hier abgebildeten, aus Holz geschnitzten Verkündigungsmadonna ist deutlich die senkrechte Leimfuge eines angestückten Holzblockes zu sehen. Die Teilaufnahme des Kopfes dieser Madonna aber zeigt zur Genüge, wie täuschend echt Dossena es verstanden hat, die scheinbar durch das Alter beschädigte Bemalung des Bildwerkes nachzuahmen.

Für die Nachahmung alter Wurmstiche nun gibt es mehrere Methoden, deren Anwendung jedoch keinen Fachmann zu täuschen vermag. Die eine besteht darin, daß man mit einer Flobertpistole kleine Schrotkugeln in das Holz schießt; die andere verwendet einen elektrischen Bohrer. In beiden Fällen sehen die „künstlichen" Wurmlöcher anders aus als die natürlichen, ganz abgesehen davon, daß in den meisten natürlichen Wurmstichen noch die toten Wurmlarven stecken, die nachzuahmen einem Fälscher wohl kaum gelingen dürfte. Auch jene künstlichen Wurmlöcher, die durch Einbrennen mit einer glühenden Stricknadel erzeugt werden, vermögen einen gewiegten Kenner keineswegs zu täuschen.

Um dem neuen, zur Herstellung einer Fälschung benützten Holz ein altes Aussehen zu verleihen, verwenden die Fälscher oft beizende Säuren, die eine Verfärbung der Oberfläche bewirken. Alle diese Hilfsmittel greifen aber nur die Oberfläche des Holzes an. Schneidet man von einem solchen Bildwerk an irgendeiner Stelle einen Span ab, so erscheint sehr nahe unter der Oberfläche das neue, weiß-gelbliche Holz.

Der Fall Dossena war bisher auf dem Gebiete der Skulpturenfälschung wohl das Äußerste, was im Bereich der Möglichkeiten liegt. Täuschungen von solchem Umfange sind sonst nur den gewiegtesten Bilderfälschern gelungen. Dabei hat der „Meisterfälscher" Dossena stets mit Nachdruck behauptet, daß ihm niemals der Gedanke gekommen sei, Fälschungen herzustellen, er habe nur Freude daran gehabt, „in alten Stilarten" zu schaffen. Die Beträge, die für die „antiken" Bildwerke Dossenas ausgegeben worden sind, gehen — wie 1930 veröffentlicht wurde — an die riesenhafte Gesamtsumme von 40 Millionen Lire heran und von diesen Beträgen ist nur ein verschwindend geringer Teil in die Tasche des Urhebers geflossen. So gab das Museum in Boston — um nur ein einziges Beispiel zu nennen — für

Digitized by Google

das angeblich mittelalterliche Grabmal einer Nonne rund 400 000 Mark. Ein beispielloser Erfolg konnte nur der Tätigkeit eines Fälschers beschieden sein, selbst über alle erdenklichen handwerklichen Kniffe verfügte und dessen Erzeugnisse von Händlern vertrieben wurden, die mit allen Kniffen ihres Faches vertraut waren.

Bescheidenere Auswirkungen hatten um 1865 herum die Fälschungen des florentinischen Bildhauers Bastianini aus Fiesole bei Florenz. Dieser Bastianini, ein Schüler des Bildhauers Torrini, hat Bildwerke geschaffen, die an künstlerischer Qualität sämtliche Arbeiten Dossenas weit in den Schatten stellen. Schon in seiner Jugend fertigte er Kopien nach Marmorreliefs der italienischen Frührenaissance, die von verschiedenen Antiquitätenhändlern als alte Kunstwerke verkauft wurden. Bald geriet er in die Abhängigkeit eines Florentiner Händlers, der ihm bereitwillig Vorschüsse gab und zahlreiche Arbeiten „in altem Stil" bei ihm bestellte. Eines Tages modellierte Bastianini eine vortreffliche Büste, zu der ihm ein Arbeiter einer Tabakfabrik Modell saß. Er setzte dem Kopf ein altertümliches Käppchen auf und versah die Büste mit dem Namen des berühmten Dichters Benivieni, den Lorenzo di Credi in einem Bildnis verewigt hat. Nachdem diese Büste, für die der Urheber 350 Lire erhalten hatte, durch verschiedene Hände gegangen war, ging sie im Jahre 1867, wie Eudel erzählt, um den Preis von 13 600 Franken in den Besitz des Louvre in Paris über, wo sie in der Nachbarschaft des Gefangenen von Michelangelo Aufstellung fand und dort solange blieb, bis durch einen Zufall der Schwindel auffkam. Zwei weitere Werke dieses Bildhauers, Arbeiten von außerordentlicher plastischer Schönheit, eine Büste des Savonarola und ein Madonnenrelief, die heute das Viktoria- und Albert-Museum nach London gelangten, sind dort unter dem richtigen Namen des Fälschers, als Werke eines hochbegabten Bildhauers des 15. Jahrhunderts, aufgestellt. So hat ein Fälscher, der allerdings alle seine Kollegen an künstlerischem Können weit übertraf, es fertiggebracht, daß seine Arbeiten unter seinem richtigen Namen der staunenden Nachwelt in einem der größten Museen der Welt als Schaustücke dargeboten werden.

Fälschungen und Verfälschungen antiker Kunstwerke

Von Karl Anton Neugebauer in Berlin

Die Fälschungen von Kunstwerken sind eine Folgeerscheinung des Bedarfs, sie entstehen und wechseln im Zuge der geistigen Bewegungen, die sich bestimmten Leistungen vergangener Zeiten oder der Gegenwart bewundernd zuwenden. Setzen die Fälschungen von Antiken daher eine besonders hohe Schätzung des klassischen Altertums voraus, so kann es nicht verwundern, daß sie bereits in der Renaissance ihre verhängnisvolle Rolle gespielt haben.

Eine berühmte Geschichte, die der Michelangeloschüler Ascanio Condivi in der unter den Augen seines Meisters entstandenen Biographie des großen Künstlers erzählt, hat allerdings zu einem guten Ende geführt. Michelangelo hatte 149[illegible] einen schlafenden Amor gemeißelt, der einem Angehörigen der Mediceerfamilie starken Eindruck machte; um den jungen Bildhauer zu fördern, gab er ihm den Rat, der Statue nachträglich den Anschein einer ausgegrabenen Antike zu geben und sie nach Rom zu schicken. Dies geschah, und in Rom erwarb sie Raffael Riario, Kardinal von S. Giorgio; der Tatbestand wurde entdeckt, und im Verlaufe der Angelegenheit übersiedelte Michelangelo, der von dem Zwischenhändler geschädigt worden war, nach Rom, wo er seine herrlichsten Meisterwerke schuf.

Man hat es dem Kardinal später verdacht, daß er den Amor nicht behalten und

Digitized by Google

daß er sich von dem Händler, der ihn als antik verkauft hatte, einen Teil der Kaufsumme habe zurückzahlen lassen. Doch handelte Riario hierin ganz folgerichtig; er wünschte Antiken zu erwerben und verschloß im Ärger über die Täuschung sein Auge der Qualität eines soeben erst entstandenen Werkes, dessen Urheber ihm zudem ganz unbekannt war.

Wir würden den Jugendstreich Michelangelos nach heutigen Begriffen strenger beurteilen, wenn es nicht feststünde, daß die Fälscher keine Michelangelos sind. Dennoch wirkt die Verwirrung, die sie anstiften, mitunter erstaunlich lange. Seit der Renaissance erben sich vor allem falsche Benennungen antiker Bildnisse bis in unsere Tage fort. Sie gehen zurück auf Inschriften an Büsten oder Hermen, die ihre Hinzufügung im 16. und 17. Jahrhundert dem Wunsch verdanken, den Heroen der großen Vorzeit ins Angesicht zu blicken. Es fehlt sogar nicht an gelehrten Büchern jener Zeit mit den Abbildungen frei erfundener Werke, die nur in der Phantasie des Zeichners oder Stechers vorhanden waren. Gefälschte Marmorbildnisse von Griechen und Römern nach antiken Vorbildern finden sich in den älteren Beständen großer Sammlungen nicht selten. Sie müssen natürlich magaziniert werden, denn sie trüben das reine Bild der antiken Überlieferung.

Der Wunsch nach Reinhaltung der Überlieferung ist der Grund für eine geistige Kampfstellung, die aus lediglich materiellen Gründen nur von einem durch Betrug Geschädigten eingenommen werden würde. So sind die früher allgemein geübten Ergänzungen antiker Skulpturen nicht als Fälschungen aus betrügerischer Absicht zu bewerten, fast stets aber als Verfälschungen, durch die nicht nur der Kunstfreund, sondern auch der Fachmann irregeführt werden kann. Nicht genug ist es zu beklagen, daß die berühmten Aegineten der Münchener Glyptothek durch Thorvaldsen eine Vervollständigung erhalten haben, nach deren Vollendung der dänische Künstler in schwer begreiflicher Selbstgefälligkeit erklärt haben soll, er habe sich die Ergänzungen nicht gemerkt, und herausfinden könne er sie jetzt nicht mehr. Denn dem heutigen, geschärften Blick erscheinen sie größtenteils als arge Mißverständnisse. Diese konnten umso weniger vermieden werden, als zu jener Zeit archaische Skulpturen noch kaum bekannt waren. Erst die Ausgrabungstätigkeit des 19. Jahrhunderts hat die altertümliche Kunst Griechenlands wieder ans Licht gebracht, und zwar mit dem unvorhergesehenen Erfolge, daß die Wertschätzung dieser Bildwerke seit Jahrzehnten die der späteren Plastik vom freien Stile übertrifft.

So werden denn auch archaische Skulpturen gefälscht. Es geschieht meist in höchst unzulänglicher Beherrschung ihrer Formensprache. Wenn diese Machwerke dennoch gekauft werden, so liegt das daran, daß unser Wissen um die Entwicklung jener Formen sich immer noch auf ein sehr lückenhaft erhaltenes Material gründet. Derjenige, der nicht eine vertraute Kenntnis der erhaltenen Kunstdenkmäler hat, kann daher dazu verführt werden, das Fremdartige einer Fälschung als die Auffüllung einer Überlieferungslücke anzusehen; man lernt ja doch gern etwas Neues. Immerhin ist es vor zwölf Jahren ein seltenes Ereignis gewesen, als einer der berühmtesten Archäologen Frankreichs, der inzwischen hochbetagt verstorben ist, die Veröffentlichung der von fast grotesken Fälschungen strotzenden Sammlung eines russischen Barons mit einem empfehlenden Vorworte versah.

Nicht leichter wiegen andererseits die Fehler, die dadurch begangen werden, daß man neu auftauchende Skulpturen, die echt sind und sogar von hervorragender Schönheit, verdächtigt. Dies Schicksal hat berühmte Kunstwerke betroffen, und zur Schärfung des kritischen Sinnes kann ein Kampf um ihre Echtheit von bleibendem Nutzen sein. Nicht so hoch bewerte ich allerdings meine Erinnerung an die mehr als unerfreulichen Verdächtigungen der altattischen Frauenstatue und der tarentinischen Thronenden Göttin, zweier Meisterwerke in der Antikenabteilung der Staatlichen

Digitized by Google

Museen zu Berlin. An diesen Verdächtigungen haben sich Laien beteiligt, denen ein Urteil über solche Dinge nicht zusteht. Hat sich doch einer von ihnen damals sogar zu der Behauptung verstiegen, die beiden, zeitlich wie stilistisch verschiedenen Marmorwerke seien Erzeugnisse eines und desselben Fälschers, und von ihm stamme auch die Wachsbüste der Flora im Kaiser-Friedrich-Museum. Wobei im Vorüber gehen angemerkt sei, daß die Flora eine echte, wenn auch im Kopf leider stark überarbeitete und daher von Bode einst überschätzte Schöpfung der Leonardoschule ist.

Wenn das Urteil solcher Geistesverwirrung, wie jene Behauptung sie bekundete, sich selber richtet, so gibt es doch auch Fälle von weit verwickelterem Sachverhalt. Als ein Meisterfälscher italienischer Renaissanceplastik hatte der zu unverdientem Ruhm gelangte Italiener Alceo Dossena bereits erfolgreich gewirkt, bevor er zwei archaisch-griechische Statuen herstellte, die vor knapp zehn Jahren im Handel auftauchten. Bald darauf wurden sie vermengt mit einer gleichfalls archaischen Entführungsgruppe. Es dauerte nicht lange, und die beiden Einzelstatuen, Göttinnen im Kampf, wurden als Fälschungen erkannt. Und nun behauptete Dossena auf einmal, ob aus Ärger über den geschäftlichen Mißerfolg, bleibe dahingestellt, auch die Gruppe sei ein Werk seiner Hand. Die Sache hat durch Franz Studniczka eine bewunderungswürdig eindringliche Untersuchung gefunden, zu der er wie kein anderer berufen war. Sein Ergebnis ist die unbedingte Verteidigung der Gruppe, aber eine Einigung der Fachgenossen hat er nicht zu erzielen vermocht.

Auch Kunstwerke einer noch viel älteren Vorzeit Griechenlands, der kretisch-mykenischen Kultur des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, werden nachgeahmt. Die Märchenwelt, die zuerst Heinrich Schliemann in Troja und Tiryns erschlossen hat, deren Mutterboden die Insel Kreta, die an Palästen reiche Heimat des sagenhaften Königs Minos ist, gibt auch heute noch der Wissenschaft viele ungelöste Rätsel auf. Eine monumentale Bildhauerkunst hat diese Kultur so gut wie nicht besessen. Dafür sind es Kostbarkeiten der Kleinkunst, die sie dem staunenden Blicke in Fülle darbietet. Nur das Gesamtbild des kunstgeschichtlichen Ablaufes wie auch seines kulturgeschichtlichen Rahmens darf dank dem jahrzehntelangen Zusammenarbeiten der verschiedensten Nationen als geklärt gelten. Daher stehen kenntnisreiche Fälscher hier auf fruchtbarem Boden. Nur so bleibt es begreiflich, daß in ausländischen Museen kretische Elfenbeinstatuetten ausgestellt sind, die zu schweren Bedenken Anlaß geben, oder daß ein gefälschter Goldring vor einigen Jahren die wissenschaftliche Welt erregen konnte. Es wäre höchst unbillig, diese Fälle mit schlecht angebrachter Ironie abtun zu wollen. Umso erstaunlicher erscheint uns die Treffsicherheit Adolf Furtwänglers, der bereits im Jahre 1888 die bis heute bedeutendste Bronzestatuette dieser Zeit mit richtiger Bestimmung für das Berliner Antiquarium erworben hat. Denn sie war ein damals völlig vereinzeltes und daher von manchem verdächtigtes Kunstwerk, dessen bestätigende Vergleichsstücke erst weit später sich dazugesellt haben.

Die drei Grundfragen bei der Beurteilung von Echtheit und Unechtheit sind die nach dem Werkstoff, seiner technischen Herrichtung und den in ihm gestalteten Formen. Hinzu kommt die nach seiner Erhaltung beziehungsweise nach seiner Beschädigung oder Veränderung. Diese Fragen sind teils naturwissenschaftlicher, teils geistesgeschichtlicher Art. Die erstgenannten überwiegen angesichts von Kunstwerken, die eine mechanische Vervielfältigung erlauben, wie z. B. Bronzen, die nachgegossen werden können. Nun kannte das klassische Altertum so gut wie kein Messing, das eine hellere, gelblichere Farbe hat als die dunklere, rötlichere Bronze. Diese erhält stets im Laufe der Zeit eine Patina, sei es durch langes Stehen an der Luft, sei es durch das Liegen in der Erde. In diesem Falle pflegt sie mehr oder weniger stark

[1]) Vergl. darüber die Aufsätze im Februar-, Mai- und Septemberheft 1910, Januarheft 1911 und Dezemberheft 1925 der S. M.

Digitized by Google

verkrustet zu sein. Eine solche Verkrustung läßt sich durch den Auftrag von Farbe oder durch eine chemische Behandlung nachahmen. Wird dies festgestellt und erscheint unter der Kruste gelbes Messing, so ist die neuzeitliche Nachbildung erwiesen. Besonders in Neapel werden seit Jahrzehnten derartige Erzeugnisse nach antiken Geräten aus Pompeji fabriziert, grob in der Form, oft zusammengestoppelt aus Bestandteilen verschiedener Vorbilder, ein Greuel für den Kenner und doch als Reiseandenken gern in den Norden mitgenommen, wo Liebe sie bewahrt von Generation zu Generation, bis der späte Erbe zu seinem Leidwesen die Wertlosigkeit des Gegenstandes erfährt. Ein immerhin würdigeres Dekorationsstück im Hause sind sorgfältige Nachgüsse beliebter Großbronzen oder Bronzegüsse nach Marmorskulpturen, nach einem Götter- oder Bildniskopf; solche Bronzekopien aus den letztvergangenen Jahrhunderten haben schon Gelehrte getäuscht.

Wie Pompeji für Bronzen, so sind andere berühmte Ausgrabungsstätten für Terrakotten die Ausgangspunkte der Fälschertätigkeit. Als den Gräbern von Tanagra in Böotien die entzückenden Mädchengestalten entstiegen, nach denen gelegentlich noch jetzt die griechischen Terrakotten überhaupt Tanagrafiguren genannt werden, ergoß sich eine Flut von Fälschungen dieser Kunstwerke auf den Markt. Nicht weniger schlimm als sie sind Vervollständigungen beschädigter Terrakotten, etwa durch Anfügung unzugehöriger Köpfe oder durch Erneuerung der geschwundenen Bemalung. Mit größtem Raffinement hat man auch antike Terrakotten abgeformt und zu Grunde gehen lassen, aus den Hohlformen aber in griechischen Ton neue Abdrücke genommen, sachkundig gebrannt und künstlich alt gemacht; solche Gebilde, die für den Handel vervielfältigt wurden, sind Urkunden altgriechischen Formensinnes und doch Fälschungen, deren Kaufpreis den eines Gipsabgusses nicht übersteigen dürfte. Häufiger als derartige Terrakotten, die nur der geübteste Kenner von Antiken unterscheiden kann, findet man noch jetzt Erzeugnisse, die im Anschluß an die ergiebigen Grabfunde von Myrina, einer Stadt an der Westküste Kleinasiens, hergestellt worden sind, freie Erfindungen, in den Motiven wie in den antiquarischen Einzelheiten ganz unantik, aber doch Werke einer schöpferischen Künstlerkraft. Daß man an ihnen Gefallen fand, ist begreiflich; daß man sie für griechisch halten konnte und bedeutende Sachkenner für sie eingetreten sind, erscheint heute kaum glaublich.

Ein gefährlicheres Kapitel stellt das gefälschte Goldgeschmeide dar, wie es eine Zeit lang, noch nach dem Weltkriege, auf dem Kunstmarkt erschien. Zu sachlichen Schnitzern, wie beispielsweise die im Relief und in der Inschrift der berüchtigten Tiara des Saitaphernes, deren Entlarvung im Jahre 1896 zu den großen Taten Adolf Furtwänglers zählt, kommen an diesen Erzeugnissen technische Unstimmigkeiten hinzu; die Herstellung eines Drahtes etwa oder die Art der Lötung war im Altertum anders als im 19. und 20. Jahrhundert. Wie die Tiara des Saitaphernes, so sind auch später noch die auffallendsten Fälschungen immer aus Südrußland gekommen, vom Nordufer des Schwarzen Meeres, wo die Gräber der skythischen Großen in der Tat herrliche griechische Schmuckstücke aus Gold hergegeben haben, so daß die Herkunft an sich keinem Bedenken unterlag. Kaum braucht hinzugefügt zu werden, daß in neuester Zeit Händler mit Schätzen dieser Art bei uns nicht mehr auftreten.

Nur streifen kann ich auch das Gebiet der Fälschungen von Münzen und Gemmen. Die Numismatik als archäologisches Sonderfach beansprucht ein Gelehrtenleben für sich. Zu allen Zeiten aber, schon im Altertum selber, ist falsches Geld in den Umlauf gebracht worden ohne Rücksicht auf den Wert der Münzen als Kunstwerk. Die Kritik des Kenners muß daher den verschiedensten Möglichkeiten Rechnung tragen. Wie weit die Grenzen solcher Möglichkeiten gesteckt sind, wird durch das Ergebnis beleuchtet, das einer der führenden Numismatiker Deutschlands kürzlich

Digitized by Google

bei der Untersuchung zweifelsfreier Bodenfunde aus einer Ausgrabung in Griechenland gewonnen hat. Sein Urteil geht dahin, daß unter Mengen echter Funde moderne Fälschungen eingeschmuggelt worden seien, zum Zwecke böswilliger Täuschung des Grabungsleiters und in der Absicht, Dubletten dieser Fabrikate zurückbehalten wurden, dank der scheinbar einwandfreien Herkunft jener Stücke zu verkaufen. Man blickt, wenn man dies liest, auf einen der dunkelsten Bezirke dunklen Gewerbes.

Nach Gemmen besteht zur Zeit nur wenig Nachfrage. Im 17. und 18. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein stand dieser Kunstzweig aber in hoher Blüte, die antike Gemme wurde als Kunstwerk wie als kulturgeschichtliche Urkunde besonders geschätzt. Die Kupferstichwerke des Barock wimmeln von gefälschten Gemmen, ja aus geschnittenen Steinen antikisierenden Stils sind ganze Sammlungen zusammengestellt worden. Fast könnte man bedauern, daß diese Dinge in Verruf gekommen sind, denn als Erzeugnisse eines geschickten und geschmackvollen Kunsthandwerks behalten sie ihren Eigenwert, selbst wenn sie einst in betrügerischer Absicht geschaffen worden sein sollten. Dieses Odium trifft übrigens nur einen Teil jener Gemmen und Kameen; die Kritiklosigkeit in den Kinderjahren der Gemmenforschung hat manchen Stein als antik betrachtet, der nur aus klassizistischer Gesinnung heraus gearbeitet worden war. Eine archäologische Stilreinheit darf man daher heute von ihnen nicht verlangen, um sie richtig zu würdigen als die Auseinandersetzung einer vergangenen Zeit mit der Antike und als den Widerhall, den der Neuhumanismus in der eigenen Kunst gefunden hatte.

Auf einem Felde bleiben die Fälschungen von Antiken hinter denen von Kunstwerken späterer Epochen an Zahl und Bedeutung weit zurück, auf dem Gebiete der Malerei. Zwar gibt es gefälschte Wandgemälde, die sich als etruskisch oder römisch ausgeben, scheinbar aus größerem Zusammenhange herausgeschnittene Fragmente, aber sie sind selten. Etwas zahlreicher ließen sich figürliche Mosaiken anführen, die angeblich aus Pompeji stammen, in Wahrheit aber klassizistische Neuschöpfungen sind. Die antike Tafelmalerei ist bekanntlich so gut wie vollständig verloren gegangen; wo aber die Vorbilder fehlen, versagen auch die Fälscherkünste.

Den Verlust jener einst so bedeutenden Kunstgattung ersetzen uns für die Zeit vom 7. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr. einigermaßen die Bilder der griechischen Tongefäße. Die Vasen sind in unermeßlicher Anzahl erhalten geblieben, aber nur in begrenztem Umfange die Vorbilder und Anregungen für Fälscher geworden, vor allem wohl im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Das Geschäft lohnt sich nicht, denn die schwarze Glanzfarbe, mit der die griechischen Vasenmaler ihre Gestalten silhouettenartig füllten oder, bei tongrundig ausgesparten Figuren, als Bildgrund umgaben, dieser herkömmlicherweise aber irreführend so genannte Firnis hat sein Geheimnis bewahrt. Erst in neuester Zeit scheint man seine Herstellung herausbekommen zu haben. Die Frage ist aber noch ungeklärt, und deshalb bleibt abzuwarten, wie sich gegebenenfalls die neue Entdeckung auf dem Kunstmarkt auswirken wird. Solange die Fälscher sich damit begnügen mußten, den Firnis nur nachzuahmen, konnten sie nur bescheidene Erfolge erzielen. Meist haben sie sich damit begnügt, beschädigte Gefäße zu ergänzen oder stellenweise zu übermalen. Die Entfernung solcher Zutaten, wie sie heute vielfach vorgenommen wird, erfordert einen gewissen Takt. Sie nimmt einer Vase unter Umständen den Eindruck der Vollständigkeit, befreit sie aber auch von einer künstlerisch uneinheitlichen Wirkung. Was scheinbar verloren geht, wird dann in Wirklichkeit gewonnen, denn trümmerhaft ist nun einmal die antike Kunst uns erhalten, aber nur der reine Quell ungetrübter Überlieferung hat eine kulturspendende Kraft.

Digitized by Google

Fälschungen auf dem Gebiet der deutschen Vorgeschichte[1]

Von Lothar F. Zotz in Breslau

Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder erweiche Stein und Hertz der neuen Boßheitskinder." Diese Verse gab der zu seiner Zeit führende Schweizer Naturforscher Scheuchzer dem Bild des „homo diluvii tristis testis" bei, das in der „Physica sacra" 1731 zu Augsburg erschien. Der „traurige Zeuge des Diluvialmenschen" war, wie der große Cuvier später bewies, in Wirklichkeit ein versteinerter Riesensalamander. Scheuchzer war das Opfer einer Täuschung geworden, so bewunderungswürdig an sich sein geradezu seherischer Glaube an den fossilen Menschen, der erst 150 Jahre später entdeckt werden sollte, war. Zu einer Zeit, in der man hochgelehrte Werke mit romantischen, häufig moralisierenden Versen verbrämte, stand gewöhnlich auch bei den Gelehrten selbst der Glaube über der Kritik, die den heutigen Wissenschaftler auszeichnet und ihm bei jeder Neuentdeckung äußerste Zurückhaltung auferlegt. Nicht selten wird dem Gelehrten diese Vorsicht im Urteil, die sich stets sträubt, Dinge anzuerkennen, deren Voraussetzungen unklar sind, als Eifersucht, ja, wo es sich um die Ablehnung nicht dinglicher, geistiger Fälschungen handelt, als wissenschaftlicher Hochmut verübelt.

Wie kurz ist der Sprung von der Selbsttäuschung zur Fälschung, oder, um ein dingliches Beispiel heranzuziehen, vom Andreas Scheuchzeri, dem Oeninger Riesensalamander, der als fossiler Mensch beschrieben wurde, zur „Lithographia Wirceburgensis", in der der „hochberühmte" Professor Adam Beringer etwa gleichzeitig (1726) Versteinerungen aus dem Muschelkalk beschrieb, die seine Studenten eigens für ihn angefertigt hatten. Nicht nur Schnecken, Käfer und Frösche, sondern auch Blumen, Gestirne und hebräische Schriftzeichen glaubte Beringer als Versteinerungen ansehen zu dürfen. Erst als ihm die Fälscher seinen eigenen Namen versteinert in die Hände spielten, erwachte sein Mißtrauen.

Seit es Forscher und Sammler gab, gab es auch Fälscher. Sei es nun, daß ihnen die Begeisterungsfähigkeit und die damit häufig verbundene Leichtgläubigkeit der Fachleute, wie den Würzburger Studenten, zu billigen Scherzen Veranlassung gab, sei es Geltungs- oder Gewinnsucht, um deretwillen gefälscht wurde, gewöhnlich verlangte der Nachweis der Fälschung ebensoviel Mühe von den Forschern, wie ihre Herstellung von den Fälschern, sodaß in der Geschichte der Forschung die Geschichte der Fälschung eine nicht unwesentliche Rolle spielt.

Vorgeschichtliche Altertümer hat man, ähnlich wie Versteinerungen, lange Zeit als Kuriositäten betrachtet. Die Erkenntnis ihrer urkundlichen oder künstlerischen Werte ist nicht älter als die junge Vorgeschichtswissenschaft selbst. Für vorgeschichtliche Gegenstände wurden nur in Ausnahmefällen annähernd die gleichen Summen bezahlt, wie etwa für seltene Urkunden oder für Werke großer Bildhauer und Maler. Wenn Fälschungen in der Vorgeschichtswissenschaft eine geringere Rolle spielen als in anderen zum Sammeln anregenden Gebieten, so ist der geldlich geringere Wert ein Grund dafür. In Deutschland, zumal in Preußen, werden durch den gesetzlich verankerten Begriff der „Erwerbsberechtigung" für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Privatsammelei und dem Handel starke Schranken aufgelegt.

[1] Liebenswürdige Hinweise verdankt der Verfasser seinen Fachgenossen, besonders den Professoren Seger, Wiegers, Jacob-Friesen, Absolon, Tackenberg und Dr. Liebetraut Rothert.

Digitized by Google

Das hindert heute ein künstliches Hochtreiben der Preise für Dinge, die, im heimatlichen Boden verwahrt, nach unserer Auffassung Eigentum des ganzen Volkes und nicht des Einzelnen, der sie zufällig entdeckt oder auffindet, sind.

Einen vorgeschichtlichen Gegenstand so nachzuahmen, daß die Kriterien der Entlarvung restlos versagen, ist unendlich schwer und erfordert eingehende Beschäftigung mit den teils biologischen, teils chemisch-physikalischen Einwirkungen, denen die Funde Jahrtausende hindurch ausgesetzt waren und die sie in bestimmter Weise veränderten. Die Art dieser Veränderung freilich ist nicht immer mit dem bloßen Auge zu erkennen. Bis vor kurzem war es z. B. nicht möglich, den grünen Edelrost, den die vorgeschichtlichen Bronzen in der Regel zeigen, künstlich herzustellen. Heute aber, wo das keine besonderen Schwierigkeiten mehr bereitet, sind wir dank den jüngsten Untersuchungen Witters in Halle im Stande, eine vorgeschichtliche Bronze durch qualitative Analyse und genaueste Bestimmung ihrer Nebengemengteile von einer in einem heutigen Schmelzverfahren entstandenen zu unterscheiden.

Ich selbst kenne einen Mann, dem es durch jahrelange Übung gelang, jedes in der Form noch so vollendete Feuersteingerät in Schlag- und Drucktechnik nachzuahmen. Alle Feuersteingeräte besitzen aber eine hauchdünne bis millimeterdicke Verwitterungsrinde (Patina), die künstlich praktisch nicht erzeugt werden kann. Dennoch wurde über Feuersteingeräte, die bald als Fälschungen erkannt wurden, viel Papier verschrieben. Vor rund 30 Jahren veröffentlichte der belgische Forscher Rutot frühaltsteinzeitliche Geräte, deren „aparte" Formen sofort das Mißtrauen der übrigen Fachwelt erregten. Damals, zur Zeit des Anwachsens der vielen großen Privatsammlungen blühte in Nordfrankreich und in der Charente eine einträgliche Fälscherindustrie. Man vermochte unter den Feuersteingeräten ausgesprochene Fälschertypen nachzuweisen. Die Arbeiter rieben ihre Erzeugnisse in bestimmter Technik mit eisenhaltigem Lehm, um die Glanzpatina vorzutäuschen. So weit gingen und gehen die deutschen Fälscher nicht. Wer während einer Sommerreise für sündhaft teures Geld auf der Insel Rügen ein Feuersteinbeil erwarb, wird zwar finden, daß sich die Form des prächtigen, wie er meint, jungsteinzeitlichen Gerätes in nichts von den Stücken unterscheidet, die in den Fachmuseen liegen — nur daß eben die Patina fehlt. Auch am Bodensee gab es, besonders zur Zeit der Entdeckung der Pfahlbauten, eine angeblich einträgliche Fremdenindustrie, die die Fischer zu hoher Vollendung brachten: die Fabrikation von Steinbeilen, die schon für fünf Mark je Stück zu haben waren.

Vor 33 Jahren entdeckte Merk eine der an Funden ergiebigsten Höhlen Mitteleuropas, das Keßlerloch bei Thaingen. In der ersten Veröffentlichung des Schweizer Forschers erschien neben der seither berühmt gewordenen spätaltsteinzeitlichen Zeichnung eines weidenden Rentiers auch die Zeichnung eines Bären und eines Fuchses. Sehr bald vermochte der Mainzer Archäologe Lindenschmitt zu zeigen, daß die Vorbilder für diese Zeichnungen in einem bekannten Tierbilderbuch zu finden waren. Es gelang, einen bei den Merk'schen Grabungen beschäftigten Arbeiter der Fälschung der beiden Zeichnungen zu überführen, die er behauptete, nach der Grabung im Schutt der Höhle gefunden zu haben, und verkauft hatte. Er wurde polizeilich bestraft. Wenn aber Lindenschmitt, dessen Name in der Geschichte der deutschen Vorgeschichtswissenschaft wegen seiner Verunglimpfung des Germanentums eine unrühmliche Rolle spielt, die Angelegenheit benutzte, um über die gesamte, angeblich eiszeitliche Höhlenkunst seinen Hohn zu ergießen, so bewies er auch damit seine, diesen Dingen gegenüber mehr gefühlsmäßige als sachliche Einstellung.

Vor wenigen Jahren hat die wunderbare, auf einem Knochen dargestellte, echte Zeichnung des Thainger Rentiers einem gewiegten Fälscher in Schleswig-Holstein

Digitized by Google

als Vorlage gedient. Dem Heimatmuseum Segeberg wurden zunächst wunderbare, gezahnte und z. T. durch die üblichen Strichmuster verzierte Knochenspitzen und Harpunen angeboten, die formenkundlich ganz und gar in den Kreis der spätaltsteinzeitlichen bis mittelsteinzeitlichen Fischerkulturen Brandenburgs und Norddeutschlands paßten. Ihr Erhaltungszustand war auffallend gut. Da diese Knochengeräte außerdem die kennzeichnende braune Farbe besaßen, die jeder aus moorigen Ablagerungen geborgene fossile Knochen zeigt, bestanden bei den Heimatforschern zunächst keine Zweifel. Der Verkäufer behauptete, sie in den aus der Trave ausgebaggerten Schichten gefunden zu haben, wo unbedingt echte, ähnliche Geräte in der Tat mehrfach gefunden wurden. Da wurde eine durchlochte Knochenscheibe mit Rentierdarstellung bekannt. Begeisterte Heimatfreunde glaubten aus der Ähnlichkeit mit dem Thainger Bild, den endgültigen Beweis für die Wanderung der süddeutschen Rentierjäger nach dem Norden gefunden zu haben. Das „unerhört wertvolle" Stück sollte in großer Aufmachung veröffentlicht werden.

Unser Altmeister Kossinna bat mich seinerzeit zunächst schriftlich um meine Meinung über das Stück, und ich mußte strenge Bedenken äußern. Dank Kossinnas Vermittlung bekam ich dann die verzierte Scheibe und alle Knochenspitzen und Harpunen in die Hand. Es gelang mir, im einzelnen nachzuweisen, daß dem Hersteller die Thainger Zeichnung unbedingt bekannt sein mußte. Einige Einzelheiten dieser Zeichnung hatte er stümperhaft abgeändert oder verzeichnet. Ich zögerte nicht, zunächst die Zeichnung für gefälscht zu erklären, hatte aber auch gegenüber der Knochenscheibe, auf der sie dargestellt war, und gegenüber den Harpunen äußerste Bedenken. Die Heimatforscher deckten den Finder als unbedingt zuverlässigen Ehrenmann, und es hagelte die üblichen Vorwürfe gegen den Fachwissenschaftler und dessen Mißgunst.

Ehe ich die Funde unter der Quarzlampe untersuchen konnte, gelang es mir dank sehr energischen Vorgehens, den „glücklichen Finder" zu einem bis ins einzelne gehenden schriftlichen Geständnis zu bringen, das der Komik nicht entbehrt. Der Fälscher hatte sich in Museen und im Schrifttum über die üblichen Formen spätaltsteinzeitlicher und mittelsteinzeitlicher Knochengeräte genau unterrichtet. Nachdem die Ergiebigkeit der von ihm im Auftrag verschiedener Privatsammler abgesuchten Baggerschichten nachließ und damit die unverhältnismäßig hohen Belohnungen schwanden, behandelte er ihm zur Verarbeitung geeignet erscheinende Knochen nach einem besonderen Verfahren solange mit einem Kaffeeabsud, bis die braune Farbe in die spongiöse Struktur völlig eingedrungen war. Danach schnitzte er die angeblich steinzeitlichen Geräte nach Vorlagen aus dem einschlägigen Schrifttum, ohne jedoch in den Fehler zu verfallen, genau nachzuahmen. Das fertige Gerät wurde darauf einem Polierverfahren unterworfen, in echten Baggerschlamm gepackt und dann abgeliefert. Von einer gerichtlichen Verfolgung wurde in diesem Fall abgesehen, nachdem die eingehende Darlegung des Fälschungsverfahrens erreicht war und der Fälscher durch die Kritiklosigkeit der Sammler und ihre mit reichlichen Geldern unterstützte Aufforderung, noch bessere Altsachen zu suchen, mittelbar auf so gefährliche Abwege geraten war. Dank Kossinnas Vorsicht gelangte von den in Kaffee gekochten Altsteinzeitgeräten nichts in die großen Tageszeitungen.

Anders war dies bei einer an sich viel plumperen Fälscherei, die auf das Jahr 1934 zurückgeht und viel Staub in der Öffentlichkeit aufgewirbelt hat, weil gewissenlose Außenseiter den Fall als willkommene Gelegenheit zu Seitenhieben auf die von ihnen seit Jahren geschmähte „offizielle" Wissenschaft benutzten. Damals wurde im Kreise Hameln-Pyrmont die Nachricht verbreitet, auf einer Hühnerfarm habe der Tertianer S. Zeichnungen auf Steinplatten ausgegraben, die den schönsten Kunstwerken des Eiszeitmenschen aus Südfrankreich entsprächen. Nachdem Prof.

Digitized by Google

Tackenberg vom Landesmuseum Hannover eine eingehende Untersuchung der Fundstelle durchgeführt hatte, wobei sich keinerlei Anzeichen für das Vorhandensein steinzeitlicher Altsachen ergaben, griff auch die große Tagespresse, meist in vorsichtig abwägender Weise den Fall „Schwekendiekfunde" auf. Es hieß, es seien Bilder vom Mammut, von Höhlenbären und vom Wildpferd vorhanden. Da der Stil der Ritzzeichnungen nichts von dem vollendeten Können eiszeitlicher Künstler verriet und das Mammut außerdem mehr einem Elefanten glich, erklärten alle hannoverschen Fachforscher diese merkwürdigen Funde als Fälschungen. In einer großen niedersächsischen Zeitung konnte man damals in einem Gedicht: „Das Mammut von Aerzen" den Vers lesen: „Ohrwatscheln, die sind viel zu groß. Die Mähne fehlt, — wie schändlich! Der Sohn war Mammut vorne bloß, doch hinten elefäntlich."

Dennoch begannen, getäuscht von Leuten, die viel von Propaganda aber wenig von Vorgeschichte verstanden, angesehene Verlage und Zeitschriften ihre Anteilnahme an den Aerzener Funden zu bekunden. Alles sprach dafür, daß hier ein deutsches Glozel, ein Riesenfälscherskandal im Entstehen begriffen war. Während „Kenner" versicherten, daß die „epochemachenden" Steinzeichnungen aus einer eiszeitlichen Lößschicht stammten, deren nachträgliche Störung nicht in Frage käme, stellten die unbelehrbaren Wissenschaftler in Hannover unter dem Mikroskop fest, daß die Bildplatten Algenhäufchen trugen, die niemals unter Luftabschluß in einer Lößschicht entstanden sein konnten. Die eingezeichneten Linien ließen, unter der Quarzlampe untersucht, die Patina vermissen, die bei alten Zeichnungen Gesteinsoberfläche und Ritzlinien in völlig gleicher Weise zeigen.

Im Juni 1933 tagten die Freunde germanischer Vorgeschichte in Bad Pyrmont. Es fand ein Vortrag über die Funde von Aerzen statt, den tüchtigen Ausgräber aus der Tertia hatte man dazu eingeladen, und er wurde mit großem Beifall empfangen. Man schrieb öffentlich, daß die Zeichnungen keineswegs Fälschungen seien, wie „gewisse Kreise von Fachverständigen" behaupteten. Auch eine Fachzeitschrift erging sich in unsachlichen Angriffen gegen Prof. Tackenberg. Man scheute sich nicht, die 1928 angeblich in der Unterweser gefundenen steinzeitlichen Geräte mit Runenritzungen als Kronzeugen für die Echtheit der Schwekendiekfunde heranzuziehen. Jene Sachen waren von einem verdienten Oldenburger Forscher in hohem Greisenalter kurz vor seinem Tode als echt veröffentlicht worden, und aus Kameradschaftsgeist diesem Manne gegenüber hatte die Wissenschaft damals geschwiegen, obwohl naturgemäß kein deutscher Fachgelehrter an die steinzeitlichen Runen glaubte.

Inzwischen hatte sich die Kriminalpolizei den sauberen Tertianer vorgenommen, dessen Angehörige glaubten, für die Bildplatten etwa 20000 RM. zu erhalten. Der begabte Junge gestand bald ein, wie und wo er sich die Steinplatten beschafft, wie er die Zeichnungen nach Pappmodellen, die gefunden wurden, angefertigt und dann vergraben hatte. Wer waren die Genarrten? Das wußte eine große illustrierte Zeitung. Unter der Überschrift: „Ein Jungenstreich narrt die Wissenschaft" brachte sie, sichtlich um den Ruhm des sauberen Sprößlings bemüht, sein Bild in mehreren Phasen der „Ausgrabung". Auch seine Fälscherwerke wurden, mit lobender Anerkennung für die handwerkliche Begabung und Richtigkeit der Auffassung, abgebildet. Wer waren die Genarrten?

Mit diesem, erst drei Jahre zurückliegenden Skandal wollen wir die einfachen Fälle von Fälschungen auf vorgeschichtlichem Gebiet verlassen, um mit einigen Gegenständen bekannt zu werden, über deren Anerkennung oder Ablehnung die Meinungen der Wissenschaftler selbst auseinandergehen. Da ist vor allem die sog. zweite Venus von Wisternitz zu nennen. Sie hat bis heute die Altsteinzeitforscher der ganzen Welt gleichsam in zwei Lager geteilt, die Gläubigen und die

Digitized by Google

Ungläubigen. Nachdem bei einer planmäßigen wissenschaftlichen Ausgrabung 1925 ein prachtvolles, weibliches Vollbildwerk in Unterwisternitz ans Tageslicht gekommen war, das in seinem Stil, in der starken Hervorhebung der Geschlechtsmerkmale den bisher aus Frankreich, Italien, Deutschland und Österreich bekannten Statuetten entsprach, wurde zwei Jahre später ein zweites Bildwerk bekannt, dessen Fundumstände überaus dunkel sind. Das gab umso mehr zu denken, als der Stil dieser, aus fossilem Mammutelfenbein geschnitzten Figur bisher unbekannt war. Der Künstler hat sich, etwas Neues und Außergewöhnliches, im wesentlichen auf die Darstellung des Kopfes mit den Gesichtszügen beschränkt.

Der angebliche Finder, ein übel beleumundeter Mensch, erhoffte von seinem Fund eine gewaltige Kaufsumme. Ohne die Urteile einiger Gelehrter von Weltruf in Deutschland, Frankreich und Spanien, die sich für die Echtheit der zweiten Wisternitzer Venus einsetzten, im einzelnen hier wiederzugeben, sei nur erwähnt, daß der hochverdiente Professor für Vorgeschichte an der Prager deutschen Universität Franz sich große Mühe gab, durch Untersuchungen mit der Quarzlampe eine endgültige Entscheidung herbeizuführen. Auch Franz kam zur Bejahung der Echtheit. Der beste Kenner der mährischen Altsteinzeit, Prof. Absolon in Brünn, hält hingegen ebenso wie viele andere Forscher mit ebenso guten Gründen die ganze Sache für einen durchtriebenen Schwindel. Ich selbst vermag trotz starker mineralischer Einkrustung des fraglichen Elfenbeinvollbildes, trotz seiner angeblich alten Verwitterungsrinde und Rötelfärbung und endlich trotz einheitlicher Fluoreszenz unter der Quarzlampe solange nicht an seine Echtheit zu glauben, als nicht ein entsprechendes Bildwerk bei einer einwandfreien Ausgrabung gehoben wird. Natura non facit saltus! Aber auch die Kulturgeschichte macht keine Sprünge und seltsamerweise haben so ausgefallene und schon deshalb verdächtige „epochemachende" Altsachen gewöhnlich eine dunkle, nicht aufhellbare Fund- oder Herkunftsgeschichte. Während der Niederschrift dieses Aufsatzes teilt mir Prof. Absolon brieflich mit, daß der angebliche Finder der zweiten Wisternitzer Venus wegen anderer Vergehen polizeilich verfolgt werde und flüchtig sei. Das gibt vielleicht auch den Gläubigen unter den Forschern mehr als alles andere zu denken.

Ein reichsdeutscher Parallelfall zur mährischen Venus von Wisternitz ist die „Venus von Bautzen", die in einer angesehenen deutschen Fachzeitschrift veröffentlicht wurde. Auch sie entstammt nicht einer altsteinzeitlichen Kulturschicht, sondern ist angeblich ein Einzelfund. Auf einer Steinplatte ist in völlig unbeholfener Art eine weibliche Figur gezeichnet, deren Kopf außerordentlich starke neandertalerartige Merkmale, besonders starke Überaugenwülste zeigt. Ein Witz der Urgeschichte! Sollten die Menschen der Spätaltsteinzeit, die doch keine Neandertaler mehr waren, etwa aus der Erberinnerung einen Angehörigen dieser damals längst ausgestorbenen Rasse auf eine Gesteinsplatte gezeichnet haben? Der Urmensch selbst nämlich, der Neandertaler war noch lange nicht so weit fortgeschritten, daß er Zeichnungen angefertigt hätte. Es gibt nichts, was hierfür spräche. Hunderte von Wohnplätzen des Neandertalers sind in der gesamten alten Welt untersucht, ohne daß man je Äußerungen einer ähnlichen künstlerischen Betätigung gefunden hätte. Aber es gibt ernste Forscher, die auch an die Echtheit der Bautzener Venus glauben.

Daraus und aus dem Fall der Wisternitzer Venus erkennen wir, daß es sehr gerissenen und geschickten Fälschern unter Umständen möglich ist, selbst durch das enge Sieb unserer heutigen Untersuchungsmethoden, wie die Quarzlampe und das Mikroskop, zu schlüpfen. Den so ernst genommenen Fall der Venus von Bautzen könnte man als einen urgeschichtlichen Anachronismus bezeichnen, ähnlich dem, der vor einigen Jahren Professor Jahn am Breslauer Museum begegnete. Dort

Digitized by Google

erschien eines Tages ein Mann und überbrachte eine zweifellos echte, von ihm gefundene Steinaxt. Auf diesem Werkzeug fand sich die Darstellung eines Mammuts. Daß diese Zeichnung eine plumpe Fälschung war, bedurfte keiner weiteren Überlegung oder Untersuchung. Selbstverständlich haben die im 3. Jahrtausend lebenden steinaxttragenden Jungsteinzeitbauern keine eiszeitlichen Mammute gekannt.

Aber nicht nur vorgeschichtliche Gegenstände hat man zu fälschen versucht, sondern man hat sich auch an die Nachahmung der im Norden berühmten altgermanischen Felszeichnungen gewagt. Um die Jahrhundertwende hatte das Nationalmuseum in Kopenhagen für die Entdeckung neuer derartiger Felsbilder eine Belohnung ausgesetzt. 1903 wurde ein neues Felsbild auf einem flachen Granitfelsen auf der Insel Bornholm entdeckt. Kurze Zeit vorher hatten dort die Steinarbeiter gestreikt, und bald war es offenbar, daß sich ein Arbeiter auf dem Wege der Selbstanfertigung eines Felsbildes einen Lohnersatz hatte schaffen wollen. Um die Aufklärung des Falles machte sich einer der Altmeister unserer deutschen Vorgeschichtsforschung, Professor Seger, der damals gerade auf Bornholm weilte, verdient.

Aus den eingangs erwähnten Gründen spielen neben den Nachahmungen steinzeitlicher Altertümer Fälschungen von Gegenständen aus späteren vorgeschichtlichen Abschnitten eine weniger große Rolle. In der Geschichte der Forschung wurde besonders die Täuschung bekannt, der einer der ersten, wirklich ernsthaften Altertumsforscher, der Pastor Leonhard David Hermann, zum Opfer fiel. Hermann grub auf dem „Töppelberge" beim Dorfe Massel in Niederschlesien an die 10000 bronzezeitliche und früheisenzeitliche Gefäße aus, die er in seiner berühmten 1711 erschienenen „Maslographia" veröffentlichte. Merkwürdigerweise erwähnte der Verfasser im Text die Urne, deren Außenseite die seltsame Inschrift trug: D MART OSSA IIII OLL LIBA, nicht. Hermann hielt dieses hallstattzeitliche Gefäß, wie wir aus einem seiner Briefe wissen, für römisch. Obwohl ihm genau bekannt war, daß die Römer nie bis Schlesien vorgedrungen waren, meinte er richtig, daß sich doch viele Spuren römischen Einflusses in den Begräbnisbräuchen der alten Schlesier „teutscher Extraction" vorfänden. Die zeitgenössischen Gelehrten haben sich mit der Deutung der seltsamen Inschrift große Mühe gegeben. Da die Buchstaben auf einer früheisenzeitlichen, illyrischen Urne angebracht wurden und den Römern selbst die Anfertigung von Grabschriften auf Totenurnen gänzlich fremd war, kann man nur annehmen, daß ein Schalk sich einen dummen Scherz mit dem Forscher-Pastor erlaubt hat, die Inschrift fälschte und das Gefäß wieder vergrub, damit es von Hermann erneut gehoben würde.

Gerade diese auf den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückgehende Begebenheit zeigt, daß es auch auf vorgeschichtlichem Gebiet Fälscher gab, seit es Sammler gab, und immer geben wird, was die unwissenschaftlichen, gefühlsbetonten Freunde unserer Wissenschaft nur allzu leicht vergessen. Gefährlicher als die dinglichen sind die Fälschungen auf geistigem Gebiet, die wissentlich von Sektierern in Bild und Schrift verbreitet werden. Auf sie einzugehen würde einen besonderen Aufsatz erfordern.

Neben den eigentlich nachgeahmten Altsachen haben die in vorgeschichtliche Fundschichten eingeschmuggelten Dinge der Forschung manches Rätsel aufgegeben. Zumal in den Zeiten, da die Technik der Ausgrabung noch nicht so weit fortgeschritten war wie heute, war es für gewissenlose oder belohnungsgierige Elemente nicht schwer, die Ausgräber zu täuschen. So geschah es 1844 dem Archivar Lisch in Mecklenburg, daß man ihm zwischen die bodenständigen und echten Funde einer Ausgrabung moderne Gegenstände und Knochen und — ein schon weit gefährlicheres Verfahren — echte vorgeschichtliche Funde aus anderen Landschaften mogelte.

Digitized by Google

Endlich sei ein Fall erwähnt, der unseres Wissens niemals veröffentlicht wurde, obwohl auch er in weiterem Sinne in das Gebiet der Fälschungen gehört. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde in einem südwestlichen Gau Deutschlands anläßlich einer planmäßigen Ausgrabung eines hochangesehenen wissenschaftlichen Vereins ein rätselhaftes Schädelbruchstück gefunden, über dessen Deutung sich die Anthropologen, Geologen und Zoologen nicht einigen konnten. Bekannte Wissenschaftler sprachen das Schädelstück für das langgesuchte Bindeglied zwischen Affe und Mensch an. Im zoologischen Universitätsinstitut zu Berlin erklärte es Prof. Matschie, einer der damals lebenden ersten Spezialisten, sofort für den Schädelrest eines afrikanischen Gegenwartsschimpansen. Zunächst erregte diese Erklärung erhebliches Aufsehen, denn wie sollte ein afrikanischer Affenschädel in den deutschen Boden gekommen sein! Aber auch hier behielt der ungläubige Kenner recht. Nachforschungen ergaben, daß ein ehemaliges Mitglied der wissenschaftlichen Gesellschaft, um diese irre zu führen, einen aus Kamerun mitgebrachten Schimpansenschädel geschickt zerbrochen und ein zur Irreführung besonders geeignetes Stück an der Grabungsstätte eingebuddelt hatte. Die Angelegenheit hatte ein gerichtliches Nachspiel, und der rachsüchtige Urheber wurde zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Sein Bild erschien nicht in den illustrierten Zeitungen.

Geldgier oder Geltungsbedürfnis, auch beide Eigenschaften zusammen, lassen verbrecherische oder schwache Menschen den gefährlichen Weg des Fälschers beschreiten. Leichtgläubige, Gefühlsmenschen und Schwarmgeister leisten ihnen Vorschub, indem sie sich in ihrem fanatischen Haß gegen alle kühle Sachlichkeit immer wieder dazu hinreißen lassen, den wirklich dazu Berufenen ihre, um der wissenschaftlichen Wahrheit willen geleistete Aufklärungsarbeit durch ihre marktschreierischen Fehden zu erschweren.

Geschichtliche Fälschungen

Von Hans-Walter Klewitz in Clausthal-Zellerfeld

Es gehört zu den Pflichten des Geschichtsschreibers, daß er sein Werk nicht eher beginnt, bevor er nicht den Wert seiner Quellen gewissenhaft erforscht hat. Diese Verpflichtung ist zu allen Zeiten empfunden worden, aber erst die abendländische Geschichtswissenschaft hat sich darum bemüht, Methoden herauszufinden, die es dem Forscher erleichtern, in der vielgestaltigen geschichtlichen Überlieferung das Wahre vom Falschen zu scheiden.

Das geschah zuerst im 17. Jahrhundert in Deutschland, dessen traurige staatliche Verfassung den unmittelbaren Anlaß dazu bot. Damals nämlich, als durch das Ende des Dreißigjährigen Krieges eine Fülle der verschiedensten Hoheitsrechte zwischen den hundertfältigen Obrigkeiten strittig wurde, sahen sich die Angegriffenen genötigt, jene alten Pergamente aus dem Staube der Archive hervorzuholen, auf die sich das umstrittene Recht zu gründen schien. Die Angreifer aber gaben sich alle Mühe, die Gültigkeit der ihnen vorgelegten Urkunden oder (nach dem Griechischen) Diplome zu bestreiten, indem sie ihre Echtheit leugneten. Hüben und drüben rief man Juristen zu Hilfe, die in umfangreichen Schriften die Ansicht ihrer Auftraggeber sowohl vor den Gerichten wie fast mehr noch vor der öffentlichen Meinung wissenschaftlich zu begründen hatten. Bei solcher Gelegenheit, einem Streit zwischen der Reichsstadt und dem Kloster Lindau, lieferte der an der Universität Helmstedt als Professor wirkende berühmte Polyhistor Hermann Conring im Jahre 1672 eine umfangreiche Untersuchung über die dem Kloster erteilte Urkunde eines Kaisers Ludwig, die um

Digitized by Google

so schwieriger zu beurteilen war, als es keineswegs feststand, ob sie von Ludwig dem Frommen, Ludwig II. oder Ludwig dem Deutschen herrührte, während sie in Wirklichkeit eine Fälschung aus dem 12. Jahrhundert war. Conring stellte dabei den Grundsatz auf, daß das Urteil über eine Urkunde nur aus dem Vergleich mit anderen, unzweifelhaft echten Urkunden des gleichen Ausstellers zu gewinnen sei, eine noch heute gültige Erkenntnis, die unabhängig von ihm zur gleichen Zeit auch in Frankreich gemacht wurde.

Hier war es der gelehrte Jesuit David Papebroch, der im Jahre 1675 eine Schrift über die „Unterscheidung des Wahren und Falschen in den alten Pergamenten" veröffentlichte, u. zw. — im Gegensatz zu Conring — aus rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Weil er dabei die gesamten Urkunden des Klosters St. Denis für Fälschungen erklärte, rief er die Benediktiner auf den Plan, die eben damals in der sogenannten Mauriner Kongregation zusammengeschlossen, die wissenschaftlichen Neigungen ihres Ordens besonders pflegten und sich durch den Vorwurf des Jesuiten gegen die Überlieferung eines ihrer berühmtesten Klöster, der Grabstätte der älteren französischen Könige, schwer getroffen fühlten. Um Papebroch zu begegnen, schuf der Mauriner Jean Mabillon (1632—1707) in sechsjähriger Arbeit sein Werk von der Urkundenlehre, das, weit über den eigentlichen Streitgegenstand hinausgreifend und gestützt auf eine Fülle von Urkunden aus französischen sowie italienischen und deutschen Benediktinerklöstern für die Urkundenkritik den gleichen Grundsatz wie Conring verkündete, zugleich aber in umfassender Weise auch die Regeln festzulegen versuchte, nach denen die einzelnen Aussteller ihre Urkunden hatten abfassen lassen. Damit waren die wichtigsten Grundlagen gelegt für eine wissenschaftliche Lehre von den Urkunden.

Es ist kein Zufall, daß es gerade dieser Zweig der geschichtlichen Überlieferung war, an dem die kritische Methode unserer Geschichtswissenschaft ausgebildet worden ist. Denn anders als die durch eine schöpferische Persönlichkeit in der Form von Annalen, Chroniken oder Biographien gestalteten Geschichtserzählungen ist die Art der Urkunden. Jene gehören der Literatur an und gestatten jedem Zweifler den Einwand menschlicher Unzulänglichkeit, diese aber sind unmittelbare Zeugen vom Leben der Vergangenheit, und die rechtlichen Bestimmungen, die sie enthalten, haben den Gang der geschichtlichen Entwicklung mitbestimmt, sofern sie nicht noch unmittelbar die Grundlagen eines bestehenden Zustandes bilden. Um so wichtiger also war es, die Trugwerke unter ihnen zu erkennen und damit unschädlich zu machen.

Denn daß mit falschen Urkunden gerechnet werden mußte, war die natürliche Folge der Bedeutung, die der Urkundenbeweis auch im Rechtsleben der germanischen Völker des Abendlandes gewonnen hatte. Schon die Stammesrechte kennen schwere Strafen für den Urkundenfälscher, indem sie ihm den Verlust der rechten Hand androhen. Trotzdem haben die Fälscher fast stets Erfolg mit ihren Bemühungen gehabt, und erst die wissenschaftliche Urkundenkritik der jüngeren Zeiten ist ihnen wirklich gefährlich geworden. Freilich hat auch sie ihre Aufgabe keineswegs schon erfüllt. Bei der kritischen Sichtung der uns erhaltenen Überlieferung gibt es auch heute noch Urkundenfälschungen aufzudecken, und über manche Fälschungen lautet das Urteil bei weitem nicht einheitlich, weil durch wachsende Erfahrung und neue Erkenntnisse grundsätzlicher Art die Methoden der Forschung einer ständigen Weiterbildung unterliegen, ihre geschickte Anwendung zugleich aber von der Begabung der einzelnen Forscher abhängig bleibt. Jedoch eine Geheimwissenschaft, wie es dem Laien gelegentlich scheinen möchte, ist die Urkundenlehre (Diplomatik) darüber nicht geworden. Vielmehr beruhen alle wesentlichen Fortschritte unserer Fähigkeit, eine Fälschung zu erkennen, auf so einfachen Überlegungen, wie es diejenigen gewesen sind, die wir Conring und Mabillon verdanken.

Digitized by Google

Was den Geschichtsfreund immer wieder in Erstaunen setzt, ist die Fülle der Fälschungen vornehmlich geistlicher Herkunft, die er in der Fachliteratur behandelt findet. Und wirklich gibt es kaum ein Kloster von nennenswerter Bedeutung im Abendland, in dem nicht, besonders in der Zeit vom 10. bis 13. Jahrhundert, mehr oder weniger umfangreich gefälscht worden wäre. Diese Massenhaftigkeit mönchischer Fälschungen erklärt es, daß mitunter bei manchen die gesamte klösterliche Überlieferung in den Verdacht eines trügerischen Blendwerkes geraten ist. Jedoch zu Unrecht. Denn abgesehen davon, daß auch außerhalb der Klöster und nicht nur für die Interessen geistlicher Anstalten gefälscht worden ist, verkennt jener Verdacht den wahren Ursprung der mittelalterlichen Urkundenfälschung.

Er liegt, um es kurz zu sagen, in der Überzeugung von dem Wert des alten Rechtes, von dem schon das ältere germanische Rechtsleben beherrscht gewesen ist. Die Vorstellung, daß älteres Recht jüngeres bricht, gewährte im Prozeß von vornherein demjenigen die größere Erfolgsaussicht, der seinen Anspruch mit Urkunden begründen konnte, die älter waren als die Beweismittel seines Gegners. Darum wächst der Umfang der gefälschten Urkundenüberlieferung, gemessen an dem der echten, um so mehr, je weiter man zurückkommt. Von den erhaltenen Urkunden der fränkischen Merowinger ist gut die Hälfte gefälscht, während bei den Urkunden Konrads II. (1024 bis 1039) erst auf jede zwanzigste eine unechte kommt.

Aber nicht nur der Wunsch, einen Prozeß günstig zu beeinflussen, veranlaßte die Herstellung von Fälschungen; ließ sich doch mit ihnen auch sonst die wirtschaftliche Lage und rechtliche Stellung einer Abtei oder eines Bistums erheblich verbessern. Sie beruhten ja auf den Privilegien der weltlichen und geistlichen Machthaber und der Empfänger war stets darauf bedacht, daß sie regelmäßig bestätigt und um all das ergänzt wurden, was inzwischen an neuen Besitzungen und neuen Rechten hinzuerworben war. Um das zu erreichen, pflegte man dem Aussteller die entsprechenden Urkunden aus dem Klosterarchiv vorzulegen, und dabei konnten leicht unechte Stücke mit untergeschoben werden, in denen das bereits als altes Recht erschien, was nur ein aus eigensüchtigen Interessen erhobener Anspruch war.

Auf diese Weise wird es verständlich, daß in vielen Fällen die Urkundenfälschung zum Mittel der großen Politik werden konnte. Der Bischof Pilgrim von Passau etwa strebte am Ausgang des 10. Jahrhunderts unter der Regierung Ottos III. danach, sein Bistum vom Salzburger Erzstuhl unabhängig zu machen und selbst die Metropolitenwürde zu erwerben, um das Gebiet der mittleren Donau dem Christentum zu gewinnen und es als Erzsprengel Passau der deutschen Reichskirche einzugliedern. Zu diesem Zweck ließ Pilgrim Urkunden herstellen, die das Vorhandensein eines alten Erzbistums Lorch und seine Verlegung nach Passau glaubhaft machen sollten. Mit ihnen ließ sich die Forderung erheben, die ehemalige Würde des Passauer Bistums wiederherzustellen, und dann mußte es fast von selbst zum Ausgangspunkt einer Reihe von Missionsbistümern jenseits der südöstlichen Reichsgrenze werden, da ein Erzbistum ja der Suffragane bedurfte. Doch hat Pilgrim das große Ziel seiner Fälschungsaktion, das für die Stellung Deutschlands in Südosteuropa die bedeutsamsten Folgen hätte haben können, nicht erreicht, weil er bei dem so ganz anders gerichteten Otto III. nicht die notwendige Unterstützung fand.

Ein Beispiel ähnlicher Art bietet dreieinhalb Jahrhunderte später das Vorgehen eines der tatkräftigsten Habsburger, Herzogs Rudolf IV., der die Macht seines Österreich in gleicher Weise durch ein straffes Regiment im Innern wie durch eine glückliche Außenpolitik neu begründet hatte und den Anspruch machen konnte, unter den Fürsten des deutschen Reiches eine bedeutende Rolle zu spielen. Trotzdem ging er in der goldenen Bulle Karls IV. insofern leer aus, als der Herzog von Österreich nicht unter die sieben Kurfürsten aufgenommen wurde. Als Entschädigung dafür

Digitized by Google

gelang es Rudolf, die Anerkennung älterer Kaiserprivilegien durchzusetzen, die auf seine Veranlassung hergestellt waren und dem Lande Österreich vermehrte Rechte, aber geringere Pflichten in seinen Beziehungen zur Reichsgewalt sicherten. Und zugleich verliehen sie allen männlichen Mitgliedern des fürstlichen Hauses den Ehrentitel eines (Pfalz-)Erzherzogs, den die Habsburger bis auf den heutigen Tag tragen.

Es gehört zu der Eigenart mittelalterlicher Urkundenfälschung, daß sie, so oft sie geübt wurde, dennoch niemals als moralisch einwandfreie Handlungsweise im politischen Kampf angesehen worden ist und stets den Anstoß eines Mißbrauches erregt hat. Ihm wirksam zu steuern, dazu fehlten die Mittel, und selbst sehr ungeschickte Fälschungen sind, ohne Anstände zu finden, bestätigt und damit — wenigstens formal — Recht geworden.

Demgegenüber sind zeitgenössische Entlarvungen außerordentlich selten. Zu solchen Ausnahmen gehört eine Entscheidung, die Papst Alexander III. getroffen hat, als ihm im Jahre 1171 von dem Marienkloster in Capua, das die Unabhängigkeit vom Capuaner Erzbischof zu erlangen wünschte, zwei Papsturkunden des 9. Jahrhunderts vorgelegt wurden. Alexander nämlich wies sie als Fälschungen zurück, weil das Pergament noch nicht hundert Jahre alt sei. Dieses Urteil ist doppelt lehrreich; denn obwohl es zu richtigem Ergebnis kommt, zeigt es, wie gering die Kenntnisse waren, die ein Papst des 12. Jahrhunderts von dem Urkundenwesen seiner Vorgänger besaß: im 9. Jahrhundert kannte man nämlich in Rom noch gar nicht das Pergament, sondern verwandte ausschließlich Papyrus als Schreibstoff für die päpstlichen Privilegien. Der Hinweis auf diese Tatsache hätte das Urteil Alexanders viel richtiger begründet.

Wie vorsichtig dieser Papst bei der Ausstellung von Bestätigungen verfuhr, bewies er ein anderes Mal, als die Mönche eines spanischen Klosters ihm ein Privileg Alexanders II. (1061—1073) eingesandt hatten. Um dessen Zuverlässigkeit zu prüfen, befahl der Papst, es mit anderen Urkunden jenes gleichnamigen Vorgängers zu vergleichen, die sich im Archiv des Klosters Montecassino befanden, in dessen Nähe sich der päpstliche Hof gerade aufhielt. Alexander III. handelte hier schon ganz im Sinne der modernen Urkundenkritik.

Trotz alledem besaßen die Fälscher, wie schon angedeutet, einen erheblichen Vorsprung vor den kritischen Mitteln ihrer Zeitgenossen, obwohl die Technik der Fälschung nicht geringe Schwierigkeiten bot, deren Überwindung dem handwerklichen Geschick des Einzelnen entsprechend sehr verschieden ausfiel. Die erste Voraussetzung war, daß man mit der Kunst des Urkundenschreibens überhaupt vertraut war; denn die Urkundenschrift unterschied sich erheblich von der Schrift, die in den Büchern angewandt wurde. Zudem baute sich der Text einer Urkunde, etwa des Kaisers oder des Papstes, nach einem strengen System bestimmter Formeln auf. Von besonderer Bedeutung waren dabei die Anfangs- und Schlußzeilen, Protokoll und Eschatokoll, mit dem in kunstvollen Großbuchstaben geschriebenen Herrschernamen und der Unterschrift des beglaubigenden Kanzlers sowie dem Monogramm des Herrschers, in das dieser eigenhändig den sog. Vollziehungsstrich eingefügt hatte.

Deshalb bemühte sich ein Fälscher, soweit möglich, nach der Vorlage von einer oder mehreren echten Urkunden zu arbeiten. Oft genügte es ja, einige wenige Sätze zu ändern, um dem Ganzen einen neuen Sinn zu geben, durch den das Ziel der Fälschung erreicht werden konnte. Es ist sogar vorgekommen, daß der eigentliche Text zwischen den Anfangs- und Schlußformeln einer echten Urkunde abradiert wurde, um einem Fälscher-Texte Platz zu machen. Große Mühe verursachte die Beschaffung des Siegels, ohne das keine Urkunde rechtliche Beweiskraft besaß. Bei Urkunden, die schon einige hundert Jahre alt sein sollten, konnte man sich damit helfen, daß man, so gut es ging, den Anschein zu erwecken suchte, als sei das Wachssiegel ursprünglich vor-

Digitized by Google

den gewesen, inzwischen aber abgefallen und zerstört worden. Wie denn überhaupt wirkliche oder vorgegebene Verlust der alten Urkunden auf die Entstehung der schungen und ihre äußere Gestaltung in mancherlei Hinsicht von Einfluß war.

Welch großen Gefahren die Privilegien in der Hand ihrer Empfänger ausgesetzt en, bedarf kaum der Hervorhebung. Unachtsamkeit, Brand, Kriegsnot und Unfälle anderer Art bedrohen sie bis in die Gegenwart, die eben erst die Gewalt gegen spanische Klöster und Kathedralen erlebt hat. Und die Erinnerung an den and des Wiener Justizpalastes im Jahre 1927, bei dem wichtiges geschichtliches ellenmaterial zerstört wurde, lehrt, daß selbst die Sicherungsmöglichkeiten eines dernen Archives niemals einen vollkommenen Schutz gewähren können.

Das wirksamste Mittel, sich vor solchen Gefahren zu schützen, war in der älteren t der Brauch, von den Privilegien, die man besaß, Abschriften herzustellen. Zuerst einzelnen Pergamentblättern, dann aber auch in Form von sog. Copialbüchern r Registern, die, nach sachlichen oder chronologischen Gesichtspunkten geordnet, en Gesamtüberblick über die vorhandenen Rechtstitel gewährten. Besaß man nun Privileg in Urschrift und Abschrift, so konnte man, um jene nicht zu gefährden, se einsenden, und in all den Fällen, in denen die Urschrift bereits verloren ge- ngen war, blieb diese Art, eine Bestätigung älterer Verleihungen zu erlangen, die zig mögliche.

Die Frage, ob der Wortlaut der vorgelegten Abschrift der Urschrift wirklich voll- nmen entsprach, wurde vom Aussteller, wenn er überhaupt entschlossen war, der tte um Privilegierung zu entsprechen, selten ernsthaft erörtert. Jener Entschluß er wurde zumeist aus politischen Gründen gefaßt, und außerdem hatte der Emp- nger für jede Urkunde eine Zahlung zu leisten, die man sich ungern entgehen ließ. s war also verhältnismäßig leicht, mit Hilfe von Abschriften zu fälschen und dem ortlaut einer Urschrift durch Weglassungen und Ergänzungen diejenige Gestalt zu ben, in der man ihn zu einem bestimmten Zwecke zu haben wünschte. Am üblichsten ar es, auf diese Weise Verfügungen aus jüngeren, echten Urkunden in die Ab- riften der älteren hineinzuschmuggeln. Ging dann die alte Urschrift verloren oder rnichtete der Fälscher sie gar, um die Spuren seines Wirkens zu verwischen, so fand sich schon die nächste Generation im guten Glauben, jenes Recht von alters r zu besitzen.

Den wichtigsten Vorteil gewährte das Wesen der Abschrift dem Fälscher, wenn er ch in der schwierigen Lage befand, ohne Vorlagen arbeiten zu müssen. Denn eine bschrift verlangte nur die genaue Wiedergabe des urschriftlichen Wortlautes, nicht ber die Nachzeichnung aller graphischen Einzelheiten. Selbst die Datierung, stets ie gefährlichste Klippe für den Fälscher, konnte weggelassen werden. Oft allerdings at man — und keineswegs nur in der Absicht zu fälschen — die Urschriften wirk- ch mit allen Feinheiten nachzubilden versucht, und es hat Schreibkünstler gegeben, ie auf diesem Gebiete Hervorragendes zu leisten verstanden. Es lag nun einmal im Sinn des Privilegs, daß seine Urschrift, weil es sie nur einmal geben konnte, höheren Wert besaß als seine Abschriften. Trotzdem sind bei weitem nicht alle Fälschungen als vermeintliche Urschriften hergestellt worden, sondern viele von ihnen sind in der Form von Abschriften entstanden, während die Abschriften von echten Urkunden notwendigerweise eine Urschrift voraussetzen, auch wenn sie uns nicht mehr er- halten ist.

Damit berühren wir zugleich die Schwierigkeiten, die sich der modernen Fälschungskritik bieten. Seit Theodor Sickel (1828—1908), der jahrzehntelang das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien geleitet hat, die Erkenntnisse Mabillons durch Einsichten von noch größerer Bedeutung vermehrte und damit die diplomatische Methode schuf, die vor allem als Rüstzeug bei der von ihm selbst be-

Digitized by Google

gonnenen Herausgabe der deutschen Kaiserurkunden durch die Monumenta Germaniae Historica diente und dient, ist es nicht mehr schwer, die Echtheit von Urschriften zweifelsfrei festzustellen. Indem Sickel davon ausging, die urschriftlich erhaltenen Urkunden eines Ausstellers miteinander zu vergleichen, erkannte er in ihnen verschiedene Gruppen, die von ein und derselben Hand geschrieben waren, obwohl in diesen Gruppen Urkunden der verschiedensten Empfänger vereinigt waren. Sollte derselbe Fälscher für das Kloster Nonantula in Oberitalien, für die Stadt Worms, das Bistum Osnabrück und einen sächsischen Ritter gearbeitet haben? Und das immer wieder und zu allen Zeiten?

Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Vielmehr kann die Gleichheit der Schrift in den Urkunden des gleichen Ausstellers für verschiedene Empfänger nur von der Persönlichkeit herrühren, die im Auftrage des Ausstellers die Urkunde geschrieben hat. Der Kanzler, der sie beglaubigte, ist es nicht gewesen, da wir stets mehrere Schreiber unter einem Kanzler feststellen können.

Durch den von Sickel zuerst geübten Schriftvergleich ist es also möglich geworden, sich von der Entstehung der Urkunden ein deutliches Bild zu machen. Wir haben gelernt, die einzelnen Urkundenbeamten genau voneinander zu unterscheiden und sind in den Stand gesetzt worden, ihre Fähigkeiten sowohl wie selbst ihre Schreibunarten genau zu beurteilen; wir verfolgen die Dauer ihrer Laufbahn und können angeben, von welchem älteren Beamten sie gelernt haben. Doch ihre Namen sind uns nur selten überliefert, weshalb man sie mit Buchstaben zu bezeichnen pflegt, die dem Namen des Kanzlers beigefügt werden, unter dem der betreffende Schreiber (Notar) tätig war (also Burchard A oder Udalrich C). Ein Fälscher aber muß sich bei einem solchen Schriftvergleich sofort zu erkennen geben, und wenn er sich etwa bemüht hat, die Hand nachzuahmen, die seine Vorlage geschrieben hatte, so gelingt es unschwer, sie ihm nachzuweisen.

Naturgemäß läßt sich der Schriftvergleich nur an Urschriften durchführen. Doch tritt ihm der sog. Diktatvergleich zur Seite, der auch bei Abschriften anzuwenden ist. Er beruht auf der Feststellung Sickels, daß sich die Urkunden eines Ausstellers nach den stilistischen Merkmalen ihrer Sprache ebenso in Gruppen einteilen lassen wie nach den Händen der Schreiber. So formelhaft der Wortlaut zumeist auch ist, es bleibt doch ein gewisser Raum für eine individuellere Gestaltung dieser Formeln, und wenn man ihr nachspürt, gelingt es, derjenigen Persönlichkeit habhaft zu werden, die den Text der Urkunde aufgesetzt hat und die nicht regelmäßig mit dem Schreiber identisch zu sein braucht. Es glückt zwar nicht immer, das Diktat einer Urkunde zweifelsfrei zu individualisieren, aber die Eigentümlichkeiten, die zu den verschiedenen Zeiten die Urkundensprache dieses oder jenes Ausstellers kennzeichnen, lassen sich um so sicherer feststellen. Mancher Fälscher hat sich deshalb dadurch verraten müssen, daß er etwa in einer Urkunde des 10. Jahrhunderts eine Formel anwandte oder einen Ausdruck gebrauchte, der erst im 12. Jahrhundert, seiner eigenen Lebenszeit, üblich geworden war. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß es oft schwer ist, einem geschickten Fälscher, dessen Werk nur irgendein Copialbuch überliefert, auf die Sprünge zu kommen. Denn wenn die bisher besprochenen Merkmale nicht dazu ausreichen, ein sicheres Urteil in der Echtheitsfrage zu fällen, dann muß es gleichsam auf einen Indizienbeweis gegründet werden, bei dem die Frage im Vordergrunde steht, ob der Inhalt jener Urkunde zeitentsprechend ist oder nicht. Eine Fülle wissenschaftlicher Streitfragen hat hier ihren Ursprung genommen und vielfach hat das Für und Wider noch zu keiner allgemein angenommenen Entscheidung geführt. Das gilt z. B. von jener Urkunde Friedrich Barbarossas, durch die im Jahre 1156 die Mark Österreich zum Herzogtum erhoben wurde. Ihr Text genießt kein uneingeschränktes Ver-

Digitized by Google

trauen, weil es einstweilen umstritten geblieben ist, ob er wirklich frei von verfälschten Zusätzen auf uns gekommen ist.

In diesem Zusammenhang sei ein Wort über den Wert der Fälschung als Geschichtsquelle eingeflochten. Denn im Gegensatz zu den Urkundenkritikern der älteren Zeit, die ein als Fälschung erkanntes Diplom beiseite legten wie eine wertlose Münze, beruht die umfangreiche wissenschaftliche Literatur über die mittelalterlichen Urkundenfälschungen, die Sickels diplomatische Methode sich zunutze gemacht und in Einzelheiten noch verfeinert hat, auf der Einsicht, daß die Fälschungen uns außerordentlich wichtige Zusammenhänge zu erschließen vermögen. Dazu ist es nötig, den Fälscher bei seiner Arbeit genau zu beobachten und festzustellen, in welchem Zusammenhang seine Erzeugnisse mit der echten Überlieferung seines Klosters oder Bistums stehen, um so Zeitpunkt, Veranlassung, Auftraggeber, Hilfsmittel und Ziel jener Fälschungsaktion zu ermitteln. Mit anderen Worten: der moderne Diplomatiker muß zugleich Historiker sein; denn obwohl er die falschen Karolingerurkunden der Reichenau nicht für die Geschichte des 9. Jahrhunderts verwenden darf, so muß er sich wohl darauf verstehen, sie um so sorgfältiger für die Geschichte des Klosters im 12. Jahrhundert, in dem sie entstanden sind, auszuwerten. Gelingt ihm das, dann gewähren jene Fälschungen die lebendigste Anschauung von einem Stück vergangenen Lebens und enthüllen von den geheimsten Absichten ihrer Schöpfer mehr, als ein Chronist je aufgezeichnet hat.

Von ganz anderer Art sind die ebenfalls zahlreichen Urkundenfälschungen, die moderne Fälscher hergestellt haben, seit der Humanismus die geschichtlichen Studien wieder belebt hatte. Zumeist war es der Ehrgeiz des Gelehrten, der dazu trieb, durch Fälschungen den Ruhm zu gewinnen, den die Entdeckung neuer, bisher unbekannter Tatsachen mit sich brachte, und noch im 18. Jahrhundert haben bedeutende und verdiente Gelehrte sich nicht gescheut, die Überlieferung der Archive um zahlreiche Urkunden eigener Erfindung zu vermehren.

Daneben spielte die genealogische Fälschung eine große Rolle, weil manche adelsstolze Familie Wert darauf legte, eine Urkunde zu besitzen, mit der sie das ehrwürdige Alter ihres Geschlechtes und die hervorragende Bedeutung ihres Ahnherrn beweisen konnte. Der Italiener Ceccharelli und andere haben solche Beweisstücke geradezu serienweise geliefert, ohne sich viel Mühe dabei zu geben, so daß ihre Werke meist viel gröbere Verstöße gegen die Art echter Urkunden enthalten als die mittelalterlichen Fälschungen.

Im Gegensatz zu diesen konnten sie ja auch nicht nach dem Vorbild einer unmittelbaren Wirklichkeit geformt werden, sondern waren nur noch die Ergebnisse von gelehrten Studien. Das Urkundenwesen war längst ein anderes geworden, seit bei der Ausbildung einer neueren Staatsverwaltung das Pergament seine Rolle an das Papier abgetreten hatte.

So viel bisher von den Urkundenfälschungen gehandelt werden mußte, weil ihnen innerhalb der uns erhaltenen geschichtlichen Überlieferung eine besondere Bedeutung zukommt, so wenig darf darüber vergessen werden, daß auch die Fälschung von erzählenden Quellen vorgekommen ist. In den neueren Zeiten waren es gelehrte Eitelkeit und Lokalpatriotismus, die zur plötzlichen Entdeckung alter Handschriften führten. Sie boten meist ein seltsames Gemisch von phantasievoller Erfindung und gelehrtem Wissen, dessen Quellen heute leicht nachzuweisen sind. Und in dieser Technik unterscheiden sie sich nicht viel von den entsprechenden Zeugnissen der älteren Zeit. Die literarische Gattung der Heiligenleben kennt manches unechte Stück, das in Anlehnung an ein echtes entstanden ist und im Streit um Reliquien ist mancher vorgebliche Augenzeugenbericht erst von denen erfunden worden, die seiner bedurften.

Um die Art solcher Werke zu erläutern, mag es erlaubt sein, statt durch viele

Digitized by Google

Beispiele zu ermüden, von dem Wirken eines Mannes zu erzählen, der den Anspruch erheben darf, unter allen Fälschern als eine besonders eigenartige Persönlichkeit beachtet zu werden, weil es kein Gebiet der geschichtlichen Fälschung gibt, auf dem er sich nicht mit wahrer Genialität betätigt hätte.

Petrus, der Diakon, war Mönch im Kloster von Montecassino, das der heilige Benedikt selbst gegründet hatte. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, als die Normannen ihre Staaten in Unteritalien gründeten und Lehensleute des Papstes wurden, hatte es eine großartige geistige und wirtschaftliche Blütezeit erlebt. Jetzt aber, zur Lebenszeit des Petrus um 1130, befand sich das Kloster im Rückgang. Nicht nur seine inneren Verhältnisse waren wenig friedvoll, auch seine Stellung nach außen war stark gefährdet durch die Wirren, die die doppelte Papstwahl im Jahre 1130 heraufbeschworen hatte. Denn in Montecassino hing man dem unrechtmäßigen Papste an, der mit dem Normannenkönig verbündet war, und diese unruhigen Zeiten mögen auch auf Petrus Einfluß gehabt haben.

Er war der Archivar des Klosters, und der Ehrgeiz, in einer gewandelten Zeit den Glanz der Vergangenheit zu bewahren und selbst zu den berühmten Männern des Klosters gezählt zu werden, ist die Haupttriebfeder seiner Trugwerke gewesen. Zu ihnen gehören auch die beiden Selbstbiographien, die Petrus hinterlassen hat und deren Angaben so stark voneinander abweichen, daß keiner zu trauen ist. Erst die umfangreichere jüngere von ihnen weiß die Herkunft des Petrus aus dem mächtigen stadtrömischen Adelsgeschlechte der Grafen von Tusculum zu berichten, so daß wir also von dem äußeren Lebensgang des Petrus außer seiner Tätigkeit als Cassineser Archivar nichts Zuverlässiges wissen.

Um so klarer enthüllt sein literarisches Werk seine eigentümliche Veranlagung, die ihn von der Mehrzahl seiner Genossen in der Fälscherzunft unterscheidet. Denn während diese mit Einzelfälschungen ein ganz bestimmtes Ziel zu erreichen suchten, hat Petrus ganze Systeme von zusammengehörenden Fälschungen ersonnen, und nicht alles, was er schrieb, hat einem praktischen Ziel gedient, weil oft nur die Lust, zu fabulieren, ihm die Feder führte. So hat er nicht anders als die gelehrten Fälscher neuerer Zeit eine kurze Chronik der Kirche von Atina, einem Städtchen in Montecassinos Nähe, mit Hilfe von Nachrichten aus der Geschichte anderer Bistümer erfunden und dadurch bewirkt, daß die Wissenschaft jahrhundertelang ein Bistum Atina angenommen hat, das es niemals gegeben hat.

Der größte Teil seiner Schriften freilich diente dem Ruhme seines Klosters. Als die Stätte des heiligen Benedikt bewahrte es das Grab des Heiligen als seinen größten Schatz, aber es war mit Recht zweifelhaft geworden, ob es noch unversehrt geblieben war. Denn als das Kloster nach der Zerstörung durch die Langobarden verlassen gelegen hatte, waren die Reliquien des Heiligen von französischen Mönchen in ihre Heimat gebracht worden. Doch die Cassineser wollten sich begreiflicherweise in diese Tatsache nicht schicken, und besonders Petrus Diakonus hat es sich angelegen sein lassen, die Rechtmäßigkeit des Cassineser Standpunktes nachzuweisen. Die Schriften, die er zu diesem Zwecke erfand, versah er mit der Autorität der verschiedensten Verfasser, um in ihnen entweder zeitgenössische Berichte aus einer fernen Epoche zu besitzen oder aber die Werke so berühmter Persönlichkeiten wie des Anastasius bibliothecarius, der der Minister Nicolaus' I. gewesen war. Unter seinem Namen schrieb Petrus ein bis ins 9. Jahrhundert reichendes Kompendium der Cassineser Geschichte, das aber nur einen aus eigener Erfindung ergänzten Auszug aus der großen Klosterchronik enthält, die der Cassineser Mönch und spätere Kardinalbischof Leo von Ostia um das Jahr 1090 verfaßt hatte und die eine wertvolle Geschichtsquelle für die Kaiser- und Papstgeschichte des 11. Jahrhunderts bildet.

Petrus selbst hat dieses Werk nicht nur für seine eigene Zeit fortgesetzt, sondern

Digitized by Google

es zugleich auch mit Zusätzen versehen, die in vielen Fällen einer Verfälschung gleichkommen. Man besitzt nämlich in einer Handschrift der Münchener Staatsbibliothek noch ein Exemplar jener Klosterchronik, das am Rande des von Schreiberhand geschriebenen Textes eine Fülle von Marginalien enthält, die man nach Ansicht der älteren Forschung auf Leo von Ostia zurückführte und als Zeugnisse der Sorgfalt beurteilte, mit der er seine Aufgabe als Geschichtsschreiber löste. In jüngster Zeit aber ist entdeckt worden, daß diese Zusätze erst von Leos Nachfolger Petrus herrühren können und in engem Zusammenhang mit seiner literarischen Wirksamkeit stehen, vor allem aber auch mit den zahllosen Urkundenfälschungen, in denen Petrus ebenfalls als ein Meister geglänzt hat. War ihm doch die Aufgabe zugefallen, die gesamten Urkunden seines Klosters in einem Register zusammenzufassen, und Petrus hat diese Gelegenheit benutzt, das ihm anvertraute Archiv auf seine Weise zu vervollständigen, um dabei alle Möglichkeiten der Urkundenfälschung von der unlauteren Abschrift einer Unterschrift bis zu deren formvollendeter Nachzeichnung zu üben. Um die Spuren solchen Tuns zu verdecken, hat er sich der Chronik des Leo bedient, der über den Inhalt aller wichtigen Privilegien Montecassinos berichtet hatte. Deshalb war man bisher der Ansicht, daß in dem Menschenalter zwischen Leo und Petrus eine Reihe von Urkunden, die man als Fälschungen des Petrus erkannte, verlorengegangen seien, so daß Petrus dazu bewogen wurde, diese Urkunden wieder zu ersetzen. Als jedoch in der erwähnten Handschrift festgestellt wurde, daß gerade die falschen Urkunden stets nur in den Randergänzungen erwähnt werden, ließ es sich nachweisen, daß der Fälscher selbst jene Erweiterungen der Leo-Chronik vorgenommen hat, gleich als habe er dartun wollen, wieviel Möglichkeiten einem Fälscher zur Verfügung standen bei dem Versuch, seine Ziele zu erreichen.

Kirchen- und religionsgeschichtliche Fälschungen

Von Rudolf F. Merkel in München

Man muß in gewissem Sinne von unserer auch ethisch bestimmten Begriffswelt auf literarkritischem Gebiet absehen, wenn Probleme in dieser Richtung von der Antike bis ins Mittelalter erörtert werden sollen. Wußte man doch in der heutigen streng umgrenzenden Formulierung damals geistiges Gut kaum zu würdigen, zumal es keinen rechtlichen Schutz für den Urheber eines Literaturwerks gab. Der Verfasser eines Werks oder einer Literaturgattung war nicht in der ausschließlich geistesgeschichtlichen Weise mit seinem Erzeugnis verbunden wie in unserer Zeit, sondern die in der Schrift enthaltenen Ideen und Anregungen wirkten sich befruchtend aus und gaben vielfach Anlaß zu neuen literarischen Erzeugnissen ähnlichen Inhalts. Innerhalb religiös enthusiastisch-eschatologischer Kreise gingen die Wogen der inneren Erregung zuweilen so hoch, daß eine Art Auswechslung der Persönlichkeiten stattfand und man im visionären Zustand Reden und Offenbarungen aussprach, die von einer anderen, längst verstorbenen Persönlichkeit herrührten, in deren Vollmacht man als Berufener sich fühlte. Daß dies bis in die Gegenwart gelegentlich auf parapsychologischer Ebene vorkommt, dafür kann als Erweis manche rätselhafte Erscheinungsform (in Süd-Wales, Japan) auf religionsgeschichtlichem Gebiet gelten. Es ist darum auch so schwierig, in überlieferten religiös-prophetischen Kundgebungen das ursprünglich Echte von der späteren Erweiterung zu unterscheiden, da diese Abgrenzung fast völlig unbekannt war.

Bei einer Anzahl von religiösen Schriftstellern des Altertums kommt hinzu die sonderbare Art, ihre Ideen unter dem Deckmantel des falschen Namens auszusprechen; das verleitete vielfach dazu, die Pseudonymität als etwas Selbstverständliches

Digitized by Google

anzunehmen. Sie ist eigentlich bewußte Täuschung, und es bedarf einer psychologischen Untersuchung, weshalb eine religiöse Persönlichkeit, erfüllt von innerem Sendungsbewußtsein, in dieser Weise eine subjektive Fälschung vornahm. Frederik Torm verweist in seiner Schrift: „Die Psychologie der Pseudonymität im Hinblick auf die Literatur des Urchristentums" (1932) darauf, wie bereits innerhalb der griechischen religiösen Literatur die sog. orphischen, hermetischen und sibyllinischen Schriften einen besonderen Typus darstellen und „theogonische Spekulationen, religiöse Hymnen, prophetische Gedanken den Namen großer, mythischer Gestalten unterschoben" wurden. Da es sich um Gestalten einer fernen Vergangenheit handelt, mag man der Meinung gewesen sein, daß man ihnen gegenüber nicht dieselbe Verantwortung habe wie gegenüber den Zeitgenossen. Torm weist aber auch darauf hin, daß bei „visionär-enthusiastischen Persönlichkeiten das Vermögen der Unterscheidung zwischen dem, was sie von den schon vorhandenen Schriften eines Orpheus, eines Hermes oder der Sibylle in sich aufgenommen haben, und dem, was sie selbst aus eigener Reflexion oder durch eigene Visionen bewogen hinzufügen, nicht in voller Stärke vorhanden sein kann".

Wie gering das literarkritische Verständnis in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung innerhalb der kirchlichen Kreise war, zeigt ihre Stellung gegenüber der sog. apokryphen Literatur. So hat z. B. der Kirchenvater Tertullian die Echtheit des Henochbuches mit Leidenschaft verfochten, das auf den vorsintflutlichen Patriarchen Henoch zurückgehen sollte; dabei begegnete er dem Einwand, eine solche Schrift würde aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Sintflut verlorengegangen sein, mit der Bemerkung, sie hätte durch Noah gerettet werden können, ja Noah hätte diese Schrift, auch wenn sie untergegangen wäre, im Geist wieder herstellen können. Von diesem völlig kritiklosen Gesichtspunkt aus war ein Verständnis für literarische Fälschungen in jenen frühen Jahrhunderten unmöglich, und daher wurde der pseudoepigraphischen Erzeugung Tür und Tor geöffnet.

So entstanden in den Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung viele Schriften legendarischen oder lehrhaften Charakters, die fast alle freie Erfindungen der Phantasie sind: z. B. der „Brief des Jeremias", die „Weisheit" und die „Psalmen Salomos", die „Testamente der 12 Patriarchen", oder eine bewußt tendenziöse Fälschung wie der „Aristeasbrief", eine ägyptisch-hellenistische Propagandaschrift, die der Verherrlichung des jüdischen Volks und seines Gesetzes dienen soll und die Legende von der Übersetzung des Pentateuch durch 72 jüdische Gelehrte zum Ausgangspunkt nimmt. Die Pracht des Tempels wird verherrlicht, das Naturgemäße der jüdischen Religion gefeiert, vor allem die Weisheit der Juden bewundert, die dem König Ptolemäus (Philadelphus) auf alle Fragen Antwort geben können. Der sonst unbekannte Verfasser erweckt dadurch Verdacht, daß er betont, sein Bericht sei nicht den „Büchern der Fabelerzähler" zu vergleichen, sondern beruhe auf Wahrheit. Eine ganze Reihe jüdischer Fälschungen entstand unter dem Namen Orpheus, Linos, Homer, Äschylos, Sophokles, Euripides, Menander, die alle beweisen sollten, daß die bedeutendsten Griechen bereits jüdisch gedacht haben. Einem Ptolemäer wurde sogar eine Schrift gewidmet mit der Behauptung, die Griechen hätten ihre ganze Weisheit und ihre hohen religiösen Anschauungen eigentlich von Mose gestohlen. Man scheute auch nicht vor üblen Geschichtsfälschungen zurück, wie vor der Behauptung, Alexander der Große habe den Juden Samaria geschenkt, so daß man mit Recht von einer jüdischen Fälscherzentrale in Alexandria in Ägypten spricht.

Es ist selbstverständlich, wie bei den nahen Beziehungen des hellenistischen Judentums zum Christentum der ersten Jahrhunderte auch literarische Gepflogenheiten mitübertragen wurden und namentlich die literarische Pseudonymität ein

Digitized by Google

heute noch umstrittenes Gebiet der Forschung darstellt. Selbst innerhalb der kirchlichen Kreise war man der Ansicht, daß die im Sinne eines bestimmten Autors niedergeschriebenen Gedanken sich mit denen dieses Schriftstellers decken würden, und man hielt sich daher für berechtigt, auch den Namen jenes Autors ohne weiteres zu gebrauchen. Dazu kam der Drang, fühlbare Lücken älterer Berichte durch legendare Erzählungen auszufüllen, wozu vielfach auch die Tendenz trat, eine bestimmte Verordnung oder einen gewichtigen Ausspruch in die Vergangenheit zurückzuversetzen, um ihm geschichtliche Geltung zu verschaffen.

Erst in späteren Jahrhunderten und besonders bei außerkirchlichen Gruppen setzte eine dreiste Fälschertätigkeit ein, wobei dieser Begriff bei der kritischen Wertung überkommener Schriftwerke Verwendung fand. Nicht nur ist die Kindheitsgeschichte Jesu sagenhaft ausgeschmückt worden, so daß das Jesuskind förmlich zu „einem mit Mana geladenen Tabu-Männlein" (H. Lietzmann) wurde, auch der Passionsgeschichte hat sich in steigendem Maße die Phantasie angenommen und sich aus propagandistisch-apologetischen Gründen der Person des Pontius Pilatus zugewendet, um diesem die Verantwortung für die Verurteilung Jesu abzunehmen. So entstanden gefälschte Prozeßakten, die sog. „Akten des Pontius Pilatus"; ja bereits um 200 n. Chr. zirkulierte ein „Brief des Pilatus an Kaiser Claudius bzw. Tiberius" mit einem Bericht über die Vorgänge bei der Kreuzigung Jesu, der mit den Worten schließt: „Dies habe ich vor deine Majestät gebracht, damit nicht ein anderer Lügen vorbringe und du meinst, den Trugreden der Juden glauben zu müssen." Aus dem 3. Jahrhundert stammt ein gefälschter „Briefwechsel zwischen Jesus und dem König Abgar von Edessa", der als Kernstück einen eigenhändigen Brief Jesu an diesen Herrscher enthält, dessen Abschriften man im Orient viele Jahrhunderte als Talisman amulettartig trug oder der zu Inschriften auf Stadttoren, Gräbern und Türpfosten (noch im 19. Jahrhundert in England) verwandt wurde. Dieser seltsame Brief läßt das typische Charakteristikum der Fälschung sogleich erkennen, wenn wir u. a. lesen:

„Heil dir, da du, ohne mich gesehen zu haben, an mich glaubst; denn es steht über mich geschrieben: Diejenigen, welche mich sehen, werden nicht an mich glauben, und jene, welche mich nicht sehen, die werden an mich glauben. Und was das betrifft, daß du mir geschrieben hast, ich möge zu dir kommen: das, um dessenwillen ich hierher gesandt worden bin, ist nun vollendet und ich werde zu meinem Vater hinaufgehen, der mich ausgesandt hat."

Einer etwas späteren Zeit gehört der „Briefwechsel zwischen Paulus und dem römischen Philosophen Seneca" an, der gefälscht wurde, um die Schriften Senecas, dessen Gesinnungsverwandtschaft die erste Christenheit angezogen hatte, auch den kommenden Jahrhunderten zu empfehlen. Die wenig inhaltsreichen Briefe erzählen u. a., daß Seneca dem Kaiser einige Paulusbriefe vorgelesen habe, und erwähnen nur einmal ein geschichtliches Ereignis, nämlich den Brand Roms und die angebliche Schuld der Christen (und Juden) an seiner Entstehung. Dieser Briefwechsel hat das Ansehen Senecas innerhalb der Kirche gehoben und dadurch wohl auch zur Erhaltung seiner Schriften beigetragen.

Die neugierige Suche nach einem Porträt Jesu verursachte verschiedene gefälschte Berichte, von denen die in dem „Brief des Lentulus an Kaiser Tiberius" enthaltene Beschreibung Jesu am bekanntesten ist, die heute noch vielen Bildern zugrunde liegt.

Mehrfach gab den Anstoß zu solchen Brieffälschungen eine Notiz in der urchristlichen Literatur, etwa in dem paulinischen Kolosserbrief c. 4, 16, wo ein Brief an die Gemeinde zu Laodicea erwähnt wird, der aber verloren ist. Flugs hat man einen „Laodicenerbrief" aus paulinischen Stellen und Redensarten zusammengekleistert, der bis zur reformatorischen Zeit in den Bibelausgaben enthalten ist, da die Herkunft von Paulus kritiklos angenommen wurde.

Digitized by Google

Auch in außerkirchlichen Kreisen, wie bei den Anhängern des Ketzers Marcion (in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts) wurde ein falscher Laodicenerbrief sowie ein gefälschter Alexandrinerbrief verbreitet, ja der Stifter dieser Sekte nahm an, daß sogar „die Evangelien in judaistischem Sinne gefälscht worden seien" und daß es dadurch möglich wurde, „der auf bösen Wegen wandelnden Kirche die Autorität des Alten Testaments und die Unterwerfung unter das Blendwerk des Weltschöpfers anzuempfehlen" (H. Lietzmann). Aus außerkirchlich judenchristlich-gnostischen Kreisen ist uns unter dem Schutz der Pseudonymität ein umfangreicher Apostelroman, die sog. „Pseudoclementinen" überliefert, der vorgibt, Erinnerungen eines Apostelschülers zu enthalten, und damit den Glauben erweckt, auf ursprüngliche Verkündigungen zurückzugehen. Diese pseudonyme religiöse Tendenzschriftstellerei verfolgt letztlich den Zweck, religionsphilosophisch-gnostisches Ideengut synkretistisch, d. h. durch ein Gemisch der verschiedensten Lehren propagandistisch zu verbreiten, was zur Folge hatte, daß unkritische Gemüter in kirchlichen Kreisen durch Umschmelzung und Umdeutung dieselben in apologetischem Sinne zu verwerten trachteten. Damit begann eine Hellenisierung der christlichen Lehren, die bedeutungsvoll für die weitere Entwicklung des kirchlichen Lehrgebäudes werden sollte und einer grandiosen Fälschung den Weg ebnete, die eigentlich bis heute in ihrer Auswirkung unangefochten blieb.

Erschienen doch um 500 n. Chr. unter dem Namen eines in der Apostelgeschichte (cap. 17, 34) genannten Dionysius (Areopagita), den die spätere Überlieferung zum ersten Bischof von Athen machte, eine ganze Reihe von Schriften (z. B. „Über die himmlische Hierarchie", „Über die Namen Gottes" u. a.), worin der folgenschwere Versuch gemacht wird, das antike philosophische System des Neuplatonismus mit dem kirchlichen Christentum zu verschmelzen und die christliche Lehre zu einer Art kirchlichen Mysterienkultus auszugestalten. Von dem menschgewordenen Christus gehe ein Lebensstrom aus, der durch Vermittlung der kirchlichen Hierarchie alles mit heiliger Weihe erfülle; heilige Formeln und priesterliche Weihehandlungen leiten göttliches Leben über auf den in diese Mysterien Einzuweihenden. Dadurch wird der Gottesdienst selbst zur Mysterienfeier, ja jede kultische Handlung zum Träger und Vermittler göttlicher Lebenskraft. Die irdisch-kirchliche Hierarchie sollte der himmlischen entsprechen, und eigentlicher Endzweck der kirchlichen Hierarchie ist die Vergöttlichung der Menschheit; dies Ziel erreicht aber der Mensch durch mystische Versenkung in letzte Wesenstiefen. All diese Traktate, deren Verfasser wahrscheinlich ein in Syrien lebender christlicher Neuplatoniker war und die um 533 erstmals auftauchten, standen im Morgen- und Abendland als urchristliche Zeugnisse in höchstem Ansehen und haben unauslöschlichen Einfluß auf die mittelalterliche Mystik (Eckhart) sowie auf die Scholastik (Thomas von Aquin) ausgeübt.

War diese Fälschung grundlegend für das kirchliche Lehr- und Kultuswesen, so hatte die berühmteste Fälschung des Mittelalters, die „Konstantinische Schenkung", ausschließlich kirchenpolitischen Charakter. Als eine angebliche Urkunde Kaiser Konstantins des Großen zerfällt sie in zwei klar geschiedene Teile: im ersten legt der Kaiser ein Glaubensbekenntnis ab und erzählt die Geschichte seiner wunderbaren Bekehrung, seiner Taufe durch Sylvester, der den Kaiser vom Aussatz befreit habe. Zum Dank dafür hätte dann der Kaiser — was im zweiten Teile sich findet — den petrinischen Stuhl über seinen eigenen Thron erhöht. Er setzt damit zugleich den kirchlichen Vorrang Roms fest und stattet die von ihm gegründeten römischen Kirchen mit hohen Ehren und reichen Besitzungen aus; er verleiht dem Papst die kaiserlichen Insignien und dem römischen Kardinalklerus Senatorenrang und besondere Vorrechte; endlich überläßt er dem Papst den Lateranpalast und die Hoheitsrechte über die Stadt Rom sowie über alle westlichen Provinzen, während er selbst

Digitized by Google

Herrschaft und Residenz nach dem Osten verlegt. Allgemein nimmt man an, die Fälschung in Rom entstanden sei um die Mitte des 8. Jahrhunderts, also ner Zeit, da der Kirchenstaat seine festeren Grundlagen erhielt; diese Fälschung : dazu dienen, die territorialen Ansprüche des Papsttums zu stützen. Es ist für naive Vertrauensseligkeit der mittelalterlichen Epoche höchst bezeichnend, daß plumpe Fälschung eine so umfassende Wirkung auf die verschiedenen kirchen- ischen Streitfragen haben konnte. Erst dem erwachenden kritischen Geist der aissance — einem Nikolaus von Kues, Laurentius Valla — gelang es, das kel über diesen Urkunden zu lichten; namentlich Valla hat in der Reihe seiner schen Bedenken (z. B. gegen die Apostolizität eines Dionysius Areopagita oder Ursprünglichkeit des apostolischen Glaubensbekenntnisses), auch die Echtheit dieser enkungsurkunde um 1440 in einer kühnen Schrift angefochten, die aber erst ch Ulrich von Hutten 1517 herausgegeben und kirchenpolitisch-propagandistisch gewertet wurde. Auf kirchenrechtlichem Gebiet ist unter dem Namen Isidors (von illa) im 9. Jahrhundert eine weitere Fälschung in Umlauf gesetzt worden, die vor m den Zweck verfolgt, die Bischöfe gegen Eingriffe und Gerichtsbarkeit der tlichen Gewalten wie der Metropoliten und Provinzsynoden zu schützen. Anklage) Verurteilung eines Bischofs wird möglichst erschwert, die Aufsicht über das rfahren, die Bestätigung und Revision des Urteils dem Papst vorbehalten, die ıtliche Strafgerichtsbarkeit ausgeschlossen. Diese sog. „pseudoisidorschen Dekre- en" wurden fast das ganze Mittelalter hindurch als echt angesehen, erst die neu- tliche Kritik hat sie als Fiktion erkannt. Der Tübinger Historiker J. Haller ingt ihre Entstehung in Zusammenhang mit der Politik des Papstes Nikolaus I. d weist darauf hin, daß „Pseudoisidor" besonders die Metropolitanen und ihre efugnisse mit seinen Fälschungen zu bekämpfen sucht.

Um bestimmte Rechte und Vorteile sich anzueignen, wurden in solcher Weise im ittelalter vielfach Fälschungen von Urkunden ausgeführt; so haben neuerdings ntersuchungen (von E. Caspar) ergeben, daß in der ältesten Geschichte des berühm- n Benediktiner-Mutterklosters Montecassino (zwischen Rom und Neapel) gefälschte rkunden eine nicht unbedeutende Rolle spielten.[1])

Angesichts der gerade in der frühmittelalterlichen Kirche auftretenden Fälschun- en von Urkunden, die von Bischöfen, Äbten, Klerikern ausgeführt wurden — so . a. von Hinkmar von Reims, Adaldag von Hamburg-Bremen, Friedrich von Salz- urg, Pilgrim von Passau, Thietmar von Merseburg, Papst Kalixt II., Wibald von Stable, Abt Giselbert von Laach — darf angenommen werden, daß in jener Zeit in klares Bewußtsein des sittlichen Makels, das solchen Handlungen anhaftet, kaum orhanden war. Ja, man wird allgemein über die gelungene List, die der betreffenden Kirche oder dem Kloster zu Ansehen und Reichtum verhalf, Freude und Stolz mpfunden haben. Und darum sind bei der Feststellung dieser kirchlichen Fälschungen tets die psychologisch-sozialen Hintergründe mitzuberücksichtigen.

Nicht ohne Not hat daher auch der als Staatsmann, Kirchenfürst und Gelehrter hervorragende Erzbischof Lanfrank von Canterbury im 11. Jahrhundert eine Reihe von Dokumenten (Privilegien), die sich auf den Primat des Erzbistums Canterbury beziehen, gefälscht; drohte doch dem Erzbischof eine vernichtende Niederlage, wenn es ihm nicht gelänge, durchschlagende Beweise für seine Ansprüche beizubringen. Seine Ehre, sein ganzes kirchenpolitisches System, sein Einfluß bei Hof standen auf dem Spiele, wenn seine Gegner die mit größter Rücksichtslosigkeit verlangte Aufhebung des Domklosters in Canterbury durchsetzten. In solcher Bedrängnis griff Lanfranc zu dem einzig wirksamen Mittel, seine unvermeidliche Niederlage in einen Sieg zu verwandeln: er fälschte ... Und der Erfolg hat ihm Recht gegeben.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Hans-Walter Klewitz in diesem Heft.

Digitized by Google

Wurde im Hochmittelalter mehr aus kirchenpolitischen Gründen gefä… tritt in dem Zeitalter der Renaissance und in den nachfolgenden Jahrh… ten der Gesichtspunkt der Eitelkeit und Ruhmsucht der Gelehrten und Kirche… in den Vordergrund, um durch angebliche neue Funde aus den ersten Jahrh… der Christenheit autoritativ in die kirchlichen Streitfragen eingreifen zu k… Und da man auf das Zeugnis der alten Kirche sowie der Kirchenväter größ… wicht legte, so ist es verständlich, daß man verschiedentlich auf den Gedank… patristische Zeugnisse zu fälschen, um die lehrhaft-kirchlichen Anschauungen z… fertigen. So hat Adolf von Harnack nachgewiesen, daß der im Jahre 16… öffentlichte „Brief des Bischofs Theonas an den Oberkammerherrn Lucian“, mehr als zweihundert Jahre lang als vorzügliche Quelle für die alte K… geschichte gegolten hat, eine Fälschung ist. Sei es doch auffallend, daß das Sch… „gerade in der Zeit auftauchte, in die es aus inneren Gründen gehörte, nämli… jene Epoche Ludwig XIV., in welcher die jansenistischen Kämpfe die Köpf… Herzen bewegt“ hätten. Auch die Vermutung sei nicht von der Hand zu weis… der Fälscher nebenbei den Zweck verfolgte, durch die Schilderung „am Hof… antiken Kaisers und der Art, wie die Christen den Kaiser selbst behandelt… Muster für die Beamten des französischen Königs Ludwig XIV.“ aufzustell…

Auch aus den Kreisen des protestantischen Pietismus ging eine vielerörterte … schung hervor, nämlich die sog. Pfaffschen Irenäus-Fragmente. Bei Nachfor… gen auf der Turiner Bibliothek entdeckte angeblich der von brennendem Eif… nach Gelehrtenruhm erfüllte Theologe Christ. Matthäus Pfaff zu Beginn … 18. Jahrhunderts vier bisher unbekannt gebliebene Fragmente des Kirchenv… Irenäus und sandte sie dem Gelehrten Scipio Maffei zur Veröffentlichung … Verona. Wohl wurden anfänglich einzelne Bedenken gegen die Authentie … Fragmente laut, aber Pfaffs Zuverlässigkeit ist eigentlich niemals erschüttert w… den. Es war wiederum Adolf von Harnack, der nach eingehenden kritischen E… wägungen zu dem Ergebnis kam, daß die Fragmente eine bewußte Fälschung P… seien, also weder von Irenäus noch aus der griechisch-byzantinischen Kirche herrühr… vielmehr „unter der Maske des Irenäus und teilweise mit seinen Worten die Den… weise und Theologie Pfaffs“ enthielten. Dem Fälscher lag daran, für Lehrmeinu… gen, die in pietistischen Kreisen beliebt waren, eine auf angeblichen Aussagen … Kirchenväter beruhende Grundlage zu konstruieren. Gehörte er doch zu jenen Th… logen, die glaubten, angesichts der Gegensätze innerhalb der lutherischen Kirche … Einheit durch Zurückgehen auf altchristliche Überlieferung herbeizuführen. Eine d… artige mit „überlegter und raffinierter Unwahrhaftigkeit“ vollzogene Fälschu… gibt uns viele Rätsel auf; doch meint Harnack, es lasse „sich nicht ermitteln, welch… Anteil die prickelnde Lust, andere zum Narren zu halten und sich klüger als sie … wissen, gehabt habe“, auch nicht, wie überzeugt Pfaff von der Wahrheit sei… Sache gewesen sei. „Im besten Fall hat er der Wahrheit durch Lüge dienen wollen.“

Eine auch religionsgeschichtlich bemerkenswerte Fälschung wurde 1926 von … Presser in seiner Untersuchung: „Das Buch De Tribus Impostoribus (von d… drei Betrügern)“ festgenagelt und damit ein ungemein lehrreiches Beispiel für die Art und Weise der Entstehung von Fälschungen gegeben. Durch das ganze Mittel… alter wird inoffiziell der Ausspruch von den drei Betrügern: „Moses, Jesus und Mohammed haben die Welt betrogen, sie sind drei Betrüger (tres impostores) g… wesen“, verbreitet und der hohenstaufische Kaiser Friedrich II. der Urheberschaft b… zichtigt, ja man verband damit auch die Legende vom Vorhandensein einer Schri… ähnlichen Inhalts; im Laufe der Zeit sind ungefähr fünfzig Namen von mehr oder weniger bekannten Autoren verschiedener europäischer Länder genannt worden, denen die Verfasserschaft zugeschrieben wurde. Das Einzigartige daran ist, daß eigentlich

Digitized by Google

ur der Titel aus dem 13. Jahrhundert wie ein faszinierendes Plakat wirkte, daß iemand das Buch selbst kannte, ja daß man das Buch zum Verständnis des pro- rammatischen Titels gar nicht nötig hatte. Und doch tauchte Ende des 17. Jahr- underts in wenigen Exemplaren eine Schrift auf, die den berühmten Titel: De ribus Impostoribus mit der Jahreszahl 1598 trug und damit den Anschein erweckte, er Neu- oder Erstdruck eines alten Manuskripts zu sein. In Wirklichkeit ist sie ichts anderes, als ein von einem gewissen Straube 1753 herausgegebener Druck ach einer vorhandenen Handschrift De Impostoribus Religionum. Durch die fiktive ahreszahl 1598 wollte der Drucker den Eindruck erwecken, als ob es sich um ein xemplar aus dem 16. Jahrhundert handelte — der ganze „Druck vom Jahre 1598 st also lediglich eine Mystifikation". Und der geheimnisvolle Verfasser dieses kom- ilatorischen Schriftstücks war ein gewisser Joh. Joachim Müller aus Hamburg, er zuerst in Altdorf, dann in seiner Vaterstadt als Jurist tätig war und 1733 starb. Vielleicht unter dem Einfluß französischer Réfugiés wurde von ihm zwischen 1685 und 1695 das Buch zusammengestellt, da es erstmals 1695 erwähnt wird.

Hier erschließt sich uns also ein Gewirr von Täuschungen und Mystifikationen, auch auf religionsphilosophischem Gebiet, wie es gerade in der Epoche der Auf- klärung und des eindringenden Deismus auffällt. Schriften mit neuen religiösen Ideen wagte man nicht unter dem eigenen Namen herauszugeben, man wählte irgendein Pseudonym (wie der genannte J. J. Müller den Decknamen Marescottus), um dem Fanatismus der strengkirchlichen Kreise zu entgehen. Bis man hinter das Geheimnis dieser Mystifikationen kam, konnten Jahrzehnte vergehen, und der wirk- liche Verfasser war dann nicht selten der rabies Theologorum (der Wut der Geist- lichen) bereits durch den Tod entnommen (H. S. Reimarus).

Wir sind in großen Umrissen den literarischen Fälschungen innerhalb des abend- ländischen Kultur- und Religionskreises nachgegangen; dies war uns möglich, weil eine Reihe kritischer Untersuchungen auf diesem Gebiet vorhanden ist. Man hat mit Recht vermutet, daß dieselben Probleme der Pseudonymität, der bewußten Täu- schung und Mystifikation auch innerhalb der religiösen Literatur der asiatischen Kulturvölker vorhanden seien, und deshalb nach kritischen Richtlinien die persischen, chinesischen und indischen Religionsurkunden untersucht. So können wir heute mit ziemlicher Sicherheit aus dem ersten Teil des Avesta, den Yasna, die sogenannten Gathas oder Lieder Zarathustras ermitteln, um die ursprüngliche Lehre dieses arischen Religionsstifters aus dem Wust späterer legendärer Überlieferung heraus- zuschälen. Auch die Diskussionen über die Echtheit des berühmten chinesischen Traktats Taoteking, als dessen Verfasser Laotse gilt, sind noch im Fluß, da sich herausgestellt hat, daß einerseits häufig Weisheitssprüche und Rätselworte aus dem Altertum übernommen und andererseits manche Einschübe in den Text gemacht wurden, die mit dem Geist Laotses sich nicht vereinigen lassen. Auch bei anderen kanonischen Werken der klassischen Literatur Chinas, z. B. bei Tschuangtse, ist anzu- nehmen, daß echtes und unechtes Gut von späteren Abschreibern durcheinander- gemischt worden ist, dessen kritische Sonderung der sinologischen Forschung noch obliegt. Ähnlich gestalten sich die Probleme auf dem Gebiet der altindischen Literatur; wurden doch z. B. die buddhistischen heiligen Texte Jahrhunderte hindurch nicht niedergeschrieben, sondern wie die der Veden mündlich überliefert. Es galt auch hier unter der bunten Oberfläche endloser Legendentexte die tiefere Schicht, den ur- sprünglichen Kern der Lehre Buddhas aus der erdrückenden Fülle späteren Lehrguts herauszulösen. Wie in der Antike wurden natürlich auch in Indien später erdachte Worte, konstruierte Gemeindeordnungen und zeremonielle Vorschriften dem Reli- gionsstifter selbst zugeschrieben, um ihnen die unbedingt nötige Autorität zu wahren und sie mit der Patina des kanonisch-geheiligten Schriftworts zu umgeben.

Digitized by Google

Fälschungen im Gebiete der Naturreiche

Von Eduard Stemplinger in Elbach

Unter den Fabeltieren, an die seit alters die Menschen glaubten, [illegible] der Drache und der Basilisk; aber niemand bekam je eins dieser Tiere [illegible]. Anders war es beim Einhorn, in Morettos Bild der „hl. Justina" und in [illegible] „Schweigen im Wald" am schönsten dargestellt. Als Hauptmittel gegen [illegible] Gift und Pestilenz war das Geweih ungemein begehrt. 1565 gab Friedrich [illegible] Dänemark sein Einhorn gegen eine große Geldsumme zum Unterpfand; 1568 [illegible] König Johann III. von Schweden an seinen Sohn, Sigismund von Polen, [illegible] ihm endlich ein neues Stück verschaffen. Ein Einhorn befand sich in der [illegible] lichen Sammlung zu Dresden, auf 100 000 Taler gewertet; Venetianer bot[illegible] für ein Exemplar 30 000 Zechinen; kostbare Bischofsstäbe bestanden aus [illegible]. In Wirklichkeit handelt es sich in den meisten Fällen um einen Stoßzahn des [illegible] wals, seltener um Fossilien. Weiterhin kannte man die sog. Baumgans, welche [illegible] Muscheln schlüpfte, die an Meeresküsten an Bäumen (meist Föhren und Fichten) [illegible] hängen. Der jüngere Thomas Plater sah auf seiner englischen Reise (1599) [illegible] Muscheln und den Kopf einer Gans, die daraus stammte; der Leibarzt Kaiser Rudolfs II., Michael Mayer, schreibt, er habe in solchen Muscheln den [illegible] Vogels mit eigenen Augen gesehen und sich überzeugt, daß er Schnabel, [illegible] Füße und Flügel und Flaum besaß; dieselbe Beobachtung berichtet Sir [illegible] Moray in den Veröffentlichungen der Londoner königlichen Gesellschaft 16[illegible]. Noch 1801 wurde eine Baumgans nebst ihrer Muschel ausgestellt. In Wirklichkeit handelt es sich um die sog. Pedunkulaten (Entenmuscheln), die man an Nordgestaden der Nordsee häufig an Pfählen und Bäumen hängen sieht. Aber ein Kopf war nie in ihnen.

In neuerer Zeit taucht immer wieder die Seeschlange in riesigen Ausmaßen auf und der Tatzelwurm, von dem eine Berliner Zeitschrift vor kurzem sogar eine Photographie bringen konnte.

In der Pflanzenwelt veranlaßte die märchenhafte Kraft des Alraun — [illegible] schützt vor Schadenzauber, macht Frauen unwiderstehlich und fruchtbar, narkotisch usw. — „gewisse Wurtzel, welche fast Händ und Füß haben, wie die Menschen" (Abraham a Santa Clara), die aber nur in Kleinasien, Italien und Griechenland wuchs, Fälschungen. „Etlich falsch Betrieger schneiden uß der Wurtzlen Bryonia, Teutschen Hundskirbs, Gestalt eines menschlichen Bilds ... und verkaufen es für die Wurtzel Alraun", sagt Brunfels, „der Vater der Botanik" (1532). Diese Bryonia ist die Zaunrübe, als Wucherpflanze bekannt. Die bekleideten Alraune, die Kaiser Rudolf II. sammelte und die jetzt noch in der Wiener Hofbibliothek zu sehen sind, stammen daher. Baumbachs Novelle „Truggold" und noch mehr H. H. Ewers Roman „Alraune" haben die Erinnerung an jene Wunderpflanze wieder aufgefrischt, die in der Renaissance (Machiavellis Lustspiel: La Mandragola) eine große Rolle spielte.

Im Reiche der Mineralien kommen zunächst die Alchimisten in Betracht. Die antike Chemie war ursprünglich in mystisches Gewand gehüllt; sie forschte nach der Urjubstanz, dem „heiligen Wasser" oder dem „Stein der Weisen". Aber nur mehr beschäftigte sie sich unter dem Deckmantel geheimen Zaubers, Edelsteine und Edelmetalle zu fälschen. Das war auch der Grund, daß Diokletian das Edikt herausgab, wonach alle alchimistischen Bücher verbrannt werden sollten. Aber diesem kaiserlichen Erlaß verdanken wir die Erhaltung der ältesten Urkunden der Chemie: ein Thebaner in Ägypten hatte damals neben Zauberbüchern sich zwei alchimistische

Digitized by Google

ptsammlungen ins Grab legen lassen, vermutlich um den Erben keine Un-
enheiten zu bereiten. Dieses Grab wurde 1828 geöffnet, die Schriften kamen
erst 1885 und 1913 zur Veröffentlichung. Der eine Papyros enthält 101 Re-
, die sich hauptsächlich mit der Verfälschung von Edelmetallen befassen, der
re 152 Anleitungen, von denen 9 die Fälschung von Edelmetallen, 73 die
chung von Edelsteinen und Perlen behandeln. Mittels Kupfer, Zinn, Quecksilber,
, Galmei, Messing und Arsenerzen wird das gold- oder silberglänzende Elektron
onnen, „so daß sogar die Fachleute über die Herkunft des Produktes im Un-
en sind", wie es heißt. Perlen werden hergestellt, indem man aus pulverisiertem
cienglas mit Wachs und Quecksilber einen Teig bereitet, der mit Tragantgummi
Eiweiß in Kuhmilch durchknetet wird.

Die Fälschung von Edelsteinen ist bis zur Stunde gang und gäbe; die Fälschung von Edelmetallen (Gold und Silber) war weiterhin Sache der Alchimisten oder dmacher. Um 1064 erklärte am Hof des Erzbischofs Adalbert von Bremen der e Paulus, er könne aus Hamburger Kupferdenaren echte byzantinische Gold-nzen machen; Vinzenz von Beauvais erbot sich um 1254, mit einem geheimnis-en Elixier jedes Metall in ein anderes zu verwandeln; Raymundus Lullus 1315) erklärte, wenn das Meer aus Quecksilber bestünde, könne er es in Gold wandeln. Mag man es häufig mit „betrogenen Betrügern" zu tun haben, der e wissentliche Fälscher ist der Franzose Le Cor, den der König zum Finanz-ister und Münzwardein erhob; seine Goldmacherei bestand darin, daß er mit n Stempel des Königs falsche Münzen schlug und in Umlauf setzte. Die Kaiserin rbara, die Witwe des Kaisers Sigismund, schmolz Kupfer und Arsenik zusammen d verkaufte diese Legierung als Silber.

Goldmacher waren in Klöstern und an Höfen sehr gesucht; Alfons von Kastilien, inrich VI. von England, die Kaiser Rudolf II., Ferdinand III. und Leopold I., r starke Kurfürst August von Sachsen hatten ihre Adepten; ein Karthäuserprior n Würzburg brachte durch alchimistische Versuche das Kloster in arge Schulden. m der Betrug ans Licht oder verloren die Auftraggeber die Geduld, so wurde der oldmacher entweder auf die Folter gespannt oder mit lebenslänglichem Kerker straft, wie der Schotte Kelley unter Rudolf II., oder fand am Galgen sein Ende, ie Honauer, Nürscheler, Montanus und Müllenfels beim Herzog von Württem-rg. Nicht jeder hatte das Glück wie der Hamburger Brandt, bei den alchimistischen xperimenten die Darstellung des Phosphors, oder wie Böttticher, das Porzellan zu finden. Jetzt ist die Goldmacherzunft längst ausgestorben; nur hie und da taucht och ein Nachläufer auf, wie in Bayern der jüngst abgeurteilte Tausend.

Goethe widmet der Alchimie in seiner „Geschichte der Farbenlehre" einen eigenen bschnitt; das dankbare Goldmachermotiv spielt in W. Raabes „Ein Geheimnis", n Kolbenheyers „Paracelsus" und in Ricarda Huchs „Der große Krieg" eine esentliche Rolle.

Seit Hookes aufsehenerregenden Veröffentlichungen über Petrefakten stürzte sich ie gelehrte Welt fieberhaft auf Fossilien aller Art. So auch der Professor und Leib-rzt des Fürstbischofs von Würzburg, Johann Bartholomäus Adam Beringer, der n einem benachbarten Steinbruch unermüdlich nach Versteinerungen suchte und eren eine Menge fand, die er 1726 in einem Buch mit schönen Kupfertafeln und einem gelehrten Kommentar veröffentlichte. Da sieht man eine versteinerte Spinne samt dem Netz, einen Schmetterling, der an einer Blume saugt, einen versteinerten Stern, Halbmond, hebräische Lettern u. ä. Der gelehrte Herr bewies, daß es sich hier um Petrefakte handelt, die das Meer in Urzeiten nach Würzburg gespült hatte. Bald aber ward es ruchbar, daß der Herr Professor das Opfer eines gutangelegten Ulkes geworden war, den sich Schüler und Gegner Beringers erlaubt hatten. Um

Digitized by Google

diese akademische Fälschung zu beseitigen, bemühte sich Beringer, alle ausgegebenen Druckexemplare zurückzubekommen und zu vernichten; aber einige blieben erhalten.

Litt hierbei nur der Ruf eines Einzelnen Schaden, so verdienen von jeher Fälschungen von Nahrungs- und Genußmitteln die schärfste Ahndung. Im Altertum wurde die Weinverfälschung offen betrieben, weil kein Gesetz dagegen vorhanden war. Zur Zeit des Kaisers Nero klagt Plinius: „Wer — auch ein Gesunder — möchte nicht vor Marmor und Gips oder zugesetztem Kalk erschrecken?“ Als warnendes Beispiel führt er den Vertrauten des Kaisers Augustus, C. Prokuleius, an, der infolge des Genusses von gegipstem Wein unter entsetzlichen Darmschmerzen starb, und fährt dann fort: „Die Weine werden schon in der Kelterei gefälscht. Nicht einmal Schwerreiche erhalten naturreine Marken; bei manchem Wein kann man gar nicht sagen, welches eigentlich seine Natur ist, da man dafür eigene Fabriken errichtet hat, wobei man mit Rauch, leider Gottes auch mit Kräutern und schädlichen Chemikalien fälscht.“ Wie stellte man z. B. eine sehr beliebte Marke, amineischen Wein, her? Didymos gibt das Rezept: „Nimm 8½ gr Aloe, 13 gr Ammonium, 17 gr Kostwurz, 39 gr Steinklee, 17 gr Salomonssiegel, 8½ gr Narde, 13 gr Zimtrinde, zusammen auf 275 l.“ Die Weinpantscher starben aber auch nicht aus, als das Gesetz gegen sie vorging. So mußte der Brüsseler Rat 1384 eigens verbieten, dem Wein Vitriol, Quecksilber oder Galmei zuzusetzen; Kaiser Friedrich III. bedrohte 1475 Weinverfälscher mit schwersten Strafen. Und heute noch sind wir vor Fälschungen trotz des scharfen Weingesetzes von 1909 nicht sicher; denn soviel Madeira, Médoc, Bordeaux u. a. kann unmöglich wachsen, wie gehandelt und getrunken wird; ebenso ist's mit reinem Rum und Arrak.

Auch sonstige Nahrungsmittel wurden seit jeher gefälscht: Mehl wird mit Gips (bis zu 30 v. H.), Schwerspat und anderen farblosen Pulvern gestreckt, Nudeln färbt man mit Pikrinsäure, Teeblätter mischt man mit bereits abgebrühten und wieder getrockneten, gemahlener Kaffee erfährt Zusätze von Zichorie und gebranntem Getreide, Kakao und Schokolade enthalten oft Stärke, Mehl, Ocker, Kalk u. ähnl.

Sogar Heilmittel wurden gefälscht. Der antike Arzt Galen klagt über die „verdammten Drogenhändler“, die aber ihrerseits wieder von den Kräutlern betrogen wurden. Diese, sagt Galen, verstanden ihre Fälschungen so täuschend herzustellen, „daß selbst die besten Kenner sie nicht von den Naturmitteln unterscheiden konnten“; er kannte dies Gewerbe; denn er hatte in seiner Jugend bei einem Manne Unterricht gehabt, der Balsam, lemnische Erde, weiße Zinkblumen und andere kostbare Drogen aufs genaueste nachmachte. Dies Geschäft blühte auch noch bis in die Neuzeit herein, als welsche Hausierer durch alle Länder zogen und Heilwurzeln, Säfte, Theriak und Wunderbalsam verkauften.

Aber auch geistige Belange verfielen den Künsten von Betrügern, wenn sie das gewöhnliche Maß überschritten. So erwachte in der römischen Kaiserzeit ein ungemeines Interesse der Vergnügungsreisenden an Merkwürdigkeiten und Altertümern; dem kamen die Verwalter von Tempeln, die zugleich Museen waren, entgegen. So hing im Tempel zu Sparta das berühmte Ei der Leda: vermutlich ein Straußenei; in Chaironeia war das von Zeus stammende Szepter des Agamemnon zu sehen, in einem Apollotempel zu Sikyon ein Stück der Marsyashaut und das Gewebe der Penelope; zu Panopeus in Phokien waren Reste der Lehmerde aufbewahrt, aus der Prometheus den ersten Menschen geformt hatte; zu Koptos und Memphis verehrten Gläubige das Haar, das sich Isis aus Schmerz über den Tod des Osiris ausgerissen hatte.

In ähnlicher Weise wurde im Mittelalter dem frommen Bedürfnis nach Reliquien Rechnung getragen. Man zeigte Stücke von der Arche Noahs und vom brennenden Dornbusch am Horeb, von der Krippe Christi, einen Zahn des hl. Johannes, die

Digitized by Google

, aus der Adam geformt wurde; Ingenieur Feldhaus sah noch im Frühjahr in der Kirche zu Doberan in Mecklenburg eine Flasche mit ägyptischer Finster- Im 9. Jahrhundert trieben die Römer „einen förmlichen Handel mit Leichen, quien und Heiligenbildern" (Gregorovius); 827 stahlen Franken die Reste der gen Marcellinus und Petrus; 849 raubte ein Presbyter von Reims eine Leiche, r für die Mutter Konstantins ausgab; in verschiedenen Kirchen (in Rom, bei se, bei Bologna, am Montserrat, bei Trapezunt) verehrte man Madonnen- r, die aus der Hand des Apostels Lukas stammen sollten; mit der Zeit schrieb die Legende rund 600 Bilder zu. 1239 sandte Kaiser Balduin II. dem französi- König die Dornenkrone Christi als Geschenk; am 23. Juli 1164 wurden die eine der hl. drei Könige in Köln feierlich empfangen. Der Bedarf an Reliquien s immer mehr; so traten die Kölner 1106 eine Anzahl von Reliquien der 10 000 gfrauen an belgische Kirchen ab. Offenbare Fälschungen sind festzustellen, wenn den Kopf Johannes des Täufers in Amiens, Emesa und Konstantinopel zeigte wenn die Hand des Apostels Thomas in St. Denis, Moabar und Maastricht hrt wurde.

uch bei den mittelalterlichen Gottesurteilen ging es nicht ohne Betrug ab; denn terne Prüfungen der Berichte und Akten lassen darüber keinen Zweifel auf- men, daß eine Reihe der schwersten Ordalien, insbesondere der Feuerproben, e Schaden für die Angeklagten verlief. Man wendete natürliche Mittel, z. B. ben, an, wie Gregor von Tours schreibt, um Brandwunden zu vermeiden, rieb mit gewissen Pflanzensäften ein, gebrauchte bestimmte Steine und dergleichen. erzählte man schon von dem Magier Simon, daß er ohne Schaden über glühende len ging. Mit der Zeit sprach man offen über derlei Fälschungen. Isot hinter- t bei Gottfried von Straßburg durch eine doppelsinnige Eidesformel das Ordal; einem anonymen Gedicht aus der gleichen Zeit verlangt ein eifersüchtiges Weib, Mann solle seine Treue durch Tragen eines glühenden Eisens erhärten:

„da het er ein gefüegen span
vor in den ermel getan;
den lie er fallen in die hant,
daz sin daz wip nicht bevant."

Unzählige italienische und französische Renaissancenovellen behandeln dieses Mo- , das noch Hans Sachs in seiner Posse „Das heiß Eisen" mit Glück verwertet.

Die Menschen aller Zeiten fühlen in sich den Drang, in die Zukunft zu schauen, Schadenzauber auf mystische Weise abzuwehren und das Glück zu erzwingen. er fanden von jeher Gaukler ein dankbares Feld. Der Satiriker Juvenal entwirft sprechendes Bild ihrer Tätigkeit, das für alle Zeiten gilt. Namentlich das weib- he Geschlecht, sagt er, ist der Mystik zugänglich. Versagt das Priesterorakel, dann erläßt ihr Heu und den Handkorb flugs eine zitternde Jüdin und bettelt ins heim- he Ohr ihr, nennt eine Kennerin sich der Gesetze von Solyma... Auch um die einste Münze verkaufen die Juden die Träume von jeglicher Sorte... Weiter rbürgt einen zärtlichen Freund und großes Vermächtnis eines vereinsamten Rei- en ein Seher Armeniens oder aus Kommagene, sobald eine Taube noch warm beschaut hat, Herzen von Hühnern durchforscht er... Größerer Glaube jedoch ird Astrologen gespendet. Von diesen der Oberste ist, wer öfters verbannt war. as weckt Glauben an seine Befähigung, wenn er einmal war doppelt gefesselt... st die Befragende von mittlerem Stand, so zieht sie das Los und bietet die Hand in einem Gaukler, dafür ihm häufige Küßchen gewährend. Reichere lassen für Geld ch von phrygischen, indischen Augurn Auskunft geben, von Männern der Him- elsbewegungen kundig."

Ursprünglich dachte man sich alle Weissagung durch dämonische Einwirkung ent-

Digitized by Google

standen. Sogar im Bauchredner sah die vorchristliche Welt einen Menschen, [...] ein weissagender Dämon spricht. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges gel[...] Bauchredner, namens Eurykles, zu gleichem Ansehen wie zur Zeit Luthers [...] sache Frau aus Rovigo, namens Jacoba, zu der Scharen von Menschen [...] Selbstverständlich machten sich Betrüger diesen Glauben zunutze: falsche [...] des 16. bis 19. Jahrhunderts betörten als Bauchredner Gläubige.

Epileptiker, Hysterische, Somnambule, in Trancezustand Versetzte erre[...] alters den Anschein „Besessener"; solcher Medien bediente man sich nich[t] allen Zeiten zu Täuschungszwecken. Einer der merkwürdigsten Fälle trug [...] Zeit der Reformation in der Schweiz zu. Der Barfüßer- und der Pred[i]ger waren wegen einer dogmatischen Frage in heftige Fehde geraten. Da mißb[...] vier Mönche des Predigerordens in Bern einen einfältigen Laienbruder [...] Letzter, durch vorgetäuschte Visionen und narkotische Tränke, auszusagen, d[...] füßer Alexander von Hales und Johannes Secundus, Leuchten ihres Ordens [...] im Fegfeuer und dergleichen. Schließlich mußte er durch eine Röhre, die [...] am Mund eines Marienbildes angebracht war, in Gegenwart von vier Ko[n]s verkünden, Bern werde untergehen, wenn es die Barfüßer nicht vertreibe. [...] kam der Betrug zu Tage: die vier Verbrecher wurden 1509 in Bern verbr[annt].

Alle Künste des Okkultismus, von vielen in gutem Glauben ausgeübt, wurd[en] jeher auch von Betrügern angewendet, ob es sich nun um Geisterzitieru[ng] sonstigen Zauber handelt; nur entsprechen sie dem technischen oder naturwiss[en]lichen Wissensstand ihrer Zeiten.

Vom ersten Fälschertrick größeren Maßstabs hören wir im Bacchanalien[pro]zeß 186 v. Chr. in Rom. Nach den Aussagen der Hispala liefen Weiber als Bacch[an]nen mit brennenden Fackeln zum Tiber und tauchten sie ins Wasser. Zu ihres [...] der Zuschauer unbeschreiblichem Erstaunen flammten die Fackeln beim [...] nehmen aus dem Flusse noch mächtiger auf. Sie waren eben mit Schwefel [...] ungelöschtem Kalk getränkt. Hier haben wir die früheste Erwähnung der sog. [...] wasserzündsätze, die man späterhin im „griechischen Feuer" wieder findet. [...] hin wurden die Eingeweihten, erzählt Hispala, plötzlich von den Göttern [...] Das heißt, sie wurden von unsichtbaren Maschinen in die Höhe gehoben [...] Seitengrotten niedergesetzt: narkotische Dämpfe, aufregende Musik, dämm[e]rig Dunkel unterstützten den Betrug.

Dem Presbyter Hippolytos († 236) verdanken wir ein Werk „Widerlegu[ng] Ketzereien", dessen 4. Buch uns eingehend über antike Fälschungen auf okkultist[i]schem Gebiet unterrichtet, die sich neben neuzeitlichen gut sehen lassen können. So ließ [...] Magier Götter in einem abgedunkelten Raum erscheinen. Er zeichnete zunächst [...] Umriß der betreffenden Gottheit (Asklepios oder Hekate) auf eine weiße W[and]; dann füllte er die Umrisse mit einer Mischung aus Asphalt und lakonischem P[ech]. Wollte er nun dem Ratsuchenden den Gott erscheinen lassen, dann schwang er [...] vorausgegangenem Hokuspokus wie in Verzückung eine brennende Fackel, bis [...] Bild an der Wand Feuer fing. Um derlei Erscheinungen auch beim Tageslicht [...] bewerkstelligen, gebrauchte man phosphoreszierende Substanzen, die sich schon [...] der Sonnenwärme entzündeten.

Bisweilen erschien der Magier als Gott selbst verkleidet, wobei sein Haupt [...] lodernden Flammen umspielt wurde. Der Magier hatte nämlich zuvor Meerschw[ein] mit Most gekocht und pulverisierten Weihrauch oder Schwefel beigesetzt; mit [...] Flüssigkeit tränkte er seine Haare; sobald er nun mit einer brennenden Fackel [...] Kerze nahe kam, flammte sein Haar lichterloh auf, ohne ihm zu schaden. Oder [er] hauchte Feuer aus dem Munde. Dazu nahm er hohle Galläpfel in den Mund, [...] er mit glimmendem Werg gefüllt hatte, und blies hinein. Auf diese Weise [...]

Digitized by Google

schon der Sklave Eunus im sizilischen Sklavenaufstand von 134 v. Chr. in der Rolle eines Wundermannes die Führerrolle gewonnen. Oder der Magier ließ, um seine Göttlichkeit zu erweisen, das Opferfeuer am Altar ohne sichtbares Zutun plötzlich aufleuchten, verwandelte Wasser in Wein u. ä., rief durch Verbrennung narkotischer Substanzen Autosuggestionen hervor, so daß die Teilnehmer Erdbeben zu spüren vermeinten, Weinreben plötzlich blühen und reifen sahen, abenteuerliche Tiere und Menschengestalten erblickten, glaubten, das Opfertier schnitte sich selber den Hals ab, sie selber seien in Vögel oder Raubtiere verwandelt, flögen in der Luft oder schwämmen unter dem Wasser.

Wie ließ der Magier Götter beim sog. Beckenzauber erscheinen? Zum Zauber dient ein verschlossenes Gemach, dessen Decke himmelblau gestrichen war; in der Mitte ist auf einem entsprechend großen Ausschnitt des Estrichs ein wassergefülltes Steinbecken mit einem Glasboden; nun läßt der Magier bei künstlicher Beleuchtung seinen Gehilfen als Gott verkleidet unter dem Glasboden erscheinen, der die himmelblaue Decke widerspiegelt, und auf die Fragen mit entsprechenden Gesten antworten.

Sogar Totenschädel wurden zum Wahrsagen benützt. Man modellierte einen Schädel aus Asphalt, überzog ihn mit einer feinen Tierhaut und weißte ihn mit Gips. Dann gab der Magier entweder als Bauchredner dem Fragesteller Bescheid oder ließ durch ein Sprachrohr, das am Schädel unsichtbar angebracht war, einen Gehilfen antworten. Damit nun der Schädel gleichsam durch dämonische Kraft zu verschwinden schien, häufte der Magier ein Häuflein Kohlen um ihn, als wenn er ein Rauchopfer darbringen wollte; durch die Hitze des Feuers schmolz natürlich der Asphaltschädel.

All diese Fälscherkünste vereinigte der größte Betrüger des Altertums in sich, Alexander von Abunoteichos (j. Ineboli) am Schwarzen Meer. Der schöne, stattliche Mann von staunenswertem Gedächtnis hatte bei einem Quacksalber die Anfangsgründe der Gaukelei gelernt. Nach dessen Tod verband er sich mit einem Gleichgesinnten, war aber bald des kleinen Verdienstes müde. Beide gründeten, großzügig veranlagt, in Abunoteichos ein neues Orakel. Sie vergruben gegenüber Byzanz im uralten Apollontempel zu Chalzedon ein paar alte Bronzetafeln mit der Inschrift: Asklepios wird in nächster Zeit mit seinem Vater Apollon sich in Abunoteichos niederlassen. Natürlich wurden die Tafeln eines Tags gefunden, erregten ungemeines Aufsehen und der Stadtrat von Abunoteichos beschloß sofort, einen Tempel für Asklepios zu bauen. Alexander reiste voraus, sein Spießgeselle aber ließ in Chalzedon noch allerhand Orakelsprüche verkünden, u. a. einen Spruch der Sibylle: „In der ummauerten Burg bei Sinope am Ufer des Pontus wird, wenn Italer herrschen, ein großer Prophet einst erstehen: Dreimal zehn zu eins und zwanzig dreimal zu fünf, gibt vier Buchstaben vom Namen des heilverkündenden Mannes". Das ergab nach griechischer Zahlenangabe Alex(andros).

Bald darauf starb dieser Spießgeselle am Biß einer Giftschlange, dem Alexander sicher sehr gelegen. Dieser führte nun in seiner Vaterstadt längere Zeit ein abgeschlossenes Leben, täuschte wiederholt ekstatische Zustände vor, wobei ihm Schaum aus dem Munde troff: er kaute nämlich Seifenwurzeln. Einmal versteckte er in einem Wassertümpel bei den Grundmauern des begonnenen Asklepiostempels ein ausgeblasenes Gänseei, das eine kleine, eben erst ausgekrochene Schlange enthielt. Am andern Morgen verkündete er auf dem Marktplatz dem schnellgesammelten Volke, der Gott Asklepios werde heute beim angefangenen Tempel leibhaftig in Gestalt einer Schlange erscheinen. Dabei geriet er in Ekstase, fing einen Paian zu singen an und eilte, wie in dämonischer Verzückung, zum Wassertümpel, von Tausenden begleitet. Dort stimmte er einen Hymnos auf Asklepios an, vom Volk refrainartig unterstützt, schöpfte mit einer Schale das Gänseei heraus, dessen Öffnung er

Digitized by Google

mit weißem Wachs verklebt hatte. Unter feierlichen Zeremonien zerbrach [illegible] Schale, die kleine Schlange ringelte sich um seine Finger und er rief begeis[illegible] „Siehe da, Asklepios!“ Und das ganze Volk stürzte auf die Knie und betet[illegible] ander aber ging im Triumphzug mit seinem Gotte nach Hause.

Von nun an begann der Orakelbetrieb im großen. Alexander saß daheim in [illegible] halbdunklen Raum auf einem Prunksessel, eine große Schlange um den [illegible] wunden. Ihren Kopf aber barg er im Gewandbausch; dafür ließ er einen aus [illegible] wand gefertigten Schlangenkopf sehen, der einem Menschengesicht ähnelte und [illegible] mittels innen angebrachter Pferdehaare öffnen und schließen ließ. Er verkün[illegible] der Gott werde Orakel geben, sobald sein Tempel fertig sei. Mit fieberhafter [illegible] wurde er in kurzem vollendet. Nun mußten die Fragen wohlversiegelt ein[illegible] werden, die die Gläubigen anscheinend unerbrochen zurückerhielten; die A[illegible] des Gottes stand darin. Natürlich öffnete der Betrüger die Zuschriften mit [illegible] glühenden Nadel, löste das Wachssiegel vorsichtig ab und klebte es wieder über [illegible] Bindfäden. Oder er nahm mittels einer Masse, gemischt aus Pech, feingeri[illegible] Kristall, Wachs und Mastix Siegelabdrücke. Die Bescheide waren äußerst vorsi[illegible] meist doppeldeutig abgefaßt.

Der Zudrang zu diesem Orakel war in kurzer Zeit außerordentlich groß, [illegible] in der Stadt häufig Lebensmittelnot herrschte. Die Fragegebühr betrug nach [illegible] gem Geldwert etwa 1 Mk.; Alexanders Einnahmen beliefen sich etwa 20 Jahre [illegible] jährlich auf 60 000 Mk. Aber er hatte auch große Ausgaben für Diener, [illegible] schafter, Spruchdichter und Helfershelfer aller Art.

Ganz ohne Widerstand blieb ja der Betrieb nicht. Insbesondere unter den [illegible] kureern und Christen — Alexander nannte sie „Atheisten und Christen“ — erh[illegible] sich Zweifler und Feinde. Alexander wiegelte die Anhänger gegen die Feinde [illegible] „Gottes“ auf und verkündete: wolle man fernerhin der göttlichen Hilfe teilh[illegible] werden, müsse man jene steinigen. Um aber etwaige Zweifel zu ersticken, [illegible] jetzt öfters die Schlange selbst (den Gott) die Bescheide geben. Zu diesem Z[illegible] ließ er eine Röhre in den künstlichen Schlangenkopf einführen, durch welche [illegible] Gehilfe redete. Solche unmittelbaren Bescheide mußten teuer bezahlt werden.

Man glaube ja nicht, nur Ungebildete seien diesem Fälscher zum Opfer gefa[illegible] Der gottesfürchtige Konsul P. Mummius Lisenna Rutilianus vermählte sich [illegible] Geheiß jenes Orakels im Alter von 60 Jahren mit einer Tochter Alexanders, [illegible] Mutter Selene, die Mondgöttin, gewesen sein sollte. Auf Alexanders Rat [illegible] Kaiser Mark Aurel zwei Löwen in die Donau werfen, als er den Krieg gegen [illegible] germanischen Quaden und Markomannen begann. Freilich schwammen die Tie[illegible] über den Strom und wurden drüben von den Barbaren erschlagen, und der K[illegible] erlitt eine schwere Niederlage. Als in jenen Zeiten eine Epidemie in einem gro[illegible] Teil des römischen Reiches wütete — ein römischer Grabstein im Chiemgau erin[illegible] daran —, da trug arm und reich, hoch und niedrig ein Amulett mit einem Ora[illegible] spruch, den Alexander verkündet hatte. Münzen wurden geschlagen, die den G[illegible] Alexanders zeigen; einige sind noch erhalten.

Der falsche Prophet hatte von sich vorausgesagt, er werde im Alter von 150 Je[illegible] ren vom Blitze des Zeus erschlagen werden. Aber er starb schon mit 70 Jahren [illegible] vermutlich an Arterienverkalkung i. J. 171. Trotzdem brachte man noch nach sein[illegible] Ableben seiner Statue auf dem Marktplatz in Parion (Mysien) Opfer dar wie einem Gotte. Ebenso wurde sein Orakelbetrieb von seinen Erben erfolgreich bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts fortgesetzt.

Die Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker liefert Ergänzungen zu diesen Fälscherkünsten. Nach der Zimmernschen Chronik richteten die Reichenauer Mönche ein unheimlich beleuchtetes Schiff her, auf dem nachts ein „Geist“ auf der

Digitized by Google

delsee fuhr, den einst ein Abt des Klosters einem Herrn von Bodmann geschenkt
z. Der „Geist" mußte auf Befragen mit hohler Stimme sagen, er könne nicht
zur Ruhe gelangen, bis nicht der Mindelsee nach Reichenau zurückgefallen sei.
vermuten, daß die schlauen Mönche ihren Zweck erreichten.

ie Geschichte des Spiritismus und Magnetismus liefert prächtige Gegenstücke zu
antiken Beispielen. Man denke nur an die Geisterbeschwörungen des Wiener
eewirtes Schrepfer; an die Exorzismen des Joh. Joseph Gaßner, der einen
eheuren Zulauf aus Böhmen, Österreich, Bayern, Franken, den Rheinlanden
e, als er in Regensburg wirkte (bis 1777); an Cagliostro, der durch Gold-
herei, Geisterbeschwörungen und andern „ägyptischen" Zauber in den höchsten
isen Europas Zutritt hatte — Goethe hat ihn im „Großkophta" und Schiller im
eisterseher" festgehalten —; an Wöllner, der bei seinen abenteuerlichen Toten-
hwörungen einmal auch den Schatten des Julius Cäsar zitierte und — mit Hilfe
es Bauchredners — mit dem gutgläubigen König Friedrich Wilhelm II. Zwie-
ache halten ließ; an den Photographen Buguet, der vor Gericht (1875) eingestand,
berühmten Geisteraufnahmen gemacht zu haben; an Home, der, selbst ein ge-
ktes Medium, 1877 ein aufschlußreiches Buch über spiritistische Fälschungen ver-
ntlichte; an die aufsehenerregenden Berichte von Schrenck-Notzing, die sich fast alle
Täuschungen erwiesen; an die Seherin Marie-Anne Lenormand († 1843), hoch-
hrt von Robespierre, Napoleon und den Bourbonen, deren Großsprechereien, sie
estehe chaldäisch, lese alle Hieroglyphen, besitze das Siegel des Großen Orients,
te die Kabinette Asiens, magnetisiere ihre Wächter usw., sich durchwegs als Hum-
g herausstellten.

Fälschungen im Lichte des Gesetzes

Von Max Reschreiter in München

Alles und jedes, dem die Menschen je irgendeinen materiellen oder ideellen Wert zugemessen haben, ist von altersher der Fälschung unterlegen. Geld und Gold, delsteine und Kostbarkeiten, Urkunden und Wertzeichen, Kunstgegenstände und uriositäten, alle Gegenstände des täglichen Handels wie Lebens- und Genußmittel, itel und Orden, Legitimationen und Zeugnisse, Handschriften und Bücher und riefe, die Identität von Lebenden und Toten, — alles ist schon gefälscht worden u allen Zeiten, und wird immer wieder gefälscht.

„Und Rebekka nahm Esaus, ihres größeren Sohnes, köstliche Kleider, die sie bei sich im ause hatte, und zog sie Jakob an, ihrem kleineren Sohne; aber das Fell von den Böcklein at sie um seine Hände, und wo er glatt war, am Halse. Also trat Jakob zu seinem Vater saak, und er kannte ihn nicht, denn seine Hände waren rauh, wie Esaus, seines Bruders. nd er segnete ihn." (I Mos. 27/15.)

So beginnt schon die Geschichte des Stammvaters Jakob mit dem ersten biblisch eglaubigten Fall einer Fälschung. Alle Organisationen der menschlichen Gesell-chaft, alle Institutionen des Rechtes jedes Staates mußten zu allen Zeiten den Kampf gegen die Fälschungen jeder Art vorbereiten und durchführen. In den meisten Fällen war und ist die Triebfeder der Fälschungen die menschliche Ge-winnsucht, der Wille, mühelos reich zu werden; aber auch alle anderen menschlichen Leidenschaften, Sensationslust und Angst, Liebe und Haß sind häufige Motive für Fälschungen.

Unter „Fälschungen" faßt man zwei ganz verschiedene Tatbestände zusammen: Fälschen und Verfälschen. Das eigentliche „Fälschen" ist jede Handlung, durch welche Echtes nachgeahmt wird, das fälschliche Anfertigen eines Gegenstandes durch

Digitized by Google

einen Unberechtigten, um die Täuschung der Echtheit zu erzielen; z. B. die fälschliche Anfertigung einer Urkunde, eines Passes, eines Zeugnisses oder einer Banknote, einer „echten" Perle, einer „Antiquität" oder eines „echten Rubens".

Weiter versteht man aber auch rechtlich unter Fälschung die Verfälschung, jede Handlung, durch welche etwas Echtes falsch gemacht wird, in seinem Inhalt oder Wert oder seiner Herkunft zum Zwecke der Täuschung verändert wird; z. B. die Veränderung des Textes einer Urkunde, die Beifügung oder Beseitigung einzelner Worte oder Zahlen in einem Brief, die Veränderung der Zahl eines Schecks oder einer Banknote, die Hinzufügung eines berühmten Namens auf einem wirklich alten Bilde.

Die meisten Fälschungen haben sich naturgemäß immer mit dem befaßt, was den Menschen am meisten wert ist, was ihnen am unmittelbarsten und leichtesten Gewinn bringen kann: einerseits mit Geld oder Geldeswert, andererseits mit Urkunden, deren Besitz Geld oder seinen Gegenwert beschaffen oder sichern soll. Münzverbrechen und Urkundenfälschungen gab es immer und überall; und jede Ordnung eines Gemeinwesens hat im Interesse der Sicherung ihres Wirtschaftslebens diesen Fälschungen den erbittertsten Kampf angesagt und die schwersten Strafen angedroht.

Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch bestimmt:

Wer echtes Metall- oder Papiergeld nachahmt, um es als echt zu gebrauchen oder in Verkehr zu bringen, oder wer in der gleichen Absicht echtem Gelde durch Veränderung den Schein eines höheren Wertes, oder außer Geltung gesetztem Gelde durch Veränderung das Ansehen eines noch geltenden Geldes gibt, wird wegen Münzfälschung mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft, nur bei mildernden Umständen mit Gefängnis. Die gleiche Strafe bedroht denjenigen, der solches nachgemachte oder verfälschte Geld als echtes in den Verkehr bringt oder zum Zwecke der Verbreitung aus dem Ausland einführt (Münzbetrug). Als Papiergeld in diesem Sinne gelten auch die auf den Inhaber lautenden Schuldverschreibungen, Banknoten und Aktien, die vom Reiche, einem Bundesstaat oder fremden Staat oder von einer zur Ausgabe solcher Papiere berechtigten Gemeinde, Gesellschaft oder Privatperson ausgestellt werden.

Das Anfertigen oder Beschaffen von Fälschungswerkzeugen für Geld zum Zwecke eines Münzverbrechens wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft.

Ebenfalls mit Gefängnis wird bestraft, wer echte Metallgeldstücke durch Beschneiden oder Abfeilen oder sonstwie verringert und als vollwertig in Verkehr bringt.

Die gleichen schweren Strafen sind für Urkundenfälschung vorgesehen:

Wer unbefugt eine inländische oder ausländische öffentliche — also von einer Behörde ordnungsgemäß aufgenommene — Urkunde oder eine Privaturkunde, die zum Beweise von Rechten oder Rechtsverhältnissen von Erheblichkeit ist, verfälscht oder fälschlich anfertigt und von ihr zum Zwecke einer Täuschung Gebrauch macht, — ebenso, wer einem mit einer Unterschrift eines anderen versehenen Papier ohne Wissen desselben oder seiner Anordnung zuwider durch Ausfüllung einen urkundlichen Inhalt gibt, wird wegen Urkundenfälschung mit Gefängnis bestraft. War die Veranlassung hierzu die Absicht, sich oder einem anderen einen Vermögensvorteil zu verschaffen, so erhöht und verschärft sich die Strafe bei der Fälschung einer Privaturkunde auf Zuchthaus bis zu 5 Jahren, bei einer öffentlichen Urkunde bis zu 10 Jahren.

Der Urkundenfälschung wird gleichgestellt, wenn jemand von einer falschen oder verfälschten Urkunde wissentlich zum Zwecke einer Täuschung Gebrauch macht.

Gegen die „intellektuelle Urkundenfälschung" wendet sich die Strafandrohung: Wer vorsätzlich bewirkt, daß Erklärungen, Verhandlungen oder Tatsachen, die für Rechte oder Rechtsverhältnisse von Erheblichkeit sind, in öffentlichen Urkunden,

Digitized by Google

Büchern oder Registern als abgegeben oder geschehen beurkundet werden, während sie überhaupt nicht oder in anderer Weise oder von einer anderen Person oder von einer Person in ihr nicht zustehender Eigenschaft abgegeben oder geschehen sind, wird mit Gefängnis- oder Geldstrafe bestraft; wenn die Handlung geschehen ist, um sich oder einem anderen einen Vermögensvorteil zu verschaffen, oder einem anderen Schaden zuzufügen, wird sie mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren bestraft. Gleiche Strafe trifft denjenigen, der wissentlich von einer solchen falschen Urkunde zum Zwecke einer Täuschung Gebrauch macht.

In das Gebiet der Urkundenfälschung gehört noch die Grenzfälschung — wer einen Grenzstein oder ein anderes zur Bezeichnung einer Grenze bestimmtes Merkmal wegnimmt, unkenntlich macht, verrückt oder fälschlich setzt —, ferner die Beschädigung oder Unterdrückung von Urkunden, die dem Täter nicht oder nicht ausschließlich gehören, wenn diese Handlungen geschehen, um einem Anderen Nachteil zuzufügen; auch hierfür sind Gefängnisstrafen angedroht.

Besondere Fälle der Urkundenfälschung stellen die sogenannten Legitimationsfälschungen dar: Wer, um Behörden oder Privatpersonen zu täuschen, Pässe, Militärpapiere oder sonstige Legitimationspapiere, Dienst- oder Arbeitsbücher, Führungszeugnisse usw. fälschlich anfertigt oder verfälscht oder wissentlich von einer solchen Urkunde Gebrauch macht oder solche Anderen zum Gebrauch überläßt, wird mit Haft- oder Geldstrafe bedroht.

Ferner die Fälschung ärztlicher Zeugnisse: Wer unter der ihm nicht zustehenden Bezeichnung als Arzt oder unberechtigt unter den Namen solcher Personen Zeugnisse über seinen oder eines Anderen Gesundheitszustand ausstellt oder ein derartiges echtes Zeugnis verfälscht und davon zum Zwecke der Täuschung von Behörden oder Versicherungsgesellschaften Gebrauch macht, wird mit Gefängnis bestraft.

Und die Stempel- und Markenfälschung: Gefängnis nicht unter drei Monaten ist demjenigen angedroht, der unechtes Stempelpapier, unechte Marken, unechte Post- oder Telegraphenvermerke oder gestempelte Briefkuverts zur Verwendung als echte anfertigt, oder aber wissentlich von falschen oder gefälschten Stempelpapieren oder Marken usw. Gebrauch macht, oder wer echte Stempelpapiere, Marken usw. in der Absicht verfälscht, sie zu einem höheren Wert zu verwenden.

Besonders schwere Strafen sind naturgemäß Fälschungen angedroht, durch welche lebenswichtige öffentliche Interessen berührt werden. Wegen diplomatischem Landesverrat wird mit Gefängnis nicht unter zwei Jahren bestraft, wer vorsätzlich zur Gefährdung der Rechte des Deutschen Reiches im Verhältnis zu einer anderen Regierung die über solche Rechte sprechenden Urkunden oder Beweismittel verfälscht oder unterdrückt. Wahlfälschung (Gefängnisstrafe bis zu drei Jahren) begeht, wer ein unrichtiges Ergebnis von Wahlhandlungen vorsätzlich herbeiführt oder das Ergebnis verfälscht.

Gefängnisstrafe nicht unter einem Monat bedroht einen zur Aufnahme öffentlicher Urkunden befugten Beamten, der fälschlich eine rechtserhebliche Tatsache falsch beurkundet oder falsch einträgt, sowie jeden Beamten, der eine ihm amtlich anvertraute oder zugängliche Urkunde vorsätzlich verfälscht oder beschädigt. War der Zweck solcher Handlungen die Absicht, sich oder einem Anderen einen Vermögensvorteil zu verschaffen oder einem Anderen Schaden zuzufügen, ist die Strafe Zuchthaus bis zu 10 Jahren.

Telegraphenbeamte, welche die einer Telegraphenanstalt anvertrauten Depeschen verfälschen, oder die Verfälschung einem Anderen gestatten oder hierzu Hilfe leisten, werden mit Gefängnis bestraft. Hierbei werden den Depeschen gleichgeachtet die Nachrichten, die durch eine zu öffentlichen Zwecken dienende Fernsprechanlage vermittelt werden.

Digitized by Google

Die Vorschläge der amtlichen Strafrechtskommission für das kommende Deutsche Strafrecht sehen für den Titel „Urkundenfälschung" eine Reihe von Änderungen vor. Zunächst wird neben der Urkunde der Begriff des „öffentlichen Beglaubigungszeichens" eingeführt; daneben wird das Gebiet des Geschützten im allgemeinen erweitert, und die Fassungen werden an allgemeiner Verständlichkeit gewinnen. An Stelle der Absicht der Schädigung eines Anderen wird die Absicht der Täuschung im Rechtsverkehr in den Vordergrund geschoben. Ferner soll in Zukunft auch das bloße Herstellen — auch ohne Davon-Gebrauchmachen — die Strafe wegen Urkundenfälschung nach sich ziehen.

Gegen die Fälschung von Lebensmitteln wendet sich das Gesetz über den Verkehr mit Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen vom 5. 7. 1927, Neufassung vom 17. 1. 1936. § 4 dieses Gesetzes verbietet — bei Freiheitsstrafen bis zu 6 Monaten — zum Zwecke der Täuschung im Handel und Verkehr Lebensmittel nachzumachen oder zu verfälschen, nachgemachte oder verfälschte Lebensmittel ohne ausreichende Kenntlichmachung anzubieten, zu verkaufen oder sonstwie in den Verkehr zu bringen; oder Lebensmittel unter irreführender Bezeichnung, Angabe oder Aufmachung — auch bezüglich der Herkunft, der Zeit der Herstellung, der Menge oder des Gewichtes — anzubieten, zum Verkauf vorrätig zu halten oder sonst in den Verkehr zu bringen. Als Lebensmittel im Sinne dieses Gesetzes gelten alle Stoffe, die dazu bestimmt sind, in unverändertem oder zubereitetem oder verarbeitetem Zustand vom Menschen gegessen oder getrunken zu werden; den Lebensmitteln werden gleichgestellt Rauch-, Schnupf- und Kautabak. Das Gesetz regelt auch eingehend die Überwachung des Verkehrs mit Lebensmitteln.

Die Fälschung oder Verfälschung von Wein bekämpft das Weingesetz vom 25. 7. 1930 mit seinen drei Ausführungsverordnungen vom 16. 7. 1932, 29. 8. 1935 und zuletzt 6. 5. 1936. Es verbietet, Wein nachzumachen oder Wein unter einer irreführenden Bezeichnung, Angabe oder Aufmachung anzubieten, vorrätig zu halten, zu verkaufen oder sonst in den Verkehr zu bringen. Es enthält auch genaue Bestimmungen gegen die Verfälschung von Wein, weinhaltige Getränke, Schaumwein und Weinbrand und regelt die Überwachung der Herstellung von Wein und den Verkehr mit Wein.

Daß trotz der schweren Strafandrohung — bis zu zwei Jahren Gefängnis — immer wieder Weinfälschungen betrieben werden, hat erst vor wenigen Monaten der große Mainzer Weinfälscher-Prozeß gezeigt; hier hat man erfahren, wie von den Fälscherbrüdern nicht nur die verschiedensten Weinqualitäten — Schoppenwein, Tischwein und Kreszenzen von —.85 bis 2.40 RM. — je nach eingehenden Bestellungen aus ein und demselben Faß geliefert worden sind, sondern auch das gleiche Faß je nach Bedürfnis Rheinwein oder Moselwein oder Pfalzwein geliefert hat.

Daß sämtliche Rauschgifte — Opium, Morphium, Kokain, Heroin — in großem Umfang gefälscht und verfälscht werden, ist allgemein bekannt; ganze Organisationen befassen sich mit dem Vertrieb solcher gefälschten oder verfälschten Gifte.

Außer Geld und Urkunden und den Gegenständen des täglichen Bedarfes ist zu allen Zeiten verfälscht oder gefälscht worden, was irgendwelchen Handelswert hat oder bekommen kann.

Es werden gefälscht alle Edelmetalle, Edelsteine und Perlen, vorgeschichtliche und geschichtliche Raritäten; es werden gefälscht Kunstgegenstände aus allen Zeitaltern und Bilder toter und lebender Künstler; die Geschichte berühmter Bilderfälschungsprozesse würde allein ein Buch füllen. Von der serienmäßigen Herstellung von „echten Renaissance- oder Barockmöbeln" leben ganze Fabriken; auch die fälschliche Anfertigung oder Verfälschung seltener und kostbarer Briefmarken und deren Vertrieb ist ein eigener Erwerbszweig. Es werden verfälscht kirchliche und profane

Digitized by Google

Reliquien. Gefälscht worden sind auch zu allen Zeiten alle Werke des Geistes, der Musik, der Literatur.

Strafrechtlich fallen alle diese Arten von Fälschungen — soweit nicht noch andere, hauptsächlich urheberrechtliche Gesichtspunkte in Frage kommen — unter das Kapitel Betrug. Denn alle diese Fälschungen werden gemacht, um durch Vorspiegelung falscher Tatsachen — der Echtheit — sich oder Anderen rechtswidrige Vermögensvorteile zum Schaden der Getäuschten zu verschaffen.

Wohl der berühmteste Fälscher der letzten hundert Jahre war der französische Privatgelehrte Brain-Denis Lucas, der 1870 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, weil er über 25 000 Urkunden, Schriftstücke und Briefe gefälscht und für 140 000 Francs verkauft hatte.

Auch vor den Menschen selbst als Objekt hat die Fälschung nicht Halt gemacht; Lebende werden gefälscht wie Tote.

Die Zahl derer, die ihre eigene Identität fälschten — aus Furcht oder Sensationslust oder zu betrügerischen Zwecken — ist Legion: vom biblischen Stammvater über die falschen Demetriusse und Anastasias bis zum kleinsten gewöhnlichen Hochstapler. Einer der letzten allgemein bekannten Fälle ist der des falschen Heimkehrers Oskar Daubmann in Endingen, der 1932 angeblich aus 16jähriger Gefangenschaft aus Afrika heimkehrte und feierlichst empfangen wurde, nachher aber als der vielfach vorbestrafte Schneider Hummel entlarvt worden ist.

Gegen die Fälschung des fremden Personenstandes — des familienrechtlichen Verhältnis zu Anderen — wendet sich der § 169 des Deutschen Strafgesetzbuches, der die Unterschiebung oder vorsätzliche Verwechslung eines Kindes, oder die vorsätzliche Veränderung oder Unterdrückung des Personenstandes eines Anderen mit Gefängnis bedroht, im Falle gewinnsüchtiger Absicht mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren. Als berühmtester Fall einer Kindsunterschiebung in den letzten Jahrzehnten sei hier der Moabiter Prozeß von 1903 gegen die Gräfin Isabella Kwilecki genannt, die ein neugeborenes Kind einer Krakauer Bahnwärtersfrau kaufte und kunstvoll als eigenes Kind unterschob, um die eigenen Verwandten von der Erbfolge auszuschließen.

Oft sind Fälschungen nur ein Mittel zur Vorbereitung oder zur Ermöglichung eines anderen kriminellen Zweckes gewesen. Als Beispiel für die Fälle, wo Fälschungen zum Zwecke eines Mordes begangen worden sind, sei die Tat des Linzer Oberleutnants Hofrichter genannt, der Regenerationsmittel fälschte und seinen Vorgängern in der Militärrangliste übersandte, um sie zu beseitigen, und 1910 wegen Mordes zur Kassation und 20 Jahren verschärften Kerker verurteilt worden ist.

Oft sind aber auch schwerste Verbrechen begangen worden, um Fälschungen zu verdecken oder den Erfolg von Fälschungen sicherzustellen; hier sei an den Prozeß der 1908 hingerichteten Bürgermeisterstochter Grete Beier erinnert, die das Testament ihres Bräutigams fälschte und ihn dann grausam und kaltblütig ermordete, um die Erbschaft antreten zu können.

Umgekehrt sind manchmal schon Menschen ermordet worden, nur zu dem Zweck, deren Leichen fälschen zu können. Beispiele hiefür sind der Fall des 1931 hingerichteten Erich Tetzner, der einen unbekannten Wanderburschen in sein Auto aufnahm und mit Benzin verbrannte, um als angeblich tödlich Verunglückter sich die 145 000 RM. Versicherungssumme zu verschaffen; oder der Möbelhändler Saffran, der 1930 in Rastenburg irgendeinen Fremden totschlug, die Leiche mit seinen Kleidern, seiner Uhr und seinem Ring versah, und dann das Haus in Brand steckte, um selbst als tot zu gelten und sich der strafrechtlichen Verfolgung wegen seiner Wechselfälschungen zu entziehen.

Digitized by Google

Bücherschau

Don Carlos

Der italienische Geschichtsforscher Cesare Giardini veröffentlicht eine Biographie des Don Carlos (Deutsch im Callwey Verlag, München 1936; 246 S.), in der er die immer lauter gewordenen Zweifel an der herkömmlichen Don-Carlos-Legende zusammenfaßt und eine streng geschichtliche Darstellung der Vorgänge gibt. Wir erfahren dabei, daß der Infant von Spanien nicht das mitleidswürdige Opfer der Inquisition war, daß Philipp II. nicht seinen Sohn ermorden ließ, um in ihm den Träger eines neuen Menschheitsgedankens, der evangelischen Gewissensfreiheit, zu vernichten. Vielmehr wird aus einer Reihe sorgsam gewählter und geprüfter Zeugnisse ersichtlich, daß es die in dem Urenkel Johannas der Wahnsinnigen wieder hervorbrechende Geisteskrankheit gewesen ist, die Philipp zwang, den Sohn gefangen zu setzen und von der Thronfolge auszuschließen. Daß der König, ohnehin einer der größten Zauderer der Weltgeschichte, sich nicht ohne langen und schweren inneren Kampf dazu entschloß, wird hier ebenso klar wie die Unhaltbarkeit der Behauptung, Philipp habe eine Blutschuld am eigenen Sohn auf sich geladen: Carlos ist kurz nach der Gefangensetzung erkrankt und eines natürlichen Todes gestorben. — Man kann es den Feinden Spaniens, besonders den um ihre Freiheit kämpfenden Niederländern kaum zum Vorwurf machen, daß sie jene Mordgerüchte glaubten, verbreiteten, wohl gar selbst erst aufbrachten: in der verzweifelten Heftigkeit des Krieges, im Kampf gegen den furchtbaren Herzog Alba war ihnen jedes Mittel recht, das den Haß der Welt gegen Spanien bewaffnen konnte. Heute aber ist es eine Pflicht der Geschichtsschreibung, das Unrecht an einer Gestalt von König Philipps Rang wieder gutzumachen, das nun beinahe 400 Jahre her sein Andenken verdunkelt hat.

Giardini nimmt seine Sache ernst. Er erzählt von der schlimmen Erbschaft, die mit Johanna der Wahnsinnigen ins Blut der spanischen Habsburger kam. Er ist durch die besondere Art seiner Aufgabe gezwungen, Einzelheiten über den körperlichen und geistigen Zustand der Herrscherfamilie hervorzuziehen, die sonst lieber verschwiegen blieben ... denn die neue Geschichtsschreibung hat, soweit sie überhaupt in Betracht kommt, auf die Enthüllungen des Allzumenschlichen verzichten gelernt. Es ist, um die Größe Karls V. zu verstehen, nicht nötig zu wissen, daß er ein beinah krankhaft unmäßiger Esser war, daß „Karawanen von Vorräten" ihm noch ins spanische Kloster nach Yuste geschickt werden mußten. Hier aber, wo es um den Beweis einer ererbten Schwäche im Wesen des Prinzen Carlos geht — auch Carlos war, mehr noch als sein kaiserlicher Großvater, maßlos im Genuß schwerer und unbekömmlicher Speisen — hier werden solche Züge als Vorzeichen bedeutungsvoll und mußten erzählt werden. Giardini hat sich mit Takt seiner Quellen bedient, und entscheidend ist, daß sein Buch nicht eine Tragödie der Weltgeschichte durch einen Krankheitsbericht ersetzt, sondern daß er bei aller Forschergenauigkeit den Blick auf die Größe eines königlichen Schicksals frei behält. Nur wird, den Tatsachen entsprechend, jetzt Philipp an Stelle seines degenerierten Sohnes, zum wahren Träger der Tragödie. Ihm fällt die schwere Herrschertat zu, ihm die volle Last der Verantwortung. Er muß dem Sohn, dem Erben seines Weltreichs, den Weg zur Krone verwehren, weil er ihn als unfähig zur Herrschaft erkennt, er muß den Mut zu dieser Wahrheit aufbringen und die Kraft zur bitteren Folgerung. Giardini ist kein blinder Lobredner des großen Spanierkönigs — sehr klar werden seine Grenzen gesehen: die Hoffnungslosigkeit seiner starren Haltung gegenüber einer mächtig sich verändernden Welt und die seltsame Lähmung, die auch sein Herz bisweilen befällt und ihn von Zeit zu Zeit vor dem Drang der Weltgeschäfte in die Schwermut und Stille seines Eskorial entfliehen läßt.

Giardinis Werk ist international bekannt geworden, nicht nur in Italien, auch in der Schweiz, in Frankreich, Spanien und England wird es gelesen, jetzt kommt dazu die vorliegende deutsche Ausgabe. Dieser Erfolg ist der sachlichen, sprachlich lebendigen Arbeit wohl zu gönnen, ich kann aber doch nicht mit einer Bemerkung zurückhalten, die sich mir bei der vergleichenden Lektüre eines anderen, deutschen Buches aufgedrängt hat. Vor sechs Jahren hat Ludwig Pfandl eine Biographie Johannas der Wahnsinnigen geschrieben (Herder, Freiburg 1930; 190 S.). Pfandl beschäftigt sich darin nicht nur mit

Digitized by Google

Leben jener unglücklichen Königin, sondern gibt zugleich eine Darstellung der erb-
n Folgeerscheinungen ihrer Krankheit an den Nachkommen, behandelt besonders den
des Don Carlos mit Ausführlichkeit und hat, lange vor Giardini, all diese Tatsachen,
eise und Quellen schon zusammengestellt. Giardini erwähnt Pfandl gelegentlich, aber
als habe er dessen Vorarbeit für die Schilderung der kranken Urgroßmutter ver-
tet. In Wahrheit ist das ganze Werk des Italieners, auch dort wo es sich mit Karl V.,
lipp und Carlos befaßt, Schritt für Schritt auf dem des deutschen Vorgängers auf-
ut. Es übernimmt die Anschauungsweise Pfandls bis ins einzelne, es zitiert die-
en Quellen, es fügt eigentlich dem, was Pfandl schon gab, nichts Neues hinzu. Auch
Widerlegung jener berühmten Liebesgeschichte zwischen Carlos und der Königin,
lipps Frau — ein Jahrhundert nach den geschichtlichen Ereignissen von dem mehr
treichen als gewissenhaften Franzosen Saint-Réal erfunden — hat schon Pfandl ge-
cht, Giardini nur übernommen. Dieser ist vielleicht „weltläufiger" im Stil, aber keines-
s kräftiger an Anschaulichkeit als der Deutsche. Trotzdem wird nur Giardini aller-
cts gelesen, während die Arbeit Pfandls sogar in Deutschland unbekannt bleibt; sie hat
seit 1930 noch zu keiner neuen Auflage gebracht. Mir scheint, wenigstens die Deutschen
ten erst einmal den Ludwig Pfandl und dann noch das Werk von Reinhold Schneider
er Philipp II. lesen, ehe sie nach dem Giardini greifen.

Es ist noch übrig, ein Wort über Schillers Don Carlos zu sagen, dem die geschichtlichen
undlagen, wie wir gesehen haben, durch die neuen Ergebnisse der Forschung entzogen
d. Aber muß man wohl besonders betonen, daß uns der dichterische Don Carlos nicht
ia deswegen weniger zu gelten braucht, weil wir den geschichtlichen jetzt als einen erb-
nken, geistesschwachen Menschen kennenlernen? Jener tragische Kampf zwischen Frei-
t und Macht, den Schiller in den Figuren des Carlos und Posa auf der einen, des
ba und Philipp auf der anderen Seite darstellt, ist wirklich gekämpft worden, die Worte
s Marquis vor dem Thron des Königs sind echt im Sinne der Menschheit, und es be-
gt nichts gegen Schiller, daß er im Tatsächlichen, im Gleichnis, in der äußeren Fabel
olgeht, solange nur die innerliche Stimme seiner Dichtung nicht lügt. Schiller hat den
inzen mit einem Adel der Seele geschmückt, den er nicht besaß, aber dieser Adel der
ele war in der Welt, wenngleich unter anderen Gestalten und Namen. Und dies vor
lem müssen wir Schillers geschichtlichem Sinn zur Ehre rechnen, der im Tieferen nie-
als fehlging: seine Quelle war das Buch von Saint-Réal, der Philipp II. mit feindlichen
ugen sieht. Der Dichter schöpfte aus einem trüben Brunnen — und hatte doch Reinheit
id Kraft genug, um in seiner Tragödie, über alle Verdunkelung hinweg, die Größe des
anischen Königs ahnen zu lassen, die jetzt die Forschung wieder bestätigt und erkennt.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Aus Politik und Geschichte

Walter Tritsch: „Karl V., Kaiser der Christenheit, Verlierer der Erde" (Julius Kittls Nachf., Leipzig-Mährisch-Ostrau 1935; 686 S.). Für den Verfasser ist diese Biographie das zweite Buch „einer Trilogie vom Grandseigneur"; es soll also in einer Reihe mit seinem Buch über Metternich stehen. Man kann sich eines Unbehagens nicht erwehren, wenn ein so moderner Begriff wie Grandseigneur auf den mit dem Mittelalter so unmittelbar verbundenen römischen Kaiser deutscher Nation angewandt wird. Wichtiger ist aber ein grundsätzliches Bedenken: dieses Buch erscheint zu einer wenig glücklichen Stunde. Ein viel Berufenerer, der Göttinger Geschichtsforscher Karl Brandi, der mit seinen Mitarbeitern in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit die in aller Welt verstreuten Akten der Regierung Karls V. gesammelt und bearbeitet hat, steht im Begriff, das Lebensbild des Kaisers vorzulegen. Das Verständnis der Persönlichkeit und der Politik Karls V. ist nur dann möglich, wenn das innere Wesen der von ihm beherrschten Länder mit ihren sich z. T. gegenseitig durchkreuzenden oder gar aufhebenden Entwicklungstendenzen voll gewürdigt wird. Da Tritsch aus erster Hand über diese Kenntnisse nicht verfügt, muß sein Buch notwendig an der Oberfläche bleiben und das Bestreben, den Herrscher mit modernen Augen zu sehen, d. h. ihn vor die Aufgabe zu stellen, die nationale Kultur der Völker mit der abendländischen Zivilisation zu verbinden, allzu vereinfachend wirken. Dabei soll zu den

Digitized by Google

Einzelheiten nicht Stellung genommen werden, zu denen sich viele Fragezeichen machen ließen.

Es war ein guter Gedanke des Verlages Goverts, Leipzig, das Buch von J. E. Neale: „Königin Elisabeth" (1936; 476 S.) ins Deutsche übertragen zu lassen. Im Gegensatz zu neueren Versuchen, Elisabeth in erster Linie als eine Frau mit ihren Vorzügen und Schwächen zu kennzeichnen, tritt aus Neales stilistisch gut abgestimmter Erzählung die Gestalt einer großen Königin plastisch hervor.

Bei H. E. Friedrichs „Napoleon I. Idee und Staat" (Groteske Verlagsbuchhandlung, Berlin 1936; 117 S.) handelt es sich nicht um eine Biographie Napoleons, sondern um einige Studien über Fragen, die die heutige Zeit an die Vergangenheit richtet. Innere und äußere Politik Napoleons werden auf ihren Ideengehalt hin geprüft, wobei sich freilich immer die Schwierigkeit ergibt, eine solche Persönlichkeit, die alle Gesetze gesprengt hat, ideengeschichtlich einzureihen.

Herbert Bielstedt zeichnet das Lebensbild des römischen Volkstribunen Cola di Rienzo (S. Fischer, Berlin; 373 S.). Es soll kein fachwissenschaftliches Werk sein und geht über das Bekannte nicht hinaus. Konrad Burdach hat in seinem Buch „Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit" die Stellung dieses merkwürdigen Mannes in der Geistesgeschichte festgelegt. Aber Bielstedt versteht es, Rienzo dem Leser nahezubringen. Von unklaren mystischen Vorstellungen beherrscht, war Rienzo doch der Mann mit dem leidenschaftlichen Herzen des italienischen Patrioten, der von der Größe Italiens träumte, Jahrhunderte bevor sie verwirklicht werden konnte. Rienzo scheiterte an seiner eigenen Unzulänglichkeit, da sein Glaube an den Führerberuf nicht aus der Kraft der eigenen Seele gespeist wurde; aber er erlag auch dem Widerstand seiner Zeit, deren treibende Kräfte seinem Vorhaben entgegengesetzt waren.

Zum 150. Todestag Friedrichs des Großen sind zwei Neuerscheinungen zu melden: Gerhard Ritter: „Friedrich der Große. Ein historisches Profil" (Quelle & Meyer, Leipzig 1936; 271 S.) und Walter Elze: „Friedrich der Große. Geistige Welt, Schicksal, Taten" (Mittler & Sohn, Berlin 1936; 275 S.). Das Buch von Ritter ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser im Wintersemester 1933/34 an der Freiburger Universität gehalten hat. Es handelt sich nicht um eine abgerundete Biographie, sondern um die Erörterung einzelner Probleme, die für unsere Zeit besondere Bedeutung haben. Nicht an allen Stellen wird man dem Verfasser zustimmen können. Am meisten Beachtung verdienen die Abschnitte über die friederizianische Kriegführung und über den Verwaltungsapparat, in denen die Abhängigkeit der gewählten Methoden von den gegebenen Möglichkeiten deutlich wird. Im letzten Abschnitt „Friedrich und wir" hätte wohl stärker auf den bei Friedrich vorhandenen Führergedanken hingewiesen werden sollen. Ritters Feststellung, daß der Aufbau einer starken norddeutschen Militärmacht durch Friedrich für uns Deutsche unendlich viel heilsamer gewesen sei als alles, was er als gehorsamer Reichsvasall hätte leisten können, ist nur zu unterschreiben. — Auch das Buch des bekannten Kriegsgeschichtlers Walter Elze ist nicht eigentlich Biographie, sondern, wie der Verfasser es selbst ausdrückt, eine historische Gedenkschrift. Es greift über das Militärische weit hinaus, sucht den Menschen, den König, den Heerführer, den Staatsmann zu erfassen, in dessen Leben das Wort Gefahr groß geschrieben wurde.

Erwin Rundnagel: „Friedrich Friesen. Ein politisches Lebensbild" (R. Oldenbourg, München und Berlin 1936; 202 S.). Friedrich Friesen ist nicht so bekannt, wie er es sein sollte. Er hat in der Burschenschaftsbewegung und namentlich im Kreise des Turnvaters Jahn eine bedeutende Rolle gespielt; seine Vaterlandsliebe, von der all sein Denken und Handeln bestimmt wurde, besiegelte er in den Befreiungskriegen mit dem Tode. Die anschauliche und zuverlässige Darstellung seines Lebens durch den Staatsarchivrat Rundnagel besitzt das Verdienst, für diese Zeit der Gärung, in der so manches angebahnt wurde, was wir heute vollendet sehen, ein neues Licht angesteckt zu haben.

Die Erinnerungen der Prinzessin Stephanie von Belgien, Fürstin von Lonyay: „Ich sollte Kaiserin werden" (Koehler & Amelang, Leipzig 1935; 229 S.), bedeuten für die Geschichtsschreibung keine Sensation, dazu hat die Gattin Rudolfs von Habsburg dem politischen Getriebe zu fern gestanden. Was wir bereits über die Tragödie von Mayer-

Digitized by Google

ling wissen, wird hier bestätigt; den Phantastereien, die nun einmal dem allgemeinen Geschmack mehr entsprechen, wird auch dadurch kaum ein Ende gesetzt werden. Eine unglückliche Ehe und der erschreckende moralische Verfall des Kronprinzen machten einen tragischen Ausgang fast unvermeidlich. Wohltuend heben sich die Erinnerungen von anderen durch taktvolle Zurückhaltung ab. Die meisten Leser werden überrascht sein, mit welcher Rücksichtslosigkeit noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über das persönliche Schicksal der für die Throne Geborenen verfügt worden ist, wenn dies das dynastische Interesse angeblich verlangte — vielfach ein unnötiges Opfer, da die Zukunft der Länder nicht mehr durch dynastische Verbindungen entschieden wurde.

Im Jahre 1920 schrieb General Rüdiger Graf von der Goltz ein viel beachtetes Buch: „Meine Sendung in Finnland und im Baltikum". In erweiterter Form legt er jetzt seine Erinnerungen an die Baltikumkämpfe der Öffentlichkeit vor: „Als politischer General im Osten" (Koehler, Leipzig 1936; 169 S.). Manches, was seinerzeit aus politischen Gründen nicht gesagt werden konnte, kann jetzt offen ausgesprochen werden. Die deutschen Kämpfer, die Finnland und das Baltikum vom Bolschewismus befreiten, verfolgten ein politisches Ziel: der deutsche Einfluß im Osten sollte verstärkt, Grenzlanddeutschtum durch Gewinnung von Siedlungsland zu einer breiten Schutzmauer werden. Ein solches Ziel war 1918/19 nicht zu verwirklichen. Es scheiterte schon an dem gänzlichen Unverstand, an dem mangelnden guten Willen der damaligen deutschen Regierung, aber vor allem auch an dem Widerstand der Sieger. In erster Linie waren es die Engländer, die aus handelspolitischen Gründen auf die gänzliche Vernichtung des deutschen Einflusses in den Ostseerandländern ausgingen. Aber der echte Soldatengeist, der gerade nach dem beispiellosen Zusammenbruch sich glänzend bewährte, und das instinktive Gefühl für eine deutsche Aufgabe im Osten waren nicht an die zeitliche Lage gebunden. Auch das neue Buch von Goltz wird, so hoffen wir, einen weiten Leserkreis finden.

Rostock. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Deutsche Rechtswissenschaft

In der Hanseatischen Verlagsanstalt (Hamburg) erscheint im Auftrag des Reichs- und Preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Bernhard Rust, und des Reichsministers Dr. Hans Frank eine neue Schriftenreihe „Deutsche Rechtswissenschaft", herausgegeben von Professor Dr. Karl August Eckhardt. Die Anregung zu diesen Veröffentlichungen wurde in dem Gemeinschaftslager Kiel-Kitzeberg gegeben, wohin Eckhard im Mai 1935 eine Reihe junger Dozenten und Habilitanten berief, um in kameradschaftlichem Zusammensein einen Weg zu einer neuen, von nationalsozialistischem Geist getragenen deutschen Rechtswissenschaft zu suchen. Das erste Heft behandelt das wichtige Thema: „Völkische Rechtsordnung und subjektives Recht." Es bringt 6 Aufsätze, die aus Referaten über den Begriff des subjektiven Rechts entstanden sind, und bedeutet einen verheißungsvollen Auftakt zu der neuen Schriftenfolge, der in unseren Tagen eine große Aufgabe gestellt ist, und die allen denen zu empfehlen ist, die gewillt sind, an dem Neubau der deutschen Rechtswissenschaft ehrlich mitzuarbeiten.

Heinrich Rogge, der bekannte Völkerrechtler, behandelt in seinem neuen Werk: „Hitlers Friedenspolitik und das Völkerrecht" (Schlieffen-Verlag, Berlin; 126 S.) die durch den Staatsmann Adolf Hitler maßgebend beeinflußte weltpolitische Lage vom völkerrechtlichen Standpunkt aus. Er stellt die deutsche Friedenspolitik von 1933 bis zur Friedensrede des Führers vom 21. Mai vorigen Jahres dar und knüpft daran die völkerrechtlichen Folgerungen. In einsichtsvoller, stets das Wesentliche erfassender Art, mit klarem, unbestechlichem Blick für die politischen und völkerrechtlichen Zustände und Zusammenhänge wird der Verfasser nahezu zum Verkünder einer neuen Völkerrechtsanschauung. So hat das Buch Anspruch darauf, über die Grenzen hinaus Widerhall in weitesten Kreisen des Auslands zu finden und zu dem Verständnis beizutragen, das die Friedenspolitik des neuen deutschen Reiches verdient. E. de B.

Digitized by Google

Die Güter der Erde

Wenn man von einem wirtschaftswissenschaftlichen Buche sagen kann, daß es zeitgemäß, lehrreich und anregend, dabei in der Darstellung originell und stofflich erschöpfend ist, so hat man ein Werturteil abgegeben, mit dem der Verfasser zufrieden sein wird. Ein solches Zeugnis kann man der Neuerscheinung des Verlages Ullstein „Die Güter der Erde. Vom Haushalt der Menschheit. Eine Wirtschaftsgeographie für Jedermann" (1936; 540 S.) ausstellen. Dr. Juri Semjonow hat damit in neuer Form die Wirtschaftsgeographie herausgelöst von den sonst üblichen Betrachtungen nach Kontinenten und Ländern, die wirtschaftsgeographischen Belange den einzelnen Waren und Rohstoffen beigesellt, so daß wir, von unserm uns näherliegenden Begriff und der Kenntnis der Ware ausgehend, die geographischen Bedingungen als das wirtschaftlich Nachgeordnete sehen. Der wirtschaftsgeographische Zusammenhang wird sich auf diese Art dem Laien besser einprägen. Für ihn ist diese bilderwörterbuchartige Sammlung von Einzeldarstellungen jedenfalls verständlicher und lehrreicher, als die für Unterrichtszwecke nicht zu entbehrende alte Methode der Wirtschaftsgeographie. Ob es sich nun um die Herkunft und die Wachstumsbedingungen der Gewürze oder um die Seidengewinnung handelt, um Kupfer oder Kohle, Baumwolle oder Zucker, Tee und Tee: Semjonow gibt für alles eine anregend geschriebene Erklärung, geschichtlich reich verbrämt und in flotter Darstellung, schiebt Bilder und anschauliche statistische Zusammenfassungen ein. Ein Hausbuch im wahrsten Sinne des Wortes, das jung und alt erfreuen und aufklären wird! Ein Buch, das nicht zuletzt im Unterricht ein ausgezeichneter Helfer sein kann. Aber auch der fleißige Zeitungsleser wird gerne zu diesem Nachschlagewerk greifen und sich manche sonst unklar bleibenden Zusammenhänge unserer Zeit erklären lassen. Die vielen humorvollen Bilder zeichnete Wilhelm Petersen und lieferte damit den wiederholten Beweis, daß auch wirtschaftskundliche Dinge ohne jede Trivialität und trockene Steifheit unserer Auffassung nahegebracht werden können. Im ganzen haben wir in diesem Buch eine ausgezeichnete Waffe gegen Unkultur, Unwissenheit und Unlust.

München. Heinz Kemenater.

Musikalische Neuerscheinungen

Der Meister der modernen Lustspieloper, Ermanno Wolf-Ferrari, ist uns Münchnern eine vertraute Erscheinung. Die Münchner Bühne war eine der Hauptpflegestätten seiner Kunst und der Ausgangspunkt einer glänzenden, an Erfolgen reichen Künstlerlaufbahn. Über die Einzelheiten dieses Lebensganges ist bisher nicht allzu viel bekannt geworden. Um so mehr muß es begrüßt werden, daß zum 60. Geburtstag des Komponisten ein so feinsinniger Kenner des europäischen Theaters wie Ernst Leopold Stahl das menschliche und künstlerische Bildnis des Jubilars, wenn auch in knapper, so doch aufschlußreicher Form zeichnet (Verlag R. Kiesel, Salzburg; 68 S.). Abstammung, Berufswahl, Lehr- und Meisterjahre werden z. T. an Hand einer in Vorbereitung befindlichen größeren Biographie von Raffaello de Rensis dargelegt, das Werk selbst wird in Bezug auf Sinn und Inhalt weitgehend berücksichtigt. Persönliche Worte von Zeitgenossen über Wolf-Ferraris Stellung im Musikleben der Gegenwart beschließen die warmherzige Schrift.

Johannes Reichelt: „Erlebte Kostbarkeiten" (Verlag Payne, Leipzig; 306 S.). Das mit zahlreichen Bildern und Briefen ausgestattete Buch schildert Eindrücke, die der Verfasser bei persönlichen Begegnungen mit hervorragenden Künstlern der Bühne empfangen hat. Der in solchen Fällen oft zu beobachtenden Schwäche, die Charakterzüge der zu Porträtierenden nur im Lichte reinster Tugend zu zeichnen, ist er nicht durchweg entgangen. Die Schönmalerei berührt besonders peinlich in der Charakterschilderung des alten Friedrich Wieck, der bekanntlich durch seine heimtückischen Ränke seinen künftigen Schwiegersohn Robert Schumann dazu zwang, in Sachen seiner Verehelichung mit Wiecks Tochter Clara die Hilfe der Gerichte anzurufen. Wahr und menschlich packend erscheint, was Reichelt über tragisch veranlagte Naturen wie die Sänger Burrian und Perron mitteilt. Ernst von Schuch, Nikisch, Strauß treten uns als Persönlichkeiten entgegen, wie sie die Öffentlichkeit aus ihrer weithin reichenden Wirksamkeit seit langem kennt.

München. Siegfried Kallenberg.

Digitized by Google

Neuerscheinungen

Buchreihen

Warum hat die Reclamsche Universalbibliothek ihr altes Gewand verändert? Es war jedem lieb geworden, der je als Schulbub in Buchantiquariaten danach fahndete, um die Klassiker in Reclambändchen anzuschaffen. Die neue Kartonierung mit dem gelbn Weiß und dem Aufdruck in großen rostroten Buchstaben macht sich vielleicht vorner, aber vertrauter und anspruchsloser waren die früheren gehefteten Büchlein, die ine Unsterblichkeit", wie sie überall hießen, und in denen wir den „Tasso" und den „Tell" ten lernten.

eu erschienen ist in der Reihe eine Novellensammlung von Ina Seidel: „Spukin s Wassermanns Haus" (1936; 73 S.) und die schöne Erzählung von Peter rfler: „Das Gesicht im Nebel" (1936; 77 S.), die wir hier schon angezeigt en, als sie zum erstenmal, unter dem Titel „Begegnung mit dem Vater" im „Deutschen nanach" veröffentlicht wurde. Josef Magnus Wehner hat ihr jetzt ein freundschaftliches eitwort mitgegeben. Die kleine Geschichte gehört zu den besten, geschlossensten Sachen, wir von Dörfler haben.

Die Sammlung des Paul List Verlags (Leipzig): „Lebendiges Wort" bringt eine Novelle n Stefan Andres: „El Greco malt den Großinquisitor" (1936; 60 S.). e Begegnung des großen Malers mit dem Inquisitor und mit Philipp von Spanien ist streich und fesselnd, nur vielleicht ein bißchen zu „spritzig" erzählt.

Einen allgemeinen Erfolg darf man wohl dem „Lustigen Geschichtenbüchlein" raussagen, das der Verlag Langen-Müller (München) aus Ludwig Thomas bayerischen zählungen zusammengestellt hat (Kleine Bücherei, 1936; 64 S.). Da ist die unübertreffliche d sehr zeitgemäße Erzählung vom „Volkslied", die vom Aquarium und die von der Sau, e Szene in der Elektrischen, der „Münchner im Himmel" u. a. m. Nur wünschte man, daß e Kleine Bücherei neben dieser Probe des „populären" Thoma bald auch eine von dem rken und echten Dichter Thoma brächte, der er nämlich auch und erst recht war, was el zu wenig bekannt ist. Ein Vorschlag: aus dem unvollendet gebliebenen Roman „Kaspar orinser" ließen sich die ersten Kapitel unter der Aufschrift „Kaspar Lorinsers Kindheit" ls kleines Bändchen drucken. Es gäbe eines der feinsten und dichterischsten Kindheitsbücher.

Von E. O. Jatho erschien in der Kleinen Bücherei ein Buch der Wanderschaft mit dem übschen Titel „Sterne über kleinen Flüssen" (62 S.). Außerdem eine Sammung schöner, dichterischer Geschichten von Joachim von der Goltz: „Von mancherlei Hölle und Seligkeit" (59 S.) und die große Langemarck-Rede von Josef Magnus Wehner, „am 10. Juli 1932, zur Stunde der Übernahme des Gefallenen-Friedhofs in Langemarck durch die Deutsche Studentenschaft, gesprochen an allen deutschen Hochschulen, verbunden mit Briefen Gefallener" (79 S.). Hübsch wäre das Versepos „Antje" von Heinrich Ringleb (52 S.), wenn nur nicht der Vers so unverbindlich behandelt wäre. Hexameter sind's nicht und sollen's auch nicht sein, aber es klingt oft daran an, dann wieder bewegt sich der Vers in völlig freien Rhythmen, nie kommt er zu ganz ruhigem Atem, und das ist der Dichtung nicht zum Segen geworden.

Neben der Kleinen Bücherei gibt der Langen-Müller Verlag bekanntlich eine Reihe umfangreicherer Erzählungen heraus, in sehr sorgfältig ausgestatteten Bänden. Einer davon war die „Hirtennovelle" von Wiechert, jetzt gibt es wieder zwei neue: „Consuela. Tagebuch einer Spitzbergenfahrt" von Hanns Johst (88 S.), die Neuauflage eines seiner beliebtesten Bücher, und eine Kindheits- und Jugenderzählung „Lerke" von Ludwig Tügel (136 S.). Das ist eine schöne, kraftvolle und rührende Liebesgeschichte am Meer.

Romane

Werner Beumelburg ist einer von denen, die es mit dem Reichsgedanken ganz ernst meinen. Er kommt nicht in Gefahr, Worte darüber zu machen, weil eine Leidenschaft ihm die Feder führt. Sein eben erschienener Roman „Mont Royal" (Stalling, Oldenburg 1936; 291 S.) ist im Sinne der früheren Beumelburg-Sachen ein politisches, forderndes, anrufendes Buch, mit der klaren Absicht einer bestimmten erzieherischen Wirkung geschrieben. Es spielt in der deutschen Schicksalszeit zu Ende des 17. Jahrhunderts, da unter dem Druck von Ost und West ein vaterländisches Gemeinschaftsgefühl unter den Deutschen ent-

Digitized by Google

stehen will, das aber von den Lauen und Eigensüchtigen wieder verdorben wird. Das oft mißbrauchte Wort „kämpferisch" — für diesen Roman trifft es zu. Er ist für heute, für unsern gegenwärtigen Tag gemeint, heut also muß er gelesen werden.

Heinz Steguweit bringt ein neues Buch heraus: „Heilige Unrast" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936; 291 S.). Es ist ein Roman aus der Nachkriegszeit mit der Leidenschaft, Sehnsucht und Hoffnung jener verdunkelten Jahre.

Als ein politisch brennend wichtiges Buch muß der Roman von Gottfried Rothacker genannt und gerühmt werden, der von dem erzählt, was uns alle als Deutsche Tag und Nacht angeht, was wir niemals vergessen, nie beschönigen, nie leicht nehmen, nie aus Herz und Sinn lassen dürfen: die Not der Sudetendeutschen. „Das Dorf an der Grenze" heißt diese Erzählung (Langen-Müller, München 1936; 299 S.). Wir können den 3½ Millionen Deutschen in Böhmen nicht anders helfen, als mit unserer Wachheit, unserm Wissen um sie und ihre Leiden. Es gibt eine Hilfe des gemeinsamen Volkswillens, die stärker sein kann als alle tätliche Gewalt. Weil das Buch zu solchem Willen aufruft, müssen wir es dem Verfasser danken, es lesen und von Hand zu Hand geben.

Der Cottasche Verlag in Stuttgart legt einen alten Roman in neuer Ausgabe vor: „Ein ganzer Mann" von W. H. Riehl (1936; 289 S.). Er spielt in der Kriegszeit von 1870/71 und gibt einen guten Begriff von der unverwelkten Erzählerkraft dieses zu seiner Zeit berühmten Schriftstellers.

Otto Graf Finckenstein: „Fünfkirchen" (E. Diederichs, Jena 1936; 258 S.). Ein Roman auf einem ostpreußischen Gut, in der Zeit vor und während dem Weltkriege. Es läßt sich viel Gutes darüber sagen, die Begebenheiten des ländlichen Lebens sind lebhaft erzählt, das Interesse wird immerzu festgehalten und beschäftigt, vor allem ist Finckenstein ein Erzähler von Geschmack, der ohne Sentimentalität auskommt und die Menschen sauber und natürlich zeichnet, er bringt auch eine echte Gutsstimmung zustande.

Drama, Lyrik, Sage

Gerhart Hauptmanns dramatisches Fragment aus dem Jahr 1898: „Das Hirtenlied" mußte schon nach den kurzen Proben, die seit 1904 bekannt waren, für eine seiner holdesten und reichsten Schöpfungen gelten. Jetzt hat Felix A. Voigt den ganzen handschriftlichen Bestand dieser unvollendeten Arbeit veröffentlicht (Verlag Priebatsch, Breslau 1935; 117 S.). Wir werden damit um einige Szenen bereichert, die zum Schönsten gehören, was Hauptmann je geschrieben hat. Seine Sprache hat hier eine Kraft und Innigkeit, die sich mit nichts anderem vergleichen läßt, es ist eine ganz ihm allein eigentümliche Musik, die der große Dichter hier anstimmt. Sehr schade, daß er gerade diesen schönen Plan nie ausgeführt hat. Wer Hauptmann liebt, findet in diesen fragmentarischen Stücken mehr von ihm, als in den meisten „fertigen" Werken der letzten Jahrzehnte. Man muß dem Herausgeber dankbar sein für dies Buch, das wiederum zeigt, wie sehr Hauptmann an ursprünglich schöpferischer Macht beinah jedem Mitlebenden überlegen ist. Wieder erhebt sich die alte, schmerzliche Frage: warum hat Hauptmann, seit er eine gewisse Höhe seines literarischen Ruhmes erreichte, nicht mehr die Arbeitsgeduld aufgebracht, um das genial Entworfene zur vollen Reife zu bringen? Wäre das geschehen — wahrhaftig, es gäbe heute nichts in der Weltdichtung, mit dem er den Vergleich zu scheuen hätte. Denn das Maß seiner Natur ist groß, wie nur bei den erstgeborenen Söhnen der Dichtkunst.

Die vereinigten Verleger Chr. Kaiser, Theaterverlag Langen-Müller und Hanseatische Verlagsanstalt haben ein „Alphabetisches Suchbuch für Brauch, Freizeit und Spiel" herausgegeben, das in knappen Hinweisen und Erläuterungen eine Übersicht über die gesamte Laienspiel-Literatur ermöglicht: „Volksspiel und Feier", ein starker Band von über 300 Seiten, beinah eine Art Lexikon der Laienspielkunde, brauchbar für theaterspiellustige Jugendgruppen und Vereinigungen.

Innerhalb einer Gesamtausgabe der Werke Hans Kloepfers in einzelnen, in sich geschlossenen Bänden kommt ein Buch mit seinen Gesammelten Gedichten heraus (Verlag der Alpenlandbuchhandlung Südmark, Graz 1936; 22 S.).

Leopold Webers Nacherzählung der Sage von Parzival und dem Gral erscheint eben in zweiter Auflage bei Thienemann, Stuttgart (1936; 156 S.).

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 23. Juli 1936
Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H., München, Sendlinger Str. 8. — D. A. 2. Vj. 36: 3851. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbinderarbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riesern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Ausgrabungen in aller Welt

„Es war ein sehr glücklicher Gedanke der Schriftleitung, in einem eigenen Heft die wichtigsten Ausgrabungen der jüngsten Zeit von ausgezeichneten Fachleuten zusammenstellen zu lassen ... Das Heft gehört in die Hand eines jeden Gebildeten, um ihm das Wesen der Altertumskunde eindringlichst vor Augen zu führen." So urteilt die „Wiener Prähistorische Zeitschrift" über das große Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, das folgende Beiträge enthält: Neue Funde urgeschichtlicher Menschenreste. Von Prof. Dr. H. Weinert / Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland. Von Dr. L. Zotz / Forschungen im alten Orient. Von Prof. Dr. Walter Andrae / Ausgrabungen in Ägypten und Palästina. Von Dr. Fr. von Oppeln-Bronikowski / Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums. Von Prof. Dr. Carl Weickert / Römerzeit und deutsche Frühgeschichte. Von Dr. Fr. von Oppeln-Bronikowski / Moderne Ausgrabungstechnik. Von Dr. Fr. Fremersdorf.

Preis des Heftes RM. 1.50

Deutsche Kunst

„Ohne in die leider immer noch üblichen Superlative der Buchbesprechungen zu verfallen, darf hier gesagt werden, daß die Kenntnis der Beiträge jedem bildenden Künstler, Museumsbeamten und Kunstschriftsteller, der sich nicht außerhalb der gegebenen Entwicklung stellen will, dringend zu wünschen ist. **Es bedeutet das Heft eine Tat.**" — So urteilt der „Deutsche Kunstbericht" (Karlsruhe) über das große, mit zahlreichen Bildern geschmückte Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte. Aus dem Inhalt: Eugen Hönig, Die Reichskammer der bildenden Künste / Hubert Wilm, Aufbruch zur nationalen Kunst / Alexander Heilmeyer, Die Stadt Adolf Hitlers / Hubert Schrade, Die Bauten des Dritten Reiches in Nürnberg / Paul Schmitthenner, Von der neuen Baukunst / Gustav Steinbömer, Die neuen Aufgaben der Museen / Konrad Weiß, Bewegungen des deutschen Kunstsinnes / Paul Rosner, Anmerkungen zur Forderung der Zeit / Edgar Schindler, Die Kunst im Volke / Fritz Nemitz, Die Aufgaben der Kunstkritik

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

Deutsche Arbeit

Wir beginnen im Juli 1936 mit der Beilage von Kartenblättern, die in ihrer Gesamtheit die Verbreitung des Deutschtums in aller Welt darstellen werden. Die Bearbeitung liegt in den Händen des bekannten volkspolitischen Kartographen Arnold Hillen Ziegfeld. Es erscheinen — abwechselnd mit unseren Tiefdruck- und Farbdruckbeilagen — jeweils 2 bis 3 Kartenblätter in der Größe von 24 × 31 cm und in zweifarbiger Ausführung. Insgesamt sind 44 Blätter vorgesehen. Der Preis der „Deutschen Arbeit" bleibt unverändert RM. 2.50 viertelj. Probehefte und Probekartenblätter auf Wunsch kostenlos.

Verlag Grenze und Ausland
Berlin W 30

Digitized by Google

So kämpfte und siegte die Jugend der We

So heißt das kommende Erlebnis- und Ergebnisbuch der XI. Olympiade Berlin! Olympiastarter Franz Miller ist sein Verfasser, der Ma also, der überall vorne dran ist, wo die wichtigsten Entscheidungen falle Er schreibt sein Buch in Zusammenarbeit mit Baron P. von le Fort, Mitgli des Deutschen Olympischen Ausschusses, und Pressechef Dr. H. Harster, sow anderen hervorragenden Fachberatern aus allen Gebieten des Sports. E Stab von Pressefotografen ist am Werk, die spannendsten und schönsten Augen blicke der Kämpfe und Feiern im Bild festzuhalten, von denen über 100 d besten für das Buch ausgewählt werden. So bringt das Werk: Die Olym pischen Kampfstätten / Die „Stadt ohne Frauen", Leben und Training im Olympischen Dorf / Der große Fackelstaffellauf durch sieben Länder / Die Er öffnungsfeier / Die Kämpfe in Berlin und Kiel in Wort und Bild: Leicht athletik, Schwimmen, Gewichtsheben, Ringen, Boxen, Fechten und Schießen, moderner Fünfkampf, Turnen, Reiten, Radrennen, Rudern, Kanufahren, Segeln, Fußball, Hockey, Handball, Basketball, Polo. Besondere Vorführungen: Segelflug, Turnen, Baseball / Die Schlußfeier / Kunstwettbewerbe und Fes veranstaltungen / Übersichtliche Siegerlisten / Das Wunder der Organisation

Dieses reich illustrierte, sehr gut ausgestattete Werk wird das packendste un schönste volkstümliche Erlebnis- und Ergebnisbuch sein über die größten, schönsten und besuchtesten Spiele der Erde, die je stattfanden! Es wird im September sehr bald nach den Spielen vorliegen und überall verlangt werden. Darum empfehlen wir Ihnen, das Buch schon jetzt vorsorglich bei Ihrem Buchhändler zu bestellen. Der Preis ist mit über 100 Bildern in Kunstdruck in Ganzleinen gebunden RM. 4.80. Verlag Knorr & Hirth GmbH., Münch

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

HELLAS UND WIR

elmut Berve, Was ist von der griechischen Geschichte bendig? / Carl Weickert, Griechische Plastik / Hans ogner, Epos und Lyrik der Hellenen und die Gegenwart / erner Deubel, Deutschland und die antike Tragödie / ilhelm Wunderer, Der Sinn der Olympischen Spiele

3. JAHRGANG HEFT 12 SEPTEMBER 1936

Vierteljährlich RM. 4.05 Einzelheft RM. 1.50

Digitized by Google

IN KÜRZE ERSCHEINT:

WILHELM SCHÜSSLER

Adolf Lüderitz

Ein deutscher Kampf um Südafrika von 1883–1886

*

Umfang 272 Seiten nebst 1 Bildnis von Lüderitz, 16 Bildtafeln und einer Karte.
Buchausstattung: Herbert Lange, Bremen, Preis in Leinen gebunden RM. 7.—.

*

Mitunter ist es das Leben selber, das die spannendsten Romane schreibt, erfüllt von Verwicklungen und Abenteuern des Willens und männlicher Tatkraft. Das Leben Adolf Lüderitz', dessen Name unvergänglich mit dem Beginn der deutschen Kolonialgeschichte verbunden ist, ist ein Beispiel und zugleich ein neuer Beweis dafür, was Einsicht und Wille, Entschlußkraft und Bereitschaft zur Tat zu erreichen vermögen. Und doch erhalten wir in diesem Buch mehr als nur eine Lebensbeschreibung. Denn neben einem Einblick in das Leben und die Denkweise eines echten hanseatischen Kaufmanns, bietet es dem Leser eine Darstellung zeitgeschichtlichen Inhalts, die, auf die verläßlichsten Quellen gestützt, überraschende Aufschlüsse gewährt in die bedeutungsvolle und folgenreiche Geschichte des ersten deutschen Landerwerbs in Afrika und damit der Begründung des deutschen Kolonialreiches. Vor allem erfahren wir jetzt, daß Lüderitz der deutsche Gegenspieler des großen britischen Imperialisten Cecil Rhodes war, indem er durch Erwerbung des Zululandes im Südosten Afrikas den englischen Zielen ein deutsch-burisches Südafrika entgegenstellen wollte. Die unendlichen Schwierigkeiten zu verfolgen, die Lüderitz, als erster deutscher Pionier auf diesem Gebiete, zu überwinden hatte, ist geradezu atemraubend. Nicht ein Kampf mit wilden Völkerschaften ist es, der uns geschildert wird, es ist der nicht minder spannungsreiche und unausgesetzte Kampf eines Mannes für seine Idee und die Anbahnung deutschen Kolonialbesitzes, der sich vor uns entrollt, der Kampf eines Mannes, dessen Name heute jeder Deutsche kennt und dessen Wille und Absicht längst vom ganzen Volke aufgenommen und weitergetragen wurde. Ein Buch darum, das auch dem heutigen Geschlecht viel zu sagen haben wird — sind wir doch heute wieder geworden, was wir vor Lüderitz waren: ein „Volk ohne Raum".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

CARL SCHÜNEMANN VERLAG, BREMEN

Digitized by Google

ERNST WAGNER APPARATEBAU-REUTLINGEN

den – Weißer Hirsch
Dr. Teuscher's
Sanatorium
Nerven- u. innere Kranke

DIE
NEUE
TÜRKEI

ationale Staatsschöpfung Kamal
rks, wird im Sonderheft der Süd-
chen Monatshefte von Kennern
andes und Volkes, seiner Politik
eschichte umfassend dargestellt:
twort. Von Botschafter z. D. von
berg / Das Wesen des osmani-
n Reiches. Von Prof. Dr. R. Hart-
/ Kamal Atatürk. Von Dagobert
Mikusch / Die Außenpolitik der
i. Von Walter E. Breil / Die tür-
e Innenpolitik. Von Botschafter R.
lny / Ankara. Von Dr. H. von Engel-
n / Bemerkungen zum modernen
n. Von Prof. Dr. Hans H. Schaeder /
Bauerntum in der modernen Tür-
Von Prof. Dr. Gotthard Jäschke /
nuth von Moltke und die Türkei.
Von Dr. Tim Klein.

Preis des Heftes RM. 1.50
beziehen durch jede Buchhandlung
ODDEUTSCHE MONATSHEFTE
München, Sendlinger Straße 80

ALBA
Prismengläser 51.— RM
Jetzt auch in Extraleicht 60.— RM
in Etui. Gute Optik u. so billig!
Tägl. Anerkennungen! Bequeme Raten. Kat. frei!
ALBA A. BRAUN & CO., AUGSBURG 54

Deutsche Ausgrabungen in den Ländern des klassischen Altertums. 2. verb. Aufl.
Von E. Pernice. Mit 10 Abbildungen.
Klein. RM. 2.40, kart. RM. 1.80.
Was deutscher Forschergeist und Fleiß in zäher Arbeit dem klass. Boden entrissen und der Nachwelt überliefert haben, findet hier seine klare und packende Darstellung.

Lehrerschaft, Ausgrabungsgesetz und Denkmalschutz. Von H. Gummel.
2. Aufl. Brosch. RM. 0.30.
Wertvolle Hinweise für Alle zur Beachtung bei Funden im heimatlichen Boden.

Verlag Dr. Karl Moninger, Karlsruhe i.B.

BORKUM
JUIST
NORDERNEY
BALTRUM
LANGEOOG
SPIEKEROOG
WANGEROOGE
7 ostfriesische Inseln
Sonnige Spätsommertage bringen Erholung und Ausspannung:
„Reisewinke" durch Landesfremdenverkehrsverband Ostfriesland / Emden

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

Erweiterte Neuauflage

EDUARD SCHWARTZ

Kaiser Constantin und die christliche Kirche

Der Verfasser ist der gründlichste Kenner der Quellen dieser Zeit. Er zeigt in seinem Buch den plötzlichen Werdegang einer unterdrückten Glaubensgemeinschaft zu einer herrschenden Reichskirche. Es ist ein weltgeschichtlich höchst bedeutsamer Abschnitt, in mustergültig wissenschaftlicher Methode untersucht und in vollendeter Darstellung behandelt.

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

BÜCHER SIND FREUNDE!

Gebr. Wetsch Möbeltransporte
München, Bayerstr. 13, Tel. 55801 • Möbellagerung

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

September 1936 / Hellas und wir

Seite

Zum Abschied 719

Was ist von der griechischen Geschichte lebendig? Von Dr. Helmut Berve, Professor für Alte Geschichte an der Universität Leipzig 720

Griechische Plastik. Von Dr. Carl Weickert, Professor für Klassische Archäologie, Direktor der Antikensammlung, in München 728

Epos und Lyrik der Hellenen und die Gegenwart. Von Dr. Hans Bogner, Privatdozent für Klassische Philologie an der Universität München 739

Deutschland und die antike Tragödie. Von Bernt Deubel in Affolterbach (Odenwald) . . . . . 74[illegible]

Der Sinn der Olympischen Spiele. Von Geheimrat Dr. Wilhelm Wundererer in München . . . . . 75[illegible]

Bücherschau

Natur und Erbbiologie. Von Dr. Walter S. Förtner in München 763

Aus Philosophie und Geisteswissenschaften. Von Dr. Johannes Sauter, Professor für Philosophie an der Universität Wien 765

Religionskundliche Neuerscheinungen. Von Lic. Dr. Rudolf Franz Merkel, Professor für allgemeine Religionswissenschaft an der Universität München 768

Land, Leute und Politik 769

Aus Politik und Geschichte. Von Dr. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Rostock 770

Die Musik im Dritten Reich. Von Siegfried Kallenberg in München 778

Zwei Wörterbücher 78

Deutsche Literatur 78

Bücher zur Kunst 78

Theodor Storm. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 779

Fritz Reuter. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 780

Peter Dörfler. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 780

Von allerlei neuen Büchern. Von Jorg Lampe in München 781

Neuerscheinungen. Von Bernt von Heiseler in Brannenburg am Inn 783

Schriftleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Anzeigenverwaltung: München, Sendlinger Str. 8[illegible]

Verlagsleitung: München, Sendlinger Str. 80 | Zur Zeit ist Preisliste Nr. 7 gültig

Erscheinungstag: 1. September 1936

Diesem Heft liegt Titel und Inhaltsverzeichnis zum 33. Jahrgang bei

Einbanddecken zum dreiunddreißigsten Jahrgang sind zum Preise von RM. 1.20 vom Verlag u. durch jede Buchhandlung lieferbar.

Die koloniale Schuldlüge

Von Dr. Heinrich Schnee, ehem. Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

Mit 16 Bildtafeln

5. Auflage. (11. ergänzte u. verbesserte Auflage des gleichnamigen Hefts der Süddeutschen Monatshefte)

Als klassische Darstellung deutscher Kulturarbeit gehört dieses Werk in die Hand jedes, auch jedes heranwachsenden Deutschen. Die englische Ausgabe hat in Großbritannien und Amerika ungeheures Aufsehen erregt! 16 vorzügliche hochinteressante ganzseitige Aufnahmen ergänzen das geschriebene Wort. „Eines der schönsten Bücher, die uns die Nachkriegszeit beschert hat," urteilte Prof. Dr. J. Loserth in der „Tagespost" Graz.

Preis steif geh. RM. 2.70

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo keine am Platze vom

VERLAG DER SÜDDEUTSCHEN MONATSHEFTE MÜNCHEN

Digitized by Google

Ausgrabungen in aller Welt

war ein sehr glücklicher Gedanke der Schriftleitung, in einem Heft die wichtigsten Ausgrabungen der jüngsten Zeit von ausgezeichneten Fachleuten zusammenstellen zu lassen. ... Das Heft gehört in die Hand eines jeden Gebildeten, um ihm das Wesen der Altertumskunde eindringlich vor Augen zu führen." So urteilt die „Wiener Präsidialische Zeitschrift" über das große Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte, das folgende Beiträge enthält: Die Funde urgeschichtlicher Menschenreste. Von Prof. Dr. Reinerth / Vorgeschichtliche Ausgrabungen in Deutschland. Von Dr. L. F. Zotz / Forschungen im alten Orient. Von Prof. Dr. Walter Andrae / Ausgrabungen in Ägypten und Palästina. Von Dr. Fr. von Oppeln-Bronikowski / Ausgrabungen im Gebiet des klassischen Altertums. Von Prof. Dr. Carl Weickert / Römerzeit und deutsche Frühgeschichte. Von Dr. Fr. von Oppeln-Bronikowski / Moderne Ausgrabungstechnik. Von Dr. Fr. Fremersdorf.

Preis des Heftes RM. 1.50

Fälschungen

Eines der wichtigsten Hefte dieser immer lebendigen Zeitschrift" bezeichnet die Magdeburgische Zeitung (19. Aug. 1936) das Sonderheft der Süddeutschen Monatshefte. Es enthält: Literarische Fälschungen. Von Carl Georg von Maassen / Musikalische Fälschungen. Von Siegfried Kallenberg / Fälschungen in der bildenden Kunst. Von Dr. Hubert Wilm / Fälschungen und Verfälschungen antiker Kunstwerke. Von Prof. Dr. Karl Anton Neugebauer / Fälschungen auf dem Gebiet der deutschen Vorgeschichte. Von Dr. Lothar F. Zotz / Geschichtliche Fälschungen. Von Dr. habil. Hans-Walter Klewitz / Kirchen- und religionsgeschichtliche Fälschungen. Von Prof. Dr. Rudolf Franz Merkel / Fälschungen im Gebiete der Naturwissenschaft. Von Oberstudiendirektor i. R. Dr. Eduard Stemplinger / Fälschungen im Lichte des Gesetzes. Von Rechtsanwalt Dr. Max Reschreiter.

Preis des Heftes RM. 1.50

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte GmbH.,
München, Sendlinger Straße 80

JACOB BURCKHARDT

Griechische Kulturgeschichte

Herausgegeben und mit Nachwort von
Rudolf Marx

8 Bände mit 129 Abbildungen
Band I: Der Staat und die Religion
Band II: Künste und Forschung
Band III: Der griechische Mensch

Jeder Band einzeln Leinen M. 4.—.

Die größte Gesamtdarstellung der griechischen Kultur in deutscher Sprache, ein Werk einzigartiger Überschau und bewunderungswürdiger Darstellung, nur vergleichbar den höchsten Werken der geschichtlichen Weltliteratur überhaupt. Unsere Zeit verehrt in ihm ein Vorbild und Gipfelwerk, dessen Kenntnis jedem Tieferen unerläßlich ist.

ERWIN ROHDE

Psyche

Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen
Ausgewählt und eingeleitet von Hans Eckstein
Mit 17 Abbildungen. Leinen M. 4.—.

Rohdes „Psyche", die unerreichte Meisterdarstellung der griechischen Religion, ist ein Hauptwerk der Religionswissenschaft, von Freunden und Lehrern des Altertums und der Religionskunde, Theologen und Philosophen gleich gepriesen.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Die Geburt der Tragödie

Der griechische Staat

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler
Leinen M. 2.25.

Der geniale Erstling Nietzsches, „Die Geburt der Tragödie", erscheint hier umgeben von den gleichgerichteten Schriften der Frühzeit: „Der griechische Staat", „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" und „Wissenschaft und Weisheit im Kampfe".

Die Vorsokratiker

Die Fragmente und Quellenberichte übersetzt und eingeleitet von Prof. Wilhelm Capelle
Leinen M. 4.50.

PLATON

Hauptwerke

Ausgewählt und eingeleitet von
Prof. Wilhelm Nestle
Leinen M. 3.75.

PLATON

Der Staat

Deutsch von August Horneffer.
Mit Einleitung von Prof. Kurt Hildebrandt
Leinen M. 3.75.

ARISTOTELES

Hauptwerke

Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von
Prof. Wilhelm Nestle
Leinen M. 4.—.

PLUTARCH

Griechische Heldenleben

Themistokles. Perikles. Alkibiades.
Alexander. Pyrrhos.
Übertragen und herausgegeben von Wilhelm Ax
Leinen M. 3.50.

Alfred Kröner Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Das Buch vom deutschen Volkstum

Wesen, Lebensraum, Schicksal

Herausgegeben von Paul Gauß

Mit 136 bunten Karten, 1065 Bildern und 17 Übersichten. In Ganzleinen RM. 20.—

Die wirklich umfassende Gesamtschau über das Deutschtum in allen Teilen der Welt: V... breitung und Sprache, Stämme und Rassen, Wirtschaft und Recht, Kunst und Kul...

Fordern Sie kostenlos und unverbindlich die reichbebilderte Ankündigung ...

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG C 1

Neue Bücher

Die Geschichte des Wortes „Deutsch" untersucht Willy Krogmann im Heft 1 der bei de... Berlin erscheinenden Schriftenreihe „Deutsche Wortforschung" (1936; 108 S.). Krogmann ... den weiten Weg durch die ältesten Belege und setzt sich ausführlich mit den bisherigen Ansichten ... Entwicklung des Wortes auseinander, bevor er im letzten Kapitel „Das Werden des Namens ... seine eigene scharfsinnige Lösung vorlegt: das gemeingermanische Grundwort, dessen Bedeutung ... Art der Völkerschaft, zur Völkerschaft gehörig" ist, konnte auch sprachlich gewandt werden (= ... sprachlich"). Der Übergang von hier zur Bedeutung eines Namens konnte sich aber nicht im Germ... selber vollziehen. Der Boden für diese Wandlung — die gewissermaßen auf einem Mißv... beruht — war in der Zeit Karls des Großen gegeben, sie vollzog sich (vor 786) im Mittellateinis... theodiscus die Bedeutung von „germanisch" annimmt. So blieb das Wort zunächst in gelehrten ... gebräuchlich, ins deutsche Volk ist der Name erst später gedrungen. Die weitere Verengung des ... tungsumfangs zur heutigen ist „eine Folge der Tatsache, daß der Name in der Hauptsache doch ... Deutschen in einem dem heutigen Gebrauch nahestehenden Bestand verwendet wurde" und ferner ... Begleiterscheinung des politischen Geschehens".

„Das germanische Epos" ist der Titel eines Vortrages von Hermann Schneider, ... Band 59 der Sammlung „Philosophie und Geschichte" des Verlages J. C. B. Mohr in Tübin... schienen ist (1936; 25 S.). Das Epos ist keine gemeingermanische Literaturgattung, wie das Epi... es hat sich erst unter antik-christlichem Einfluß bei den westgermanischen Einzelvölkern ... können. Wenn man trotzdem von einem „germanischen" Epos sprechen will, so gilt es also, die ... Werke herauszustellen, die in formeller und inhaltlicher Hinsicht oder doch wesentlich in einer ... noch von germanischem Geiste berührt sind. Nur im altenglischen Beowulf ist eine große epische ... verwirklicht worden, die nach Form und Gehalt germanisch ist. Auf dem Festland begegnet zuni... altsächsische Heliand, der mit altgermanischen Form- und Stilmitteln christlichen Inhalt gibt. Hei... schem Boden entstammt der Waltharius, der sich aber kaum mehr in diesen Zusammenhang einfüg... Doch hat uns die Forschung der letzten Jahrzehnte ein verschollenes episches Werk wieder erschlo... zwar schon den Endreim eingeführt hatte, aber im Stoff und in der Verwendung der Strophenform ... von germanischem Wesen zeugte: die in Österreich entstandene ältere Nibelungennot aus den letzten ... zehnten des 12. Jahrhunderts, eine Vorstufe zu dem erhaltenen Nibelungenlied, das seinerseits schon ... höfisch-ritterlichen Geist atmet. Freilich lebt und webt germanischer Geist auch weiterhin in den ... der späteren Zeit, aber nicht mehr als ein selbständiges Element, sondern in und neben ander... tiefsten in seiner deutschen Einkleidung. Mit meisterhaften Strichen arbeitet Schneider die großen ... risse heraus, die Fülle der Einzelheiten den großen Linien unterordnend, die in unvergeßlicher ... erstehen. Der Vortrag erweitert unser Wissen um das Wesen des Epischen und des Germanischen.

Die „Südostbayerischen Heimatstudien", herausgegeben von Josef Weber (Hirschenh... Post Jetzendorf, Obb.), bringen als Band 12 und 14 zwei Heftchen, die vor allem dem selbständigen ... forschen heimischer Vergangenheit dienen wollen. Der Herausgeber selber gibt aus reicher Erfa... eine „Anleitung zur Abfassung einer Pfarrgeschichte", von der uns der erste Teil ... 36 S., enthaltend: Einleitung, methodische Leitsätze und praktische Winke, der Stoff und seine ... rung, Quellenwerke und geschichtlich-topographisch-statistische Beschreibungen) vorliegt. — Be... verdienstvoll ist das Verzeichnis der „Lateinischen Berufsbezeichnungen in Pfarrb... keln und sonstigen orts- und familiengeschichtlichen Quellen" (1935; 32 S.), das die Archivare ... Puchner und Jos. Klemens Stadler zusammengestellt und mit förderlichen Einleitungen über ... Geschichte der Pfarrbücher und das bisherige Schrifttum, sowie über das Sprachliche versehen ... Wer jemals selbst erfahren hat, welche Mühe das Auffinden derartiger, für die Familienforschung ... so wichtigen Vokabeln in den schwer zugänglichen alten Wörterbüchern zu machen vermag, wird ... Verfassern und dem Herausgeber Dank wissen für dieses praktische Büchlein.

Digitized by Google

Das umfassende Nachschlagewerk der Deutschen

Der Große Brockhaus

Handbuch des Wissens in 20 Bänden

Das Urteil:

„Der Große Brockhaus ist doch etwas ganz anderes als ein Herbarium toter Dinge. Er steht mitten im Fluß des Lebens, und das auch dann, wenn er über längst Vergangenes berichtet, denn er sieht es doch stets unter dem Gesichtswinkel der Gegenwart". Der Deutsche Vorwärts, Berlin

„Das Welt- und Wissensbild unserer Zeit ist wohl noch nirgends — das kann man mit Überzeugung behaupten — so umfassend und zugleich in so gedrängter Form dargeboten worden wie im Großen Brockhaus . . . Dadurch, daß er sich an keinen einseitig abgestempelten Kreis wendet, hat der Nachschlagende einen bedeutsamen Vorteil: das, was er sucht, wird ihm in vorurteilsloser und durch keine Brille gefärbter Darstellung gegeben; seine Meinung wird nicht in eine bestimmte Richtung abgebogen, es steht ihm frei, zu wählen, was seiner eigenen Auffassung am nächsten kommt . . ."
Illustrirte Zeitung, Leipzig

Auch Sie können sich überzeugen

wie „Der Große Brockhaus" seiner Aufgabe nachkommt, das Weltbild unserer Generation im Brennspiegel seiner Darstellungsweise aufzufangen. Lassen Sie sich **kostenlos** und **unverbindlich** das reich bebilderte Probeheft kommen!

F. A. BROCKHAUS · LEIPZIG C 1

Auf Grund Ihrer Anzeige in den „Süddeutschen Monatsheften" bitte ich um kostenlose, postfreie und unverbindliche Zusendung des Probehefts „Der Große Brockhaus neu von A—Z" sowie um Bekanntgabe der günstigen Bezugsbedingungen des Werkes.

Name und Stand: .....

Genaue Anschrift: .....

Digitized by Google

Ein wichtiger Beitrag zur Wesensbestimmung der Kunst

Schicksal und Notwendigkeit der Kunst

Von Dr. Hubert Schrade. 175 Seiten. Mit 2 Bildtafeln. RM. 4.20

Der Kunst wieder Daseinsnotwendigkeit innerhalb des völkischen Lebens zu geben, ist eine der Aufgaben, die unsere Zeit gestellt sind. – Mehr als ein Jahrhundert lang war Kunst nur möglich, aber nicht notwendig. Sie muß nun aus der Randstellung, in die sie geraten ist, wieder in die Mitte rücken, allerdings nicht, um damit des Kampfes enthoben zu sein und sich eigenwillig um ihrer selbst willen zu entfalten oder im Sinne des Schlagwortes „Kunst für alle" zu verflachen, sondern um sich die Stellung zurückzuerobern, die sie früher im völkischen und staatlichen Gefüge einnahm. Wie die Kunst bereits auf dem Weg ist, zu einem wesentlichen Bestandteil des völkisch-politischen Lebens und zum Ausdruck einheitlichen Wollens und Fühlens zu werden, zeigt der Verfasser beispielhaft an den Parteibauten in München.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

ARMANEN-VERLAG · LEIPZIG UND FRANKFURT AM MAIN

Musik

Einen neuen Typ in der vom deutschen Verlag so liebevoll gepflegten Sammlung gemeinverständlicher Schriften stellen die im Bibliographischen Institut in Leipzig erscheinenden Bildbändchen dar, aus deren Reihe uns Darstellungen über Josef Haydn, Beethoven, Wagner und die Festspiele Bayreuth vorliegen. Für Haydn zeichnet als Herausgeber Roland Tenschert (38 S.), für Beethoven Helmut Schultz (40 S.); die beiden Leben und Werk Wagners behandelnden Schriften haben Hans v. Bülow zum Verfasser (42 und 46 S.). Die Form dieser Lebens- und Schaffensskizzen erscheint durchgemein glücklich. Das Format ist knapp, der Inhalt ganz auf das Wesentliche gerichtet. Ohne Zweifel ist dem bildungshungrigen Laien, dem angehenden Künstler mit solchen einfach und klar gezeichneten Lebensbildern mehr gedient als mit stilistisch gearteten Untersuchungen über die musikgeschichtliche Bedeutung des Werks. In diesem Sinn muß auch der außergewöhnliche Reichtum an Bildbeigaben gewertet werden. Eines allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, das ist der offenkundige Mangel an gleichmäßiger Verteilung von Licht und Schatten. Denn es gibt wohl kein Künstlerdasein, in dem nicht die dunklen Mächte eine oft entscheidendere Rolle spielen als die helle, der Öffentlichkeit zugewandte Seite des Gestirns. Eine Erscheinung wie Wagner, in der das faustische Wesen so dicht neben dem Göttlichen steht, gewinnt ja nur an Bedeutung, wenn man auch ihr irdisches Teil behutsam zu Worte kommen läßt.

Hahnemann

Ein originelles Buch hat der Verlag S. Fischer, Berlin, herausgebracht: „Hahnemann, die abenteuerlichen Schicksale eines ärztlichen Rebellen und seiner Lehre, der Homöopathie" von Alex Gumpert. Schon die Fassung des Titels zeigt, daß das Buch weder eine wissenschaftliche Biographie noch eine wissenschaftliche Stellungnahme zur Homöopathie sein soll. Es liest sich mehr wie eine Erzählung, nur die charakteristischen Momente im Leben dieses merkwürdigen Mannes sind in fast dichterischer Form hervorgehoben, und das Ganze ist wirkungsvoll eingeleitet durch eine Schilderung von Berlin, gerühmt gewordenem Aufsatz in der „Münchner Medizinischen Wochenschrift" 1925. Hahnemanns wechselvolle, abenteuerliche Schicksale, seine inneren Kämpfe und der verblüffende Höhepunkt seines sonst nur in Dürftigkeit und Kämpfen verbrachten Wanderlebens durch die Ehe des Achtzigjährigen mit einer jungen vornehmen Französin und seine Übersiedlung nach Paris 1835—43 sind vor allem dadurch wertsam, daß der Tiefstand des durchschnittlichen ärztlichen Könnens und Wissens im Anfang des 19. Jahrhunderts den dunklen Hintergrund für Hahnemanns ärztliches Rebellentum abgibt. Das sehr dramatisch erzählte Ende Cavours, der wohl buchstäblich „an der Kunst seiner Ärzte" starb, gibt hierfür einen erschütternden Beleg.

Lawrence

Schon lange war in der Welt der Name T. E. Lawrence durch sein Erlebnisbuch „Aufstand in der Wüste" bekannt geworden als der eines der wenigen Einzelmenschen, die entscheidend in den Weltlauf des großen Krieges eingegriffen haben. Daß aber der junge Engländer, der unter härtesten körperlichen und seelischen Strapazen die Mittelmeerfront der Mittelmächte schließlich zerbrach, ein universaler Geist war, daß ihm Erkenntnis letzter Zusammenhänge eigen war, das erfährt die Welt erst aus seinem nun auch in deutscher Sprache vorliegenden Werk „Die sieben Säulen der Weisheit" (Paul List, Leipzig 1936; 1000 S.). Dieses Vermächtnis des vor einem Jahre Verstorbenen ist in einigt glänzende Darstellung eines Feldzugs und persönlicher Erlebnisse mit einer kulturpolitisch-philosophischen Zusammenschau in bisher kaum dagewesener Art. Die deutschen „Gegenspieler" eines Lawrence, die Wasmuß, Hentig, Niedermayer, mögen einsamer und verlassener in ungeheuren Räumen gewirkt haben — Lawrence hatte inmitten seiner arabischen Freunde eine härtere innere Einsamkeit zu tragen durch das Wissen um den Wortbruch des eigenen Volkes. Denn schon auf dem Gipfel des Erfolges im Herbst 1918, wußte er, daß die Engländer, die durch ihn den Arabern gegebenen Versprechungen nicht halten würden. Wie bitter Lawrence in allem recht behalten hat, zeigt heute der Aufstand der Araber in Palästina.

Digitized by Google

Carl Schlinemann
Verlag, Bremen

GUSTAV SCHENK

Das leidenschaftliche Spiel

Schachbriefe an eine Freundin. Mit 5 farbigen Tafeln u. 8 Diagrammen. In Leinen gebunden RM. 8.—

Carl Carls, Deutscher Schachmeister von 1934:

Es gibt heutzutage eine Unmenge Schachlehrbücher, aber diese sind durchweg sehr trocken geschrieben und setzen immer schon das Vorhandensein eines größeren Interesses für Schach voraus. „Das leidenschaftliche Spiel" will aber nicht nur belehren, sondern zunächst einmal (und das ist sein Hauptverdienst) den Leser und insbesondere die hier sonst schwer zugängliche Frau für das königliche Spiel gewinnen. Diese Absicht dürfte in den meisten Fällen erreicht werden. Dazu wird beitragen nicht nur die schöne, eindringliche Sprache und die unterhaltende Form, sondern vor allem der Umstand, daß alles, was an Regeln, Lehren und Grundsätzen dargeboten wird, als richtig hingenommen werden kann, was dem Kenner, der da weiß, wieviel Unzulängliches auf diesem Gebiet geschrieben wird, keineswegs so selbstverständlich erscheint, wie es sein sollte. Mir scheint, kurz gesagt, „Das leidenschaftliche Spiel" vorzüglich geeignet, dem edlen Schach neue Anhängerinnen zuzuführen.

Dr. Oskar Antze, Bremer Schachmeister:

Das Lesen dieser Schachbriefe war mir mehr als nur eine unterhaltsame Stunde, sondern hat mir große Freude gemacht. Es ist der sicher einzigartige Versuch, trockenste Schachtheorie in Form einer Prosadichtung zu bringen. Der Versuch konnte nur deshalb gelingen, weil der Verfasser neben der großen Liebe zum Schach ein großes Verständnis für das Spiel und seinen Kampfcharakter besitzt, ein Verständnis, wie es selbst bei großen Spielern nicht oft gefunden wird.

Kurt Richter, Deutscher Schachmeister 1935:

Das Buch von Schenk „Das leidenschaftliche Spiel" hat mir außerordentlich gefallen. Was mich persönlich besonders interessierte, war die Einstellung des Verfassers zum Schach als Kampfschach. Hierüber sagt er viel Schönes und Wahres. Ich gab das Buch einem Nichtschachspieler zum Lesen, um zu erproben, wie es auf einen Laien wirkt. „Es liest sich wie ein Roman", sagte der Betreffende begeistert, „so die Spielregeln zu erlernen, macht Spaß!" Interessant sind auch die eigenartigen Diagramme, von denen besonders das den Springer darstellende gelungen ist. Alles in allem: ein Buch, das wert ist, gelesen zu werden.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Berlin in Bild und Text

Wir blättern in einem ungewöhnlich schön ausgestatteten Buch, das sich die Aufgabe gesetzt hat, einen Querschnitt durch die Geschichte der Reichshauptstadt zu ziehen. Nicht nur anschaulich, geradezu eindringlich werben die Bilder: Stiche, Zeichnungen Photographien, zum Teil aus vergangener Zeit Wiedergaben von Gemälden; der Text: flüssig, feuilletonistisch, durchsetzt mit einer Fülle von Material Namen, Daten, viel Buntheit, viel Bewegtheit. Das Buch beginnt uns zu fesseln — bis wir uns letzthin doch getäuscht fühlen. Ein Film ist vor uns abgerollt, rasch, anregend, eine optische Schau, von der nicht viel haftet in der Erinnerung. Vielleicht mußte dieses Buch von Mario Krammer: „Berlin und das Reich" (Ullstein, Berlin 1936) sehr eilig geschrieben werden, damit es beizeiten vor dem Beginn der Olympischen Spiele für die Besucher bereit lag. Gewiß läßt sich eine 700jährige Entwicklung vom Fischerdorf in den Sümpfen der Spree bis zur Viermillionen-Weltstadt auf 200 Seiten höchstens zu einer Skizze gestalten. Aber müßten nicht gerade dann die Umrisse besonders scharf werden? Neben der berechtigten Hochschätzung und Bewunderung fehlt diesem Versuch die Kritik, das Licht bleibt ohne den Schatten. Schließlich bestimmen die Großen der Baukunst, wie Schlüter oder Schinkel, nur einen Ausschnitt des Stadtbildes. Aufdringlicher leider prägten eben auch hier das äußere Bild der Stadt die „Meister" der Gründerzeit und der Jahrhundertwende.

Kleine Vignetten und Textbilder des Buches zeichnete Georg Fritz. Von ihm ist auch ein eigener Band mit Schwarzweißzeichnungen erschienen, der, wohl noch ausgeprägter als die Veröffentlichung des Ullsteinverlages, als Bilderbuch und Geschenkgabe für die Olympiabesucher gedacht ist: „Berlin — Die alte und die neue Stadt" (Klinkhardt & Biermann, Berlin 1936; 170 S.). Die Zeichnungen denen jeweils eine Seite Text beigegeben ist, versuchen den Bogen zu spannen von den Winkeln der Berliner Altstadt bis zu den jüngsten Bauten, die der Nationalsozialismus in der Reichshauptstadt errichtete.

Hp.

Digitized by Google

Zur 500-Jahr-Feier Bad Gasteins
erschien soeben das
GASTEINER BADEBÜCHLEIN
Eine Historisch-Medizinische Studie von
DR. OTTO GERKE
VIII und 162 Seiten, 17 Abbildungen. Preis gebunden RM. 3.—
Das Buch schildert die Geschichte Gasteins und seiner Quellen, die Entwicklung vom kleinen Dorf zum internationalen Weltbad. Es beschreibt die Wandlungen der Ansichten über die Wirkung der uralten Heilwerte von mystischen Anfängen bis zu den Erkenntnissen wissenschaftlichen Forschens. Es ist ein Gang durch die Zeiten und das Schrifttum; Menschen begleiten diesen Weg, die für den Ort gearbeitet haben und solche, denen er zum Heil geworden ist. Das Buch enthält 17 ausgezeichnete und interessante Bilder.
Wilhelm Braumüller Verlag Wien IX/Leipzig

JOSEF HOFMILLER
Versuche
Nietzsches Testament — Nietzsche und Rohde — Der Heilige — Catarina von Siena — Emerson — Thoreau — Maeterlinck — Die Briefe des Abbé Galiani
Eine der schönsten deutschen Essaysammlungen!
Geh. RM. 1.80 / Geb. RM. 2.85
Zu beziehen durch jede Buchhandlung
SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE
München, Sandlinger Str. 80

Geschichtliche und politische Bücher

Die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas" kann das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, seit über 1½ Jahrzehnten die Kenntnisse der Geschichte der slawischen Staaten und Völkerfamilien durch Anregung zu Forschungen in Deutschland wesentlich gefördert zu haben. Neuerdings legt sie uns das Buch von Ernst Schüle: „Rußland und Frankreich vom Ausgang des Krimkrieges bis zum italienischen Krieg 1856—1859" (Osteuropa-Verlag, Königsberg 1935; 168 S.) zum Beweise des oben Gesagten vor. Der Inhalt des Buches ist über den Rahmen der geschichtlich-politischen Schrift hinaus von Aktualität. Er führt uns zu den Anfängen einer Bündnisgestaltung Rußland-Frankreich, die sich im Weltkriege wie in unseren Tagen zeigt. — Bei der diplomatischen und militärischen Zusammenarbeit ist es natürlich nicht geblieben. Die extremsten Ideen der französischen Revolution, die des Babeufismus, erlangten erst ihre volle Reife im russischen Bolschewismus. Ehe aber sich die große Inkarnation in Rußland vollzog, ging die revolutionäre Seelenwanderung durch manche niedere Station. Das zeigt an unterrichtenden Beispielen das Heft von Wilhelm Dlugosch: „Der Jude — sachlich gesehen. Weltjudentum — Weltfreimaurerei" (Propaganda-Verlag Paul Hochmuth, Berlin 1935; 63 S.). Der Nachfahre des großen polnischen Geschichtsforschers betätigt sich darin mit kundiger Hand. Durch seine Mitteilungen werden uns erst voll verständlich die Enthüllungen von F. O. H. Schulz: „Kaiser und Jude. Das Ende des Romanows und der Aufbruch des Bolschewismus" (Fritsch jun., Leipzig 1936; 84 S., 10 Abb.). Die geheimen verschlungenen Fäden, die internationale Juden, ihre andersrassigen Helfer und unbewußten Helfershelfer zum Fangnetz knüpften, werden zu entwirren versucht.

Was das arme Volk in Rußland dadurch seit bald zwei Jahrzehnten erduldete, ist hier oft genug vorgeführt worden. Neue Urkunden zu unserem Thema liefert Hermann Greife: „Zwangsarbeit in der Sowjetunion" (Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig 1936; 48 S., 28 Abb.). Hier werden Bilder aus einer offiziellen Darstellung der russischen Geheimpolizei geboten, die einen scharfumrissenen Einblick in die bolschewistische Organisation der Arbeit gestatten. Neben diesem Sonderausschnitt aus dem russischen Volksleben liegt ein neuer wertvoller Erlebnisbericht von Olga Dimitriewna: „18 Jahre Sowjetherrschaft. Erlebnisse und Erfahrungen einer Frau" (Wilhelm Braumüller, Wien 1936; 224 S.) vor. In dem ersten Teil des Werkes ist die Rede von der Wirksamkeit der GPU., von der Behandlung ihrer bürgerlichen Häftlinge, der neuen Verbannung nach Sibirien, dem Ural und den Gebieten des Weißen Meeres. Dem schließt sich ein zweiter Teil allgemeinen Inhaltes über russische Zustände an, der in kurzen Umrissen das Gesamtbild vervollständigt. E. D.

Axel Friedrichs: „Die nationalsozialistische Revolution 1933" (Dokumente der deutschen Politik, Band I, Junker und Dünnhaupt, Berlin 1935; 355 S.). Hier soll ein fortlaufendes Dokumentenwerk zur Geschichte des Dritten Reiches geschaffen werden. Jahresbände sollen durch Wiedergabe der Gesetze, Staatsverträge, Reden usw. des Führers und seiner Mitarbeiter die Gegenwart sichtbar machen.

Johannes Bühler hat seine „Deutsche Geschichte" fortgeführt. Mit dem Untertitel „Fürsten, Ritterschaft und Bürgertum von 1100 bis um 1500" schließt der 2. Band das Mittelalter ab (W. de Gruyter, Berlin 1935; 440 S.). Er kommt zu dem Ergebnis, daß die politische Gesamtleistung der mittelalterlichen deutschen Staatsführung diejenige jedes anderen Reiches bei weitem übertroffen habe. Im späteren Mittelalter hätte die kulturelle Leistung den Vorrang vor der politischen gehabt.

Als eine der ersten Schriften des „Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands" ist „Die Judenfrage als Aufgabe der neuen Geschichtsforschung" von Wilhelm Grau erschienen (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 29 S.). Der Verfasser gibt einen ausgezeichneten Überblick über diejenigen Probleme, die nach seiner Meinung bearbeitet werden müßten. Mit Recht stellt er fest, daß die Geschichte der Juden nach ihrer Zerstreuung fast ausschließlich bisher von Juden geschrieben worden ist. O. St.

Digitized by Google

Große Herder

er neue Typ des Lexikons

12 Bände, ein Welt- u. Wirtschaftsatlas. 180000 Artikel, über 20000 Bilder.- Ihr Freund und Ratgeber, Begleiter Ihres Lebens, steht bereit: Wenden Sie sich nur an ihn, der Große Herder versagt nicht!

Informieren Sie sich: Verlangen Sie kostenlos und unverbindlich das reichhaltige Prospektheft - mit Bild- und Textproben - in Ihrer Buchhandlung oder direkt vom

VERLAG HERDER
FREIBURG im Breisgau

Polen im politischen System Europas

er diesem Titel legt der Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin (1936; 223 S.) die deutsche Übersung des neuesten Werkes des polnischen Schriftstellers Wladislaw Studnicki vor. Der Name nickis hat auch im wiedererstandenen Polen bis heute seinen besonderen Klang behalten, nachdem chriftstellerisches Werk aus der Publizistik des letzten halben Jahrhunderts polnischer Geschichte nicht wegzudenken ist. Von früh an hat er als Organisator und Publizist für ein unabhängiges Polen apft, dessen Hauptfeind für ihn Rußland war und ist. Auch in seinem neuesten Werk behält er Linie bei und entwickelt seine gründliche Analyse der politischen Gesamtlage Europas zu der gefür Deutsche interessanten These einer mitteleuropäischen Blockbildung von der Ostsee bis Schwarzen Meer und der Adria, dessen beide Hauptpartner Deutschland und Polen sein sollen. Offenheit, mit der diese Forderung bis ins kleinste begründet wird, ist bemerkenswert. Studnickis chten sind gewiß nicht diejenigen der offiziellen polnischen Außenpolitik. Immerhin kann man diesen ständig denkenden Polen nur dann einen politischen Außenseiter nennen, wenn man hinzufügt, daß nicki mit dem verstorbenen polnischen Staatsgründer Pilsudski eine lange dauernde Kampfgemeint verband, die auch in entscheidenden Punkten Übereinstimmung der Ansichten einschloß. J.-R. R.

Zur kirchlichen Lage der Gegenwart

er Verlag Theodor Fritsch jun. in Leipzig scheint eine Schriftenreihe gegen die mit den „Studien zum Mythus des 20. Jahrhunderts" eingeleitete „wissenschaftliche" Bekämpfung Rosenbergs zu beabigen. Wenigstens sind zwei Schriften: Prof. Dr. Dr. Hugo Koch: „Rosenberg und die Bibel" Alfred Miller: „Wissenschaft im Dienste der Dunkelmänner" in der Ausstattung so chartig, daß man auf eine solche Absicht schließen muß. Das kurze Buch Prof. Kochs (104 S.) ist das enschaftlich bedeutendere, nur hieße es besser „Rosenberg und das urchristliche Schrifttum" (wozu ürlich auch die Bibel gehört). Denn seine Beweise gegen die „Studien" sind zum großen Teil aus hchristlichen Autoren (Origenes, Tertullian, Cyprian, Augustin usw.) geschöpft und tun zum mindeı dar, daß die Urkirche ein Vorrecht des römischen Bischofs nicht kannte und daß Rosenbergs Darlung der Vorgänge in der Urkirche im ganzen weit richtiger und wissenschaftlicher ist, als die seiner gner. — Millers Buch (106 S.) ist polemischer; er rückt die Rassenfrage in den Vordergrund seiner rstellung. W. S. F.

Digitized by Google

In vierter Auflage liegt vor:

Geburtenrückgang

Mahnruf an das deutsche Volk. Von Richard Korher

Mit einem Geleitwort von

Reichsführer SS Himmler

Preis geheftet RM. 1.—. / Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München

Bevölkerungspolitisches Schrifttum

Es wird immer schwieriger, aus der riesenhaft angeschwollenen Literatur über das Bevölkerungsproblem die wenigen Arbeiten herauszufinden, die wirklich von entscheidendem Wert sind und zu werden verdienen. Voran steht wieder eine Schrift des Direktors im Statistischen Reichsamt Friedrich Burgdörfer: „Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich, Tatsachen und Zahlen" (Kurt Vowinckel, Berlin 1935; 84 S.). Die Schrift bietet einen vorzüglichen Rechenschaftsbericht über nationalsozialistische Bevölkerungspolitik und ihre bisherigen Erfolge.

In knapper Form, lebendig alles Wesentliche zusammenfassend, bietet das Reclambändchen des Nürnberger Oberbürgermeisters, Universitätsprofessors Dr. Otto Most: „Bevölkerungspolitik" einen ausgezeichneten Abriß über die Probleme um Volk und Raum. Es ist erstaunlich, wieviel Material in diesem schmalen Bändchen liefert.

Konrad Schünemann gibt in dem Werk: „Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia", 1. Band (Deutsche Rundschau, Berlin 1935; 409 S.), eine umfassende Darstellung nicht nur der Bevölkerungs- und Ansiedlungspolitik in den österreichischen und ungarischen Gebieten jener Zeit, sondern darüber hinaus auch allgemeine Einblicke in die Herkunftsgebiete der Siedler, in die Werbungsmethoden, in den Blutentzug aus den darniederliegenden deutschen Ländern, die sich nicht dagegen wehren konnten, den gegenseitigen Wegfang der Siedler und Soldaten. Mit einer Fülle an Einzelheiten und Details über die Organe der ganzen Siedlungsaktionen Maria Theresias und ihrer Ratgeber ausgestattet, bildet das Werk ein wertvolles Gegenstück zu unseren Kenntnissen über ihres Gegenspielers Friedrichs des Großen Bevölkerungs- und Siedlungspolitik. Aus einem Vergleich dieser beiden Gestalten und ihrer Siedlungsarbeit könnte ein Baustein zu immer allgemeinerer gesamtdeutscher Geschichtsauffassung werden.

Wolfgang Knorr stellt in seiner gründlichen Arbeit „Die Kinderreichen in Leipzig" (Vowinckel, Berlin 1936; 53 S.) die soziale und biologische Lage der kinderreichen Familie in der Großstadt dar an Hand des Beispiels Leipzig. Man wollte vor allem erforschen, ob die kinderreichen Familien zu einem Großteil sich aus weniger wertvollem Blute rekrutieren, oder ob ihre sprichwörtliche soziale Notlage nur eine Folge der kinderfeindlichen Umwelt sei. Das Ergebnis der Untersuchung ist nicht günstig aus: der Hundertsatz der Hilfsschulkinder ist viermal so hoch wie im Durchschnitt der Bevölkerung. Es besteht zweifellos eine stärkere Belastung durch Schwachsinn und asoziale Veranlagung im Durchschnitt der Bevölkerung. Es muß deshalb bei Förderung der Kinderreichen stark gesiebt werden. Eine Auslese der Wertvollen ist zu schaffen.

Ida Hiwerth und Paul Franken: „Frauenüberschuß und Geburtenrückgang" (Hartung, Hamburg 1934; 112 S.) führen den Geburtenrückgang zurück auf den starken Frauenüberschuß, der sich im Laufe der Jahrzehnte entwickelt hat. Demgegenüber muß ernstlich vor einer einseitigen Überschätzung des Frauenüberschusses als Ursache des Geburtenrückganges gewarnt werden: auch das Verhältnis der Geschlechter zueinander ist nur eine Seite des Problems, dessen Wurzeln zu tief reichen, als daß sie sich mit einer einfachen statistischen Formel lösen ließen.

Wirkungsvoll aufgebaut ist das Buch von Paul Danzer: „Geburtenkrieg" („Völkischer Staat", Berlin 1936; 111 S.). Mit klaren Worten legt es die heutige bevölkerungspolitische Lage Deutschlands dar und sagt unumwunden, was getan werden kann und muß. Quantität und Qualität, nicht das eine oder das andere allein, das muß die große Linie der deutschen Bevölkerungspolitik für die Zukunft sein.

Über die Zusammenhänge von Volk und Raum handeln die beiden folgenden Schriften. Fr. Lawin: „Die Bevölkerung von Ostpreußen" (Osteuropa-Verlag, Berlin) durchleuchtet eingehend für den Zeitraum 1910—1925 die Struktur der ostpreußischen Bevölkerung in ihren Veränderungen. Typisch für Ostpreußen als Agrargebiet ist vor allem der trotz hoher natürlicher Bevölkerungsvermehrung geringe Bevölkerungszuwachs infolge der Abwanderung der Bevölkerung nach dem Westen.

„Großgrundbesitz im Umbruch der Zeit" heißt ein Sammelwerk, das Dr. von Rohr in zweiter Auflage herausgeben konnte (Verlag Georg Stilke, Berlin 1935). Das Buch gipfelt in der Frage: „Braucht ein preußisch-sozialistischer Staat einen traditionsgebundenen Großgrundbesitz als politisches Organ?" Und die letzte Antwort lautet: Ja, aber Großgrundbesitz ist eine Pflicht, Dienst und Einsatz für das Ganze zu sein. Dann besteht er zu Recht.

Digitized by Google

Zum Abschied

Mit diesem Heft, das noch einmal in gewohnter Weise ein wesentliches kulturelles Gegenwartsproblem in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt, stellen die Süddeutschen Monatshefte ihr Erscheinen ein.

Auch Zeitschriften scheint eine bestimmte Lebensdauer organisch zugemessen zu sein. Sie leben, wie es ihr Name aussagt, aus den Aufgaben ihrer Zeit heraus, und es ist ihnen nicht gegeben, die Zeiten zu überdauern. Unabweisbare Zeichen deuten, wie bei einem Organismus, auf die Notwendigkeit des Endes.

Bereits in den letzten Jahren konnte die Fortführung der Süddeutschen Monatshefte nur mehr durch beträchtliche Opfer des Verlags ermöglicht werden; so war schon von der äußeren, rein geschäftlichen Seite her oft genug die Frage nach ihrer künftigen Daseinsberechtigung zu stellen. Entscheidender mag sein, daß auch die Frage nach der inneren Daseinsberechtigung heute verneint werden muß: Was Wert und Haltung dieser Zeitschrift bestimmte, kann heute nicht im alten Sinn bestimmend sein, und ihre eigentliche Aufgabe ist schon deshalb als abgeschlossen zu betrachten, weil ihr politisch-kultureller Themenkreis künftighin in weitem Umfang dem parteiamtlichen Schrifttum vorbehalten bleiben muß.

Es ist nicht unsere Aufgabe, zum Abschluß langjähriger und vielseitiger Bemühungen heute noch eine genaue Schlußrechnung von Verdienst und Wertung aufzumachen. Seit ihrer Gründung im Jahre 1904 haben die Süddeutschen Monatshefte Aufschwung und Absturz und neuen Aufschwung unserer deutschen Dinge mit erlebt und mit umkämpft, und vielleicht dürfen sie als schönsten Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß sie in diesen 33 Jahren ihres Bestehens für manches gestritten haben, was erst heute, in einer neuen Zeit, seinen eigentlichen Sinn und Wert erhalten hat. Aus der breiten Front literarisch-kulturellen Strebens traten sie bei Ausbruch des Krieges in den schweren Kampf um die deutsche Selbstbehauptung ein; und gleich nach dem Zusammenbruch stellten sie ihre Dienste in den Kampf gegen die Kriegsschuldlüge und für die Wiedergewinnung des deutschen Ansehens, und darüber hinaus in den Kampf um eine Gesundung des deutschen Wesens und um eine neue deutsche Zukunft. Die in den letzten zehn Jahren sich ergebende Ausweitung der Themenkreise auf kulturelle Fragen in weitestem Sinne, entsprach — im Negativen wie im Positiven — der von Jahr zu Jahr ernsteren Gefährdung deutschen Daseins und deutscher Kultur, wie, dem entsprechend, der immer notwendiger werdenden Totalität des Ringens um die deutsche Erneuerung.

Alle diese, im Einzelnen wechselnden, im Endziel immer gleich bleibenden Bemühungen sind, wir dürfen es ruhig sagen, nicht umsonst gewesen. Heute ziehen wir den Schlußstrich darunter.

Unser letztes Wort aber soll der Dank an unsere Leser sein, die im Wechsel der Zeiten mit uns gegangen sind.

Schriftleitung und Verlag der Süddeutschen Monatshefte

Digitized by Google

Was ist von der griechischen Geschichte lebendig?

Von Helmut Berve in Leipzig

Die Lebendigkeit der Geschichte der beiden Völker des klassischen Altertums, der Griechen und Römer ruht in ihrer Beispielhaftigkeit für die europäischen Menschen. Wie sie alle teilhaben an jenem abendländischen Geist, der in Hellas geboren von Rom weitergetragen und dem Westen übermittelt wurde, so schauen sie alle zur Antike als zu einer gemeinsamen Lehrmeisterin auf, im Gefühl, daß hier die großen Themen der eignen Geschichte schon einmal angeschlagen und bis zum guten oder bösen Ende durchgeführt worden sind. Als einfache, überschaubare, kristallklare Beispiele bieten sich die großen Gestalten, die großen Leistungen, die großen Schicksale der beiden Völker dem Blicke dar, der nach den ewigen Gesetzen geschichtlichen Lebens sucht.

Aber nicht nur in dieser mehr theoretischen Sphäre vollzieht sich die Begegnung des europäischen Menschen der Gegenwart mit den geschichtlichen Erscheinungen des klassischen Altertums, es sind vielmehr allenthalben die wesentlichen Anliegen der eignen Zeit, mit denen sich die Angehörigen der verschiedenen Völker an die Antike wenden, sie zu befragen und aus ihrer Antwort Klärung für sich selbst zu gewinnen. In dem Maße nun, in dem die Geschichte der Griechen und Römer den lebendigen Fragen einer Zeit und eines Volkes gültige Antwort gibt, ist sie für diese Zeit und dieses Volk lebendig. Und um so gültiger wird ihre Antwort sein, je mehr die Beispiele, durch die sie spricht, als Zeugen einer verwandten Wesensart empfunden werden können. Darum ist uns die griechische Geschichte heute lebendiger als die Geschichte Roms, die anderen europäischen Völkern mehr gelten mag, denn wir fühlen uns rassisch und geistig den Hellenen näher verbunden, wir begreifen ihre Taten und Leiden tiefer und werden darum tiefer von ihnen ergriffen. Ein Zweites kommt hinzu. Dank einer letzten Gegebenheit seines Wesens, die gerade im deutschen Menschen so manche Seite mitschwingen läßt, strebt der Grieche auch im politischen Leben nach der Verwirklichung einer Idee und hat es tatsächlich vermocht, typische Gestaltungen des Staates hervorzubringen, die über die Zeitgebundenheit einer geschichtlichen Erscheinung hinaus gültig sind wie ein vollkommenes Kunstwerk oder eine ewige Wahrheit. Das macht seine Geschichte beispielhaft wie die keines anderen Volkes, gibt ihr jene Gegenwärtigkeit, die alles Überzeitliche jederzeit besitzt, und damit eine höchste Lebendigkeit.

Was aber im besonderen von der griechischen Geschichte heute lebendig ist, das bestimmt sich, wie gesagt, nach unseren Fragen und nach ihrer Antwort. Nicht private Fragen Einzelner oder eines gleichgesinnten Kreises sind es mehr, um die es sich handeln kann, sondern die großen Fragen, die das deutsche Volk bewegen: Rasse, Volkstum, Staat, Idee und Macht, Behauptung in der Welt. Mit ihnen nahen wir uns der Geschichte der Hellenen, ohne ihr bestimmte, uns genehme Antworten in den Mund zu legen, vielmehr überzeugt, daß sie selbst sprechen muß, so wie sie wirklich war, und daß des Geschichtsforschers Aufgabe nur sein kann, sie in ihrer wahren Eigenart zum Worte kommen zu lassen. Denn es bedarf keines Beweises, daß die Beschäftigung mit Geschichte Sinn und Wert verlieren würde, wenn sie im Vergangenen nur Gegenwärtiges wiederfinden oder gar von Natur Fremdartiges dem eigenen Wesen anähneln wollte. Auch bei letztlich verwandten Völkern sind die geschichtlichen Formen und Schicksale verschieden, wie es die Andersartigkeit von Zeit, Umwelt, Klima und nicht zuletzt der besonderen Anlagen bedingt; erst in der Tiefe, die sich freilich nur dem erschließt, der die Verschiedenheit voll würdigt,

Digitized by Google

werden jene letzten und eigentlich wesentlichen Beziehungen spürbar; erst hier können sich Antworten ergeben, die wirklich Antworten sind. Wie der Wert eines Freundes darin liegt, daß er uns verwandt, aber doch von uns verschieden ist, so liegt der Wert der griechischen Geschichte in ihrer Nähe und zugleich in ihrem Abstand. In diesem Sinne ist sie allein wahrhaft lebendig, und aus solcher Sicht seien daher im Folgenden einige konkrete geschichtliche Erscheinungen genannt, die unser Interesse und wohl gar unsere Leidenschaft heute in besonderem Maße erregen.

Es kann als unbestritten gelten, daß die indogermanischen Scharen, die zu Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends und in einer neuen Welle bald nach 1200 durch die Balkanhalbinsel südlich bis Griechenland vorstießen, überwiegend nordischer Rasse waren, während die Vorbewohner, die sie in der Aegaeiswelt antrafen, einer vielleicht der westischen Rasse nahestehenden Menschengruppe anderer Artung zugehörten. Diese tiefe Verschiedenheit von Urbewohnern und fortan die Herrenschicht bildenden Einwanderern ist von höchster Bedeutung für die Geschichte des Griechentums gewesen, in der die sichtbare und noch mehr die geheime Auseinandersetzung zwischen den beiden vielfach gegensätzlichen Volkselementen eine beträchtliche Rolle gespielt hat. Wollte man zwei Ebenen setzen, in denen bis ans Ende der klassischen Zeit das griechische Leben gelagert gewesen sei, und sie dahin kennzeichnen, daß auf der einen lichte Daseinsbejahung, olympische Göttergestalten, männliche Adelszucht, agonales Ringen um die Verwirklichung von Ideen erscheinen, während drüben leidvoller Tiefsinn, mütterliche Mächte des Bodens, weibliche Hingabe an ihre Geheimnisse, qualvolle Mühe um materielle Sicherung des schweren Daseins zu finden sind, so läge darin gewiß eine ähnliche Vergröberung der in Wirklichkeit viel weniger eindeutig geschiedenen Elemente, wie wenn man die soziale Zweiheit von Adel und niederem Volk (Demos) bei den Griechen schlechthin auf die Zweiheit der rassischen Substanz zurückführen würde. Aber deshalb bleibt die Einsicht in das große Gegenspiel der zwei menschlichen Haltungen doch Voraussetzung für eine tiefere Erkenntnis der Geschichte und Kultur des griechischen Volkes.

Erwin Rohde hat in seinem wissenschaftlich und künstlerisch gleich hervorragenden Werk „Psyche" die beiden Welten des griechischen Glaubens und Lebensgefühls zur Darstellung gebracht, die sein großer Freund Friedrich Nietzsche in genialer Schau als die Sphären des Apollinischen und Dionysischen bestimmte, und seither ist dieses Thema bei jeder ernsten Auseinandersetzung mit dem Hellenentum wieder angeklungen, ja angesichts der uns heute bewegenden Fragestellung nach der blutmäßigen Bedingtheit aller Kultur gewinnt es eine neue, unmittelbare Bedeutung. Denn niemand kann leugnen, daß jene zwei Welten durch die zwei wesensverschiedenen Bestandteile des Griechenvolkes, Einwanderer und Vorbewohner, bedingt waren. Allerdings will das Problem gesehen werden, wie weit diese Bedingtheit reichte, in welchem Maße und mit welcher Wirkung eine Mischung des Blutes und damit auch des Geistes eintrat. Es ist mehr das Bewußtsein von dem Problem als seine Lösung, was wir heute besitzen, und so können auch die hier folgenden wenigen Andeutungen nur Fragen und Hinweise, noch keine Antworten sein.

Wir sehen die Geschichte der Hellenen als Volksgeschichte und messen daher den organischen Gliedern des Volksganzen, den Stämmen, hohe Bedeutung bei. Schon der oberflächliche Blick gewahrt, welche Verschiedenheit der natürlichen Anlagen und Lebensart zwischen den beiden Polen des griechischen Volkstums besteht, den kleinasiatischen Joniern auf der einen, den Doriern des Mutterlandes in ihren bezeichnendsten Vertretern, den Spartanern, auf der anderen Seite. Und die Frage wird laut, in welchem Maße die wundervolle Weltoffenheit Homers, das reiche Empfindungsleben der frühen Lyriker, die rationale Weltdeutung der jonischen

Digitized by Google

Naturphilosophen, Anmut, Gewandtheit, fortschrittlicher Sinn, wie sie die kleinasiatischen Griechen zumal in Gewerbe, Handel und Seefahrt bewährten, durch eine jahrhundertelange, ungewöhnlich fruchtbare Mischung der schon bald nach 2000 in die Aegaeiswelt vorgedrungenen Einwanderer mit der andersartigen Vorbevölkerung hervorgerufen war. Wie weit auf der anderen Seite die starre Abgeschlossenheit und großartige Haltung des spartanischen Kriegerstaates mit seinem ebenso harten wie tiefgründigen Willen zu Ordnung und Gesetz nicht bloß als Mittel zähester Selbstbehauptung eines unlängst von Norden gekommenen Herrenvolkes, sondern als Ausdruck der Wesensart und letzter Wertungen dieser nordischen Menschen anzusehen ist. Nicht als wenn sich auf solche Weise alles erklären ließe, so daß man Athen, die jonische Stadt im dorisch überschatteten Mutterland, gleichsam nur als goldne Mitte zwischen den beiden Extremen zu verstehen brauchte, aber die Frage ist fruchtbar, und die Antwort, die sich etwa gewinnen läßt, gleich bedeutsam für die Erkenntnis der Wurzeln des Griechentums, das selbst gern nach der Mischung der Elemente fragte, wie für das Wissen um die Zusammenhänge von Rasse und Kultur. Freilich wird nur der die Dinge richtig zu deuten verstehen, der nie aus dem Auge verliert, was Landschaft und Umwelt, Schicksal und Geschichte zur Ausprägung der Stammesart und aller in ihrem Kreise spielenden Sonderarten beigetragen haben, und sich hütet, aus einer biologischen Keimzelle des geschichtlichen Geschehens dieses selbst wie eine mathematische Formel abzuleiten.

Das gilt in gleicher Weise für die Beurteilung der sozialen Schichtung und der sozialen Verschiebungen in Hellas. Selbst dort, wo infolge einer verhältnismäßig späten Einwanderung und schärfster Exklusivität der dorischen Eroberer am ehesten in der sozialen Scheidung die Verschiedenheit des Blutes gespürt werden könnte, in Sparta, liegen die Verhältnisse nicht so bequem, daß die Heloten einfach als andersrassige Vorbewohner anzusprechen wären; denn vom Stamm der Lakedämonier sind mindestens in Messenien auch Griechen und wahrscheinlich sogar dorische Blutsverwandte geknechtet worden. Anderseits kann nicht bestritten werden, daß auf dem griechischen Festland allenthalben die Herrenschicht, die in der uns erkennbaren Zeit meist zu einem Adel verengt ist, in ihren religiös geheiligten Geschlechterverbänden und Familiengruppen die Reinheit des Blutes gehütet und die eingeborne nordische Wesensart sichtbar bewahrt hat. Ihr Geist erzeugte die apollinische Welt der Daseinslust, des lichten Heldentums, der klaren Form, ihr tiefster Wille drängte zum agonalen Ringen um den Ölzweig von Olympia wie um die Verwirklichung der Ideen, sie stellte für alle Zeiten in geschichtlichen Vorbildern und ewigen Werken der Kunst das Hochbild des Menschen dar, der den Geist verleiblicht und den Leib vergeistigt.

Zwar begann schon seit Anfang des 6. Jahrhunderts der Adel von seiner Höhe herabzusinken, und die niederen Schichten, in denen das Einwandererelement bunt mit autochthonen Kräften gemischt war, strebten empor. Mit ihnen stieg ein andersartiges Denken und Fühlen auf, jene dionysische Welt, darin so vieles den uralten Mächten des Bodens und seiner frühen Söhne entstammte; aber nicht nur war sie im Laufe der Zeit vom Wesen der Einwanderer durchdrungen gleich den Menschen in Hellas selbst, die doch alle in griechischer Sprache redeten, — es behauptete der Geist des Adels auch fürderhin die Herrschaft. Wie er bis ans Ende des 5. Jahrhunderts den Gemeinwesen die Führer stellte, so war er es, der den griechischen Staat prägte, indem er selbst dort, wo die gesamte nichtadlige Bevölkerung in die politische Gemeinschaft einbezogen wurde, ihr seine Form gab, sie zu seiner Haltung erhob und wenigstens für kurze Zeit eine erhabene Staatsgesinnung erzeugte. Erst als mit dem Ende des 5. Jahrhunderts der Adel die Leitung

Digitized by Google

erlor, als Tagesgrößen aus allen Schichten des Volkes in raschem Wechsel das ffentliche Leben bestimmten und an die Stelle bewußter politischer Haltung, die ugleich eine religiöse Haltung im Zeichen der olympischen Götter gewesen war, rivater Sinn, aufklärerisches Denken, materieller und geistiger Egoismus als maßebende Mächte traten, sanken jene hohen Werte des Herrenvolkes dahin, mochte hr Glanz auch noch auf den Menschen des 4. Jahrhunderts liegen und selbst in der päteren, hellenistischen Epoche nicht ganz erlöschen. Immer aber spielte er um den Gemeindestaat, um die Polis, deren Idee zu erneuern und wahrhaft zu verwirkichen keinem geringeren als Platon die höchste Aufgabe schien.

Das griechische Volk als ganzes hat niemals einen Staat gebildet, sondern blieb tets in zahllose Gemeinden aufgespalten, von denen nur einige wenige mehr als ,ehntausend männliche Vollbürger zählten. Wir müssen also mit ganz anderen Größenverhältnissen rechnen als in modernen Staaten, so daß alle auf Grund gewisser äußerer Ähnlichkeiten angestellten Vergleiche oder Beziehungen zur Gegenvart von vornherein fehl am Platze sind. Was dagegen den griechischen Staat uns heute mit Recht besonders nahe und verwandt erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß er nicht ein Herrschaftsmittel, eine Organisation oder gar eine bloß abstrakte Größe, sondern die lebendige Gestaltung einer durch Blut und Geschichte erzeugten Gemeinschaft war. Aus dem Stamm oder der Geschlechtergruppe ist er entstanden und so stellt er sich in der frühesten uns erkennbaren Phase, der Adelszeit des 7. Jahrhunderts, als die zu gemeinsamem Handeln und gemeinsamer Selbstbehauptung geformte Genossenschaft der Angehörigen eines gewissen Geschlechterkreises dar, der durch das Absinken verarmter oder nicht vollbürtiger Landbesitzer sich zu einer zahlenmäßig kleinen Herrenschicht verringert. Diese sieht sich in der Zeit um 600 infolge des Ansturms der Geknechteten und des beginnenden Nachlassens der eignen Kraft genötigt, die Hörigkeit aufzuheben und in das Gemeinwesen alle einzubeziehen, die sich als vollbewaffnete Kämpfer auszurüsten vermögen; damit wird aus der Adelsgesellschaft ein Staat, soweit dieser Name überhaupt auf die politischen Schöpfungen der Hellenen anzuwenden ist. Außerhalb des Bürgerkreises bleiben die zur Selbstausrüstung nicht fähigen Kleinbauern, ferner die grundbesitzlosen Handel- und Gewerbetreibenden, damals großenteils fahrende Leute.

Die Bedeutung des Bodenbesitzes für die politische Vollwertigkeit ist hier mit Händen zu greifen und sie wird auch nicht dadurch gemindert, daß an verkehrsreichen Plätzen der kleinasiatischen Küste eine gewerbetreibende Stadtbevölkerung sich für kürzere oder längere Zeit das Bürgerrecht erkämpft; denn nicht die labilen Verhältnisse Joniens und der geringe politische Sinn der dortigen Griechen, sondern die wesentlichen Gestaltungen des Mutterlandes bestimmen das typische Bild des griechischen Staates. Wohl erhalten im jonischen Athen durch Kleisthenes auch die Besitzlosen das Bürgerrecht, aber offensichtlich geht das Streben des also erweiterten Staates und sein kriegerischer Einsatz dahin, die Grundbesitzlosen mit Grundbesitz zu versorgen und ihnen damit erst die wirkliche Vollwertigkeit zu geben. Auch sind die meisten der unzähligen Fehden zwischen griechischen Staaten um Landbesitz geführt worden; Ackerbaukolonien waren in ihrer überwiegenden Mehrheit die Hunderte hellenischer Pflanzstädte an den Meeresküsten, und das Gemeinwesen, in dem sich der griechische Staatsgedanke am reinsten und krassesten verwirklichte, Sparta, kannte stets nur eine materielle Grundlage des Vollbürgertums, den Besitz eines entsprechenden Landloses.

An Sparta und Athen, den einzigen uns wirklich bekannten hellenischen Staatswesen, seien nunmehr einige uns heute tief berührende Grundzüge des politischen Lebens der Griechen aufgezeigt. Die Gemeinde der Spartiaten, an sich ein Adelsstaat im Stammstaat der Lakedämonier (die Nichtspartiaten werden Periöken

Digitized by Google

genannt), gilt mit Recht als das Idealbild unbedingter politischer Gemeinschaft, die in ihrer aristokratischen Bindung und Abgeschlossenheit allerdings mehr einem Orden als einem Staate gleicht. Es ist bekannt, wie von Geburt an der Spartiat dem Staate gehört, der ihn als Kind im Taygetosgebirge aussetzt, wenn er körperlich minderwertig ist, der ihn vom 7. Lebensjahre bis an die Schwelle des Greisenalters in seine harte Zucht nimmt, ihn wie in einem Lager in dauernder Kriegsbereitschaft hält und, weit darüber hinaus, ihm die schlechthin gültige Lebensordnung setzt. Für privates Leben, gelte es dem Erwerb oder der Muße, ist da kein Raum, die Frau wird wohl als Gebärerin von Spartiatensöhnen geachtet, wie denn im Gegensatz zu sonstigem griechischem Brauch sich hier der Staat auch der körperlichen Erziehung der Mädchen annahm, aber Familie oder Familienleben kennt man nicht, die Ehe erscheint beinahe nur als ein Mittel zum staatlichen Zweck. Und doch ist dieser Staat nicht, was er manchen scheinen mag, eine Zwangsanstalt, sondern die politische Gestalt eines großen, nach einem idealen Ziel ausgerichteten Gemeinschaftswillens. Zwar war das Kriegerdasein als Lebensform eine reale Notwendigkeit, wenn sich die kleine Schar, die nur ein paar tausend Männer zählte, gegenüber der vielfach größeren Helotenmasse behaupten wollte, von deren erzwungener Arbeit sie lebte, aber nicht so ist zu denken, sondern umgekehrt: die Herrschaft über die Heloten muß behauptet werden, weil nur auf dieser Grundlage das Leben sich führen läßt, das geführt werden soll. Seine Werte trägt es in sich selbst, denn nichts kann so beglücken, so erheben, so sehr das Vollgefühl edler Mannheit gewähren wie der restlose Einsatz im gemeinsamen Ringen um die höchstmögliche Erfüllung einer geheiligten Lebensordnung. Hier blühen die Tugenden der Tüchtigkeit, der Bedürfnislosigkeit, des Gehorsams, der Selbstbeherrschung in Schmerz und Genuß, der Einordnung in ein höheres Ganze, an dem man selbst teil hat dadurch, daß man ihm dient. Ja, indem der Einzelne strebt, es allen voran zu tun in körperlicher Bewährung, Bereitschaft und Todesmut, steigert er sein persönliches Sein, seine Individualität; es sind stolze Herrenmenschen, die im Dienst und gerade durch den Dienst erwachsen, wie denn der einzelne Spartiat, wo er auftrat, für die anderen Griechen stets der geborne Führer war.

Wer den Wert von Völkern, Staaten oder menschlichen Gemeinschaften nur danach mißt, was sie an Werken der Kunst und des reinen Geistes aufzuweisen haben, dem kann Sparta öde und roh erscheinen, doch sollte auch er nicht vergessen, daß der größte Denker der Griechen hier wenn irgendwo ein Vorbild würdigen Lebens sah. Denn nicht in Schöpfungen eines hohen Geistes, auch nicht in bahnbrechenden Leistungen, sondern in der vollkommenen Gestaltung des gemeinschaftlichen Lebens erkannte der Hellene die höchsten Werte des Menschentums. So wenig war er, den Unwissende als Individualisten verschreien, in Wahrheit Individualist. Darum ist Sparta auch nicht ein überzüchtetes politisches Gebilde, sondern eine der größten Taten des griechischen Genius. Seine Form ist der Nomos, das Gesetz, dem alle dienen, das in allen lebt, Gesetz einer stolzen männlichen Gemeinschaft. Ihm sich zu weihen, ist dem Spartiaten seit frühester Jugend bestimmt, ihm opfert er begeisterungglühend sein Leben im Kampf, der als Bewährung höchster Mannheit höchste Lust ist und wie eine Kunst geübt wird. Ja, Sparta selbst ist ihm nicht Haus, Boden, Volk oder Vaterland, sondern das heilige Lebensgesetz, der Kosmos, den es draußen kämpfend zu erhalten, im Innern dienend zu verwirklichen gilt.

Anders in Athen, wo privates Sein und individuelle Ansprüche niemals derart in einen einheitlichen Gemeinschaftswillen untertauchten, sondern seit Solon die Polis und ihre Ordnung auf die staatsbewußte Persönlichkeit des einzelnen Bürgers gegründet war. Er durfte in Volksversammlung und Rat seine Stimme erheben, konnte sich zum Anwalt des Staates aufwerfen und Klage stellen, wenn er einen

Digitized by Google

rkte, der das Gemeinwesen zu gefährden schien. Und wie der Besitz im Gegen- zu der mindestens theoretischen Besitzgleichheit in Sparta ein verschiedener , so auch die Lebensführung des Atheners in Familie, Beruf und Stand. Hat r diesen Umständen nicht jene strenge Zusammenfassung und letzte Ausrichtung den staatlichen Zweck Platz greifen können wie am Eurotas, wo die Männer ennt von ihren Frauen dauernd zusammenlebten, weder berufliche Betätigung Gelderwerb kennen sollten und einander als Angehörige der gleichen Adels- e sozial gleichgestellt waren, so ist in Athen dafür die Hingabe an das Gemein- ftsleben, wie sie dem Festlandsgriechen im Blute lag, mit um so größerer Tiefe Innigkeit, mit all dem individuellen seelischen Reichtum erfolgt, der hier den nschen verblieb.

Dieser Staat, der keine so eindeutige und unbedingte Lebensform prägte wie arta, hat die in seinen Bürgern liegenden Kräfte des Geistes und Willens, indem ihnen Freiheit ließ und doch das gemeinsame Ziel setzte, zu Schöpfungen auf- ufen, die mißversteht, wer sie nur ästhetisch wertet. Denn die Tragödien des hylos und Sophokles oder der einzigartige Tempel der jungfräulichen Göttin der Burg sind politische Werke. Gleich dem spartanischen Kosmos zeigt sich also h die attische Polis total; ihr gehört alles Denken, sie bestimmt die seelischen nflikte, in ihr spielen die großen Lebensfragen. Wie der athenische Bürger sich als Staat, das heißt als die Gesamtheit, fühlen soll, so sind seine Schöpfungen als nstler nur Ausdruck dessen, was alle bewegt, und was der Einzelne ebenso im men des Ganzen vorbringt, wie er es tut, wenn er zum Schutze des Staates age erhebt. Sind doch im übrigen die Werke der Kunst für den Griechen niemals n ihrer selbst willen geschaffen, sondern Dienst an den Göttern des Staates, denen e Gemeinschaft Leben und Gedeihen verdankt, und damit Dienst an der staatlichen emeinschaft selbst.

Voller, wärmer, geistiger spüren wir die Polis Athen als die harte und einseitige artanische Ordnung; das Leben wird zusammengefaßt, ohne daß es vergewaltigt ürde oder sich etwa individualistisch erweichte. Denn die Geschichte des 5. Jahr- nderts, das wir bei unserer Betrachtung vor Augen haben, zeigt durchgehend nen wahrhaft erschütternden Einsatz der athenischen Bürgerschaft an bestem Blut. icht ein Geschlecht goldner Friedenszeit, sondern ein Geschlecht, das Ungezählte iner Besten hingeopfert hatte und sich selbst der Polis zu opfern stündlich bereit ar, hat den Parthenon geschaffen. Darum ist er so herrlich.

„Staat", das dürfte aus dem Gesagten deutlich geworden sein, ist eine wenig lückliche, wenn auch kaum vermeidbare Bezeichnung für die Polis Athen oder en spartanischen Kosmos. Staatliche Organe spielen hier wie dort eine geringe Rolle; der Staat kann nur recht verstanden werden als das, was sein Name „Die Athener", „Die Lakedämonier" sagt, als eine eng umgrenzte, fest geformte Ge- neinschaft eines Kreises durch Blut und Schicksal verbundener Griechen, die ihre Idee der Lebensordnung, ihren Nomos, verwirklichen wollen. Darum ist die erste äußere Aufgabe dieser Gemeinschaft, sich Freiheit in der eignen Gestaltung des Nomos, „Autonomia", zu wahren gegen jede äußere Einwirkung, welcher Mittel immer sie sich bedienen möge.

Allerdings ist diese Freiheit zur Verwirklichung der rechten Lebensordnung und die Verwirklichung selbst nur erreichbar, wenn die materiellen Voraussetzungen vor- handen sind, daß die Gemeinschaft auf sich selbst gestellt bestehen kann, daß sie, ohne anderer zu bedürfen, sich zu erhalten, das heißt ihre Angehörigen würdig zu er- nähren vermag. Autarkie also ist notwendig, und „Autarkeia" ist für den Griechen nicht nur eine wirtschaftspolitische Maxime, sondern ein Grundgesetz aller Lebens- gestaltung, von dem jede Statue, jeder in sich selbst ruhende Tempel zeugt. Was

Digitized by Google

später eine ethische Norm für den einzelnen Menschen wurde, herrschte in der klassischen Zeit, als organische Lebenseinheit noch die staatliche Gemeinschaft, nicht das Individuum war, als gottgewollte Norm über den Staaten, deren materielle Erfüllung auf verschiedene Weise erstrebt, in Sparta und Athen auf zwei typischen Wegen erreicht wurde. Dort, indem man kategorisch die Bedürfnisse auf das beschränkte, was das eigne Land darbot, hier, indem man durch Entfaltung einer überlegnen Seemacht sich gewaltsam versorgte und so aus eigner Kraft die Bedürfnisse eines reicheren Lebens befriedigte. Anderwärts ward, sofern man Autonomie besaß, der Bürgerkreis auf die genügend Land Besitzenden beschränkt, so daß für diese wenigstens die Grundvoraussetzung der Autarkie erfüllt war, freilich unter Ausschluß der Mehrheit der Bevölkerung. Wo man vollends der Leidende sein mußte, weil ein mächtigerer Staat auf Kosten des eignen sich autark erhielt, war von Erfüllung dieses staatlichen Grundgesetzes so wenig die Rede wie von Autonomie. Dieser Zustand aber war, auf die Gesamtheit der Griechenstaaten gesehen, der übliche, ganz abgesehen davon, daß der geringe Staatssinn der kleinasiatischen Jonier die Forderung selbst nicht ernhaft empfand. So muß gesagt werden, daß der griechische Staatsgedanke einer autarken, autonomen Gemeinschaft sich bloß an ganz wenigen Stellen und selbst dort meist nur für kurze Zeit hat verwirklichen können, daß er infolgedessen das Gesamtleben des Volkes mehr als Idee, um die überall und immer wieder mit höchstem Einsatz gerungen wurde, als durch weitgehende Realisierung beherrscht hat.

Zu eng war der griechische Boden, zu wenig ertragreich waren die meisten Landschaften, als daß ohne gewaltsamen Ausschluß eines Volksteiles oder ohne Unterdrückung anderer — ob es nun Heloten oder zu Untertänigkeit herabgedrückte Bundesgenossen waren — ohne brutale Machtentfaltung also, das Ziel der wahren staatlichen Lebensform hätte erreicht werden können. Unablässige und erbitterte Kämpfe zwischen den einzelnen Gemeinden sind die Folge gewesen, mußte es doch, um das einfachste Beispiel zu nennen, dort, wo der Staat alle umschloß, also eine sogenannte Demokratie bestand, Aufgabe sein, allen die Grundlage eines würdigen Daseins, nämlich Bodenbesitz zu verschaffen, was nur durch Eroberung fremden Landes geschehen konnte. Der an sich einwärts gerichtete Staatswille der Griechen hat daher notwendig zu einer Härte außenpolitischer Auseinandersetzungen geführt, die mit aller Deutlichkeit erkennen läßt, wie es allein die Stärke oder Schwäche der Macht war, welche in den einzelnen Staaten den idealen Werten Verwirklichung oder Verkümmerung brachte. Freilich, der Gefahr, sich an die Macht zu verlieren, ihr die Gemeinschaftswerte hinzuopfern, sind auch Athen und Sparta am Ende des 5. Jahrhunderts nicht entgangen, als ihre besten politischen Kräfte zu erlahmen begannen. Die anderen Griechen wurden großenteils in den gleichen Strudel hineingerissen, und so bietet die folgende Epoche das traurige Bild eines Kampfes aller gegen alle ohne hohes politisches Ziel auch nur eines einzelnen Staates, geschweige des ganzen Volkes. War doch der Weg zur Nation den Hellenen selbst in den Zeiten ihrer besten politischen Kraft verschlossen geblieben.

Niemals im Lauf der griechischen Geschichte hat die Möglichkeit bestanden, daß ein hellenischer Einheitsstaat entstehe, denn Volksbewußtsein und politischer Wille klafften unheilbar auseinander. Dieser war von Natur ganz auf die enge Gemeinschaft des Stadtstaates gerichtet, jenes nicht viel mehr als ein dumpfes Gefühl vorhandener Blutsverwandtschaft und kultureller Gemeinsamkeit, das sich jedoch nicht aus eignem Trieb, sondern nur unter dem Druck der fürchterlichen Gefahr, die zu Beginn des 5. Jahrhunderts der persische Eroberungswille bedeutete, politisch verdichtete. Die Erhebung zu nationaler Größe, die damals für wenige Jahre das Hellenentum erlebte, ist stets als Höhepunkt seiner Geschichte empfunden worden

Digitized by Google

und gilt auch uns als ihr ruhmreichstes Stück. Nicht so sehr wegen der rasch vorübergehenden Einigung einer Anzahl von Staaten, die der Feind erzwang, sondern weil hier zum ersten Male und in ewig bewundernswerter Weise abendländisches Menschentum im Bewußtsein seiner Art und ihrer höheren Werte gegen die Welt Asiens sich zum Kampfe stellte. Und weil dieser Kampf dank dem überlegenen sittlichen Willen sieghaft bestanden wurde zum Heile Europas.

Anderthalb Jahrhunderte später hat der Makedonenkönig Alexander in jugendlicher Begeisterung das Griechentum gegen den Orient vorgetragen. Sein Makedonenvolk, ein Zweig der den Doriern verwandten nordwestgriechischen Stammesgruppe, die bisher noch wenig geschichtlich hervorgetreten war, gab mit seiner gesunden Bauernkraft, seiner kriegerischen Tüchtigkeit, die König Philipp vielfach erprobt und zu höchster Schlagkraft geformt hatte, ihm das Instrument, die weltbewegenden Pläne seines Genius in die Tat umzusetzen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den strahlenden Weg zu verfolgen, den der märchenhafte Eroberer durch die Weiten der asiatischen Erde bis zum fernen Indus nahm, noch seine Herrschaftsgedanken zu erörtern oder die gewaltigen Organisationsleistungen zu würdigen, die er in seinem kurzen Leben vollbrachte. Es soll hier nur auf diejenige Seite seines Wirkens und seines Schicksals hingewiesen werden, die uns heute in besonderem Maße berührt. Liegt für das Hellenentum der klassischen Zeit eine Tragik darin, daß sein Staatsgedanke, so tief und herrlich er war, dem gesamten Volk keine staatliche Form zu geben vermochte, so zeigt die Herrschaftsgründung Alexanders, geboren aus Erobererblut und Drang in die Ferne, wie sie dem vornehmlich nordischen Stamme der Makedonen eigneten, die Tragik des Sichverschwendens in die Welt. Die im kühnen Siegeslauf aufgerichtete Herrschaft über Asien zu behaupten oder gar nach des Königs Wunsch zur Weltherrschaft auszuweiten, genügte die Wehrkraft des kleinen Makedonenvolkes nicht, und so wünschte Alexander, ihr noch einen zweiten, östlichen Pfeiler neben dem westlichen in den Aufgeboten der arischen Völker Irans zu geben, deren Angehörige nicht nur gleichberechtigt neben die Makedonen treten, sondern mit diesen zu einer rassischen Einheit verschmolzen werden sollten.

Auf solche Weise Eigenrecht und Geschlossenheit des eigenen Volkstums der Länderbeherrschung zu opfern, haben sich die gut makedonischen Nachfolger des großen Königs, die Diadochen, nicht verstanden, aber indem sie versuchten, allein auf Makedonen und griechische Söldner ihre Macht zu gründen, haben sie in unablässigen Kämpfen um diese Macht kaum weniger das Blut ihres Volkes geopfert, als es im Verfolg der Pläne Alexanders geschehen wäre. Gewiß muß die Ausbreitung des Griechentums über die Länder Vorderasiens, die von dem himmelstürmenden Eroberer eingeleitet, von seinen Nachfolgern durch zähe Herrschaftsbehauptung und die Gründung zahlloser Griechenstädte fortgeführt wurde, als eine weltgeschichtliche Großtat gelten, deren Wirkungen — und wollte man bloß an die Ausbreitung des Christentums denken — bis auf den heutigen Tag unermeßlich sind. Doch der Triumph ist erkauft worden mit dem Tode des Volkstums, das in der Ferne zu einem nur zivilisatorisch bedeutsamen Levantinertum entartete, in der Heimat aber, der die besten Kräfte entzogen wurden, allmählich verdorrte, bis Roms harte Hand seine letzten Lebensregungen erstickte.

So endet die griechische Geschichte mit einer großen, stets lebendigen Lehre, wie alle ihre wesentlichen Erscheinungen lebendige Lehren sind. Denn stets spüren wir in dem verwandten Volke Gefühle und Wünsche, die uns bewegen, Gefahren, die uns umwittern, Ziele, die uns winken, und schauen durch das zeitbedingte, einmalige Geschehen hindurch das, was der Grieche selbst in seiner Geschichte verwirklichen wollte, die ewige Idee.

Digitized by Google

Griechische Plastik

Von Carl Weickert in München

Die Vorstellung von griechischer Kunst verbindet sich zu allererst, vielleicht sogar ausschließlich mit einem mehr oder weniger deutlichen Bilde von griechischer Plastik. Das geht so weit zurück wie die Beschäftigung mit griechischer Kunst überhaupt. Und doch standen neben der Bildhauerei wie bei jedem künstlerisch begabten Volk auch bei den Griechen Baukunst und Malerei. Eine Erklärung für diese auffallende Tatsache wird vielleicht darin gesucht, daß allein die Plastik sich in größerem Umfang erhalten habe, während die griechische Architektur, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur in Ruinen ohne unmittelbare Anschaubarkeit überliefert und die nur durch schriftlichen Bericht bekannte große Malerei völlig zugrunde gegangen sei. Das wäre eine recht äußerliche Erklärung. Müßte es doch schon bedenklich stimmen, daß die künstlerischen Leistungen anderer Völker, etwa der Deutschen, oder um ein entferntes und fremdes zu nennen, der Chinesen, wohl eine Vorherrschaft der Malerei gegenüber den anderen Künsten zu zeigen scheinen, die sich nicht so ohne weiteres erklären läßt, wie das bei den Griechen einfach durch die Willkür der Überlieferung der Fall sein soll. Zudem ist die Überlieferung für die griechische Plastik, auf die eine solche Vorstellung sich gründen würde, keine reine Quelle. Denn auch nachdem durch fast zweihundert Jahre die Wissenschaft von der Kunst des Altertums, aufs neue mächtig angeregt durch die 1763 erschienene „Geschichte der Kunst des Altertums" von Johann Joachim Winckelmann, sich eindringlich mit griechischer Kunst beschäftigt hat und allmählich ein Bild gewinnt, wie es Winckelmann wohl ahnen, aber noch nicht schauen konnte, wird noch heute die Vorstellung der meisten Menschen, die „griechische Kunst" als einen festen Begriff gebrauchen, von einem verwaschenen Ideal bestimmt, das von echter griechischer Kunst himmelweit entfernt ist. So etwa, als ob Stiche aus dem 19. Jahrhundert nach Werken Raffaels oder Dürers maßgebend sein dürften für das Gesamtbild der italienischen oder deutschen Kunst. Und doch geschieht das Wunder, daß trotz jener trüben Quelle — gemeint sind die römischen Wiederholungen griechischer Werke, die in Massen die großen Museen Europas füllen — immer wieder zur griechischen Kunst Stellung genommen werden muß. Ist diese nun bewundernd oder ablehnend, stets gilt sie in erster Linie der Plastik der Griechen. Um das Geheimnis der Wirkungskraft griechischer Bildwerke zu ergründen, deren erstes Ergebnis eben jene Scharen römischer Wiederholungen und Nachbildungen waren, wird es nützlich sein, zunächst einen Umweg über die Baukunst der Griechen zu machen.

Auch in ihr lebt eine über die Jahrtausende hin wirksame, wunderbare Kraft, die sich nicht nur in Zeiten bewußter Nachahmung des Altertums zeigt, wie es im Süden die Renaissance oder in den nördlicheren Ländern der Klassizismus des frühen 19. Jahrhunderts waren. Auch hier eröffnete Rom den Reigen, denn seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. legten dort Haus, Palast und Tempel das Gewand griechischer Formen um. Seitdem sind die Prägungen architektonischer Grundformen wie Säule, Pfeiler, Gebälk, von kleinen Zierformen und ihrer Abfolge nicht zu reden, ebenso wie die Aufstellung gewisser Verhältnisse so selbstverständlich geworden, daß ihre Anwendung nicht mehr auffällt und auch der eingeschworene Gegner der aus ihnen gewonnenen, Natur gewordenen Gesetzlichkeit nicht entrinnen kann.

Digitized by Google

Jedoch ein griechischer Tempel, von Griechen erbaut und zwischen seine Nachfahren ganz gleich welcher Zeit und welchen Ortes gestellt, würde wie ein Fremdling wirken. Oder umgekehrt, die ehrliche Begeisterung vieler Reisenden vor einer griechischen Ruine würde gegenüber dem in allen seinen Gliedern erhaltenen und im Schmuck seiner Farben stehenden Bau verstummen, ja sich vielleicht in das Gegenteil verwandeln. Und träte etwa ein Wanderer von heute in diesen Tempel ein und vollzöge das, was ihm selbstverständlich und wesentlich erscheint, nämlich das Aufsuchen dessen, was ein Bau im Äußeren andeutet und verspricht, — dann wäre es um seine Fassung geschehen. Denn wenn sich hinter ihm die Türe des Tempels schlösse, würde ihn Finsternis umgeben, in die höchstens irgendwoher ein Lichtschein fällt, und er wäre mit seiner Vorstellung von Bauen und Gebautem allein und verlassen. Es bleibt nichts anderes, als ins Freie zurückzukehren, und nun fiele ihm auf, daß außerhalb des Tempels, vielleicht nicht einmal in der Achse des rechteckigen Baues, der Altar steht. Der Priester, der hintritt, das Opfer zu bringen, wendet, den Tempel im Rücken, das Antlitz nach Osten. Und um den Altar steht das Volk, das in feierlichem Zuge heranzog, in den Tempel selbst tritt es nicht ein.

Dieser nun wird von einem dreistufigen Unterbau getragen, der ihn wie eine Basis über den Boden des heiligen Bezirkes erhebt. Auf allen Seiten umgeben ihn lebendige Gestalten mächtiger Säulen, die sich zum Gebälk emporrecken und seine große Last wie ein Leichtes tragen. Dieser steinerne Zug aufrechter Träger fordert nun auf, den Tempel zu umschreiten, und hierbei entgehen dem Auge des Besuchers kleine Unterschiede in den Abständen von Säule zu Säule, die der Baumeister ebenso wie leise Neigungen und Schwellungen einfügte, und werden nur unbewußt empfunden, wie der Atem eines lebenden Körpers. An den Ecken ist es, als sammle sich die Kraft der Säulen, aber nirgendwo treten sie auseinander und laden zum Eintritt ein. An den Langseiten zieht hinter den Säulen die geschlossene Wand des Tempelhauses der Cella, von unten bis oben aus scharf gefugten Quadern geschichtet, vor der die Säulen stehen wie die Figuren eines Reliefs vor ihrem Hintergrund. An den Schmalseiten des Tempels tritt das Cellahaus weit hinter vorspringenden Enden der Längsmauern zurück, zwischen deren Stirnen wiederum zwei Säulen stehen, an Gestalt den äußeren gleich, nur unmerklich kleiner. Erst jenseits der Wandstirnen und der Säulen der Vorhalle in der gegen die große Helle draußen beschatteten Tiefe liegt in der Schmalwand die Türe zur Cella. Hoch und breit und zweiflügelig; geöffnet wohl einem Zug Menschen und reichlichem Licht Einlaß gewährend, geschlossen aber das fensterlose Tempelinnere hütend.

Rückwärts zeigt das Tempelhaus mit Säulen zwischen den Wandenden die gleiche Gestalt. Doch fehlt hier in der Rückwand die Türe, bis unter die Decke liegt, einheitlich und glatt wie an den Längswänden, Quaderschicht über Quaderschicht. Gedeckt ist der Tempel mit einem sattelförmigen Dach, gleich dem Deckel einer riesigen Truhe. Neben dem Rechteck der Grundform gibt allein dieses dem Tempel eine Richtung. An den Traufseiten ruht es auf dem Gebälk, an den Schmalseiten ergibt sich notwendig die Form des Giebels. Am Gebälk kehrt im Fries, sich verdichtend und den Bau fest umschließend, der Rhythmus der Säulen wieder, um endlich in der Zier unter der Dachtraufe ganz eng gestellt von der unten herrschenden Senkrechten zur Waagerechten überzuleiten. Die langen Linien von Traufrand und First begleiten mäßig sich erhebende Zierate, während von den Ecken und der Spitze der Giebel, sei es als blühendes Ornament, sei es als menschliche oder tierische Gestalt, nun ungebunden noch einmal die Senkrechte aufschießt.

Wenn auch im Inneren der Cella zwei Reihen zweigeschossiger Säulen notwendigerweise die Last der weit gespannten flachen Decke und des mit Ton- oder Marmorziegeln belegten Daches stützen, zu einer Formung des Raumes ist das

Digitized by Google

Innere keineswegs entwickelt. Das architektonische Geschehen des Baues vollzieht sich in seinem Äußeren. Wie die Glieder eines Leibes sind seine Teile zueinander geordnet, eines jeden Gestalt bestimmt durch die ihm zufallende Aufgabe, aber auch ein jedes auf den mitwirkenden Nachbarn hingeordnet, ein vollkommenes Bild gebundener Freiheit. Nirgendwo sind unsere deutschen Worte von „Bauglied" und „Baukörper" sinnvoller als vor dem griechischen Tempel. Unmißverständlich sprechen es die den Bau an Stelle so oder so geformter Wände einschließenden Körper der Säulen aus, die schon die Alten mit dem menschlichen Leibe verglichen, worum es hier geht: nicht um einen Ausschnitt aus dem unendlichen Raum, den eine durchgebildete Schale umfängt, sondern um einen seine Existenz offenbarenden Körper.

Diese Gestalt des klassischen Tempels ist das Ergebnis einer fast ein halbes Jahrtausend umfassenden Entwicklung. Am Anfang steht ein langgestrecktes, schmal rechteckiges Gebäude, wohl schon mit einer Vorhalle auf der Seite des Eingangs, die aus vorspringenden Wandstücken, den Anten, gebildet ist. Man bezeichnet diese Hausform, der das Satteldach eignet, als Megaron. Sie ist zweifellos nordischen Ursprungs. Zwischen den Anten stehen schon frühzeitig Stützen, eine oder zwei, selten auch drei. Bald tritt der den Bau umgebende Stützenkranz hinzu, die Peristasis, und nun ist es die Aufgabe, durch lange Versuche einen frontengleichen Bau an Stelle des einseitig gerichteten zu setzen, die Formen im einzelnen auszubilden, und schließlich gewisse Verhältnisse zu erreichen, in denen sich endlich der Baukörper in wohl ausgewogener Gestalt erhebt.

Für das Rechteck des Planes z. B. ist das Ergebnis eine einfache Formel; nennt man die Schmalseite a, dann ist das klassische Verhältnis des Grundrißrechteckes $a : 2a + 1$, dem 6 : 13 Säulen in der Peristasis am besten entsprechen. Die Verhältnisse der Höhenentwicklung sind ähnlich einfach. Der entscheidende Augenblick in der Geschichte des griechischen Tempels aber war das Hinzutreten der Peristasis. Durch sie wird der Bau gegen seine Umgebung abgeschlossen, und die Richtung tritt zugunsten der Gleichseitigkeit zurück. Es ist ein Ereignis, das sich kaum durch irgendwelche weit hergeholte Parallelen erklären läßt, sondern eine ausgesprochen griechische Tat. Das stützenumgebene Megaron des frühen ersten Jahrtausends v. Chr. ist zugleich der Beginn monumentalen Bauens auf europäischem Boden überhaupt: durch den Stützenkranz wird das Haus aus dem Gebiet des Profanen herausgehoben und der Gottheit geweiht. Hier liegt auch die Erklärung für den Begriff der Monumentalität. Nicht Größe allein berechtigt, ihn anzuwenden, sondern nur die dem täglichen Leben des Menschen entrückte Bestimmung. Alles Monumentale späterer Zeit, auch wenn es sich längst weit vom Kultischen entfernt haben sollte, empfängt seine Weihe durch diese ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit. Die monumentale Architektur der Griechen, die am Tempel und allein am Tempel ersteht, ist nun nicht raumbildnerisch, wie gezeigt wurde, sondern körperbildnerisch, mit einem Fremdwort: plastisch. Auch in der Baukunst der Griechen kündet sich das plastische Vorstellungsvermögen als ihre besondere Begabung an. Und der zunächst recht äußerlich erscheinende Gedanke, als sei die griechische Kunst in erster Linie Plastik, findet hier in einem tieferen Sinne seine Erklärung.

Ist der Tempel nun nicht ein Raum, in dem Gottesdienst gehalten wird, — was ist dann seine Bestimmung? Er ist der architektonisch gestaltete, monumentale Schrein für das Bild des Gottes. Wie er wird auch das Wesen des Gottes selbst vom Griechen ebenso körperlich vorgestellt: Monumentale Baukunst und monumentale Bildnerei hängen bei den Griechen auf das innigste zusammen, auch zeitlich kann ihre Entstehung oder besser gesagt, ihr endlich klar hervortretendes Erkanntwerden, nicht weit voneinander getrennt sein. Im allgemeinen pflegt unter den Künsten die Baukunst voranzugehen. Und so werden auch im Inneren der

Digitized by Google

ältesten griechischen Cellen, dieser stützenumgebenen Schreine, bald einfache, holzgeschnitzte Kultbilder gestanden haben. Vielleicht von Binden und Zweigen umwundene Balken mit Andeutung von Kopf, Arm, Hand und Fuß. Aber wie draußen am Tempel Holzstütze, Gebälk und Dach, in ihrer Grundform einmal empfangen, in immer beschleunigterem Ablauf Gestalt gewinnen, so auch das, was der Tempel birgt, das Bild des Gottes.

Die plastische Kraft der Griechen umfaßt das ganze Gebiet der geistigen Kultur und muß sich in jeder ihrer Äußerungen offenbaren. Das gilt für die Sprache als solche und für alles, was sich ihrer als Mittel bedient, für Dichtung und Philosophie, für Geschichtsschreibung und Naturwissenschaft. Wie unmöglich es ist, diese in ihren Anfängen voneinander als Gattungen zu scheiden, so stark ist die Gemeinsamkeit des Grundes, aus dem sie alle leben. Für die unheimliche Bildkraft, die überall begegnet, genügt es, an das Werk früher Männer zu erinnern, an Homer und die vorsokratischen Philosophen oder an Hesiod. Alle schöpfen aus dem sinnlich Erfaßbaren, und das Übersinnliche, für den Griechen das nicht ohne weiteres Schaubare, wird erst durch Verbindung mit der sinnlichen Welt vorstellbar.

Nicht minder muß auch griechische Religion von hier aus verstanden werden. Ein übernatürlicher, metaphysischer Begriff, eine Vorstellung vom Göttlichen als solchen, das vielleicht in irgendwelchen Vorgängen des Naturgeschehens sich wunderbar und geheimnisvoll äußert, all das ist ungriechisch. Und es geschieht den Griechen Unrecht, wenn etwa solche Abstraktionen einer modernen Religionswissenschaft dadurch verdorben und ihres eigentlichen Wertes entkleidet worden sein sollen, daß sie Gestalt erhielten, vermenschlicht wurden, — Anthropomorphismus ist der gefährliche Ausdruck für einen Vorgang, der nun mit einem Male den Götterhimmel Homers bevölkert haben soll. Nein! Im Anfang war die Gestalt, fest umrissen, diesseitig, konkret. Gewiß sind es am Anfang nicht Zeus oder Apoll oder Athena, sondern vielfältig und unerschöpflich, wie die Gestalten der Natur, die rings den Menschen umgibt, sind die Erscheinungen, mit denen die starke Phantasie des Griechen schaltet, und die er bereitwillig überall her aufnimmt, von wo sie ihm zuströmen. Auch das Tier ist würdig, den Gott aufzunehmen, als Stier, Löwe, Pferd, Bock oder Schlange; frei fügt sich Gestalt an Gestalt, aus Menschenleib und Tierkörper erstehen göttliche Fabelwesen, wie sie noch in späteren Bildungen sich erhielten und benannt wurden: Minotauros, Sphinx, Kentaur, Pan und Satyr, oder Meergeist und Gigant. Bis endlich der aufrecht stehende Leib des Menschen über solche Fülle unheimlicher Bildungen die Vorherrschaft gewinnt. In derselben Zeit, der der monumentale Tempel und das monumentale Bild des Gottes erschien, haben auch die homerischen Götter den Sieg davongetragen. Doch stets sind alle diese Gestalten ganz von dieser Erde, diesseitig und körperlich. Sie können im Lichte des Mittags dem gläubigen Menschen begegnen als leibhaftige Gegenwart und Heil oder Unheil bringen, teilhaben an aller menschlichen Leidenschaft und in das Schicksal des Menschengeschlechtes eingreifen. Es ist derselbe Vorgang, wie sich allmählich die Form bis zur letzten Bestimmtheit durchsetzt, der für die Geschichte des Tempelbaues erschlossen und an der Geschichte der griechischen Plastik heute noch mit Augen gesehen werden kann.

Die Gestalten des Menschen und des Tieres werden gewürdigt, die Gottheit aufzunehmen. Doch nicht nur sie allein, es kann auch anderes, Baum und Stein, als Gottheit erscheinen. Immer aber ist es die volle, körperliche Gestalt, die den Gott beherbergt, nicht ein schattenhaftes Bild. Hierdurch wird jedes körperhafte Sein dem Göttlichen genähert, jede in ihrer Art vollkommene Form in gewissem Sinne geheiligt, denn auch sie könnte in der Erfüllung ihres Seins den Gott aufnehmen. Ja, man dürfte sagen, daß jede in sich erfüllte Form — Form immer als Ausdruck

Digitized by Google

für körperliches Dasein verstanden — an sich göttlich ist. Oder noch umfassender: alles wirkliche Sein, das im Lichte des Tages sich durch seine Körperlichkeit erweist, ist vom Gotte erfüllt. Und so wird jede bildnerische Tätigkeit auf ihrem Gebiet: Darstellung des Heiligen, das von ihr Dargestellte und Geformte, auch wenn es außerhalb von Religion oder Kultus liegt, an sich heilig.

Die eminent bildnerisch-plastische Begabung der Griechen, die letzten Endes in ihren religiösen Vorstellungen wurzelt, ist ein wesentlicher Teil der Veranlagung dieses Volkes. Diese so veranlagten Menschen wurden durch eine gütige Fügung als äußerste europäische Vorposten gegenüber den alten Kulturen des Ostens und Südens in die gebirgige Halbinsel Griechenlands und auf die umliegenden Inseln und Küsten geführt. Denn kein anderes Land Europas, vielleicht sogar der Erde, ist in der Gestalt seiner natürlichen Formen so klar gebildet, fast möchte man versucht sein, zu sagen, so künstlerisch geformt, wie Griechenland. Innerhalb dieses Landes wiederum sind die einzelnen Landschaften deutlich voneinander geschieden und mit einem bestimmten Formencharakter ausgestattet, recht geeignet, die Heimat einzelner Stämme zu werden und an der Bildung ihrer besonderen Eigenart mitzuwirken. Attika, großartig und lieblich zugleich, von einer unaussprechlichen Zartheit und Harmonie in Linie und Form; die Ebene der Argolis herbe und streng, von edel geformten Gebirgen umgeben; die südliche Üppigkeit Lakoniens zwischen drohenden, machtvoll aufsteigenden und einen guten Teil des Jahres schneebedeckten Bergketten. Und von jeder Landschaft, jedem Berg öffnet sich der Blick hinaus auf das farbig leuchtende Meer, in dem, wie vom Lichte getragen, fern und doch nahe Insel um Insel schwimmt. Mit der Landschaft zusammen wirkt das Licht, das Sommers monatelang vom wolkenlosen Himmel strömt. Bei der großen Trockenheit der Luft ist es von unbarmherziger Klarheit, dringt in jede Ferne, hebt jedes Ding aus seiner Umgebung heraus und läßt dessen körperliche Gestalt so mächtig hervortreten, daß den nordischen Menschen auch heute noch der panische Schrecken vor so viel Formengewalt packen kann. So vereinigen sich auf das glücklichste die Veranlagung eines künstlerisch hochbegabten Volkes, seine Religion, die Landschaft und das Licht und erzeugen die vollkommene körperlich-plastische Gestalt. Wir erkannten sie bereits in dem architektonischen Gebilde des griechischen Tempels, der sich in seinen freigeschaffenen Gliedern erhebt wie ein Gewächs der Natur, und suchen sie nun in ihrer reinsten Verkörperung auf, dem Bilde des Menschen.

Das erste Motiv im Sinne der Zeit und der Ordnung ist und bleibt das aufrechte Stehen. Von hier aus erkennt der Mensch sich selbst und ermißt das Andersein aller umgebenden Natur. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Jedes menschliche Schaffen stellt im Bereiche der sichtbaren Form die Vertikale als Grund- und Hauptrichtung auf, und durch sie erhält das geschaffene Werk gegenüber allem anderen seine Selbständigkeit, sein Selbst, seine „Person". In der Architektur des griechischen Tempels spricht sich diese Bedeutung des Aufrechten in der vielfachen Wiederholung der Säule aus. Hier ist es das Zusammentreten vieler solcher Selbständigkeiten zu einem Wesen, einem gliederreichen Gebilde, einem Zweck. Keines dieser Glieder gibt seine Selbständigkeit auf und doch ist keines aus dem gemeinsamen Gefüge zu lösen. Ein steinernes Abbild der Idee des griechischen Staates.

Der Leib solcher aufrechten Person wird durch die plastische Form gebildet. Das heißt, er empfängt im allgemeinen Raume des Seins eine bestimmte Ausdehnung, deren Grenze nach dem Raume hin durch das Gesetz des plastischen Fühlens festgelegt ist. Durch Gesetz, nicht durch Willkür. Ein zu Wenig an plastischem Stoff, ein Zurückbleiben hinter jener imaginär vorzustellenden, hauchzarten, aber zugleich vollkommen klaren und bestimmten Grenze, läßt die plastische Gestalt nicht zur Entwicklung kommen. Sie ist dann dürftig, entkörpert oder überhaupt, sie ist nicht.

Digitized by Google

Ein Überschreiten, ein Hinausdrängen über diese Grenze, die Daseinszone des plastischen Geschöpfes, löst die Form auf, läßt sie ins Unbestimmte, Unklare verfließen. Viele als Plastik angesehene und angesprochene Werke plastisch wenig begabter Völker oder Menschen müßten unter diesem Gesetz als Plastik fallen. Sie mögen mehr oder weniger zufällig und notwendig wie Gemälde in körperlicher Form erscheinen, Plastiken, wenigstens im Sinne des Griechischen, sind sie nicht.

Die Grenze des plastischen Gebildes ist aber nun nicht etwa nur äußerlich angeschaut die Grenze des Sichtbaren und Tastbaren, sondern ebenso auch der in ihm enthaltenen „Person", deren Gleichheit, Identität mit dem Gebilde vollzogen werden muß, wenn überhaupt griechische Plastik „verstanden" werden will. Es gibt kein Hinübergreifen der Person über diese Grenze. Sie ist vollkommen und sichtbar eben an jener unerhört empfindlichen und herrischen Haut, die ihr Sein nach allen Seiten des Raumes unwiderruflich begrenzt. Es gibt da kein Ausweichen und kein Schwanken. Die plastische Gestalt diskutiert mit nichts und mit niemandem jenseits dieser Grenze. Auch nicht mit einem Beschauer. Das tut nun kein Kunstwerk irgendeiner jung hervortretenden und starken Epoche. Denn es genügt sich selbst in der Vollkommenheit seines Seins; es ist wohl Werk und kann gesehen werden, aber von Kunst, die gesehen werden will, weiß es nichts. Bei keiner Art künstlerischer Erscheinung jedoch ist diese Angewiesenheit auf sich selbst größer und unerbittlicher, als bei echt plastischen Werken, wie es eben die griechischen sind. Das gilt für ein Frühwerk, wie etwa jenes erschlossene Götterbild geometrischer Zeit, das, mehr Pfahl als Menschengestalt, von späten Nachkömmlingen mit schwächlichen Händen gern primitiv genannt wird, weil für die ungeheure Kraft einfachster Äußerungen Verständnis und Glaube verloren gingen. Oder muß erst daran erinnert werden, daß das Volk und die Zeit Homers in jeder Äußerung, nicht nur im Gedicht, von allem Primitiven entfernt sein muß? Wir besitzen wenigstens kleine Schöpfungen jener Epoche, plastische Bilder von Tieren und Menschen aus Ton, Erz oder Bein. An ihnen ist in der Welt des Runden mit den einfachsten Ausdrücken für Senkrecht und Waagerecht die überzeugendste Gestalt für jedes Wesen gefunden, für Leib und Glieder und ihre Funktion.

Die Ausschließlichkeit des plastischen Seins gilt ebenso für ein Werk der reifen archaischen Zeit. Was sich sinnfällig zum Beispiel darin zeigt, daß auch die Seite einer Statue, die nicht gesehen werden konnte, an plastischer Erfüllung und Vollkommenheit der Durchführung in nichts gegen die tatsächlich gesehene zurücksteht. Das ist etwa an den Giebelfiguren eines Tempels zu beobachten, deren eine Seite sich der Giebelwand zuwendete. Auch die Zierden, die der archaische Grieche besonders gern aus anderem Material, für Haarlocken und ähnliches, oder mit Farbe als Ornament seinem Werke hinzufügte, fehlen hier nicht. Es liegt eben die Vorstellung zugrunde, daß ein Werk seine Aufgabe ganz erfüllen muß — meist ist es die, als Weihgabe Eigentum der Gottheit zu sein —, sie aber nur erfüllen kann, wenn es selbst vollständig und ganz, schön und gut ist. Jeder Gedanke führt immer wieder auf die ursprüngliche Vorstellung von der plastischen Totalität zurück. War bei ältesten und älteren Werken die Zone der plastischen Begrenzung als Ergebnis stärkster Vorstellung in größter Vereinfachung gegeben, das heißt in annähernd ebenen oder in gewölbten Flächen mathematisch faßbarer Rundungen, so differenziert sich jetzt das Verhältnis zwischen gestaltetem Körper und dem jenseits liegenden Ungestalteten. Die jeweils nur einmal und an einem ganz bestimmten Punkt mögliche Scheidung zwischen beiden wird nun auf Grund einer durch eingehenderes Studium erreichten Annäherung an die Natur vor oder zurück verlegt; die Oberfläche erscheint bewegt. Man muß aber etwa die Bildung von Auge und Mund betrachten, um inne zu werden, wie frei auch jetzt noch der Künstler überall mit dem

Digitized by Google

Aufn.: F. Kaufmann

natürlichen Vorbild schaltet. Jener fast noch gestaltlose Pfahl ist der Ahne aller solcher Formen. Die Vorstellung vom Sein eines Dinges ist ungleich stärker als die Beobachtung der vom Künstler gesehenen zufälligen Erscheinung. Das Auge, der Mund, die bogenspannende Hand werden gegeben, nicht ein Bild von Auge, Mund oder Hand, wie sie vielleicht ein Modell gezeigt haben könnte. Alles gehalten von der mit Spannung geladenen Oberfläche der die letzte Möglichkeit erfüllenden,

Digitized by Google

bis eben an jene einmalige Grenze vordringenden plastischen Masse. Mit modernen Schlagworten von Naturalismus oder ähnlichen ist hier nicht gedient.

Bis hart an die Wende und den Gipfelpunkt der griechischen Kunst, die klassische Zeit des Phidias, heran gilt die losgelöste Selbständigkeit des plastischen Werkes. Dieser vorklassischen Zeit gehören die prachtvollen, mächtigen Leiber vom Zeustempel in Olympia, Roß, Naturwesen, Mensch, Heros, Gott. Sie sind, wenn auch das Ziel einer langen Geschichte, jugendstark und würdig, die neue Haltung gesammelten Geistes in Ernst, Größe und Strenge zu verkörpern. Noch einmal vereinfacht sich die den Leib umspannende Fläche und bändigt das Drängen seiner Masse. Prachtvolle, aus dem Archaischen gebildete Formeln für Haar, Auge und Mund erscheinen wie zum ersten Male. Doch bald schweben auf der schmalen Höhe der klassischen Zeit in gleichen Waagschalen das künstlerische Gebilde und die Natur. Mit unverminderter plastischer Kraft sind die Formen im einzelnen und ganzen gestaltet; unbekümmert um das Gesehenwerden zieht sich der Fries des Panathenäenzuges hinter den Säulen in der Höhe um das Tempelhaus des Parthenon oder erfüllen übermenschliche Gestalten die Giebel des Tempels.

Die Siegel vom Sein sind gelöst und die Fülle der Möglichkeiten ergießt sich in ungehemmtem Strome. Rieselnde oder im Flattern knatternde Gewänder; endlos wie eine Welt hingebreitet ein ruhender Leib; wogendes Haar wie die Wellen des Meeres; von Blut strotzende Adern, geblähte Nüstern und feurig sprühende Augen am Haupt eines Rosses. Was diese Gestalten bewegt, ist nun die Natur selbst. Wieder ist es nicht ihre zufällige Erscheinung, sondern in das Gesetz der plastischen Form hinein geschleudert das Werden und Vergehen, das Sichregen und Hinsinken, das Blühen und Welken der allgewaltigen Natur. Nun sind alle Tore geöffnet. Die Erkenntnis des Menschen tut einen weiteren Schritt. Einziehen mögen nun Gut und Böse, Liebe und Haß, Leid, Sehnsucht und unaussprechliches Allesvergessen. Man hat sehr schön einmal diesen Augenblick den Sündenfall der Kunst genannt. Denn nun wird sie auch beginnen, zum Beschauer zu reden, eine Brücke spannt sich zwischen ihr und ihm, und schließlich wird sie ihn nicht mehr entbehren. Das Kunstwerk entsteht. — Doch wir halten hier inne. Es ist klar, daß nun auch die plastische Form an ihrem Wesen Einbuße erleiden wird, indem sie ihre allseitige Geschlossenheit aufgibt und mit ihr die Eindeutigkeit der „plastischen Person". Nur das sei beklagt, daß gemeinhin auch heute noch unter griechischer Kunst das gekannt und gemeint wird, was nun folgen würde.

Aus der Geschlossenheit der griechischen Plastik folgt ihre Beziehungslosigkeit zum umgebenden Raum. Sie hat räumlichen Charakter nur, insofern sie einen Raumteil mit ihrer eigenen Gestalt umschreibt und enthält. Ihre Geschichte zeigt die Entwicklung dieses ihres räumlichen Wesens von einfachsten zu mannigfaltigeren Formen. Anfangs vierseitig begrenzt, rundet sich das griechische Standbild allmählich und gerät, wie schon angedeutet, in seiner Oberfläche in Bewegung. Aber auch später noch, als die Statue den unermeßlichen Richtungsmöglichkeiten des Raumes durch ein kompliziertes System verschiedener ihren Leib beherrschender Achsen antwortet und gar mit einzelnen Gliedern, ausfallenden Beinen oder vorgereckten Armen in den Raum hinauszustoßen beginnt, gibt sie doch ihre Geschlossenheit nicht auf, erobert vielmehr nur einen bestimmten und begrenzten Raumabschnitt hinzu. Das äußert sich am deutlichsten darin, wie die griechische Statue im allgemeinen Raume steht. Von dem besonderen Fall der Architekturplastik am Tempel abgesehen, hat sie keine andere Aufgabe als die, da zu sein. Sie steht, wo sie Platz findet, was neben oder hinter ihr vorgeht, berührt sie nicht. Auch die Kultstatue im Tempel darf nicht so angesehen werden, als sei die Cella ihr als Räumlichkeit im künstlerischen Sinne übergeordnet. Die Cella bewahrt das Kultbild

Digitized by Google

wie ein Schrein, und es bedarf des Genius eines Phidias und des [illegible] zugänglichen Parthenon-Architekten Iktinos, um auch hier mit einer [illegible] Neuerung den Vorstoß in unbekanntes Land zu bringen, indem der [illegible] als solcher entdeckt, im Inneren gestaltet und zum Kultbild in Beziehung [illegible] wird. Doch birgt auch diese auf der klassischen Höhe der Kunst erscheinende [illegible] den Keim zur Auflösung der reinen Form des Tempels wie der Statue in sich.

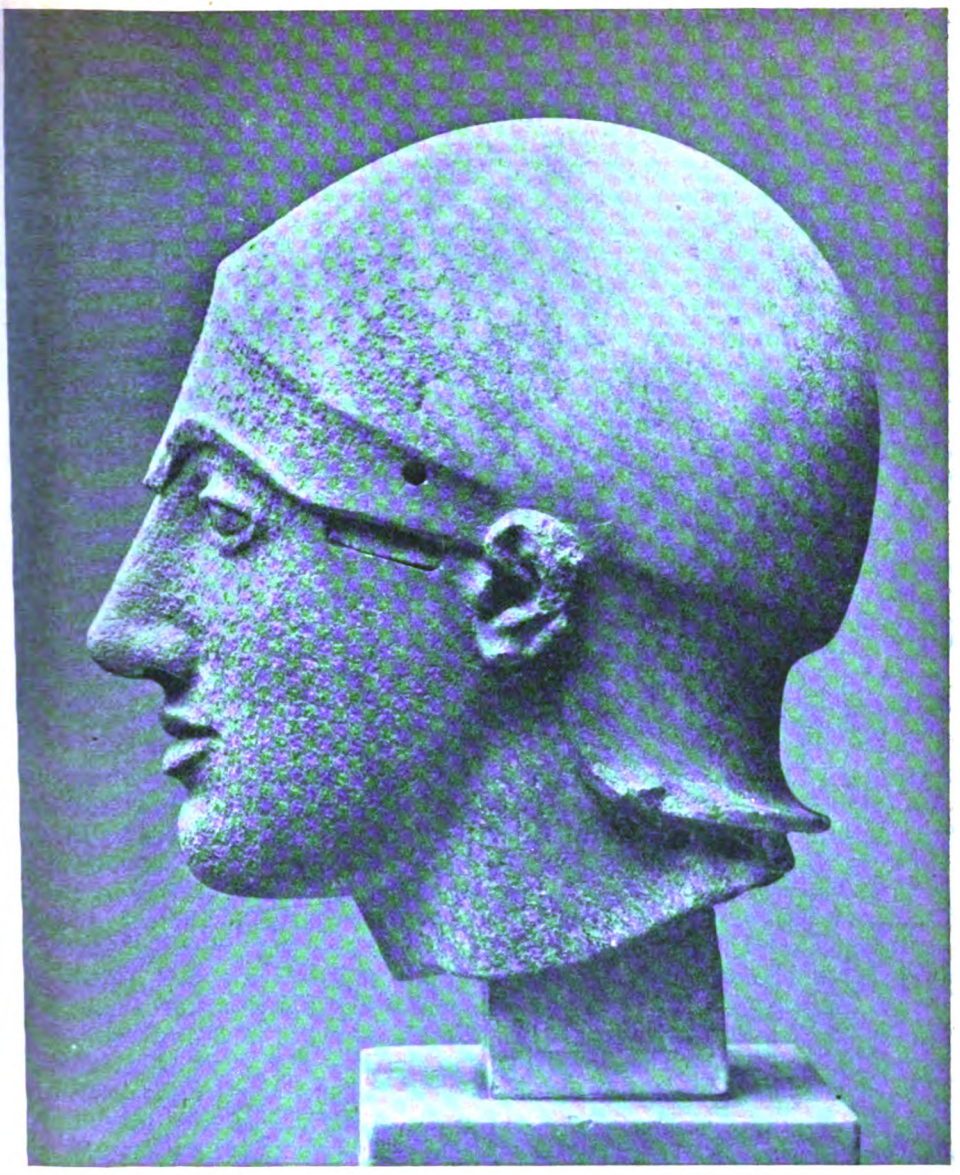
Im Bezirk stehen Statue und Tempel gleich isoliert. Dessen Platz wird [illegible] verschiedensten Gründe bestimmt, nur nicht durch den scheinbar selbstverständlichen der künstlerischen Planung. Auch hierin erweist der Tempel wieder [illegible] Grunde plastischen Charakter. Nichts ist dem Griechen als Künstler [illegible] als Raumgemeinschaft oder gar Symmetrie. Immer handelt es sich für ihn um [illegible] die [illegible] auf den Augeneindruck angelegten Bildern [illegible] können. Ja, die [illegible] einer solchen außerkörperlichen [illegible] dem Griechen [illegible] Symmetrie wohl, aber nie außerhalb des [illegible].

Wir aber erfüllen ihn immer, daß der unendliche Raum und die [illegible] oder er [illegible] dem griechischen Künstler nicht erfaßt werden. [illegible] Malerei [illegible] es sich [illegible] um [illegible] erfaßte Körper, die in einem [illegible] in die Erscheinung [illegible] Räume stehen. Und werden neben dem [illegible] Wesen [illegible] Gegenstände [illegible] im Raum oder im [illegible] denn ist [illegible] Landschaft im modernen Sinne gemeint und [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Aufn.: F. Kaufmann

Mensch mit so großer Selbstverständlichkeit, als erfordere es nur eine Entschleierung, um seinen überall anwesenden Leib zu zeigen. Schon in der Architektur trat die wirkliche Menschengestalt an die Stelle der Säule, aufrecht schreitend; wirklich tragend, aber ungebeugt; gebunden, aber frei. An den vielfältigeren Formen des Gerätes und seinen weniger einfachen Verhältnissen von senkrecht und waagerecht nimmt der menschliche Leib mit ebenfalls mannigfacherer Bewegung teil, — aber eben, daß er erscheinen kann, verrät auch unter der nur tektonischen Gestalt das plastisch-körperliche Gefühl.

Jedoch Bewegung? Ist denn im plastischen Körper, wie wir ihn zu erkennen uns

Digitized by Google

wie ein Schrein, und es bedarf des Genius eines Phidias und des seinen Ideen zugänglichen Parthenon-Architekten Iktinos, um auch hier mit einer unerhörten Neuerung den Vorstoß in unbekanntes Land zu bringen, indem der Tempelraum als solcher entdeckt, im Inneren gestaltet und zum Kultbild in Beziehung gesetzt wird. Doch birgt auch diese auf der klassischen Höhe der Kunst erscheinende Idee den Keim zur Auflösung der reinen Form des Tempels wie der Statue in sich.

Im Bezirk stehen Statue und Tempel gleich isoliert. Dessen Platz wird durch die verschiedensten Gründe bestimmt, nur nicht durch den scheinbar selbstverständlichen der künstlerischen Planung. Auch hierin erweist der Tempel wieder seinen im Grunde plastischen Charakter. Nichts ist dem Griechen als Plananlage fremder als Achsengemäßheit oder gar Symmetrie. Immer handelt es sich ihm um Körper, die solchen auf den Augeneindruck hinzielenden Gesetzen gar nicht unterworfen sein können. Ja, die Konzeption einer solchen außerkörperlichen Gesetzmäßigkeit wäre dem Griechen unmöglich. Symmetrie wohl, aber nie außerhalb des Körpers.

Von hier erklärt sich ferner, daß der unendliche Raum und die Landschaft, in der er erscheint, vom griechischen Künstler nicht erfaßt werden. Auch in der Malerei handelt es sich stets um linear erfaßte Körper, die in einem leeren, nicht in die Erscheinung tretenden Raume stehen. Und werden neben den figürlichen Wesen noch andere Gegenstände abgebildet, vielleicht ein Baum oder ein Bauwerk, dann ist mit ihnen keine Landschaft im modernen Sinne gemeint und angedeutet.

Dasselbe zeigt im griechischen Relief das Verhältnis der Figuren zum Hintergrund. Das Relief enthält genau so viel Räumlichkeit, wie die gestalteten Figuren tatsächlich umfassen. Nur so viel kommt noch vom imaginären Raum hinzu, als die plastische Vorstellung bedarf, um den gestalteten Figuren die volle körperliche Rundung zu geben. Es ist dies im Grunde keine andere Leistung, als sie bei der Betrachtung einer griechischen Zeichnung oder eines Bildes gefordert wird. In den tatsächlichen, steinernen Hintergrund des Reliefs, der das figürliche Bild trägt, bringt diese Vorstellung nicht ein, auch dann nicht, wenn mit der den Griechen eigenen Unbekümmertheit vielleicht ein Stück des Hintergrundes zur Darstellung eines körperlichen Teiles benützt wird. Das ist keine Andeutung räumlichen Empfindens, aus dem dann eine landschaftliche, die Figuren umfassende und letzten Endes unbegrenzte Darstellung hätte erwachsen können. Keineswegs. Der Hintergrund eines Reliefs ist genau so geschlossen und undurchdringlich, wie die Tempelmauer hinter den Säulen. Es gibt wohl verschiedene Arten plastischer Darstellungsweise: Architektur, Rundplastik, Relief, Malerei, — immer aber handelt es sich dem Griechen um Körper. Alles ist Plastik.

Plastik ist auch das griechische Gefäß und Gerät. Der klar entwickelte Aufbau eines Gefäßes entspricht durchaus der architektonischen Form. Fuß, Bauch, Schulter und Hals erreichen mit Ausladung und Einziehung und den beide verbindenden Übergängen die äußerste und zugleich einzige Grenze der plastischen Möglichkeit. Stehen, Umfangen und Schließen, Ausgießen und Bereithalten sind mit letzter und einfachster Deutlichkeit ausgesprochen. Griff und Henkel sitzen an den tektonisch bedeutenden Stellen des Gefäßkörpers als seine wohlverständlichen Glieder. Die Leiblichkeit des Gefäßes ist ein allgemeines Gesetz der Gefäßbildnerei überhaupt, seine plastische Vollkommenheit hingegen ist griechisch.

Und wie beim Gefäß so beim Gerät. Auch hier ist zunächst sein Gebrauchszweck aufs klarste ausgedrückt und dann dieses Gerüst mit so viel Körperlichkeit ausgestattet, wie es das griechische Gefühl zur Erlangung wirklicher Existenz erfordert. Auffallend ist hier, wie leicht im Griechischen der menschliche Körper in das Gerät eingeht, das doch seinem Aufbau nur in seltenen Fällen entspricht. Als Henkel oder Griff, als Attasche oder aus der Gefäßmündung aufwachsende Zier erscheint der

Digitized by Google

Aufn.: F. Kaufmann

Mensch mit so großer Selbstverständlichkeit, als erfordere es nur eine Entschleierung, um seinen überall anwesenden Leib zu zeigen. Schon in der Architektur trat die wirkliche Menschengestalt an die Stelle der Säule, aufrecht schreitend; wirklich tragend, aber ungebeugt; gebunden, aber frei. An den vielfältigeren Formen des Gerätes und seinen weniger einfachen Verhältnissen von senkrecht und waagerecht nimmt der menschliche Leib mit ebenfalls mannigfacherer Bewegung teil, — aber eben, daß er erscheinen kann, verrät auch unter der nur tektonischen Gestalt das plastisch-körperliche Gefühl.

Jedoch Bewegung? Ist denn im plastischen Körper, wie wir ihn zu erkennen uns

Digitized by Google

mühen, Raum für Bewegung? Für eine Bewegung freilich nicht, die aus dem Raum des Körpers fort und über ihn hinaus führt. Sollen Gestalt und Bewegung dargestellt werden, dann müssen beide im plastischen Raum sich erfüllen und ruhen. Wenn dargestellte Bewegung ihren Träger Leib fortreißt, zerstört sie ihn und damit sich selbst. Genug Beispiele solcher vergeblichen Versuche ließen sich anführen. Der Grieche bindet die Bewegung in die Gestalt und erfaßt sie dadurch erst künstlerisch. Ruhe in der Bewegung. Das gilt für ein leises Neigen des Hauptes ebenso, wie für das berühmte Beispiel großartigster Bewegung, den Diskoswerfer des Myron.

Doch ist noch nicht der ganze Bereich der plastischen Person ausgemessen. Auch in der Tragödie, vor allem des Äschylos begegnet sie. Nicht die Beziehung von Mensch zu Mensch oder die Auswirkung psychologischer Momente schaffen den tragischen Konflikt, sondern der Zusammenprall plastisch klarer, schicksalsgeladener Gestalten.

Und endlich. Das Streben nach Erfüllung der plastischen Form gilt auch dem lebendigen Leib. Erst als vollkommene Gestalt erreicht er sein wirkliches Sein. Ihn so zu gestalten, übt ihn der Grieche, zum erstenmal in der Welt. Die Übungen des Fünfkampfes sind hierfür, um bildlich und doch mehr als bildlich zu sprechen, das künstlerische Mittel. Nur der dem Ideal der plastischen Person entsprechende Leib ist schön und damit gut. Er allein ist fähig, im heiligen Wettkampf den Siegeskranz zu erringen. Und nun schließt sich der Kreis: Als Weihgabe des Siegers steht sein Denkmal im Heiligtum der Gottheit, nicht ein Abbild seiner zufälligen Erscheinung, sondern die Verkörperung seiner plastischen Person. Das Verblassen des Ideals aber bedeutet zugleich den Niedergang dessen, was mit einem fast zu engen Wort griechischer Sport genannt wird. Und der Niedergang des Sportes kündet den Niedergang des Griechentums überhaupt.

Auf die Frage, was von griechischer Plastik heute lebendig ist, kann es nur eine Antwort geben. Griechische Plastik im weitesten Sinne und ihrer vollen, die ganze griechische geistig-körperliche Welt umfassenden Bedeutung aufleben zu lassen, ist unmöglich, wir wären denn Griechen. Nicht um die Substanz der griechischen Plastik kann es gehen, — die können wir wohl anschauen, ähnlich wie der Grieche ältere Kulturen anschaute. Müßten wir Nachahmer sein, dann wären blutloser Humanismus und kühler Klassizismus unser Schicksal. Und das wäre die denkbar größte Entfernung von griechischem Geiste. Nachahmer war der Grieche nie, freilich auch nie ein Verächter. Er sah das Fremde und nahm das Brauchbare an, und unter der Berührung seiner Hände wurde es, dem Gesetz seiner Form gemäß, griechisch. Ein starkes, schöpferisches Volk dürfte hier getrost seinem Beispiel folgen. Aber nur in einem Sinne kann griechische Plastik Vorbild sein. Sie verkörpert vollkommen den Geist und Willen des hochbegabten Volkes, ein ewiges Beispiel hoher Sittlichkeit. So mögen wir sie verehren, nicht als Nachahmer, doch hingerissen vom Vorbild zu höchster Leistung und eigener Vollkommenheit. So, und nur so, hat das Griechische ein Recht zu leben. Unser aber ist die Pflicht vor dem Gedächtnis der Griechen und der Geschichte unseres eigenen Volkes und seinem Anteil an der Wiedergewinnung der griechischen Gestalt, ihm dieses Leben zu erhalten. Möge das Olympische Feuer brennen, heute und immer![1])

---

[1]) Die beigegebenen Abbildungen stellen den Kopf eines Bogenschützen in skythischer Tracht aus dem Westgiebel des Aphaiatempels auf Ägina dar, gearbeitet um 500 v. Chr., und den Kopf eines behelmten Kriegers aus dem knapp zwei Jahrzehnte jüngeren Ostgiebel desselben Tempels. Beide befinden sich in der Münchener Glyptothek und beide erscheinen in Ansichten, die bei der ursprünglichen Aufstellung im Giebel nicht gesehen wurden. Modern ergänzt sind beim Bogenschützen die Nase und ein Stückchen vom rechten Kinn, der kleine Finger und die vorderen Glieder des vierten. Der behelmte Kopf ist ganz antik, das Rautennetz am Helm die Spur einstiger Bemalung.

Digitized by Google

Epos und Lyrik der Hellenen und die Gegenwart

Von Hans Bogner in München

I.

Seit etwa zwei Jahrhunderten ist Homer, der vorher für unser Volk nur ein großer Name war, ein deutscher Dichter. Nachdem die Bemühungen der Bodmer, Stolberg, Bürger und anderer vorangegangen waren, hat vor allem Voß, mehr durch zähen Fleiß als durch die Gunst der Musen erfolgreich, diese Wirkung hervorgebracht. In der Zeit selbst lebte der Antrieb, sich dieses Dichters zu bemächtigen, ein Vorgefühl davon, daß gerade bei ihm das gesuchte Ideal in vollendeter Verkörperung zu finden sei; der Ruf: „Zurück zur Natur!", der Sturm und Drang, der geistige Aufstand des Bürgertums gegen Fürstenmacht und Adelskultur kennzeichnen diese umwälzende Bewegung des 18. Jahrhunderts. Ein „Naturgenie" sollte Homer sein, und er wurde auch so bezeichnet; es ist fast eine Ironie der Geschichte, daß einer ausgesprochenen Adelsdichtung diese Auffassung widerfuhr. Das einfach-starke Urtümliche und Volkhafte, das Patriarchalische, das „heroische Mark" wurde mit Staunen bewundert; und was man an dem Dichtervater mit dem einseitigen Scharfblick der Liebe sah, sollte ins eigene Leben der Zeit gepflanzt werden und wirken.

Jedenfalls: zu der Welt Homers in ihrer Ganzheit war der Zugang eröffnet, und es konnte nicht ausbleiben, daß man zunehmend auch die Erscheinungen ins Auge faßte, die in dem ursprünglichen Wunschbild nicht hervorgetreten waren, auf die man nicht geachtet und gerechnet hatte. So wies Herder darauf hin, daß weniger die Darstellung der ursprünglichen rauhen Wildheit selbst Homers Verdienst sei als die Formung und Bändigung dieser wilden Kraft, das heilige Maß; so mußte Homer die Wandlung vom Sturm und Drang zur Klassik mitmachen. Das immer schärfere geschichtliche Erfassen der homerischen Gedichte, die homerische „Frage" nach der Einheit der Epen, Art und Schicksal der Homeranalyse: das alles soll uns hier weniger beschäftigen als das lebendige Weiterwirken im deutschen Volk. Dessen Homerbild zeigt sich von den Wendungen und Versuchen der zünftigen Wissenschaft nicht allzu sehr berührt. Der Ausdruck der öffentlichen Teilnahme nimmt seit den Tagen unserer Klassik stark ab, vielleicht auch die Breite der Wirkung. Aber die Art und Tiefe dieser Wirkung steht in ihren Grundzügen merkwürdig fest. Freilich ist es schwer, den unbeschreiblichen Zauber, den Homer immer wieder auf deutsche Leser ausübt, einigermaßen in Worte zu fassen. Zu vergleichen ist er nur dem Eindruck des echten Märchens auf das echte Kind. Es ist wie der Blick in ein gelobtes Land, in das man nie kommen kann; und doch erinnert man sich traumhaft, schon darin gewesen und so daheim gewesen zu sein wie nirgends sonst und nie wieder.

Unser Thema zielt weniger auf die Vergangenheit als auf die Frage, wie wir im erneuerten Deutschland nach dem großen Umbruch zu Homer stehen. Sein Bild selbst hat sich nicht grundsätzlich geändert; keinesfalls gehört er zu den Größen, die entthront oder in ihrem Ansehen auch nur erschüttert worden sind. Vielmehr kann man fühlen, wie der schreiende Widerspruch zwischen den Werten der homerischen Welt und der offiziellen Gesinnung des Zwischenreichs wieder aufgehoben ist. Und doch sind wir gehindert, die epische Wirklichkeit, die des Seelischen ebenso wie die äußere der Kampfformen und Sitten des Alltags, in unsere Gegenwart zu ziehen und unmittelbar als die unseren zu empfinden; es bleibt das Gefühl des Abstands und der märchenhaften Ferne. Woher dieser Eindruck des unheimlich Nahen und zugleich unerreichbar Fernen? Über die Ursachen läßt sich vielleicht einiges aus-

Digitized by Google

sagen; das wird auch einen Blick auf Homer selbst verstatten, freilich nicht auf das unausschöpfbare Ganze, sondern nur auf eine besondere Abschattung.

Wenn das homerische Leben vielfach so anfänglich, so frisch und neu erscheint, so sehen wir darin nicht den Morgenglanz einer allgemeinen Menschheitsfrühe. Wenn uns die Menschen, die Homer gestaltet und zu uns reden läßt, im Gegensatz zu den frühen Ägyptern, Assyriern, Kretern und anderen Völkern des Altertums seinsmäßig so verständlich und vertraut erscheinen, so führen wir das auf Rasseverwandtschaft zurück: nur in einer naturhaft angeborenen (durch Erziehung wohl zu entwickelnden, aber niemals zu ersetzenden) Gleichartigkeit des Lebensgefühls und der Triebe, der Zuneigungen und Abneigungen und somit auch der Wertungen, nur in diesem Lebenszusammenhang stellt sich die Möglichkeit des inneren Verstehens ein. Die Ilias verstattet uns einen Blick auf die Kämpfe der fast noch rein nordischen Achäer in Asien und malt uns Menschen von einer erstaunlichen Einheitlichkeit der Gesinnung und der Gesetze ihres Handelns; sie ist eine Dichtung, die von Herrenmenschen handelt und für Herrenmenschen bestimmt ist. Dem jonischen Adel des beginnenden ersten Jahrtausends v. Chr. sollte in den Rezitationen der zunftmäßigen fahrenden Sänger durch Erzählungen von den Vorfahren sein eigenes Bild entgegengehalten werden, aber verklärt durch den Schimmer eines heroischen Alters, das kräftiger und den Göttern näher war als die Zeit der Hörer. Aber die Grundzüge, die Gesinnungen und Ideale mußten von der Gegenwart abgenommen sein.

In großem Stammesverband treten uns die Hellenen entgegen, unter Heerkönigen und adeligen Führern, deren Vorrang durch göttliche Abstammung legitimiert wird. Diese Herren sind Edelleute von vollendeter Zucht und Standesbildung, die nicht „Natur" im Sinne des befangenen Primitiven haben, aber eine vollkommene Natürlichkeit. Sie werden (durch das stehende Beiwort megathymos) als Menschen von ungewöhnlicher Triebstärke bezeichnet, deren Trieb sich frei entladen und äußern darf; nichts Verstecktes und Ängstliches haftet ihnen an, kein innerer Bruch, nicht die Gewissensqual des feigen Verbrechers oder die Gespaltenheit des Gedankensünders. Nur das ganz Vernunftlose wird wegen seiner zerstörenden Folgen mild und ohne Schuldgefühl abgewiesen. Nicht das nackte Dasein des Einzelnen, nicht das Leben um jeden Preis bestimmt das Handeln; die durch äußerste Züchtung zur zweiten Natur gewordenen Standesgebote stehen als feste Leitsterne über den Helden. Immer der erste Held zu sein und es anderen zuvorzutun — dieses Gebot des Wettkampfes bindet die Standesgemeinschaft und hält sie stets in der gefährlich fruchtbaren Spannung des eifersüchtigen Strebens (des zēlos). Und außerhalb der Gemeinschaft gibt es keine Leistung und Existenz; niemand kann sich auf das Gefühl des eigenen Wertes und die noch unentdeckte Instanz des eigenen Gewissens zurückziehen, sondern sein Wert und Ruf (kleos) hängt lediglich und erbarmungslos vom Urteil der Gemeinschaft ab und von nichts anderem. So unvergeßbar ausgeprägte und verschiedene Typen auch ein Achill und Hektor, Aias und Odysseus, Agamemnon und Nestor sind, so sehr sie einander auch befehden mögen: sie alle wurzeln in der gleichen Gesinnung des Kämpfertums und tadellosen Rufes, der Ehrfurcht (aidōs) und Religion, der heiligen Scheu vor den Göttern, den gestaltgewordenen Mächten der Lebenswirklichkeit selbst, deren Realität von den Neueren niemand so ernsthaft wie Hölderlin fassen konnte.

Die Wesensart dieser Helden, das brennende, leicht verletzliche und tödlich verwundbare Ehrgefühl eines Achilleus, die Maßlosigkeit, die das heilige Maß verlangt und nötig hat, — wem kann das näher gehen als dem Deutschen? Und neben den Helden bewegen sich in vollendeter Haltung und Freiheit die herrlichen Frauengestalten: Helena, die auch in bedenklicher und unwürdiger Lage nicht die vornehme

Digitized by Google

Würde der Königin verleugnet und nicht „das Liebenswürdige, Verständige im Unglück", die geweiht und entlastet ist durch Aphrodite, die Göttin ihres Lebens, deren Wesen sie ohne Schonung ihres kleinen Ichs mit Größe verkörpern muß: Reiz und Wechsel des unwiderstehlichen Liebesverlangens; oder ihr Gegenstück Andromache, die mit der herben Kraft wahrer Naturempfindung das ewige Lebensgefühl der Mutter und Gattin ausspricht und zugleich durch ihr Sein darstellt; oder in der Odyssee Penelope, die bei aller weiblichen Weichheit und Bestimmbarkeit doch Herrin ihres Schicksals bleibt und die Treue wahrt (und die wohl in der ursprünglichen Dichtung den Freiern ohne Scheu im Männersaal gegenübersaß und erst durch die Dezenz späterer Bearbeitung mit dem unvermeidlichen Anhängsel zweier Anstandsdamen versehen wurde); oder Nausikaa, die alle anderen überstrahlt, die in ihrer keuschen, unbefangenen Mädchenhaftigkeit, in der verhaltenen Fähigkeit zur Hingabe und der hausmütterlichen Anlage so germanisch, so deutsch anmutet wie keine.

Wenn in der Odyssee das kämpferische Heldentum der Ilias zurücktritt, so zeigt sie dafür ein reicheres Ausmalen der Gefühlsvorgänge (Anfang des 20. Gesanges), eine empfindliche seelische Zartheit, der die rücksichtsvollen Umgangsformen (beim Empfang von Fremden und Gästen, beim Überbringen schlimmer Botschaften usw.) genau angepaßt sind, eine Wendung zum Idyll (Wäsche am Strand, Aufenthalt bei Eumaios), schließlich die sonst so schmerzlich vermißte Tierliebe (der Hund Argos) — und deshalb hat sie für die deutsche Gemütsart etwas unwiderstehlich Anziehendes. In neuester Zeit hat man versucht, sie ins nordisch Zackige und Harte umzudichten und ihr dadurch gerade das Deutsche ausgetrieben. Jedenfalls hat selbst das Fehlen einer nur halbwegs kongenialen Übersetzung nicht verhindert, daß Homer, wie wir anfangs sagten, ein deutscher Dichter geworden ist.

Und doch: gerade heute, wo man vielfach mit kühnem Ernst versucht, die Sitten und Kultformen (Wettkampf, Heroenverehrung) des ungebrochenen Altertumsbewußtseins und urtümlichen Gemeinschaftslebens ins Leben der Gegenwart zu reißen, gerade jetzt bemerkt man den feinen Strich, der uns unüberschreitbar vom Sein der homerischen Menschen scheidet. Es ist das Glückhafte, Getragene und Unbeschwerte — oder mit einem anderen, kühleren Wort gesagt: das Epische ihres Daseins, was uns nicht mehr zugänglich ist. Die klar erzählende Art des Epos gibt nur Geschehnisse, nicht Konflikte, Probleme, Entscheidungen im Inneren des Menschen; und diese Art beruht natürlich nicht auf ästhetischer Theorie der Dichter, sondern entspricht der Haltung der Zeit und der Selbstauffassung der epischen Menschen. Eine aktive Welt eröffnet sich uns, die Helden handeln oft triebhaft und stürmisch bis zum Äußersten, und zwar unbedenklich und mit gutem Gewissen; das Handeln ist ihnen erleichtert durch die Auffassung, daß ihre Taten nicht i h r e Taten sind. Dem homerischen Herrn ist das Gebot und der Ehrenkodex seines Standes so zur Natur geworden, daß er glaubt, immer so handeln zu können, wie es ihm beliebt. Bei schwierigen Überlegungen kommt es nicht auf die persönliche Entscheidung des Ich an, sondern aus den Adelsgesetzen ergibt sich von selbst, was das Ehrenvollere und nach den Umständen Vorteilhaftere ist; man muß sich nur besinnen. Und bei drangvoll ungewöhnlichen Lagen des Innenlebens greifen die Götter selbst ein. Wie dem Achill der Zwiespalt begegnet: soll er Agamemnon niederschlagen oder nicht?, als er schon am Schwert zieht, da faßt ihn Athene von hinten bei seinen blonden Haaren und funkelt ihn mit Feueraugen an; ihr Eingreifen ist dem Dichter wie dem Hörer konkrete geglaubte Wirklichkeit, man muß die Verse beim Worte nehmen. Die Göttin nimmt ihm die Entscheidung ab; im Zucken eines Augenblicks — er zieht am Schwert und stößt es wieder in die Scheide zurück — ist alles geschehen.

Digitized by Google

Wer so völlig ins Walten der wirklichen und leibhaft erscheinenden Götter, der „Stärkeren", und in eine intakte und bindende Gemeinschaft eingebettet ist, der handelt nicht selbst, sondern es geschieht etwas mit ihm, der will nicht selbst, sondern wird gewollt. Wir können uns unseren eigenen Handlungen gegenüber nur dann so verhalten, wenn sie vergangen sind; mir kam ein Einfall, denken wir rückblickend, irgendeine Macht bestimmte mich, mein Wille war nicht *mein* Wille, und die Sache lief dann so und so weiter. Wir nehmen dabei nicht an, daß alles, was sich ergab, von uns vorausgesehen und in unserer Entscheidung schon enthalten gewesen sei. Aber im Vorausblick, *vor* der Entscheidung, wie können da wir, wie konnten die Griechen nach der Schöpfung der Tragödie das Gefühl vermeiden, daß an unserer Entscheidung, die richtig getroffen werden muß oder schuldhaft verfehlt werden kann, alles gelegen sei? Die homerischen Menschen verhalten sich immer so, wie wir uns nur rückblickend verhalten; immer werden sie von außen bestimmt durch Götter, durch andere Menschen, durch die Lage. Wenn sich für das Bewußtsein nicht mehr alles wie von selber macht, wenn der Mensch den Willen als selbständige Potenz des Innenlebens anerkennt und seine Würde in die Fähigkeit des Eingriffs in das Geschehen setzt, hat er das epische Zeitalter unwiderruflich hinter sich.

Überhaupt: wir machen uns nur mit Mühe klar, wie anders der Mensch bei Homer sein Ich auffaßt, durch eine wie andere Einteilung und Anordnung er es sich wahrnehmbar macht, als es unsere mehr als tausendjährige Gepflogenheit will. Er kennt weder die grundlegende Trennung in Körperliches und Nichtkörperliches noch die Einheit des Körpers und die der Seele noch die Dreiteilung Körper — Seele — Geist. Sein lebendiges Ich (sōma heißt nur der Leichnam) ist ihm ein Nebeneinander von Gliedern und Organen (wie Herz, Zwerchfell), die zugleich eine geistige Funktion des Empfindens, Wahrnehmens, Denkens haben. Die körperliche und die geistige Funktion bilden dabei eine ungeschiedene Einheit. Dazu treten, ohne scharfe Abgrenzung, die unkörperlichen Organe des planenden Verstandes (nus) und des Triebhaften, des irrationalen Lebens, das sich selbständig regt (thymos). Die Psyche hat nichts von der „seelischen" Belastung, Bewegtheit, Innerlichkeit und Tiefendimension des modernen Begriffes „Seele" an sich, ist niemals Träger von Willensregungen, sondern ist einfach der Lebensgeist, der im Körper wohnen muß, solang er sich regt, und ihn im Tode als „Geist" und Schatten verläßt.

Man wird als bewußter Deutscher der Gegenwart diese hier nur angedeutete Auffassung nicht kurzerhand als primitiv, exotisch und völlig fremdartig beiseite schieben, man wird eher die ebenso feine wie bestimmte Terminologie bewundern und sehr wirklichkeitsnahe finden (aber was ist hier Wirklichkeit anderes, als was die Sprache und der Ordnungswille einer bestimmten Menschenart aus den an sich immer vieldeutigen Gegebenheiten macht?); unmittelbar nachempfinden und sich zu eigen machen kann man diese Psychologie nicht mehr.

II.

Eine Lyrik als naive Selbstäußerung des Gefühls, als Gesellschaftspoesie, als Gebet und Götterhymnos, als Liebes- und Hochzeitslied, als Arbeits- und Trinklied gab es ohne Zweifel schon vor der Schöpfung des Epos und während der epischen Zeit. Aber den Geist dieses Zeitalters, die Art und Gesinnung der herrschenden und maßgebenden Menschen drückte nur das Epos aus; das Lyrische blieb in den ruhenden, sich gleichbleibenden Schichten des Lebens. Vom 7. Jahrhundert an trat das Urphänomen des Lyrischen, das „enthusiastisch Aufgeregte" (Goethe) in den Vordergrund und konnte Sinn und Schicksal der Zeit in sich aufnehmen und aussprechen. Es wurde geschichtlich aktuell, man darf von einem lyrischen Zeitalter sprechen. Wer vom deutschen Volkslied, von Goethe, Mörike, Eichen-

Digitized by Google

orff herkommt, wird gerade die hohe Lyrik der Griechen als fremdartig empfinden; enn sie geht weder auf das persönlich Individuelle noch auf das allgemein Menschiche, sondern auf das geschichtlich Einmalige — freilich ein Einmaliges von unvergänglicher Bedeutsamkeit, bedeutsam für Zeugen einer Zeit, der mit Platon die Gesetzgebung und Gestaltung des Staates wieder als höchste Form des Eros, des Willens zur Dauer erscheint.

Die Lyrik hat weder die geschlossene Einheitlichkeit noch die Klassizität des homerischen Epos erreicht, und das ist kein Zufall. Sie lehnt sich (vornehmlich die Elegie) stark an Homer an und ist meist erzieherisch gemeint; sie wurzelt in einer bestimmten Gesellschaft und wendet sich an eine Gesellschaft. Aber entweder ist das nicht mehr der einheitliche Adelsstand des Epos — im neu entstehenden Stammesstaat, der Polis, sind alle Schichten und Stände des Volkes zusammengeordnet — oder dieser Adel befindet sich in einem verzweifelten Daseinskampf. Eine neue Erregtheit der Zeit kommt zu Wort, ein Gefühl der Not und Hilflosigkeit, der Gottesferne. Denn nicht mehr greift die Gottheit im Einzelfall helfend und entscheidend ein; der Mensch wird sich selbst überlassen, und dadurch wird ihm das unbedenkliche Handeln unendlich erschwert, er fühlt sich nichtig und ohnmächtig. Der jähe Wechsel der Empfindungen in seiner Brust, die ewige Ruhelosigkeit, Unwissenheit, Machtlosigkeit, während sich die Götter Wissen, Macht, Ordnung, innere Fassung vorbehalten: das empfindet er mit Staunen als verwunderlich, als anstößig. Es ist noch nicht offene Auflehnung, aber die Vorstufe der Empörung. Die Dichtung wird Bescheidwissen über Gott und Mensch und die menschliche Grenze.

Was hier im allgemeinen angedeutet wurde, wird uns zum erstenmal faßbar bei dem Anführer der Lyrik, Archilochos, den schon ein Heraklit als gleichwertige, gefährliche Gegenmacht zu Homer auffaßte, der mit den epischen Bindungen gebrochen hatte und sein Ich zum Stoff und Gehalt seiner Dichtung machte. Nichts mehr gilt ihm guter Leumund bei der gärenden und wankelmütigen Gesellschaft; das Wunder einer Sonnenfinsternis bringt ihn in fassungslose Bestürzung; er ringt um eine verstehbare Ordnung, ein begreifliches Gefüge und Gesetz der chaotischen Leidenschaften, des chaotischen Geschehens, um den verstehbaren, überschaubaren Kosmos der Welt. Hier will der griechische Geist den alten Göttern, den Mächten des Lebens und der Natur, die geheimnisvoll und frei sind, eine verständliche Ordnung, einen menschlichen Sinn, eine klare Gerechtigkeit abringen: durch diesen kühnen Vorstoß ist die Verbindlichkeit der epischen Überlieferung besiegt und gebrochen.

Damit ist der entscheidende Schritt aus dem Märchenland des Epos in die entzauberte, verantwortungsbeladene Welt des Gemeinschaftslebens im Staat getan. Und wenn mattere jonische Nachfahren des Archilochos (Semonides, Mimnermos) sich gegen die Illusionen der Jugend wenden und das planmäßige Handeln auf weite Sicht ablehnen, weil die Ziele unerreichbar, der Sinn unerkennbar seien, erreichbar aber das Glück der Liebeslust und Jugendschönheit, und um so glühender und angstvoller zu umklammern, als die drohende Wolke der Vergänglichkeit, des Alters und Todes immer darüber schwebt, so ist dem Athener Solon die Polis die zentrale Lebensform und bindende Macht geworden, die alle Kräfte ordnet und zu einer neuen Sinneinheit zusammenschließt. Auf das konkrete Ganze der Gemeinschaft wird alles bezogen und so eine innere Gesetzmäßigkeit des Geschehens erfaßt. Alles Unheil ist kausalbedingt, ist Vergeltung ichsüchtiger Maßlosigkeit und gieriger Übergriffe. Wer sich dem Geist des Ganzen hingibt und erkennt, wie unentrinnbar er dem Ganzen verhaftet ist, wer die dem Menschen gewöhnlich unsichtbare Grenze des Raffens und des Machtwillens nicht überschreitet, dem kann der Segen nicht fehlen.

Digitized by Google

Nicht der Einzelne, sondern die Polis ist das Ganze; bewußt, nicht aus primitivem Kollektivismus, wird der Grieche Polit. Solon wendet sich als Staatsmann wie als Dichter gegen alle Sonderbestrebungen, Vorrechte und Parteiherrschaften; im Ausgleich der Stände, in der fruchtbaren (und auf die Dauer erschöpfenden) Anspannung aller Kräfte, der politischen, kulturellen, wirtschaftlichen, für den Staat sieht er das Heil des Ganzen. Diese entschlossene Hingabe an den Gemeinschaftsgedanken bringt einen unvergleichlichen Weitblick mit sich, eine großartige Nüchternheit, einen wissenden Verzicht auf die Reize höchstpersönlichen Erlebens und Genießens. Für das Verantwortungsgefühl, für den trockenen Glanz dieser Poesie sind dem Deutschen der Gegenwart vielleicht die Augen wieder geöffnet; und den öffentlichen Charakter, das Fehlen des Intimen und Privaten in der hellenischen Lyrik wird er minder befremdlich finden.

Die Polis ist nicht eine ihren Angehörigen gegenüberstehende Macht, sondern die Gesamtheit ihrer Glieder selbst (der Staat Athen ist gleich: die Athener), die geformte Einheit aller ihr durch Geburt zugehörenden Bürger. In Sparta, dessen Geist uns die Dichtungen des Tyrtaios verkünden, ist diese den Staat ausmachende Schicht eine Minderheit, eine durch bewußte Züchtung, strengste Auslese und härtesten Drill geformte Kriegermannschaft. Nur ein Wert gilt: im Nahkampf seinen Mann zu stehen. Wer sich hier auszeichnet, dem verbürgt der staatliche „Kosmos", die Lebensordnung der herrschenden Schicht, höchste Ehre im Leben und Unsterblichkeit des Namens nach dem Tod; wer hier versagt, den stößt der Staat mit der brutalen Übermacht einer Gottheit aus, und er muß als verächtlicher Emigrant durch die Länder betteln. Diese Politisierung des Kriegsvolkes und der kriegerischen Leistung, diese starre und großartige einseitige Verkörperung des Staatsgedankens hat Tyrtaios als Spartas Prophet ein für allemal in Worte gefaßt und in gültige Sprüche geprägt.

Vom Todeskampf des alten reinblütigen Adels gegen die andersartigen, zur Macht drängenden Schichten der Gemeinen kündet der Elegiker Theognis, der auf Nietzsches Denken eine dauernde Wirkung ausgeübt hat. Er hat den Gedanken der Rassezucht ausgesprochen, vom Wert des edlen Blutes geredet und von der Verderblichkeit der Blutsmischung. Die Revolution hat seinen Blick geschärft für seelischen Rang, für natürliche und geburtbedingte Artunterschiede, die nicht auszugleichen sind, für den Abstand der adeligen Einfalt, Treue und geradlinigen Offenheit von der vielfältig schillernden, unzuverlässigen und ungreifbaren Wesensart der Gemeinen.

Man könnte noch auf den älteren Adelsdichter Alkaios hinweisen, der eine waffenglänzende Halle so zu schildern weiß, daß man die Stimme eines homerischen Recken selbst zu hören glaubt und nicht die eines Rhapsoden, — oder auf das unvergleichliche Wunder der Sappho. Ihre Dichtung hat eine später verloren gegangene Form der Adelskultur zur Voraussetzung, das Bestehen von Mädchenkreisen, die zwischen Elternhaus und Hochzeit unter einer Meisterin im Dienst der Musen eine rein weibliche Gestaltung des Lebens erfahren. Hier war ihnen ein Garten der Empfindung geöffnet, der sich späteren Zeiten für immer schloß; der Gott, der den Kreis beherrschte und zur Einheit fügte, war ein ebenso reiner wie leidenschaftlicher Eros. Nur mit scheuer Ehrfurcht wagt man dieses Land zu betreten.

Unsere immer an die erhaltenen Texte sich anlehnenden Darstellungen und Hinweise sollten durch ihren Inhalt selbst zeigen, wie sehr uns vieles aus der griechischen Lyrik anspricht und nahegeht und wie uns vielleicht vertrauter als das glanzreiche Land des Epos das gärende Übergangszeitalter der Lyrik ist, in dem sich die Geburt des geschlossenen klassischen Staates und der Tragödie vorbereitete.

Digitized by Google

Deutschland und die antike Tragödie

Von Werner Deubel in Affolterbach (Odenwald)

Vom Dreischritt der Entdeckung des Altertums

Im selben Maße, wie deutsches Wesen das Römische als fremd, ja feindlich empfand, hat es im Griechischen Verwandtes gefühlt und ist mit ihm jene Verbindung eingegangen, die Burckhardt eine „heilige Vermählung" nannte. Aber nicht sowohl in ihr als vielmehr darin besteht seit dem Auseinanderbrechen des katholischen Mittelalters das rätselvolle Gesetz der europäischen Geistesgeschichte, daß die Kultur sich fortentwickelt nach Maßgabe der stufenweisen Entdeckung und Aneignung immer tieferer Schichten des Altertums. Diese Entwicklung ist dem Geschichtsverlauf der Antike entgegengerichtet: sie knüpfte beim späten Hellenismus an und erschloß im Laufe der Jahrhunderte immer ältere und dunklere Gebiete der Vergangenheit. Nur wer diese sonderbaren Zusammenhänge kennt, ist imstande, den Gang unserer neueren Geistesgeschichte ganz zu verstehen und wesentliche Züge an ihr zu würdigen.

Die Entdeckung des Altertums geschah — wie wir sagten — schubweise, und auf jeder der drei deutlich unterscheidbaren Stufen begegnen wir einem anderen Bild und Leitbild der Tragödie. Die sog. Renaissance zumal der lateinischen Völker knüpfte an Erscheinungen der hellenistisch-römischen Spätantike an. Wie sich Palladio für das erste stehende Theater die Bauten des Vitruv zum Vorbild nahm, die ihrerseits wieder Nachahmungen der griechischen Bühne waren, so wurde für die italienischen und französischen Dramen die Tragödie Senecas das Muster, bekanntlich unter peinlicher Befolgung der poetischen Vorschriften des Aristoteles, der wiederum längst nicht mehr dem großen „tragischen Zeitalter der Griechen" zugehört. Erst die sog. deutsche Klassik von Winckelmann und Lessing bis zu Goethe und Schiller eroberte in stürmender Leidenschaft für den deutschen Geist die Hochblüte der griechischen Kultur, d. h. eine geistige und künstlerische Welt, die von Homer bis Menander reicht und außer Phidias und Praxiteles insbesondere die drei Tragiker, aber auch Platon und die sokratische Philosophie umfaßt. Wie diese zweite, so wird auch die dritte Stufe ausschließlich durch deutsche Namen bezeichnet, als deren bekanntesten wir nur den Namen Nietzsches nennen. Die Schicht alles bloß Bildungsmäßigen und Literarisch-Ästhetischen durchstoßend, hat Nietzsche in seiner denkwürdigen „Geburt der Tragödie" den religiösen Quellgrund des Tragischen freigelegt und gelangte von dort aus zu einer neuen Deutung des mythischen Bewußtseinszustandes der Vorgeschichte, d. h. zur Erschließung der seelischen Grundlagen des Altertums überhaupt.

Das Versagen des Idealismus und der Klassik

Stellen wir die Frage, was an der antiken Tragödie noch lebe, im dichterisch-künstlerischen Sinne, indem wir die Dramen gleichsam aus allen nur menschlichen Geltungsbereichen lösen und sie unters Angesicht der Sterne stellen, so sind sie freilich „ewig" und es gilt in vollem Umfang von ihnen Goethes Urteil, daß man sie hören und immer wieder hören konnte und kann, ohne sie „trivial zu machen und zu töten". Wir Menschen der technischen Zeit haben uns daran gewöhnt, daß dauernd Neues von Neuerem verdrängt wird, daß jede Maschine veraltet und wertlos wird, sobald man eine schnellere und brauchbarere erfindet, die wiederum ihrerseits alsbald verschrottet oder ins Museum gestellt wird beim Auftauchen einer anderen Maschine, die etwas noch billiger und noch schneller leistet. Gerade angesichts des riesigen Vorgangs raschen Alterns, Sterbens, Sinnloswerdens der tech-

Digitized by Google

nischen Taten erleben wir überwältigend, daß alle echten Werke des mensch Dichtens und Denkens wie Geburten des Lebens selber sind. So gilt von den gr schen Tragödien, daß kein „Fortschritt" sie überholen und veralten lassen heute noch sind sie so „herrlich wie am ersten Tag", so daß — wiederum mit Wort Goethes — „wir armen Europäer uns bereits seit Jahrhunderten dam schäftigen und noch einige Jahrhunderte daran werden zu zehren haben".

Aber in diesem Sinne meinen wir die Frage nach dem Fortleben der griech Tragödie nicht. Vielmehr wünschen wir zu erfahren, ob und was die antik gödie uns Deutsche von heute angeht. Kann uns jene längst versunkene Grie welt helfen bei der Kulturerneuerung, die der Sinn unserer Revolution ist? sind keine Griechen. Wir sprechen nicht ihre Sprache, wir haben eine andere Um wir haben ein anderes Theater als sie. Und wäre es selbst anders — einmal h der deutsche Geist sich so sehnsüchtig wie der Geist keines anderen Volkes nach gri schem Vorbild geformt. Nirgends je in der Welt ist das griechische Denken des krates und Platon so sinn- und wesensgetreu erneuert worden wie in der Ep von Kant bis Hegel, die wir den deutschen Idealismus nennen. Nie haben ie tiefere und geistesmächtigere Dichter im Vollgefühl der Verantwortung ihres n nalen Führertums mit solcher Ausschließlichkeit das griechische Wesen und vor die griechische Tragödie zum kulturellen Vorbild erhoben wie unsere Klassiker. was ist daraus geworden? Hat je ein Jahrhundert so eindeutig die Zeichen der rüttung getragen wie das vom deutschen Idealismus geprägte 19. Jahrhund Hat je ein Zeitalter so geradenwegs in den seelischen, völkischen, kulturellen rassischen Verfall und in die Wüste der internationalen Zivilisation hineinge wie das Jahrhundert, dessen Menschen nicht müde wurden, sich nach den Ide ihrer „Dichter und Denker" auszurichten und sich nach dem Welt- und Mensche unserer Klassiker zu erziehen und zu bilden und zu formen? Wäre dies das gewesen, so wäre ja alle wünschenswerte Erneuerung der deutschen Kultur beglückende Wirklichkeit, und wir spätes Enkelgeschlecht brauchten heute nicht er glühend darum zu kämpfen. So hätten wir ja, was wir so heiß ersehnen, die reli Ehrfurcht vor den Lebens- und Schicksalsmächten der Erde und der Art, der Landsc und der Seele, des Bodens und des Blutes; so hätten wir in der Tragödie den tischen Ausdruck der heroischen Kräfte unserer Rasse und, von ihrem zeugen Bilde ausstrahlend, die arteigene, im Protest gegen das gemein-europäische und Menschenbild wiedergewonnene Form unseres Wesens, die seit Jahrhunder verlorene und wieder und wieder gesuchte „tragische Kultur".

Woher kommt es, daß der deutsche Idealismus und die deutsche Klassik heroisch-tragische Kultur nicht heraufgeführt haben? Dieser Frage muß jeder den Grund gegangen sein, der heute in geistigen Dingen mitreden will. Sie hier beantworten, ist nicht am Platze[1]), doch sollen im folgenden einige Hinweise gebo werden. Zuvor aber ist nötig, daß wir uns das Lebensgefühl, wenn man will: Weltbild der Tragödie, so wie wir es heute kennen, vergegenwärtigen.

Das Weltbild der Tragödie

So lenkt es Zeus, der alles fügt!
Denn was geschieht den Menschen, Zeus, ohne dich?
Ist nicht alles der Götter Schickung?
(Aischylos, Agamemnon)

[1]) Man findet sie beantwortet in meinen beiden kleinen Schriften „Schillers Kampf die Tragödie. Umrisse eines neuen Schillerbildes" (Berlin 1934) und „Der deutsche zur Tragödie" (Dresden 1934), hier zumal in den Abschnitten „Die Religion der Tragö und „Tragische Kultur".

Digitized by Google

Diese die Allmacht des Schicksals beschwörenden Verse bezeichnen den religiösen Gefühlsgrund der Tragödie. Sie bezeugen des Menschen „schlechthinnige Abhängigkeit" vom Walten des Geschicks, das in den Göttern, häufiger aber im Bilde einer Macht (der Moira, Ananke, Heimarmene) verkörpert wird, der auch die Götter noch unterworfen sind. Das ist wohl der gewaltigste tragische Gedanke, den ein Menschenvolk ersinnen konnte: die Wirklichkeit selber ist todbedroht und tragisch, alles Geschehen ist ein unabläßiges Stürmen und Flüchten, Fluten und Sichwandeln. „Alles bewegt ja des Wechsels Spiel" (Euripides, Hippolytos), und stetig „verwandelt" wird nicht nur „der Männer unstetes Lebenswirrsal", auch den thronenden Göttern droht Verhängnis, Sturz und Untergang.

Trotzig mag er denn
Dort oben thronen, auf den hohen Donner stolz,
Umsprüht von Blitzen, die sein Arm glutatmend schwingt!
Denn nimmer rettet dieses ihn, daß nicht hinab
Er machtlos stürzte ungeheuerlichen Sturz.
(Äschylos, Prometheus)

Und wie nicht Göttermacht, so kann erst recht kein Menschenwitz dem Schicksal wehren. Kein noch so scharfsichtiger Verstand berechnet das Walten des Geschicks voraus; glaubt er aber seinen Lauf vorauszuahnen, ob ihm nun Träume oder Orakel solche Ahnung schenkten, so wird er grauenvoll das Verhängnis noch fördern gerade durch die Schutzvorrichtungen, mit denen er es abzuwenden trachtet. Hat ihm aber ein Gott Sehergabe verliehen, so daß er das Kommende nicht nur ahnt, sondern weiß, so ist solches Wissen gleichwohl zur Ohnmacht verdammt und gibt ihm vor den Blinden, die es nicht wissen, nur das tragische Vorrecht, mit offenen Augen in die dunkle Lawine des Unheils hineinzuschreiten.

Chorführer: ..... Was schreitest du,
Wofern du wahrhaft dein Geschick erkennst, so kühn
Der gottgetriebnen Färse gleich zum Opfertisch?
Kassandra: Freund, keine Rettung gibt es, auch kein Zaubern hilft.
Chorführer: Doch wer als Letzter klug sich hält, der bleibt verschont.
Kassandra: Sie kam, die Stunde, wenig hülfe mir die Flucht.
(Äschylos, Agamemnon)

Aus dem religiösen Wissen um die Allgewalt des Schicksals folgt für den Menschen des Altertums, daß sein Handeln minder ein Tun als vielmehr ein Müssen und nicht eine vom Menschenwillen geleitete Tat, sondern ein Stück des waltenden Geschehens selber ist. Der antike Mensch fühlt sich in jedem Augenblick seines Lebens schicksalsnahe, in der Hand der Götter; das ist der Eckpfeiler seiner Frömmigkeit. In der Tragödie wird dieser Zug der Pathik, d. h. des Getriebenseins, bis zu dem Maße gesteigert, daß der bewußte Mensch überhaupt, samt dem vermeintlichen Verdienst seines guten Willens wie aber auch der vermeintlichen Schuld seines bösen Willens, im Lichte eines Spielballs der göttlichen und dämonischen Lebensgewalten erscheint. „Wenn es die Götter fügen" — das ist die immer sich wiederholende Wendung —, dann „muß der Sterbliche frevеln" (Euripides, Hippolytos). Und die oben geäußerte Meinung, daß die Geschehnisse der Trägödie auch da, wo sie sich in menschlichen Handlungen darstellen, Schickungen und also Erleidnisse sind, wird mit ausdrücklichen Worten bestätigt.

Was ihr meine Taten nennt,
Das ward ja mehr erlitten als getan von mir.
(Sophokles, Ödipus)

Das aber gibt, wie alle echte Dichtung auch der spätesten Folgezeit seit der alten Tragödie weiß, den Menschen und ihrem Tun den Charakter der Tiefe, ja sogar

Digitized by Google

den Hochton einer religiösen Würde. Wir erkennen darin eine seelische Dimension, die dem Bewußtsein unserer Gegenwart so sehr verlorengegangen ist, daß erst tiefer Versenkung ein Nachfühlen gelingen kann. Gewöhnt, das Göttliche aus der Wirklichkeit zu verdrängen und jenseits der Welt anzusetzen, trennen wir „Irdisch" von „Ewig" und haben fürder im Bereich des „Irdischen" kein Mittel mehr, den Sendling kosmischer Mächte, den Helden, vom nur menschenmäßige Zwecke betreibenden Täter und Unternehmer zu unterscheiden und die Menschen nach anderen als bloß moralischen Gesichtspunkten oder gar nur nach ihrem Erfolg oder Nichterfolg zu beurteilen. Dahingegen liegt der ursprünglichen Auffassung die ganz andere Frage zugrunde, ob eines Menschen Handeln und Wirken nur menschlich ihn erhaben dünkenden Zielen (Ruhm, Macht, Besitz) gilt oder ob seine Seele noch kosmischen Mächten verbunden ist und von ihnen ihr Ziel erhält, und bestünde das selbst im Widersinnigen und ende unausweichlich im gemußten Untergang. (Unerachtet das Tun und die Bewertung menschlichen Tuns im Laufe der christlichen Jahrhunderte immer menschenmäßiger geworden ist, hat gleichwohl die Dichtung den ursprünglichen Maßstab bewahrt.)

Die kosmische Bezogenheit ist Eigenschaft und Würde allein der Seele. Das will sagen: sie ist Wesen und der moralischen Bemühung entzogen. Was wir die „Leidenschaften" nennen, kann Ausbruch der gottergriffenen „enthusiastischen" Seele sein. Meist aber tobt in den Leidenschaften (Ehrgeiz, Eifersucht, Machtwille, Neid, Rachsucht usw.) nur das Ich seine menschenmäßigen Wünsche aus. Weil sie dies wußten, haben die Griechen die Darstellung menschlicher Leidenschaft der Komödie zugewiesen, der hohen Tragödie hingegen die Darstellung großer Seelen; und wo die Tragödie — wie in der Raserei des Ajas oder der euripideischen Agaue — Leidenschaften zu schildern scheint, da sind es durchaus Zustände jenes gotterfüllten Wahnsinns, den sogar der nüchterne Platon als die Quelle aller menschlichen Herrlichkeit gepriesen hat:

„In Wahrheit vermittelt uns der Wahnsinn die wertvollsten unsrer Güter, ein Wahnsinn eben, der uns als göttliches Geschenk verliehen wird ... Wenn der Mensch dann die Bahn bloß menschenmäßiger Bestrebungen verläßt, so wird er von den Leuten gescholten, als wäre er toll. Denn daß er gottbegeistert ist, erkennen die Leute nicht" (Platon, Phaidros).

Weil in der Tragödie die kosmisch bezogene Seele so hohen Rang besitzt, das Menschentum als solches aber keinen, zerreißt sie mit schrillen Rufen das behagliche Schlummerlied, mit dem der Mensch sich stets so gern zur Ruhe wiegen möchte, und ist als Verkünderin eines tragischen Lebensgefühls der unversöhnliche Gegensatz zu jeder Art von „humanistischer" Lebenshaltung. Denn diese beruht auf der Überzeugung des unersetzlichen Wertes des Menschen, dessen Kräfte man zu allseitiger Ausbildung und zu einem Gleichgewicht bringen möchte, das man gegen gefährdende Erschütterungen durch weise Maßhaltung zu schützen trachtet. Der Tragödie aber gilt, wo nicht jeder Gestorbene, so doch der große heroische Tote für mehr als der Lebende. Nicht die Toten, sondern „wir alle, die wir leben", sind nichts „anderes als Scheingestalten, flüchtige Schatten" (Sophokles, Ajas).

In der Tragödie fällt der Held, ein Opfer — wofür? Was ist der Sinn des tragischen Heldenopfers? Auf diese letzte metaphysische Frage der Tragödie hat in der gesamten Literatur, soviel wir sehen, einzig einer in mehr als nur mystischen Aphorismen Aufschluß gegeben. Wir verweisen den Leser an das kleine, aber goldhaltige Buch „Vom kosmogonischen Eros" und vor allem an das Kapitel „Vom Ursinn des Opfers", mit dem Ludwig Klages sein Hauptwerk abschließt und krönt.

Der erste, der uns als wesentlichsten Zug der Tragödie jene eigentümliche Schwingung trunkener Wildheit gezeigt hat, in der aus der „Not der Fülle und Überfülle" frohlockend die Lust am Schmerz, die Wollust des Untergehens hervorbricht, das

Digitized by Google

ein Zerschellen der Person, aber zugleich ein Überströmen der befreiten Seele amit höchstes Leben bedeutet, ist Nietzsche.

e Psychologie des Orgiasmus als eines überströmenden Lebens- und Kraftgefühls ... nir den Schlüssel zum Begriff des tragischen Gefühls ... Der Wille zum Leben, im e r seiner höchsten Typen der eigenen Unerschöpflichkeit frohwerdend ... d a s nannte onysisch, d a s erriet ich als Brücke zur Psychologie des tragischen Dichters. N i c h t on Schrecken und Mitleid loszukommen, nicht um sich von einem gefährlichen Affekt dessen vehemente Entladung zu reinigen — so mißverstand es Aristoteles —: sondern ber Schrecken und Mitleid hinaus die ewige L u s t d e s W e r d e n s selbst zu sein — Lust, die auch noch die L u s t a m V e r n i c h t e n in sich schließt."

n Widerschein solchen Selbsterneuerungsrausches zerklafft wie von Blitzen zer- i der trügerische Schein eines gesänftigten Daseins, und in elementarer Groß- keit offenbart die Welt ihre wahren, drohend wilden Züge als eine grausame Widersprüchen zerklüftete, gefühllos zermalmende Wirklichkeit[1]).

Traun, der Gesundheit vollblühende Kraft zerstört
Unersättlich sich selbst; denn die Krankheit wohnt
Ihr allzeit lauernd zur Seite.
Segelnd im Glücke zerschellt
Menschengeschick an verborgener Klippe.
(Äschylos, Agamemnon)

Man ist neuerdings wieder bestrebt, die angebliche „Heiterkeit" der Griechen zu isen und im Mitte- und Maßhalten ihre „gesunde" Frömmigkeit zu bewundern. r alle Bemühungen nüchterner und im Grunde protestantisch-bürgerlicher Na- en, die Entdeckungen eines Nietzsche und Klages loszuwerden und sich an das lättete Griechenbild der Klassiker zu klammern, verkennen das Wesen des He- schen und müßten allein schon an der Todesstimmung zerschellen, die aus der agödie hervorbricht.

Nie zu schauen der Erde Licht
Ist des Menschen größtes Glück.
Nächstdem aber, sobald er geboren,
Früh sie wieder zu verlassen.
(Sophokles, Ödipus)

Jede optimistische Weltansicht ist flachen Köpfen entsprungen und flachen Köpfen mäß, die da meinen, eine pessimistische Weltansicht, die sie der Kopfhängerei gleich- llen, mindere den Willen zum Leben und die Lust am Leben. Das sind ärmliche elen, die nur leben und sich zu etwas aufschwingen können, wenn sie in den sigen Dunst von Illusionen und Erfolgshoffnungen blicken. Das sind Täter, keine lden. Es gibt kein Heldentum, das nicht tragisch wäre. Jede Form von Täter- m und Unternehmertum ist seelisch farblos. Heldentum hat mit ihm nichts zu affen, denn es entspringt allein der gespannten, gesteigerten, glühenden Seele. Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg!" lautet das mahnende Wahrwort des- lben Nietzsche, der den Pessimismus der Tragödie als „Pessimismus der Stärke" thüllt hat.

„Vor der Tragödie feiert das Kriegerische unsrer Seele seine Saturnalien; wer Leid ewohnt ist, wer Leid aufsucht, der heroische Mensch, preist mit der Tragödie sein Dasein: m allein kredenzt der Tragiker den Trunk süßester Grausamkeit."

[1]) Die Tragik der Wirklichkeit, das, was Kleist die „heillose Gebrechlichkeit des Daseins" annte, hat so unbestechlich wie sprachgewaltig Julius Bahnsen geschildert in seiner heute noch lesenswerten Schrift „Das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysischen" (erschienen 1877, neu herausgegeben im Verlag J. A. Barth, Leipzig 1931).

Digitized by Google

Der Sokratismus

Nietzsche ist es auch gewesen, der als erster die Gegenwelt alles Tragisch-Herr... den Sokratismus, aufgezeigt hat, dessen Aufkommen die griechische Tr... zerstört, dessen Herrschaft den Durchbruch der deutschen Tragödie entscheidend b... trächtigt hat und heute noch das Haupthindernis bildet für die Heraufkunft ... tragischen Kultur. Die Tragödie ist eine Erscheinung des seelischen Adels, der S... tismus eine Erscheinung des seelischen Mittelstands. Adel beruht auf der Hoh... Fülle von Lebenseigenschaften des Wesens oder der Seele. Wer die nicht be... gleichwohl etwas gelten will, der muß die schöpferische Vorzugsstellung der ... leugnen und alle wertezeugende Kraft des Menschen in seinem Verstand und ... Willen ansetzen. „Tugend" ist dann nicht mehr Größe, Fülle, Schönheit, Kraft, ... Feuer, Adel, kurz: eine seelische Begabung, die einer hat oder nicht hat, ... ein Ding, das man dem Verstand eines anderen durch Belehrung beibringen ... das der andere vermittels Anstrengung seines Willens erreichen kann.

Die Krönung der sokratischen Weltansicht besteht darin, daß die vermeintlich ... zeugenden Kräfte des Menschen, Verstand und Wille, in den Weltgrund selber ... die Gottheit hineinverlegt werden. Sich „über Wolken seinesgleichen dichtend" ... der sokratische Mensch das Verstandes- und Willensmäßige zur Gottheit; ... wird aus lebendigen Mächten und Göttern der Wirklichkeit ein hinterwirk... Gott mit Namen Geist, Weltvernunft, Idee, Weltwille usw. Kein furchterwecken... Schicksal waltet mehr die Welt, sondern ihr liegt endlich eine vernünftige, ... liche" Ordnung zugrunde. Die Juden als die eigentlichen Begründer einer so... schen Religion kennen in ihren Schriften eine tragische Situation; es ist die Situ... Hiobs. Aber mit welch proletarischen Fragen denken sie über diese Situation ... und mit welch erbärmlichen Antworten lösen sie diese Fragen! Sie fragen: wie ... ein Tugendhafter ins Unglück kommen? Und sie antworten: weil der gerechte G... ihn prüfen will, um ihn, sofern er die Prüfung besteht, nachher zu belohnen; ist ... in der „Zeitlichkeit" ein solcher Lohn nicht zu sehen, so wird er gewiß doch „jen... in der „Ewigkeit" verabfolgt. Die ganze Fragestellung beruht auf der Selbstt... der ein einleuchtender Handel vorgeschlagen wird.

Auch Aristoteles kennt diese Fragestellung schon; zwischen ihm und den Tragik... stand Sokrates. Auch ihm ist der Weltgrund, also Gott, vernünftig und demge... gerecht. Und so antwortet Aristoteles: ein Tugendhafter kann nicht ins Ung... kommen; man muß nach der „Schuld" suchen, deren „Strafe" das Unglück ist.

Paul Ernst, ein Dramatiker, der leidenschaftlich um die Deutung der Tragö... gerungen hat, schreibt:

„Seitdem die Menschen zu sittlichem Bewußtsein erwacht sind, haben sie über die Fr... nachgedacht, wie es zu erklären sei, daß Tugend nicht mit Glück verbunden ist ... Die Fr... hat die Frage gelöst, indem sie die Tragödie schuf. Wenn die Menschen diese Lösung ... begrifflich klarmachen wollten, dann haben sie sie immer mißverstanden; das bekannt... dieser Mißverständnisse ist die Lehre von der tragischen Schuld. Die Tragödie ... zeigt, d... eine Frage überhaupt nicht vorliegt. Indem der tragische Held das Leiden bejaht, erk... er, daß Glück und Unglück nicht Ziel und Zweck des Lebens sind, sondern nur mit d... Lebensvorgang notwendig verbundene Erscheinungen, die mit dem Wesentlichen nichts ... tun haben ... Wer die Frage aufwirft: wie man die Verbindung von Tugend und G... zu lösen habe, der zeigt damit, daß er im besten Falle zu den Menschen zweiten Ran... gehört ..."

Paul Ernst erkennt es klar, daß jede auf die Annahme eines Geistgottes aufgeba... Weltansicht im Grunde auf eine „moralische" Weltdeutung hinausläuft, die ni... nur menschlich minderwertig, sondern im Grunde auch unreligiös, also auch unf...

Digitized by Google

ch ist und jedenfalls eine Weltanschauung darstellt, die im unvereinbaren Gegensatz m Wesen des Tragisch-Heroischen steht.

„Das Kantische Sittengesetz ist nichts als der Ausdruck für eine Lebensbedingung der ittleren bürgerlichen Gesellschaft. Es bewegt sich auf der Fläche der bloßen Achtbarkeit ... it dem Gott Kants kann die große Dichtung nichts anfangen. Die Tragödie kann einen erechten Gott nicht brauchen, sie braucht einen ungerechten Gott."

Hellas und Germanien

Nicht zufällig waren es Deutsche — und nur Deutsche! —, die den Shakespeare entdeckt, wiederholt übersetzt und sich so begierig angeeignet haben, daß der große Tragödiendichter, der „nordische Menschen lehrt, nährt und bildet" (Herder), seitem im tiefsten Sinne mehr den Deutschen als den Engländern angehört. Und wo m außerdeutschen Schrifttum wären Denker aufzufinden, die wie Nietzsche und — sein Wissen auch hier gleichsam vollendend — Klages am Heroischen das Dionyische gewürdigt und es als religiösen Quellgrund der Tragödie entdeckt hätten?

Als Schiller das Ringen um die Wiedergeburt der Tragödie aus deutscher Seele röffnete, begann zugleich jene deutsche Kulturrevolution, deren Erbe und Vollstrecker unsere Gegenwart ist[1]). Betrachtet man die Schwere und Langwierigkeit dieses Kampfes, so erkennt man, daß der deutsche Genius nicht wie das Frankreich der tragédie classique in der Tragödie eine literarische „Form" übernimmt und nachgestaltet, sondern der dichterischen Erfüllung seines innersten Wesens zustrebt, wie es sich seit grauer Vorzeit in heldischen Opfern, in verschwenderischem Sichergießen in Ferne und Fremde, in den Dämmerungen und Untergängen seiner Mythen und geschichtlichen Schicksale dargelebt hat. Erst dann wissen wir, was die Begegnung des deutschen Geistes mit der alten Tragödie bedeutet, erst dann erkennen wir, was von der griechischen Tragödie heute noch lebt, wenn wir uns vor Augen halten, daß uns in der germanischen Seelenwelt Zug um Zug die Merkmale des tragischen Weltbilds der Griechen wiederbegegnen. Den Parzen entsprechen die nordischen Nornen; wie dort der Moira, so sind auch hier noch die stärksten Götter dem allgewaltigen Schicksal unterworfen, und des äschyleischen Prometheus Prophezeiung vom Sturz des olympischen Göttergeschlechts hat ihr genaues Gegenstück in dem Gesicht der eddischen Seherin (Völuspa). Wir treffen auf denselben Zug schicksalgetriebener Pathik der Helden und auf das gleiche tragische Wissen um die unheilbare Gebrechlichkeit und Zwiespältigkeit der Wirklichkeit, wofür sich unzählige eindrucksvolle Beispiele anführen ließen. Wir erinnern nur an das Hildebrandslied, in dessen erschütterndem Klageruf: „Welaga nu, waltant got, wewurt skihit" (Wehe nun, waltender Gott, Wehschicksal geschieht) wir den Verhängnisspruch zu hören meinen, den im Anfang der Zeiten die Norne unserm Volk ins Ohr geraunt und wie er wieder und wieder aus deutscher Sage und Geschichte auftönt. — Oder wir erinnern an die Verse Rüdegers aus dem Nibelungenlied, die schon Bahnsen in seiner oben angeführten Schrift als ein „Urwort aller Tragik" bezeichnet hat:

Swelhez ich nu laze — unt daz ander began,
So han ich boesliche — und vil übel getan:
Laz aber ich si beide, — mich schendet elliu diet.
Nu ruoche mich bewisen — der mir ze lebene geriet.

[1]) Über das Wesen der deutschen Kulturrevolution findet man näheres in dem von mir herausgegebenen Buche „Deutsche Kulturrevolution, Weltbild der Jugend" (Berlin 1931), in der schon genannten Schrift „Schillers Kampf um die Tragödie" (Berlin 1934) und in meiner Abhandlung „Goethe als Begründer eines neuen Weltbildes" im Jahrbuch der Goethegesellschaft, Weimar 1931.

Digitized by Google

Was das germanische Menschenbild betrifft, so leuchtet sogleich sein adliger Charakter hervor. Es fehlt jede Spur jenes sokratischen Moralismus, der die Tugend von der Lebensseite wegnimmt und auf die Geistesseite des Menschen verlegt und demgemäß für lehrbar und moralischer Willensanstrengung erreichbar hält. „Das Treffliche", so urteilte schon Uhland über das Menschenbild der Edda, „was den Mann auszeichnet, ist ein angeborener, naturwüchsiger Adel, der eben darum nicht lehrhaft zum Ausdruck kommt, sondern in den Lebensbildern der Helden- und Geschichtssage; gelehrt werden kann das Gute nur als Verständiges, Nützliches."

Das Wissen um das angeborene Heldentum der Seele läßt sich kaum weiter treiben als in dem germanischen „Aschensitzermotiv". Wiederholt treffen wir auf Gestalten, die im alltäglichen Leben stumm und untüchtig am Herde sitzen, bis sich die Stunde der Not naht und aus dem Aschenkittel urplötzlich strahlend der Held hervortritt. „So sieht der Germane den Retter in höchster Not. Ihm fehlt die Vorstellung des gottgesandten Nothelfers, der in der jüdischen Heldensage des alten Testaments so oft Gestalt gewinnt. Er legt Anlage und Hemmung zur Größe von vornherein in die Seele des Menschen. Der Durchbruch erfolgt, wenn die Zeit dazu reif geworden."[1])

Genau wie in der griechischen Tragödie ergreift die Seele des Helden, je tiefer sie des furchtbaren und zwiespältigen Charakters der Wirklichkeit inne wird, der heroische Untergangsrausch, den wir bei den Griechen an das Dionysische, bei den Germanen an das Wodanische geknüpft sehn. Im Mythus finden wir eine Ähnlichkeit beider Götter, die sich bis auf allertiefste Züge erstreckt. So entspricht Wodans Selbstopfer am Baum (vgl. „Odins Runengedicht") dem griechischen Mythus von der Zerstückelung und Wiedergeburt des Dionysos. Wie Dionysos ist Wodan zugleich der Dichtergott und der Führer der Toten, nur daß er ausgesprochen kriegerische Züge trägt. Daraus ergibt sich eine Eigentümlichkeit des germanischen Heldenbildes, durch die es sich vom griechischen unterscheidet. Der wehvoll-selige Todesjubel der antiken Tragödie wird im Germanischen noch gesteigert zum trunkenen Wirbel jener großen gemeinsamen Untergänge, die in den gewaltigen Schlachtenschilderungen oder im feuerumloderten Vernichtungstod eines ganzen Heldengeschlechts am Ende des Nibelungenliedes geradezu Todesfeste zu sein scheinen[2]).

Jener eigentümliche Zug nun des germanischen Helden im Gegensatz zum griechischen besteht darin, daß der Held nicht blind ins Verhängnis gerät, sondern erst dann im vollen und schweren Sinne Held ist, wenn er um den sicheren Untergang weiß. Nicht der verblendete Hadubrand, der ahnungslos die Waffe gegen den Vater hebt, sondern Hildebrand ist der Held des Liedes, weil er weiß, daß dieser Kampf ihn zerstören wird, gleichviel ob er als Sieger oder Unterlegener daraus hervorgeht. Hagen weiß um die Vernichtung, die ihm und allen Burgunden droht, und geht dennoch über die Donau und in den durch keinen menschenmäßigen Zweck mehr begründbaren Untergang. Giselher aber, der „Junge", das „Kind", trägt als Verlobter der Tochter Rüdegers sein eben erblühendes Leben einer glücklichen Zukunft entgegen, und es ist geradezu der tragische Sinn dieser Gestalt, daß wir es nun erleben, wie ein Schleier nach dem andern vor seinen Augen zerreißt, bis endlich auch ihm die unentrinnbare Notwendigkeit aufleuchtet und er mit derselben Todesbereitschaft wie alle Älteren zur Waffe greift. Und vom selben Augenblick an heißt er im Liede nicht mehr „das Kind", sondern „König" und „der Herre Giselher"[3]).

[1]) Vgl. Wolfgang Mohr: „Schicksalsglauben und Heldentum" (Quelle & Meyer, Leipzig).

[2]) Den Widerschein dieses echt wodanischen Zuges gewahren wir wieder und wieder in der spätesten deutschen Dichtung, so bei Hölderlin, Kleist, Lenau, sogar bei Körner; und wir erinnern in diesem Zusammenhang an die merkwürdigen Verse am Schluß von Shakespeares Hamlet: „O stolzer Tod, welch Fest geht vor in deiner ewigen Zelle!"

[3]) Auf diesen Zug hat in feinsinniger Weise Wolfgang Mohr in seiner erwähnten Schrift aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Zeugnisse des Tragisch-Heroischen besitzen wir in Fülle; aber an einer umfassenden Aufhellung und Würdigung der germanischen Seelenwelt hat es bislang gefehlt. Ohne eine solche Gesamtdarstellung aber läßt sich die Wesensverwandtschaft der beiden heroischen Völker des europäischen Indogermanentums, der Griechen und Germanen, zwar vermuten und fühlen, aber nicht begründen; und solange wir sie nicht begründen können, wird auch dem Zusammenhang der deutschen mit der griechischen Tragödie immer leicht etwas Literarisches und Zufälliges anhaften. Glücklicherweise hat uns nun die germanische Altertumsforschung im vergangenen Jahre endlich die fehlende Gesamtdarstellung der nordischen Seelenwelt geschenkt. Wenn je ein wissenschaftliches Werk zur rechten Stunde erschienen ist, dann ist es Martin Nincks „Wodan und germanischer Schicksalsglaube“[1]). Mit vorbildlicher Gründlichkeit hat Ninck den ungeheuren Stoff gesichtet und aus den Eddas und Sagas, aus der indogermanischen Sprachforschung, aus Sagen und Märchen bis zu den heute noch lebendigen Sinnbildern und Brauchtümern eine erdrückende Fülle von Belegen beigebracht, so daß sein Buch das Umfassendste und Tiefste darstellt, was bislang über die germanische Religion ausgesagt wurde.

In einigen Abschnitten geht Ninck auch auf die uns hier angehende Beziehung des Germanischen zum Hellenischen ein. Es ist kein Zufall, so urteilt er, daß der deutsche Geist, sobald er aus dem Banne des kirchlichen Mittelalters erwachte, sich sogleich für Hellas entschied, von Rom aber mehr und mehr sich abwandte.

„Denn was er dort vergeblich gesucht hatte, fand er bei den Griechen: dieselbe tiefinnerlich erlebte ... Schicksalsbeziehung, dasselbe weltweite ... der Allbestimmung dienstbare Verantwortlichkeitsgefühl, das darauf begründete Heldentum ... und das mit den Spannungen jäher Entzückungen immer zusammengehende tragische Weltgefühl.“

Angesichts der zahlreichen Entsprechungen religiöser Sinnbilder, die Ninck anführt, erkennen wir mit Staunen die Wahrheit seines Satzes: „Fast alle germanischen Mythen haben ihr griechisches Gegenbild“, und es muß fürder als unumstößlich gelten, was Ninck gelegentlich des Nachweises der inneren Verwandtschaft zwischen der griechischen Athene und den nordischen Walkyren äußert: „Die Ähnlichkeit der Gestalten geht so weit, daß man ruhig sagen kann, hier handelt es sich um das zweiseitige Erbe einer gemeinsamen Vergangenheit.“

Der Durchbruch zur deutschen Tragödie

Was es bedeutet und wie es kommt, daß aus der Seele eines heroischen Volkes zuerst das Gebirge des Epos emportaucht und erst später aus den Gipfeln die vulkanischen Flammen der Tragödie brechen, das ist ein bis heute ungelöstes Rätsel. Jedenfalls muß diese Reihenfolge als ein völkisches „Urphänomen“ gelten, wie wir es bei den Griechen und Germanen deutlich beobachten können.

Die griechische Tragödie ist am Sokratismus zugrundegegangen. Warum das Germanentum nicht ebenso im unmittelbaren Anschluß an seine heroische Epenwelt zur Ausgeburt der Tragödie gelangt ist, obwohl seine Mythen, Sagen und Lieder noch viel dichter als das griechische Epos mit tragischem Stoffe gefüllt waren, — diese Frage beantwortet sich mit einem Blick auf die Geschichte von selbst. Wir wissen danach, unter welchem Zeichen der Durchbruch des deutschen Genius zur Tragödie steht, wie er endlich in Schiller geschah: unterm Zeichen der Überwindung des Sokratismus, gleichviel welcher Herkunft er ist und ob er sich in der Form philosophischer, christlicher, „klassischer“ oder bürgerlicher Ideale darstellt.

[1]) Eugen Diederichs Verlag, Jena 1935.

Digitized by Google

Durch den feindlichen Ring aller dieser Ideale hat Schiller sich hindurchkämpfen müssen, bis er, ein besiegter Sieger, als ein Sterbender endlich zum Ziele gelangte. Kant, der „nur für die Knechte sorgte", hat Schiller „zwei Jahrzehnte" gekostet, „zehn Jahre verlor ich, dich zu begreifen, und zehn, mich zu befreien von dir" — wobei man des erschütternden Umstandes eingedenk bleiben muß, daß Schiller in der Mitte des zweiten Jahrzehnts starb. Wenn nun nach dem heutigen Stande der Forschung als erwiesen gelten muß, daß auch Goethe für Schiller ein Hindernis für seine Sendung, die Schöpfung der deutschen Tragödie zu erfüllen, so darf denn doch nicht vergessen werden, welche Förderung gerade der Tragiker Schiller von Goethe erfuhr, und daß dieser fördernde Einfluß wieder ein Stück griechischer Seelenkunde war, der in Goethe wiedereingekörpert fortlebte. Hier soll nur mehr auf zwei Zeugnisse hingewiesen werden, die übrigens für die gesamte deutsche Kulturrevolution von entscheidender Bedeutung sind.

Man versenke sich in die Gebete[1]) der „Iphigenie", der Tagebücher, der Briefe an Frau v. Stein, und man wird darin Zeugnisse einer Frömmigkeit finden, die den alldurchwaltenden Schicksals- und Wachstumsmächten der lebendigen Wirklichkeit gilt und nicht einem jenseits der Wirklichkeit angenommenen Geist- und Willensgott, geschweige einem von der „sündigen" Wirklichkeit befreienden Erlöser. Aus dieser Lebensreligion Goethes ergibt sich ein neues Welt- und Menschenbild, das Zug um Zug dem christlich-idealistischen entgegengesetzt ist und in manchen Stücken jene „Umwertung aller Werte" vorwegnimmt, mit der später Nietzsche die Tendenzen der deutschen Kulturrevolution ins philosophische Bewußtsein gehoben hat.

Der Kantianer Schiller hatte sein eigenes aristokratisches Wesen vergewaltigt, als er die Lebensmächte der Wirklichkeit, des Schicksals und der Seele als gemeine und „niedere Sinnlichkeit" wertete, der der Mensch sich vermöge des sittlichen Willens entwinden müßte. Nichts zeigt die Wendung und Abkehr von diesem Sokratismus deutlicher als die beiden Epigramme:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun; edle mit dem, was sie sind."

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren;
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab."

Nach der Begegnung mit Goethes Lebensfrömmigkeit vollzieht sich in Schillers Denken eine überraschend schnelle und umfassende Wandlung. „Alles, was die Natur tut, ist göttlich." Nun ist sie, die vorher Geschmähte, „die einzige Flamme, die die Dichtung nährt."

Gilt diese lebensreligiöse Förderung durch Goethe dem Dichter schlechthin und stellt sie eine Wandlung dar, die die andern großen Dichter der Epoche nicht durchzumachen brauchten, weil sie dem Sokratismus entweder gar nicht erst verfielen[2]) oder ihn wie Hölderlin und Kleist frühzeitig abschüttelten, so ist es im engeren Sinne der Tragiker Schiller, dem Goethes Schicksalsglaube die Schwingen zu seinem höchsten Fluge gelöst hat. Wenn wir das Gespräch mit Eckermann vom 11. März 1828 nachlesen, wo Goethes Geist „von der Wallung großer Gedanken wunderbar aufgewühlt, blitzartig etwas vom Geheimnis des Schicksals enthüllt"[3]), wenn wir der

[1]) Auf die K. Reinhardt in einer Abhandlung über „Deutsches und antikes Drama" (in dem Sammelbande „Vom Schicksal des deutschen Geistes", Berlin 1934) nachdrücklich hingewiesen hat.

[2]) Die sehr aufschlußreichen Beziehungen zwischen heidnischem Dichtertum und Katholizität bei Eichendorff hat Carolus Pfeffer in „Venus und Maria" (Berlin 1935) geklärt.

[3]) Ludwig Klages: „Goethe als Seelenforscher" (Leipzig 1932).

Digitized by Google

„Orphischen Urworte" gedenken oder einen Satz wie den folgenden vernehmen: „Der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen..., und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieben, Fremdartiges, was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen, er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren" — so mutet uns das so sehr als aus der seelischen Atmosphäre der antiken Tragödie gesprochen an, daß wir es für Übersetzung erachten könnten, wenn wir uns, da Goethe kein Grieche, sondern ein Deutscher war, nicht entschließen, es für — germanisch zu halten.

Bezeichnenderweise ist der Begriff des Schicksals den Juden fremd. So hat auch das Christentum keinen Raum für das Schicksal, und ebenso zeigt die idealistische Philosophie nicht das leiseste Verständnis dafür. Die sieben Jahre der dichterischen Lähmung Schillers, die mit dem Kantstudium zusammenfallen, sind ausgefüllt mit den quälenden, weil unmöglichen Versuchen, mit den Wertsetzungen des Idealismus eine Theorie der Tragödie zu finden. Als die Begegnung mit Goethes Schicksalsglauben ihn zu dem einzigen Drama beflügelt, das auf dem Wege zur deutschen Tragödie einen wichtigsten Markstein bedeutet, zum „Wallenstein", können wir beobachten, wie in dem Maße, als Schiller sich vom Sokratismus Kants abwendet, das Schicksal mehr und mehr die tragische Herrschaft antritt. Während der Arbeit wird ihm immer deutlicher, „wie leer das eigentlich Moralische ist". „Das Schicksal tut noch zu wenig und der eigene Fehler noch zu viel zu seinem Unglück." In dankbarem Staunen schreibt er nach Beendigung des Werkes an Goethe: „Ich finde augenscheinlich, daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umganges ist."

Wie und warum Schiller von diesem Wege wieder abgeirrt ist, um erst im „Demetrius" den Idealismus ganz zu überwinden, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Man muß sich aber gerade Schillers Ringen eindringlich vor Augen stellen, weil in diesem ersten Aufeinanderprall alle die geistigen Mächte kenntlich werden, zwischen denen bis zum heutigen Tage der Kampf um das deutsche Schicksal wogt: der deutsche Genius, der seine Lebensfrömmigkeit in einem neuen Weltbilde und sein heroisches Wesen in der Tragödie zu gestalten strebt; das unwiderstehlich anziehende, doch im Lichte einer tragödienfremden Ausdeutung zunächst verwirrende Vorbild des griechischen Dramas; das auf gleichgewichtige Selbstbewahrung ausgerichtete und also tragödienabgewandte Persönlichkeitsideal Goethescher Prägung, und die bürgerlich-protestantische Moral- und Transzendentalphilosophie des sog. Idealismus von Kant bis Hegel. Schiller ist Walstatt und Opfer dieser Geisterschlacht.

Quer durch die kämpfenden Reihen, von keinem beachtet, nur von Schiller für Augenblicke geahnt, schreitet die Gestalt eines lichten Fremdlings: Hölderlin, das unbegreiflichste Wunder der Wiedereinkörperung griechischen Wesens in einem deutschen Menschen.

Noch ein anderer Fremdling irrt über das Kampffeld, auf der blutenden Stirn den ersehnten Kranz, nach dem Schiller vergebens gegriffen: Kleist, deutsch bis in jede Faser und dennoch in der „Penthesilea" ein reiner Erbe der Antike, im „Guiskard" und sogar im „Prinzen von Homburg" beide Seelenwelten in höchsten Leistungen verschmelzend.

In Kleists Spuren, ohne ihn entfernt zu erreichen, folgen der wilde, edle Grabbe, der schnellverlodernde Büchner. In der Weimarer Wegrichtung schreiten der vereinsamte Grillparzer, der zergrübelte Ludwig. In Hebbel scheinen sich die Bahnen hoffnungsvoll zu begegnen. Aber schon ist die seelische Atmosphäre Deutschlands

Digitized by Google

bleich geworden, und wieder verhindert der Einfluß des philosophischen Sokratismus (Hegel) die letzte Entfaltung. Bis Hebbel ihn überwunden hat und in „Kriemhilds Rache" das echte Heiligtum der Tragödie betritt, ist er verbraucht.

Der Weg zur tragischen Kultur

Seither hat sich das Bild entscheidend gewandelt. Die sokratische Philosophie ist am Versinken und heute nur noch eine Angelegenheit verhinderter Theologen[1]. Heraklits Gestalt — unsichtbar schon hinter Goethe ragend — tritt überwältigend aus dem Dunkel der Vorzeit. In seinem Zeichen beginnt Nietzsche, vollendet Klages die große Wende des deutschen Denkens. Dem gräkojudaischen Sokratismus, der heute noch die zivilisierte und in der Zivilisation verdorrende Menschheit beherrscht, tritt wehrhaft gerüstet eine deutsche Lebensphilosophie als Ausdruck gräkogermanischer Denkart entgegen, die der Welt nicht mehr ein geistiges „Sein" einfälscht, sondern den Weltgrund wieder im Sinne unserer Ahnen als ein ewig sich wandelndes lebendiges Geschehen deutet.

Geburt und Grab
Ein ewiges Meer
Ein wechselnd Weben
Ein glühend Leben[2]).

Die deutsche Lebensphilosophie ist aber nicht nur eine Philosophie des Geschehens, sondern überhaupt die erste Philosophie des Schicksals, die nur aus der tragischen Seelentiefe einer heroischen Lebenshaltung entquellen kann.

„Wenden wir den Blick auf den rauschhaften Preisgebungsüberschwang, indem wir etwa an das Blutopfer des Kriegers im Kampfe denken, die bevorzugte Opferform heroischer Völker, wie sie Schiller im Reiterlied unvergänglich zum Ausdruck bringt: ‚Und setzet ihr nicht das Leben ein — Nie wird euch das Leben gewonnen sein', so mag es uns vollends deutlich werden, warum alle Größe und Tiefe und Weite des Lebens dahinschwände mit der Tragik des Lebens" (Klages).

Damit hat nach jahrhundertlangen Aufstandsversuchen der deutsche Geist den Weg zu einer tragischen Philosophie gefunden. Es hängt viel davon ab, daß das revolutionäre Erleben unserer Tage, daß alle kühnen und schöpferischen Kräfte des wiedererwachten Blutes, um ihrer selbst völlig sicher zu werden, sich in dem neuen philosophischen Weltbild heimisch machen, daß vor allem die Dichter in diesen aus germanischem Erbe erwachsenen geistigen Kosmos eintreten, in dem allein, von allen Schlacken gereinigt, das Bild des Heroischen und damit die große Tragödie sich formen kann. Dann erst hätten wir den Sinn der Revolution erfüllt und das griechisch-germanische Doppelerbe, das die Klassik antrat, uns erworben, um es in Gestalt einer tragischen Kultur wahrhaft zu besitzen. Denn — gemäß einem Wahrwort aus Nietzsches „Geburt der Tragödie" —: „Es gibt nur eine Hoffnung und nur eine Gewähr für die Zukunft des Menschlichen; sie liegt darin, daß die tragische Gesinnung nicht absterbe."

---

[1]) Mit Recht hat Nietzsche den Sokrates „präexistent christlich" und die Überschätzung Kants einen „Theologenerfolg" genannt.

[2]) Man versenke sich in die folgenden Sätze Goethes, um zu erkennen, daß mit ihm eine weltanschauliche Revolution beginnt: „Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, aber nicht im Toten; sie ist im Werdenden und Sichverwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erstarrten. Deshalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu tun; der Verstand mit dem Gewordenen, Erstarrten, daß er es nütze."

Digitized by Google

Der Sinn der Olympischen Spiele

Von Wilhelm Wunderer in München

Schon vor den Griechen haben andere Völker des Altertums sportliche Leibesübungen gepflegt. Auf den Wandgemälden ägyptischer Gräber sehen wir Wettlauf, Ringkampf und Ballspiel häufig dargestellt. Auf einem Steatitgefäß aus Hagia Triada in Kreta sind Ringkampfszenen abgebildet, und sportliche Stierkämpfe sind ein beliebter Vorwurf kretischer Wandmalerei. Babylonische Reliefs zeigen uns Faustkämpfer und auf assyrischen Reliefs sieht man Wettschwimmen und Wettschießen mit dem Bogen. Aber eine so vielseitige und systematische Ausbildung des Sports, eine solche Freude an der Körperkultur wie bei den Griechen findet sich bei keinem anderen Volke des Altertums. Besonders aber ist der mit dem Sport sich verbindende Wettkampfgeist echt hellenisch. Man hat mit Recht den Kranz das Symbol des Griechentums genannt.

Dieser ruhelose Wettkampfgeist, von dem wir die Griechen beseelt sehen, sobald sie in das Licht der Geschichte treten, war das Erbteil ihrer arischen Rasse, das in dem von ihnen eroberten Lande besonders günstigen Boden fand. Die engen Bergkantone förderten die Entwicklung selbständiger Gemeinwesen, die in wetteiferndem Kampfe untereinander ihr Dasein sichern mußten. Hier gab es keine weiten, fruchtbaren Flußtäler, die zu friedlicher Arbeit und friedlicher Volksgemeinschaft einluden. Das enge Land zwischen Fels und Meer, das nur spärliche Nahrung bot, drängte sie hinaus auf die See zu Wikingerfahrten und zu wetteifernder Koloniengründung.

War aber im Kampf der Stämme und Staaten das Dasein nach außen einigermaßen gesichert, entbrannte der Wettkampf der Bürger untereinander, Wettkampf der Parteien und Redner, Wettkampf der Rhapsoden, der lyrischen Chöre, der Dramendichter, Wettkampf der Künstler, der Maler und Bildhauer, Wettkampf der Philosophenschulen. Was die Griechen Großes und Unsterbliches geleistet haben auf dem Gebiete der Dichtkunst, der bildenden Künste und der philosophischen Erkenntnis, das verdankten sie diesem nimmer rastenden Wettkampfgeist.

Kein Wunder, daß sie auch für die Körperkultur in der Agonistik das beste und fröhlichste Mittel sahen, alle menschlichen Kräfte harmonisch auszubilden und zu höchster Leistung zu steigern. Palästra und Gymnasium waren geradezu das Kennzeichen einer griechischen Stadt, während sie dem semitischen Orient, von dem die Griechen auf anderen Gebieten so viel lernten, vollständig fehlten. Es waren Stätten beständiger Wettkämpfe besonders der Jugend. Die Griechen erkannten frühzeitig den hohen Wert solcher sportlichen Kämpfe für die Paideia, die Jugenderziehung. Nicht nur körperliche Ertüchtigung, sondern auch edle Charakterbildung war ihr Zweck. Immer der erste zu sein, dies ideale Streben sollten sie fördern. Selbstbeherrschung und Gleichmut beim Ertragen von Mühsalen und Schmerzen, freiwillige Unterwerfung unter die Regeln eines anständigen Kampfes, Mut und Geistesgegenwart zum schnellen Angriff sollten sie die Jugend lehren. Die edlen Jünglingsgestalten, die uns in antiken Kunstwerken begegnen, zeigen mit ihrer elastischen Körperschönheit und dem sittsamen Anstand ihrer Haltung die Ergebnisse der Palästraschulung. Daß damit auch der Wehrbarmachung der Bürger gedient war, erkannte man nicht nur in Sparta, sondern auch in Athen und anderen griechischen Staaten. Lukian erinnert in seinem „Anacharsis“ an die frühen Zeiten griechischen Lebens. Er läßt dort bekanntlich den Skythen Anacharsis durch Solon in eine Palästra führen, und als der Skythe verwundert fragt, was denn die Epheben da für Dinge trieben, läßt er den Solon über den Sinn der sportlichen Wettkämpfe sich so äußern:

„Nicht allein um Siegerpreise davonzutragen, geschieht dies. Denn dazu können nur

Digitized by Google

wenige gelangen. Ein größeres Gut erwerben sie durch diese Kämpfe dem Staate und sich selbst. Denn es ist noch um einen andern gemeinsamen Wettkampf aller guten Bürger zu tun und um einen Kranz nicht von Eppich oder Ölzweigen, sondern um einen solchen, der die ganze Glückseligkeit der Sterblichen in sich begreift. Ich meine die Freiheit des einzelnen und die gemeinsame des ganzen Vaterlandes, Wohlstand und Ruhm, der heimischen Feste Frohgenuß und der Angehörigen Sicherheit: mit einem Worte, das Schönste von allem, was wir von den Göttern erbitten können. Alles dieses ist in dem Kranz zusammengeflochten und wird errungen im Wettkampf. Das ist das Ziel, dem alle Mühen und Übungen dienen."

Zu solchem Ziel genügten aber die Wettkämpfe unter den eigenen Bürgern den Griechen nicht. Ihr Ehrgeiz drängte hinaus über die Mauern der Polis. Gab es keine Siege in blutigen Bruderfehden, so wollten sie in friedlichen Wettkämpfen über die Nachbarn siegen. So kamen zunächst die benachbarten Gemeinden zu größeren Kampfspielen zusammen. Wie und wann nun aus solchen örtlichen Spielen die großen panhellenischen Nationalspiele sich entwickelten, darüber haben wir nur wenig sichere Nachrichten.

Am besten noch läßt sich für die Olympischen Spiele diese Fortentwicklung nachweisen. Im Gymnasium zu Olympia wurden seit der hellenistischen Zeit „den Nachgeborenen zur Nacheiferung" die Siegerlisten aufbewahrt. Sie sind uns in Fragmenten erhalten. Ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit ist zwar gering. Sie stammen aus dem 5. Jahrhundert und scheinen erst nachträglich von dem gelehrten Sophisten Hippias zusammengestellt zu sein. Immerhin erkennen wir aus ihnen, wie man sich damals, also zur Zeit der höchsten Blüte, die frühere Geschichte dachte. Da sie zu dem Namen des Siegers auch immer seine Vaterstadt nennen, zeigen sie deutlich die stets wachsende Beteiligung an den Spielen. Zuerst sind es auch in Olympia nur örtliche Veranstaltungen. Doch erscheinen von vorneherein neben Eleern auch Messenier und Achaier und bald andere Peloponnesier, vor allem Spartaner. Von dem übrigen Mutterland kommen zuerst die Athener. Bereits im 2. Jahrhundert der Spiele beteiligen sich die Kolonien, zuerst die kleinasiatischen Jonier und die Inselgriechen, dann die übrigen Kolonien in Großgriechenland, Ägypten und Kyrene. In erstaunlich schnellem Wachstum scheint sich der Ruf dieser elischen Kampfspiele verbreitet zu haben. Schon im Jahrhundert vor den Perserkriegen sind sie zu einer panhellenischen Angelegenheit, zur bedeutendsten Panegyris der gesamten griechischen Welt geworden und übertrafen alle anderen gleichzeitig sich entwickelnden griechischen Nationalspiele, wie Pindar in der ersten olympischen Ode bezeugt:

„Willst du aber, liebes Herz, edle Kämpfe besingen,
Vor der Sonne nimmermehr
Schau nach wärmenderem Gestirn, das hell am Tage
Leuchtete durch weiten Ätherraum:
So besingen vor Olympia
Edleren Wettkampf wir nicht."

Wie kam es, daß gerade das einsame Waldtal des Alpheios die Stätte solchen Ruhmes wurde? Die Gunst der Lage mag dazu beigetragen haben. Dort am Fuße des Kronoshügels auf weitem Wiesenplan waren alle Bedingungen für die Abhaltung großer Kampfspiele und Volksfeste gegeben, es fehlte nicht an Wasser, eine in dem sonst so durstigen Griechenland wichtige Sache, der Ort erschien den Griechen auch besonders schön, Lysias nennt ihn den schönsten Griechenlands.

Aber der Hauptgrund für das schnelle Wachstum Olympias lag doch auf anderem Gebiete, und damit nähern wir uns schon dem vornehmlichsten Sinne der alten Olympischen Spiele. Alle die großen Kampfspiele der Griechen erscheinen, sobald wir von ihnen sichere Kunde bekommen, aufs engste verbunden mit dem religiösen Kult. Wie ist diese Verbindung zu verstehen? Die Kampfspiele sind nicht nur schmückende, bereichernde, unterhaltende Beigabe der Götterfeste, sie sind viel mehr,

Digitized by Google

e sind wesentliche Bestandteile derselben, sind geradezu gottesdienstliche Handlungen benso wie Opfer und Prozession. Wie man den Göttern die Erstlinge des Viehs nd die schönsten Früchte des Feldes opferte, so stellte man ihnen an ihren Festen ie Blüte der Jugend dar, daß sie ihre Freude daran hätten. Die Götter sind es ja, ie den Sterblichen Kraft, Schönheit und Sieg verleihen, und dafür gebührt ihnen Dank, der darin besteht, daß die Menschen die ihnen verliehenen Gaben und Kräfte flegen und vor der Gemeinde und vor den Göttern selbst im Wettkampf zeigen.

So ist auch für Olympia das religiöse Moment ausschlaggebend geworden. Die neueren Ausgrabungen Dörpfelds haben es wahrscheinlich gemacht, daß schon vor der dorischen Wanderung am Fuße des Kronoshügels eine alte Kultstätte war, die dann von den einwandernden Achaiern, Aitolern und Dorern übernommen und ihren Hauptgottheiten, dem Zeus und der Hera, geweiht wurde. Jedenfalls war bald nach der dorischen Wanderung, aber lange bevor wir eine sichere Kunde von Wettspielen haben, hier eine vielbesuchte und weitberühmte Kultstätte des Zeus. Das haben die vielen, bei den großen deutschen Ausgrabungen gemachten Kleinfunde, vor allem die in tiefen Schichten gefundenen Weihegaben, bewiesen. Wann mit diesem Kult, zu dem auch ein berühmtes Orakel gehörte, die Spiele verbunden wurden, wissen wir nicht. Das Jahr 776 v. Chr., das die Griechen später als das Jahr der ersten Olympiade bezeichneten, ist ganz unsicher. Aber das dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß dieser Zeuskult es war, der den Spielen ihre große Anziehungskraft verlieh. Je mehr Zeus der allgemein anerkannte höchste Gott der Griechen wurde, desto mehr wuchs der Ruhm der ihm geweihten Kampfspiele.

Die Priesterschaft suchte dann die religiöse Weihe der Festspiele zu verstärken, indem sie ihre Stiftung immer weiter in sagenhafte Zeit zurückverlegte und sie den Göttern und Heroen selbst zuschrieb. Und diese religiöse Weihe, die engste Verbindung mit dem Zeuskult, verbleibt den Spielen durch die ganze Zeit ihres Bestehens hindurch. Im Namen der Gottheit wurde von den elischen Herolden zu den Kampfspielen „an der gastlichen Schwelle des Zeus" eingeladen und der Beginn des Gottesfriedens verkündigt. Eine große Festprozession auf der heiligen Straße von Elis her und ein unterwegs an einer Quelle dargebrachtes Lustrationsopfer eröffneten das Fest. Die feierliche Vereidigung der Kämpfer und Kampfrichter fand statt vor dem Bilde des Schwurgottes Zeus. Zum Beginn des wichtigsten Kampfes, des Wagenrennens, stieg als optisches Signal ein eherner Adler empor. Der Adler aber war dem Zeus heilig. Der Gott selbst also schien das Zeichen zum Kampfe zu geben. Den Höhepunkt des Festes bildete am dritten Tage das große Hekatombenopfer am Hochaltar des Zeus. Und wiederum war die Verleihung der vom heiligen Ölbaum genommenen Siegeskränze ein feierlich-religiöser Akt. Sie fand statt in der Vorhalle des Zeustempels und auf der zu ihr führenden Rampe, unter dem Gesang feierlicher Hymnen, angesichts der ganzen Festgemeinde und angesichts des Gottes, dessen Bild bei geöffneten Türen weithin sichtbar war. Er ist ja der Gott, der den Sieg verleiht, die Füße seines Thronsessels umtanzten Siegesgöttinnen, auf seiner Hand schwebte die Nike mit der Siegerbinde, auch auf dem Giebel seines Tempels glänzte als Akroterion eine vergoldete Nikestatue.

Der zuverlässigste Zeuge aber dafür, daß hier alles von religiösen Ideen belebt und geheiligt war, ist uns Pindar. In seinen Siegesoden preist er weniger den Sieger als die Gottheit, die den Menschen gnädig geholfen. Der Sieger sollte demütig seinen Sieg als Geschenk der Gottheit empfinden:

„Sterblichen aber, o Zeus, kommt hohe Tugend
Nur von Dir. Mit Gottesfurcht
Lebt länger der Segen."

Immer aufs neue warnt er den Sieger vor der Hybris:

Digitized by Google

„Dämpfe dein Prahlen mit Schweigen!
Zeus hat dieses und jenes getan,
Zeus, ein Herr über alles!
Nur wo ein Strahl gottgesendet herabfällt,
Leuchtet heiteres Licht dem Sieger zum seligen Leben."

Freilich, die religiöse Weihe allein hätte Olympia und die Olympischen Spiele nicht zu ihrer stolzen Höhe erhoben. Die religiöse Weihe war in Delphi noch größer. Delphi war lange Zeit der geistliche Mittelpunkt Griechenlands, und doch konnten die pythischen Spiele den olympischen den Rang nicht streitig machen. Der Vorzug Olympias lag auf nationalem Gebiete, und dafür war die Nähe und der Einfluß Spartas ausschlaggebend. Die Spartaner waren ein dorisches Herrenvolk, das sich in ständigen Kämpfen in dem eroberten Lande behaupten mußte. Nur durch körperliche und moralische Überlegenheit konnten sie auf die Dauer die zahlenmäßig stärkere Urbevölkerung beherrschen. Deshalb schon in der Gesetzgebung Lykurgs die staatliche Förderung des Sportes, deshalb die spartanisch harte Erziehung, die schon die Jugend zwang, niemals sich selbst zu sparen und bei jeder Anspannung das Äußerste zu tun, damit es dem Vaterlande nicht an tapferen, mutigen, opferbereiten Kämpfern fehle. Aus den Liedern des spartanischen Dichters Tyrtaios klingt uns eine heroische Wertung des Lebens entgegen:

„Achtet das Leben gering und die finsteren Pfeile des Todes,
Grüßt sie mit Lust wie sonst Helios' Strahlen ihr grüßt."

Nachdem Sparta mit einer so erzogenen Jugend nicht nur im eigenen Lande sich behauptet, sondern die Herrschaft über den ganzen Peloponnes und darüber hinaus gewonnen hatte und die allgemein anerkannte politische und militärische Vormacht Griechenlands geworden war, machte es das ganze Gewicht seiner Autorität auch in Olympia geltend. Es übernahm zwar die Leitung der Spiele nicht selbst, sondern überließ sie den militärisch schwachen Eleern, aber wie es ein Jahrhundert lang die meisten Sieger stellte, so erfüllte es Olympia mit seinem Geiste. Die ganze Entwicklung der Spiele in der Zeit vor den Perserkriegen stand unter stärkstem spartanischem Einfluß. Die strengen Vorschriften für das Training der Wettkämpfer, die strengen Kampfregeln, die harten Strafen gegenüber Verstößen, die Forderung der äußersten Anstrengung, die Heranziehung auch der Knaben, die völlige Nacktheit der Kämpfer, das alles ist spartanisch. Desgleichen die Verschmähung jeder Bequemlichkeit für die Zuschauer: alles kampierte unter freiem Himmel, und weder im Stadion noch im Hippodrom gab es feste Sitzplätze. Auch daß man in Olympia keine Wertpreise kannte, sondern nur den schlichten Kranz, aus zwei Ölzweigen gewunden, zeigt die spartanische Verachtung gegen allen Besitz.

Was aber Olympia am meisten Sparta verdankte, das war die starke und stolze Betonung des Nationalen, die Verbindung der nationalen Idee mit der Wettkampfidee. Während Delphi gerne internationale Beziehungen anknüpfte, um dann im Augenblick der Gefahr, in den Perserkriegen, schmählich zu versagen, erfüllte Sparta die Olympischen Spiele mit seinem ausgeprägten Nationalstolz. Nur freie Hellenen, die ihre rassereine hellenische Abstammung nachweisen konnten, waren als Kämpfer zugelassen. Hier sollten sich die Griechen in stolzer Überlegenheit fühlen gegenüber den Barbaren, besonders den verweichlichten Orientalen, die den Sport nicht kannten. Als die Feldherren der Perser hörten, daß trotz der nahenden furchtbaren Gefahr die Griechen unter spartanischem Einfluß ruhig ihre Spiele feierten, ging ihnen eine Ahnung auf, daß diese Wettkämpfe eine nationale Kraftquelle waren.

Als aber solches Heldentum nach beispiellosen Opfern gesiegt hatte, da wurde Olympia erst recht der glühende Mittelpunkt nationalen Lebens, nur daß jetzt in offener Rivalität mit den Spartanern die Athener, die in den Perserkriegen die größten Opfer gebracht hatten, die stärksten Träger der nationalen Idee wurden.

Digitized by Google

: wurde der Sieger von Salamis bei seinem Erscheinen im Stadion von den hauern mit Jubel begrüßt, die, wie Plutarch berichtet, den ganzen Tag den k nicht von ihm wandten und darüber fast die Spiele vergaßen. Hier wurden ie Siegesdenkmäler aus der Perserbeute aufgestellt, vor allem das Siegesdenkmal Plataiai mit der Aufschrift der 31 am Kampf beteiligten Staaten, ein kolossales nes Zeusbild, das drohend nach Osten blickte. Hier las Herodot der versammel- Festgemeinde seine Geschichte der Perserkriege vor, in der er die Großtaten seines kes und den gottgewollten Sieg Europas über Asien feierte. Die offiziellen Fest- ndtschaften, die Theorien, mit denen alle griechischen Staaten das olympische t beschickten, bildeten in der Tat eine Art panhellenischer Nationalversammlung. ist es auch begreiflich, daß man beim Abschluß von Friedens- und Bündnisver- zen die Vertragsurkunden, auf Erz- oder Steinsäulen geschrieben, gerade in mpia aufstellte. Hier hielten auch später Gorgias, Lysias und Isokrates ihre t panhellenischem Geiste erfüllten Reden, in denen sie zur Eintracht mahnten zum Kampf gegen den Erbfeind aufriefen.

s unterliegt keinem Zweifel, daß der nationale Schwung der Olympischen Spiele viel dazu beitrug, das Selbstgefühl und Selbstvertrauen des kleinen griechischen lkes zu stärken und in ihm das Gefühl für die Schicksalsgemeinschaft, für die lkische Verbundenheit gegenüber den aus dem Osten drohenden Gefahren zu er- cken. Der mit den Olympischen Spielen verbundene Gottesfrieden, die Ekecheiria, tte ja zunächst nur den Zweck, den nach Olympia reisenden Wettkämpfern und stgästen sicheres Geleite zu schaffen und die Abhaltung der Spiele selbst vor jeder örung zu bewahren. Aber die Sage von der Stiftung dieses Gottesfriedens, die s Pausanias berichtet, weist doch noch auf anderes hin. Nach dieser Sage befragte r König Iphitos von Elis wegen der durch die beständigen Bruderfehden ent- ndenen Not das delphische Orakel, wie dem Elend ein Ende gemacht werden nne. Darauf habe das Orakel geantwortet, er solle die Olympischen Spiele er- uern. Dies Orakel habe ihn veranlaßt, mit den benachbarten Königen, dem haiischen König Kleosthenes und dem dorischen König Lykurg einen Vertrag zu schließen über die Abhaltung der Spiele und den dafür nötigen Gottesfrieden. Der ertrag war auf einem ehernen Diskus geschrieben, der noch zur Zeit des Pau- nias in Olympia im Heratempel als ehrwürdiges Stiftungsdokument aufbewahrt urde. Die Spiele und der Gottesfrieden sollten also nach dem Sinne dieser Stiftung r Zwietracht der Griechen überhaupt ein Ende machen. Noch weiter zurück geht ysias, der in seiner „Olympischen Rede" meint, schon Herakles habe bei seiner tiftung der Spiele die Freundschaft der Hellenen untereinander fördern wollen. Wir wissen, daß die Spiele dies hohe nationale Ziel nicht erreichten. Ein einziges Mal in ihrer Geschichte war der olympische Geist stark genug, die Griechen zu ge- meinsamer Tat zu vereinigen. Aber noch war die Persergefahr nicht völlig ver- schwunden, da entbrannte die Zwietracht der Staaten aufs neue nur um so heftiger.

Ihr Wettkampfcharakter hatte auch seine gefährliche Seite, er wurde zur flammen- den Leidenschaft und trotz aller Warnungen, die gerade in Olympia von patriotisch denkenden Männern ausgesprochen wurden, ging ihnen im Kampf um die Hege- monie Freiheit und Glück verloren. Mit dem Verluste der politischen Freiheit be- gann auch der Verfall der Olympischen Spiele. Eindringendes Barbarentum und berufsmäßiges Athletentum machten der edlen, freien Agonistik der Blütezeit, da selbst ein Plato sich eines olympischen Sieges rühmen durfte, ein frühes Ende.

Wir pflegen die Leistungen eines Volkes nicht nach den Zeiten des Verfalls, sondern nach der Zeit der Blüte zu beurteilen. Und da dürfen wir sagen, daß in den Jahrhunderten vor und nach den Perserkriegen das olympische Ideal in voller Reinheit über Hellas leuchtete.

Digitized by Google

Wir wenden uns von dem antiken Urbild zu dem Zeitbild, das in den letzten Wochen in so großartiger Weise vor unseren Blicken sich entfaltete. Seit 1896 Jahren feiert die Welt wieder Olympische Spiele, und in diesem Jahre hatte Deutschland die Ehre, sie zu leiten, eine Ehre, die ihm mehr als einem anderen Volke gebührte. Denn die großen deutschen Ausgrabungen der antiken Feststätte gaben den ersten Anstoß zur Wiedererneuerung der Spiele. Und Deutschland hat die große Aufgabe in einer des neuen Reiches würdigen Weise gelöst. Aber, so hat man oft gefragt, führen diese modernen Olympien ihren Namen mit Recht? Hatte man ein Recht, das Feuer für sie aus dem Zeustempel in Olympia zu holen?

Man möchte zunächst versucht sein, die Frage zu verneinen. Die modernen Olympien sind kein religiöses Fest und können es nicht sein. Sie sind auch kein Nationalfest eines einzelnen Volkes, sondern wurden von vorneherein als ein Fest aller Kulturvölker der Welt wieder ins Leben gerufen. Sehr bedeutsame Unterschiede also. Auch sind die riesenhaften Ausmaße, die die modernen Olympien gewonnen haben, weit entfernt von der Schlichtheit und Einfachheit des antiken Vorbildes. Und doch haben sie bei allem zeitbedingten Wandel das Beste und Entscheidende mit dem Sinne der antiken Spiele gemeinsam: die begeisternde Idee des Wettkampfes der Tüchtigsten nicht um materiellen Gewinn, sondern allein um den Preis der Tüchtigkeit. Und damit verbindet sich die gleiche hohe Wertung von Körperkultur, von Jugendkraft und Jugendmut, die gleiche Forderung strenger, entsagender Selbstzucht, die allein zum Siege führen kann, die gleiche Bewunderung für die Kühnheit und Kraft des Willens, die den Sieg trotz aller Hindernisse erzwingt, endlich auch das gleiche hohe Ideal der Vaterlandsliebe, die den Sieg weniger für die eigene Person als für die Heimat, für das Vaterland gewinnen will.

Als E. Curtius mit hinreißender Beredsamkeit für seinen Plan der Wiederaufdeckung Olympias warb, hatte er nicht nur den Nutzen für seine Wissenschaft im Auge, sondern vorausahnend erkannte er die hohe kulturelle Bedeutung, die das wiedergewonnene Bild der antiken Kulturstätte haben müßte:

„Was dort in der dunklen Erde ruht, ist Leben von unserem Leben. Auch uns ist Olympia ein heiliger Boden. Wir wollen nicht nur schwärmen in bewundernder Erinnerung an das hohe Streben der Hellenen, sondern wir wollen das, was daran ewig gültig ist, der Vergangenheit entreißen und mit kräftigem Entschluß uns aneignen. Denn nicht für sich, sondern für alle kommenden Geschlechter haben die Hellenen den Barbaren alter und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Besitzen und das Genießen, sondern das Ringen, Kämpfen und Streben des Menschen Beruf und seine einzige wahre Freude sei."

Ringen, kämpfen und streben, das war olympischer Geist und ist es heute noch. Er hatte und hat eine werbende Kraft, die hinausstrahlt auf alle Sportplätze und die Jugend anfeuert, immer aufs neue um den Preis der Tüchtigkeit zu ringen. Sollte er nicht noch eine andere werbende Kraft haben? Könnte das Altertum uns nicht noch anderes lehren? Die antiken Olympien mit ihrem Gottesfrieden waren oder sollten sein ein Symbol der Einigkeit aller griechischen Stämme. Haben sie auch auf die Dauer ihre einigende Kraft nicht bewährt, so hatten es doch die Griechen dem olympischen Geist zu verdanken, daß sie in Einmütigkeit der Barbarei des Ostens entgegentreten konnten. Die modernen Olympien sind ein Symbol der Einigkeit und des friedlichen Wettkampfes aller Kulturvölker. Wiederum droht der europäischen Kultur die schwerste Gefahr von der Barbarei des Ostens. Wird es dem Geiste der modernen Spiele gelingen, die Zwietracht der Völker dieser gemeinsamen Gefahr gegenüber zu bannen, wird es dem Gottesfrieden der Spiele gelingen, diese Zwietracht dauernder zu bannen, als es einst vom Schicksal den Griechen beschieden war? Historia docet.

Digitized by Google

Bücherschau

Natur und Erbbiologie

Die Rassen- und Vererbungskunde ist im Dritten Reich so sehr in den Vordergrund sowohl der Weltanschauung als auch der Gesetzgebung getreten, daß naturgemäß eine außergewöhnlich hohe Zahl von Büchern sich mit diesem Gebiet befaßt. An erster Stelle erwähnen wir hier die „Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung" (Band I) von Staatssekretär Dr. Wilhelm Stuckart und Oberregierungsrat Dr. Hans Globke (C. H. Beck, München 1936; 287 S.). Sie behandeln das Reichsbürgergesetz vom 15. IX. 1935, das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. IX. 1935 und das Gesetz zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes (Ehegesundheitsgesetz) vom 18. X. 1935, nebst allen Ausführungsvorschriften und den einschlägigen Gesetzen und Verordnungen. Eine übersichtliche Einführung erläutert das Verhältnis von Rasse zu Volk und Vererbung und zur Volkskultur, sowie das Juden- und Mischlingsproblem. Mit dem vierten Teil der Einführung über Reichsbürgerrecht und Staatsangehörigkeit kommen die Verfasser bereits auf den unmittelbaren Gegenstand ihrer Kommentare zu sprechen. Im Hauptteil wird zunächst jeweils der Wortlaut der Gesetze und Verordnungen, anschließend ein ausführlicher Kommentar gegeben. Das Buch beantwortet alle wichtigen Fragen, die sich dem Laien beim Lesen der Gesetze und Verordnungen aufdrängen, vollständig und befriedigend. Das ist den beiden Verfassern auch deshalb so gut gelungen, weil sie am Zustandekommen der Rassengesetzgebung amtlich beteiligt und daher zu ihrer Auslegung in erster Linie berufen waren.

Der „Baur-Fischer-Lenz", genauer gesagt, das bekannte Buch über „Menschliche Erblehre", hat nunmehr in seinem ersten, seit Jahren vergriffenen Band die 4. Auflage und zugleich eine den modernen Erkenntnissen entsprechende Umarbeitung erfahren (J. F. Lehmann, München 1936; mit einem Bildnis Baurs, 209 Textabb., 13 Taf., 796 S.). Man kann diese Umarbeitung besonders in den späteren, von Fischer und Lenz bearbeiteten Abschnitten geradezu als ein neues Buch bezeichnen, so zahlreich sind die Änderungen und Ergänzungen, die vor allem durch die Ergebnisse der Zwillingsforschung und durch neue Erkenntnisse auf den Gebieten der Rassenentstehung, Rassenkreuzung und Rassenpsychologie notwendig wurden. Zum Lobe des Werkes braucht wohl nichts mehr gesagt werden.

Das Buch von Richard Eichenauer: „Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung" (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin; 141 S.) bringt neben wertvollen Gedanken und Ausführungen auch Darstellungen, denen man nicht so ohne weiteres beipflichten kann. Es dürfte z. B. doch abwegig sein, die deutsche Romantik insofern als verdächtig anzusehen, als sie möglicherweise zu stark mit ostbaltischem Geiste durchsetzt sei. Gerade unsere Zeit hat zweifellos in vielem ein Wiederaufleben romantischen Geistes gebracht.

Unbedingt wertvoll ist dagegen das Buch von Johann von Leers: „Blut und Rasse in der Gesetzgebung. Ein Gang durch die Völkergeschichte" (J. F. Lehmann, München 1936; 135 S.). Alle Zeiten und Völker, soweit sie uns überhaupt in ihrer Gesetzgebung erfaßbar sind, sind darin mit hervorragender Sachkenntnis und mit Sachlichkeit auf ihre gesetzgeberischen Maßnahmen in Bezug auf Rasse untersucht, wobei mitunter überraschende Tatsachen herauskommen, die zeigen, daß das Rassenproblem durch die ganze Geschichte und die ganze Welt hindurch eine oft entscheidende Rolle gespielt hat und spielt.

Auch die kleine Broschüre des Direktors der Frauenklinik der Universität Köln, Prof. Dr. Hans Naujoks: „Die Wandlung der deutschen Frau" (F. Enke, Stuttgart; 24 S.) kann jedem, der sich mit der sogenannten „Frauenfrage" beschäftigen will, empfohlen werden. Sie ist eine knappe, aber beweisende geschichtliche Wanderung, die die Stellung der deutschen Frau vom Germanentum durch das Mittelalter hindurch bis zur neuesten Zeit aufzeigt und dabei die katastrophale Entwicklung der sog. Frauenbewegung durch Unterschätzung der rassischen, fraulichen und nationalen Werte vor und nach dem Weltkrieg ebenso plastisch schildert, wie die Umkehr, die die nationalsozialistische Bewegung mit sich brachte.

Nicht zu trennen von Rassen- und Erbkunde ist die Familienforschung und Ahnenkunde. Von der Reihe „Die Ahnen deutscher Bauernführer" (Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin 1936) ist der 2. Band: „Wilhelm Meinberg" erschienen. Die Ahnen-

Digitized by Google

geschichte und Ahnentafel ist bearbeitet im Stabsamt des Reichsbauernführers von Herbert Wünsch. Sie gibt in knappen Strichen das Schicksal einer Familie wieder, instinktiv die Gefahr der Verstädterung erkannte und sich davor zu bewahren wußte.

Die Ahnenkartei nach System Dr. Hans Goetz (J. F. Lehmann, München) zeichnet sich durch praktische und übersichtliche Einrichtung und leichte Ergänzbarkeit aus. Demselben Zwecke dient „Unser Hausbuch" (Bernard & Graefe, Berlin), nur hat es eine ästhetischere Zielrichtung und will mehr eine Familienchronik ersetzen.

Die besinnliche und schon ins Weltanschauliche herübergreifende Auffassung der Naturwissenschaft vertreten einige Bücher, die wir im Folgenden betrachten wollen. Eines der reizvollsten Werke dieser Art ist zweifellos Hellmuth Ungers „Wunder und Geheimnis" (J. F. Lehmann, München; 151 S.). Die grundlegende Erkenntnis, daß Fortschritte der Naturwissenschaft uns zwar immer tiefer in das feine Gewebe der Naturvorgänge sehen lassen, daß uns aber das Letzte, Eigentliche und Wesentliche dabei ewig verborgen bleiben wird, behandelt dies Buch in feiner, beinahe dichterischer Form und mit einer Einfühlungsgabe, wie man sie selten finden wird. Mehr geschichtlich dann wandert Walter Görlitz in seinem Buch „Hüter des Lebens" das ärztliche Wissen in der antiken Kultur. Auch ihm ist der Sinn für das ewig Rätselvolle der Lebensprobleme zu eigen und zugleich die für den Geschichtsschreiber wichtige Fähigkeit, sich in entlegene Zeiten hineinzudenken (Der Neue Sieben-Stäbe-Verlag, Hamburg; 171 S.).

Blendend geschrieben und überwiegend ein Werk des erzählenden Schrifttums ist Kapitän William E. Youngs „Hai! Hai!" (Julius Kittls Nachf., Leipzig; 297 S.). Übersetzung von Lina Horn, mit einem Geleitwort von Graf Felix Luckner. Das fieberhaft Abenteuerliche, das schon das Wort „Haifisch" in uns auszulösen pflegt, ist hier teils in Einzelerzählungen, teils in Haifischsagen, mit hinreißender Frische wiedergegeben.

Ein hervorragender Tierzüchter, Tierkenner und Neuorganisator spricht zu uns in dem Buch „Ein Leben für Tiere" von Johannes Gebbing (Bibliographisches Institut, Leipzig 1936; 79 Bilder, 290 S.). Was Hagenbeck in Stellingen und Heck in Berlin, das hat Gebbing in Leipzig durchgeführt: die Umwandlung der Tiergärten aus Käfigsammlungen in große Freigehege. Das Buch gibt aus dieser Tätigkeit einen wesentlichen Ausschnitt, behandelt züchterische und tierpsychologische Fragen und bringt wertvolle Gedanken, wie gerade unsere heimische Tierwelt dem Publikum in anregender Form vorgeführt und damit die Verbindung mit der Natur unserer Heimat gestärkt werden kann.

Aus der Sorge um die Erhaltung unserer heimatlichen Pflanzenwelt, die durch Einführung immer neuer, fremder Arten ein ganz neues, undeutsches Gesicht zu erhalten droht, ist das Buch von Harry Maasz: „Große Sorgen um grüne Landschaft" geboren (Herausgegeben vom Schleswig-holsteinischen Landesverein für Heimatschutz in Verbindung mit der NS.-Kulturgemeinde Kiel; Franz-Westphal-Verlag, Wolfshagen-Scharbeutz 1936; 63 S.). Der Verfasser will dem Ungeist entgegentreten, der sich im Landschaftsbild unserer niederdeutschen Heimat breitmacht. Er gibt zu diesem Zweck eine genaue Übersicht der Gewächse, die mit unserem freien Feld zu natürlicher Kameradschaft zusammenwachsen und die den Wald ergeben, der in Deutschland von Alters her zu Hause war. Er verbreitet sich über verschiedene Sonderformen unserer Landschaft und vergißt auch nicht, daß die Technik unsere heutige Landschaft umformen muß; aber er verlangt mit Recht, daß der Mensch Herr über das Bild seiner Heimat bleiben muß.

In anregend-gemütvoller Art plaudert Raoul H. Francé über die Regionen der Gebirgspflanzen in „Das kleine Buch der Alpenpflanzen" (Styria, Graz-Leipzig-Wien; 93 S.). Was man durch fesselnde Darstellung aus einem systematischen Buch machen kann, zeigt Francé hier an einem praktischen Beispiel.

Ein ausgesprochenes Fachbuch ist das Werk „Die Arthropoden aus dem Carbon und Perm des Saar-Nahe-Pfalz-Gebietes" von Paul Guthörl (im Vertrieb der Preußischen Geologischen Landesanstalt, Berlin, neue Folge der Abhandlungen, Heft 164, 220 S. und 30 Tafeln). Mit der an den Veröffentlichungen der Preußischen Geologischen Landesanstalt gewohnten Vollständigkeit und Genauigkeit sind nicht nur sämtliche Arthropodenformen der Carbon- und Permformation nach ihren Arten und nach den Fundbezirken geordnet, sondern zugleich auch durch die Abbildungen die merkwürdigsten Erscheinungen dieser uns vollkommen fremden Welt wiedergegeben, bis auf die Spuren von Insekten. Dem Fachwissenschaftler bietet das Buch erschöpfendes Material.

Digitized by Google

Friedrich Reinöhl beginnt sein Werk: „Pflanzenzüchtung" (Hohenlohesche Buchhandlung F. Rau, Oehringen 1935; 112 S., 64 Taf.) mit der Feststellung, daß die Pflanzenzüchtung so alt ist wie der bewußte Anbau von Pflanzen. Die Vorgänge der Kreuzung und der auf diesem Wege gewonnenen Kulturpflanzen der natürlichen und der züchterischen Auslese waren schon den ältesten Pflanzenzüchtern bekannt. Unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, zu klarer Einsicht in die innere Dynamik des Vererbungsvorgangs zu kommen und damit zu verstehen, warum bei Kreuzungen oft so merkwürdige Ergebnisse herauskommen. Diese Einsicht hat uns zugleich befähigt, in der Pflanzenzüchtung ungeahnte Fortschritte zu machen, die sich bei den Blütenpflanzen in ästhetischer Richtung, bei den Nutzpflanzen in ungeheuerer Steigerung ihrer Wirtschaftlichkeit auswirken.

München. Walter S. Förtner.

Aus Philosophie und Geisteswissenschaften

Johannes Gebbing: „Die Wiederbeseelung der Welt" (Nationale Verlagsgesellschaft, Leipzig 1934; 290 S.). Der Verfasser schildert treffend die verschiedenen Formen des Materialismus und die Verwüstung, die er in der Naturwissenschaft und auf allen Gebieten der Kultur angerichtet hat. Mit Recht fordert Gebbing, daß die Wissenschaft wieder im Sinne eines A. v. Humboldt und Goethe zur alten Naturandacht der Deutschen zurückkehren muß. In der Einleitung betont Gebbing überzeugend, daß der Nationalsozialismus auch hier den „Aufbruch" darstellt.

Edgar Dacqué: „Die Erdzeitalter" (R. Oldenbourg, München und Berlin 1935; 572 S. und 369 Abb.). Eine epochemachende Anwendung des neuen naturwissenschaftlichen Geistes auf die grundlegende Frage nach der Entstehung der Erde und des Lebens macht hier der Naturforscher und -Philosoph Dacqué. Die staunenswerte Zusammenfassung unseres entwicklungsgeschichtlichen Wissens ist von dem Grundgedanken der ganzheitlichen Weltbetrachtung getragen. Darnach muß im Gegensatz zum isolierenden Verfahren der mechanistischen Epoche für die Entwicklungsgeschichte der Erde in erster Linie der kosmische Zusammenhang berücksichtigt werden, und für die Entwicklungsgeschichte des Lebens der Grundsatz der „inneren Entsprechung" zwischen der jeweiligen Erdgestaltung und den in diesem Zeitalter vorhandenen Lebensformen. Dacqué setzt an die Stelle der bisherigen Kennzeichnung der einzelnen Epochen durch bestimmte Lebensformen (Leitfossilien) die ganzheitliche Kategorie der „zeitbiologischen" Erscheinung. Durch sein ungeheueres paläontologisches Material, das er wie kaum ein anderer beherrscht, wird es ihm möglich, diese Theorie zu einer streng wissenschaftlichen These zu erhärten. Auf den großartigen Reichtum des Buches können wir im einzelnen nicht eingehen, wer aber das Antlitz unserer Mutter Erde mit Verständnis betrachten will, der studiere dieses anregende Werk.

Conrad Wandrey: „Ludwig Klages und seine Lebensphilosophie" (Joh. Ambrosius Barth, Leipzig 1933; 31 S.). In allgemein verständlicher Form wird hier die biozentrische Philosophie von Klages dargestellt. Klages' Leistung wird mit Recht anerkannt, jedoch die starke Betonung des „Lebens" gegenüber dem „Geist" und der „Natur" gegenüber der „Kultur" bemängelt. Die Schrift ist als eine erste Einführung gedacht.

Martin Reichardt: „Psychologie und Politik" (J. F. Lehmann, München 1935; 67 S.). Der Würzburger Psychiater untersucht hier die tieferen Zusammenhänge von Politik und Psychologie, wobei er sehr richtig im Sinne des Führers unter „Politik" nicht nur eine Sache der Vernunft versteht, sondern vor allem des Charakters.

Henrik Eggidi: „Die Irrtümer der Psychoanalyse" (W. Braumüller, Wien 1935). Diese Schrift ist eine gute Darstellung und Kritik der Psychoanalyse von Siegmund Freud, die leider so viele Geister in ihren Bann geschlagen hat. Als Gegenschrift kann man das vorliegende Buch empfehlen.

Helmut Kuhn: „Sokrates. Ein Versuch über den Ursprung der Metaphysik" (Die Runde, Berlin 1934; 161 S.). Dieses Werk ist eine saubere Gedankenarbeit, aber leider so eigenwillig, daß kein Gewinn daraus entsteht. Zunächst verzichtet Kuhn auf eine objektive Geschichtserfassung des Sokrates, und sodann macht er ihn zu einem völlig unpolitischen Menschen, der sich seine Privatexistenz neben dem staatlichen Leben sichern will. Ferner läßt Kuhn seine Gestalt des Sokrates aus den platonischen Dialogen vor uns erstehen. Es

Digitized by Google

ist bekanntlich ein Streit, ob die xenophontische oder die platonische Darstellung die rich ist. Die Stellungnahme Kuhns bringt dieses Problem nicht vorwärts, da er uns nicht sichert, daß es ihm auf die Richtigkeit der geschichtlichen Gestalt nicht ankomme. Hauptabsicht sei, an der Gestalt des Sokrates etwas Entscheidendes über den Ursprung Metaphysik auszusagen. Und da ist nun nach Kuhn die Lage die, daß Sokrates durch ewiges Fragen die Menschen in ihrem Innern aufwühlt, sie aber durch keine Lösung wieder beruhigt. Platon habe dann erst auf diesen Fragen seine Ontologie aufgebaut. Demnach wäre also die Metaphysik ohne real-ontischen Grund. Diese Deutung lehnen wir ab. Denn es ist mit ernsten Argumenten nicht aus der Welt zu schaffen, daß Sokrates und Platon ihre Metaphysik als Realontologie verstanden haben, und daß beide Denker in der die Ideenlehre wie überhaupt alles Wissen in den Dienst der Politeia gestellt haben.

Einen tiefen Blick in den mystischen Grund der arischen Weltanschauung gewährt Herbert Noah in seinem Buch: „Die Edda, Gelöste Rätsel ur-arischen Weistums als arischer Überlieferung" (Linser, Berlin-Pankow 1934; 132 S.). Hier wird gezeigt, wie das in der naturhafte Schau gewonnene urzeitliche Wissen mit den mühsamen Ergebnissen der induktiven Forschung im Grunde übereinstimmt, daß uns aber die Alten durch die lebendige, bis ins einzelne hindurchwirkende Schau des Ganzen übertreffen.

Mit der Renaissance der mittelalterlichen Philosophie gewinnt auch der Wiederentdeckung der aristotelischen Philosophie im christlichen Abendland, Albert der Deutsche, an Ansehen. Seine Gedankenwelt ist allgemein verständlich dargestellt von Fritz Joachim von Scheletelen: „Albert der Deutsche und wir" (Felix Meiner, Leipzig 1935; 46 S.). Der Verfasser versteht es, den großen Deutschen in die philosophische Gegenwartsproblematik hereinzustellen, indem er fortlaufend seine Lehre mit entsprechenden Lehren der heutigen Philosophen in Beziehung bringt.

Von Friedrich Nietzsche, der im neuen Deutschland besonders durch seine Lehre von der Höherbildung des Menschen zu neuen Ehren gelangt ist, erscheint im Verlag C. H. Beck (München) eine historisch-kritische Gesamtausgabe, von der die ersten 3 Bände vorliegen. Die ersten beiden umfassen die Jugendschriften 1854—61 und 1861—68, herausg. von Hans Joachim Mette (1933; 126 u. 495 S. und 1934; 485 S.), der 3. die Schriften der Studenten- und Militärzeit 1864—68, herausgeg. von Mette und K. Schlechta (1935; 488 S.). Diese Gesamtausgabe wird mit 40 Bänden mit je rd. 500 Seiten umfassen, von denen jährlich etwa 3 erscheinen. Jeder Band enthält mehrere Faksimilia, am Schluß einen philologischen Nachbericht, der Auskunft gibt über die Handschrift, die Datierung, verschiedene Fassungen und Lesarten, allenfallsige Zusammenhänge mit anderen Schriften Nietzsches, Bearbeitungen desselben Stoffes usw., und ein Namenverzeichnis. Gesammelt wurde hier wirklich alles, was sich von Nietzsche findet. Man weiß, daß Nietzsches Nachlaß im Vergleich zu dem von ihm Veröffentlichten ungeheuer groß und zu seinem Verständnis unentbehrlich ist. Hier erscheint er nun in streng zeitlicher Reihenfolge, sodaß wir die Entwicklung der Person und des Gesamtwerkes verfolgen können. Das ist ein besonderer Vorzug der neuen Ausgabe, die künftig jeder gewissenhafte Nietzsche-Forscher seinen Arbeiten zu Grunde legen muß. Sie wird vom Nietzsche-Archiv in Weimar veranstaltet; die Bearbeitung liegt in den Händen eines wissenschaftlichen Ausschusses, an dessen Spitze der Leiter des Archivs, Prof. C. A. Emge, steht.

Lothar Steinbrech: „Unser Lebensproblem" (Waldemar Hoffmann, Berlin 1935; 368 S.). Dieses lesenswerte Buch ist im Widerspruch zu Hans Drieschs gleichnamigem Buch entstanden und wird mit Recht als ein Weltanschauungsbuch bezeichnet. Der Grundgedanke ist die Idee der Welt als einer „zwiespältigen Einheit" — im Unterschied zur Gegensätzlichkeit oder Antinomie.

Dieselbe Weltauffassung begegnet uns bei August Ludowici: „Zugleich. Versuch einer Ordnungslehre. Hochzucht der Seele" (F. Bruckmann, München 1933; 395 S.). Man merkt es dem Buch an, daß hier ein selbständiger Denker viele Jahre mit dem quälenden Problem des Gegensatzes gerungen, sich aber zu einer geläuterten Synthese, d. h. zu einem „Sowohl — als auch" („Zugleich"), anstelle des trennenden „Entweder — oder", durchgerungen hat. Er hat auch erkannt, daß die Gegensätze nur dann überwunden werden können, wenn sie in einem höheren Dritten aufgehoben sind. Als höchstes Ziel verkündet der Verfasser die „Hochzucht der Seele", d. i. Erstarkung der deutschen Seele an der „Schönheit des inneren Lebens und der Natur".

Digitized by Google

Erwin Metzke: „Geschichtliche Wirklichkeit. Gedanken zu einer deutschen Philosophie der Geschichte" (J. C. B. Mohr, Tübingen 1935; 40 S.). Der Verfasser hat recht, wenn er jene Art von Philosophie verwirft, die mit den Tatsächlichkeiten des Lebens keine Berührung hatte, und nur in der Reflexion über die Arbeit und die Methode der Einzelwissenschaften aufging. Wahre Geschichtsphilosophie kann nur sein „Philosophie des geschichtlichen Seins als einer Wirklichkeit". Metzke knüpft an die Ergebnisse des deutschen Idealismus an und fordert auch den Einbau des politischen Geschehens als einer geschichtlichen Wirklichkeit, lehnt aber die absperrende Isolierung wie auch die dialektische Auflösung geschichtlichen Eigenseins ab.

Julius Evola: „Heidnischer Imperialismus" (Armanen-Verlag, Leipzig 1933; 110 S.). In deutscher Übersetzung erscheint hier das Werk eines faschistischen Geschichtsphilosophen, das für die politische und kulturelle Gestaltung Europas von aktueller Bedeutung ist. Das Buch ist voll von feinsinnigen Gedanken und darum ist auch seine Lesung ein Genuß.

Max Strasser: „Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute in vergleichender Darstellung" (Ernst Klett, Stuttgart 1936; 72 S.). In Tabellen mit 5 nebeneinander stehenden Spalten werden hier alle Ereignisse in Staat und Volk, in Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft, in Geisteswissenschaft, Religion und Kirche und in bildenden Künsten, schöner Literatur und Musik übersichtlich zusammengestellt. Dazu kommt ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis. Der Verfasser hat eine mühsame Arbeit geleistet, erspart aber eben damit auch jedem Benützer viel Zeit und Mühe. Die Tatsachen werden durch treffende Kennzeichnung und Urteile nach ihrer Funktion in der Geschichte bestimmt.

Fritz Markull: „Der deutsche und der römische Rechtsgedanke" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 90 S.). Der Verfasser will nicht nur den Juristen, sondern vor allem Laienkreisen die Verschiedenheit römischen und deutschen Rechtsdenkens klarmachen. Die Grundstruktur des deutschen Rechtsdenkens sind: Gemeinschaft, Treue, Ehre, Ebenburt, Freiheit und Dienst; im Mittelpunkt des römischen Rechts steht dagegen die Sache und das unbeschränkte Recht des Individuums. Das Dritte Reich erfüllt eine hohe ethische Aufgabe, wenn es das konkrete Recht in Deutschland auf seine angestammten, ethischen Grundprinzipien zurückführt, das heißt die römischen Rechtsvorstellungen ausscheidet. Dieses Buch verdient fleißig gelesen zu werden.

Wilhelm Stuckart: „Nationalsozialistische Rechtserziehung" (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935; 83 S.). Ebenfalls ein wertvolles Buch! Eindrucksvoll wird die Rechtskrise geschildert, in die uns die Denkmotive des römischen Rechtes gebracht haben, dann wird in einzelnen Kapiteln dargelegt, wie unser angestammtes Rechtsgewissen auf der Hochschule, in der Schule und in der Lehrerbildung berücksichtigt werden muß.

Rudolf Jancke: „Grundlegung zu einer Philosophie der Kunst" (Ernst Reinhardt, München 1936; 162 S.). Im Sinne der phänomenologischen Betrachtung bezeichnet der Verfasser das Schöne ebenso wie das Ethische als einen Wert, durch ihre spezifische Arteigenheit gegeneinander selbständig. Alle Probleme der Kunst finden eine originelle Behandlung. Im 3. Kapitel, auf welches es dem Verfasser hauptsächlich ankommt, wird der Kunstwert von der Erlebnisseite aus betrachtet, also in seinem Sinnsein für den Menschen. Hier werden alle Arten des Kunstwertes, des musikalischen, architektonischen, photographischen usw. untersucht. Auch das Kapitel über das Tragische ist geistreich. Der Verfasser hat eine saubere Arbeit geleistet, die verdiente Beachtung finden wird.

Walter Frank: „Kämpfende Wissenschaft" (Hanseatische Verlagsbuchhandlung, Hamburg 1935; 36 S.). In dieser Abhandlung, die als Gedenkrede zum 100. Geburtstag Heinrich von Treitschkes gehalten wurde, wendet sich der Verfasser gegen die nachbismarckische Geschichtsschreibung, weil sie die lebendige Beziehung zu den Kämpfen der Nation verloren hat. Eine wahre Geschichte müsse im Leben der Nation wurzeln. In den Vordergrund tritt das nationalsozialistische Ethos, in dem die junge Generation die Errungenschaften der völkischen Revolution sichern will. Die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Forschung, die Freiheit und Kühnheit der persönlichen Schöpfung soll darum keinen Abbruch erfahren. Die Schrift ist sehr lesenswert.

Fritz Specht: „Politische Hochschule". Erlanger Rektoratsrede (Palm & Enke, Erlangen 1935; 28 S.). Nach einer Kritik des liberalen und individualistischen Wissensbetriebes verlangt Specht die „völkisch-politische Hochschule". „Uns Nationalsozialisten ist

Digitized by Google

es einfach unvorstellbar, daß eine Erziehungsanstalt, die deutsche Menschen formen soll, heute abseits der Politik stehen könnte". Als Professor der Medizin geht Specht sodann zur „Krisis in der Heilkunde" über. Im Namen der deutschen Ärzte legt er das feierliche Bekenntnis ab, daß die überwiegende Mehrzahl mit ihrem „ganzen heißen Herzen nichts anderes will, als den armen Leidenden und der Volkswohlfahrt zu dienen".

René König: „Vom Wesen der deutschen Universität" (Die Runde, Berlin 1935; 211 S.). Auch König fordert eine Neuordnung der Universität aus der Gegenwart heraus, es schwebt ihm aber dabei die Wiederbelebung des idealistisch-humanistischen Universitätsideals vor.

Ernst Krieck: „Wissenschaft, Weltanschauung, Hochschulreform" (Armanen-Verlag, Leipzig 1934; 99 S.). Diese Schrift ist die bedeutsamste Kundgebung zur Reform unserer Universität und gipfelt in der Forderung der „politischen Universität", die sich von der „theologischen" des Mittelalters und der „humanistischen" der Aufklärungszeit wesensgemäß unterscheidet. In diesem Sinne entwirft Krieck ein konkretes Reformwerk, indem er der Reihe nach in eigenen Kapiteln die Umstellung der einzelnen Wissenschaften zu den Errungenschaften der nationalsozialistischen Revolution darlegt. Dieses Buch ist in allen seinen Teilen tief durchdacht und mit reichen Kenntnissen ausgestattet, so daß seine Ideen ein besonderes Gewicht erhalten.

Wien. Johannes Sauter.

Religionskundliche Neuerscheinungen

Wollte man wie auf literarischem so auch auf religions- und geistesgeschichtlichem Gebiet einem Werk dieses Jahres ein besonders ehrendes Beiwort zuteil werden lassen, so wäre dafür das inhaltsreiche Werk von Will-Erich Peuckert: „Pansophie. Ein Versuch zur Geschichte der weißen und schwarzen Magie" (W. Kohlhammer, Stuttgart 1936; 589 S.) vorzuschlagen, das uns nach vielen Seiten hin im Bereich der volkstümlich-magischen Unterschichten des ausgehenden Mittelalters neue Aufschlüsse gewährt. Eine Lebensarbeit legt uns der Verfasser hier vor, eine neue Sicht geistig-religiöser Zusammenhänge, die ungemein wichtig ist für den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Die im Helldunkel vergangener Jahrhunderte stehenden Gestalten eines Paracelsus, Val. Weigel, Jakob Böhme, Czepko treten in neue Beleuchtung. Kosmologischen Problemen geht auch Philipp Metman in seinem vorzüglich ausgestatteten Buch „Mythos und Schicksal. Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik" (Bibliographisches Institut, Leipzig 1936; 227 S.) nach und zeigt uns, „daß die Gestalten der Sonnen-, Mond- und Planetengötter sich als Darstellungen seelischer Grundhaltungen, wie etwa Leid- und Lustbereitschaft verstehen lassen, während die Tierkreismythen die verschiedenen typischen Entwicklungshindernisse und -aufgaben des Menschen systematisch zu unterscheiden und zusammenzufassen scheinen". Eine eigenartige Lebenslehre erschließt sich uns, worin die zeitlose Weisheit der griechischen Mythen in Beziehung zum Alltagsleben tritt.

Es ist das hohe Verdienst der deutschen Forschung, gerade auf dem Gebiet der Evangelienkritik bahnbrechend gewirkt zu haben, sonst wäre es z. B. dem durch seine religiösen Vorträge bekannten M. Erich Winkel nicht möglich gewesen, „nach dem wiederhergestellten, ursprünglichen Wortlaut der Quellenstücke unserer Evangelien aus den ältesten Handschriften-Texten" „Jesu ursprüngliche Verkündigung" (Niels Kampmann, Kampen auf Sylt 1936; 76 S.) zu ermitteln und sie, wie er das in seinem großen Werk, „Der Sohn" (derselbe Verlag) versucht hat, von ihrer Vermischung mit dem jüdischen Geist abzulösen. Der Verfasser gibt hier in kurzer Fassung das Ergebnis seines wissenschaftlich-kritischen Werkes.

Eine Kultursoziologie in enger Verbindung mit der Universalgeschichte bietet Alfred Weber in „Kulturgeschichte als Kultursoziologie" (A. W. Sijthoff, Leiden 1935; 423 S.), worin besonders die kultursoziologische Bedeutung der Religionen geistvoll gewürdigt wird.

Zum erstenmal liegen uns in deutscher Übertragung die „Briefe des Blaise Pascal" (Jakob Hegner, Leipzig; 153 S.) vor; es sind wertvolle Selbstzeugnisse aus Leben und Fühlen dieses genial-mystischen Publizisten von Port-Royal.

München. Rudolf Franz Merkel.

Digitized by Google

Land, Leute und Politik

Während die geographische Entdeckungsgeschichte der Erde und damit auch die rein ethnologische sich, wenige Ausstände ungeachtet, ihrem Ende zuneigt, geht das Leben der „bekannten" Völker weiter. Damit aber bleibt auch das Feld der psychologischen Erkundungen ewig bestellbar und ewig unerschöpflich.

Paul Distelbarth, Verfasser des 1936 im Verlag Rowohlt (Berlin; 382 S.) erschienenen Werkes „Lebendiges Frankreich" kennt die Franzosen seit der Vorkriegszeit und aus dem Kriege. Er hat sie nach dem Kriege als Missionar des Versöhnungsgedankens wieder aufgesucht und in ihrem echten Gehalt neu bestätigt gefunden. Bei seinem mit Liebe geschriebenen Buche kommt ihm zweierlei zu gute. Einmal, daß jede wirkliche Kulturnation, nahe betrachtet, ein Bild von Leistung, Ehre und von Gutmütigkeit und Tüchtigkeit bietet. Dies den Franzosen abzustreiten, wäre ebenso töricht, wie das leider von drüben allzuoft beliebte umgekehrte Verfahren. Des weiteren aber erlaubte die Wiederherstellung des deutschen Selbstbewußtseins durch Adolf Hitlers Tat eine in dieser Beziehung weitergehende Unbefangenheit, als sie zur Zeit der unmittelbar erlittenen Demütigung unter gedrückten Regierungen für unser Gefühl erträglich gewesen wäre. Leider macht aber der Verfasser von dieser schönen Gelegenheit einen Gebrauch, der weit über das Ziel hinaus schießt. Man mag Dreiviertel von dem bei Distelbarth Gesagten bejahen, wird aber sicher durch den Rest zurückgeschreckt werden. Es gibt zwei Fehlerquellen für die Beurteilung fremder Nationen. Die eine ist die egozentrisch verwerfende, die andere die der Überschätzung. Es ist zu bedauern, daß der sonst gut unterrichtete und warm fühlende Verfasser sich mit einer geradezu gefährlich anmutenden Bereitschaft auf den französischen Standpunkt locken läßt. An der Reinheit seiner deutschen Ansichten und Absichten zu zweifeln, liegt selbstverständlich kein Grund vor. Aber er hat allzusehr „sein Herz in den Feind" geworfen und findet es, wenn überhaupt, verändert wieder.

Um so vorbehaltloser ist V. J. Schusters „Der Nachbar im Westen" (Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1936; 227 S.) zu empfehlen. Dies außerordentlich lebhaft und fesselnd geschriebene Buch verzichtet auf methodische Abhandlungen, bringt vielmehr in lose aneinandergereihten Bildern in Form eines „Journalismus" im besten Sinne Eindrücke, Erlebnisse und Urteile über das französische Leben der unmittelbaren Gegenwart, gesehen durch ein deutsches und zugleich verständnisvolles Temperament. Der Verfasser hat ebenfalls lange in Frankreich gelebt. Sein Buch wird trotz der gewollt lockeren Fassung zu einem gerundeten Ganzen.

Schweden ist der hastigen Werkstatt der Geschichte seit einigen Jahrhunderten entrückt. Nur mehr abgeblaßt und abgemildert finden die großen Bewegungen, die Europas Kontinent erschüttern, dort ihren Niederschlag. Diese Selbstbescheidung, die nicht ohne Selbstgefälligkeit ist, kommt in Normann Balks Buch: „Schweden heute" (Stilke, Berlin 1936; 126 S.) voll zur Geltung. Seitdem vor genau 20 Jahren Rudolf Kjellén deutschen Lesern ein Bild seiner Heimat bot, dürfte das Wesen dieser stillen, aber klugen und vornehmen herrschaftlichen Insel in der europäischen Unruhe nicht mit soviel Sachkenntnis und Verstehen herausgestellt worden sein.

Dagegen führt Franco Valsechis Werk: „Das moderne Italien" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; 304 S.) wieder unmittelbar in die brennendste Zeitproblematik zurück. Mit gutem Erfolg versucht der Verfasser, eine Art Geistesgeschichte der Vorbedingungen, des Verlaufes und der Vollendung des faschistischen Gedankens zu geben. Ausgehend von der Idee des Risorgimento, dessen nationaler Gehalt übernommen, dessen liberale Methoden verworfen werden, gelangt der Faschismus, indem er syndikalistisches Gedankengut durch Überwindung der Klassen und Parteien in den Staat einbaut, zur Synthese. Der deutsche Leser wird bei aufmerksamer Lektüre leicht verstehen, was an Mussolinis Schöpfung dem Nationalsozialismus verwandt ist, und was aus einer anderen Art und Bedingtheit stammt. Die von August Buck besorgte Übertragung aus dem Italienischen zeichnet sich durch Klarheit und gute Sprache aus. Hinzugenommen zu Ernst Wilhelm Eschmanns schon 1934 erschienenem Abriß „Die Außenpolitik des Faschismus" (Junker und Dünnhaupt, Berlin; 100 S.) entsteht ein geschlossenes Bild vom Wesen der Italia Terza.

Ein neues Japanbuch legt Edgar Lajtha vor (Rowohlt, Berlin 1936; 235 S.). Japan

Digitized by Google

tritt uns hier in seinem Dualismus aus moderner Technik und neuerwachtem Artstolz plastisch entgegen. Nicht mehr das von Lafcadio Hearn schwärmerisch erfühlte Alt-Japan der Romantik, wohl aber ein Japan, in dem beide Bestandteile, der kulturelle Eigenkern und die technische Außenzivilisation von einem neuen Geschlecht heiß bejaht werden. Das Japan der Kirschblüte und der Chrysanthemen wird neben dem Japan der Kriegsschiffe und Schnellfabrikate erst recht erhalten bleiben; die alte Samurai-Überlieferung setzt sich im modernen Offizierstyp fort. Die auf dem Wege zu dieser Zusammenfassung natürlich entstehenden Spannungen werden ausgezeichnet erfaßt.

Dies Buch findet sein wissenschaftliches Gegenstück in Kapitän v. Pustaus und Dr. Okanouye-Kurotas Werk: „Japan und Deutschland, die beiden Welträtsel" (Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1936; 223 S.). Ein Deutscher und ein Japaner, beide vorzügliche Kenner beider Länder, haben sich zusammengetan, um das, was ihren Völkern und Staaten in äußerer Lage und innerer Bedingtheit gemeinsam ist, aber natürlich auch das, was trennt, gegenüberzustellen. Die Arbeitsweise hat sich als überaus fruchtbar erwiesen. Das Buch ist wie kein zweites Werk der Gegenwart geeignet, die Brücke zwischen zwei so verschiedenen, in mancher Hinsicht wiederum so lageverwandten Antipoden zu schlagen.

Zum Schlusse ein Büchlein, das nicht eigentlich in diesen volkspolitischen Zusammenhang gehört, ihn aber immerhin streift und im übrigen nicht genug gelobt werden kann. Wir meinen Roxane Troeltschs „Schlüssel im Meer" (F. Bruckmann, München 1936), ein Buch, das in seinen 165 Seiten die Entstehung der britischen Mittelmeerherrschaft geradezu meisterhaft schildert. Die Machtergreifung in Gibraltar, Malta, Zypern und Suez wird mit soviel geschichtlicher Sicherheit und soviel Lokalkolorit vorgetragen, daß es eine wahre Freude ist, sie hier nachzuerleben. Es gibt da Augenblicke höchster Spannung, der schönste Schmuck geschichtlicher Darstellung, die wahre Anekdote, das farbige Detail, kommt zu voller Entfaltung, ohne daß je der Überblick verloren ginge. F. J.

Aus Politik und Geschichte

Mit dem vierten Band schließt Adalbert Wahl seine „Deutsche Geschichte von 1870—1914" ab (W. Kohlhammer, Stuttgart 1936; XV, 804 S.). Der wichtigste Abschnitt dieses Bandes ist die Darstellung der unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkrieges. Der Verfasser, der die vielen Quellen und die reichhaltige Literatur ausgiebig verwertet, bestätigt, daß von einem Kriegswillen Deutschlands keine Rede sein kann. Dabei werden die begangenen Fehler nicht beschönigt. Der verhältnismäßig günstigen Beurteilung Greys vermag ich nicht zuzustimmen; auch ohne Belgien hätte es sich gezeigt, wie stark Grey die englische Politik an die Entente gebunden hatte. Wahls Werk wird stets einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichtsschreibung einnehmen, hinter ihr steht eine charaktervolle Persönlichkeit, die sich vor dem Aussprechen bitterer Wahrheiten nicht fürchtet. Freilich befindet sich der Verfasser mit beiden Füßen im konservativen Lager des Bismarckschen Reiches, die tiefere Problematik seiner Zeit vermag er nicht ganz unbefangen zu würdigen.

Eine neue volkstümliche Darstellung der deutschen Geschichte ist zu erwähnen: Alphons Nobel: „Deutsche Geschichte bis zum Weltkrieg" (Verlag der Buchgemeinde, Bonn 1935; 326 S.). Dem Verfasser liegt daran, den Reichsgedanken durch die Entwicklung von Jahrhunderten zu verfolgen.

Hans Erich Feine gibt einen Überblick über „Tausend Jahre deutscher Reichssehnsucht und Reichswirklichkeit" (Hermann Schaffstein, Köln 1935; 63 S.). Wie sich geschichtlicher Reichsgedanke zur praktischen Gestaltung des Reiches im Verlauf verhalten hat, das zu zeigen war die Aufgabe, die sich der Verfasser gesetzt hat und die er, so weit es auf dem knappen Raum möglich war, gut löste.

Das „Handbuch der Kulturgeschichte", das von Heinz Kindermann in der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion (Potsdam) herausgeben wird, ist in seinen Lieferungen 7—12 um manche schöne Gabe bereichert worden. Lieferung 7 bringt den Abschluß des hervorragenden Aufsatzes von G. Neckel über die Kultur der Germanen. In Lieferung 11 und 12 wird der Aufsatz von P. Kletler über deutsche Kultur zwischen Völkerwanderung und Kreuzzügen zum Abschluß gebracht. In Lieferung 8 setzt Wild seine

Digitized by Google

ührungen über die Kultur Großbritanniens fort, die den Sieg der parlamentarischen erungsform in England bereits berühren. Bei dem Fehlen einer auf moderner Forıg beruhenden Darstellung der englischen Kultur in deutscher Sprache muß dieser Auf- dem Fachmann wie dem Laien gleich willkommen sein. In Lieferung 10 beginnt E. R. ttingers Beitrag über die deutsche Kultur im Zeitalter der Aufklärung; über Leibniz, masius, Wolf gelangt er bis zu Gellerts Sittenlehre.

erbert Schöffler: „Die Reformation. Einführung in eine Geistesgeschichte deutschen Neuzeit" (H. Pöppinghaus, Bochum-Langendreer 1936; 106 S.). Der Verfasser t nach, daß die Reformation in den traditionslosen Teilen Deutschlands, d. h. im ntlichen Kolonialland, nicht nur begonnen wurde, sondern sich auch am besten behauptet Nur die jüngste Universität Wittenberg hat sich der Reformation angeschlossen. Die sten Universitäten, die im alten Reich lagen, leisteten stärksten Widerstand. Schöffler ritt also die These: je jünger die Tradition, um so empfänglicher war die geistige tung für das Neue. Man wird sich diese Anregung gefallen lassen, in der viel Wahr- steckt, muß sich nur davor hüten, mit einer solchen Hypothese den Verlauf der Refor- tion allein erklären zu wollen.

Die Arbeit von Professor Baron Boris Nolde: „Die Petersburger Mission smarcks 1859—62. Rußland und Europa zu Beginn der Regierung Alexanders II." erlag R. Lamm, Leipzig 1936; 214 S.) ist aus dem Russischen übersetzt worden. Die itiative des Verlages ist begreiflich; denn Nolde beschränkt sich nicht darauf, Bismarcks lomatische Tätigkeit in Petersburg eingehend zu schildern, er beschäftigt sich als Sach- ner mit dem Rußland, das damals in einer schweren inneren Krise stand; die russische litik erscheint hier in ganz neuer Beleuchtung.

Karl Hampe: „Wilhelm I. und Kölner Dom. Ein biographischer Beitrag zur schichte der deutschen Reichsgründung" (Kohlhammer, Stuttgart 1936; 183 S.). Hampe tersucht auf Grund eines Brüsseler Archivfundes einen Ausspruch, den König Wilhelm 1 Juli 1867 dem Kronprinzen Humbert von Italien gegenüber getan haben soll, er schleunige die Vollendung des Kölner Domes, um sich dort zum Kaiser von Deutschland önen zu lassen. Unter Hinzuziehung allen bisher bekannten Quellenmaterials versucht ampe zu beweisen, daß die übliche Ansicht, Wilhelm I. habe grundsätzlich dem Kaisertum indlich gegenüber gestanden, nicht haltbar sei, sondern sich sein Widerstand gegen die ihm on Bismarck aufgezwungene Form gerichtet habe.

Einen wertvollen Beitrag zur inneren Geschichte Bayerns in der Bismarckzeit bringt ritz Freiherr von Rummel: „Das Ministerium Lutz und seine Gegner 871—1882. Ein Kampf um Staatskirchentum, Reichstreue und Parlamentsherrschaft in Bayern" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1935; 193 S.). Wir sehen Lutz im Kampf mit seinen klerikalen Gegnern und damit gleichzeitig den Reichsgegnern; wir ver- stehen, warum Bismarck das liberale Ministerium auch nach dem Umschwung von 1878/79 tützte: weil in ihm die beste Sicherheit für die Reichstreue Bayerns lag.

Wir möchten diejenigen unserer Leser, denen allgemeine politische Fragen am Herzen liegen, nachdrücklich auf die Britischen amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914 hinweisen, deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Vor kurzem ist der 1. Teil des 10. Bandes erschienen, der schon die allgemeine Balkanpolitik 1913—14 behandelt. Er ist herausgegeben von G. P. Gooch und Harold Temperley unter Mithilfe von Lillian M. Penson, übersetzt von Franz Arens (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig). In vielem bieten diese Dokumente eine wertvolle Ergänzung zu den deutschen Akten.

Für die Vorgeschichte des Weltkrieges sind die Ausführungen von Dr. Ilse Metz: „Die deutsche Flotte in der englischen Presse der Navy Scare vom Winter 1904/05" (Emil Ebering, Berlin 1936; 127 S.) recht belangreich. Sie zeigen, bis zu welchem Grade die Sorge vor der deutschen Flotte die englische Presse beherrschte. Sei es nun, daß eine echte Furcht dahinterstand, oder daß diese Pressehetze aus innerpolitischen Gründen gebraucht wurde: die Wirkung war so und so die gleiche.

Hans Georg Fernis: „Die Flottennovellen im Reichstag 1906—1912" („Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkrieges", Heft 27. Kohlhammer, Stuttgart 1934; 163 S.). Eine solche genaue Untersuchung fehlte bisher. Sie greift weit

Digitized by Google

über das Rüstungsproblem hinaus. Der Verfasser erklärt, „daß für die Vorbereitungen zur See kein Außenpolitiker vorhanden war, um das ihm von Tirpitz in die Hand gelegte Instrument der Schlachtflotte politisch nutzbar zu machen."

Walter Koch: „Volk und Staatsführung vor dem Weltkrieg" (Schriften Kohlhammer, Stuttgart 1935; 123 S.). Erschütternd wird der Umfang der Parteizerklüftung unter der Kanzlerschaft Bethmann Hollwegs deutlich; eine schwache Führung war nicht imstande, dem schleichenden Übel zu steuern. Die Bemerkung des Verfassers im Vorwort, man müsse einen berechtigten Kern in den Bestrebungen der liberalen und sozialistischen Linken im Kaiserreich erkennen: den Kampf großer Volksschichten um eine ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung entsprechenden Mitwirkung am Staat, muß allerdings bedenklich stimmen. Mit der gleichen Argumentation kann man schließlich auch die Berechtigung der Revolution von 1918 anerkennen. In Wahrheit wurde durch diese Parteikämpfe das Grundproblem einer Verschmelzung von Volk und Staat nicht berührt, da nicht die innere Verbindung sondern die Zersetzung des Staates bewußt und unbewußt angestrebt wurde, es handelte sich nicht um die Bildung einer völkischen Front, sondern um den Vorstoß einer dem deutschen Volksgedanken fremden Ideologie.

Die Schrift „Deutsch-britische Front in der Geschichte", herausgegeben von Ernst v. Eisenhart-Rothe und Walter Beckmann (Kyffhäuser-Verlag, Berlin 1936; 126 S.), verfolgt den Zweck, die geschichtliche Erinnerung an gemeinsame Kämpfe der Deutschen und Engländer zu belegen. Vor allem waren es die Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I., in denen deutsche und englische Soldaten Seite an Seite kämpften. Man kann nur wünschen, daß die Absicht der Herausgeber, die Verständigung zwischen den beiden germanischen Völkern durch dieses Büchlein gefördert zu sehen, in Erfüllung gehen möge.

War es ganz glücklich, das bekannte Buch von Rudolf Kjellén: „Die Großmächte vor und nach dem Weltkrieg", herausgegeben von Karl Haushofer (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1936; 351 S.) für die 25. Auflage derart zu gestalten, daß diejenigen Abschnitte, die sich mit der jüngsten Vergangenheit befassen, neuen Bearbeitern übergeben worden sind? Es läßt sich darüber streiten; gerade Kjellén hätte es wohl vertragen, in der letzten von ihm gebilligten Fassung zu erscheinen, während das Neuhinzugekommene an anderer Stelle gesagt werden konnte. Aber das sind Ansichtssachen. Den Herausgebern und dem Verlag wird man auf alle Fälle für ein Buch dankbar sein, aus dem man viel Anregung und Belehrung schöpfen kann.

Jedes Buch ist erfreulich, das die Deutschen lehrt, über die Grenzen hinaus zu blicken. Gerade weil das Schicksal des deutschen Volkes mehr als das jedes anderen mit dem europäischen Kontinent eng verbunden ist, kann das Blickfeld nicht weit genug sein. Das Buch von Paul Ritter: „Der Kampf um den Erdraum. Kolonien vom Altertum bis zur Gegenwart" (Philipp Reclam jun., Leipzig 1936; 348 S.) beschränkt sich nicht darauf, die Geschichte der Kolonisation zu erzählen, sondern enthält auch einen besonderen Abschnitt über die Deutschen als Kolonialvolk, das ausgezeichnet die Lüge widerlegt, sie seien dieser Aufgabe nicht gewachsen gewesen.

Ernst Hemmers Schrift: „Die deutschen Kriegserklärungen von 1914" („Beiträge zur Geschichte der nachbismarckischen Zeit und des Weltkrieges" Heft 25. Kohlhammer, Stuttgart 1935; 133 S.) gehört in den Rahmen der unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkrieges. Der Verfasser kann nachweisen, daß die vielumstrittenen Kriegserklärungen stark von militärischen Fragen abgehangen haben. Das ungenügende Zusammenarbeiten politischer und militärischer Stellen tritt deutlich in Erscheinung.

Das Reichskriegsministerium veröffentlichte den 10. Band der großen Darstellung über den Weltkrieg 1914—18: „Die Operationen des Jahres 1916 bis zum Wechsel in der Obersten Heeresleitung" (Mittler & Sohn, Berlin 1936; 706 S.). Den breitesten Raum nehmen die Ausführungen über Vorbereitung und Durchführung der Verdunoffensive ein.

Es war ein vorzüglicher Gedanke von Otto Erich Volkmann, unter dem Titel: „Die unsterbliche Landschaft, die Fronten des Weltkrieges" ein Bilderwerk herauszugeben, das in Lieferungen erscheint (Bibliographisches Institut, Leipzig 1935/36). Überall, wo Deutsche zu Wasser und zu Lande gekämpft haben, sind die Landschaften und ihre Bewohner und soweit möglich die Kriegshandlungen im Bild festgehalten worden. Die guten Einführungen des Herausgebers ermöglichen es dem Beschauer, den geschichtlichen Sinn dieser Bilder zu begreifen.

Digitized by Google

Einer von der jüngeren Kriegsgeneration, Fritz von Forell, hat seine Erinnerungen niedergeschrieben: „Wir vom verlorenen Haufen. Ein Schicksalsbuch aus Kriegs- und Nachkriegszeiten" (W. Koehler, Minden 1936; 382 S.). Forells Buch gibt einen Begriff davon, welch außerordentliches Schicksal über einen Menschen in seinen eindrucksfähigsten Jahren gekommen ist. Er schildert eine sorgenlose Jugend, den Krieg, lange sibirische Gefangenschaft, Flucht und die Teilnahme am Ruhrkampf, die Forell in das gleiche Gefängnis mit Schlageter führte. All dies ist nicht zu Literatur verarbeitet, es ist das Wesentliche erhalten geblieben, das Erlebnis. Und trotz der Schwere der auferlegten Prüfung bleibt das persönliche Empfinden der Gemeinschaftsidee untergeordnet.

Otto Flechsig erzählt lebendig von den letzten Kämpfen der Armee Mackensen und der Gefangenschaft des Feldmarschalls nach dem Zusammenbruch: „Ein General rettet seine Armee. Mackensens Durchbruch zur Heimat" (Gerhard Stalling, Oldenburg-Berlin 1936; 188 S.). Es ist ein weniger bekanntes Kapitel aus dem Leben des Heerführers, das sich auf zuverlässige Quellen stützt.

Karl Lange schrieb für die Schriftenreihe „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur" ein gedrängtes Lebensbild „August von Mackensen, der Marschall Vorwärts des Weltkrieges" (Julius Beltz, Langensalza 1936; 46 S.).

Heinrich von Srbik: „Österreich in der deutschen Geschichte" (F. Bruckmann, München 1936; 79 S.). Es ist kaum notwendig, zu sagen, daß diese Vorträge, die mit voller Verantwortung vor der gesamtdeutschen Geschichte in Berlin gehalten wurden, eine Fülle von neuen Gesichtspunkten enthalten und weiteste Beachtung verdienen.

Hellmut Lenz erzählt in einer mit Bildern reich geschmückten Schrift einem weiteren Kreise über die Tragödie, die die Memelländer seit zwei Jahren erleben: „Deutsches Schicksal an der Memel. Die Wahrheit über das Memelland" (J. F. Lehmann, München 1935; 79 S.).

Rostock. Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Die Musik im Dritten Reich[1])

Diese Kundgebungen einer seit Jahrzehnten mit dem Musikleben Deutschlands eng verbundenen Persönlichkeit entstammen den Jahren 1934 und 35, sind also durchaus als Ergebnisse und Erfahrungen zu werten, die der Betrachtung über die künstlerischen Entwicklungsgänge der gegenwärtigen Zeit entsprungen sind. Raabe sieht die Dinge als musikalischer Realpolitiker: nüchtern, ohne Sentimentalität, ohne Schlagworte, vor allem aber aus dem aufrichtigen Wunschgefühl heraus, daß uns der in Jahrhunderten erwachsene Besitz an geistiger Kultur, um den uns die Völker der Welt beneiden, erhalten bleibe. Das ist der Leitsatz, der die vor dem Forum der deutschen Musikerschaft gehaltenen Reden durchzieht. Der bittere und schwere Ernst, der aus Raabes Forderungen spricht, läßt erkennen, daß wir auch in der Welt des Geistigen vor einer entscheidenden Schicksalsstunde stehen.

Die deutsche Kultur ist in ihrem höchsten Sinn von je und je bedroht gewesen, man hat dem deutschen Volke die Wege zur Wahrheit vielfach durch Entartungen der Kunst, durch Richtungen, die nur einseitig der Reflexion entstammten, verbaut und verschleiert. Allein man darf sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß das von so Vielen ehrlich erstrebte Ziel, die „Kunst dem Volke", bis jetzt nur in bescheidenem Umfang verwirklicht werden konnte. Aus diesem Grunde erscheint z. B. Raabes Forderung nach einer intensiveren Pflege der Hausmusik wie überhaupt nach einer Musik, die ihrem Sinn und Wesen nach keine besonderen Vorkenntnisse erfordert, als eine der dringlichsten Aufgaben aller, die in einem positiven Sinn an der Sicherung unseres geistig-schöpferischen Lebens mitwirken.

Raabe streift viele Fragen, die den schaffenden Musiker besonders angehen. So soll dieses „Stiefkind der Natur" in weit stärkerem Grade als bisher mittätig sein, an der Erzeugung guter Hausmusik, fesselnder Rundfunkmusik, an einer Neublüte der Operette und Wiederbelebung unseres stagnierenden Opernspielplans. Das wäre sicher ein vortreffliches Programm, und wir Komponisten würden nichts lieber tun, als mithelfen am Neuaufbau

[1]) Kulturpolitische Reden und Aufsätze von Peter Raabe (Verlag Gustav Bosse, Regensburg; 93 S.).

Digitized by Google

unserer Kultur. Doch wie sieht es damit in Wirklichkeit aus? Da hat z. B. so ein Idealist eine ganze Serie guter neuer Klaviermusik geschrieben. Hoffnungsfreudig geht er zum Verleger in der wohl an sich richtigen Ansicht, daß wir doch genug altes Musikgut in schönen, ja sogar kostspieligen Ausgaben liegen haben und man sich wohl endlich einmal auch mit Nachdruck der zeitgenössischen Produktion zuwenden könnte. Der freundliche Verleger indessen belehrt uns eines anderen. Er öffnet seine Schränke und weist seinem Besucher nach, daß da schon eine Unmasse neuer Musik ruht und der verlegerische Erfolg all dieser Bemühungen — gleich null ist. Und der Grund? Das zähe Festhalten am Alten und sog. Bewährten, so, wie es vom Publikum bis zum Operndirektor durchweg zu finden ist.

Mit Raabe sind wir der Meinung, daß nur der gute Wille der Maßgebenden und derer, die im Besitz der entsprechenden Mittel sind, also Staat, Stadt, Rundfunk — besonders auch die so außerordentlich segensreich wirkende NS.-Kulturgemeinde — dem Übel einer immer weiter umsichgreifenden Verarmung an geistigen Gütern wie auch der Vorenthaltung neuer und lebendiger Kunst zu steuern in der Lage sind. Gebt dem Komponisten, sofern er sich mit Fug diesen Ehrentitel beilegen darf, lohnende Aufträge! Laßt den Fähigen mit seinen Teil am Wirken Aller beitragen und führt alles, was die Masse so sehr der Kunst entfremdet, wieder auf ein normales Maß zurück. Denn dies alles sind Dinge, die als unveränderliche Ziele der nationalsozialistischen Bewegung gegeben sind.

München. Siegfried Kallenberg.

Zwei Wörterbücher

Eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen des 1921 verstorbenen Münchner Germanisten Hermann Paul ist unzweifelhaft sein „Deutsches Wörterbuch". Die durchaus eigene, auf tiefer Einsicht in die sprachlichen Vorgänge gegründete Art, wie der deutsche Wortschatz hier verwertet, gesichtet, gedeutet ist, hat das Buch längst zu einem Standwerk der germanistischen Wissenschaft werden lassen. Im Vordergrund steht die Bedeutungsentwicklung; die einzelnen Tatsachen erscheinen in geschichtlichem und psychologischem Zusammenhang. Der Sprachgebrauch Luthers und der der Klassiker des 18. Jahrhunderts wird mit Vorliebe herangezogen; mundartliche Verschiedenheiten finden Berücksichtigung. — Drei Auflagen hatte das Wörterbuch zu Lebzeiten seines Verfassers erreicht, die letzte war 1921 auf holzhaltigem Papier gedruckt worden. Sie wird nun durch eine neue, vorzüglich ausgestattete ersetzt, für die Karl Euling als Bearbeiter zeichnet (Max Niemeyer Verlag, Halle a. d. S., 1935; VII, 688 S.). An dem Aufbau und an der Anlage des Werkes durfte natürlich nichts geändert werden. Eulings Arbeit mußte sich darauf beschränken, zu ergänzen und nachzubessern, wo es die neue Forschung nötig machte und dem ursprünglichen Gesamtplan entsprach. — Es ist von vornherein Pauls Absicht und Wunsch gewesen, ein Werk nicht nur zum täglichen Gebrauch des Fachgermanisten zu schaffen — das hat sich längst erfüllt —, sondern ein Werk für jeden, der sich ernstlich mit seiner Muttersprache beschäftigen will. Heute wären wohl alle Voraussetzungen dafür gegeben, daß auch dieser Wunsch in Erfüllung ginge.

Maßstäbe, wie sie bei Pauls Werk angebracht sind, darf man an Ernst Wasserziehers „Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache": „Woher?" nicht legen. Auch dieses Buch tritt in einer neuen Auflage — es ist die neunte und das 71. bis 80. Tausend — als „Volksausgabe" auf den Plan (Verlag Ferd. Dümmler, Berlin 1935; 411 S.). Äußerlich hat es gewonnen durch größeren Druck und größeres Format; inhaltlich durch Überarbeitung und Vermehrung, für die Paul Herthum zeichnet. Ministerialdirigent Dr. M. Löpelmann hat ein Geleitwort beigefügt. Die Stärke dieses Buches liegt in den Eigenschaften, die auch seinen breiten Publikumserfolg bedingt haben: in der Vermittlung solider und bequemer Auskünfte, der Aufzeichnung begründeter Tatsachen in faßlicher Form. Die praktische Benützbarkeit für weite Kreise wird noch dadurch erhöht, daß die Fremdwörter einbezogen sind und erklärt werden. Auch die Einrichtung dieses Werkes ist die bewährte alte geblieben: voran steht ein fast hundert Seiten umfassender einleitender Teil: „Gliederung des Sprachgutes", der in übersichtlichen Zusammenstellungen das Material ordnet nach sprach- und wortgeschichtlichen Kategorien und Grundbegriffen, und der den folgenden lexikalischen Teil systematisch unterbaut. H. T.

Digitized by Google

Deutsche Literatur

Im Septemberheft 1932 haben wir zum ersten Male auf das große, im Verlag Philipp Reclam, Leipzig, erscheinende Sammelwerk „Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen" hingewiesen, das in etwa 300 Bänden alles für Vergangenheit und Zukunft unserer Nation Wesentliche aus dem tausendjährigen Schatz des deutschen Schrifttums in Text und Deutung bereitstellen soll. Inzwischen ist das Werk in bedeutsamer Weise fortgeschritten. Man hat sich bemüht, manchen von uns damals erhobenen Einwänden (Zersplitterung in Anthologien; Überschneidung der Gliederungsgrundsätze nach Epochen und nach stofflichen Gesichtspunkten usw.) ergänzend und ausgleichend zu begegnen, aber man hat auch nachdrücklicher, als es im ersten Anlageplan vorgesehen war, die grundlegenden Gesichtspunkte herausgestellt, die sich aus der großen Wandlung unserer Literaturwissenschaft zu einer volkhaften Lebenswissenschaft ergeben. Das Werk, das heute unter der Schirmherrschaft von Reichswissenschaftsminister Bernhard Rust steht und in Gemeinschaft mit Walther Brecht und Dietrich von Kralik von Heinz Kindermann herausgegeben wird, stellt sich bewußt gegen jenen „tendenziös-liberalen ‚Klassiker'-Kanon" der sogenannten ‚Klassiker'-Bibliotheken, „in denen oft Goethe und Schiller mit Börne, Kleist und Novalis mit dem Prager Ghetto-Schilderer Komperth auf eine Stufe gestellt wurden. Diese Verirrungen des liberalen Auswahlgrundsatzes vermögen uns heute nichts mehr zu sagen, weil wir nur einen einzigen Wertmaßstab anerkennen, dem alle anderen sich ein- und unterordnen müssen: die artgemäße Lebensganzheit des deutschen Volkes! Nur die Dichtung, die aus dieser Lebensganzheit herkommt und wieder in sie einmündet, erscheint uns so wertvoll, daß wir mit ihrer Wiedererweckung auch ihre neue Wirkung ins deutsche Volk verantworten können. Damit ist auch gesagt, daß wir neben den selbstverständlichen Schöpferkräften der dichterischen Persönlichkeit wichtige überindividuelle Mächte und Zusammenhänge anerkennen, die uns die verwirrende Fülle dieses tausendjährigen Erbes des deutschen Schrifttums letztlich doch als organischen Wachstumsprozeß erscheinen lassen, weil sie sich als volkhaft und geschichtlich notwendige Ordnungsmächte erweisen".

Im Folgenden kann nur ein kurzer Überblick über Stand und Fortschreiten der einzelnen Reihen gegeben werden. Am Anfang sollen nach dem neuen Anlageplan drei Reihen über „Heldendichtung" (9 Bände), „Geistliche Dichtung des Mittelalters" (6 Bände) und „Höfische Dichtung" (14 Bände) stehen. Uns liegt bisher nur Band 6 der Reihe „Geistliche Dichtung" vor: „Die Erlösung. Eine geistliche Dichtung des 14. Jahrhunderts", auf Grund der Handschriften zum erstenmal kritisch herausgegeben von Friedrich Maurer. Einer auf 7 Bände angelegten Reihe „Realistik des Spätmittelalters", von der wir bereits den 3. Band anzeigen konnten, werden weitere Reihen „Drama des Mittelalters" (6 Bände), „Ältere Mystik" (5 Bände) und „Meistersinger" (4 Bände) folgen. Von der sechsbändigen Reihe „Humanismus und Renaissance" liegt der 2. Band: „Humanismus und Renaissance in den deutschen Städten und an den Universitäten" vor, in der siebenbändigen, von Arnold E. Berger besorgten Reihe „Reformation" sind zu den bereits besprochenen ersten beiden Bänden der 3. „Satirische Feldzüge wider die Reformation" und der 5. „Die Schaubühne im Dienste der Reformation. 1. Teil" getreten. 5 Bände soll eine von John Meier herausgegebene Reihe „Das deutsche Volkslied" umfassen (erschienen ist der 1. Band: „Balladen. 1. Teil"), 3 Bände werden „Deutsche Märchen" und weitere 3 Bände „Deutsche Sagen" bringen (davon liegen heute Band 1: „Sagen aus dem germanischen Altertum" und Band 2: „Vom Altertum zum Mittelalter" vor), 2 Bände „Deutsche Volkslegenden", 4 Bände „Volksschauspiel" und 4 Bände (herausgegeben von Josef Nadler) „Volkstheater der deutschen Stämme und Landschaften". In der Reihe „Volks- und Schwankbücher", herausgegeben von Heinz Kindermann, ist zu dem 1. Band inzwischen der 7. getreten: „Anfänge des bürgerlichen Prosaromans in Deutschland". Eine neu eingeschobene Reihe wird in 7 Bänden „Neuere Mystik und Magie" behandeln. Die Reihe „Barock" soll 3 Bände „Barocklyrik", 6 Bände „Barockdrama" (diese Teilreihe ist mit Band 5 „Die Oper" und Band 6 „Oratorium / Festspiel" bereits abgeschlossen), 10 Bände „Barockroman" und 8 Bände „Barocktradition im österreichisch-bayerischen Volkstheater" enthalten (der 1. Band „Die Maschinenkomödie" ist bereits

Digitized by Google

erschienen). Weit vorgeschritten ist die 15bändige Reihe „Aufklärung", herausgegeben von F. Brüggemann. Zu den schon besprochenen Bänden 1, 2 und 4 treten heute Band 5 „Gottscheds Lebens- und Kunstreform", Band 5 und 6 „Die bürgerliche Gemeinschaft der vierziger Jahre", Band 7 „Anbruch der Gefühlskultur", Band 8 „Anfänge des bürgerlichen Trauerspiels" und Band 9 „Der Siebenjährige Krieg im Spiegel der zeitgenössischen Literatur". In der Reihe „Irrationalismus" (20 Bände), herausgegeben von Heinz Kindermann, verzeichnen wir Band 2 „Der Rokoko-Goethe" und Band 6 „Sturm und Drang deutscher Art und Kunst", in der Reihe „Klassik" (20 Bände), herausgegeben von Paul Ermatinger, Band 1 „Das Erbe der Alten", Band 2 „Durch Aufklärung zur wahren Menschlichkeit" und Band 11 „Gegenwart und Altertum". In Vorbereitung ist im Anschluß daran eine fünfbändige Reihe „Erneuerung des griechischen Mythos". Die von Kluckhohn besorgte Reihe „Romantik" (24 Bände) verzeichnet neben den früher bereits angezeigten Bänden 3, 4, 14, 15, 16 neuerdings Band 5 „Weltanschauung der Frühromantik", Band 6 und 7 „Frühromantische Erzählungen", Band 9 „Satiren und Parodien", Band 10 „Deutsche Vergangenheit und deutscher Staat", Band 11 „Lebenslehre und Weltanschauung der jüngeren Romantik", Band 12 „Kunstanschauung der jüngeren Romantik" und Band 17 „Die Gegenwart im Roman". Auch hier wird sich eine neue, sechsbändige Reihe „Erneuerung des germanischen Mythos" anschließen. Die Strömungen zwischen Romantik und Realismus soll eine von Heinz Kindermann und Walther Brecht herausgegebene, auf 18 Bände angelegte Reihe „Realidealismus" erfassen. Abgeschlossen ist die Reihe „Politische Dichtung" (8 Bände) mit Band 2 „Fremdherrschaft und Befreiung 1795—1815", Band 3 „Um Einheit und Freiheit 1815—1848", Band 7 „Im neuen Reich 1871—1914" und Band 8 „Deutsche Dichtung im Weltkrieg 1914—1918". 6 Bände „Nationalpolitische Prosa von der Französischen Revolution bis zur Deutschen Erhebung" werden sich anreihen und eine wesentliche, von uns damals aufgewiesene Lücke schließen. Die Reihe „Das junge Deutschland" (9 Bände), herausgegeben von Fr. Brüggemann, ist noch Zukunft, von der Reihe „Formkunst" (7 Bände, herausgegeben von Eduard Stemplinger, liegt der 1. Band „Der Münchner Kreis" vor. 20 Bänden soll der „Poetische Realismus", in 7 Bänden die Entwicklung „Vom Naturalismus zur neuen Volksdichtung" behandelt werden (hier verzeichnen wir schon den 1. Band „Naturalismus"). Den „Westöstlichen Strömungen" vom Mittelalter bis zur Gegenwart sind 6 Bände vorbehalten, den „Deutschen Selbstzeugnissen" 10 Bände (neben die früher herausgekommenen Bände 1, 4, 6 treten hier Band 5 „Aus dem Zeitalter der Reformation und Gegenreformation", Band 7 „Pietismus und Rationalismus" und Band 8 „Höhe und Krise der Aufklärung"). Geplant sind schließlich noch zwei neue Reihen „Der dichterische Schaffensvorgang in Selbstzeugnissen deutscher Dichter" (2 Bände), herausgegeben von Arthur Hübscher, und „Der Kampf um die Erhaltung deutschen Volkstums bei den Grenz- und Auslandsdeutschen" (3 Bände), herausgegeben von Richard Csaki. A. B.

Bücher zur Kunst

Zu den vorwiegend künstlerischen Behandlungen unserer Vorzeit gehört Frederik Maria van Scheltemas „Die Kunst unserer Vorzeit" (191 S., 204 Abb. auf 68 Taf.), und man wird sie auch zu den wertvollsten rechnen müssen. Nach zum Teil neuen Gesichtspunkten und unter Benützung neuen Stoffes gibt sie eine Art Entwicklungsgeschichte der germanischen Kunst, wobei freilich die Baukunst fehlt. Sonst ist fast alles berücksichtigt, was irgend von Wert für die Darstellung dieser Entwicklung ist; wenn Scheltema die Kunst unserer Vorzeit „immer noch das vergessene Kapitel der Kunstgeschichte" nennt, so trifft das heute vielleicht nicht mehr ganz zu. Immerhin hat sich die eigentliche Kunstwissenschaft leider noch betrübend wenig mit den gewaltigen Ergebnissen deutscher Vor- und Frühgeschichtsforschung beschäftigt. Darum füllt Scheltemas Werk (Bibliographisches Institut Leipzig 1936) eine wirkliche Lücke in unserm Kunstschrifttum aus. W. S. S.

Selbst wenn ein Wanderer, der in das schwäbische Städtchen Murrhardt kommt, wüßte, daß ihn hier eine Kostbarkeit der spätromanischen Baukunst erwartet, so würde er doch beim Anblick der kleinen Walterichskapelle mit ihrem gedrängten, reichgezierten

Digitized by Google

ungewöhnlich erstaunt sein. Diesen Bau, „Höhepunkt aller zu Gebote stehenden dekorativen und konstruktiven Möglichkeiten auf engstem Raum", hat H. L. Walter Hotz eingehend dargestellt in dem Büchlein: „Die Walterichskapelle zu Murrhardt, ein romanisches Kleinod im Schwabenland" (Moritz Schäfer, Leipzig; 52 S., 22 Abb.). Es ist trotz aller Einzelheiten aus Geschichte und Bauform doch für jeden Leser geschrieben, und jeder Wanderer zu der Kapelle wird es dankbar annehmen.

Prestel-Bücher: „Altdeutsche Kupferstiche". Einführung und Auswahl von Peter Halm (23 S. 65 Abb.). — „Tierzeichnungen aus acht Jahrhunderten" (27 S. und 59 Abb., beide im Prestel-Verlag, Frankfurt a. M.). Die Einleitung zu dem Buch der Kupferstiche spricht über die Technik und ihre Geschichte, die Forschung und den schließlich herangereiften Sinn des deutschen Kupferstichs in seiner Blüte. Zu der Auswahl wesentlichster Blätter, die das Buch dann in schönen Kupfertiefdrucken bringt, geben die Erläuterungen katalogartig eine reichliche Menge von sachlichen Hinweisen, geschichtlichen Angaben, Einführungen in die Motive und Schätzungen der Meister. Das Buch der Tierzeichnungen ist ähnlich reich mit sachlichen Erläuterungen aus seiner weiten Zeitspanne versehen. Die Bilder geben eine kunstgeschichtliche Unterhaltung, die im Wechsel und in der Sonderbarkeit der Tiererscheinung als Zeitausdruck immer etwas Erstaunliches hat.

Heinrich Lützeler: „Die christliche Kunst des Abendlandes" (3. Aufl., 255 S., 14 Abb. im Text, 80 Bilder als Anhang) und „Die christliche Kunst Deutschlands" (280 S., 141 Abb.; beide im Verlag der Buchgemeinde, Bonn). Zwei große Bände von zusammengehendem Inhalt; ein weitgespanntes Unterfangen auch mit häufigem Bezug auf Dichterisches und mit Betonung des gehobenen Volkhaften; eine Absicht, deren grundsätzliches Wollen, neben der Mitteilung eines großen Materials aus den weiten Bereichen der christlichen Kunst man nicht verkennen möchte. Die praktischen Einführungen in den Anfangskapiteln sollen noch hervorgehoben sein, soweit sie stoffliche Belehrung geben; wie denn der Verfasser mit Eifer noch vielerlei in seine Zwecke eingeteilt und einbezogen hat. Hohe Gesichtspunkte sind eingesetzt, aber sie verhindern besonders gegen die Gegenwart her nicht einen kunterbunten Inhalt. Es zeigt sich vor allem, daß das Prinzip, mit allgemeinen Wahrheiten zu urteilen, so lange falsch ist, als man sich damit gerade am wirklichen Sinn der geschichtlichen Formen vorbeihelfen kann. Tatsächlich müßte man die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, sobald man vom rein Geschichtlichen abgeht, unter schwerere Gesetze gerückt sehen. In Rücksicht auf die alten christlichen Werke im Bilde und die Beschäftigung mit ihnen wird man im Urteil, zumal hier der Raum zum Grundsätzlichen mangelt, zurückhalten. Aber eben dieser Grundzustand kann nicht verschwiegen werden, daß man bei solchen und ähnlichen Arbeiten allgemeine Wahrheiten oft angewandt sieht, die trotz scheinbarer Stärke zu unbestimmt sind, um den besonderen Wahrheiten gerecht werden zu können. Leitlinien im ganzen werden im einzelnen leicht geschmacklos und verfehlen damit jeden Zweck. Die Folge ist, daß das angestrebte Gute nur Lektüre bleibt und keine Richtung gewinnt. K. W.

„Altgermanische Kunst." Von Friedrich Behn (J. F. Lehmann, München 1936; 3. Aufl. mit 56 Tafeln). Unserer Zeit blieb es vorbehalten, die lange verschütteten Quellen einer germanischen Kunst wieder aufzudecken und zum Fließen zu bringen. Wir erkennen jetzt, daß neben dem humanistischen Schönheitsideal, wie es hauptsächlich die „Renaissance" als Bildungsbegriff geformt hat, sehr wohl auch eine „Germanische Kunst" bestehen kann. Der Vorrat von Denkmälern, den die Vor- und Frühgeschichte unseres Volkes zutage gefördert hat, gibt uns ein anschauliches Bild einer eigenständigen überaus charakteristischen Kunst. Auf 56 Bildtafeln erscheinen in Auswahl die bezeichnendsten Stücke. Der wohlfeile Band enthält alles, was jeder von der Vor- und Frühgeschichte seines Volkes wissen muß, und zudem eine Fülle von Anregungen.

„Geist und Schicksal der deutschen Kunst." Von Hans Jantzen (Hermann Schaffstein, Köln; 64 S.). Wir erleben heute eine Selbstbesinnung auf unser Deutschsein in einer Eindringlichkeit wie nicht mehr seit der romantischen Strömung im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Damit verbindet sich eine neue kritische Wertung aller Geistesgebiete, vor allem auch eine Wertung unseres Bildungsgutes mit dem der Vergangenheit. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins vollzieht eine solche, indem er uns darin die großen Gezeiten deutscher Kunst vorführt. Mit einem Ausblick auf die gegenwärtige Zeitwende

Digitized by Google

und ihre Ziele beschließt Jantzen seine in ihrer Gedrängtheit und Kürze inhaltsreiche Darstellung.

„Wilhelm Leibl. Sein Leben und sein Schaffen." Von Julius Mayr (4. Aufl. F. Bruckmann, München; 93 Abb., 282 S.). Das bekannte Buch von Julius Mayr, nach dem Tode des Verfassers von einem nächsten Anverwandten des Künstler, Kurt Leibl, nunmehr in 4. Auflage herausgegeben worden. Um manches nicht unwesentliche Neue bereichert, kann es wohl als die zuverlässigste, getreueste Darstellung des Lebens und Schaffens dieses kerndeutschen Malers gelten. Sein besonderer Wert liegt darin, daß hier ein Freund des Künstlers, ausgezeichnet durch scharfe Beobachtung wie durch gediegene Bildung, uns ein durch menschliche und künstlerische Urkunden belegtes Lebensbild Leibls vermittelt, dessen Wahrheit und Echtheit nicht nur von Nahestehenden bezeugt, sondern auch vom Leser unmittelbar empfunden wird. Dieses Buch behält dauernden Wert — es ist das „Das Leiblbuch" schlechthin.

Neben neuen Einzelwerken der Kunstwissenschaft, die den Stollen unserer Kunsterkenntnis gewissermaßen ruckweise vorwärtstreiben — wir nennen z. B. Pinders „Kunst der deutschen Kaiserzeit" — stehen solche, die in größerem, mit bestimmter Zielrichtung abgesteckten Rahmen, als Arbeiten innerhalb einer Reihe erscheinen, mehr oder weniger in sich abgeschlossen. Ihre Verdienste um Zusammenfassung, Sichtung, Zugänglichmachen des Kunstbesitzes der Welt sind nicht zu unterschätzen, sie sind ebenso notwendige Voraussetzung mit der in ihnen häufig geleisteten Kleinarbeit für jene „Einzelgänger", wie ja ein besonderes Merkmal gerade der deutschen Kunstliteratur sind. Wir haben an dieser Stelle schon früher auf das große Sammelwerk „Deutsche Kunst" hingewiesen, das Ludwig Roselius in Verbindung mit mehreren Fachgelehrten im Angelsachsen-Verlag (Bremen-Berlin) herausgibt. Unsere Freude über das Unternehmen, das mit Einzelbild und beigegebenem Text ein „Deutsches Haus- und Schulmuseum" sein will, haben die in dem erschienenen Monatslieferungen weiterhin gerechtfertigt. Sie brachten u. a. den Bamberger Dom und seine Bildwerke und den Dom zu Naumburg in je zwei Lieferungen, in der jüngsten Dürerbildnisse, ließen die Darstellung der süddeutschen gotischen Kirchenbauten fortschreiten und der weltlichen Bauten des Barock, der Malerei und Plastik um 1400—1550. Wieder ist bei den Texten Gewicht auf Lebendigkeit und Anschaulichkeit gelegt. Ob bei ihnen nicht eine gelegentliche knappe Erwähnung wichtigster wissenschaftlicher Arbeiten den Benutzerkreis erweitern würde, ohne dabei der Volkstümlichkeit des ganzen Eintrag zu tun? Die Farbtafeln sind besonders wohl gelungen, zumal zwei nach Miniaturen der Manessischen Handschrift und die beiden romanischen. Daß auch diesmal mancherlei Bekanntes sich findet, können die Wiedergaben des neuentdeckten Bassenheimer Reliefs oder Ausschnitte wie der „Geizhals" aus Bamberg belegen.

Der Verlag Karl Robert Langewiesche (Königstein im Taunus) gibt in seinen „Blauen Büchern" einen Band „Deutsche Künstler in Selbstdarstellungen" (80 S.) heraus. Er wird durch die Zusammenstellung und den feinsinnigen Text von Leo Bruhns auch denen willkommen sein, die den Blauen Büchern, wenn sie Wegbereiter für neues Werden oder neue Erkenntnis alten deutschen Kunstguts sind, am meisten sich verbunden fühlen.

Der deutsche Verein für Kunstwissenschaft, Berlin, höchst verdienstvoll als Betreuer der jungen Forschergeneration, stellt als heurige Jahresgabe seinen Mitgliedern drei stattliche Bände seiner „Forschungen zur deutschen Kunstgeschichte" zur Wahl, deren erster „Die Kunst des Meisters E. S. und die Plastik der Spätgotik" behandelt (149 S., 102 Bildf.). Edith Hessig geht in ihm den Einflüssen der Kunst des alemannischen Kupferstechers auf die Plastik nach. Der Nachweis, daß sie zeitlich und örtlich weitreichend waren — Gerhardt, Pacher, Grasser, der Altar in Brandenburg werden herangezogen — wird stilkritisch unter Vorlage eines reichen Abbildungsmaterials geführt.

Die Zeit um 1467, das ungefähre Todesjahr des Meisters E. S., bildet die untere zeitliche Begrenzung der anderen Jahresgabe, des Werkes von Carl Theodor Müller „Mittelalterliche Plastik Tirols" (158 S., 140 Bildf.), das von der Frühzeit bis vor Pacher reicht, von den urtümlichen Resten in Mals über die gewaltige Kreuzigungsgruppe in Innichen. Das sehr gewissenhaft gearbeitete Werk geht den Klangfarben des plastischen Schaffens der einzelnen Landesteile nach und zeigt, daß nur völlige Ver-

Digitized by Google

schmelzung mit dem heimischen Wesen den fremden Einflüssen übrigblieb. Reichste Ausstattung hat dieser Band mit dem vorigen und dem dritten gemein, dem auch noch Farbtafeln beigegeben sind.

Adolf Feulner gibt in diesem eine fesselnde Darstellung der „Frankfurter Fayencen" (156 S., 80 Bildt.). Es ist die bisher fehlende Arbeit über die wichtigste der frühen deutschen Fayencenfabriken, deren Erzeugnisse — vor allem feineres, mit großer Selbständigkeit der Erfindung geziertes Gebrauchsgerät — hier einen gleichermaßen beredten wie sachlichen Bearbeiter gefunden haben.

Schließlich sei noch auf ein handliches Buch hingewiesen, das von köstlichstem Sammlerbesitz berichtet, auf Hans Tietzes „Meisterwerke europäischer Malerei in Amerika" (352 S.). Es ist sehr aufschlußreich in seiner knappen Einleitung, die einen Abriß der Geschichte des Kunstsammelns in Nordamerika gibt, und für die meisten wohl verblüffend in seinem Bilderteil, dessen Auswahl die persönliche Kenntnis bedingte, sowie die Voraussetzung der leichten Zugänglichkeit der Sammlungen. H. H.

Fritz Behn, der Jäger, Reisende und Künstler, vermittelt uns in seinem Buch: „Deutsches Wild im deutschen Wald" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1935; 133 S.) eine lebenswarme Schilderung des deutschen Waldes und seiner vielgestaltigen Tierwelt und gewährt uns Einblicke, die nur ein Mensch zu geben vermag, der mit der Natur so innig verbunden ist wie er. Die Aufsätze, von gedankentiefen Erwägungen durchzogen, sprechen daher ebenso an wie die vielen Tierskizzen von des Meisters Hand, die sie begleiten. E. B.

Theodor Storm

In neun Bänden legt das Bibliographische Institut, Leipzig, eine neue kritische Gesamtausgabe von Theodor Storms Werken vor. Der Herausgeber, Fritz Böhme, hat die alte Ausgabe von Hertel erweitert und ergänzt und vor allem Sorge getragen, daß die Gedichte und die Erzählungen in chronologischer Folge auftreten. So wird die Entwicklung des Dichters klar vor uns ausgebreitet. Wenn wir früher die Verse und Geschichten Storms lasen, schienen wir nur von Stimmung zu Stimmung geführt zu werden. Es ist der große Gewinn dieser Ausgabe, daß man nun die leise innere Gesetzmäßigkeit erkennt. Von der schönsten Blüte seiner Kunst aus den frühen Jahren, „Immensee", bis zu dem großartigen Abschluß im „Schimmelreiter" verfolgen wir, wie an Bäumen, die Jahresringe seines dichterischen Wachstums. Er hat keinen Roman geschrieben, aber wenn wir nacheinander die Wege der einzelnen Erzählungen begleiten, ergibt sich schließlich aus dem Ganzen doch so etwas wie ein Epos eines nördlichen Stammes. Kein anderer hat wie Storm die Schwermut dieses obersten deutschen Nordens gestaltet, die von weichen und tiefen Nebeln getränkte Luft, die sehnsüchtige Farbigkeit der Träume, die der lange Winter hervorbringt, diese schnellvergänglichen Sommer, in deren kurzen Wochen sich die Blühwilligkeit des ganzen Jahres zusammendrängt. In einigen der bekanntesten Gedichte Theodor Storms hat sich das Wesen schleswig-holsteinischer Menschenart und Landschaft für immer niedergeschlagen — und singen sie nicht alle das Lob des vergänglichen Daseins?

Die ersten sieben Bände fassen Storms lyrische und erzählerische Leistungen zusammen, im achten sind die Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben, Aufsätze und Vorreden und vor allem auch (zum erstenmal) die Nacherzählungen von Geschichten, Sagen und Märchen aufgenommen, der letzte Band bringt außer dem gesamten, sehr sorgfältig behandelten kritischen Apparat eine einsichtige und liebevolle Einführung des Herausgebers in Storms Werk und Leben.

Man hört viel darüber klagen, daß das Publikum keine Gesamtausgaben kauft. Wird nun diese ausgezeichnete Storm-Ausgabe die Teilnahme finden, die sie verdient? Man möchte es wahrhaftig wünschen, da sie uns einen der echtesten Künder des deutschen Nordens in so schöner, gültiger Gestalt bietet. Zudem hält sich der Preis für den jedesmal 400 Seiten umfassenden Einzelband weit unter dem, was Tausende willig für den Roman der Tagesmode ausgeben. Dabei sind Papier, Druck und Ausstattung (in Ganzleinen) von ungewöhnlicher Güte, und die Federzeichnungen von Karl Wernicke haben den Geist des Stormschen Werkes sicher und hübsch getroffen.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Digitized by Google

Fritz Reuter

Das Bibliographische Institut in Leipzig hat uns kürzlich mit seiner schönen Storm-Ausgabe erfreut, und man hat mit Vergnügen vom Erfolg der Unternehmung gehört. Umso besser, daß der Verlag sich dadurch ermutigt sieht, nun gleich noch einen Meister des deutschen Nordens in derselben trefflichen Gestalt, mit derselben zugleich wissenschaftlichen und buchtechnischen Sorgfalt vorzulegen. Eine Reuterausgabe war längst nötig. Ich habe mir oft an dem kleinen Druck der alten Reclamausgabe von „Ut mine Stromtid" die Augen müde gelesen, es wird vielen so gegangen sein. Seien wir nun dankbar, daß wir das alles jetzt in handlichen Bänden, auf gutem Papier und in klarer Schrift besitzen dürfen, umso lieber und häufiger werden wir zu den lebendigen Geschichten Reuters zurückkehren. Besonders einsichtig scheint mir die Maßnahme, daß die Erklärungen schwieriger plattdeutscher Ausdrücke nicht um des eleganten Seitenbildes willen in den Anhang verwiesen wurden (wo einen die Mühe des Aufschlagens verdrießt), sondern daß sie wie bei Reclam unterm Text stehen, aber in so hübscher Art gesetzt, daß sie auch dem empfindlichsten Bücherfreund sein Schönheitsgefühl nicht stören können.

Die Ausgabe wird insgesamt 12 Bände umfassen, 11 sind erschienen, der letzte, der den wissenschaftlichen Kommentar gibt, wird im Herbst folgen, und schon der Name des Reuterkenners, Seelmann, der diese Ausgabe veranstaltet hat, bürgt uns für die wissenschaftliche Genauigkeit.

Reuters Werk hat die seltene, wirklich versöhnende Kraft eines Humors, der über den Ernst der menschlichen Dinge nicht hinwegsieht, aber ihn ganz zu durchleuchten vermag. An den wohlgelungenen Illustrationen von Fritz Koch-Gotha, die die Ausgabe begleiten, ist der lebendigste Widerschein jener Reuterschen Lebenshaltung zu spüren — nur muß man anmerken, daß die Wiedergabe der Güte dieser Zeichnungen nicht immer ganz gerecht wird. Es ist ein schönes, gutes Unternehmen, man muß nicht nur den Verlag dazu beglückwünschen, sondern jeden Leser, der diese Gelegenheit gleich zu ergreifen weiß.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Peter Dörfler

Dörfler hat nun seine „Allgäu-Trilogie" abgeschlossen, deren erster Band „Der Notwender" hier schon angezeigt wurde. In den beiden folgenden Bänden „Der Zwingherr" und „Der Alpkönig" (Grote, Berlin 1935 und 1936; 297 und 416 S.) wächst der Dichter noch weit über den schönen Beginn seines Epos hinaus. Die Sprache hat sich zunehmend gefestigt, immer weniger bedarf sie des bloß Beschreibenden und Schöngesagten, immer sicherer und inniger umfaßt sie ihre Welt. In aller Stille ist hier ein großartiges und bleibendes Werk deutscher Erzählerkunst entstanden, das sich in der Nachfolge der deutschen Meisterleistungen sehr wohl sehen lassen kann. Es ist mehr als ein „geschichtlicher Roman", es ist eine dichterische Entwicklungsgeschichte des süddeutschen Volkstums von den dumpfen Jahren nach den Freiheitskriegen bis zur Gründung des zweiten Reiches, und der Dichter erfüllt hier ein Amt, das der Geschichtsschreiber nicht leisten könnte, weil die Dichtung das Menschliche in seiner Wirklichkeit ganz anders zu zeigen vermag. Es macht einen im Lesen ganz glücklich, wie fest und sicher man hier geführt wird. Nie wird man diese Gestalten vergessen: Marie Ev und ihre Kinder, den vagabundierenden Bruder Klaus, den Jäger Jacham Diet, die schöne Nobburg und den großen bäuerlichen Unternehmer Karl Hiernbein. Jeder dieser Menschen, bis herab zur kleinsten Nebenfigur, ist echt bis ins Herz, man spürt nie ein Versagen des schauenden Auges und der bildenden Hand — von wie wenigen Büchern läßt sich das sagen! Mit welcher Schönheit lebt auch das Ganze der allgäuischen Landschaft darin, unaufdringlich und immer gegenwärtig —, es ist einem nachher, als hätte man lang in einem Allgäuer Tal und auf den Almen des Grünten gelebt. Die kühle Bergluft heller Morgenstunden schlägt zum Fenster herein, ihre Kraft meint man zu atmen, man meint die Schwärze heftiger Gewitter übers Tal heraufsteigen zu sehen, man erlebt die Ermüdung heißer Wanderungen und langer Arbeitstage. Dahinter aber immer den großen Gang der geschichtlichen Entwicklung, die Revolution von 48, die gefährliche Lockung Amerikas, den flüchtigen Traum einer „Freiheit" von Auslands Gnaden, die Not und Härte, aber auch die Größe des deutschen Schicksals. Unmög-

Digitized by Google

ich, von dem allen in einer Besprechung eine deutliche Vorstellung zu geben. Lesen soll man das und es als einen eigenen guten Besitz neben die besten deutschen Romane stellen, nicht nur neben W. Alexis, L. v. François, Freytag — die es alle an dichterischer Kraft übertrifft —, sondern in die Nähe von Keller und Gotthelf, deren Überlieferung es fortetzt. Dörfler hat nicht die großartige Ursprünglichkeit Gotthelfs, nicht seinen wilden und tragischen Geist, und das besondere Licht, das von Kellers Büchern ausstrahlt, kann es wohl auch nur einmal geben. Aber mit einer stolzen Bescheidenheit hat der Neuere von beiden gelernt. Wenn Gotthelf die Geister und Unholde des Berges noch selbst sah und kannte, so hat Dörfler doch noch eine lebendige Erinnerung an sie und versucht nicht, ihr Dasein zu leugnen. Und das halbe Jahrhundert, das seit Kellers irdisch frommer Weltschau vorüberging, hat den Allgäuer gelehrt, wieder mit tieferem Schauer an die Geheimnisse zu glauben. Was damals mit Kraft und gutem Willen zu bewältigen schien, wird hier demütig dem göttlichen Walten anheimgegeben. Es ist eine der großartigsten Szenen im „Alpkönig", wie der noch echte, noch nicht von der Zeit verdorbene Mann des Fortschritts, Karl Hiernbein, und der noch echte, noch nicht von der Zeit abgedrängte Pfarrer Nathanael mit seinem Wissen um die Geheimnisse, sich oben auf der Alpe begegnen und wie sie ihr Gespräch führen. Jedes Wort, das da gesagt wird, trifft unmittelbar unser Herz. Es sind die zwei Gewalten des deutschen Wesens, die hier aufeinander treffen und aus deren Berührung wir eine höhere Einheit ahnen dürfen: das Deutsche und das Christliche als ein gemeinsames Ganzes; denn beide Ströme fließen in Dörflers Werk zusammen. Das ist es, was uns hier mit so tröstlicher Macht ergreift: wir sehen an Dörflers Beispiel, wie in diesen unseren Tagen die deutsche Dichtung ein Ziel zu erreichen vermag, um das sie lang gekämpft hat. Sie ist erlöst von der eigensüchtigen Versponnenheit, die am Ende des 19. Jahrhunderts und bis zur Wende von 1933 unser Schrifttum wie in einen Käfig gesperrt hielt, aus dem nur die wenigen Starken sich befreien konnten, sie hat die staatliche, verantwortliche Gesinnung wiedergewonnen, die noch Stifters „Witiko", noch Kellers „Salander" erfüllte. Aber sie opfert um diese Tageswachheit nicht das andere: den Sinn für die Forderung von Drüben und Oben. Denn sehen wir doch klar: dies war eine Gefahr für uns und ist es noch; noch wandern wir auf der langen Brücke, die der Wille und die Kraft der Nation über den Abgrund geschlagen hat, und bei diesem Übergang sind es nicht nur die starken Bohlen, sondern auch die Blicke zu den leitenden Sternen, die uns vor dem Sturz bewahren. Dörfler steht mit seinem Werk an einer Stelle, von der aus das Hölderlin-Wort einen neuen Sinn gewinnt: „Was bleibet aber stiften die Dichter."

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Von allerlei neuen Büchern

Zunächst zwei Bücher des Auslands: Der schottische Arzt Halliday Sutherland, dessen autobiographischer „Bogen der Jahre" sich mit Recht manchen Freund erwarb, hat nun einen zweiten Band, „Erleben und Bewahren", folgen lassen (Rowohlt, Berlin 1936; 324 S.). Auch hier handelt es sich um autobiographische Anekdoten und Betrachtungen, die zwar nicht mehr die gleiche Dichtigkeit und Buntheit aufweisen wie im ersten Band, die aber nach wie vor von einem reichen Leben Zeugnis geben. Mit seiner ausgesprochen individuellen Haltung zeigt sich auch dieser zweite Band als ein typisch angelsächsisches Buch; aber es ist kein belangloser Individualismus, der aus ihm spricht, sondern alle diese Begebenheiten und Begegnungen im Leben Sutherlands gehen auf ihre Weise auch uns an, weil sie Lebensklugheit und Herzenswärme und damit ein schlechthin Verbindendes verraten.

Das zweite Buch des Auslands ist ein Roman des Norwegers Tarjei Vesaas: „Die schwarzen Pferde" (Styria, Graz-Leipzig-Wien 1936; 294 S.). Ein selten starkes Buch, karg und verschlossen in seinen Menschen, seiner Landschaft und in seiner Sprache. Es erzählt vom Schicksal einer norwegischen Bauernfamilie und ihrer Pferde. Hart und wild, abenteuerlich und stolz sind diese Menschen, schön und stark wie ihre Pferde, gleichsam Kreatur wie sie, aber unerlöst und sich selbst verstrickend. Und doch klingt durch das Ganze viel Zartheit, verhaltene Liebe und verhaltenes Weh.

Ähnlich in seiner Kraft wie in der verhaltenen Kargheit seiner Sprache ist Henrik

Digitized by Google

Herses südafrikanische Erzählung „Schambok" (Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig 1936; 173 S.). Sie spielt zur Zeit des Kriegsausbruchs von 1914 und erzählt von den Gewissenskämpfen alter Burenkämpfer, die nun zum Einsatz für England und gegen die Deutschen gezwungen werden sollen. Schambok, die Nilpferdpeitsche, ist hier das Gewissen, das die Buren dazu treibt, dem Ruf Englands nicht zu folgen, sondern über den Oranje zu den Deutschen überzugehen. Schwer und hart ist dieser Gewissenskampf, weil er den Verlust der mühevoll errungenen Heimat und die Zerstörung der Farmen durch die Engländer bedeutet. Aber Herse hat diesen Kampf erschütternd und bezwingend dargestellt. Auch diesem Buche möchte man weiteste Verbreitung wünschen, weil es ohne falsches Pathos von echten Helden schreibt.

Ein Buch ganz anderer Art und doch im Charakter dem „Schambok" nahestehend ist Ernst Jüngers Essay: „Der Kampf als inneres Erlebnis", dessen 6. Auflage jetzt bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin (114 S.) erschien. Jüngers Werke sind zu bekannt, als daß sie hier ausführlich besprochen werden müßten. Immerhin sei gesagt, daß es fast verwundert, erst das 15. bis 16. Tausend dieser Schrift von Jünger herausgebracht zu sehen. Sie sollte bereits eine viel größere Verbreitung gefunden, und ein jeder wehrfähige Deutsche sollte sie gelesen haben, um sich mit ihr auseinanderzusetzen. Man kann Jüngers Bücher nicht einfach bejahen, aber man kann noch weniger an ihnen vorübergehen, denn in ihnen ist eine Kraft Gestalt geworden, in ihnen hat sich gleichsam das kämpferische Prinzip zu sich selbst verdichtet, sodaß jeder, der das Wort Kampf, der den Begriff des Heldischen bekenntnishaft in Anspruch nimmt, sich an Jüngers Werken erproben sollte, um das ganze Ausmaß dessen, was Kampf und Krieg bedeutet, zu ermessen.

Es folge hier ein kleines Bändchen Lieder und Gedichte: „Deutsche Wende. Das Lied der Jungen", herausgegeben von Prof. Dr. Heinz Kindermann (Ph. Reclam jun., Leipzig 1936; 80 S.). Es bringt eine Auswahl aus der Lyrik der jungen Dichter des Dritten Reiches, die thematisch in acht Abschnitte (Auferstehung des Reiches, Verpflichtendes Erbe, Ewige Erde, Deutsche Arbeit, Deutsche Frömmigkeit, Wiedergeburt der Seele, Neuer Sinn deutschen Lebens, Chor der Grenz- und Auslandsdeutschen) gegliedert ist. Auch hier ist Kampf, aber es ist der Kampf um eine neue Weltschau, um die Gemeinschaft, um die wesentliche Ganzheit des Volkes.

In die Zeit der Reformation führt sowohl stofflich wie stilistisch der Roman Robert Walters: „Eva von Trott" (Broschek & Co., Hamburg 1936; 231 Seiten). In Form einer Chronik läßt Walter den ehemaligen Küchenschreiber Tile Ifeken des Herzogs Heinrich des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel vom Leben, Lieben und Leiden der Geliebten des Herzogs berichten. Das Buch entbehrt nicht mancher feiner Gestaltungszüge, die sich vor allem um des Herzogs Narren, Ottchen Nettelbusch, sammeln. Doch bleibt die Geschichtlichkeit des Romans ein wenig dünn.

Nur um wenige Jahrzehnte später spielt der gleichfalls stark ins Romanhafte übersetzte Lebensbericht über Don Juan d'Austria von Franz Zeise: „Die Armada" (Ernst Rowohlt, Berlin 1936; 281 Seiten, 11 Bildtafeln). Bei Zeise tritt das Atmosphärische der geschichtlichen Umrahmung des Johann von Österreich wirksam in Erscheinung, wenn auch vielleicht manchmal auf die romanhaft-malerischen Effekte zu großer Wert gelegt wird. Die Tragik des „Siegers von Lepanto", sein heimatloses Bastardschicksal, belastet von der Mißgunst seines Halbbruders Philipp, aber auch von der eigenen inneren Unausgewogenheit, wird jedoch durch Zeise lebendig dargestellt. Das Buch hat echte Spannung.

F. F. von Conring schreibt einen biographischen Roman „Blücher" (W. R. Lindner, Leipzig 1936; 165 Seiten). Ihn zu lesen, fällt wegen des Stils zunächst schwer, denn es tauchen Bilder auf, die man einfach nicht schreiben kann. Dann aber packt doch der Stoff, der Mensch Blücher, und man spürt die ehrliche Begeisterung des Verfassers. Das versöhnt.

Ein Roman aus dem Weltkrieg ist „Stadt und Festung Belgerad" von Josef Magnus Wehner (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936; 261 S.). Hier wird, soviel wir wissen, erstmals der Kampf an der deutsch-österreichischen Südostfront, der Donauübergang und die Erstürmung Belgrads als dichterischer Stoff behandelt, wobei Wehner in das eigentliche Kriegsgeschehen breit angelegte Bilder der Landschaft und fast urweltlich wirkender Naturgewalten einstreut. Durch das Ganze, das Freund und Feind gerecht zu werden sich bemüht, zieht sich die seltsame Liebesgeschichte eines deutschen Unteroffiziers und eines serbischen Zigeunermädchens.

Digitized by Google

Jürgen Hahn-Butry gab im Wilhelm Limpert-Verlag (Berlin-Dresden 1936; 345 S.) ein Buch vom Front-Alltag: „Die Mannschaft" heraus, in dem 24 Frontkämpfer vom Leben an der Front erzählen, um dessen Alltagszüge zu zeigen, die meist hinter den Berichten über die großen Schlachten verschwinden. Es sind einige recht gute Geschichten darunter, so vor allem die von Otto Paust: „Die Frauen von Béthenville", oder „Der Schustersbock" von Gustav Goes, „Der Tragtierführer" von Major a. D. Kornel Abel, und nicht zuletzt die von Jürgen Hahn-Butry selber: „Georgette, der Unteroffizier und ich". Ob freilich das Buch als Ganzes wirklich eine Lücke ausfüllt, muß als fraglich gelten.

Ein Buch des Friedens, das nur in seinem letzten Teil in den Krieg hineinspielt, ist der Roman „Die Ortlbäuerin" von Marie Amelie von Godin (Kösel & Pustet, München 1936; 209 S.). Es ist eine stille Geschichte von einem niederbayrischen Bauern und seiner Frau, die einen verwahrlosten Hof übernehmen und sich, rastlos fleißig, hocharbeiten. Ihr Schicksal wie das ihrer Kinder spielt nur wie eine farbige Nuance in das des Hofes hinein. Die Geschichte ist nicht eben stark, aber sauber und anspruchslos erzählt.

Anders ist es mit der Erzählung „Das dunkle Herz" von Hedwig Rohde (S. Fischer, Berlin 1936; 188 S.). Diese Geschichte ist anspruchsvoll ohne Berechtigung. Sie erzählt von zwei Schwestern und ihrer höchst merkwürdigen Liebes- und Lebensbindung an einen Mann. Es geht da reichlich krampfhaft zu. Mag das auch im Leben möglich sein, und es ist sicher möglich, so braucht es nicht erzählt zu werden, es ist überflüssig.

Die Erzählung aus dem gleichen Verlag: „Das Geständnis" von Hans Jüngst (167 S.) dagegen ist gut und stark. Hier kämpfen zwei einfache Menschen um die Wahrheit ihres Lebens und ihrer Liebe, und ihr Kampf steht breit auf einem von der Natur her und volkhaft reichen Boden.

Ein starkes Buch ist der Roman eines Elements: „Radium", von Rudolf Brunngraber (Ernst Rowohlt, Berlin 1936; 397 S.). Brunngraber ist hier über seinen früheren Roman „Karl und das 20. Jahrhundert" erheblich hinausgewachsen. Wie er den Kampf, den die Entdeckung des Radiums, vor allem in der Wirtschaft, doch auch in der Wissenschaft und hier wieder an erster Stelle in der Medizin heraufbeschwört, darzustellen und in die Konflikte menschlicher Gestalten hineinzubinden weiß, das ist vorzüglich, und man liest das Buch mit ungeminderter Spannung bis zum Ende, ohne daß etwa sein Stoff auf eine billige Sammlung von Sensationen hinausliefe. Es klingt im Gegenteil ein großer Ernst an, zumal in den der wissenschaftlichen Verwendungsweise des Radiums gewidmeten Kapiteln.

München. Jorg Lampe.

Neuerscheinungen

Ausländer

Anton Coolen, der Niederländer, gibt uns ein neues Buch, das in deutscher Übersetzung im Inselverlag herauskommt: „Das Dorf am Fluß" (289 S.). Wieder, wie im „Brabanter Volk" und der unvergeßlich schönen Geschichte „vom guten Pferd", erweist sich Coolen als ein Meister der Idylle. Das will sagen, er gibt keine aufregende, psychologisch geführte und sich entwickelnde Handlung, sondern Bilder, die leise wechselnd aufeinander folgen wie die stillen Bildnisse der Laterna Magica. Volle, tiefleuchtende Farben, ernste Schatten, mit unbeirrbarer Wahrhaftigkeit gezeigt und vom Dichter betrachtet mit lächelndem, wehmütigem Blick. Eine prachtvolle Gestalt, dieser große rotbärtige Friese, Doktor van Taecke, und seine Frau, die er liebt und die ihm früh stirbt, und wie er seine Buben dann in eine Schule schicken muß und ihnen ein Bild der toten Mutter mitgibt: „Wenn ihr schwere Augenblicke im Leben habt, dann seht auf ihr Bild, um zu wissen, wie ihre Augen waren." Und sein tauber Freund, der alte Wilderer Cis. Und sein Diener, sein Hund und sein Pferd. Seine Art mit den Kranken. Selbst seine Fähigkeit zu langem Haß und einer wilden Härte gegen seine Feinde hat etwas Großartiges. Aus dem Ganzen dieser Gestalt heraus spricht das unsentimentale, gütig-ernste Lebensgefühl des Dichters: „Es gibt kluge Menschen, die alles wissen und darum alles verachten. Es gibt aber noch klügere, die spüren etwas von den Geheimnissen; die verachten allmählich immer weniger."

Stijn Streuvels: „Liebesspiel in Flandern" (Aus dem Flämischen bei Engelhorn,

Digitized by Google

Stuttgart 1936; 256 S.). Man hat hier ein so wohltuendes Gefühl der Gelassenheit, des selbstverständlichen Wohnens im ländlichen Umlauf des Jahres, daß man den unbekannten Hamburger Kaufmann wohl begreift, der unlängst für Streuvels einen Rembrandt-Preis gestiftet hat. Flandern ist jung wie in den Tagen Tyll Ulenspeegels und ist voll unerschöpflicher Kräfte, und Albrecht Dürer hatte recht, als er das Wort sagte, das die Ankündigung des Verlegers diesem neuen Streuvels-Buch voransetzt: „Die Kunst steckt wahrhaftig drinnen in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie."

Der finnische Dichter F. E. Sillanpää ist durch seinen Roman von „Silja, der Magd" zuerst bei uns bekannt und rasch berühmt geworden. Wirklich gehört dies Werk und sein nächstes: „Eines Mannes Weg" (Inselverlag, Leipzig 1935; 233 S.) zu den großen Geschenken, die der europäische Norden uns zu geben hatte. Die Unmittelbarkeit des Blickes, diese unwillkürliche Tiefe und Menschlichkeit, macht diese Bücher sogleich als Gaben „aus erster Hand" kenntlich. Beide haben die rechte epische Ruhe, die den Leser an der Hand zu führen und mit allen Gewißheiten des Lebens zu umfangen weiß. Wir kommen nie in die Gelegenheit, an der Gültigkeit der Dinge zu zweifeln, die da vor unserm Auge geschehen. Siljas unberührte und süße Jugend und die Kraft des Hofbauern Paavo überzeugen uns allgewaltig von ihrem Dasein, sie sind echtbürtige Kinder des Lebens, beide, und was sich um sie her bewegt, leidet und sich freut, stirbt und lebt, hat dieselbe Wahrheit und Schönheit.

Innerhalb seiner neuen „Bibliothek der Romane" legt der Inselverlag Defoe's „Robinson" in einer vollständigen Ausgabe vor, nach der ersten Übersetzung von Bischer, durchgesehen von Severin Rüttgers. Mit der alten herzbewegenden Macht ergreift uns dies Buch wieder, nichts hat es verloren, seit es uns als Kinder überwältigte und unser kindliches Leben mächtig wie kein anderes Buch bestimmte. — Seltsam nimmt sich, in der gleichen Buchreihe, Jacobsens „Niels Lyhne" aus. Wie vergangen ist diese geistreiche Melancholie, wie überwunden die Probleme, die Niels bis zu Tode quälen! Lyhne erweist sich als ein bloßes Versuchsobjekt, an dem einst ein feiner Geist die Gebrechen und die Tragik seiner Zeit aufzeigte. — Es ist nicht mehr unsere Tragik, es sind nicht mehr unsere Gebrechen.

Mazo de la Roche: „Das unerwartete Erbe" (Aus dem Englischen bei Diederichs, Jena 1936; 354 S.). Eine Fortsetzung der Chronik des Hauses Jalna, wieder sehr lebendig und mit einer niemals versagenden Kraft erzählt. Man liebt das Buch, sobald man nur ein paar Seiten hineingeraten ist, es läßt einen dann auch nicht mehr los. Auf ungekünstelte und dabei eindringliche Art rückt es uns die Menschen und ihre Schicksale ans Herz. — Im gleichen Verlag erschien de Costers „Ulenspiegel" in neuer Auflage. Wie jung ist dies Buch geblieben! Wir glauben es zu kennen und bei jedem wiederholten Lesen wird es uns neu; Till und sein Begleiter, seine Mutter, Nele, der Kampf mit den Spaniern auf dem Eis und hinter allem immer der große Horizont der flandrischen Freiheit!

„Nun versuche zuerst einmal, von weitem in bedecktem Licht ein braungoldenes Gesicht zu sehen. Ein schönes Gesicht. — Die Züge haben die ganze Frische des vierzehnten Jahres; und doch ist ihre Zeichnung schon entschieden. Eine Art griechischer Adel: in der Wölbung der Brauen, im Ansatz und der Linie der Nase, im klaren Eirund des Gesichts ... sie steht vor mir auf dem Sand eines Spielplatzes und hinter ihr ist Rasen. In der Hand hat sie ein zusammengerolltes Seil, du weißt, ein Seil zum Springen mit runden Holzgriffen. Sie benutzt es wenig. Sie hält es mehr wie einen Fächer." Das ist Helene Sigeau, ein Mädchenwesen von unvergänglicher und dabei wie gegenwärtiger Wahrheit! Sie ist der zarte Kern des letzten Buches aus Jules Romains Romanreihe „Die guten Willens sind". Immer verschwindend und wiederkehrend beherrscht ihre Gestalt den neuen Band „Junge Liebe" (Deutsch bei Rowohlt, Berlin 1936; 366 S.) und wieder wird ein Stück dieser merkwürdigen Wirklichkeit „Paris" vor uns ausgebreitet. Die Liebe von Kindern, ihre kindlichen Heimlichkeiten und Zusammenkünfte, ihre Wanderungen in den Straßen, ihre Sehnsucht nacheinander, die Trennung. Ein junger Mensch erzählt das seinem Freund, von Erinnerung überwältigt, in jedem der Worte, die er findet, spürt man die unvergleichliche Luft dieser Stadt. Es ist ein vereinzeltes Erlebnis, wie es deren vielleicht viele gegeben hat und immer geben wird; Romains, dieser große Erzähler, vergißt nie, daß zwei kindliche Menschen und ihr Gefühl nicht die Mitte der Welt sein können, sondern immer nur ein

Digitized by Google

Ausschnitt aus dem großen bewegten Gemälde einer Stadt, das zu malen er sich vorsetzte. Aber indem die kleine Helene Sigeau und ihr Freund unter der Menge der Menschen und ihrer Schicksale verschwinden, entzückt uns ihre flüchtige Erscheinung. Indessen führt Romains auch die andern Lebensgeschicke fort, die wir aus den zwei ersten Bänden kannten: Gurau, Quinette, Sammécaud — ihnen allen begegnen wir wieder, neue Figuren reihen sich ein, es ist von höchstem künstlerischem Reiz, zu sehen, wie er die Fäden aufhebt, verwirrt, fortspinnt und ordnet. Er hat es zustande gebracht, nach drei fertigen Bänden seines großen Romans die Erwartung auf die folgenden höher als je zu spannen.

Der Rowohlt-Verlag in Berlin setzt seine Balzac-Ausgabe fort, vier weitere von diesen hübschen Bändchen sind erschienen: „Eugenie Grandet", „Der Alchimist", „Die tödlichen Wünsche" — die Geschichte jenes geheimnisvollen Chagrinlebers, das Macht hat, jede Sehnsucht zu erfüllen, aber mit jedem Wunsch ein Stück von der Lebenskraft des Wünschenden nimmt. Schließlich, in einem Doppelband, der große anklägerische Sittenroman „Tante Lisbeth". Vieles in diesen Büchern hat für den heutigen Leser wohl an innerer Überzeugungskraft eingebüßt, es ist ziemlich viel Leerlauf und bloße Routine an dem Ablauf dieser Handlungen, aber ihr Zusammen ergibt doch eine der größten schriftstellerischen Leistungen der Welt. Das Frankreich von heute wird nicht ohne seine Grundlagen im 19. Jahrhundert zu verstehen sein. Dazu aber hilft uns keiner so wie Balzac, also bleibt diese neue deutsche Ausgabe etwas Gutes und Nötiges. Bis auf die Verdeutschung der „Cousine Bette", die einen etwas schlampigen und burschikosen Eindruck macht, sind auch die Übersetzungen gut geraten, und die Umschlagzeichnungen sind von ungewöhnlichem Reiz.

Von C. F. Ramuz erscheint eine Erzählung: „Der Bergsturz" (Aus dem Französischen bei Piper, München 1936; 196 S.). Das Buch ist voll echter Stimmung des hohen Gebirges, eine tiefe und reiche Erzählerkraft ist überall spürbar.

Joseph Conrad: „Spannung" (Deutsch bei S. Fischer, Berlin 1936; 322 S.). Das Buch — das letzte, das Conrad geschrieben hat, es blieb unvollendet — spielt zur Zeit der Gefangenschaft Napoleons auf Elba. In den Erlebnissen eines jungen Engländers spiegelt sich die außergewöhnliche Spannung, die Europa erfüllt. Mit mächtiger Wirklichkeit drängen sich uns Menschen und Zustände entgegen, politische Erregungen, Verschwörer, Schmuggler, staatsverräterische Beziehungen nach Elba. Conrads Erzählergewalt ist hier so groß wie je, es ist gar nicht zu verstehen, daß seine Bücher bei uns noch so wenig ins Breite gewirkt haben, er ist ganz gewiß einer der größten Prosa-Epiker gewesen, die je lebten. G. Jean-Aubry hat der vorliegenden Neuerscheinung ein Nachwort mitgegeben, darin er von der Entstehung dieser Arbeit erzählt und die Absichten Conrads erläutert.

Ein neues, zweibändiges Werk des jungen Amerikaners Thomas Wolfe kommt eben in deutscher Sprache bei Rowohlt in Berlin heraus (1936; 461 und 622 S.): „Von Zeit und Strom. Eine Legende vom Hunger des Menschen in der Jugend". Die Schicksale der Gants, jener Familie, die wir aus seinem Erstlingswerk „Schau heimwärts, Engel!" kennen, werden hier fortgeführt: Kampf und Not, Erfolg und Vergeblichkeit, Kraft und Besessenheit des Lebens. Und wahrhaftig mit Besessenheit sind diese Bücher von Wolfe geschrieben. Sie sind nicht eigentlich spannend, es ist nicht so, daß eine jagende Handlung uns mitreißt; denn auf wilde und heftige Szenen folgen lange Monologe, die „dickzüngig" sind (um einen Lieblingsausdruck des Verfassers zu gebrauchen), ausschweifende Kapitel voll schwerer Versonnenheit. Aber auch dies Nachsinnen über die Dinge, die Menschen, den Hunger, die Länder und die Liebe wird bei diesem Erzähler zu einer Art von Wut. Er ist unnachgiebig und grüblerisch bis zur Ermattung, von den tausend Seiten, wie man eine Sache betrachten kann, läßt er keine aus, er hat eine leidenschaftliche Gründlichkeit, die so deutsch anmutet, daß man gar nicht erstaunt ist, zu hören, daß Wolfe's Vorfahren in der Tat Pennsylvania-Dutch gewesen sind, deutsche Amerika-Siedler. Seine Kraft der Schilderung ist ungeheuer, aber sie ist keineswegs die Folge eines angeborenen Talents, Wolfe verfügt nicht über irgendwelche besonderen Mittel, Kniffe oder Geheimnisse der Erzählerkunst. Sein ganzes Geheimnis ist eine unersättliche und staunenswerte Beobachtung der Wirklichkeit, und zugleich eine grenzenlose Offenheit für den andrängenden Strom des Lebens.

Digitized by Google

Verschiedenes

Hermann Bredehöft: „Das siebente Jahr" (Franckh, Stuttgart 1936; 199 S.). In Form chronikartiger Berichte gibt B. eine Darstellung Preußens und seines Königs im letzten Jahr des 7jährigen Krieges.

Stalling, Oldenburg, bringt zwei kleine Erzählungen in hübscher Ausstattung heraus: „Der Auftrag" von E. Maaß (1936; 126 S.) und eine romanhafte Darstellung von Grabbes tragischem Leben: „Grabbe kehrt heim" von Z. v. Kraft (1936; 115 S.).

Meta Scheele: „Stier und Jungfrau". Eine Erzählung aus der Zeit Karls des Kühnen von Burgund (List, Leipzig 1936; 303 S.).

Th. Bohner schildert das Leben Hebels: „Des deutschen Volkes Hausfreund" (Eckart, Berlin-Steglitz 1936; 196 S.).

Drei neue Stücke im Volksspieldienst des Theaterverlags Langen-Müller, Berlin: „Das Richtfest" von Johannes Lincke, dem Verfasser der schönen Erzählung „Ein Jahr rollt übers Gebirg", ein Chorspiel „Wir ziehen am Tau" von Steguweit und ein Spiel „Heiliger Sturm" von Schwitzke (55, 24 und 32 S.).

Walther Eckart sucht in seinem „Spiel der Weihenächte" (Theaterverlag Langen-Müller, Berlin 1935; 54 S.) das ganze Geheimnis der Christnacht als einen Kampf zwischen Licht und Finsternis in Form eines deutschen Wintersonnwendspiels darzustellen, hat aber doch mehr ein Zwitterding als ein überzeugendes Ganzes zustande gebracht.

Gerhart Hauptmann hat wieder einmal in Romanform einige Stationen seines Lebensweges beschrieben: „Im Wirbel der Berufung" (Fischer, Berlin 1936; 281 S.). Auch hier bekommt Hauptmann, der sich für diesmal hinter dem Namen Erasmus Gotter versteckt, mit dem Hamlet zu tun. Bei einer Inszenierung an einem deutschen Hoftheater verliebt er sich in die Darstellerin der Ophelia, aber seine Frau kommt noch zur rechten Zeit dazwischen und bringt ihn zur Besinnung. So wunderlich es ist, daß ein Dichter so unbekümmert sein Leben der Neugier der Romanleser preisgibt — eine echte Menschlichkeit steckt doch dahinter.

Sehr schön, mit Humor und Ernst und genauer Kenntnis der Dinge und Menschen erzählt Anton Kippenberg seine „Geschichten aus einer Hansestadt" (Insel 1936; 210 S.). Das ganze Bremen ersteht darin zu freundlichem, lustigem, würdigem Leben: geschichtliche Erinnerung und löbliche Gegenwart. Kippenberg weiß genug davon, da er dort aufwuchs, trotzdem hätte nicht jeder so lebendig davon berichten können. Er tuts mit offenbarem Vergnügen, und so hat sein Buch die beiden unerläßlichen Eigenschaften guter Bücher: die Fähigkeit des Darstellens und die Lust zur Sache.

Per Imerslund, ein in Deutschland aufgewachsener und deutsch schreibender Norweger, erzählt von seinen Erlebnissen in Mexiko. Bei aller Abenteuerlichkeit und Lebhaftigkeit des Erzählens richtet sich der Blick doch immer wieder mit Sehnsucht nach der norwegischen Heimat zurück. Mit einem inneren Recht trägt darum dies Buch aus Mexiko den Titel „Das Land Noruega" (Insel 1936; 256 S.). Etwas unserem deutschen Gefühl sehr Verwandtes ist in dieser Mischung von Heimatsehnsucht und Freude am Fremden, Wunderbaren zu spüren — und wie kräftig, wie menschlich ist das erzählt!

Florian Seidls neuer Roman: „Der Weg der Eva Brugger" (Cotta, Stuttgart 1936; 255 S.) schildert die dramatische Entwicklung einer Frau vom gefühlvollen Mädchen zu einer Art Kriemhilde des Dorfes.

Hermann Hostler, Schriftsteller und Arzt, hat in seiner Erzählung vom „Pfarrer Johannes Beutler" (List, Leipzig 1936; 174 S.) die „Geschichte einer Adoption" geschrieben und bringt dabei die ganzen Probleme der neuen Vererbungslehren aufs Tapet.

„Gesine und die Bostelmänner", ein neuer Roman von Konrad Beste (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936; 295 S.). Der Schauplatz ist die Lüneburger Heide. Die „Bostelmänner", Vater und Sohn, sind in Gefahr, bei einer hübschen Gastwirtin ihre Pflichten und ihr rechtes Leben zu vergessen, bis Gesine, das junge Mädchen, sie wieder zur Besinnung auf sich selbst bringt und alles gut enden kann.

Karl Röttger: „Dämon und Engel im Land" (List, Leipzig 1936; 385 S.). Eine stille westfälische Geschichte mit einer guten Treue zur Heimaterde.

Ilse Molzahn: „Der schwarze Storch" (Rowohlt, Berlin 1936; 248 S.). Der Schauplatz: ein Gutshof im deutschslawischen Grenzland, dem „auch die Störche kein Glück

Digitized by Google

ringen". Ein herber und vergeblicher Kampf um den Heimatboden, Schwierigkeiten, kurze Freuden und schwere Nöte, vom Blickpunkt eines Kindes miterlebt, einige rührende und derbe Szenen und ein erfreulicher Mangel an Sentimentalität.

In neuer Auflage erschien „Der Kanzler Klaus von Bismarck" von Walter Flex (Quell-Verlag, Stuttgart 1936; 175 S.), das Schicksal eines Vorfahren Ottos von Bismarck, aus einer schweren Zeit Brandenburgischer Geschichte.

Von Jarl Hemmer, dem berühmten Verfasser des Romans „Gehenna" ein neues Buch: „Die Morgengabe" (Aus dem Schwedischen bei Langen-Müller, München 1936; 231 S.). Ein Romeo und Julia-Schicksal im Norden, mit Kraft erzählt, voll lebendiger Farben, Menschen und Bilder der Landschaft.

H. Schulz von der Marck: „Draußen ist Wind" (Rowohlt, Berlin 1936; 275 S.). Eine Sommergeschichte in einer kleinen Stadt am Meer mit einer hübschen, leichten und farbigen Art des Vortrags, junge Leute, die der Wind des Lebens durcheinanderwirft.

Lilly Gräfin zu Rantzau: „Das Glied in der Kette" (Paul Müller, München 1935; 282 S.). Geschichte eines Erbhofs in Norddeutschland, ein bißchen sentimental und wortreich, im ganzen aber nicht schlechter als die übliche Literatur dieser Art, mit der wir allmonatlich beschenkt werden — eher sicherer, in sich ruhender als die Mehrzahl davon.

„Der Büffelbrunnen" von Adolf Meschendörfer (Langen-Müller, München 1935; 354 S.). Ein flott dahinerzählter Liebesroman aus Siebenbürgen.

Ingeborg Andresen gibt einen Grenzlandroman aus Nordschleswig: „Die Stadt auf der Brücke" (Westermann, Braunschweig; 238 S.). Als Stoff wichtig genug, um das Buch zu empfehlen.

In der Kleinen Bücherei des Langen-Müllerschen Verlags erschien von Hans Leifhelm eine Sammlung kleiner Erzählungen unter dem Titel: „Steirische Bauern" und eine Geschichte in drei Kapiteln von Robert Hohlbaum: „Getrennt marschieren".

Eine neue Sammlung kleiner Geschichten von Hermann Claudius: „Wie ich den lieben Gott suchte" (Kleine Bücherei, Albert Langen/Georg Müller, München 1935; 66 S.). Harmlose, freundlich erzählte Sachen.

H. Reimann hat sich um viele Leute verdient gemacht, indem er ihnen in einem Band von 180 S. erzählt, was Kitsch ist und was nicht: „Das Buch vom Kitsch" (Piper-München 1936). Alle Buchschreiber, die es nicht genau wissen, sollten darin nachlesen und die Beispiele auswendig lernen, um sie das nächste Mal zu vermeiden.

Ernst Bertram veröffentlicht Betrachtungen über die „Freiheit des Wortes" (Inselbücherei; 54 S.), die in Briefform abgefaßt sind. Dort steht mit Recht die Frage: „Willst du mit Gewalt vergessen, daß die scheußligste Entartung in eben die Zeit fiel, da alles laut und frevelhaft öffentlich zu sagen erlaubt war?... Und sieh doch hin: was ist denn geworden drüben aus den Völkern des ‚freien Wortes', wie sie sich selbstrühmend vor ihren blindgewordenen Spiegeln drehn? nennst du es freies Wort, wenn Kriegsvergiftung des Geistes wieder allgemeines Landrecht wird und der furchtsame Haß sich als Verteidigung europäischer Gesittung (der vielbewährten) dickfarbig aufschminkt? Einer solchen giftigen Freiheit des Haßwortes stehe der Kriegsgehorsam unseres Wortes gegenüber. Vergiß nicht: wir sind im Kriege, immer noch und mehr denn je... wir sind ganz gewiß nicht dazu da, den Unsern das Gefällige zu sagen. Aber auch das Zweideutbare, Zwiespältige ist eine Gefahr, es könnte dem Feind wie eine Winkfahne erscheinen." All dies, was Bertram mit ernster Leidenschaft ausspricht, ist notwendig zu sagen und zu hören. Allerdings scheint mir, daß er sich hier und da von der hohen Flut seiner — wenn auch echt empfundenen — Beredsamkeit, über Klippen und Schwierigkeiten des Themas hinwegtragen läßt. Aber das fällt nicht sehr ins Gewicht, gegenüber dem Wert des Buches.

Eine Auswahl der Inselbücherei stellt „Goethes schönste Briefe" zusammen (104 S.). Das ist ein Buch von wunderbarer Wahrheit und Kraft, weil Goethes Briefe nicht mit dem Seitenblick auf eine bewundernde Nachwelt geschrieben sind, sondern aus dem lebendigen, nur zum Empfänger hingewendeten Sprechen hervorgehen.

Zugleich erscheint in der Inselbücherei eine schöne Sammlung „Griechischer Lyrik" (78 S.), ausgelesen von Karl Preisedanz, in Nachdichtungen alter und neuer Übersetzer.

Hans Brandenburg hat bei Piper in München seine sämtlichen Gedichte

Digitized by Google

gesammelt (1935; 321 S.). Das Buch gibt einen erstaunlichen Eindruck von der Fruchtbarkeit und Unerschöpflichkeit dieses Lyrikers.

Gustav Adolf Gerbrecht veröffentlicht eine Gedichtsammlung: „Stern unter Sternen" (Arthur Geist Verlag, Bremen 1935; 31 S.). Zugleich sind im selben Verlag Gerbrechts Erzählungen „Heimwege" (102 S.) in neuer Auflage herausgekommen.

Richard Hille: „Der Krieg". Gedichte (Müller & Kiepenheuer, Berlin 1935; 64 S.). Zeugnisse duldender und überwindender Gesinnung, wenn auch nicht zu einer Form gereift, die das Erlebnis in sich trägt und für eine Zukunft bewahrt.

In der Reihe der „Bücher der Rose" erschien ein Band mit den hymnischen Dichtungen von Hölderlin, Novalis und Nietzsche unter dem Titel: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland", eingeleitet und herausgegeben von Hermann Claudius (Langewiesche, Ebenhausen 1935; 78 S.).

Max Reuschle veröffentlicht ein Buch deutscher Gesänge unter dem Titel „Volk, Land und Gott" (Langen-Müller, München 1935; 74 S.).

Georg Maitz veröffentlicht reichlich unbedeutende aber wahr empfundene Lyrismen „Musik aus stillen Stunden" (Recla-Verlag, Graz 1936; 58 S.).

Zwei Lyrik-Anthologien: Die eine im Reclam-Verlag, Leipzig (1936; 310 S.) unter dem Titel „Aus reinem Quell, Deutsche Lyrik von Hölderlin bis zur Gegenwart". Aus der neuen Zeit ist schlecht gewählt, die wichtigen, echten Lyriker fehlen fast alle, statt dessen hat viel Überflüssiges Platz gefunden. — Interessanter die andere, nach sehr persönlichen Gesichtspunkten zusammengestellte Auswahl aus der Lyrik der Gegenwart: „Lieder der Stille" (Heyne, Dresden 1936; 123 S.). Sehr schön gedruckt und ausgestattet.

Der Präsident der Reichsschrifttumskammer, Hanns Johst, gibt ein Buch heraus: „Maske und Gesicht. Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland" (Albert Langen/Georg Müller, München 1935; 209 S.). Es ist ein unverwischbares Dokument der neuen Kulturgesinnung in Deutschland.

Hellmuth Langenbucher gibt eine Art Rechenschaftsbericht über die Leistung der jungen Generation: „Dichtung der jungen Mannschaft" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1935; 102 S.). Brauchbar als Hinweis und Übersicht.

Bertha von Günzel: „Ein Frauenschicksal im Räderwerk der Zeit". Das sind Briefe einer Baltin aus den Jahren vor und im Krieg. Menschlich Echtes und Erschütterndes findet sich darin. Die Balten haben viel erlitten, es ist gut wenn wir jetzt lesen, was sie zu erzählen haben (Sanssouci-Verlag, Potsdam; 243 S.).

Plaudereien über die Ehe, nicht eben sehr wichtige, aber vergnüglich und hier und da auch nützlich zu lesen, läßt Helene Haluschka im Styria Verlag, Graz, erscheinen: „Adam und Eva unter vier Augen" (1935, 98 S.).

„Also die Hauptsach beim Skilauf ist der Kopf, indem daß die Intelligenz beinand sein muß, nit wahr, und daß d' die B'sinnung nit varlierst, bald's dahingeht, nit wahr!" — Also sehen und hören wir den Skilehrer versichern, auf dem ersten Blatt von Hubert Mumelter's neuem „Skibilderbuch" (Rowohlt, Berlin 1935; 48 S. und Zeichnungen). Es ist amüsant wie die früheren und wird wie die früheren ein Erfolg sein.

Ein „Merkbuch für Skilehrlinge" von Annemarie Kopp (Hillmann, Leipzig 1936; 45 S.). Vergnügliche Reime, wenn auch bei weitem nicht so gut in Vers und vor allem in Zeichnung wie die Skibücher Mumelters.

Joachim Maaß: „Die Vogelstraßen Europas. Lehrgang einer Leidenschaft" Broschek Verlag, Hamburg 1936; 335 S.). Da ist die Fliegerleidenschaft, das Lernen und das Können, mit Schwung und Begeisterung beschrieben, es ist wirklich eine Art „Brevier für Luftreisende", als solches gut und brauchbar.

„Die Leute von Rosendorf". Eine Sammlung „sudetendeutscher Bauernköpfe", in Holz geschnitten von Walter Buhe (Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1936; 78 S.). Die Bauern selbst haben zu jedem Holzschnitt ihren eigenen Lebenslauf niedergeschrieben, der hier im Faksimile der Handschrift wiedergegeben wird. Eine schöne und rührende Veröffentlichung, schwerlich hätte man auf andere Weise das deutsche bäurische Leben im Sudetenland unter fremder Herrschaft eindrucksvoller und schlichter darstellen können.

Brannenburg am Inn. Bernt von Heiseler.

Redaktionell abgeschlossen am 20. August 1936

Hauptschriftleiter: J. V. Arthur Hübscher in München. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer in München. — Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G.m.b.H., München, Sendlinger Str. 80. — D. A. 2. Vj. 36: 3851. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 6. 35 gültig. — Druck und Buchbindearbeiten: Knorr & Hirth G. m. b. H. in München. — Papier: Bohnenberger & Cie. in Riefern bei Pforzheim. Verlag: Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Tatsachenberichte aus Sowjetrüssland

EWALD AMMENDE:

Muß Rußland hungern?

Menschen- und Völkerschicksale in der Sowjetunion

XXIV und 356 Seiten mit 22 Abbildungen / Preis broschiert RM. 6.—, Leinen geb. RM. 7.50

Nachdem dies Buch geschrieben ist, das zugleich eine bisher nicht vorhandene Darstellung der Methoden sowjetischer Politik in einem konkreten Fall gibt, kann niemand sagen, er habe nichts gewußt — und sich ebenfalls die Hände waschen. Berliner Tageblatt.

Nirgendwo ist dies bisher erschütternder und überzeugender nachgewiesen worden als in diesem Buch, das jeder kennen muß, der es unternehmen will, über die heutige Lage im sowjetrussischen Paradies ein begründetes Urteil abzugeben. Germania.

Hilfe wird in diesem Buch von denen verlangt, die dem Bolschewismus die Tore des Völkerbundes geöffnet haben. Es ist ein Ruf an Menschen, die nicht sehen wollen, weil sie nicht sehen dürfen, die sich blind stellen müssen, weil sie wissen, daß sie mitschuldig sind. Das Buch ist mit einem unendlichen Quellenmaterial sehr gründlich zusammengestellt. Ammende hat Rußland als Student bereist, war als wirtschaftlicher Sachverständiger mehrfach im bolschewistischen Rußland. Er ist ein einwandfreier Kronzeuge für alle. Berliner Illustr. Nachtausgabe.

OLGA DIMITRIEWNA:

18 Jahre Sowjetherrschaft

Erlebnisse und Erfahrungen einer Frau

VIII und 224 Seiten. Preis broschiert RM. 3.—, Leinen geb. RM. 4.50

... nimmt in der unabsehbar gewordenen Rußlandliteratur eine besondere Stelle ein: erstens, weil hier die Dinge mit den Augen der Frau gesehen sind, zweitens, weil die Verfasserin eine entschiedene Gegnerin des Zarentums und anfangs ebenso entschiedene Anhängerin der Revolution gewesen ist. Erfahrungen und Erlebnisse haben ihre Sinnesänderung bewirkt. Was die Verfasserin berichtet, sollte die gegenüber dem Bolschewismus schon wieder gleichgültiger werdende Menschheit aufrütteln und die verlorengegangene Solidarität gegenüber dem bolschewistischen Erzfeind wiederfinden helfen. Schönere Zukunft, Wien.

Ganz hervorragend sind einzelne Aufsätze über die Kinder, die Religion, die Ehe, die Lebensverhältnisse usw. im heutigen Rußland und über die geistigen Grundlagen des russischen Marxismus. Auf knappem Raume sind hier in kristallklarer Sprache die Dinge in geradezu klassischer Weise geschildert. Blätter für Bücherfreunde, Leipzig.

Dem vorliegenden Werk gebührt in der Rußlandliteratur der Gegenwart ein besonderer Platz, weil seine Verfasserin, die erst im Jahre 1935 aus dem Lande der Sowjets floh, die Schreckensherrschaft des Kommunismus nahezu zwei Jahrzehnte hindurch mitmachte und ihr Urteil auf Grund einer Fülle von Erfahrungen bildete, von denen sie gar viele am eigenen Leib hinnehmen mußte. Kronstädter Zeitung.

Ein erschütterndes Dokument der jüngsten Vergangenheit. Besonderes Interesse des Lesers werden die eingehenden Ausführungen der Verfasserin über die Jugendfragen und die kommunistische Ehegesetzgebung finden. Westdeutsche Fanfare

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG WIEN IX u. LEIPZIG

Digitized by Google

GESCHICHTE DER OLYMPISCHEN SPIELE

Von Prof. Dr. Franz Mezö, Budapest

Dieses Werk wurde 1928 in Amsterdam mit der Goldenen Olympischen Medaille ausgezeichnet. Es ist die erste umfassende Geschichte der Olympischen Spiele im alten Griechenland, die sich weitet zu einer Geschichte des Sports und der Leibesübungen überhaupt. Mit bewundernswertem Fleiß hat der Verfasser aus dem alten und neuen Schrifttum alles zusammengetragen, was über die Olympischen Spiele nur irgend Aufschluß gibt. Der von Sportschriftleiter und Olympiastarter Franz Miller bearbeitete zweite Teil berichtet über die modernen Olympischen Spiele seit der Wiederaufnahme im Jahre 1896 bis 1936. „Das Buch wirkt ungemein sympathisch" — schreibt die Philologische Wochenschrift, Leipzig — „weil es das Thema auf hohem wissenschaftlichen Niveau behandelt und doch fesselnd geschrieben ist." 276 Seiten, 94 Bilder und 2 Karten. Geh. RM. 3.50, Leinen RM. 4.80

SO KÄMPFTE UND SIEGTE DIE JUGEND DER WELT!

Von Olympiaweltstarter Franz Miller

Das kommende Erlebnis- und Ergebnisbuch über die XI. Olympiade zu Berlin 1936. Unter Mitarbeit von Baron P. von le Fort, Mitglied des deutschen Olympischen Ausschusses, und Pressechef Dr. H. Harster, sowie anderen hervorragenden Fachberatern aus allen Gebieten des Sports berichtet Olympia-Weltstarter Franz Miller darin in allen Einzelheiten über den Verlauf der großartigen Wettkämpfe. Dazu über 100 der besten und eindringlichsten Aufnahmen auf Kunstdrucktafeln! So wird das Werk für alle Zeiten Kunde geben von den denkwürdigen Olympischen Spielen Berlin 1936, den größten, schönsten und besuchtesten Spielen der Welt, die je stattfanden. Das Buch erscheint Mitte September. Geh. RM. 3.60, Leinen RM. 4.80

Durch jede Buchhandlung zu beziehen!

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 05602 3164

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 05602 3164

Digitized by Google

Digitized by Google

3 9015 05602 3164

Digitized by Google